
WIDENER LIBRARY
HX 6AHD A

Beilage zum TÜRMER IV. Jhrg. Heft 1



J. R. Tintoretto pinx. Photogravure Bruckmann

BACCHUS UND ARIADNE VON VENUS GEKRÖNT

Der Türmer

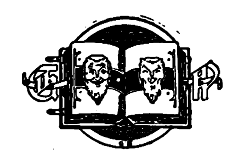
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Vierter Jahrgang * Band I.

(Oktober 1901 bis März 1902.)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.


Buchschmuck:
Georg Barlösius
Leitung der künstlerischen Ausstattung:
Professor Dr. Wolfgang von Oettingen

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

Stimmen des In- und Auslandes.

Offene Halle.

Türmers Tagebuch.

Briefe.

Photogravüren und Illustrationen.





IV. Jahrg. Oktober 1901. Heft 1.

Auch eine Jubilarin.

Von

Prof. F. Heman.

Sie ist alt, recht alt, die Jubilarin, die auf 2500 Jahre des Lebens, der Mühe und der Arbeit zurückschaut, auf sonnige Tage der Blüte, des Glanzes, der Herrschaft, und auf Zeiten trauriger, einsamer Verlassenheit, auf Zeiten schwellender Jugendkraft und Zeiten welker, kraftloser Hinfälligkeit, die Alte, die doch immer wieder sich verjüngt im ewig sprudelnden Born des Lebens, die ewig junge Geliebte und süße Braut des Geistes, die in leuchtender Schöne himmlischer Klarheit nicht aufhört, seine Gedanken mit immer neuen Idealen zu erfüllen, ihn hinaufzuziehen ins selige Reich der Ideen und hineinzulocken in die dunklen Geheimnisse des Daseins, und die doch nie von ihm sich erhaschen, nie von ihm sich heimführen und nie ihm sich verketten läßt, während der denkunfähige Pöbel der Banausen sie allezeit lästerte und verhöhnte als überjährige, verrückte, hysterische Jungfer, oder sie scheute, wie man ein geheimnisvolles, zu mitternächtiger Stunde umgehendes Gespenst zu fürchten pflegt.

Sie hat sonderbare Schicksale erlebt, diese sonderbare Jubilarin! Sie trug einst die Sklavenfessel mit Epiktet und bestieg mit Mark Aurel den höchsten Thron der Weltherrschaft; sie saß in Lumpen gehüllt in der Tonne bei Diogenes



und promenierte mit Friedrich dem Großen in Sanssouci; sie war die feinsinnige Gespielin Alexanders des Großen an des Aristoteles geschickter Hand und half emsig und unverdrossen dem Spinoza in seiner Verlassenheit beim Brillenschleifen; sie diente als demütige, fromme Magd den herrschgewaltigen Theologen der Kirche und spottete und witzelte mit allen Sophisten und Skeptikern, Humanisten und Encyklopädisten über alles, was fromm und heilig war. Sie war fromm bei den Frommen und heilig bei den Heiligen und verkehrt bei den Verkehrten und gottlos bei den Gottlosen. Man hat sie darum allerorten und allezeit gelobt und getadelt, geliebt und gehaßt, gepflegt und verfolgt; aber sie blieb sich immer gleich. Man war gegen die Arme und Schwache so erbost, daß man sie mit Sokrates vergiften und mit Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen verbrennen wollte; aber es hat alles nichts geholfen: sie blieb doch immer am Leben und immer so, wie sie war, denn von ihr gilt auch: sit ut est, aut non sit, nur daß sie, seit sie ist, nicht mehr nichtsein kann, und daß, obgleich sie immer bleibt, wie sie ist, sie doch immer wieder anders ist, und daß ihr stetes Anderssein das immer Gleichbleibende an ihr ist. Darum eben ist sie bald alt, bald jung, bald fruchtbar, bald unfruchtbar, bald Königin, bald Magd, bald Herrscherin, bald Dulderin; sie kann alles werden, nur eins ist ihr gefährlich: sie, die wie das Ewigweibliche uns hinanzieht zu ewig lichten Höhen, darf nie weiblich und weibisch werden, sonst ist's aus mit ihrem Adel, ihrer Kraft, ihrer Fruchtbarkeit!

Nachdem sie sogar die schlimmen Zeiten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts glücklich hinter sich hat, feiert sie nun so ungefähr im Jahre 1901 das Jubiläum ihres fünfundzwanzigsten Jahrhundertstages, denn es mag so ungefähr gerade um 600 vor Christus gewesen sein, als sie sich unter die occidentalen Menschenkinder wagte, an den sonnig heitern, lebenswarmen Gestaden des Jonischen Meeres, wo Thales, der tiefsinnige Denker und hochblickende Astronom, sie gleichsam von den Sternen zur Erde lockte. Seitdem hat sie standhaft und treu bei uns ausgeharrt und ihre besondere Neigung dem griechisch-römischen und germanisch-romanischen Geiste zugewandt.

Aber soll man der Philosophie wirklich ein Jubiläum feiern? Ist sie nicht doch nur eine landfahrende Abenteurerin, die zu gleißen und zu prangen und die Leute zu bethören und zu foppen versteht, aber doch nie etwas Solides und Dauerhaftes, für die gemeine Wohlfahrt Ersprießliches zu leisten vermochte? Hat sie denn wirklich auch nur ein einziges Verdienst um unser Geschlecht, das trotz aller Philosophie „so klug ist, wie zuvor"? Wäre es am Ende nicht doch am geratensten, man würde ihr, nachdem sie so viele Jahrhunderte die Geister genarrt hat, endgiltig im zwanzigsten Jahrhundert den Hals umdrehen und dann ihren mumificierten Leichnam in die Rumpelkammer der Menschheit stellen, und zwar in den ganz besondern Raritätenkasten, wo die exquisiten Thorheiten und Laster aller Zeiten zur ewigen Schande am Pranger stehen? War es denn nicht recht eigentlich beides zugleich: eine Thorheit und ein Laster, daß die Menschen

sich aufs Philosophieren verlegt und diese üble Gewohnheit nicht mehr haben ablegen wollen?

Man müßte sich wahrhaftig wundern, wenn nicht die Menge ihrer Hasser und Verleumder auf solche Gedanken käme, nachdem vor wenigen Jahren erst einige ihrer eigenen Diener, die ihr Brot essen, sie verleugnet und verraten, sie für abgelebt und tot erklärt haben, und sie selber das letzte Jahrzehnt hindurch ihr Leben nur noch mit narkotisch aufregenden Nietzscheschen Aphorismenpillen hat fristen können.

Aber man täuscht sich; sie hat schon schlimmere Zeiten durchgemacht. Desungeachtet wird sie doch wieder geschmückt nicht nur mit der Herrscherkrone einer Königin, sondern mit der Lichtgloriole einer Unsterblichen die Geister entzücken. Und jedenfalls gebührt ihr der gesamten Kulturmenschheit Dank für all die Gaben, die sie ihr in den fünfundzwanzig Jahrhunderten gespendet hat. Nächst ihrer älteren Schwester, der Religion, ist und bleibt doch die Philosophie eine der heilsamsten Geistesmächte in diesem materiellen Weltlauf, eine weithin strahlende Leuchte im Dunkel der Jahrhunderte; und wie geistesarm, wie niedrig, wie zerfahren, wie finster und roh sind die Völker und die Zeiten, die ihres vergeistigenden, erhebenden, aufklärenden Lichtes ermangelten! Sie gehört samt den Künsten und Wissenschaften zu den höchsten Geistesgütern der Menschheit.

Freilich, wenn man nach dem Genuß und Vergnügen fragt, das sie der Menge bereite, oder sie nach dem Nutzen wertet, den sie für Handel und Wandel, Industrie und Gewerbe dem Markte des Lebens biete, dann steht sie noch weit hinter Künsten und Wissenschaften zurück und hat so viel wie nichts geleistet, nur daß sie einiges den Schreibern und Druckern der Bücher zu verdienen gab, obwohl auch manche ihrer Produkte schon mit Gold aufgewogen und doch noch zu wohlfeil bezahlt wurden. Aber nicht auszusprechen, nicht einmal auszudenken ist, was sie dem Geistesleben und der Geistesentwickelung der europäischen Menschheit all die Jahrhunderte hindurch bis heute geleistet hat. Und es geziemt sich, ihr dies am Beginn des neuen Jahrhunderts zu gedenken. Wahrlich, die Menschheit darf doch stolz sein auf diese Heroen des Geistes, die so viele Geisterschlachten geschlagen und Geistessiege erkämpft haben, auf diese Pfadfinder der Wahrheit in Landen des Irrtums und Aberglaubens und in der Wüste der Geistesträgheit, auf diese Lichtträger der Weisheit im Dunkel der Unvernunft und Roheit, auf diese Märtyrer des Gedankens, welche die Menschen lehrten aufschauen vom Sinnlichen zum Geistigen, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, und hineinschauen in die wunderbaren Geheimnisse der eigenen Brust, die für sie kämpften mit dem Flammenschwert des Geistes wider die finsteren Mächte der Unvernunft, die, selbst wenn die Religion versagte, nicht aufhörten, die Menschen vor dem Versinken in den geistigen Tod zu behüten.

Man wird ja zu unterscheiden wissen: an die Heroen des Geistes hängt sich immerdar ein Schwarm solcher, die im Glanze jener sich sonnen, sich in geliehene Philosophenmäntel hüllen, um die eigene Blöße zu decken, sich von den

Brüsten fremder Weisheit nähren, als wäre sie eine frischmelkende Kuh, und allzeit, wenn im Reiche des Geistes „die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun" gehabt; und sie geben sich dann auch gerne für Baumeister aus, während sie doch nur Sand und Steine wälzen. Die Falschmünzer der Vernunft, die sich auch allzeit unter die Philosophen mischen, die sind's, welche die Philosophie in Verruf gebracht haben, denn in der That, es giebt ja keinen so verkehrten Einfall, der nicht schon von allerlei Philosophastern als profunde Weisheit gerühmt worden wäre. Corruptio optimi semper pessima, die Verderbnis des besten ist ja immer von allerschlimmster Wirkung, und wohl keine der guten Gaben von oben ist so oft und so arg schon mißbraucht worden, wie die beste und göttlichste aller Naturgaben: die Vernunft. Aber trotz alledem: die großen, gottbegnadeten Denker, die wirklichen Philosophen, die wie die großen Dichter und Künstler nur sparsam der Welt geschenkt werden, gehören doch unter die Wohlthäter der Menschheit, und zwar eben wegen ihrer Philosophie und durch sie. Und die Wolke der Zeugen ist nicht klein! Schlimm aber, daß man es unserer Zeit erst noch beweisen muß, so sehr ist ihr Herz und Sinn und Geist hingenommen vom Geschwirre der Räder ihrer kunstreichen Maschinen, vom Gewimmel des Verkehrs, den keine Eisenbahnen mehr bewältigen können, vom Geklirr ihrer Waffen, mit denen sie Kultur und Menschlichkeit in Trümmer schießen, vom Getümmel ihrer Genüsse und Lustbarkeiten, womit sie Sinne und Gewissen betäuben, und vom Geheul derer, denen alle Geistesfragen nur Macht- und Magenfragen geworden sind, und die alle Ideen und Ideale in dem brodelnden Kessel der Materie ersticken wollen. In solcher Zeit bedarf es freilich des Mutes, um die Herrlichkeit und Größe, den Adel und das Verdienst der geistigsten und abstraktesten aller Wissenschaften zu preisen, wie sehr ihr Verdienst auch sonnenklar am Tage liegen mag.

Man kann ja ganze Bücher darüber schreiben, wie mächtig und weit auch nur des einzigen Plato Philosophie auf die Menschheit gewirkt hat, seine Ideenlehre, durch welche er den Menschengeist über das Sinnliche, Zeitliche, Vergängliche hinaushob zum Ewigen und Unvergänglichen, ihm eine andere, höhere, bessere Welt aufschloß, als die unter seinen Füßen, und ihm höhere Lebenszwecke wies, als die irdischen. Der Gedanke eines Jenseits, verknüpft mit dem der Unsterblichkeit der Seele, die zu beweisen Plato sich alle erdenkliche Mühe gab, und sich zuspitzend in den Gedanken von der jenseitigen Vergeltung, was Plato nie aufhörte, seinen Jüngern ans Herz zu legen — dieser Gedanke war ein mächtiger Schutzdamm gegen die Hochflut der immer mächtiger anschwellenden, immer grauenhafter wütenden moralischen Depravation des griechischen Volkslebens der nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus. Als die Religion bei allen Gebildeten längst um alles Ansehen gekommen war, da hat die platonische Philosophie in ihren verschiedenartigen Ausgestaltungen den Griechen und Römern die Religion ersetzt und Geist und Herz über das Elend und die Fäulnis der Zeit emporgehoben. Die Philosophie war das einzige Licht, das noch die geistige

Nacht erhellte, in welcher schon längst auch Litteratur und Kunst ihren Glanz verloren hatten. Im erschütternden Zusammenbruch der griechisch-römischen Kultur und in der chaotischen Zersetzung aller bisherigen Geistesmächte hat sich die Philosophie noch am längsten erhalten und ihre Würde und ihre Kraft am kräftigsten gewahrt. Und wie mächtig hat sie die Geister für die Aufnahme der neuentstehenden christlichen Religion vorbereitet, ja zu ihrer Ausgestaltung mitgewirkt! Es ist weder im Orient noch Occident auch nur ein einziger Kirchenvater und Kirchenlehrer, von Paulus und Johannes angefangen, der nicht auch mit einem Tropfen platonischen Geistes gesalbt gewesen wäre, mochte ihm dieser Tropfen direkt aus den goldenen Schalen Platos oder indirekt aus aristotelischen, stoischen, philonischen Krügen zugeflossen sein. Der Hauch platonischer Ideen durchweht Dogmatik, Askese und Mystik der ganzen alten und mittleren Zeit, und der stolze Bau der katholischen Kirche mit ihrer die Geister und Leiber der Gläubigen beherrschenden Hierarchie hatte ihr ahnungsreiches Vorbild im platonischen, von Philosophen regierten Staate. Es ist nicht Zufall, daß Augustin seinem größten Werke den Titel „Vom Staate Gottes" gegeben hat. Es würde aber von wenig Verständnis und noch weniger historischem Sinn zeugen, wenn wir, die wir heute nach einer dem innersten Wesen des Christentums, der Offenbarung Gottes in Christus entsprechenderen Auffassung des Christentums ringen und in denen nun der Geist Christi oder der christliche Geist anders wirkt, diese frühere, unter platonisch-philosophischem Einfluß gewirkte Entwicklung der christlichen Religion tadeln und für unrichtig erklären wollten; denn es ist unstatthaft, den Gang der Geschichte meistern zu wollen. Für jene Zeiten, jene Völker, jene geistigen und materiellen Verhältnisse war diese von platonischem Geist durchsäuerte Entwicklung die einzig mögliche, segensreiche, durchschlagende und fruchtbare, daher relativ notwendige. Jedenfalls ist das unumstößliche Thatsache, daß ohne die Vorbereitung und Mitwirkung des Platonismus der Occident viel schwieriger für das Christentum wäre zu gewinnen gewesen, und daß, wo diese Einflüsse mehr oder weniger fehlten und dafür andere sich geltend machten, wie im Orient, das Christentum nur eine kümmerliche Entwicklung gefunden hat. Alles in allem erwogen, können wir nicht umhin zu sagen, daß der Platonismus ein außerordentlich segensreiches Ferment christlichen Lebens gewesen ist für das ganze Altertum und für das Mittelalter.

Und noch eins! Als das Salz am Ende des Mittelalters dumm geworden war und man nicht wußte, womit man salzen solle, da sind es in der Renaissance die edelsten Geister Italiens gewesen, die sich in die platonische Philosophie flüchteten. Und wenn wir heute noch die humanistische Bildung für am geeignetsten halten, der Jugend eine ideale Gesinnung einzupflanzen und Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, so wollen wir nicht vergessen, daß dieser Bildungsgang mit der Einführung in die Lektüre Platos ihren Gipfel erreicht. Die leuchtende, wärmespendende Sonne Platos ist am Horizont des menschlichen Geisteslebens noch nicht untergegangen.

Unsere ganze moderne Geisteskultur aber auf allen Gebieten ist ein Erzeugnis der schöpferischen Kraft der Philosophie. Hätte wohl der Staat eine solche Machtfülle entfalten, sich zum Kulturstaat ausgestalten und der Hort der Nationalität werden können, wenn nicht nach den verschiedensten Seiten hin ein Hobbes, Spinoza, Rousseau, Fichte, Hegel ihm die Richtlinien vorgezeichnet hätten? Und wer hat unter den schwersten, opferreichsten Kämpfen Europa die Geistesfreiheit errungen? Sind nicht die Philosophen in der ersten Reihe der Kämpfer gestanden? Wie schwer würden noch die Fesseln religiöser und politischer Despotie die Geister bedrücken, wenn nicht die Philosophen für Denkfreiheit, Gewissensfreiheit, bürgerliche Freiheit und soziale Freiheit das Schwert des Geistes geführt hätten? Mag in der Hitze dieses gewaltigen Geisterkampfes manchmal mit der Freiheit auch der Willkür und der Zügellosigkeit Raum geschafft worden sein, so bringt es eben die schwache Menschennatur mit sich, daß auch das idealste Streben Mängel und Uebel und Auswüchse im Gefolge hat, die nicht ausgeschlossen und verhütet werden können, sondern hintennach eben verbessert werden müssen. Aber nur bornierter Egoismus oder feige Schwäche möchten deswegen das errungene Kleinod missen. Und wie viel haben wieder Philosophen zum Aufbau einer positiven Weltanschauung geleistet? Als die Aufklärung in England und Frankreich in frivole Freidenkerei und wüsten Materialismus ausartete, da war es in Deutschland ein Leibniz, dessen positiver Rationalismus so mächtig auf alle Gebildeten einwirkte, daß dem deutschen Volk die drei großen Ideen „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“ nicht verloren gingen und das deutsche Volk nicht der geistigen Verlotterung seiner Nachbarn anheimfiel. Leibnizens Geist belebte noch die ideale Gesinnung eines Schiller, der diesem Geist in seinem Gedichte „Drei Worte nenn' ich euch inhaltschwer“ Ausdruck gab. Und wie tief wirkte Spinoza auf die positive Lebensauffassung Goethes, auf die religiöse Denkweise eines Schleiermacher, dieses Vaters der modernen Theologie! Es läuft ja durch die ganze Entwicklung der Theologie von Melanchthon bis auf Ritschl wie ein roter Faden der Geist der Philosophie. Die philosophische Bewegung ist die Unterströmung in der Entwicklung der gesamten Theologie der Neuzeit. Und so ist es auf allen Gebieten der Litteratur und der Spezialwissenschaften. Die Philosophie war und ist noch der verborgene spiritus rector in ihrer Entwicklung und in der Richtung, die sie eingeschlagen haben. Ist es doch die Schellingsche Naturphilosophie gewesen, von der die erste Anregung kam zu der gewaltigen Entfaltung der modernen Naturwissenschaft. Schellings Entwicklungsgedanke ist es, der heute in jener Wissenschaft seinen Triumph feiert. Und wie viele Gedanken in Schellings Naturphilosophie vorausgeahnt und ausgesprochen sind, die dann durch die Forschung ihre glänzende Bestätigung erhielten, wissen die gar nicht, die in blöder Kurzsichtigkeit über diese Naturphilosophie heute ihren Spott ergießen. Ohne die Anregung der Philosophie hätte die Naturforschung gar nicht in den Zenith des Geisteslebens emporsteigen können.

Noch viel ließe sich rühmen von den glorreichen Verdiensten der Philosophie um unser ganzes modernes Geistesleben. Wir möchten nur noch darauf hinweisen, wie sie auch in der jüngsten Vergangenheit sich nicht ohne Bedeutung erwiesen hat und die Geister anregt und aufregt zu neuen Aufgaben und Bestrebungen, die über den Gesichtskreis der Gegenwart weit hinausreichen.

Nietzsche war der letzte Philosoph des alten Jahrhunderts, freilich keiner, der an die großen Geistesfürsten, einen Heraklit oder Parmenides, Plato oder Aristoteles, Augustin oder Thomas von Aquin, Descartes oder Spinoza, Leibniz oder Kant auch nur von ferne herangereicht hätte; und es ist sehr fraglich, ob auch nur einer von diesen ihm den Rang eines Philosophen zugestanden hätte. Um jenen Männern ebenbürtig zu sein, dazu war Nietzsche viel zu unreif und unklar, viel zu schwankend und schillernd in seinen Gedanken und Meinungen, viel zu leidenschaftlich und krankhaft subjektiv in seinen Auffassungen, vollständig unfähig, sowohl seine Gedanken streng logisch zu begründen, als auch sie konsequent zu Ende zu denken, ohne jede Spur von einer festbestimmten, einheitlich systematischen, das All umspannenden Weltanschauung. Die dii minoris gentium in der Philosophie haben Nietzsche darin weit übertroffen. Aber trotz alledem ist er der bedeutendste derer, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts philosophiert haben, und hat viele Philosophen an Einfluß und Wirkung übertroffen, weil er wichtige Probleme der Zeit und des Lebens anregte und ins Bewußtsein rückte, wenn auch keine seiner Lösungen auch nur im mindesten der Größe der Probleme entsprach oder die Fragenden und Suchenden auf die rechte Spur zu leiten vermochte. Nietzsche wirkt am meisten auf die Jugend, denn auch die Jugend, deren Bewußtsein zum erstenmal zu tieferem Denken erwacht, liebt es, mit leidenschaftlichem Ungestüm an den großen Problemen zu rütteln; sie haßt ein schwieriges, streng konsequentes, abwägendes Denken, sie schreckt zurück vor aller systematischen Denkarbeit. Darum ist Nietzsche ihr Lieblingsphilosoph geworden; sie kann bei ihm ohne viele Mühe und Arbeit in großen, tiefen Problemen schwelgen, sich berauschen am Zauber seiner in allen Farben schillernden Gedankensprüche. Diese kurzen, spitzigen, packenden, wohlklingenden Aphorismen mit ihren kühnen, alle alten, geheiligten Tafeln der Menschheit umstürzenden Sentenzen sind ganz nach dem Geschmack der Jugend; sie bestricken ihr Geist und Herz wie Sirenengesang, bohren sich ein in ihr Gedankenleben wie Spieße und Nägel, und beleuchten ihr die Welt wie mit tausend neuen Glühlichtern. Und diese naive Jugend, deren Urteil noch durch keinerlei Welt- und Sachkenntnis getrübt ist, glaubt allzuleicht an diese jugendlich unreife, jedes Jahr sich häutende Schlangenphilosophie und hält diese Decadencephilosophie nur allzuleicht und allzugern für ein Evangelium wahrer Weisheit. Das ist bedauerlich und gefährlich, weil, abgesehen von den praktischen Konsequenzen, welche die Jugend aus Nietzsche zieht, sie für alles energische, tiefer eindringende, konsequent die Probleme erfassende Denken verdorben wird. Wirklich philosophisch beanlagte Köpfe werden wohl auch Nietzsche verdauen und innerlich überwinden können, aber für die Masse

der Nietzscheleser ist er geistschädigendes und todbringendes Gift. Nietzsche bedeutet eine Jugendgefahr; er macht sie altklug, wurmstichig, welk.

Aber sehen wir einmal davon ab; betrachten wir nüchtern und ruhig die Probleme, welche Nietzsche in seinen vielen Büchern am meisten behandelt, so werden wir sagen müssen, es sind solche, die ernstlich und gründlich zu erwägen unserer Zeit not thut. Es sind die drei Probleme: eine höhere Kultur, eine Neubegründung der Moral und ein höherer Menschentypus. Damit hat er drei wunde Punkte der Menschheit unserer Gegenwart getroffen. Es gehört wirklich der Blick des Philosophen dazu, die innersten, geistigsten Bedürfnisse der Zeit in drei so prägnante Postulate zusammenzufassen, wenn auch Nietzsche selbst gar nichts zur Verwirklichung dieser Postulate Taugliches zu leisten im stande war. Nicht einmal die Begründung dieser Probleme ist bei ihm stichhaltig, noch viel weniger seine vorgeschlagenen Lösungen. Aber trotzdem bleiben es doch die gewichtigsten Probleme der Zeit.

Mit unserer Kultur ist es ja wirklich herzlich schlecht bestellt. Wer könnte davon befriedigt sein? Fehlt ihr nicht der einheitliche, das ganze Leben durchdringende Charakter?. Ist sie nicht vielfach ein leerer Schein, gehaltloser Firnis, unter dem Roheit und Barbarei sich bergen? Ist sie nicht ein Konglomerat aus Antike, Christentum, Germanentum und Kosmopolitismus? Die Chinesen, die Indier, die alten Aegypter und Griechen hatten ihre originellen Kulturen mit eigenartiger Lebens- und Weltauffassung, eigenartigen Gesellschaftsformen und Institutionen, Künsten und Wissenschaften, herausgewachsen aus ureigenem Natur- und Geistesboden, Kulturen, stark und umfassend, das ganze Leben zu tragen und zu erfüllen. Aber schon der römischen Kultur fehlte der einheitliche Charakter; sie füllte nicht mehr Geist und Leben aus. Erst als sich Christentum und germanisches Volkstum aufs innigste verschmolzen, bildete sich wieder eine einheitliche Kultur, die des Mittelalters. Von dieser jedoch besitzen wir nur noch Bruchstücke. Sie wurde zerschlagen durch die kopernikanische Weltanschauung, die großen Länderentdeckungen, die zahlreichen naturwissenschaftlichen Erfindungen. Diesen gegenüber war sie zu eng, zu beschwerlich, zu beschränkt, zu unzureichend. Renaissance und Humanismus und Reformation waren die Keile, welche den mittelalterlichen Kulturbau zertrümmerten. Aber es sind vier Jahrhunderte verflossen und wir haben es noch zu keiner neuen, höheren, besseren gebracht. Es fehlt die Geistesmacht, die solches wirken könnte, die Ideale, welche dafür Maß und Richtung geben könnten, das Material, das zur Bildung tauglich wäre. Was wir bedürfen, ist eine große, weite, ideenvolle, geistig hohe Weltkultur, die im stande ist, allen Völkern, Nationen und Rassen einen geistigen Boden zu geben, geistige Kräfte zu entfalten, geistige Ziele zu bieten. Die neue Kultur muß die Energie der Expansion über die ganze Erde besitzen, weil die Nationen und Rassen sich nicht mehr voneinander abschließen können. Und zugleich muß sie so hohe und wertvolle Ziele bieten, daß jedes Volk mit seinen eigentümlichen Anlagen und Kräften ihr nachstreben kann. Der chauvinistischen Nationalitäts-

eifersucht gegenüber, welche die Völker und Rassen entzweit und zum gegenseitigen Vernichtungskampf treibt, hilft nur eine Menschheitskultur, die alle Völker und Nationen zu einem einheitlichen Zweck und Ziel verknüpft und aller Gedeihen fördert, weil sie dem innersten Wesen des Menschengeistes entspricht. Es ist das größte Verdienst Nietzsches, daß er der erste war, der uns die große und wichtige Kulturfrage vor Augen gestellt hat, indem er auf das Unzureichende unseres jetzigen Kulturstandes hinwies. Er hat unserer ärmlichen und doch so kulturtrunkenen, unserer kulturkranken und doch so kulturseligen Zeit, die Wunder meint, wie weit sie es gebracht habe, mit lauter Stimme gepredigt, daß wir einer neuen, ganzen, höheren Kultur bedürfen, wenn es auch kindisch war, die Wiedergeburt unserer Kultur von Richard Wagners Musik zu erwarten, und jugendlich unreif, als Kulturideal uns die Renaissance hinzustellen. Aber schon das Problem aufzustellen und der Mitwelt zum Bewußtsein zu bringen, ist verdienstvoll und dankenswert und wird Früchte tragen.

Aehnlich steht es mit Nietzsches anderen Grundgedanken. Auch mit seiner Forderung einer anderen, besseren Moral trifft er ein Bedürfnis der Zeit, wie schief es auch aufgefaßt und wie verzerrt und verderblich auch die Lösung ist, die er für das Problem uns bietet. Denn es kann sich nicht um eine bessere Moral, sondern nur um eine bessere Moralität handeln. Wie viel auch schon über die ethische Frage in neuerer Zeit verhandelt worden ist, so hat doch erst Nietzsche sie im großen Stil aufs Tapet gebracht, indem er prinzipiell unsere ganze bisherige Moral über den Haufen zu werfen bestrebt war. In gellenden Tönen hat er die Geister aufgerufen, über die alte, faule Moralität hinaus den großen Schritt zu einer anderen, höheren, lebensmächtigeren Moral zu thun. Ist es aber vielleicht nicht wahr, daß an unsere altehrwürdige Moral sich ein ganzes System konventioneller Lügen und Unmoral angesetzt hat in der Praxis? Die Tugend zahlloser „Stützen der Gesellschaft“ ist ja in der That vielfach nichts anderes, als wie Nietzsche es nennt: „faulgewordenes Laster“. Warum wirft denn die Jugend so häufig alle Moral wie ausgetretene Kinderschuhe von sich, sobald sie ins Leben hinaustritt? Warum ist denn all unser Moralunterricht so unfruchtbar? Dieser Stimmung der Zeit hat Nietzsche den kräftigsten, mächtig wiederhallenden Ausdruck gegeben, und er hat damit die schlimmste Beule am Volkskörper aufgerissen, aber freilich mit der Löwentatze der grausamen, blonden Bestie, und nicht mit der zarten Hand des heilenden Menschenfreundes. An die Stelle der Moral wollte er die Machtinstinkte des Ichs in ihrem weitesten Umfange setzen, ein Beweis, wie wenig Verständnis Nietzsche der ganzen Frage entgegenbrachte und wie wenig er gewillt war, die weitreichende Konsequenz seiner Aufstellungen zu würdigen.

Aber warum ist denn seit hundert Jahren die Moral bei so vielen im Wert und in der Achtung gesunken? Im achtzehnten Jahrhundert schwärmte man noch für Tugend und Freiheit des Willens. Die Religion durfte man damals verachten und verhöhnen, aber die Grundsätze der Moral galten noch

als unantastbar und die Willensfreiheit zählte zu den höchsten Vernunftgütern. Heute sind beim jungen Geschlecht beides veraltete Begriffe. Es hat den Eindruck, Moral sei nur erfunden, um gewisse häusliche, bürgerliche und religiöse Einrichtungen der Vergangenheit aufrecht zu erhalten. Das Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts hat die Moral nur noch als lästige, pfäffische Polizeimaßregel empfunden, von der sich zu emancipieren jedem die Natur mit ihren angestammten Instinkten und Trieben das Recht verleihe. Das alles spiegelt sich in Nietzsches gehässiger Polemik gegen die geltende Moral. Soweit hätte es aber nicht zu kommen brauchen. Genau hundert Jahre vor Nietzsche hat Kant seine großartige Begründung der Moral aufgestellt als Zentralpunkt seiner ganzen Philosophie. Leider hat man die Bedeutung des kantischen Moralsystems nicht erkannt, und nun haben wir die üblen Folgen! Statt einer moralischen Lebensauffassung, wie der deutsche Philosoph sie begründet hat, kam eine mechanistisch-materialistische, von den empirischen Naturwissenschaften bestimmte Weltauffassung in den Köpfen zur Herrschaft. Wo die Darwinsche Theorie die Geister umnebelt, da müssen notwendig die Naturtriebe an die Stelle der Moral treten, da wird notwendig die Moral im Werte sinken. Daß dem neunzehnten Jahrhundert die Moral fraglich werden konnte, gehört mit zu den Folgen seiner materialistischen Philosophieverachtung. Man hat die Kantsche Moralbegründung nicht gewollt, so hat man denn zuerst den Pessimisten Schopenhauer und dann den moralinfreien, gegen die Moral blindwütenden Nietzsche erhalten; denn ohne alle Philosophie können wir es ja doch nie machen. Nietzsche nun hat dem zwanzigsten Jahrhundert das Moralproblem aufs Gewissen gelegt als seine wichtigste Frage, noch viel wichtiger als die erst aus ihr folgende und mit ihr sich lösende soziale Frage. Der Kampf für die Moral gegen Nietzsches Pseudomoral muß durchgekämpft werden, indem wir die Moral auf ihre feste, unwandelbare, in den tiefsten Prinzipien des Geistes wurzelnde Grundlage stellen und zeigen, wie die Schäden, die wir beklagen, nicht der Moral, sondern nur der Moralität, nicht dem Sittengesetz, sondern unserer theoretischen und praktischen Auffassung desselben anhaften. Das zwanzigste Jahrhundert wird, durch Nietzsches Angriffe veranlaßt, eine Neubegründung der alten Moral aufstellen, die ihren alles überwiegenden Wert erst recht ins Licht stellen wird. Darauf deuten bereits die Zeichen der Zeit.

Der Philosoph Nietzsche stellt aber der Zukunft noch eine dritte, große Aufgabe: die Hervorbildung eines höheren Menschentypus, des Uebermenschen. Damit hat Nietzsche dem Menschen eine fast vergessene Idee wieder ins Bewußtsein gerufen: die Idee vom wahrhaften Menschen. Man erzählt vom Philosophen Diogenes, er sei in Korinth am hellen Tage mit brennender Laterne herumgegangen, um „Menschen" zu suchen. Nietzsche ist ein anderer Diogenes; er suchte den wahren Menschen. Freilich das Decadencekind einer Decadencezeit konnte unter dem „Uebermenschen" nur einen Ausbund von Decadence nach Art eines Napoleon I. oder eines Cesare Borgia verstehen. Befangen im

darwinistischen Materialismus seines Jahrhunderts, wie hätte er da andere Ideale wählen können? Aber er hat doch den Schaden unserer Zeit entdeckt und aufs vergessene Ziel hingewiesen. Unsere Zeit hat das löbliche Streben, in humanster Weise so viel wie möglich allem Elend zu helfen, um es vor dem vollen Untergange zu bewahren. Für unendlich viele Arten des Elends gründet man unendlich viele Kranken-Pflege- und -Heilstätten, Versorgungsanstalten, Erholungshäuser, Unterstützungskassen, von den Wöchnerinnenvereinen bis zu den Sterbe- und Begräbniskassen sind für alle Lebenslagen Hilfsvereine da. Nietzsche meint, das heiße das Elend erst recht perennieren, züchten, aufrecht-erhalten. Was fallen wolle, solle man noch stoßen, damit es dem Gesunden, Kraftvollen Platz mache, das durch das epidemische Elend der Vielzuvielen an seiner glanzvollen Entfaltung verhindert werde. Statt das Elend zu päppeln, gelte es Kraftmenschen, Uebermenschen zu züchten. Man wird dagegen sagen müssen, daß das Elend lange nicht so groß geworden wäre, wenn man nicht leider so lange schon es „gestoßen" hätte, und daß, weil man das Schwache so energisch immer weiter hinunter gestoßen hat, es um so elender geworden ist, und solange das Stoßen nicht aufhört, auch des Elends immer mehr werden wird. Aber darin hat Nietzsche doch recht, daß wir vor lauter Helfen und Stützen des Schwachen und Gebrechlichen die Pflege und Förderung des Gesunden und Starken zum Wachstum und zur Vollendung seines Wesens ins Uebermenschliche, Ueberzeitliche, Göttliche hintansetzen und versäumen. Denn um wirklich Menschen zu werden, müssen wir über den Naturmenschen hinaus zum Geistmenschen fortschreiten, und der ist einer unendlichen Erhöhung, Veredelung, Verfeinerung fähig. Der Uebermensch ist nicht die Kraftnatur der blonden Bestie, sondern der Geistmensch, der seine und die gesamte Natur zum Dienst des Geistes zwingt und die Menschenerde zu einem Reiche des Geistes und Gottes umschafft. Mit andern Worten: der Uebermensch ist der große sittliche Charakter, der alle seine Kräfte für die höchsten Geistesziele einsetzt. Solche Charaktere sind bisher nur „Ausnahmsfälle" in der Menschheit gewesen. Unser Streben muß dahin gehen, die allgemeinen Kulturzustände und das ganze öffentliche Geistesleben so zu gestalten, daß die Bedingungen zur Erzeugung sittlich großer und geistig kräftiger Charaktere günstigere werden. Nur verschrobene Geister sind auf den Uebermenschen in der blonden Bestiengestalt Nietzsches hereingefallen, die besonnenen aber haben es tief empfunden, daß hinter Nietzsches Idee vom Uebermenschen ein wirkliches, von der Gegenwart vernachlässigtes Menschenideal steckt, denn mit der blonden Bestie meint Nietzsche eigentlich doch nur die schöne, geistige Kraftnatur oder sittlich-kräftige Geistnatur des Menschen. Und so ausgestatteter Menschen bedarf unsere Zeit aufs dringendste.

So hält die Philosophie immer der Zeit ihren Zauberspiegel vor, in dem ihr Geistesleben sich widerspiegelt, der aber zugleich magische Strahlen in die Zukunft wirft und dadurch das hervorsprossende Gedankenleben der Menschen befruchtet zu Früchten, welche die Zukunft reift. Die Macht und Bedeutung

der Philosophie ist daher nicht zu unterschätzen; sie gehört zu den gewichtigsten Imponderabilien der Welt. Das Jubiläum, das sie verdient hat, möge darin bestehen, daß ihr eine freundlichere Gesinnung als bisher entgegengebracht und der Rang und Platz eingeräumt werde, der ihr gebührt. In unseren Schulen und Universitäten wird sie ja seit geraumer Zeit nur stiefmütterlich wie das Aschenbrödel behandelt und für nichts anderes als für das fünfte Rad am Wagen geachtet. Ein gründliches Studium der Philosophie an unseren Schulen, richtig geleitet und wohl geübt, würde die schönsten Früchte tragen, statt daß jetzt unsere nach philosophischer Weltanschauung dürstende Jugend heimlich sich laben muß an den die geistig Unmündigen leicht berauschenden Giftbechern der Nietzscheschen Quelle. Im Jubiläumsjahrhundert der Philosophie wäre das schönste Jubiläumsgeschenk ihre Wiedereinführung in unsere höheren Studienanstalten!



Mücke im Bernstein.

Von

Maurice von Stern.

Ein Tropfen Ambra. Honigklar. Gebannt
Darin ein Mücklein mit des Flugs Gebärde.
Viel tausend Jahre ruht es in der Erde,
Die Flügeldecken immer noch gespannt.

Es träumt von einer tiefen Abendglut
Im Urweltsumpf. Von schlanken Riesentannen,
Wo warm die Ströme goldnen Harzes rannen.
Von Himmelsbläue und von Meeresflut.

Auf seinen Flügeln ruht noch Abendrot,
Das purpurn vor viel Tausend Jahren brannte,
Als summend seine zarten Schwingen spannte
Das Mücklein, schwebend in den ew'gen Tod.

Im Bernstein schimmert noch ein Vorwelt-Schein
Und tönt ein leises, sonnigsüßes Summen.
Von Erdentagen, längst erlosch'nen, stummen,
Ein Grüßen ist es, weltenfern und -fein.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

Erstes Kapitel.

„Der Herr Rittmeister, Freiherr von Flemming, wünscht dem Herrn Baron seine Aufwartung zu machen."

Baron Ehrenberg, der in Nachdenken versunken an seinem Schreibtisch gesessen hatte, erhob sich und trat lebhaft auf den Bedienten zu. „Endlich!" rief er aus. „Ich lasse bitten."

Gleich darauf trat ein schlanker, hochgewachsener Kürassieroffizier über die Schwelle. Nach einer schnellen Verbeugung näherte er sich dem Baron und schüttelte herzlich dessen dargebotene Rechte.

„Nen Tag, Ehrenberg — wie geht es dir?"

„Sosolala. Gut kann es uns doch nicht gehen, wenn Leute, die sich unsere Freunde nennen, uns vernachlässigen."

„Ja, es ist wahr, wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Durch meine Schuld. Aber Lieber, Bester, du weißt nicht, was mir jetzt gerade alles durch den Kopf geht."

„So? Was denn? Ach ja, Zernin sagte mir gestern, du wolltest wieder reiten. Ich hab's aber bestritten."

„Nur ein paar Rennen."

„Ah, also doch!" Die Züge des Barons von Ehrenberg veränderten sich. Jetzt wo eine innere Sorge sich in ihnen spiegelte, bemerkte man, daß er ein alter Mann war, was man sonst bei seinen gesunden Farben und der Lebhaftigkeit seines Wesens trotz seiner schneeweißen Haare zu vergessen geneigt war.

„Weißt du," sagte er kopfschüttelnd, „das mißfällt mir. Es ist freilich für einen späteren Reitergeneral ein ganz angenehmer Ruhm, seinerzeit der beste

Reiter in der Armee gewesen zu sein. Aber dieser Ruhm ist dir unbestritten und man soll einen Ruhm, den man hat, nicht allzusehr strapazieren. Du bist 36 Jahre alt, stehst dicht vor dem Major — da solltest du diese Dinge lassen, dich mehr konzentrieren."

Er richtete seinen Blick fest auf den jüngeren Freund. Der aber sah an ihm vorüber mit einem traumverlorenen Blick, als wären seine Gedanken plötzlich in weite Fernen gewandert.

Ehrenberg seufzte. Dann nahm er Flemming beim Arm und führte ihn zu einem Sessel. „Da, mache dir's bequem. Vielleicht rauchst du auch eine Zigarre? Aber bitte, stecke sie nicht am verkehrten Ende an."

Die Herren ließen sich nieder.

„Wie?" fragte Flemming, dessen Gedanken noch immer zu wandern schienen.

Ehrenberg räusperte sich. „Ja weißt du," sagte er, „du bist jetzt oft so zerstreut. Du bist es schon seit längerer Zeit. Und das macht mir Sorge."

„Aber Ehrenberg —"

„Ja, ja, das macht mir Sorge. Früher pflegtest du zielbewußt, ohne nach rechts oder links auszubrechen, deinen Weg zu gehen. Aber seit zwei Jahren ist eine Veränderung mit dir vorgegangen. Du bekamst plötzlich das Reisefieber, stürztest planlos bald hierhin bald dorthin, suchtest bald die Lebenszentren der Gesellschaft, bald die einsamsten Orte auf. Im Harz bist du seit der Zeit wenigstens fünfmal gewesen. Und nach zwei, drei Tagen immer wieder zurück. Und das Leben vollends, das du hier führst. Alle Tage in Gesellschaft. Es ist in dieser Saison ja kein Abend vergangen, wo du nicht entweder gegeigt, oder Komödie gespielt oder getanzt oder irgend einen Bazarschwindel in Scene gesetzt hättest. Daneben der Dienst und das Studium bis zum grauen Morgen. Und nun willst du gar noch wieder reiten. Lieber Junge, das ist krankhaft. Da du nun von Natur nicht nur am Leibe, sondern auch an der Seele ein vollkommen gesunder Mensch bist, so muß dir irgend etwas passiert sein, was du vergessen, was du übertäuben möchtest."

„Ach was —"

„Ich habe zuerst an Schulden gedacht," fuhr Ehrenberg unbeirrt fort. „Nicht an Schulden für deine Person. Die machst du nicht. Selbst als Fähnrich und als Student hast du das nicht gethan. Dein Charakter von ‚noblesse oblige' läßt das überhaupt gar nicht zu. Aber du besitzest die verrückte Idee, daß du allen möglichen und unmöglichen Leuten helfen müßtest."

Flemming machte eine ungeduldige Bewegung mit der Rechten.

„Leugne nicht," rief Ehrenberg aus, „ich weiß es. Und ich will dir auch sagen, woher ich es weiß. — Vor'm Jahr um diese Zeit etwa saß ich mal im Klub mit dem alten Zernin und den beiden Retzows, die mich mit ihren Pferdegeschichten beinahe zu Tode elendeten. Da thut sich die Portiere auf und der kleine Drewitz spaziert herein. Etwas schräg, denn er hatte einen

Affen, was ich bei einem Offizier immer nicht mehr ganz comme il faut finde. Geht auf mich zu, drückt mir die Hand und legt natürlich auch von Pferden los. Um etwas aus diesem Fahrwasser herauszukommen, frage ich nach dir. ‚Wie geht's Jürgen?‘ Da springt er in die Höhe, umarmt mich beinahe, drückt mir das Vorhemd kaput und singt Lobeshymnen auf dich. ‚Ja der Jürgen, diese Seele von Mensch, dieser Prachtkerl, dieser Diamant, an dem nicht der kleinste falsche Strahl —‘ und lauter solches Blech. Damals hieß es, daß Drewitz wegen seiner Schulden quittieren werde. Er hat das aber nicht gethan, sondern steht noch heute ganz fidel bei den Gardehusaren.“

Der Rittmeister rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her.

„Na, laß nur, Jürgen,“ sagte Ehrenberg mit einem ironischen Lächeln. „Wenn's der Drewitz nicht war, war's ein anderer. Aber die Sache selbst ist klipp und klar: du hast irgendwo gut gesagt, du bist irgendwo eingesprungen und hast dabei, wie der selige Graf von der Luxenburg, dein Geld verjuxt.“

„Lieber Ehrenberg —“

„Laß doch. Ich bin überzeugt, daß du dir eine ganz stattliche Hypothek auf dein Gut geladen hast. Und ich will deshalb keinen Stein auf dich werfen. Ich gewiß nicht, denn von der Romantik, die dir in den Gliedern steckt, besitze ich auch mein Teil. Sonst wäre ich heute nicht der Powerinski, der ich thatsächlich bin. Aber —“ Er brach ab und stützte das Haupt in die Hand.

Flemming griff nun endlich nach einer Zigarre; doch behielt er sie in den Fingern, ohne sie in Brand zu setzen.

„Aber,“ fuhr Ehrenberg fort, „ich bin längst davon zurückgekommen, daß es dies ist, was dich so aus dem Geleise gebracht hat. Dergleichen pekuniäre Nöte würdest du überwinden. Ja, du würdest dich hier mitten in dem luxuriösen Berlin bei Wasser und Brot durchhungern, um deines Berufes, um deiner hohen Ziele willen. Den Murr dazu hast du. Und es ist auch etwas Aelteres als die Geschichte mit dem Drewitz. Die muß im vorigen Winter passiert sein. Die Veränderung aber, die mit dir vorgegangen ist, datiert schon aus dem Sommer vorher. Da hat dich etwas gepackt, Jürgen, etwas, was stärker ist als du. Und stärker als du ist nur der Tod und — die Liebe.“

Flemming sprang empor und warf die angezündete Zigarre auf den Tisch.

„Na, siehst du,“ sagte Ehrenberg, „ich hab's mir gleich gedacht. Nur hab' ich mich immer gefürchtet, dran zu rühren. Denn ich sehe die Sache schlimm an. Nämlich, wie du von Natur bist, heiter, selbstbewußt und thatkräftig, so müßte die Liebe eigentlich alle diese Eigenschaften verdoppeln, müßte dich doppelt heiter, doppelt selbstbewußt und thatkräftig machen. Wenn's dich innerlich so hin- und herzerrt, dann ist mir das ein Beweis dafür, daß dein Herz einen falschen Flug genommen hat. Mein armer Junge. Aber sieh, ich habe mich nun doch mal in die Stelle des Vaters bei dir eingedrängt — willst du dir's nicht vom Herzen sprechen?“

Flemming schob ein paar Sessel, die im Wege standen, beiseite und be-

gann hastig im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Seine Stirn war gefurcht, die sonst so scharfblickenden Augen schienen wie umflort, die Lippen hatte er fest aufeinander gepreßt.

Ehrenberg folgte ihm besorgt mit seinen Blicken, aber er störte ihn nicht.

Endlich blieb Flemming hinter dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, stehen und stützte sich schwer auf die Lehne. „Nun gut,“ rief er aus, „du hast ganz recht mit all deinen Vermutungen. Es ist mir da was hineingefahren, hier“ — er legte die Hand auf die Brust — „was mir meine Ruhe stört, was mir meine Kraft lähmt, was mich schließlich noch verrückt machen wird.“

„Sachte!“ sagte Ehrenberg; und nach einer Pause: „Wer ist das?“

„Ja, wenn ich das wüßte.“

„Wie?“

„Du hörst doch, ich weiß nicht, wer sie ist.“

„Du weißt nicht —? Ja, wo hast du sie denn getroffen?“

„Im Wald.“

„Wo im Wald? bitte etwas weniger sibyllinisch.“

„Ja — du kennst doch meine Gewohnheit. Wenn ich mich einmal so recht müde, so recht abgearbeitet fühlte, dann machte ich eine Fußtour nach irgend einer verträumten Gegend, in ein stilles Thal Thüringens, in einen unentdeckten Winkel von Tirol. Und immer kehrte ich nach ein paar Tagen erfrischt, erquickt und wie aus einem Jungbrunnen herausgestiegen wieder zurück. Auf einer solchen Tour, im Südharz, im Wald von Lonau, da traf ich sie —“

Er brach ab. Seine Brust hob sich mit einem hörbaren Atemzuge, seine Augen wurden weit, er starrte unverwandt in die Kaminecke, die bereits im Dämmerschatten des anbrechenden Abends lag. „Da — sah ich sie,“ fuhr er endlich fort, und es schien, als tauche das damals geschaute Bild abermals vor ihm auf und erfülle ihn mit Entzücken. „Wie die Fee aus dem Märchen, so schlank, so zart, so duftig — in ihrem lederfarbenen Seidenkleid —“

„So?“ murmelte Ehrenberg, „tragen die Feen jetzt lederfarbene Seide?“

Flemming fuhr sich mit der Hand über die Augen und nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

„Nun,“ sagte Ehrenberg nach einer Weile, „und dann?“

„Dann?“ versetzte Flemming zerstreut. „Dann redete ich mit ihr. Und es verging keine Stunde, da wußten wir, daß wir uns liebten.“

„Ohne euch zu kennen?“

„Ich kannte sie nicht. Sie jedoch schien zu wissen, wer ich sei. Einmal entfuhr ihr sogar mein Name. Aber als ich sie darüber befragte, wich sie mir aus.“

„Und nach ihrem Namen hast du sie nicht gefragt?“

„Doch. Allein sie vertröstete mich auf den nächsten Morgen.“

„Sie hatte also Grund, ihren Namen zu verbergen. Gab dir das nicht zu denken?“

„Warum?“

„Warum? Nun, lieber Freund, wenn eine Dame sich mit einem fremden Herrn in einem fremden Walde trifft, stundenlang mit ihm umherstreift, ihm ihre Liebe zu erkennen giebt und zuletzt, da er sie um ihren Namen bittet, ihn auf den nächsten Morgen vertröstet — so ist das doch zum mindesten etwas sonderbar.“

„Ja sonderbar. Ueberhaupt war ja alles wie ein Traum.“

Ehrenberg schwieg. Er umfaßte die Gestalt des Rittmeisters mit einem nachdenklichen Blick. Diese biegsame, kraftvolle, wie aus blankem Stahl gegossene Gestalt, dies scharf geschnittene Antlitz mit dem energischen Mund und den klaren durchdringenden Augen. Wie kam der Mann zu solchen Träumen? Wie konnte er sich durch diese phantastische Geschichte so beeinflussen, so aus dem Geleise bringen lassen?

„Ich kann es jetzt selbst nicht mehr begreifen,“ fuhr Flemming fort, „daß ich mir damals nicht sogleich Klarheit verschaffte. Aber ihr Name erschien mir neben ihrer entzückenden Person so nebensächlich, so gleichgiltig. Ich war völlig befriedigt von ihrem geheimnisvollen ‚auf morgen‘, ich war meines Glückes so gewiß. Ach, Ehrenberg, man sollte nichts für gewiß halten auf Erden, am wenigsten das Glück und den nächsten Morgen.“

„So sahst du sie nicht wieder?“

„Nein. Wir hatten verabredet, daß ich am anderen Tage mit dem ersten Zuge nach Lauterberg kommen sollte. Dort auf dem Bahnhof wollte sie mich treffen. Aber — ich verschlief den Zug.“ Er brach in ein kurzes, hartes Lachen aus. „Ich hatte nie die Schule verschlafen,“ fuhr er fort, „außer wenn ich sie verschlafen wollte; ich war nie zu spät zum Dienst gekommen, nie hatte ich einen Zug versäumt, zu welcher Stunde der Nacht oder des Morgens er auch abgehen mochte. Aber diesen Zug, der mich meinem Glück entgegentragen sollte, den verschlief ich!“

Die Geschichte wird immer sonderbarer, dachte Ehrenberg.

„Als ich mit dem nächsten Zuge eintraf,“ fuhr Flemming fort, „war sie nicht mehr da. Aber sie hatte einem der Bahnbediensteten einen Brief für mich hinterlassen. Diesen Brief.“ Er zog ein Schreiben aus der Tasche. „Lies.“

Ehrenberg nahm das Blatt in Empfang, setzte den Kneifer auf und las:

„Mein teurer, geliebter Freund! Es war eine Vermessenheit, daß ich an das Glück glauben wollte. Aber als ich Sie gestern plötzlich vor mir stehen sah, unbekannt und doch bekannt, fremd und doch vertraut, da erlag ich dem Zauber der Stunde und Ihrer Person und vergaß, was trennend zwischen uns steht. Und auch in dieser Nacht, da die Traurigkeit, die schon lange die Gespielin meiner einsamen Stunden ist, und die nur auf Augenblicke vor Ihrer freundlichen Erscheinung gewichen war, mich wieder ganz in ihre Arme geschlossen hatte, mochte ich mich immer noch nicht von der Hoffnung trennen, die mir Ihr Blick und Ihr Händedruck ins Herz gesenkt hatten. Aber heiliger

als meine Seligkeit mußte mir Ihr Glück und Ihr Friede sein, und so betete ich zu Gott, wenn mein Besitz Ihnen Unheil brächte, dann möchte Er ein Wunder thun und es verhindern, daß Sie morgen zu mir kämen. Das Wunder ist geschehen, ich sehe die ausgestreckte Hand einer höheren Macht, die mich unerbittlich hinausweist aus dem erträumten Paradies. Und — ich gehe! Wenn nun in Ihrem Herzen ein Gefühl der Bitterkeit sich erheben möchte, um des Schmerzes willen, den ich Ihnen zufüge, dann sehen Sie die Spuren meiner Thränen auf diesem Blatte an und gedenken Sie in Milde

Ihrer armen Maria."

„Arme Maria?" murmelte Ehrenberg, indem er den Brief langsam zusammenfaltete. Er strich sich über die Stirn und schien seinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

„Als ich den Brief gelesen hatte," fuhr Flemming fort, „da war mir's, als hätte ich einen Schlag gegen die Stirn erhalten, der all mein Denken lähmte. Aber dann kam eine halb zornige, halb traurige Entschlossenheit über mich, und dem Gedanken, sie will sich dir entziehen, trat der Vorsatz gegenüber: du mußt sie dennoch finden! Und nun begann ich meine Nachforschungen mit dem Raffinement des gewiegten Taktikers. Aber was soll ich dich mit Details beschweren? Bis Magdeburg konnte ich ihre Spur verfolgen, dort verschwand sie, und alle meine Bemühungen blieben ohne Erfolg —."

„Die arme Maria," wiederholte Ehrenberg wie geistesabwesend und fuhr abermals mit der Hand über die Stirn.

„Ja — was ist? was hast du?" fragte Flemming, der ihn verwundert betrachtete.

„Nichts," winkte Ehrenberg ab. „Nichts! Fahre fort."

„Ich bin fertig. Der Traum ist erzählt; ich warte nur auf deine Deutung." Flemming erhob sich und begann auf und nieder zu schreiten.

Ein minutenlanges Schweigen trat ein. Dann sagte Ehrenberg, indem er sich gewaltsam zusammennahm: „Eine Deutung, Jürgen, vermag ich dir nicht zu geben, aber einen Rat: Vergiß die Sache!"

Flemming blieb vor ihm stehen, und nach einem kurzen Auflachen, indem er die Hände auf die Lehne seines Sessels stützte, rief er aus: „Als ob ich mir dasselbe nicht tausendmal gesagt hätte. Immer wieder habe ich mich auf meinen Beruf und auf das andere bezogen, was mir das Leben sonst noch bietet, und hab' mir gesagt: gieb sie auf, es soll nicht sein! Aber ich komme von ihrem Bilde nicht los. Ich vermag es aus meinem Leben nicht mehr zu bannen. Sie geht daheim in meinen Räumen mit mir auf und nieder und ich mache ihr zärtliche Vorwürfe über den Kummer, den sie mir durch ihr Verschwinden bereitet hat. Abends in den Salons führe ich sie an meinem Arm und stelle mir vor, wie die Blicke aller voller Bewunderung an ihr hängen. Auf den Wegen des Tiergartens und des Grunewaldes reitet sie an meiner Seite, und in meiner schulmeisterlichen Art gebe ich ihr gute Ratschläge über

Sitz und Haltung. Und wenn ich zum Dienste gehe, ist es mir, als müsse ihre Hand sich auf meine Schulter legen und ihre Waldvogelstimme mir zurufen: Gott behüte dich! Ich bin mit einem Schatten verheiratet, und daß es ein Schatten ist und bleiben soll —, das wird mir so schwer, das kann ich nicht verwinden!"

„Und doch mußt du es verwinden," versetzte Ehrenberg. „Und du wirst es. Es giebt ein Etwas, vor dem alle Schatten schwinden. Das ist der reine, klare Begriff der Pflicht. Es ist einfach deine Pflicht, dir selbst und den hohen Aufgaben treu zu bleiben, die dir gestellt sind —."

„Ja," rief Flemming aus, „es wird so kommen, ich werde wieder ruhig werden, ich werde mich wieder ganz meinem Beruf widmen. Und das wird nicht ohne Lohn bleiben. Ich werde Regimenter und Armeekorps befehligen, meine Brust wird mit Orden bedeckt sein und die Leute, die mich sehen, werden sich anstoßen und sagen: Siehe da, Excellenz Flemming, der wird sicher mal Höchstkommandierender, wenn's wieder zum Kriege kommt. Ich aber werde mich mit all meinen Ehren und Würden auf mein letztes Lager ausstrecken und mich in meinen Feldmantel einhüllen, und wenn ich fühle, daß mein Herz still stehen will, werde ich mir sagen: Ja, Excellenz Flemming, du hast was erreicht, du bist was gewesen —, aber das Glück, das Eine wahre Glück deines Lebens —, das hast du verschlafen. Oh, Ehrenberg, du ahnst nicht, wie tief es mir geht —."

Er stützte sich so schwer auf den Sessel, daß die Sprungfedern darin einen leisen Ton gaben. „Ich weiß es ja," fuhr er immer leidenschaftlicher werdend fort, „um ein Nichts, um eine Laune hat sie mich nicht aufgegeben. Es muß etwas sein, was zwischen uns steht, etwas Furchtbares, da sie es in ihrem Briefe nicht einmal anzudeuten wagt. Aber was ist es? Diese Ungewißheit liegt wie ein Alp auf meiner Seele."

„Die arme Maria!" Ehrenberg sprach es ganz leise und unvermittelt vor sich hin, als habe er Flemmings letzte Worte gar nicht gehört. Der sah verstört zu ihm herüber. „Warum wiederholst du das immer? Du sagst es nun schon zum drittenmal."

„Weil's mir zu Herzen geht," entgegnete Ehrenberg und griff wie zufällig nach dem Brief, der noch neben ihm auf dem Tische lag. Er setzte wieder seinen Kneifer auf und blickte auf die Schrift, als wolle er jeden Buchstaben seinem Gedächtnis einprägen. „Eine wundervolle Handschrift," sagte er, „erinnert an Geibel, nur der heutigen Mode entsprechend noch größer und steiler." Er gab den Brief dem Rittmeister zurück, der ihn wieder in seine Brusttasche steckte. Dann erhob er sich langsam. „Und nun," sagte er, „wenn es dir recht ist, laß uns draußen noch ein paar Straßen auf und nieder gehen. Deine Konfidenzen haben mich doch etwas angegriffen, und ich möchte noch ein wenig frische Luft schöpfen."

Zweites Kapitel.

Einige Minuten später traten die Herren aus dem Hause, in dem Ehrenberg wohnte, hinaus auf die Behrenstraße und schlugen den Weg nach dem Opernhause ein, dem schon eine Anzahl von Menschen zuströmte, da die Vorstellung alsbald beginnen mußte. Es war ein warmer wundervoller Abend im Anfang des Mai. Nach einem langen strengen Winter schien endgiltig der Frühling seine Herrschaft verkündigen und behaupten zu wollen. Und es war, als ob diese Aussicht der Menschenmenge, die in den Straßen der Riesenstadt auf- und niederwogte, eine gewisse freudige Regsamkeit und Beweglichkeit verliehen hätte.

Flemming war von der eben stattgehabten Unterredung noch mächtig erregt. Aber selbst in dieser Erregung vergaß er nicht, was er einem Kameraden schuldig zu sein glaubte. Es war ihm unangenehm, daß Ehrenberg seine Beziehungen zu dem kleinen Drewitz erraten hatte, und er bot nun alles auf, um den letzteren im besten Lichte erscheinen zu lassen. Es handle sich allerdings um eine bedeutende Summe, aber da er Drewitz kein Ehrenwort abgenommen habe, so treffe den letzteren dafür, daß er die Schuld nicht bezahlen könne, eigentlich kein schwererer Vorwurf als ihn selber, nämlich der eines gewissen Leichtsinns in Geldangelegenheiten.

Ehrenberg lachte. „Nur mit dem Unterschiede," versetzte er, „daß du dein eigenes Geld hingeworfen hast, während er das seines Kameraden verschleudert. Na, laß nur, Jürgen, du brennst dich nicht weiß! Und da ich selber in diesem Punkte immer ein Esel war, so würde es mir schlecht anstehen, wenn ich dich Grautier schelten wollte. Aber den Drewitz brennst du auch nicht weiß, du sagst, er sei dir nicht unangenehm gewesen. Ich will mich weniger zart ausdrücken und dir gestehen, daß mir Offiziere von der Art dieses Drewitz ein Greuel sind. Sie bilden die Kehrseite des preußischen Junkertums. Blaß, verlebt, blasiert, bei den Liebesmahlen, in den Salons und meinetwegen auch auf dem Exerzierplatz von einer gewissen Schneid, und doch innerlich ohne Saft und Kraft; arrogant und exklusiv bis zur Lächerlichkeit und doch ohne jedes wahre und tiefere Ehrgefühl. Die preußische Armee, glauben sie, wäre einzig nur dazu gegründet, um ihnen ihre Parasitenexistenz zu ermöglichen. Und dann kommt der Krach und der Knall. Aber der Drewitz, der knallt vielleicht gegen andere, aber nicht gegen sich selbst. Ich sehe ihn schon, wie er in irgend einem Posemukel oder Krähwinkel die Straßen abläuft und Lebensversicherungen abschließt und hinterher an der Wirtstafel den charmanten Leutnant a. D. herausbeißt. Und dann sage mir doch in aller Welt nur eins: warum hat er sich nicht lieber an den Mann seiner Schwester, an den steinreichen Künwald gewandt?"

„Künwald war damals mit Alma Drewitz erst verlobt, und mein kleiner Kamerad befürchtete, daß er noch zurücktreten könnte, wenn er von der Sache

erführe. Erst nach der Hochzeit wollte er sich ihm offenbaren. Aber Künwald hat ihn nicht nur völlig ablaufen lassen, sondern auch, was ich infam finde, von der Sache überall in der gehässigsten Weise gesprochen."

„Das ist allerdings gemein. Aber so sind die Künwalds alle. Sie haben alle einen ordinären Zug. Du kennst doch den andern Künwald, den Ulan, den, der den Grafen Retzau erschoß?"

„Flüchtig."

„Nun ja, was war das für eine skandalöse Geschichte! Du warst damals freilich, als die Sache spielte, gerade zu deiner Königsberger Adjutantur abkommandiert —, aber du wirst dennoch davon gehört haben?"

„Gewiß!" versetzte Flemming, den diese Dinge wenig interessierten.

„Uebrigens sag' mal, hast du die kleine Retzau jemals gesehen?" Ehrenberg blieb stehen und richtete den Blick gespannt und doch zugleich mit einem gewissen unsicheren Ausdruck auf Flemming.

Dieser schüttelte den Kopf. „Nicht daß ich wüßte!" versetzte er.

Sie waren nun bis zur Passage gekommen.

Flemming machte ein paar Bemerkungen über die Knospen an den Lindenbäumen und über die Wetteraussichten der nächsten Tage. Aber Ehrenberg schien bei dem einmal angefangenen Thema beharren zu wollen, denn ohne auf die Frage seines Begleiters einzugehen, fuhr er fort: „Ich habe die Retzau öfters gesehen. Auch früher schon, als sie noch Komtesse Bärenburg war. Bärenburg-Radöhl, weißt du, von den reichen Bärenburgs, deren Vermögen aus Ungarn stammt. Sie war eine große Schönheit, riesig apart und blutjung, und ich möchte sagen: ein Schrei der Verwunderung durchzitterte die Gesellschaft, als es hieß, sie wolle den Retzau heiraten. Du hast ihn wohl wenig gekannt, aber ich sage dir, er war ein Kannibale! Ich bin überzeugt, er konnte keinen Schritt thun, ohne dabei irgend etwas Zartes oder Hilfloses zu zertreten."

„Daß diese Ehe nicht von Bestand bleiben werde, konnte man natürlich voraussehen," fuhr Ehrenberg fort, als Flemming schwieg, „aber daß sie ein so gewaltsames Ende nehmen würde, hat wohl niemand geahnt. Acht Tage nach der Trauung entführte Künwald die Gräfin und vierzehn Tage darnach erschoß er den Retzau im Duell."

„Und seitdem sind fünf oder sechs Jahre vergangen," warf Flemming hin, „und über die Geschichte ist allmählich Gras gewachsen. Es freut mich nur," setzte er hinzu, „daß der alte Bärenburg das nicht mehr erlebt hat. Uebrigens — du weißt doch, daß es Bärenburg war, den mein seliger Vater bei St. Privat aus dem Kugelregen heraustrug?"

„Wie sollte ich das nicht wissen. Der arme Bärenburg! Vielleicht wäre es besser für ihn gewesen, wenn dein Vater ihn nicht gesehen und aufgehoben hätte. Er soll zuletzt geistig völlig gestört gewesen sein. Freilich, voller Schrullen stak er schon als junger Mensch. Dabei aber eine edle Natur!"

„Nun dann ist der Apfel hier mal ausnahmsweise weit vom Stamm gefallen, Jürgen," versetzte Ehrenberg mit Nachdruck, „ich glaube, Maria Bärenburg ist mehr zu beklagen als zu verdammen."

Flemming stutzte bei dem Ton, den Ehrenberg auf den Namen Maria legte, und wollte etwas erwidern; doch in demselben Augenblick gewahrten sie in der Flut der Passanten drei reizende Damen, die unter langen Abendmänteln festliche Toiletten zu verbergen schienen. Ein Diener folgte ihnen mit Shawls und Ueberwürfen.

„Ah," murmelte Ehrenberg, „die Wolkensteins. Wahrhaftig distinguierte Erscheinungen. Nehmen sich unter dem auf- und abwogenden Volk aus, wie die Schwäne auf dem Ententeich." Und sie grüßten die Damen aufs höflichste.

Von den Damen machte sich die jüngste, kaum siebzehnjährige, los und schritt auf Flemming zu. „Ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen, lieber Herr Rittmeister, eine interessante, entzückende Neuigkeit."

Die beiden älteren Schwestern schienen durch das Vorgehen der jüngsten etwas geniert, aber da Flemming sofort an die Seite jener trat, und Ehrenberg die Mitte zwischen ihnen selber einnahm, so fanden sie sich alsbald in die Situation. „Die Komtessen wollen zur Oper?" fragte der Baron.

„Ja," versetzte die ältere, „zunächst aber wollen wir diese laue Frühlingsluft genießen. Deshalb ließen wir den Wagen zu Hause, sehr gegen Mamas Willen. Aber wir drei Schwestern besitzen das Eigentümliche, Herr Baron, daß wir in unsern Kaprizen immer zusammentreffen, und gegen die vereinten Launen von drei Kindern ist jede Mutter bekanntlich machtlos."

„Und," fiel die andere ein, „wenn Mama nun gar erführe, daß wir die ertrotzte Freiheit dazu mißbrauchen, um zwei Herren von ihrem vorgesetzten Ziel abzubringen" —

„Im Gegenteil, Komtesse, wir sind ziellose Wanderer und nichts kann mehr dazu beitragen, diesen herrlichen Frühlingsabend für uns genußreich zu gestalten, als wenn Sie uns erlauben, Ihnen bis zur Pforte des Musentempels das Geleit zu geben. Was wird denn zu Gehör gebracht?"

„Rigoletto, wir schwärmen alle für Rigoletto."

„Ja, die Jugend liebt das Grausen," sagte Ehrenberg, „und das Alter das Behagen." Und er begann auseinanderzusetzen, daß er eigentlich nur noch in die Oper gehe, wenn „Gluck oder Mozart" gegeben werde.

„Nun, Komtesse," sagte Flemming inzwischen zu dem reizenden Backfisch an seiner Seite, „was ist's denn für eine Neuigkeit, die Sie mir mitteilen wollen?"

„Raten Sie!"

„Raten kann ich nicht."

„Sie können alles. Sie sind nur bequem. Nun, so will ich's Ihnen sagen: Ich darf am nächsten Montag mitspielen, an unserem Abend für die Ueberschwemmten —."



„Ich gratuliere!“

„Wir haben auch schon ein Stück, ein reizendes Stück. Wissen Sie, so ein alter ekliger Weiberhasser, der durch einen entzückenden Backfisch — und das bin ich — wieder zum Glauben an die Herrlichkeit des weiblichen Geschlechts bekehrt wird.“

„Heiratet er den Backfisch?“

„Nein!“

„Nun, dann ist die Bekehrung jedenfalls keine gründliche.“

„Ach Unsinn, er ist ja ein ganz alter Knopp. Ich heirate natürlich einen andern, aber er giebt den Segen dazu. Nun ist das Stück aber nicht ganz passend. Es ist viel zu lang — drei Akte — und dann fehlen mir die Witze. Wissen Sie, jedes Wort, das ich sage, muß ein Witz sein. Und die Witze müssen Sie machen.“

„Komtesse!“

„Aber Herr von Flemming,“ rief die Kleine ganz erschrocken, „ich glaube gar, Sie wollen nicht? Sind Sie nicht ein undankbarer Mensch? Ich habe Ihnen ein halbes Dutzend Aquarellen gemalt, ich habe Ihnen eine Visitenkartentasche und eine Tennisschärpe gestickt, ich blicke zu Ihnen mit einer Verehrung auf wie zu meinem Urgroßonkel — und nun wollen Sie mir meine erste kleine Bitte abschlagen? Thun Sie es doch, lieber Flemming. Ich will Sie auch königlich belohnen! Denken Sie sich, ich darf an dem Abend tanzen. Nun, was sagen Sie, mein erster Tanz soll Ihnen gehören. Ich freue mich kindisch darauf. Lilly Rödern sagt, Sie tanzen märchenhaft.“

„Hm! — Mir erscheint es allerdings märchenhaft, Rika, daß ich mit Ihnen tanzen soll, auf einem wirklichen Ball, und vor sieben Jahren ließ ich Sie noch auf meinen Knieen reiten —.“

„Oder auf dem dicken irischen Pony. Wissen Sie übrigens, daß das Tier noch lebt? Es ist jetzt 21 Jahre alt.“

„Die Erinnerung an seine einstige schöne Reiterin wird es jung erhalten.“

„Keine Beleidigungen, bitte. Nach meinem Alter und nach meinen Erfahrungen darf ich Anspruch darauf machen, daß Sie sich etwas mehr Mühe geben, wenn Sie mir Schmeicheleien sagen wollen. Aller nicht wahr, Sie machen die Sache, Herr von Flemming? Sie machen aus den drei Akten einen und streuen die nötigen Witze hinein? Morgen fahre ich bei Ihnen vor und bringe Ihnen die ganze Geschichte. Wann paßt's Ihnen am besten? Sie werden doch zu einem tête-à-tête mit mir zu haben sein?“

„Immer, Komtesse!“

„Nun also! Was machen Sie für ein komisches Gesicht? Wenn der Berg zu Mahomed kommen kann, kann Rika Wolkenstein auch zu Jürgen Flemming kommen.“

„Wenn mich nicht alles täuscht,“ sagte die älteste Komtesse zu Ehrenberg, „so macht Rika schon wieder einmal ein Attentat auf Flemmings Gut-

mütigkeit. Ich fürchte, sie treibt ihn noch ganz aus unserem Hause, er hat sich in letzter Zeit überhaupt kaum noch bei uns sehen lassen."

„Le scélérat!" rief Ehrenberg aus. „Aber bedenken Sie, Komtesse, jeder ist der Märtyrer seines Ruhmes. Jürgen steht nun mal in dem Ruf, der glänzendste Repräsentant der glänzenden Seite unseres Offiziercorps zu sein, und da wird er als Renommierstück überall eingeladen, wo man etwas Perfektes arrangieren möchte. Ob seine Nerven dabei zu Grunde gehen, das ist schließlich doch nur seine Sache."

„So finden Sie ihn auch nervös? Ich habe es ja immer gesagt, obgleich Mama und Schwester Irmgart es bestreiten. Seit einiger Zeit — seit wann etwa? Warten Sie mal —, nun seit etwa zwei Jahren hat sich etwas in seinem Wesen geändert. Es ist etwas Ruheloses und Unbefriedigtes über ihn gekommen." Sie hemmte ihren Schritt und sah mit ihren stolzen und zugleich guten blauen Augen aufmerksam zu Ehrenberg hinüber, den sie an Größe fast überragte. „Und Sie meinen, es wäre nichts weiter, als diese gesellschaftliche Ueberanstrengung?" fragte sie.

„Vielleicht ist's was Ernsteres!"

„Eine Krankheit?" Sie rief es im Tone des Erschreckens. Ihre Schwester Irmgart aber, die sich bisher kaum an dem Gespräch beteiligt hatte, brach in ein leises Lachen aus. „Ich glaube," sagte sie, „daß keiner von uns dreien sich einen kranken Flemming vorzustellen vermag."

„Nun, meine verehrten Komtessen," versetzte Ehrenberg, „es giebt doch auch Krankheiten des inwendigen Menschen. Auch das Herz hat seine Masern und seinen Scharlach durchzumachen, und wer in der Kindheit davon verschont geblieben ist, den packt es im Alter."

„Machen Sie Ursula nicht bange," warf Irmgart ein, „denn es ist nicht zu leugnen, nächst unserem Bruder Kuno ist sie diejenige, bei der sich die allgemeine Flemming-Schwärmerei am dichtesten kondensiert hat. Sehen Sie nur, sie ist ganz blaß geworden."

Ursula war aber nicht blaß geworden, vielmehr ließ der intensive Lichtschein eines elektrischen Lichtes, durch den man gerade hindurchschritt, erkennen, daß ihre Stirn von einer leichten Röte überflutet wurde.

Inzwischen hatten Flemming und Rika die Eingangspforte des Opernhauses erreicht und ließen nun die andern herankommen.

„Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen?" rief Irmgart dem Rittmeister entgegen, „wir haben auf der ganzen Tour nur von Ihnen geredet."

„Wenn Sie mitgeredet haben, Komtesse, kann es nur Gutes gewesen sein. Aber vielleicht verraten Sie mir etwas von dem Inhalt?"

„Warum nicht? Herr von Ehrenberg hat uns erzählt, daß Sie die Masern haben. Und da ich diese Krankheit aus Erfahrung kenne, so möchte ich Ihnen raten, sich so bald wie möglich ins Bett zu legen. Adieu, lieber Herr von Flemming."

„Und haben Sie Dank für Ihr Geleite," fügte Ursula hinzu. „Und Sie auch, Baron Ehrenberg."

Sie verabschiedeten sich und verschwanden mit dem Diener in der Pforte.

„Gutes Haus, die Wolkensteins," sagte Ehrenberg, indem er Flemmings Arm ergriff und ihn wieder nach dem alten Kaiserpalais hinüberzog. „Und sieh mal," fuhr er nachdenklich fort, „da hätten wir eigentlich schon das, was alle Schatten, die dich verfolgen, vertreiben sollte. Statt eines blassen Traumes die holdeste Wirklichkeit! — Aber freilich, es hängt ja ein Verhängnis über dir und über diesen reizenden Mädchen, das euch nicht zusammenkommen lassen will."

„Und das wäre?" lächelte Flemming.

„Nun, das liegt doch auf der Hand," versetzte Ehrenberg, „die Mädels sind vor deinen Augen aufgewachsen, ihr seid fast wie Brüder und Schwestern. Daraus wird in Romanen immer was und im Leben nie was. Und sodann: sie sind ja die reinen Inséparables, ich meine die beiden älteren, von ihnen kann man ja singen: zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. Und zu allem Ueberfluß Zwillinge. Wie soll da je ein Mensch zur Klarheit kommen, welche von beiden er eigentlich liebt. Aber dennoch, Jürgen, ich würde mir die Sache überlegen —"

„Bon," sagte Flemming, dessen Gedanken wieder in die Ferne schweiften.

„Sieh mal, die Zwillinge sollten eigentlich den Ausschlag geben," fuhr Ehrenberg fort, „eine Familie, notabene eine gute Familie, in der heute noch Zwillinge produziert werden, da steckt Rasse drin. Und das giebt die Anwartschaft auf eine glückliche Ehe — na, was sagst du?"

Flemming, nicht angenehm berührt von der scherzhaften Weise, mit der Ehrenberg auf seine ernsten Bekenntnisse anzuspielen schien, blieb die Antwort schuldig.

Und nun reichte ihm der Baron die Hand und sagte hastig: „Ich muß noch in den Klub. Sei bedankt, lieber Junge, für deinen Besuch — und für deine Mitteilungen. Wir kommen noch darauf zurück!" Er winkte einem in der Nähe haltenden Droschkenkutscher. „Ja, ja," sagte er, „wir reden noch davon. Fürs erste aber: Man soll den Apfel, der einem auf silberner Schale dargeboten wird, nicht ausschlagen, weil man früher einmal irgendwo in den Zweigen einen schöneren hat hängen sehen. Freilich, hier handelt es sich um zwei Aepfel, die kaum von einander zu unterscheiden sind. Na, dann prüfe beide und den besten behalte. Adieu, Jürgen, auf Wiedersehen!"

Damit stieg er in die Droschke und fuhr von dannen.

Drittes Kapitel.

Eine Viertelstunde später saß Ehrenberg allein im Lesezimmer des Unionklubs. Er hatte sich eine Anzahl von Zeitschriften reichen lassen, ohne jedoch einen Blick hineinzuwerfen. Er hatte die Ellbogen auf den spiegelnden Tisch

gestützt, die Hände über der herabgebeugten Stirn gefaltet, und saß in tiefem Sinnen.

„Die arme Maria!“ dachte er. „So wurde ja die Bärenburg genannt, damals als die skandalöse Geschichte ruchbar wurde. Jedermann hielt sie für das Opfer Künwaldscher Intriguen. Von wem habe ich doch die Bezeichnung gehört? Von Breitenburg? Ja, Breitenburg muß es gewesen sein. Arme Maria! Hm! Aber mag sie wirklich mehr zu beklagen als zu verdammen sein, für die Gesellschaft ist sie unmöglich. Und für Jürgen auch. Darum hat sie ihm ihren Namen verschwiegen, darum ist sie am nächsten Morgen spurlos verschwunden! Armer Junge, wenn er jemals erfahren sollte, wer jene reizende Waldfee eigentlich war —, wie ich ihn kenne, müßte es ihm ein Stück seines Herzens kosten. Arme Maria! Aber vielleicht ist es doch eine ganz andere Maria, die jenen Brief geschrieben hat. Jedenfalls muß ich Gewißheit haben — aber wie? wie?“

„Die Schrift,“ dachte Ehrenberg weiter, „ist so charakteristisch, daß sie sich kaum verkennen ließe —, aber wie soll ich es anfangen, um einen Brief von der Retzau zu erhalten?“

In diesem Augenblick trat ein anderer Herr ins Zimmer, bei dessen Anblick Ehrenberg zusammenfuhr. „Deichmann!“ rief er aus. „Sie hier! Ach ja, ich besinne mich, seit drei Wochen bei der Regierung.

Er schüttelte dem Ankömmling die Hand und fuhr lebhaft fort: „Lieber Deichmann, Männer wie Sie läßt man sich nicht in den Weg kommen, ohne sofort eine Gefälligkeit von ihnen zu erbitten.“

„Nichts, mein verehrter Herr Baron,“ erwiderte der andere mit großer Höflichkeit, „nichts könnte mir erwünschter sein, als wenn ich in der Lage wäre, Ihnen irgend einen Dienst zu erweisen.“

Herr von Deichmann, als vorzüglicher Kopf bekannt, hatte jahrelang in der Provinz Posen ein Landratsamt bekleidet und war seit kurzem, wie es hieß, mit der Anwartschaft zu schnellem Steigen, an die Berliner Regierung berufen worden. Er stammte aus der Gegend von Oppeln und war dem Wolkensteinschen Hause, das dort große Güter besaß, und durch dieses auch dem Baron Ehrenberg seit lange bekannt.

„Um so besser,“ sagte Ehrenberg, „denn ich möchte Ihre Güte sogleich im ausgiebigsten Maße in Anspruch nehmen. Sie wissen, daß ich das Glück habe, von vielen Leuten als Vertrauensmann in Anspruch genommen zu werden. Da habe ich nun einen kleinen Landwirtschaftseleven, Sohn meines früheren Wachtmeisters, der sich eine Stelle wünscht, wo er zugleich etwas verdienen und etwas lernen kann. Ich denke mir nun, in Ihrem früheren Kreise müßte es eine ganze Anzahl von großen Gütern geben —, sagen Sie mal, liegen da nicht auch die Bärenburg'schen Güter?“

„Nicht in meinem frühern Kreise, aber in der Nachbarschaft.“

„Und Sie kennen die Besitzerin, die Gräfin Retzau?“

„Gewiß!“

„Ach, ließe sich da vielleicht etwas erreichen? Die Güter müssen umfangreich sein?“

„Es sind gewiß gegen 20 Güter und Vorwerke.“

„Nun sehen Sie, da ist also sicher anzukommen. Aber ich möchte, daß die Sache nicht durch die Wirtschaftsdirektion, sondern an die Besitzerin selber geht —, sie gewinnt dann mehr Wichtigkeit und hat mehr Aussicht auf Erfolg.“

„Geben Sie mir die nötigen Papiere, und ich werde noch heute an die Frau Gräfin schreiben.“

„Ich danke Ihnen, lieber Regierungsrat.“ Ehrenberg drückte ihm die Hand. „Apropos, lieber Herr von Deichmann,“ fuhr er nach einem kurzen Besinnen fort, „Sie waren ja, als Sie damals nach Posen gingen, bereits verlobt, haben Sie später — ich meine, hat Ihre Frau Gemahlin mit der Gräfin Retzau verkehrt?“

Der Regierungsrat zuckte mit den Achseln. „Die Frau Gräfin lebt sehr zurückgezogen,“ sagte er langsam, jedes Wort gleichsam abwägend, „sie hat den Verkehr der dorligen Gesellschaft nie gesucht. Da ich aber geschäftlich mehrfach mit ihr in Beziehungen getreten war, wobei ich stets die angenehmsten Eindrücke zu empfangen in der Lage war, so hielt ich es nach meiner Vermählung einfach für meine Pflicht, ihr meine junge Frau vorzustellen. Sie hat den Besuch erwidert und dabei ist es geblieben.“

„Hm!“

Auch der Regierungsrat räusperte sich. Das Thema schien ihm nicht angenehm.

Aber Ehrenberg, sonst die Rücksicht selber, ließ nicht nach, sondern fuhr fort: „Sie werden mich gewiß für ein altes Weib halten, lieber Rat —“

„Bitte, Herr Baron, ich verehre Sie als das gerade Gegenteil.“

„Nun ja — dann — Also, wenn es nicht dabei geblieben wäre, ich meine, bei dem ersten Höflichkeitsaustausch zwischen der Gräfin und Ihrer Frau Gemahlin, sondern wenn ein Verkehr von der andern Seite gesucht wäre, würden Sie in der Lage gewesen sein, denselben zu erhalten?“

„Lieber Herr von Ehrenberg, Sie machen sich ein völlig falsches Bild von der Frau Gräfin,“ sagte der Regierungsrat. „Es ist nicht nur mein Urteil, sondern auch dasjenige meiner Frau: daß es auf der ganzen Welt keine vornehmere, taktvollere, feinfühligere Frau geben kann, als die Gräfin Retzau, es würde ihr nie eingefallen sein, uns Verlegenheiten zu bereiten.“

„Ja, aber Deichmann,“ rief Ehrenberg voller Eifer, „wie waren denn alle diese Dinge möglich?“ —

„Das ist mir ebenso ein Rätsel wie Ihnen!“

„Es ist ja zum Entsetzen! Eine vornehme Natur, klug, reich, liebenswürdig — und in dieser Vehme. Arme Maria! Sie wissen doch, daß sie so genannt wurde?“

„Ich habe davon gehört."

„Und Sie bedauern sie auch?"

„Aus der Tiefe meiner Seele!"

Ehrenberg blickte vor sich nieder. Dann fiel ihm ein, daß er, ohne nähere Erklärungen zu geben, kaum länger bei dem Thema verweilen dürfe. „Es ist traurig, zu traurig," sagte er abbrechend, „aber Sie wollen gewiß nebenan in das Gesellschaftszimmer? Sie sind noch unbekannt mit der Lokalität? Nun, dann erlauben Sie, daß ich Ihnen öffne." Er stieß die Thür zum Nebenzimmer auf und ließ den Regierungsrat vor sich über die Schwelle treten.

* * *

Flemming hatte nach seiner Aussprache mit Ehrenberg seine anstrengende Thätigkeit noch verdoppelt. Er hatte mit Eifer an einem für das militärische Wochenblatt bestimmten Artikel gearbeitet; er hatte das Stück, das im Wolkensteinschen Palais gegeben wurde, wirklich, den Wünschen der Komtesse Nika entsprechend, umgearbeitet und zuletzt auch noch die Regie bei den Proben und bei der Aufführung übernommen. Zwischenhinein war die große Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Felde gefallen, und zu dem allem kam noch der tägliche Dienst und der anstrengende Training für die nahe bevorstehenden Rennen. Es war bewußte Absicht, daß Flemming alle seine Kräfte in dieser Weise bis zur Ermüdung, bis zur Erschöpfung anspannte, aber was er damit bezweckte, erreichte er nicht: Ruhe, Frieden vermochte er nicht zu finden. Wenn er, oft erst in tiefer Nacht, müde und abgespannt nach Hause kam und seine mit allem erdenklichen Komfort ausgestattete, in der Keithstraße belegene Wohnung betrat und im Salon, um sich zu erholen, noch eine halbe Stunde rauchend auf- und niederschritt, dann wachte nach allem Lärm und aller Zerstreuung des Tages der innere Schmerz mit verdoppelter Gewalt wieder auf. Er sagte sich, daß er nie wieder so lieben werde, wie er dieses fremde, rätselhafte Weib liebte. Immer von neuem wiederholte er sich: so kann es nicht weiter gehen, du mußt sie vergessen, du mußt diese ganze thörichte, trostlose Liebe aus deinem Herzen reißen. Aber zugleich bezeugte ihm eine innere Stimme, daß er das nie vermögen werde.

Was war das? War's nicht sein Lebensprinzip gewesen? Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll? Und war's ihm nicht bisher stets gelungen, nach diesem Prinzip auch wirklich zu handeln? Und nur in diesem einen Falle ließen ihn seine Willenskraft und sein Pflichtbewußtsein im Stich? War er etwa durch das Schicksal verwöhnt? Hatten ihn die Erfolge, die er bisher Schritt für Schritt errungen, so anspruchsvoll gemacht, daß er nun bei dem ersten Wunsch, der ihm unerfüllt blieb, alle Fassung und Selbstbeherrschung verlor?

Aber nein! Das war es doch nicht. Er wollte einem Glück, das er nicht besitzen sollte, wohl entsagen und doch ruhig weiter leben und doch tapfer

weiter streben. Aber dann mußte er wissen, warum und weshalb er entsagen sollte! Was ihn so furchtbar quälte, das, was ihn so ruhelos und zerrissen machte, das war nicht sowohl der Verlust der Geliebten, als vielmehr die furchtbare Ungewißheit, daß er nicht ahnen, nicht wissen konnte, warum er sie eigentlich verloren hatte.

Was würde sein väterlicher Freund, der verstorbene Graf Wolkenstein, ihm in seiner Lage gesagt haben? Ehrenberg hatte ihn nur auf seine Pflicht zu verweisen vermocht. Aber der Graf würde aus der Tiefe seines festen, unerschütterlichen Glaubens heraus gesagt haben: „Es ist eine Prüfung, Jürgen, trag's in Geduld. Ist es zu deinem Heil, so wird's sich erfüllen, erfüllt es sich nicht, so war's auch nicht zu deinem Heil." Ja, ja —, es ist doch etwas Großes um solch einen Glauben. Ob er wohl ruhiger werden würde, wenn er auch so glauben könnte?

Ruhelos, oft bis zum grauen Morgen, pflegte Flemming unter solchen Erwägungen sein Zimmer zu durchwandern, und während seine Gedanken hin- und herwogten, stieg das lang gehegte Bild immer aufs neue wieder vor seinen Augen empor. Er sah wieder die tiefen dunklen Augen, die leuchtenden Haarwellen, die klare Stirn, den entzückenden Mund, den Trauer und Schalkhaftigkeit zugleich umspielten. Er hielt die warme, weiche Hand mit dem bläulichen Geäder wieder in der seinen, und während er rastlos auf dem weichen Teppich auf- und niederschritt, füllte sich das Zimmer mit dem Duft des fernen Harzwaldes, und eine süße Stimme wiederholte liebe, nie vergessene Worte.

Viertes Kapitel.

Vierzehn Tage waren vergangen. Auf dem Rennplatze zu Carlshorst herrschte buntes Leben. In erster Linie war es wohl der wundervolle Frühlingssonnenschein, der das sportlustige Berlin auf die Beine gebracht hatte; aber dazu kamen noch zwei interessante Konkurrenzen, die namentlich die Kenner anzogen. Gleich im ersten Rennen sollte Flemming einen Fuchswallach reiten, der bisher elfmal herausgebracht war, und der die auf ihn gesetzten Hoffnungen stets dadurch zu Schanden gemacht hatte, daß er gleich nach dem ersten oder zweiten Hindernis unwiderstehlich aus der Bahn zu brechen pflegte. Und sodann sollte in dem Hauptrennen des Tages der größeste Rennstallbesitzer des Kontinents, der junge Graf Kuno von Wolkenstein, zum erstenmal als Herrenreiter figurieren und zwar gegen keine geringeren Gegner als den Rittmeister von Kerkow und den Engländer Mr. Raoul.

Die Chancen der beiden Renner wurden überall eifrig besprochen, namentlich auf dem Sattelplatz, wo zahlreiche Offiziere und sonstige Habitués der Rennbahn, auch eine Anzahl von Damen, gruppenweise zusammenstanden oder auf und ab wandelten.

Ehrenberg, im hellbraunen, kurzen Paletot, mit aufgeschlagenem Kragen und blitzendem Cylinder, den Krimstecher um die Schulter geschnallt, trat eben aus den Ställen und ließ sein Auge, indem er es mit der Hand gegen das Sonnenlicht schützte, unruhig über den Platz schweifen. Seitdem er wußte, was Flemming verschwiegen mit sich herumtrug, konnte er sich von der Vorstellung nicht losmachen, daß sich Unheil über dem Haupte seines Lieblings zusammenbraute, und eine innere Stimme sagte ihm, daß schon dieser Tag den Anbruch des Unheils verkündigen könne. Ehrenberg, bis zum großen Kriege ein schneidiger Husarenoffizier, war etwas abergläubisch. Auch damals, als er nach Frankreich zog, hatte er vorausgeahnt, daß er nicht wiederkehren würde. Er war nun freilich am Leben geblieben, aber die Wunde, die er erhalten hatte, war so schwer, daß er seinen Abschied nehmen und sich für immer zur Ruhe setzen mußte.

Während er so dahinschlenderte, blieb sein Auge plötzlich auf einem Ulanenoffizier haften, der in einem Kreise von jüngeren Offizieren, meist von der Garde, unweit der Ställe stand. Er mochte einige dreißig Jahre zählen, war groß und von stattlicher Figur und hatte ein Antlitz, das man auf den ersten Anblick als klassisch schön zu bezeichnen geneigt war: ein regelmäßiges, bräunlich bleiches Gesicht mit großen dunkeln Augen und einem hellbraunen, aufgewirbelten Schnurrbart über den vollen, auffallend roten Lippen. Allein es lag ein Ausdruck von Starrheit über diesen Zügen und in diesen Augen ein so unergründliches schwüles Brüten, daß man nicht recht zum Genuß dieser auffallenden Mannesschönheit gelangen und ein Gefühl der Beklommenheit darüber nicht ganz zu überwinden vermochte. Und etwas steif und gezwungen schien auch die Unterhaltung zu sein, die der Offizier mit seinen Kameraden führte.

„Kühnwald,“ dachte Ehrenberg, als er ihn erblickte, „na ja, da haben wir ja den Vogel, der den Sturm verkünden könnte.“ Und er ging eilig nach der anderen Seite hinüber.

In diesem Augenblicke kam ihm der Regierungsrat von Deichmann entgegen. „Guten Tag, verehrter Herr Baron, ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, sonst hätte ich Sie in Ihrer Wohnung aufgesucht. Soeben nämlich habe ich die Antwort der Frau Gräfin Retzau erhalten. Die Sache hat sich etwas verzögert, da mein Brief, den ich nach Tornowo adressiert hatte, der Gräfin nachgesandt werden mußte. Sie scheint nämlich wieder nach Radöhl, nach ihrem holsteinischen Stammgut übergesiedelt zu sein.“ Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Ehrenberg dar.

Der Baron griff hastig nach dem Brief, warf einen Blick hinein und verfärbte sich: das war dieselbe unverkennbare Schrift, die er vor vierzehn Tagen bei Flemming gesehen hatte. Er war so erschüttert, daß das Papier in seiner Hand zu zittern begann.

„Ich bedaure,“ sagte Herr von Deichmann etwas verwundert, „daß ich Ihnen nicht dienen kann. Wie Sie sehen, schreibt die Frau Gräfin ab. Alle

ihre Stellen seien besetzt. Aber zum Herbst hätten einige ihrer jungen Leute militärische Uebungen zu absolvieren und da wäre es vielleicht möglich."

„Bitte, bitte, Herr Regierungsrat, es hat nichts auf sich. Ich habe inzwischen die begründete Aussicht erhalten, den jungen Menschen bei einem alten Freunde in Mecklenburg unterzubringen. Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Gefälligkeit."

„Bitte," wehrte der Regierungsrat ab, „es ist nichts zu danken. Aber wenn Sie mir eine Freundlichkeit erweisen wollen, dann nehmen Sie meinen Arm und chaperonieren Sie mich ein wenig. Sie wissen, ich bin ein Neuling hier in Berlin und namentlich auf der Rennbahn."

„Also kommen Sie, was wollen Sie kennen lernen, Pferde oder Menschen?"

„Beides, wenn es möglich ist."

„Steigen wir also vom Einfachen zum Schwereren auf und beginnen wir mit den Menschen."

Sie machten ein paar Schritte nach dem Ausgang des Rennplatzes zu. Dann blieb Ehrenberg stehen und sagte leichthin: „Fast hätte ich vergessen, Ihnen Ihren Brief wiederzugeben." — Er reichte dem Regierungsrat das Blatt. „Eine charakteristische Handschrift," fuhr er fort, „ganz Emanuel Geibel."

Der Regierungsrat sah den Brief an. „Es ist mir nicht aufgefallen," versetzte er, „aber da Sie mich darauf aufmerksam machen, muß ich zugeben, daß Sie recht haben."

Ehrenberg malte mit seinem Stock ein paar Figuren in den Sand und murmelte: „Die arme Maria!" Dann richtete er sich plötzlich empor und sagte: „Es ist Ihnen vielleicht interessant, den Urheber des Trauerspieles kennen zu lernen, das man ‚die arme Maria' nennt. Die Sache spielte ja damals in Holstein, in Radöhl, auf dem Gute der Bärenburgs, und ich denke, Sie haben Kühnwald bisher nicht gesehen. Aber wenn Sie ihn sehen wollen — bitte, dort steht er."

Und er deutete mit einer diskreten Bewegung auf den hochgewachsenen Ulanenoffizier, der noch immer im Kreise seiner Kameraden stand.

Der Regierungsrat — etwas kurzsichtig — hatte sich seinen Kneifer aufgesetzt und blickte unauffällig, aber scharf hinüber. „Ah," sagte er, „der mit den gelben Aufschlägen? Ein schöner Mensch! Aber es ist die Schönheit eines Stierkämpfers. Und sagen Sie mal, ist er denn wieder rehabilitiert?"

„Rehabilitiert?" Ehrenberg lachte bitter auf.

„Die Affaire hat ihn im Gegenteil erst en vogue gebracht. Es giebt ja immer noch Leute, denen der Anblick eines solchen gefährlichen Don Juan angenehm grausige Schauer der Bewunderung durch die Nerven jagt. Und er soll weit hinaufreichende Protektionen haben. Zu zwei Jahren war er verurteilt. Ein Jahr hat er abgesessen und danach hätte er ruhig in sein altes Garderegiment zurückkehren können. Aber sein Bruder, der reiche Schönwalder, wollte ihm keine Zuschüsse mehr geben, und so mußte er sich in die Linie versetzen lassen."

„Er sieht her“ — murmelte der Regierungsrat.

„Ja,“ sagte Ehrenberg, „und wir wollen ihm lieber aus dem Wege gehen. Ich habe eine starke Abneigung gegen den Menschen.“

Sie schlugen den Weg nach den Tribünen ein und hatten eben die Ställe umschritten, da fuhr der berühmte Wolkensteinsche Viererzug, ungarische Jucker, Rappen und Schimmel über Kreuz gespannt, in eleganter Kurve auf den Wagenplatz. Mit großer Ruhe, gemütlich seine Zigarre rauchend, stieg zuerst Flemming von dem hohen Vordersitz, dann folgte der junge Graf Wolkenstein, nachdem er dem Groom hinter sich die Zügel gegeben, mit der nervösen Hast des Novizen. Die Herren schritten dem Wagen zu, der ihnen gefolgt war, einem mit zwei rotbraunen Oldenburgern bespannten Landauer, in dem die Gräfin Wolkenstein mit ihren drei Töchtern Platz genommen hatte. Flemming öffnete den Damen den Schlag, half ihnen mit einem Scherzwort zur Erde und verabschiedete sich schleunigst, um in den Ställen zu verschwinden. Ein paar ältere und jüngere Herren, meist Offiziere, traten zur Begrüßung heran. Dann reichte Kuno seiner Mutter den Arm und führte die Seinen, nicht ohne dabei ehrerbietig zu Ehrenberg hinüber zu grüßen, nach der Tribüne.

Ehrenberg und Herr von Deichmann begaben sich inzwischen gleichfalls auf die Tribüne, wechselten einige Worte mit den Wolkensteinschen Damen und sprachen ihren Dank für eine Dinereinladung aus, die sie zu heute abend empfangen hatten.

„Im Gegenteil, meine Herren,“ antwortete die Gräfin, „wir sind Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, zu kommen, zum Dank verpflichtet, denn wir wissen ja noch gar nicht, ob es heute abend ein Freudenmahl oder ein Trauermahl geben wird. Sie müßten eigentlich, um für beide Fälle gerüstet zu sein, einen Januskopf aufsetzen, lieber Baron.“

„Wie Sie befehlen, gnädige Gräfin, ich muß aber trotzdem gestehen, daß ich meiner ganzen Natur nach mehr dazu angelegt bin, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, als mit den Weinenden zu weinen. Und da ich immer Glück habe, so nehme ich an, daß wir auch heute abend nicht weinen, sondern lachen werden.“

„Wir wollen es hoffen,“ sagte die Gräfin. Und mit einem leichten Seufzer fuhr sie fort: „Eine Niederlage würde Kuno so deprimieren. Sie kennen seine zaghafte Natur, wie wenig er von sich hält und aus sich macht.“ —

„Aber Gräfin,“ sagte Ehrenberg lächelnd, „Sie möchten Ihren Prachtsohn ja gar nicht anders haben, als er ist.“

Die schöne stattliche Frau, deren Antlitz von Sanftmut und Herzensgüte wie verklärt erschien, warf Ehrenberg einen freundlichen und dankbaren Blick zu. —

In diesem Augenblick ertönte das Signal, und das Zehnerfeld der ersten Konkurrenz zog langsam über den Rasen nach dem Start.

„Von Menschen haben Sie nun vorläufig genug gehört und gesehen,“ wandte sich Ehrenberg an den Regierungsrat, „gehen wir nun zu dem schwierigen

Teil unseres Studiums über, zu den Pferden. Also dieser große Fuchs mit den hängenden Ohren, auf dem Flemming sitzt, ist der berühmte Verbrecher, dem sein erster englischer Besitzer, in ahnender Voraussicht seiner späteren Entwicklung, schon als Füllen den Namen Gibby Jack beigelegt hat. Die Bestie hätte nach allem, was sie angegeben hat, eigentlich längst erschossen sein müssen, aber sie trägt das erlauchte Blut der Ormond in ihren Adern, und daher hat Flemming den Wallach gekauft, um es noch einmal mit ihm zu versuchen. Wenn es ihm gelingt, den Gaul über sämtliche Hindernisse zu bringen, dann wird das die größte sportliche That der diesjährigen Frühsaison sein."

Der Start gelang vorzüglich, und selbst Gibby Jack betrug sich diesmal sanft und gefügig wie ein Lamm. Dann senkte sich die Fahne und das Feld zog einen geschlossenen Haufen bis an die erste Hürde. Mit einem mächtigen Satz ging Gibby Jack zuerst über sie hinweg und nun zog er gewaltig nach vorn. Wie ein Pfeil flog er auch über die zweite Hürde. Aber dann fing er an abzuflauen, und plötzlich richtete er die Ohren, die er bis dahin hinten über gelegt hatte, scharf nach vorn.

„Passen Sie auf," rief Ehrenberg dem Regierungsrat zu, „jetzt kommt die Katastrophe."

Während er diese Worte sprach, konnte man bemerken, wie Flemming, der bis dahin lose im Sattel gehangen hatte, den Wallach scharf zwischen die Schenkel schloß; zugleich holte er mit der Reitpeitsche aus und versetzte dem Tier fünf bis sechs Schläge auf den Hals, deren scharfen, klatschenden Ton man weithin vernehmen konnte.

In diesem Augenblick lehnte sich die Komtesse Ursula Wolkenstein in ihrem Sitz zurück und schloß, während eine Blässe über ihr Antlitz ging, die Augen.

„Bravo!" rief Ehrenberg aus. „Ein einfaches Mittel, aber es hat geholfen — sehen Sie nur, wie der Gaul geht. Ich hoffe, mein lieber Regierungsrat, Sie prägen diese Scene unauslöschlich Ihrem Gedächtnis ein, damit sie Ihnen später, wenn Sie das Heft in Händen haben, der Anlaß wird zur Wiedereinführung der Prügelstrafe, die nicht nur für Pferde, sondern auch für Menschen von dem größten Segen ist."

Anerkennende und bewundernde Bemerkungen wurden ausgetauscht, Rufe wie: „famos!" — „bravo!" — wurden laut. Zwischendurch vernahm man die helle und spitze Stimme des Husarenobersten von Werthern, der hinter der Gräfin Wolkenstein saß. „Großartiger Ritt! Sehen Sie nur, wie er den Gaul in der Fühlung hat. Das Pferd trägt nicht ihn, er trägt das Pferd; er hat es umklammert und fliegt mit ihm durch die Luft, wie der Adler mit seiner Beute." Dem Herrn Oberst kamen nicht oft solche erhabenen Vergleiche und darum wiederholte er voller Genugthuung und mit erhobener Stimme: „wie der Adler mit seiner Beute!"

Derweilen schoß Flemming allen seinen Konkurrenten weit voraus auf seinem Wallach durch das Ziel, umbraust von dem Beifallsklatschen der Menge.

Er lachte vergnügt, als er sich zur Wage zurückgeleiten ließ; denn sein Sieg über den störrigen Wallach erschien ihm als eine der besten unter seinen equestrischen Leistungen. Als er mit einem leichten, grauen Paletot über der dünnen Sport-Uniform wieder heraustrat, fand er Kuno vor den Ställen, schon gewogen und mit dem linken Fuß bereits im Bügel.

„Holla, mein Alter," rief er ihm zu, „der erste Coup ist gemacht, nun mache du den andern!"

„Wollen sehen," versetzte der junge Offizier und schwang sich in den Sattel. Er ritt Rheingold, eine wundervolle Fuchsstute, die unter Flemming bereits fünf- oder sechsmal zum Siege gegangen war, aber als ein nervöses und schwer zu führendes Pferd galt. Schon jetzt erkannte Flemming an den hastigen Bein- und Kopfbewegungen der Stute, daß sich die Aufregung des Reiters bereits auf sie zu übertragen begann. Er trat näher heran, und indem er bald Kuno das Knie, bald der Stute den Hals klopfte, sagte er in jenem ruhigen, sicheren Ton, der ihm in entscheidenden Momenten eigen war und ihm stets ein großes Uebergewicht über seine Kameraden sicherte: „Es ist ganz gewiß, Kuno, daß du als Erster durchs Ziel kommst, wenn du nur kaltes Blut behältst. Laß der Stute den Kopf frei und gieb ihr keine anderen Hilfen, als die ich dir gezeigt habe, dann macht's sich ganz von selber. Den Englishman laß ruhig vorausziehen und kümmere dich gar nicht um ihn; er ist ein Blender und sein Gaul desgleichen. Aber auf Kerkow gieb acht, der kann was. Ich bin überzeugt, er wird sich dir von Anfang bis zu Ende an die Gurten legen, um dich dann im finish abzuwürgen. Wenn er noch mit dir zusammen in die Gerade umbiegt, bist du verloren, daher mußt du ihn schon vorher abzuschütteln suchen. Nach dem dritten Sprung thust du nichts anderes, als daß du die Füße einmal fest in die Bügel drückst. — Rheingold weiß, was das bedeutet, sie zieht dann mit aller Kraft ab und zwar von Sekunde zu Sekunde schneller — treibe sie nicht, drücke sie nicht, sie macht's ganz allein. — Du wirst sehen, in zwei Minuten ist Kerkow so weit hinter dir, daß von finishen gar nicht mehr die Rede ist. Und nun los, Kuno, der Gurt sitzt gut — los!"

Der Start des zweiten Rennens machte einige Mühe, da die Unruhe Rheingolds sich auch den andern Pferden mitzuteilen schien.

„Nun, Herr Baron, auf welchen von den Herren haben Sie gewettet?" fragte der Regierungsrat.

„Auf den Grafen natürlich," versetzte Ehrenberg, „Kuno for ever!"

„Aber mir scheint der Engländer — der Herr mit dem hochbeinigen Dunkelfuchs, auch einige Chancen zu besitzen."

„Glaub ich nicht, der Fuchs ist mit Rheingold verglichen ein Nilpferd, und wenn Mr. Raoul in das Rennen überhaupt eintrat, so spekulierte er auf zweierlei dabei: auf sein eigenes unverschämtes Glück und auf des Grafen Unerfahrenheit. Aber ich glaube, er verrechnet sich diesmal. Aha, nun geht es los." —

„Sehen Sie, der Engländer ist sofort an der Spitze — der Graf bleibt zurück.“ —

„Absicht. Er weiß, daß der Dunkelfuchs dies mörderische Tempo nicht lange aushalten wird.“

„Und Herr von Kerkow ist dicht neben dem Grafen —“

„Ja, da liegt der Hase im Pfeffer, Kerkow will ihn ungeduldig machen und dann im letzten Augenblick an ihm vorbei. Kerkow! da liegt die Gefahr! Aber der Graf hält sich gut, sehen Sie, er rührt sich nicht auf der Stute.“ —

In der That ging es Kuno diesmal wie schon oft im Leben. Vor allen wichtigen Entscheidungen unruhig und nervös, überkam ihn in der Stunde der Entscheidung selbst eine kaltblütige Gelassenheit. Und als er heute das Rennen sich genau in der Weise gestalten sah, wie Flemming es vorausgesagt hatte, trat trotz aller inneren Spannung sogar ein Ausdruck von Heiterkeit in sein hübsches kindliches Gesicht. Mit sicherer Hand hielt er die Stute zurück bis zu dem Augenblick, da er bemerkte, daß das Tempo des Engländers vorne langsamer wurde; dann hob er sich im Sattel und trat fest in die Bügel. Rheingold wußte, jetzt gilt es, und ein „Ah!“ der Bewunderung flog durch die Menge, als das prächtige Tier weit ausgreifend nach vorn stürmte. — Als Kerkow merkte, daß Kuno schon jetzt in der Hälfte der Bahn voranging, ließ er ihn fahren, denn er wußte, daß sein Brauner dieses Tempo nicht bis ans Ziel festhalten konnte, und legte sich nun neben den Engländer, um diesen im Endgefecht rechtzeitig auf den dritten Platz zurückzuweisen. Das Rennen war schon jetzt entschieden. Mit ungezählten Längen kam Kuno als erster durch das Ziel, dann folgte Kerkow, eine Halslänge hinter ihm Mr. Raoul.

Ein ungeheurer Beifallssturm umbrauste den Grafen Wolkenstein. Man liebte den jungen Offizier nicht nur als das Haupt eines Hauses, das seit langem zu den ersten Häusern der Hauptstadt zählte, man schätzte ihn auch um seiner selbst willen, wegen seines liebenswürdigen, allem Hochmut abgewandten, oft beinahe schüchternen Wesens. Erhitzt, rot und strahlend kehrte er zur Wage zurück, wo Flemming vergnügt lächelnd auf ihn wartete. Dann begaben sie sich wieder zur Tribüne und Flemming nahm den leeren Platz neben der Gräfin Ursula ein. „So ist er nun,“ sagte er, indem er lachend auf Kuno deutete, nervös und beinahe zaghaft bei den Vorbereitungen, aber kaltblütig und entschlossen im Moment der Entscheidung.“

Ursula antwortete nicht, und als gleich darauf das vorletzte Rennen begann, schien sie der Entwicklung dieses equestrischen Schauspiels mit dem größten Interesse zu folgen. Dann aber, indem sie sich zurücklehnte, sah sie Flemming an und sagte leise: „Wie konnten Sie das arme Tier so schlagen? Wie konnten Sie, Herr von Flemming, der Sie doch die Güte selber sind, so grausam sein?“

Und als er sich überrascht vorbeugte, gewahrte er, daß ihre Augen mit einem tiefen zärtlichen Glanz auf ihm ruhten und seinen Blick nicht wieder loslassen wollten.

Er schwieg verwirrt, und die Gewißheit, daß dieses edle Herz aus einer anderen als der bisher vorausgesetzten schwesterlichen Liebe sich ihm zuzuneigen begann, ließ seine Pulse schneller klopfen. Und ohne darauf zu achten, daß gerade jetzt der Kampf auf dem grünen Rasen der Entscheidung sich näherte, antwortete er nachdenklich: „Was Sie mir eben sagten, Gräfin Ursula, erinnert mich an ein Erlebnis, das allerdings in Ihre früheste Kindheit zurückfällt und dessen Sie sich vielleicht kaum noch erinnern. Es war zu Ende des Oktobers. Ich war wieder einmal, wie so oft, in Ihrem herrlichen Kuschmin. Ich hatte meinen ersten Hirsch geschossen und auf meinen eignen Schultern vom Wagen in den Schloßhof getragen. Ich glühte vor Stolz, besonders weil Ihr Vater meinen Kernschuß lobte und mir zum Lohn dafür einen seiner angerauchten Meerschaumköpfe schenkte. Aber Sie, ein neunjähriges Kind damals, als ich Sie auf meinen Arm nahm und zu meiner Beute hinführte, da sahen Sie mich mit Ihren blauen Augen — Sie haben noch heute, Gräfin Ursula, dieselben süßen Kinderaugen — strafend an, und indem Sie die Arme um meinen Hals schlangen, brachen Sie in Weinen aus und sprachen: ‚Pfui, schäme dich, wie konntest du das schöne Tier töten!‘“

„Und nun,“ versetzte Ursula, die ihn noch immer im Bann ihres Blickes hielt, „sprechen Sie das Urteil über mich und sagen Sie, ich wäre heute noch ebenso sentimental und kindisch wie damals.“

„Mein Urteil über Sie, Gräfin Ursula,“ versetzte Flemming, „brauche ich nicht auszusprechen. Sie kennen es und wissen, wie sehr ich Sie verehre. Und Sie haben ja wiederum recht, vollkommen recht. Aber wir Männer können die Ziele, die unser Beruf uns stellt, leider nicht erreichen, ohne daß wir Widerstrebendes mit aller Kraft darniederbeugen. Und wer wollte da in jedem solchen Falle immer genau die Grenze ziehen, wo die Kraft in Roheit übergeht?“

„Und doch,“ versetzte Ursula, „glaube ich, daß auch eines Mannes Hand nicht da ist, um zu schlagen und zu verwunden und zu töten, sondern um wohlzuthun und zu segnen.“

Flemming blickte sie aufmerksam an, und auch in diesem Augenblick, wo ihm Ursulas Augen die stumme Sprache der Liebe redeten, stieg ihm wie eine Vision und doch mit greifbarer Deutlichkeit das blasse, schöne Antlitz empor, an dem die Sehnsucht seiner Seele hing. Er stand auf und sagte hastig: „Sehen Sie, der Braune hat gewonnen, ich hab's ja vorausgesagt.“ —

„Das Verhältnis des Freiherrn von Flemming zu der reichsgräflichen Familie Wolkenstein,“ sagte Kühnwald, der unten an der Barriere stand, zu den Kameraden, „scheint sich doch allmählich etwas wärmer zu gestalten. Sehn Sie nur, Hauglin, wie die junge Gräfin ihn anschmachtet. Natürlich, dieser Flemming, die personifizierte Tugend mit Gardelitzen, trägt auch hier wie überall den Raub davon!“ Ihm, der in alle Tiefen des Lebens hinuntergetaucht war, der den Glauben an alles Gute, an jedes wahrhafte sittliche Streben im Menschen längst verloren hatte, konnte ein Mann wie Flemming nur wie ein be-

gabter und glücklicher Schauspieler erscheinen. Und doch grüßte er tief und verbindlich, als Flemming jetzt in Begleitung der Wolkensteinschen Familie an ihm vorüberschritt, um den Rennplatz zu verlassen.

Fünftes Kapitel.

Das Diner, das der Graf Kuno Wolkenstein in seinem Palais in der Wilhelmsstraße zur Feier seines ersten Auftretens auf dem grünen Rasen gegeben hatte, war beendet. Die Gäste hatten den prachtvollen Speisesaal verlassen und sich in den anstoßenden Gemächern verteilt. Eine Anzahl jüngerer Offiziere, zu denen auch Ehrenberg, sowie die Komtesse Rika und die Hausdame, Fräulein von Treskow, sich gesellt hatten, befand sich im Rauchzimmer in einer Unterhaltung, die von Minute zu Minute lebhafter und lustiger wurde. Namentlich pflegte Ehrenberg bei solchen Gelegenheiten eine Laune zu entwickeln, der niemand auf die Dauer zu widerstehen vermochte. Eben jetzt hatte er sich Herrn von Kerkow zur Zielscheibe ersehen. Herr von Kerkow, der gefährlichste Gegner Kunos in dem heutigen Rennen, war von einer auffallenden Kleinheit und Magerkeit. Lachend rief Ehrenberg ihm zu: „Herr Rittmeister, Sie stehen im Verdacht eines völligen Mangels an äußerlich sichtbarer Leiblichkeit. Was haben Sie darauf zu antworten?“

„Der Geist hat den Körper aufgezehrt,“ versetzte Herr von Kerkow trocken.

„Hurra, die Ziethenhusaren!“ rief Ehrenberg aus. „Sie haben den Mut, der in der Brust seine Spannkraft übt. Schrecken nicht mal davor zurück, sich selber geistreich zu nennen, was doch sonst nur die Künstler und Gelehrten wagen. Aber mit der bloßen Behauptung geben wir uns nicht zufrieden, Herr von Kerkow, wir verlangen Beweise, Beweise Ihres Geistes. Also heraus, Ziethenhusar, heraus aus dem Busch!“

„Ich bewahre meine Fassung,“ versetzte Kerkow, „und frage nur, welcher Art die Beweise sein sollen, die Sie verlangen? Soll ich Ihnen meine Ansichten über Rußland auseinandersetzen, oder wünschen Sie von mir Aufklärung über den Ursprung des Menschengeschlechtes?“

„Wenn ich bitten darf,“ rief Ehrenberg aus, „so lassen Sie uns sowohl über Rußland, wie über den Ursprung des Menschengeschlechtes im Unklaren. Wir sind — aber ich schäme mich, daß ich vorgreife — die Entscheidung liegt ja bei der Komtesse.“

„Der Prüfstein des Witzes ist die Anekdote,“ sagte Rika, „also eine Geschichte, Herr von Kerkow, wenn wir bitten dürfen.“

„Komtesse führen mich in mein Element,“ erwiderte Kerkow mit unerschütterlichem Ernst. „Nichts verstehe ich besser, als Anekdoten zu erzählen. Ich bringe zwar nicht immer die Pointe heraus, aber gerade mit diesen pointelosen Geschichten habe ich stets die größten Erfolge erzielt.“

„Also bitte," sagte die Komtesse.

„Es war," begann Herr von Kerkow, „auf einem der sogenannten Verbrüderungsfeste, wie sie von Zeit zu Zeit in kleinen Garnisonstädten stattfinden. Meine Kameraden und ich hatten uns furchtbar gegrault vor diesem Abend, denn wir hatten gewähnt, daß er das werden würde, was wir thranig zu nennen pflegen. Dieses Wort ist der Eskimosprache entlehnt, gnädigste Komtesse, und bedeutet auf deutsch soviel wie larmoyant oder abominabel. Aber durch die Genialität eines Lohndieners wurde der Abend zu einem der heitersten und lustigsten, die ich je erlebt habe. — Dieser Lohndiener pflegte sonst nur in niederen Sphären seine Fertigkeit im Gläserzerschlagen auszuüben, aber wegen Mangels an anderen Kräften war er an diesem Abend zur Aushilfe von der Frau Amtmann herbeigezogen worden, und ihm war sogar die ehrenvolle Aufgabe geworden, das Essen anzusagen. Als er nun den Salon betrat und die Elite von Stadt und Umgegend versammelt sah, glaubte er ein übriges thun zu müssen. Er machte eine graziöse Bewegung mit der Serviette, verbeugte sich tief und sagte: ‚Meine Damen, ich grüße Sie.' Dann richtete er sich auf und rief mit einer Stentorstimme, als ob er die Neubegründung des Deutschen Reiches verkündigen wollte: ‚Herr Amtmann, es ist alles gar!'"

„Ich kann nur mit Hamlet sagen: ich wollt, ich wär dabei gewesen," versetzte Ehrenberg. „Aber Ihr Amtmann, lieber Kerkow, ist gewiß derselbe, der als Mitglied der Hagelkommission im vorigen Sommer bei meinem Freunde, dem Grafen Schwerin, zu Tisch geladen war. Das Essen war vorüber, und die kleinen Mundschalen wurden aufgesetzt. Der Graf, der es wohl bemerkte, wie die Nasenlöcher des Amtmannes sich weiteten und begierig den Duft des parfümierten Wassers einsogen, wollte einer Katastrophe vorbeugen, und indem er seine Hand auf die ausgestreckte Rechte des Amtmanns legte, sagte er: ‚Erlauben Sie gütigst, Herr Amtmann.' Aber der Amtmann sagte hastig: ‚Ne, bitte, erlauben Sie mal, Herr Graf, glauben Sie denn, ich wäre kein Freund von so was?' Und dabei goß er das Glas mit einem kräftigen Ruck hinter die Binde."

In diesem Augenblick trat Flemming aus dem Nebenzimmer herein und hastig auf Ehrenberg zu. „Denke dir, lieber Freund, — aber, Pardon, ich unterbreche wohl?"

„Nicht doch, ich bin zu Ende."

„Also höre. Seine Majestät haben befohlen, daß ihm von einigen Berliner Regimentern Meldungen nach Kiel überbracht werden sollen und zwar durch je einen berittenen Offizier. Von unserem Regiment bin ich für den Ritt bestimmt. Der Herr Oberst hat mir's soeben mitgeteilt. Morgen um 12 Uhr muß ich abreiten. Das paßt famos. Da kann ich gleich nach Beendigung meines Rittes meinen Urlaub antreten und mit Kuno zusammen, der ja ausspannen will, ein wenig zwischen den holsteinischen Seen umherstreifen. —

Bitte," wandte er sich an einen Lakai, „bringen Sie doch mal einen Atlas aus der Bibliothek."

Der Atlas kam und Ehrenberg beugte sich mit einigen anderen Herren über die Karte, um Flemming die Route aufsuchen zu helfen, die er einschlagen müsse. Unter den Ortschaften, die berührt werden mußten, wurde zuletzt, kurz vor Kiel, auch der Name Radöhl genannt.

Radöhl? Ehrenberg fuhr empor. Er besann sich, daß so die holsteinische Herrschaft der Gräfin Retzau hieß und daß Deichmann ihm erzählt habe, die Antwort auf seinen Brief hätte sich verzögert, weil die Gräfin vor kurzem von Tornowo nach Radöhl übergesiedelt sei. Seine gute Laune war dahin, Angst und Sorge ergriff ihn, er trat vom Tisch zurück und begann im Hintergrunde des Zimmers stark rauchend auf- und niederzugehen.

„Was sollte er thun? Seit heute nachmittag, seit er den Brief an Herrn von Deichmann gesehen, wußte er genau, wer Flemmings geheimnisvolle Liebe war. Es war, wie er gleich vermutet hatte, Maria Gräfin Retzau, geborene Bärenburg — die Frau, deren traurige Abenteuer die Welt vor Jahren in Verwunderung und in Schrecken versetzt hatten. Wenn Flemming das erfuhr, war's mit seinem Traum vorbei. Denn das war ja zweifellos, mochte man Maria Retzau noch so milde beurteilen, eine Verbindung zwischen ihr und Flemming war völlig ausgeschlossen. Die Frau war nach allem, was man von ihr erfuhr, keine niedrige Natur. Wie hätte sie sonst bei jener flüchtigen Begegnung im Walde gleich einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf Flemming hervorbringen können? Und doch mußte er auf sie verzichten. Würde er das können? Flemming war doch im Grunde genommen eine heiße, leidenschaftliche Natur. Seine Ruhe, seine Ueberlegenheit, seine Selbstbeherrschung waren nur das Produkt einer von Jugend auf mit eiserner Konsequenz geübten Selbstzucht. Wenn er nun durch Radöhl ritt, wenn er die Geliebte dort zufällig traf, würde er den Mut und die Kraft haben, sich, kaum nachdem er sie gefunden, wieder von ihr abzuwenden? Und er, Ehrenberg, was sollte er also thun? Sollte er den Freund aufklären, warnen, ihn auf die Gefahr aufmerksam machen, der er entgegenging? — Er kämpfte lange mit sich. Endlich sagte er sich: Nein. Impulsiv und hilfsbereit wie ich bin, habe ich früher oftmals durch Rat, eine Warnung, eine Aufklärung in ein Menschenleben einzugreifen versucht, aber es ist selten etwas Gutes dabei herausgekommen. Auch in diesem Falle widerstrebt es mir, das Werkzeug zu sein, durch welches ihm die Augen geöffnet werden. Er reitet dicht an seinem Verhängnis vorüber — möge die höhere Macht selber über ihn entscheiden. —

Als Flemming, der die Gesellschaft früher verlassen wollte, auf ihn zutrat, um sich zu verabschieden, wurde Ehrenberg noch einmal schwankend; dann aber drückte er dem Freunde die Hand und sagte mit seltsam gepreßter Stimme: „Du reitest also! Nun denn — viel Glück auf den Weg, mein Junge!"

Sechstes Kapitel.

Es war gegen 3 Uhr morgens. Gerd von Künwald befand sich in dem Zimmer, das ihm als Absteigequartier diente, wenn er sich in Berlin aufhielt. Es war ein großes, prunkhaft aber billig möbliertes Gemach mit einem zerrissenen Smyrnateppich, einem defekten Kronleuchter und schäbig gewordenen Fauteuils. Klebrige Champagnerschalen und gefüllte Aschbecher standen auf dem Tisch, dessen Decke verschoben und auf einer Seite herabgesunken war, und ein ekler Duft von abgestandenem Wein, von kaltgewordenem Zigarettenrauch und aufdringlichem Patschuliduft erfüllte den Raum, der von einer trüb brennenden Petroleumlampe nur mäßig erhellt wurde.

Gerd von Künwald war nicht zu Bette gegangen, er lag angekleidet und weit hintenübergelehnt in einem der mächtigen Polstersessel. In dem schwarzen Salonanzug und der weißen Binde sah er mit seinem bleichen Antlitz und mit seinen geschlossenen Augen wie ein Toter aus, den man für das Paradebett angekleidet hat.

Während er so regungslos dalag, den Kopf in die Polster gedrückt, die Beine weit vorgestreckt, die Arme über die Brust gekreuzt und die Augen in tiefster Ermüdung immer wieder schließend, wogten in seiner Brust die Gedanken wie ein ruheloses, sturmgepeitschtes Meer.

Ja, die ersten 24 Stunden seines diesmaligen Berliner Erholungsurlaubs waren glänzend verlaufen. Zuerst ein Frühstück mit den Herren Kameraden, dann das Herumtrotten in Carlshorst, dann das Diner im Kaiserhof, ein Stündchen im Zirkus, eine längere Sitzung bei Siechen mit Porter und Sekt, dann das Ballhaus mit seinen pikanten Anregungen, und endlich das famose Jeu hier auf seiner fidelen Bude.

Und das Fazit? 6000 Mark verspielt, das heißt alles, was ihm für das laufende Jahr an Existenzmitteln noch zu Gebote stand. Verfluchtes Pech. Er spielte sonst gewöhnlich mit Glück. Er lebte eigentlich vom Spiel. Aber dann kamen immer wieder solche Rückschläge, die ihn vis à vis de rien stellten.

War das nicht ein Hundeleben? Was war überhaupt die ganze Leutnantskomödie, die er halb widerwillig spielte, wert? Was hatte er davon? Dieser ewige Stallduft, dieses ewige Rekrutendrillen, dieses ewige Dienern und Hackenzusammenschlagen, dieses Herumlungern mit liederlichen Kameraden und feilen Dirnen — und dabei diese lächerlichen Airs nach außen! War das nicht alles wüst und dumm? Und verlohnte es sich, daß man darum in dieser ewigen Angst lebte vor einem Krach, vor einem verfallenden Ehrenschein? — Und doch, wenn ihm der bunte Rock plötzlich genommen würde, was bliebe ihm noch? Was sollte er anfangen? Sollte er Croupier werden?

Nun, dann also weiter in dem alten Geleise. O, wie ihn die Gemeinheit dieses Lebens, das er führte, anekelte. Ja, aber war er denn für dieses

Leben verantwortlich? Hatte er denn von selber diesen Weg betreten, auf dem er sich befand? Geht nicht vielmehr jeder Mensch, trotz aller sporadischen Bethätigung des eigenen Willens, im Grunde, so wie er von einer undefinierbaren Macht, die sich aus zahllosen Faktoren zusammensetzt, geführt wird? Sein Bruder Bernd ist ein sparsamer Wirt: der Geiz liegt ihm im Blut! Flemming ist ein Streber — das Büffeln und Schnüffeln, das Arbeiten und Rackern und Selbsttrainieren ist sein angeborener Trieb. Kuno Wolkenstein ist ein Tugendmuster — ja, in aller Welt, bei dieser Stellung, bei diesem Reichtum, bei dieser Erziehung, bei dieser ebenmäßigen Naturanlage — was sollte ihn auf Abwege bringen? Die Weiber begehrt er nicht, das Spiel hat keinen Reiz für ihn — wie sollte er ausschweifen?

Aber er, Kühnwald, kam mit heißem Blut und wilden Leidenschaften zur Welt. Seine Mittel standen nie im Einklang mit seinen Bedürfnissen, und der Zwang, den Erziehung und Verhältnisse auf ihn ausübten, hatte ihn nur Verstellung gelehrt und Menschenverachtung.

Da war zunächst sein Vater: bildschön, aber ohne jeden inneren Halt, kraftlos im Guten wie im Bösen, ein zwischen Sentimentalität und Frivolität beständig hin- und herschwankendes Rohr und klug, zäh und beharrlich nur in dem Einen: in der Sucht nach Geld. Was hatte ihn, den auffallend schönen, aber völlig mittellosen Offfzier bewogen, die Tochter des großen Hamburger Patrizierhauses zu heiraten, das ebensowohl durch die auffallende Häßlichkeit seiner Zugehörigen, wie durch seinen Reichtum berühmt war? Nur die Sucht nach Geld! Sie starb bald, aber das große Gut blieb ihm und er wußte sich hernach für die Entbehrungen, die ihm seine Frau auferlegt hatte, reichlich zu entschädigen.

Und dann war die Tante. Von der ganzen häßlichen Hamburger Patrizierfamilie, in der die Schwindsucht heimisch war, war sie zuletzt allein übrig geblieben und ein ungeheures Vermögen war in ihrer Hand zusammengeflossen. Sie übte eine prunkhafte Wohlthätigkeit, und doch war sie im Grunde kleinlich und knauserig, eine echte Krämernatur. Wie mußte man um ihretwillen heucheln! Mit defekten Stiefeln und schäbigen Beinkleidern war er mehr als einmal in ihrer Villa in Harvestehude erschienen. Aber es half nicht viel, sie traute ihm nicht, sie durchschaute ihn — und schließlich brach auch immer wieder seine zügellose, verschwenderische Natur rücksichtslos durch. Da verstand es sein älterer Bruder Bernd besser. Der hatte das uralte, verschrumpfte, fahle Gesicht der Mutter geerbt und schien dadurch von vornherein für die Rolle des Hungerleiders prädestiniert. Sie hatten bei der Garde gedient und die Tante gab die nötigen Zuschüsse — reichlich, das mußte man sagen. Bernd ließ sich auch nichts abgehen, er lebte und liebte, wie es in feinen Kreisen Mode war, aber er bezahlte nie etwas für andere und spielte nicht. So legte er von seinem Geld stets zurück, während er, Gerd, immer nur Schulden hatte. Er bezahlte zwar auch nicht gern für andere, so lange er nüchtern war — aber

er war nicht immer nüchtern, und dann das jeu, das jeu — er hatte eigentlich Glück, aber er konnte sich nicht mäßigen, er konnte nie aufhören, wenn er verlor. Und so war das Ende vom Liede das: Bernd und ein anderer entfernter Verwandter teilten sich in die Erbschaft der Tante, und er, Gerd, ging leer aus. 7000 Mark jährliche Rente hatte ihm sein Bruder auszuzahlen — was war das? Nichts! Darum konnte er auch nach der Schießaffaire mit dem Retzau nicht mehr in der Garde bleiben.

Kühnwald öffnete die Augen und sah sich im Zimmer um. Auf einem Seitentischchen standen ein paar Kognakflaschen. Er erhob sich und schritt schwerfällig darauf zu. Das kleine Glas, das dabei stand, war nicht mehr ganz sauber! — „Ah bah!" er füllte es und goß es hinunter.

Merkwürdige Gegensätze übrigens in der Menschenbrust. Dieser Bernd, der um jeden Pfennig knauserte, gestattete sich den Luxus, eine völlig vermögenslose Frau zu heiraten: die schöne blonde Drewitz. Der Mensch, der selbst häßlich war wie die Nacht, dürstete nach Schönheit, und dieser Durst war größer und stärker als sein Geiz. Ob er sie liebte? Hahaha! Wenigstens auf die Verwandtschaft hatte sich seine Liebe nicht übertragen; die Ehrenschulden seines Schwagers hatte er nicht bezahlt — das hatte ein anderer thun müssen, Flemming, wie es hieß. Natürlich, wo es sich um etwas Nobles und Gutes handelt, muß Flemming dahinter stecken!

Kühnwald füllte und leerte das kleine Glas noch dreimal. Wie? Ein Säufer auch? Nein, wenigstens nicht in gewöhnlichem Sinne. In der Gosse hatte er noch nie gelegen. Aber das war nicht sein Verdienst. Er hatte in dieser Beziehung eine gute Natur. Er konnte dreimal trunken und dreimal nüchtern werden, ohne daß seine Umgebung es ihm sonderlich anzumerken vermochte. Aber wohl war ihm eigentlich nur, wenn irgend ein Feuerstoff ihm das Blut durch die Adern jagte.

Auch jetzt wurde ihm wärmer und wohler. Er legte sich wieder in den Sessel, aber er schloß die Augen nicht mehr, sondern blickte geradeaus vor sich hin.

Ja, dieser Bernd, dieser schäbige, filzige Racker — hatte sich die schöne Alma gekauft. Lauter Handelsgeschäfte, diese vornehmen Ehen; entweder kauft der Mann die Frau oder die Frau kauft den Mann. Konnte er nicht auch ein solches Geschäft machen? „Warum heiraten Sie nicht, Kühnwald?" Das war ja die oft gehörte Frage, mit der man ihn trösten wollte, wenn er wieder einmal in Schwulitäten war. Die Narren, die Gecken! — Sie fabelten von seinem Glück bei den Frauen und hatten keine Ahnung davon, daß er, der schöne Kühnwald, der doch alles zu besitzen schien, was den Weibern die Sinne bethört: Schönheit, Courage und ein gerüttelt und geschüttelt volles Maß von Liederlichkeit und schlechtem Ruf — daß er daheim in seinem Schreibtisch eine ganze Kollektion von unverblümt deutlichen Absagebriefen liegen hatte. Ja, er hatte hier und da angeklopft, er müßte ja verdreht und thöricht gewesen sein,

wenn er dies bequeme und standesgemäße Auskunftsmittel, seine Angelegenheiten zu arrangieren, nicht schon früh und immer wieder von neuem zu ergreifen versucht hätte. Aber es war, als ob eine Art Instinkt jedes anständige Mädchen vor ihm warnte. Vielleicht irgend eine Tochter Sems — Brr! Er war so ein ausgeprägter, in der Wolle gefärbter Antisemit. Seine beißenden Judenwitze erfreuten sich ja einer gewissen Berühmtheit im Kreise seiner Kameraden.

Aber merkwürdig war sie doch, diese entschiedene Abneigung so vieler Evastöchter gegen die Aussicht, Frau von Kühnwald zu werden. Diese Evastöchter glauben doch sonst alles, was man ihnen mit dem nötigen Brustton der Ueberzeugung vorredet. Aber vielleicht war es doch gerade das, was seinen Bewerbungen bisher gefehlt hatte: die Ueberzeugungskraft? — Wer ein Weib gewinnen will, muß ihm von Liebe reden. Die Sache mag auf beiden Seiten Spekulation sein, dieser goldfarbige Nebelschleier von Liebe gehört einmal dazu, um sie der weiblichen Natur annehmbar zu machen. Im Punkte der Liebe aber war er, Kühnwald, ein absoluter Nihilist! So wesenlos erschien ihm das alles, daß jeder Versuch, es zu erheucheln, in abstoßende Uebertreibung ausartete.

Nur einmal war auch er von reineren, edleren Empfindungen beseelt gewesen. Damals als Maria in sein Leben trat. Sie war zu jener Zeit kaum 16 Jahre alt, schön wie der erwachende Frühling, wie der junge Tag. Und sie war rein wie Krystall. Wie er auch sonst alles bezweifelte und verneinte, hier mußte er zugeben, daß ein edles, zu jeder selbstlosen Aufopferung fähiges Herz ihm gegenüber stand. Wenn sie ihn lieben lernte, würde er ein neuer Mensch werden. Das war die Erlösung, auf die er hoffte.

Die äußeren Verhältnisse lagen günstig. Der alte Bärenburg war ein weltfremder, überspannter, beinahe verrückter Mensch gewesen. War's nicht schon ein Zeichen geistiger Umnachtung, daß er den Herrn von Kühnwald, — den schönen Papa, zu seinem Herzensfreunde erkor und ihn auch hernach zum Vormund seiner Tochter machte? Natürlich hatte der schöne Papa sein vormundschaftliches Verhältnis nur dazu ausgenutzt, um dem Sohne die Wege zu ebnen zur Gewinnung der reichen Erbin. — Maria stand unter der Obhut einer entfernten Verwandten ihres Vaters, einer bigotten heuchlerischen Person, die das junge Mädchen in der Einsamkeit des Schlosses Radöhl am liebsten hätte verschwinden lassen, um ihren Anteil an dem großen Bärenburgschen Allodialvermögen an sich zu reißen. Ihr waren Gerds Besuche im Schloß ein Dorn im Auge, und sie verleumdete ihn bei der jungen Komtesse. Aber in dieser reinen Seele war kein Verständnis für das, was man ihm mit Recht nachsagen konnte. Maria sah ihn nicht ungern. Sie dankte ihm wohl zunächst das, daß er etwas Abwechselung in ihr einsames, trauriges Leben hineinbrachte.

Und er liebte sie — anders als er bisher geliebt hatte. Im Gedanken an sie gelang es ihm wirklich, sich dann und wann zu bezwingen.

Aber immer wieder fiel er zurück. „Wenn sie erst dein ist!“ rief es in ihm — aber er hatte nur einen halben Glauben an sich und an seine innere Stimme. Es gärte zu stark in ihm, er konnte nicht als gebändigter Renner einherschreiten im strengen Zügel der Selbstzucht; er war ein geborner Sklave seiner Lüste und Begierden. Wie heißt's doch von dem Geschlecht der Atriden? „Es schmiedete der Gott ein ehern Band um ihre Stirne.“ Er konnte das Band nicht sprengen.

Und doch rief er sich immer wieder zu: „wenn sie erst dein ist!“ Der Gedanke, daß Maria seine Erlöserin werden müsse, war zur fixen Idee bei ihm geworden, und die Sehnsucht nach ihr erfüllte ihn mit Seelenqualen, die er auch in seinem Körper nachfühlen konnte. Er wurde krank und elend.

Und dann kam die Stunde der Entscheidung. Sie standen im Gartensaal von Radöhl, eben vom gemeinsamen Spazierritt zurückgekehrt. Sie war erhitzt und gerötet von der Anstrengung und schöner als je. Da riß es ihn fort, und er redete ihr von seiner Liebe. Was hatte er nur gesagt, das sie so furchtbar niederschmetterte? „Maria, ich liebe Sie, ich liebe Sie wahnsinnig — wollen Sie die Meine werden?“ Banale Worte, Worte, wie sie immer wieder in solcher Situation gesprochen werden, die bald Erhörung finden und bald nicht — die aber unmöglich eine solche Wirkung ausüben können. „Nie!“ hatte sie gestammelt, und ihr bleiches, entsetztes, erstarrtes Gesicht verfolgte ihn seitdem in seinen Träumen.

Wenige Monate darauf las er ihre Verlobung mit Retzau. Mit Retzau! Allerdings, Retzaus Ruf war besser als er. Er täuschte die meisten Menschen, denn nur wenige vermuteten hinter so viel Dummheit so viel Schlechtigkeit! Retzau Marias Gatte — wer wird das Rätsel jemals lösen!

Aber die Thatsache war da und damit das Ende seiner Hoffnung.

Und nun, da alles aus war, sah er erst, wie tief ihm das Verlangen nach ihr in der Brust saß. Er verfluchte das hartherzige Schicksal, das ihm gerade dasjenige versagte, wovon er Rettung erwartet hatte. Und mit einem grimmigen Trotz watete er gerade jetzt immer tiefer hinein in den Sumpf. Da — ein halbes Jahr mochte inzwischen vergangen sein — kam ihr Brief, ihr sonderbarer Brief, acht Tage nach ihrer Hochzeit. Acht Tage engeren Beisammenseins hatten genügt, um ihr die Augen darüber zu öffnen, wem sie verfallen war. Kühnwald sollte sofort kommen. Natürlich kam er. Und er erschrak. Er fand nicht mehr das herbe, keusche, zurückhaltende Mädchen, er fand ein zorniges und empörtes Weib. Keine Minute wollte sie länger bleiben, er sollte ihr ganzes Vermögen haben, Radöhl, Tornowo — nur keine Nacht mehr mit ihm unter einem Dache. Fort! Kühnwald sollte sie irgendwohin bringen, irgendwohin — nur fort, fort aus seiner Nähe.

Was mochte diese Bestie, der Retzau eigentlich begangen haben? Er wird es wohl nie erfahren. Und niemand wird es erfahren. Ueber solche Kränkungen reden Frauen wie Maria nicht.

Damals, wie sie in ihrer ungeheuren Erregung vor ihm stand, schön wie er sie nie gesehen — ging ein weicher, edler Zug durch seine Seele. Dieses weltfremde, kindlich unerfahrene Weib, das nicht die Seine hatte werden wollen, dem vor ihm gebangt, das sich vor ihm gefürchtet hatte, legte jetzt in der Todesangst sein ganzes Schicksal mit hochherzigem Vertrauen in seine Hände. Und eine Stimme rief in ihm: „Täusche dies Vertrauen nicht, sage ihr, wenn sie so plötzlich auf und davon ginge mit einem Offizier von mehr als zweifelhaftem Ruf, so setzte sie ihre Frauenehre aufs Spiel und brächte einen Flecken auf ihren Namen, der vielleicht nie wieder davon abzuwaschen wäre.“ Wie leicht wäre es gewesen, nach Kiel zu jagen und den alten, würdigen, weißhaarigen Justizrat herbeizurufen, der seit Jahrzehnten die Bärenburgschen Angelegenheiten verwaltete. Aber er folgte dieser Regung nicht, er stimmte ihr vielmehr zu: „ja, nur fort!“ Und in derselben Nacht — Retzau bewachte ihre Thür, und es war eine abenteuerliche Flucht durch das Fenster — waren sie verschwunden.

Nun war sie in seiner Macht — eine anrüchige Frau, die nur durch ihn einigermaßen rehabilitiert werden konnte. Wollte sie je in die Welt, in die Gesellschaft eintreten, so mußte sie seine Hand annehmen. Aber wehe ihm, daß er nie Maß und Ziel kannte! Schon nach wenigen Tagen, in Paris, quollen seine Lippen von dem über, was sein Herz begehrte. Und sie ward nicht zornig, nicht empört — nur ein Ausdruck eisiger Verachtung trat in ihre dunklen, wundertiefen Augen. Und vor dem verachtungsvollen Blick des hilflosen Weibes brach der gewissenlose Frauenverführer, der bis dahin nichts gescheut hatte, mutlos zusammen.

Sie hieß ihn gehen. Und er ging.

Aber als er nicht mehr im Bann ihrer Augen war, überkam ihn eine grenzenlose Wut. Er haßte sich selbst, und er haßte sie. Und sie mußte doch sein werden, um jeden Preis! Er mußte, um sie ganz an sich zu ketten, den Schein des Verbrechens auf sie laden. Wenn der Gatte durch die Hand des Nebenbuhlers fiel, dann mußte die ganze Welt das Weib für schuldig halten. Und diese gesellschaftliche Vehme, die schließlich die stolzesten Geister beugt, mußte sie zuletzt doch in seine Arme treiben. Und so ging er hin und erschoß den Retzau. Es war ein Mord — nach allen Regeln der Kunst, aber doch ein Mord.

Bereute er ihn? Nein. Nur leise hatte es ihn überschauert, als der gewaltige Körper mit den gebrochenen, glotzenden Augen vor ihm dagelegen hatte. Und diese leisen Schauer kamen manchmal wieder.

Kühnwald blieb plötzlich stehen und starrte auf eine Kabinettsphotographie, die er bisher noch nie bemerkt hatte. Was? Was war das? War das ein Bild von dem Kerl — ist das der kolossale Körper mit den glotzenden Augen? Er ging ganz langsam näher — nein, es war das Bild einer stark dekolletierten Tänzerin. Seine Nerven mußten doch furchtbar zerrüttet sein, daß sie ihm diese lächerliche Täuschung vormachen konnten. Er fuhr sich mit der Hand über die schmerzende Stirn.

Ein plötzliches unwiderstehliches Verlangen nach frischer Luft ergriff ihn. Er kleidete sich hastig um, verließ das Zimmer und das Haus, rief draußen einen Taxameter an und ließ sich in den Tiergarten fahren. Hier war es noch verhältnismäßig still, namentlich in den abgelegneren Wegen, die das Gefährt einschlug. Ein blauer wolkenloser Julihimmel spannte sich über den uralten Baumkronen aus, eine Fülle von Sonnenglut vergoldete ihre Zweige, und ein leiser frischer Morgenwind ließ ihre Blätter erzittern. Kühnwald wurde es freier und leichter um Kopf und Brust, die bösen selbstquälerischen Gedanken verschwanden. Nun noch ein gutes Frühstück und er war völlig wieder hergestellt. Katzenjammer, das alles war ja nichts weiter als ein gewöhnlicher elender Katzenjammer. Inzwischen war es 10 Uhr geworden und er ließ sich nach einem der besten Restaurants in der Friedrichsstraße fahren.

Als er sich zum Essen niederließ und in die Tasche griff, um sich zu überzeugen, ob er Zigarren bei sich habe, fühlte er einen Brief. Richtig, den hatte er ja gestern bekommen. Von Bernd. Ja, was will er denn eigentlich, er hat mir doch schon seit Jahren nichts mehr gepumpt? Sollte sich vielleicht die schöne Alma auf ihre Pflicht besonnen und die Welt mit einem kleinen Kühnwald überrascht haben? Ganz der Papa? Damit die weltbekannte Schönheit des Hamburger Patrizierhauses nicht aussterbe? Nun, ich bin natürlich ganz liebender Onkel. Aber die Sache wird Zeit haben, bis ich gefrühstückt habe.

Er warf den Brief verächtlich auf die Seite.

„Kellner.“

„Mein Herr?“

„Was ist das?“

„Burgunder, mein Herr.“

„Was für Burgunder?“

„Haute Sauterne.“

„Ja, das möchten Sie mir einreden! Aber ich sage Ihnen, nehmen Sie dies Gebräu und verschwinden Sie damit im Hades Ihres Kellers, und wenn Sie wiederkommen und mir nichts Besseres mitbringen“ — — —

Der Kellner verschwand.

„So muß es sein!“ dachte Kühnwald. „Der Wein schmeckte mir, und offen gestanden verstehe ich absolut nichts vom Wein, aber in solchen Restaurants muß man renommieren und skandalieren, wenn man gut bedient sein will. Kellnerseelen sind eben wie die Zweiräder — sie wollen getreten sein, wenn sie fliegen sollen. Aber zum Donnerwetter — ist es nicht in der ganzen Welt so?!“

Als er gegessen hatte und sich mit Behagen seine Havannah anzündete, fiel sein Auge wieder auf den Brief. „Na,“ dachte er, „nun werde ich wohl so weit gestärkt sein, daß ich die weltbewegende Nachricht vertragen kann.“ Er öffnete den Brief, sah hinein und ließ ihn mit dem Ausdruck der heftigsten Erregung sinken. Seine Hand zitterte so, daß man das Papier knistern hörte. Erst nach einer Weile hob er den Brief wieder empor und las ihn durch.

Er lautete:

„Mon cher frère! Zärtlichkeit und unnütze Worte waren zwischen uns nie Mode, sonst würde ich meinen Brief mit der sanften Klage über Dein langes Schweigen eröffnen müssen. Aber ich spare mir das Gequatsch und zeige Dir mein brüderliches Herz in anderer Weise, nämlich dadurch, daß ich Dir eine Dir wahrscheinlich nicht ganz uninteressante Nachricht gebe. M. ist seit drei Tagen wieder in Radöhl. Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht ein Anzeichen dafür ist, daß ihr die Posensche Einsamkeit endlich über wurde. Ist ja auch nicht anders möglich! Solch junges Ding! Und mit diesem Riesenvermögen! Meiner Ansicht nach müßtest Du noch einmal Deine Chancen ihr gegenüber ausnutzen. Man hat Euch einmal zusammen genannt, und so etwas ist immer ein festes Band. Mir war es stets unbegreiflich, daß Du Dich damals so baff! abschupsen ließest und nie eine Wiederannäherung versuchtest. Du bist doch sonst nicht so zaghaft! Also, auf in den Kampf, Torero! Ich brauch wohl nicht erst ausdrücklich zu versichern, daß Dir unser Haus und unsre Arme bereitwillig offen stehen, falls Dich in diesen Tagen eine leicht erklärliche Sehnsucht nach den gesegneten Fluren Deiner Heimat ergreifen sollte! Va bene!

Bernd."

Kühnwald faltete den Brief langsam zusammen und steckte ihn in die Tasche. Maria in Radöhl — auf dem Boden, von dem sie gesagt hatte, daß ihr Fuß ihn nie wieder betreten würde?

Hatte sie ihre Ansichten geändert? Trieb sie wirklich, wie Bernd, dieser Esel, der ebenso grob schrieb, wie er sprach — annahm, die Sehnsucht nach der Welt? Sah sie vielleicht auch ihn — Kühnwald — jetzt mit anderen Augen an?

Ein Schauer überlief ihn. Ihm war es stets unbegreiflich gewesen, dem superklugen Herrn Bruder, daß er sich so leicht „abschupsen" ließ, daß er keine Wiederannäherung wagte. Ja, hatte denn dieser Bernd in seinem Spatzengehirn eine Ahnung von den Blitzen, die dies Auge, dies süße Auge zu schießen vermochte?

Kühnwald schüttelte sich. Er möchte um keinen Preis der Welt diesem zürnenden Auge noch einmal gegenübertreten!

Und doch. Er hatte es vielleicht, verdorben und verroht, wie er war, nur falsch angefangen. Er war dem zarten, reinen Weibe in der wilden Glut seiner zügellosen Leidenschaft gegenübergetreten. Er hätte lange, lange werben müssen. Er hätte in seiner Werbung Töne anschlagen müssen, die ihr Mitleid erweckten und gerade dadurch ihrem Herzen schmeichelten. Er hätte ihr sagen müssen: ich bin ein Verlorner, aber du und nur du kannst mich retten. Das war's ja im Grunde, was er fühlte, und wenn er's ausgesprochen hätte, es hätte ein Ton der Wahrheit hindurchklingen müssen durch sein Flehen und hätte ihm Macht geben müssen über ihr gütiges Herz.

Ob er's noch einmal wagte?

Er starrte lange auf den dunkeln Wein in seinem Glase. Mit einer furchtbaren Qual überkam ihn wieder jene heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach einer Aenderung seines Lebens, nach Erlösung, wie er es nannte.

„Wenn sie erst dein ist!“ murmelte er, und heiß flammte es ihm von der Brust zum Kopfe empor und erfüllte seine Augen mit Glut.

„Kellner!“

„Mein Herr?“

„Nachsehen, ob der nächste Zug nach Hamburg noch zu erreichen ist?“

Ja, der nächste Zug wäre noch zu erreichen.

Kühnwald stand auf, zahlte, nahm sich auf der Straße einen Wagen und fuhr direkt nach dem Lehrter Bahnhof.

(Fortsetzung folgt.)



Der seltsame Abend.

Von

Hugo Salus.

Als ich Abends in meine Stube kam,
Aus den Feldern den Mondschein nach Hause nahm,
Sie hatten mir alle Fenster geschlossen,
Ich aber war ganz von Mondlicht umflossen.

Und da hängt' ich den Rock an den Nagel hin,
Und der ganze Mondschein war noch darin,
Und er schien mir noch immer bläulich zu flimmern
Und noch aus dem Dunkel silbern zu schimmern.

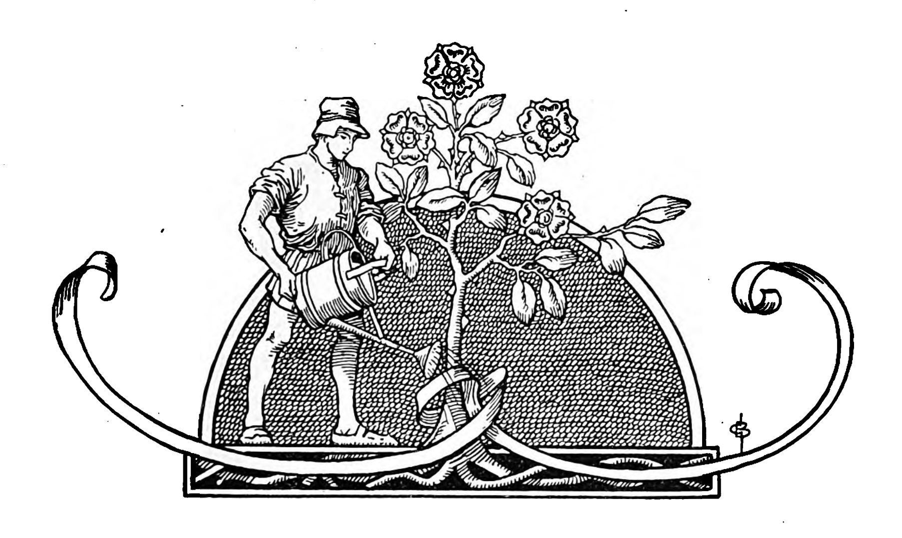
Ich strich drüber hin: meine Hand ward weiß!
Und um mich her ein silberner Kreis.
Ich öffne das Fenster und da kam es in Massen,
Das Zimmer konnte das Licht gar nicht fassen.

Ich atmete tief. Da war die Luft
Ganz voll mit einem seltsamen Duft,
Und ich wußte gleich, beglückt und beklommen,
Solcher Duft kann nur aus den Mondgärten kommen.

Und da trat noch die Magd in die Stube herein
Und sagte, sie hätte im Mondenschein
Nur eben den Krug aus dem Bronnen gehoben,
Und er wäre mit Thalern gefüllt bis oben!

Da ging ich mit ihr in den Garten, zu sehn,
Was da wieder für ein Wunder geschehn:
Und da war wirklich das Wasser drunten im Bronnen
Zu lauter flüssigem Silber geronnen!





Vom weißen Raaben.

Ein paar Brosamen von seinem Geburtstagstische.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

„In stiller Heiterkeit“, wie die Zeitungen übereinstimmend berichten, hat Wilhelm Raabe die Huldigungen zu seinem 70. Geburtstage über sich ergehen lassen. „In stiller Heiterkeit!“ Wie er alles unter seinem ganz persönlichen Gesichtswinkel betrachtet, so hat er auch auf die große Feier aus seinen eigenen gütig-schalkhaften Augen geblickt. Er lächelte und konnte sich doch der Rührung nicht erwehren; er war gerührt und konnte sich doch des Lächelns nicht enthalten. Es war sehr feierlich und sehr gefühlvoll, aber es war doch eigentlich auch sehr „komisch“.

Schon das mußte ihm komisch vorkommen, daß er sich jetzt, an seinem 70. Geburtstage, von seinen lieben Deutschen plötzlich mußte entdecken lassen. Wenn es aber anders gewesen, er der gefeierte Liebling der Lesewelt geworden und der Erfolg ihm durch alle Jahre und Bücher treu geblieben wäre, würde er da nicht an seinen Deutschen und — an sich selbst irre geworden sein? Hätte er da noch so unbefangen schaffen, die Widersprüche der Welt und die Querköpfigkeit der Menschen so tief empfinden und in eine höhere Einheit auflösen können? Diesem Leben, das so klar und ruhig, ohne äußerlich sichtbare Stürme dahinfloß, durfte sein geheimes Leid nicht erspart bleiben. Er hat es erfahren, was es heißt, sein Bestes geben und doch tauben Ohren predigen. Und er hat es empfunden, des sind „Schüdderump“ und „Abu Telfan“ Zeugen. Aber dann hat sich der Wehmutstau, der diese poetischen Gärten netzt,

in Nebel aufgelöst, und die Raabe'sche Sonne hat mit allen Regenbogenfarben hineingeschienen, und die Welt ist nur noch schöner und wunderbarer geworden.

Denn wunderbar ist die ganze Raabe'sche Welt. Das ist ihre wesentlichste Eigenart, daß sie wunderbar ist. Alles, was in ihr geschieht, das Geringste wie das Größte, am meisten aber das Geringste, alles ist höchst wunderbar, höchst wichtig und ganz was Apartes. Deshalb kann man Raabe nicht hastig durchfliegen, kann man keine Seite, keinen Satz bei ihm überschlagen, denn sicher ist auf dieser Seite und in diesem Satze wieder etwas Wunderbares passiert. Es ist nichts Belangloses, nichts Unwesentliches in der Welt, wenn wir sie durch die Raabe'schen Augen sehen. Sie sind wie ein Mikroskop, das den farblosen, einförmigen Wassertropfen in eine Welt höchst merkwürdiger und interessanter Einzelerscheinungen verzaubert.

Es geschieht uns bei Raabe häufig, daß wir alten Bekannten aus dem Leben begegnen. Wir hatten „nichts Besonderes" an ihnen gefunden und haben sie ruhig ihres Weges ziehen lassen. Ja, wo hatten wir denn bloß unsere Augen? Sind diese alte einfache Waschfrau, jener kleinstädtische Stammtischphilister nicht höchst sonderbare und interessante Exemplare der Gattung Mensch? Und ist ihre Art zu leben und zu denken und zu fühlen nicht ebenso berechtigt, ja notwendig, wie die unsere? Vater Raabe läßt alle gelten, läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, über Kleine und Große, mit besonderer Liebe aber über die Kleinen und Kleinsten. Was getreten und ausgestoßen irgendwo am Boden liegt, kümmerlich um sein bißchen Dasein ringt, vor Elend und Jammer schier vergehen will und so ganz durchdrungen ist von seines Nichts durchbohrendem Gefühle, das richtet er mit unendlicher Zartheit auf, belauscht er in seinen geheimsten Regungen und zeigt uns, wie viel Schönheit und Reichtum auch das armseligste und verachtetste Geschöpf noch ausstrahlen kann, wenn nur sein großer Hunger gestillt wird, der Hunger nach Licht und Liebe. So ist Raabe im wahren Sinne **Volksdichter**, der aus den Quellen schöpft, aus denen sich unsere Kultur immer wieder verjüngt, aus dem **Volksgemüt**, wie es aus verachteten, verkannten Tiefen emporstrebt: „Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit; und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt."

Horacker, der gefürchtete Räuber, das arme verwahrloste Menschenkind, Antonie Häußler, die Tochter der Landstreicherin, sind solche, vom „Schüdderump" auf den Kehrichthaufen gestülpte, vom Dichter liebevoll aufgelesene Menschenpflanzen, an denen er seine zarteste, tiefste Freude hat. Der robuste Horacker wird sich bald erholen, seine hungrigen Wurzeln straff in das nahrhafte Erdreich strecken, gleichviel, in welchen Boden er gepflanzt wird. Die zarte Antonie kann das Verpflanztwerden nicht vertragen, im unrechten Boden welkt sie nach kurzer holder Blüte dahin. Und der sie heimholen könnte, ist blind, blind, blind. So stirbt sie an Heimweh.

Und dieser süße, sehnsuchtsvolle Duft aus fremden, fernen Gärten, dies geheime Weh, das uns mitten im herzlichsten Lachen und auf den Höhepunkten des Lebens überkommt, diese eigentliche Raabestimmung, ist sie nicht auch ein großes stilles Heimweh? Wie ein Traum zieht die „Chronik der Sperlingsgasse“ an uns vorüber, wie Kinder blättern wir in einem bunten Märchenbuche, und doch ist diese Welt so wahre, wirkliche, alltägliche Welt, wie nur eine. Wie kommt es denn, daß wir sie nur zu träumen glauben? — Weil unser Erdenleben auch nur ein bunter Traum ist, weil wir auf dieser Erde nur Gäste sind, auf Sohlen, die nicht haften dürfen, dahinschweben, voll Wehmut ob all der vorüberfliehenden Schönheit, voll Sehnsucht nach einem ruhigen Hafen mit ewig blühenden Ufern. „Sieh, wie der Mond da oben schwimmt“, sagt Elise, auf dem Gipfel bräutlichen Glückes, „warum macht er uns oft so tiefes Heimweh, als ob wir hier auf der Erde gar nicht recht zu Hause wären?“ Wer diese tiefste Quelle nicht kennt und erkannt hat, aus der Raabes „Humor“ entspringt, mag uns von dem „Humoristen“ Raabe schweigen. Und wem das Lachen bei Raabe nicht auch geheime, zitternde Sehnsuchtsglocken mitschwingen läßt, der lacht auf eigene Rechnung, nicht mit dem Dichter und durch ihn.

Großes Heimweh aber gebiert großen „Hunger“. Den Hunger, der den Keim aus der dunklen Scholle lockt und das arme Volk aus Nacht und Niedrigkeit zu lichten Höhen. „Sieh, liebes Kind“, spricht die alte Mutter auf dem Sterbebette zu Hans Unwirrsch, dem nachmaligen „Hungerpastor“, „in meinem schlechten Verstande habe ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger darin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte solch einen Hunger, wie ich meine, und von dem hast du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit sich und der Welt; aber nicht aus Mißgunst, weil andere in schöneren Häusern wohnten, oder in Kutschen fahren oder sonsten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es so viele Dinge gab, die er nicht verstand, und die er gern hätte lernen mögen. Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben und dazu nicht ganz Derer vergessen, die sie lieb haben, dann sind sie die rechten Männer; ob sie nun weit kommen oder nicht — 's ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der andern Seite. Da ist die Liebe das Erste. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe. Um das müssen sie auch ihre Freude haben. O Kind, mir ist es viel besser geworden als deinem Vater, denn ich habe viel Liebe geben können, und viel, viel Liebe ist mir zu meinem Teil geworden. Er war so gut gegen mich, so lange er lebte, und dann hab' ich dich gehabt, und nun, wo ich meinem Anton nachgeh', sitzest du neben mir, und ich habe dir dazu geholfen. Ist das nicht ein glückselig Ding?...“

Wenig Verständnis hat unsere moderne Welt für solche Glückseligkeit. Die es aber nicht haben, was wollen die an Raabes Geburtstagstische? Bei ihm giebt's kein ander Glück, als das inwendige. Mit einer Art Mitleid sieht er auf die, welche in Macht und Glanz Befriedigung suchen, — zu tiefschauend, um sie zu hassen: es muß auch solche Käuze geben. Es ist ganz eigen, wie wenig verlockend uns diese äußeren Güter im Raabe'schen Lichte erscheinen, wie die bloß äußerlich Großen und Vornehmen vor seinem feinen Lächeln zusammenschrumpfen. Die sogenannte Gesellschaft flößt ihm keinen allzu großen Respekt ein, im „Abu Telfan" macht er sich sogar ganz offen über sie lustig. Wo sie huldigend sich beugt, da behält er sein steifes Rückgrat, und wo sie hart und heuchlerisch verurteilt, da neigt er sich in brennendem Mitleide. Von der Tänzerin, deren vaterloses Kind dahinstirbt, sagt er nur: „Arme, arme Mutter! Ein hübscher, leichtsinniger Schmetterling, gaukeltest du, bis die Verführung kam und siegte. Verlassen, verspottet, suchtest du dein Glück nur in den Augen, dem Lächeln deines Kindes, und jetzt nimmt dir der Tod auch das. Arme, arme Mutter! . . ."

Ach, er paßt überhaupt so ganz und gar nicht in unsere moderne Welt der „Woche" und des Ueberbrettls, dieser weiße Raabe unter unseren modernen Dichtern. Und er wird trotz allen Feiern und Zeitungsartikeln nicht „modern" werden im heutigen Deutschland. Wenn wir wieder deutsch geworden sind, dann wird seine Zeit kommen. Er trägt einen Glanz auf seinen Schwingen aus „versunkenen Gärten" hinüber in Zeiten, die mit Gottes Hilfe kommen werden, wo das deutsche Gemüt wieder erwachen wird. Noch träumt es hungrig in engen, dunkeln Gassen des großen Volkes, aus dem es immer noch von neuem geboren wurde, wenn es an seinen Satten und Klugen und Vornehmen zu Grunde gegangen war. Und so ist es ein Gruß an Zukunft und Vergangenheit und Ewigkeit zugleich, wenn unser deutscher Raabe seine „Chronik" schließt:

„Seid gegrüßt, alle ihr Herzen bei Tag und bei Nacht; sei gegrüßt, du großes, träumendes Vaterland; sei gegrüßt, du kleine, enge Gasse; sei gegrüßt, du große schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist! Amen."



An Wilhelm Raabe.

Von

Emil Schönaich-Carolath.

O Jugendzeit! Es rauschen Sehnsuchtsschwingen
Durch jedes Herz, durch jede trübste Klause,
Die Schollen brechen und die Knospen springen,
Manch Segel wandert, windgeschwellt, von Hause.

Und Lenz auch war's, als einst in Jugendtagen
Abu Telfan mir Leitstern, Führerflamme
Zu Bergen ward, die rot und einsam ragen,
Die jeder sucht, der vom Poetenstamme.

Ob gnädig den ein Ariadnefaden
Geleitet sacht zum heißersehnten Lande,
Ob heim er kehrt, zu keinem Fest geladen,
Hinwankend, mühsam, still, im deutschen Sande,

Ob ihn die Stadt mit bunt bekränzten Thoren
Als Meister grüßt, ob ihm die Fahnen flattern,
Ob als Gesell, der Zeit und Gut verloren,
Bei Nacht er heimkehrt, tastend an den Gattern,

Sein Mund bleibt stumm. Denn wer vom Schwarm der andern
In Sehnsucht fortzog zum Gebirg des Mondes,
Verkündet nicht, ob denen, die da wandern,
Ein Glück dort lacht, ein ew'ges, jugendblondes.

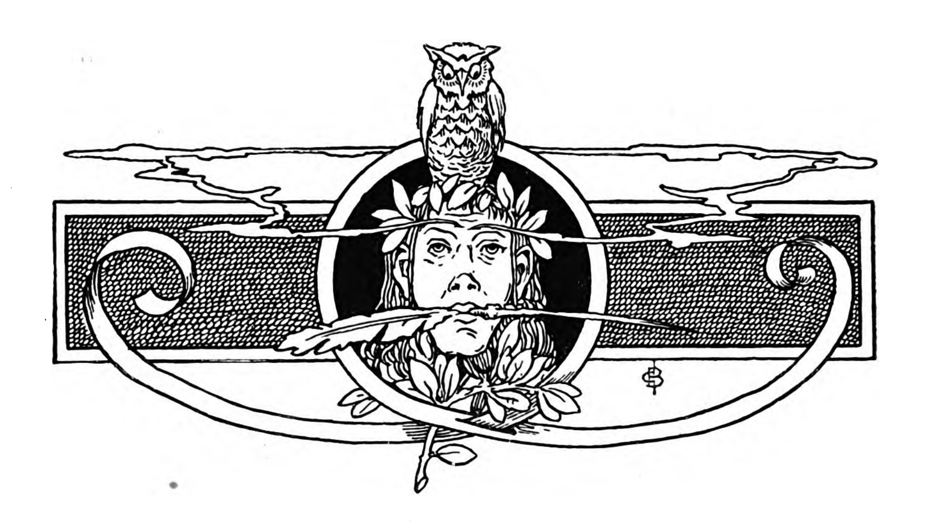
Wär' euch bekannt, was mir an Wissenssachen
Geoffenbart, enthüllt und angestammet,
Ihr würdet weinen und gar wenig lachen —
So sprachest du, prophetisch, gleich Mohammed.

Uns alle doch, die deinen Mondbergwegen
Gefolgt im Schauen, laß aus Herzensgrunde
Uns frohen Dank gleich bunten Kränzen legen
Um deinen Herd zur Feierabendstunde.

Du nahmst mit tiefem, glänzendem Humor
Vom Haupt uns fort des Alltags Not und Trauer,
Du zeigtest uns der Sehnsucht Strahlenthor,
Den Weg zu Kraft, zu starker Lebensdauer.

Ein Volk, das Dichter Deines Stammes treibt,
Ragt durch die Zeit; es blüht, es reift und bleibt.





Glossen eines Sonderlings.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Niemand ist unhöflicher als ein von Schaulust und Mannstollheit gepacktes weibliches Wesen, das in die Gefahr zu kommen fürchtet, daß ihr durch die Konkurrenz anderer Personen ihres Geschlechtes der Ertrag ihrer Bemühungen geschmälert werden könnte. Man beobachte derartige Geschöpfe bei Wettrennen, Paraden, Festzügen und dergleichen. Ich stand auf der Terrasse des Schlosses, als der Einzug eines fremden Monarchen bevorstand. An der steinernen Balustrade der Terrasse drängten sich allerlei Damen in prunkenden Gewändern. Eine baumlange, nicht mehr ganz jugendliche Virago, die sehr gut aus der zweiten oder auch dritten Reihe der Gaffenden dem bevorstehenden Schauspiele hätte zusehen können, hatte sich mit bemerkenswerter Unverfrorenheit bis in die erste Reihe hindurchgekämpft und behauptete nun, wie ein triumphierender Feldherr, den eroberten Posten. Die besser erzogenen Damen, die das unweibliche Verhalten der schaulustigen Jungfrau bemerkt hatten, zogen sich angewidert aus ihrer Nähe zurück, so daß hinter ihr ein leerer Raum entstand. In diesen leeren Raum gerieten zufällig einige bescheidene junge Mädchen, die hinter den Zuschauern lustwandelten und nur ab und zu an die Menschenmauer herantraten, um einmal einen flüchtigen Blick auf den Platz da unten zu werfen. Sie blieben stehen und wollten zwischen der Virago und deren Nachbarin hindurchgucken.

„Hier ist durchaus kein Platz mehr, meine Damen!" zischte ihnen gereizt die sich jäh umkehrende Hünin entgegen. C'est le ton qui fait la musique. Die Worte waren geschliffene Dolche.

Verschüchtert traten die jungen Mädchen zurück. Endlich faßte sich eine von ihnen ein Herz und erwiderte mit artiger Bestimmtheit: „Wir hatten auch gar nicht die Absicht, Sie zu belästigen.“ Etwas lauter sagte sie im Fortgehen zu ihren Freundinnen: „Man wird doch nirgends unhöflicher behandelt als unter Damen.“

Ich hatte den kleinen Vorgang bemerkt und freute mich dieser Bereicherung meiner Erfahrungen, denn nur um Studien zu machen, hatte ich mich unter die schaulustige Menge gemischt. Um wie viel artiger würde jene unschöne Riesin gewesen sein — dachte ich bei mir —, wenn sie schon alt und nicht mehr vom Wahne beseelt wäre, noch irgend eines vorüberziehenden Herrn Aufmerksamkeit zu erregen. Sie hatte ihre beste Schabracke aufgelegt, sich stolz beigezäumt und bürzelte selbstgefällig und hoffnungsfroh auf ihrem Posten. Einen Mann! Ein Königreich für einen Mann! Das war das Begehr, das unausgesprochen und doch deutlich vernehmbar aus ihrer ganzen kampfwütigen Haltung sprach. Und da wollten ein paar reizende, harmlose junge Mädchen, frisch und unschuldig wie Heckenröschen, in ihrer Nähe auftauchen und sie möglicherweise in den Schatten stellen und um alle Chancen bringen? Nein, dem mußte vorgebeugt werden! Daher die unfreundliche und formlose Abfertigung der ahnungslosen Geschöpfe. So völlig kann mannstolle Schaulust alle Vorschriften eines gesitteten Betragens über den Haufen werfen.

Die so schlecht behandelten jungen Damen thaten mir leid. Wie gut ist es doch — argumentierte ich im stillen —, daß derartige Flegeleien nicht unter gebildeten Männern vorkommen können. Kein anständiger Mann wagt einen andern, ihm dazu noch unbekannten Herrn in solchem Unteroffizierstone anzureden, wenn er nicht Gefahr laufen will, dafür in empfindlichster Weise verantwortlich gemacht zu werden. In den Kreisen der Männer wirkt das Verantwortlichkeits-Bewußtsein allemal günstig auf die Verkehrsformen; dies ist vielleicht eine unwidersprochen gute Seite des Duellzwanges. Gäbe es auch ein Damenduell, ei, wie hätte jene baumlange Jungfrau sich gehütet, fremde Damen in so marktweiberartiger Weise anzufahren! Die Furcht vor der Pistolenkugel oder der Degenspitze hätte ihre giftige Zungenviper ganz gewiß zu einem diplomatisch-aalglatten Schmeichelschlänglein gewandelt. Womit übrigens der Zweikampf zwischen Frauen in keiner Weise befürwortet sein soll. Wenigstens müßte er in ungefährlichere Formen gebracht werden. Man könnte beispielsweise die beiden kämpfenden Damen mit Gesichtsmaske und Panzer schützen und ihnen nur je eine Schere in die Hand geben, mit der sie versuchen müßten, der Gegnerin das Haar abzuschneiden. Ich denke, schon eine solche Kampfform würde genügen, das Benehmen allzu schaulustiger und mannswütiger Heldinnen einigermaßen zu bessern und unerzogene Damen an die Verpflichtungen ihres Geschlechtes zu erinnern. Jedem artigen und gesitteten deutschen Mädchen aber — und solche bilden ja, Gott sei Dank, die ungeheure Mehrheit — rate ich: tritt lieber in einen Ameisenhaufen, als neben eine aufgeputzte, militärfromme

alte Jungfer, die im Begriffe ist, einer Heerschau oder einem festlichen Aufzuge beizuwohnen. —

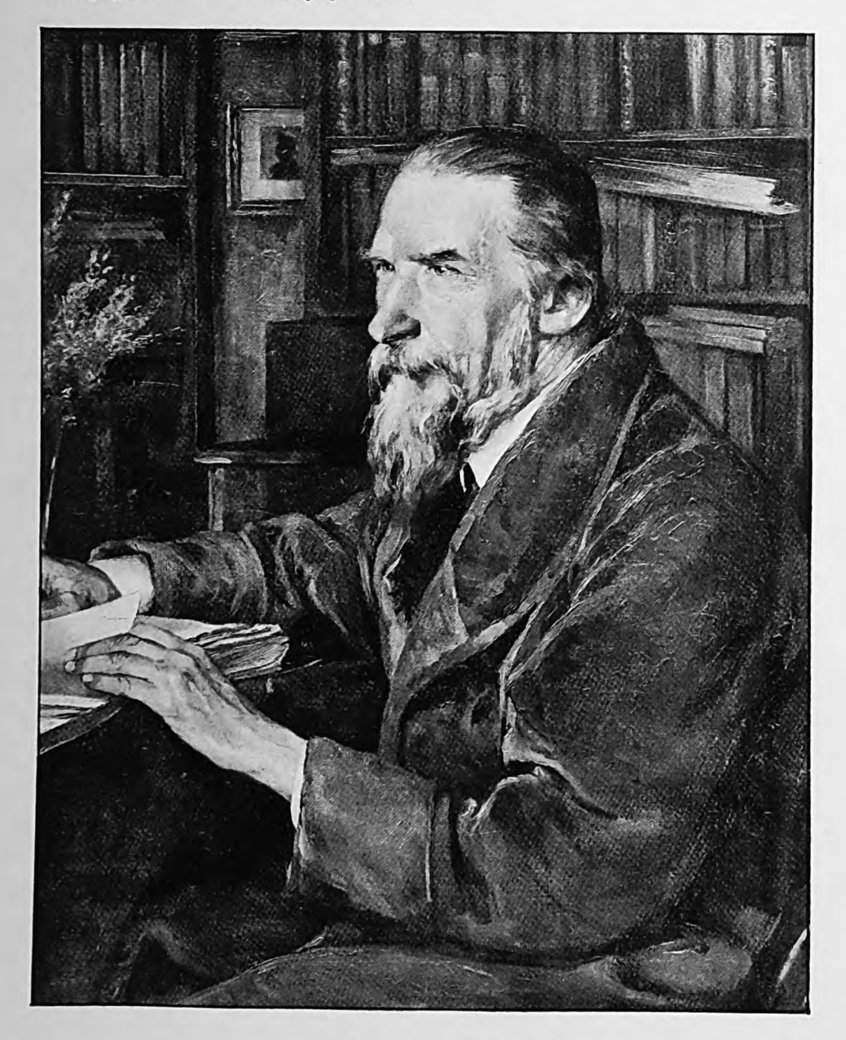
* * *

Der schmutzige, ganz gewöhnliche Geizhals ist meist leicht zu erkennen; er verrät sich auf Schritt und Tritt durch seine Handlungen und Unterlassungen. Es giebt aber auch larvierte Knicker, die die Maske des Ehrenmannes tragen und ihr Eselsohr nur gelegentlich durch die Löcher der Löwenhaut hervorstrecken.

Ich kenne einen sehr wohlhabenden und allen Anforderungen, die man äußerlich an einen vornehmen Mann zu stellen pflegt, vollkommen genügenden Herrn; nur in einem einzigen Punkte weicht er von den Gebräuchen der guten Gesellschaft ab: er trägt fast immer ein wollenes Hemd und entschuldigt sich damit, daß er die krachende Steifheit gestärkter Leinenhemden nicht vertragen könne. Als ob man nicht auch Leinwand- oder Baumwoll-Hemden ungestärkt tragen könnte. Ein Diener, der ihn verließ, weil er in seinem Hause darben mußte, hat ihn verraten. Er erzählte jedem, der es hören wollte, daß sich sein früherer Herr niemals satt äße, und um an der Rechnung der Wäscherin zu sparen, stets wollene Hemden trüge, die er nur alle acht Wochen wechselte. Seitdem habe ich ein unüberwindliches Vorurteil gegen diese Art Leibwäsche.

Eine junge, äußerst anspruchsvolle Dame in besten materiellen Verhältnissen giebt ohne Bedenken die größten Summen für ihre Toilette aus, und auch die ausschweifendste Kleidermode pflegt sie ohne Zögern und ohne ängstliche Rücksicht auf ihren Geldbeutel mitzumachen. Sie ist aber die filzigste Knauserin, die mir je begegnet ist. Auf die Gefahr hin, in peinlichste Verlegenheiten zu geraten, trägt sie nie Geld bei sich. Sie selber beichtete in einem unbedachten Augenblicke einmal den Grund dieses Verhaltens. Erstens vermiede sie so jede Möglichkeit, ihr Portemonnaie zu verlieren oder desselben durch einen Taschendieb beraubt zu werden, was andern Damen wegen der unpraktischen Damenkleidertaschen nur allzuleicht widerfahre. Und zweitens ginge sie so dem Angebetteltwerden durch die an den Promenaden hockenden Krüppel aus dem Wege. Diese professionsmäßigen Bettler kennten sie alle schon; sie wüßten, daß sie stets ohne Geld ausginge, und sprächen sie daher gar nicht mehr an. Auch Trinkgelder brauchte sie so nicht zu geben. Wenn sie wirklich einmal in einem öffentlichen Lokal einkehren müßte, so geschähe das doch nie ohne die Begleitung einer Freundin oder eines bekannten Herrn; sie ließe dann ihre Zeche stets durch ihre Begleitung berichtigen, und man könnte ihr, wenn sie das ausgelegte Geld wiedergäbe, doch unmöglich das gezahlte Trinkgeld mitberechnen. „Ohne Geld in der Tasche," pflegte sie lachend zu bemerken, „kommt man am billigsten durch die Welt."

Diese bildhübsche und hochelegante Knauserin hat mir ein Vorurteil beigebracht gegen alle solche, die stets ihren Geldbeutel zu Hause lassen. Wenn mir jemand sagt: „Ach, ich habe kein Geld bei mir, bitte, legen Sie für mich aus!", so thue ich das zwar stets mit höflichster Bereitwilligkeit, aber ich denke



Wilhelm Raabe.

(Nach dem Gemälde von Hans Fechner.)

dann im stillen an jene berechnende Komödiantin, die äußerlich das Bild einer vornehmen Dame vortäuscht, innerlich aber eine reißende, mitleidslose Wölfin ist. Ich meinesteils bin bewußt noch nie über die Straße gegangen, ohne drei Dinge bei mir zu haben: Geldtasche, Uhr und — Hausschlüssel. —

* * *

So lange Menschen atmen, so lange lebt auch ein eigentümliches Geschwisterpaar, mit dem ein jeder Bekanntschaft macht. Das Pärchen besteht aus Schwester und Bruder. Sie ist ein süßes, träumerisches Wesen, das sich manchmal reich mit Seide und Spitzen zu schmücken pflegt, oft aber auch in bescheidenem, fast ärmlichem Anzuge einhergeht; immer aber ist sie lieb und holdselig, weiß reizende Märchen zu erzählen und auch den wildesten Menschen in friedlichen Schlummer zu singen.

Der Bruder ist ein ernster, finsterer Gesell in dunkler, schwarzer Tracht, der nur bei besonderen Veranlassungen silbernen Zierat anlegt. Aber über alles liebt er die Blumen, und man sieht ihn selten ohne irgend einen Blüten- oder Blätterschmuck ausgehen. Er ist der gewaltigste Hypnotiseur, der um seinen Einfluß auf die Seelen der Menschen von allen Heilkünstlern beneidet wird. Er weiß jeden Schmerz zu stillen und dem vom heißesten Fieber verzehrten Kranken Kühle und Ruhe zu verschaffen. Leider ist er habsüchtig; das, was er sich einmal gewonnen hat, giebt er nie wieder heraus und teilt es auch mit niemandem, selbst nicht mit seiner lieblichen Schwester. Er liebt die Stille und Dunkelheit und bewohnt nur ein enges Kämmerlein, das er gegen das Sonnenlicht und den Lärm des Tages ängstlich zu schützen weiß.

Ein jeder hat im Anfange seiner Pilgerbahn schon die Schwester kennen gelernt und wird dereinst am Ende seines Erdenweges auch den Bruder kennen lernen und in ihm ruhen bis zum jüngsten Tage. —

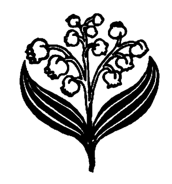
* * *

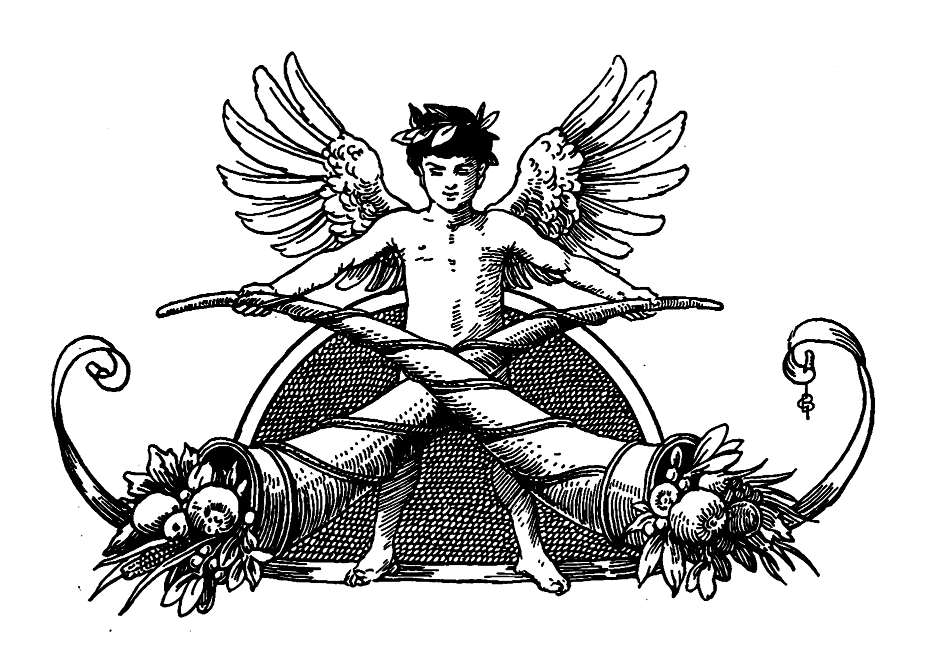
Wer irgend eines seiner Organe übermäßig anstrengt, muß darauf gefaßt sein, daß es versagt und verarmt; nur das menschliche Herz, je mehr es spendend sich bethätigt, wird immer reicher und stärker.

* * *

Ein oft gebrauchtes Fechterkunststück des Radikalismus ist es, dem Gegner Alltagssinn und Durchschnittsdenkweise vorzuwerfen. Das Wort Radikalismus bezieht sich hier auf jede Richtung. Der durchgängerische Nietzscheaner, der individualistische Anarchist, der sozialdemokratische Zuchthausstaatsschwärmer, der sich selbst als Gott verkündende Atheist, der verzückte Gleichheitstölpel — sie alle glauben die Vertreter entgegengesetzter Richtungen als blöde „Durchschnittsdenker" denunzieren zu dürfen, und sie bilden sich ein, damit etwas recht Vernichtendes zu sagen und um ihre eigene Stirne den Lichtschein der Eigenart

und Neuheit des Denkens zu weben. Du lieber Gott! Als ob die Thorheit des Gleichheitswahnes etwas Neues wäre! Als ob der in System gebrachte Egoismus und die Verleumdung des als gehirnweich bezeichneten Altruismus erst von heute datierte! Als ob es nicht, so lange Menschen atmen, schon immer und überall geräuschvolle Gottabsetzer und Freiheitsschwärmer gegeben hätte, die vor irgend einem selbstgefertigten hölzernen Fetisch das Knie beugten und die Freiheit, wie *sie* sie meinten, am liebsten mit der Knute der blöden Menge eingebläut hätten! Glaubt denn irgend so ein verbitterter Pamphletschmierer, der seine Feder in Salpetersäure zu tauchen gewöhnt ist und der alles anzuätzen versucht, was er nicht versteht oder was ihm wider den Strich geht — glaubt er denn ein Original im Denken zu sein? Ist er denn nicht selber der *Durchschnittsdenker* par principe, der gerade mit seinen Flachheiten und logischen Totensprüngen das Gehirn der denkungewandten Menge am leichtesten zu narkotisieren vermag? Der Angriff war von je die leichteste Kampfweise, auch der Angriff gegen Wahrheiten, die der Eitelkeit und Liederlichkeit des Denkers unbequem sind. Die Verteidigung der Wahrheit, die nicht mathematisch zu erweisen, sondern nur innerlich zu erleben ist — diese Verteidigung ist eine der schwierigsten Aufgaben für den Denker, denn er hat stets erst den Vorwurf des Durchschnittsdenkers, der der lieben Einfalt so leicht imponiert, ad absurdum zu führen, und dies wird und kann ihm immer wieder nur bei den tiefer Denkenden gelingen; die flachen Köpfe werden ausnahmslos von dem eitlen, mit Scheingründen argumentierenden Schreier des Radikalismus gewonnen werden. Die Majorität geht immer mit den Schreiern und Anklägern, denn diese sind ja die echten, in der Wolle gefärbten Durchschnittsdenker. Am hartnäckigsten opponiert die Einfalt. Jener Dorfschulze, der zum ersten Male in seinem Leben eine Lokomotive sich bewegen sah und dem man langatmig auseinandergesetzt hatte, daß allein der Dampf die bewegende Kraft sei, lächelte dumm-pfiffig und sagte schließlich zu seinen Bauern mit überlegener und jede weitere Einrede ausschließender Miene: „Und een Pärd steckt doch drin!“ Sicher hielt er alle, die anderer Meinung waren, für Durchschnittsdenker. —





Die Goldbraut.

Von

W. Popper.

Als die Spieluhr im vergoldeten Gehäuse drei schlug, klopfte es an die Thür des Fräuleins Dorothea Witt, und herein trat ein altes Männlein, das in die Tracht der dreißiger Jahre gekleidet war: die weiten gelben Beinkleider, den blauen Frack mit Goldknöpfen und die hohen Vatermörder, mit denen das glattrasierte Gesicht und die feierliche Miene wohl übereinstimmte. In der Rechten trug es einen Strauß aus goldenen Aehren und frischen Myrtenzweigen.

Weil nun die Uhr, wenn sie die ganzen Stunden schlug, jedesmal ein Stückchen spielte, stimmte sie auch jetzt mit ihrer etwas schwach klingenden, ja hin und wieder schon stockenden Stimme eine Menuette an. Bei den Klängen dieses gravitätischen Tanzes hob sich das Männchen auf die Fußspitzen, nahm den einen Frackzipfel zwischen Daumen und Zeigefinger und näherte sich mit zierlichen Tanzschritten und tiefen Knixen dem Fräulein, das sein Lorgnon an die Augen hob und halb mißbilligend, halb belustigt den Kopf schüttelte.

„Na, Ecker, was soll die Maskerade? Feiern Sie im Mai etwa schon Fastnacht?“

„Aber liebe Dorothea — Fastnacht! Nie war mir ernster zu Mute, als in diesem feierlichen Augenblicke, da ich meine vielgeliebte und verehrte Goldbraut begrüße. Heute, am siebenzehnten Mai des Jahres einundachtzig, um drei Uhr nachmittags, sind es fünfzig Jahre, daß wir uns unter den duftenden Fliederbüschchen des Schulgärtchens verlobt haben.“

Bei diesen Worten überreichte Franz Ecker seiner Goldbraut das Sträußchen, das diese unwillig entgegennahm, aber hastig in ihr Nähkörbchen legte und mit einer angefangenen Handarbeit sogleich zudeckte, damit es nicht von unberufenen Späheraugen entdeckt werde.

„Sie können doch einmal die alten Possen nicht lassen, Ecker!“

„Possen! Nennen Sie die Tragödie unseres Lebens eine Posse? — Wollen Sie fünfzigjährige Erinnerungen mit dieser leichten Handbewegung abstreifen? Heute vor fünfzig Jahren dachten Sie anders, da waren Sie mein liebevoll hingebendes Dorchen, das, gerührt von meinen Beteuerungen, erfüllt von süßer Hoffnung, in meinen Armen lag, an meinem heißen Herzen hinschmolz — — —“

„Ta, ta, ta, schon wieder in den höhern Regionen!“

„Damals wehrten Sie mich nicht mit diesem überlegenen Lächeln ab, damals war Franz Ecker Ihr Ideal, unsere endliche Vereinigung Ihr höchster Wunsch —“

„Die Ideale und Wünsche eines unreifen sechzehnjährigen Mädchenkopfes!“

„Dieser sechzehnjährige Mädchenkopf, der hier an dieser Stelle meines Frackes ruhte, war sehr klug und sinnig, sogar etwas eigensinnig. Und schön — schön, sag' ich Ihnen, Dorothee! Der Inbegriff weiblicher Schönheit und Anmut!“

„Ja, in den Augen eines zwanzigjährigen Hilfslehrers!“

„Wenn ich damals die Lehrerstelle erhalten hätte, wenn nicht Ihr gestrenger Vater Ihnen jeden Verkehr mit dem armen Hungerleider, dem ‚brustkranken Todeskandidaten‘ verboten hätte, so wären Sie meine Frau geworden und wir säßen heute Hand in Hand im Kreise unserer zahlreichen Kinder —“

„Hm, hm —“ — Die sechsundsechzigjährige Jungfrau, Dorothea Witt, war bei diesen kühnen Worten des pensionierten Oberlehrers errötet und hob abwehrend die Rechte.

Ecker aber legte seine schöne zierliche Greisenhand beruhigend auf die ihre und sagte:

„Nein, nein, Dorothea, nicht nur unsere Kinder, sondern auch Enkel, Urenkelchen sogar —“

„Zügeln Sie doch Ihre lebhafte Phantasie, Ecker! Wenn ich Ihre Frau geworden wäre, säße ich heute nicht neben Ihnen, denn Ihre Narrheiten und Ueberspanntheiten hätten mich schon längst ins Grab gebracht.“

„Na, da wäre ich Ihnen nachgefolgt —; aber nein, Dorothea, Sie säßen da jugendlich geschmückt, glückstrahlend neben mir, denn Sie hätten ja einen anderen Menschen, einen ganzen und tüchtigen Mann aus mir gemacht; und da säße ich, stolz wie ein Patriarch, und blickte zurück in die Vergangenheit, auf die vielen Glückstage, die Sie mir geschenkt. Aber wissen Sie, Dorchen —“ bei diesen Worten streichelte er die Hand seiner Goldbraut — „manchmal denke ich, wir haben doch auch viel Schweres, vielen Kummer und Schmerz erspart; —

denken Sie nur an die vielen Kinderkrankheiten, die unsere Lieblinge zu überstehen gehabt hätten, ohne daß wir sie davor hätten beschützen können! Unsere Söhne wären vielleicht bei den Prüfungen durchgefallen, wären bei ihren Avancements im Amte ungerechterweise zurückgesetzt worden, wie ihr Vater; und unsere Töchter hätten sich am Ende in brustkranke Lehramtskandidaten verliebt —"

„Nun, Sie waren jedenfalls nicht so schwach auf der Brust, wie im Oberstübchen da —"

„Aber diese Krankheit ist noch unheilbarer; wissen Sie, Dorchen, daß ich heute noch in Sie verliebt bin, unrettbar, bis über die Ohren verliebt?"

„Das sieht Ihnen ähnlich!"

„Ihnen auch, Dorchen, Goldbraut! Wer könnte Ihnen in die blauen, etwas strengen Augen, in denen es so seltsam wetterleuchtet, blicken, wer könnte Ihre feinen, ironischen Lippen, um die just so ein Schelmenlächeln zuckt, ansehen, ohne sich in Sie zu verlieben? Nach fünfzig Jahren aufs neue, und da erst recht!"

„Mir scheint, Ecker, Sie haben sich in den alten Kleidern da so sehr verjüngt, daß Sie selbst noch für Kinderkrankheiten empfänglich sind."

„Ja, ja, Dorchen, das Herz ist jung, aber der Kopf schon etwas schwach. Sie erinnern mich an das, was ich früher schon sagen wollte: die Kinderkrankheiten. Ja, wenn ich so ein armes Würmchen hätte leiden sehen müssen und meine arme Frau Tag und Nacht an seinem Bettchen wachend, seine Schmerzen tausendfach mit ihm leidend — und wenn ich mir da hätte sagen müssen — nein, Dorchen, das hätte ich nicht ertragen! Das nicht, und so manches andere auch nicht! Und so ist es am Ende besser — —"

„Na, das ist seit fünfzig Jahren das erste gescheite Wort, das ich von Ihnen höre, Ecker!"

„Es wäre, es wäre besser, wollte ich sagen, wenn nur Eines nicht wäre, das mich Tag und Nacht, all diese Jahre her verfolgte und mir keine Ruhe ließ, bis ich mich heute entschloß, zu Ihnen zu kommen. Und nun lassen Sie uns ein ernstes Wort miteinander sprechen."

„Sie machen mich neugierig."

„Daß wir nicht miteinander leben durften all diese fünfzig Jahre lang und miteinander all die Freuden und Leiden tragen, die uns das Geschick beschert und auferlegt hätte, das ist wohl traurig genug, aber ich könnte es ertragen —"

„Das haben Sie bewiesen —"

„Was ich aber nicht ertragen kann, das ist der Gedanke an ein einsames Sterben, an ein Scheiden, ohne in einem Herzen das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit zurückzulassen. Und da möchte ich denn —"

„Wer sagt Ihnen, daß ich Sie überleben werde? Ich werde Sie nicht überleben, Sie grüner Jüngling, Sie!"

„Unterbrechen Sie mich nicht, Dorothea. Wenn ich hören müßte, daß Sie mir vorangegangen, daß Sie einsam gestorben sind, ohne daß ich bis zum

letzten Seufzer Ihre Hände in den meinen gehalten, das wäre mir noch unerträglicher! Dieser Gedanke ist es, der mich jede Nacht verfolgt und der mich heute zu Ihnen getrieben hat. Wir dürfen nicht vereinsamt sterben, Dorothea! Deshalb verloben wir uns heute aufs neue und geloben uns, treu bei einander auszuharren. Wenn Sie früher sterben sollten, dann lassen Sie mich an Ihrem Bette wachen, Ihre Hand in der meinen halten und Ihre Augen schließen. Wenn ich früher sterben sollte —"

„Aber ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie nicht früher sterben werden, hören Sie nur, wie ich huste! Diese Thränen sind auch nur vom Husten —"

„So lassen Sie mich doch ausreden, liebe Dorothea, und husten Sie nicht. — Weil doch Eines das Andere überleben muß, so habe ich am heutigen fünfzigsten Jahrestage unserer Verlobung ein Waisenkind — ein Mädchen — aus dem Waisenhause zu mir genommen und gerichtlich adoptiert. Dieses Mädchen wird unsere Erbin, unsere Tochter sein. Wenn Sie früher sterben, werde ich sie als Ihr Vermächtnis betrachten und sie nach Ihrem Vorbilde erziehen; wenn ich früher sterbe —"

„Aber ich sage Ihnen ja, Ecker, daß Sie nicht früher sterben werden — schon wieder dieser Husten!"

„Daß doch die Weiber immer das letzte Wort haben müssen, aber Sie sollen es haben, sollen es wirklich und wahrhaftig haben, Dorothea!"

„Nein, nein, Sie werden nicht, dürfen nicht —"

Da schlug die Uhr vier. Nachdem die letzten Schläge verhallt waren, begann sie einen Choral zu spielen. Die beiden Brautleute neigten das Haupt, wie in der Kirche, reichten einander die Hände und sprachen leise feierliche Worte vor sich hin. — Eines hörte das Andere nicht — sie waren schon beide etwas schwerhörig — aber sie verstanden einander auch ohne Worte. Und dann nahm Dorothea den grauen Kopf ihres Bräutigams zwischen ihre beiden zitternden Hände und sprach zwischen Weinen und Husten:

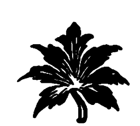
„Nein, Franz, Sie werden nicht vor mir sterben, Sie dürfen nicht, ich will es nicht, hören Sie? — Ich leide es nicht! Aber nun gehen Sie, gehen Sie, gehen Sie —!"

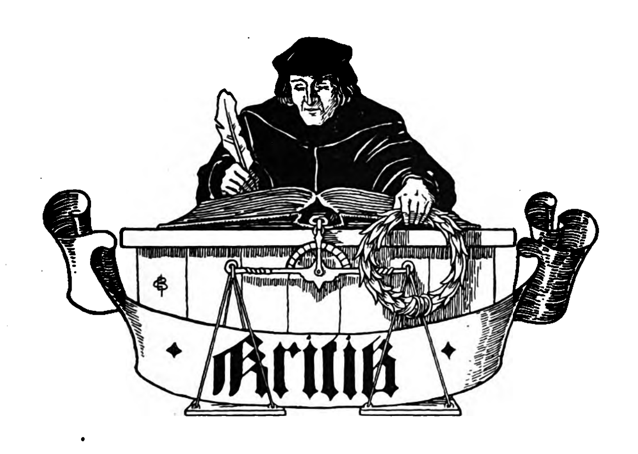
Er ging.

Als er schon draußen war, öffnete er die Thüre nochmals und rief:

„Ihnen soll doch das letzte Wort bleiben, Dorothea — Goldbraut!"

Endlich war er gegangen. Da nahm sie das Sträußchen hervor und drückte die frischen Myrten an ihre welken Lippen.





Litteratenkunst.

Die Dichter der Alten", sagt Jean Paul in seiner nicht genug zu schätzen„den Vorschule der Aesthetik, „waren früher Geschäftsmänner und Krieger als Sänger". Und wenige Seiten darauf fügt er hinzu, daß ein Amt in der Jugend gesünder sei als ein Buch.

Derselbe Jean Paul spricht noch ein andres, grade heut bemerkenswertes Wort: „Sonst war die Poesie Gegenstand des Volkes, wie das Volk Gegenstand der Poesie; jetzt singt man aus einer Studierstube in eine andere hinüber."

Vor fast einem Jahrhundert ward dieser Satz niedergeschrieben. Und man möchte glauben, daß er in der Zeit der ersten Romantik nicht einmal so „aktuell" war wie heut. Unsre „Dichter" — es sei erlaubt, den Begriff recht weit zu fassen — schreiben Gedichte nach Gedichten, Romane nach Romanen. Sie denken, sie leben, sie fühlen nur Litteratur. Natur und Welt sind ihnen nur Illustrationen zu dichterischen Schöpfungen — meist getrübte und unreine. Die Kunst ist wieder, wie in der ersten Romantik, die schönste Blüte der Menschheit; nur die Beschäftigung mit ihr ist eine würdige Aufgabe des menschlichen Geistes. Als ein Höchstes kann sie natürlich keinem andern dienen, sondern Leben, Sittlichkeit 2c. muß sich nach ihr richten. Sie wird also Selbstzweck; l'art pour l'art die Devise. Nur Einer steht noch über ihr: das ist natürlich ihr Herr und Meister; der, der sie schafft; der Künstler. Er ist demnach das vollkommenste Wesen. Als solches kann er nun gewiß keinen würdigeren Gegenstand der Poesie finden als sich selbst. So haben wir die ewigen Dichtergedichte, die Künstlerromane, die „genialen" Helden, die Selbstzerfaserungen. So haben wir die vor allem zerstörende Tendenz, sich bis ins Kleinste von der Norm zu unterscheiden; originell zu sein, koste es, was es wolle; krampfhaft eine Eigenart zu züchten, die auf natürlichem Wege sich nicht entwickeln will. Lieber maniriert bis zum Blödsinn, als etwa Gefahr laufen, der großen Herde zugezählt zu werden — auf diesem Standpunkt stehen drei Viertel aller unserer jüngeren Dichter. Bei einer Anschauung, die den Künstler mit so ungeheurer Machtfülle belehnt, ist der Standpunkt erklärlich. Und die letzte Konsequenz dieses Standpunktes war vor einem Jahrhundert und ist heute die — romantische Ironie, für die alles ein Spiel wird, die jedes Kunstwerk zerstören muß, die jedes sitt-

liche Gefühl und schließlich oft auch den Geist vernichtet. Auch heut haben wir wieder Dichter, die sich dem nähern, die ihre künstlerische Freiheit und Allmacht dadurch dokumentieren wollen, daß sie den dummen Kerl, das Publikum, durch Phantasie-Orgien verblüffen, ihn ärgern; daß sie ihr eignes Werk zerstören und aufheben nur aus Originalitätssucht, und dabei, in ihrer eigenen Interessantheit schwelgend, sich selbst bezeugen, daß sie außerordentlich originelle und merkwürdige Exemplare des genus homo sind.

An anderer Stelle habe ich schon einmal hervorgehoben, daß man neuerdings bei der Art, in der sich die deutsche Neuromantik jetzt entwickelt, ordentlich Sehnsucht kriegen kann nach dem ungekämmten Naturalismus, der vor zehn, fünfzehn Jahren die jüngere Litteratur beherrschte. Damals waren es die Besten, die aus ihm hinausstrebten, die ihn hart bekämpften. Heut wird man ebenso scharf Front machen müssen gegen die hohle, zermürbte Litteratenkunst, die den Naturalismus abgelöst hat. Dieser Naturalismus war wohl brutal, war in den materialistischen Prinzipien, die ihm zu Grunde lagen, undeutsch, aber er war im ganzen ehrlicher als die neuen symbolistisch-neoromantisch-impressionistischen Posen. Er führte doch ins Leben hinaus, ob auch nur fast in seine Tiefen; er hatte unter Umständen doch auch große unlitterarische Tendenzen — etwa soziale. Und das gerade ist es, was unserer neuen Litteratenkunst fehlt. Ohne Zusammenhang mit dem lebendigen Leben der Nation, eine Kunst für Künstler, eine Schaumschlägerei — so steht sie da. Der innere Gehalt fehlt ihr. Bunte wunderliche Glasperlen reicht sie dem Hungrigen für Brot. Wo stammelt da ein heißes Herz seine Sehnsucht? Wo erlöst sich ein echter Schmerz? Wo strömt ehrliches Fühlen zusammengefaßt und verdichtet uns entgegen — ein gleiches in uns erweckend? Wie heißen die Sterne, nach denen diese Dichter ringen? Gott, Liebe, Vaterland?

Nichts von alledem! Kunst ist das Ideal der Kunst! Nicht mehr Befreiung und Erlösung ist die Dichtung, sondern rein ästhetische Gaukelei, ein Phantasiespiel, ein Jonglieren mit Bildern und Worten. Und die Frage ist nur: wer am geschicktesten jongliert. Bald wird dann das ganze reiche Leben unter dem Gesichtspunkt, wie weit es dichterischer Stoff ist, aufgefaßt und betrachtet. Und schrecklich ist es, wie dieses Litteratentum, das nur noch Litteratur denkt und fühlt, eine Art moderner Kastraten hervorbringt, wie es jedes volle Gefühl zerfrißt, das gesund-sittliche Empfinden untergräbt. Wer der Kunst alles opfert, der zieht sich ein Raubtier groß, das ihn selbst endlich frißt, das unersättlich ihm das Herzblut aussaugt. Die Kunst, die freundlich begleitet, wärmt wie das Feuer, das von Haus und Herd fest umfriedet ist. Die Kunst, die leitet, frißt verzehrend wie die Flamme, die, nicht mehr durch starke Grenzen gebannt, jeden Besitz vernichtet.

* * *

Unter einem bunten Gemisch neuer Bücher, die der Tag mir gebracht hat, finden sich einige, deren Verfasser mehr oder minder typische Vertreter jener gekennzeichneten Litteraten- und Phantasiekunst sind. Es würde sich nicht lohnen, ihnen mit der Laterne ins Gesicht zu leuchten, wenn man nicht gleichzeitig die neueste Phase der Litteraturentwicklung damit beleuchtete. Und da man an den extremen und schwachen Talenten, die eben aus Schwäche alles übertreiben, am besten Richtung und Ziel einer um sich greifenden Bewegung studieren kann, so

sei gleich das wunderlichste und verbogenste Exemplar der Gattung mit herzhaftem Griff herausgehoben und präsentiert. Was nicht erfreulich ist, kann unter Umständen lehrreich sein.

Richard Schaukal ist dem Namen nach in gewissen litterarischen Kreisen bekannt. Ueber sie hinaus wird er nicht dringen. Er hat fünf Bücher Verse geschrieben — weichwattierte, stilisierte Verse aus der Litteratur für die Litteratur; Verse, weniger voll Eigenart als voll Unart; Verarbeitungen von bizarren, oft geschmacklosen, manchmal auch kühnen und gelungenen Bildern, die ihm bei der Lektüre andrer Poeten einfielen. Jedes Jahr hat er so glücklich ein neues Buch zusammengedichtet; er dichtete sich zu einem „Eigenen" hinauf, und es soll bereits Leute geben, die ihn Meister nennen und ihn für ein Originalgenie halten, weil er anders dichtet als Geibel oder Liliencron. Als er begann, schrieb er die Anfangsworte der Verszeilen noch groß und machte hier und da ein hübsches unauffälliges Gedicht; seitdem er ein „Eigener" geworden, schreibt er im Versbeginn, wenn's grade kein Hauptwort ist, kleine Buchstaben und macht auffällige, aber nicht mehr hübsche Gedichte. Es würde eigentlich kein Grund da sein, ihn in dieser vergnüglichen Beschäftigung zu stören, wenn in seinem neuesten Buche nicht neben die völlige Gestaltungsunfähigkeit die Grimasse, und neben die charakteristischen Merkmale der Litteratenkunst eine schwer zu überbietende Prätension und Aufgeblasenheit träte. So müssen wir das Musterexemplar wohl einfangen.

Der Titel seines Buches heißt: „Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Mit einem Vor-, Mittel- und Nachwort." (Leipzig, C. F. Tiefenbach). Richard Schaukal liebt dieses Buch nicht. Er sagt es selbst. Er giebt in einem der vielen Vor-, Mittel- oder Nachworte sogar zu, daß es kein Kunstwerk ist, weil ihm die Form fehlt. Aber aus Respekt vor seiner Vergangenheit, die ihn gemacht hat, und des ferneren, weil es „ein so echtes, wahres, inniges Buch" ist, „so jugendlich errötend und so flegelhaft frech", — that er seinem Verleger, der es durchaus drucken wollte, den Willen und übergab das Ragout der Oeffentlichkeit.

Wie soll ich anfangen, davon zu reden? Stellen wir an die Spitze, daß dieses „echte, wahre, innige Buch" ungefähr das widerlichste, hohlste, gequälteste Machwerk ist, welches mir in den letzten Jahren vorkam. Ich übertreibe nicht und greife einige Proben heraus, nicht nur, um das Buch zu kennzeichnen, sondern vor allem, um die Merkmale hohler Litteratenkunst vorzuweisen, die selten so beisammen gefunden werden. Was schildert Schaukal und wie schildert er es?

Sein „Held" — denn natürlich sind alle „Helden" über Einen Leisten gehauen — ist selbstverständlich immer Dichter. Heut schreibt er an der „Psyche" morgen an den „Nächten". Er ist der bleiche interessante junge Mann von 20 Jahren, sehr blasiert, sehr eitel, sehr müde; ein bischen genial angemalt, Gigerl, Schauspieler, Poseur — im ganzen das, was der Berliner einen Fatzken nennt. Er „dachte viel über sich selbst. So gewöhnte er sich mehr und mehr, seinem eigenen Handeln zuzusehen, es kam zu einer vollständigen Spaltung seines Wesens" . . . Er „dachte Litteratur. Es war ihm um den seltsamen Eindruck zu thun. Er kokettierte mit seiner Traurigkeit und sah sich wieder einmal leiden. Nicht einmal französisch konnte er so lesen, daß er niemals übersetzte, daß ihm niemals ein Wort mangelte. Und er las natürlich doch fast nur französisch!

Auch Brandes ‚Naturalismus in England‘, den grünen Band mit rotem Schnitt, hatte er nicht ausgelesen! Dabei war das bissel Dichten und Gescheitsein sein ganzer Stolz! Ob er schön war? Ach, er möchte schön sein, so schön und schlank wie ein Lied der Sappho, bartlos, ganz bartlos, müde vom Lieben, müde von der eignen Schönheit! Er liebte eine königliche Frau, die mit vorgeschobenem Leibe über die Stufen zögerte. Sie war wie ein Sonett des ‚Lorenzo Medici‘. Das fiel ihm ein. Warum ihm immer die Litteratur in die Stimmung kam? Konnte er denn nicht rein fühlen? Das Gekünstelte seiner Ausdrucksweise überkam ihn wie Scham." Er hat auch einen Freund Otto. Den liebt er wie die Bücher von Heinrich Seidel. Daß er selbst fast nur französische Litteratur liest, ward schon gesagt. Er hat die Litteraturwut und kommt sich manchmal so „pensif" vor. Manchmal spielt er den Blasierten und redet über Nichtigkeiten. Im ganzen „war er ein Komödiant und eigentlich ein Esel".

Die letzte Charakterisierung trifft am besten. Auch die übrigen sind Auszüge aus den „Intérieurs". Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß die Vergleiche immer in die Scheinwelt der Litteratur führen. Eine Sommernacht ist wie ein Gedicht von Eichendorff; eine königliche Frau wie ein Sonett von Lorenzo Medici; ein schlanker, schöner, bartloser Mensch wie ein Lied der Sappho 2c. Die Kunst muß schon jedes Vollgefühl, jedes naive Empfinden zerstört haben, wenn solche Vergleiche, welche die Welt an einer Scheinwelt, an einem Abbild der Welt erläutern, möglich sind. Auf jeder Seite muffigstes Litteratentum! Die wahnsinnige Ueberschätzung der Kunst führt zur Verwirrung jeden Gefühls, zur Verschiebung aller thatsächlichen Verhältnisse. Die Pose regiert. Unecht von der ersten bis zur letzten Zeile, kann dieses Buch manchem irrenden Ritter der Poesie zeigen, daß er auf dem Wege der Don Quixotes ist. Und das Tollste, was mehr Mitleid als Zorn erweckt: Der Verfasser hält sein Buch für ehrlich, für aufrichtig, spricht von der „eklen Pose", von dem auf- und zudringlichen „Andersseinwollen!" Da hört die Kritik auf. Wenn Unwahrheit, Pose, eitle Selbstbespieglung als Aufrichtigkeit, Kühnheit und Selbstsicherheit empfunden wird, dann ist der durch das Litteratentum hervorgerufene Zersetzungsprozeß schon allzu weit fortgeschritten.

Ueber den Stil des Werkes brauche ich nicht erst zu reden. Er ist so maniriert, daß das gewollt Kühne und Neue lächerlich wird. Eine Dame wird z. B. folgendermaßen geschildert: „Ihre Stirn war weiß wie Citroneis, ihre Brauen rund und dumm wie bei einem Baby. Ihre Augen von einem wechselnden Braun-Grün ruhten unter müden breiten Lidern. Ebenso müd war die Unterlippe. Aber die Oberlippe . . lachte" u. s. w. Da nimmt es kein Wunder, wenn die Waden „unter seinem Blicke zu erröten schienen".

Ueber fünf Bücher Verse ist Richard Schaukal zu diesen Intérieurs gekommen.

„Ich bin wie sonst ein Stimmungsakrobat,
Belüg mich selbst und mit mir alle Leute,"

hat er in Selbsterkenntnis einmal gesungen. Und an andrer Stelle: (Ich hab')

„Mich selbst um allen Stil betrogen,
Wenn ich am wahrsten war — hab ich gelogen!"

Nichts aber kann bezeichnender sein, als der Beginn eines Achtzeilers. Er heißt:

„Wär ich ein Mensch und kein Poet . . ."

Jawohl, „wär ich ein Mensch“! Aber das Vollmenschliche, Natürliche ist zerfressen in ihm durch die Phantasie- und Litteratenkunst, durch diese Phäakenpoesie, die keinen Halt findet und nicht aufrankt am großen, grausamen, herrlichen Leben, an einer großen, sittlichen Idee, heiße sie, wie sie wolle. Alles kann man verzeihen, über alles fort kann der Geist eines Buches reißen. Der Geist aber, der die Intérieurs regiert, ist ein Lügengeist; das Werk, was er geschaffen, ist im höchsten Sinne ein unsittliches Werk. Und man müßte es mit Keulen totschlagen, wenn es nicht zu Grunde ginge an seiner eignen Lächerlichkeit.

* * *

Gefährlicher sind Bücher, die den gleichen l'art pour l'art-Standpunkt geschmackvoller und mit mehr Talent vertreten. Der Zufall fügte es, daß verschiedene Veröffentlichungen des „Insel“-Verlages mir gleichzeitig mit dem Schaukalschen Buche ins Haus kamen.

Schon der Titel der Zeitschrift, die dem Verlage den Namen gab, „Die Insel“, besagt ja, daß man es mit einem gewissen abgeschlossenen Litteraturkreise zu thun hat. Nun ist es fraglos an Otto Julius Bierbaum das Beste und das Gesunde, daß er selbst — so sehr er sich theoretisch dazu neigen mag — praktisch dem l'art pour l'art-Standpunkt nur wenig huldigt. Seine Dichtung springt auf die Opernbühne und aufs Brettl, wendet sich an das weitere Publikum und sucht fast zu sehr nach Erfolg und Wirkung. Anders die übrigen „Insulaner“. Schon wenn man die äußere Erscheinung mancher von dem Verlage veröffentlichter Bücher betrachtet, stutzt man. Ohne Buchschmuck geht es ja heutzutage nicht mehr ab, und wenn er diskret wirkt, wenn er seinem Herrn folgt wie ein guter Diener, der am besten ist, wenn er kaum bemerkt wird, dann wird man sich seiner gern freuen. Wieder jedoch verschieben sich alle Verhältnisse; die Nebensache wird mehr und mehr zur Hauptsache; der Buchschmuck tötet das Buch. Ein ganz unglaublicher Unfug wird da getrieben; die Buchstaben werden Bilderrätsel, und die altmodischen Leute, die der Meinung sind, daß ein Buch zum Lesen da ist, werden von den „modernen“ Buchschmuckzeichnern und den Verlegern ausgelacht.

Neben Eugen Diederichs leistet der Insel-Verlag in solchem aufdringlichen Buchschmuck Erkleckliches. Da ist ein Werk herausgegeben worden unter dem Titel: Rakkóx, der Billionär, ein Protzenroman. Die wilde Jagd. Entwicklungsroman in acht anderen Geschichten von Paul Scheerbart. Mit Buchschmuck von Jossot und einer Illustration von Felix Vallotton.

Bunte Arabesken, die Fratzen schneiden, deuten den Charakter des Buches an. Nach jedem zweiten, dritten Satze sperren an Stelle des Punktes drei Entenköpfe die Schnäbel auf (vielleicht ist es auch ganz etwas anderes). Und der Text? Ach, es sind auch nur fratzenhafte Arabesken.

Paul Scheerbart ist ein „Eigener“ wie Richard Schaukal. Wie die Sachen einmal liegen, kann man sich heut nur durchsetzen, wenn man eine Persönlichkeit ist, eine Eigenart hat. Solcherlei Gottesgaben wachsen jedoch nicht jedem zu. Tausende warten vergeblich darauf, bescheiden sich oder — helfen nach. Was nicht organisch und natürlich wachsen will, wird künstlich anerzogen. Irgend eine Spezialität wird auch das schwächste Talent sich erfinden können. Je geringer die Begabung, um so merkwürdiger pflegt die Spezialität zu sein. Wie gesagt:

wenn's bis zur Eigenart nicht langt, langt's doch immer bis zur Unart, die für kurze Zeit den Endzweck: aufzufallen, noch besser erreicht.

Paul Scheerbart hatte von allem, was den Dichter macht, nur eins: Phantasie. Damit allein kann man jedoch nichts werden. Was war zu thun? Er suchte die Spezialität; er züchtete sich selbst zum Phantasten. Die phantastische Arabeske ward sein Genre. Das ging zuerst recht gut, denn das tollphantastische Zeug kann eine Zeitlang amüsieren, aber auf die Dauer zog das nicht; nichts ermüdet ja so schnell, wie gehaltlose Phantastereien. Und so peitschte der arme Spezialitätenkünstler seine Einbildungskraft zu immer wilderen Flügen. Was Vergnügen war, ward Beruf. Berufsmäßig schwelgt Paul Scheerbart seitdem in Phantasie-Orgien. Kann es etwas geben, was trauriger ist? Man wird ein Gefühl des Bedauerns nicht los. Wie gequält ist das alles, wen freut das, was soll das?! Dieses Durcheinanderquirlen von verrückten Einfällen, dies Jonglieren mit Welten ist so billig und so langweilig. Ja, wenn Herr Scheerbart etwas von unheimlich-dämonischer Kraft besäße, daß er uns in den Phantasiestrudel zöge! Oder wenn die Sache amüsanter und geistreicher wär'! Vor allem, wenn ein tieferer Sinn hinter dem bunten Spiel steckte — — dann würde man sich ja gern vieles gefallen lassen. Aber man hört ihn in dem Bemühen, immer noch etwas Extraordinäres zu erfinden, ordentlich keuchen. Und wenn man bei der Geschichte „Die wilde Jagd" nicht einschläft, dann ist man gegen das langweiligste Buch gefeit. Schlimmer kann es nicht kommen.

Selbstverständlich wendet das Werk einer einseitigen Phantasie-Dressur sich auch nur an die Phantasie des Lesers. Nicht an sein Herz. Es ist eine Zirkuskunst, die da geboten wird. Der Effekt, die Verblüffung ist das Ziel, auf das Paul Scheerbart hinarbeitet. Auch seine Kunst ist hohle Litteratenkunst wie jede, die nicht im Herzen wurzelt.

* * *

In vorteilhaftem Abstand sei ein Dichter erwähnt, der auf der Grenze steht und dem man wünschen möchte, daß er sich aus der Manieriertheit befreien könnte. Rainer Maria Rilke heißt er. Er hat Gedichte veröffentlicht, die ihn auf dem gefährlichen Wege der Schaukal und Konsorten zeigten, wenn auch das Talent sich selbst in den manieriertesten Kunstversen nicht verleugnete. In seinen Gedichten blühten langstielig und steif die Sezessionstulpen; er hatte zu viel Jens Peter Jacobsen gelesen und suchte immer nach neuen Sensationen; Stimmungen, für die jedes Wort schon zu stark und lärmend war, hatten es ihm angethan; er dichtete die Worpsweder nach — kurz, vor lauter Kunst hatte er die Natur verloren. Und in steter Hoffnung suchte man, ob nach all dem Stilisierten und Manierierten, das viele einzelne Schönheiten enthielt, nicht einmal etwas Volles, Ganzes, Natürliches kommen wollte. Aber er blieb der Zeilendichter. Nun liegt sein erstes Prosabuch vor, auch im Inselverlag, von E. R. Weiß „geschmückt". Der Titel ist sogar mühelos zu lesen: „Vom lieben Gott und Anderes", an Große für Kinder erzählt von Rainer Maria Rilke. Nach dem Komödianten- und dem Spezialistenbuch das Buch eines Dichters.

Es ist nicht frei von Pose. Die Pose ist hier aber erträglich. In der milden Güte des Vortrags liegt ein schauspielerischer Rest. Denn Rilke will mild und gütig sein. Das merkt man wohl. Auch von Malern und Dichtern ist oft genug in den kleinen Geschichten die Rede, und daß es grade „an Große

erzählte" **Märchen** sind, die der Poet ersonnen hat, mag weiter auf den Zusammenhang hindeuten, der sein neues Buch mit seiner Vergangenheit und mit der bloßen Phantasiekunst verknüpft.

Doch aber ist in diesem Buche der Stille schon ein Auf-sich-selbst-Besinnen, ein leises Sprechen von Herz zu Herz. Vom lieben Gott erzählt der Dichter und er erzählt gedämpft, daß der liebe Gott, der ganz nah ist und sich sogar unter dem Bilde eines Fingerhutes verehren lassen muß, doch immer groß und fern und geheimnisvoll bleibt. So wird im ganzen eine reine Wirkung geübt, und bei manchen Sätzen, nach manchen Märchen lehnt man sich wohl zurück und läßt mit geschlossenen Augen den angeschlagenen Akkord in sich nachhallen.

Die Märchen sind an sich unkindlich gedacht. Eines der schönsten ist das folgende: Sieben Kinder sitzen zusammen und sprechen darüber, daß die Großen immer dümmer werden, ja sogar in Hast und Zerstreutheit den lieben Gott verloren haben. Gott aber sei etwas Notwendiges, da ja die Sonne ohne ihn nicht aufgehen könne rc., und weil die Großen sich um ihn nicht kümmern, so müßten es die Kinder thun. „Wir sind genau sieben Kinder. Jedes muß den lieben Gott einen Tag tragen, dann ist er die ganze Woche bei uns, und man weiß immer, wo er sich gerade befindet." Ja, aber konnte man denn den lieben Gott in die Hand nehmen oder in die Tasche stecken? „Das ist ja dumm," sagte der älteste. „Ein jedes Ding kann der liebe Gott sein. Man muß es ihm nur sagen." So wird denn der Fingerhut, der blanke, silberne, der liebe Gott, und jedes Kind trug und hütete ihn einen Tag. „Wer den lieben Gott gerade hatte, konnte man auf den ersten Blick erkennen. Denn der Betreffende ging etwas steifer und feierlicher und machte ein Gesicht wie am Sonntag." Die ersten Tage sprachen die Kinder von nichts andrem, wollten jeden Augenblick den lieben Gott sehen, und das Fingerhütliche am Fingerhut erschien jetzt nur als bescheidenes Kleid um seine wirkliche Gestalt. Am Samstag spielten die Kinder Fangen. Plötzlich: „Wer hat den lieben Gott?" Die kleine Marie sollte ihn eigentlich haben, aber er mocht' ihr beim Spiel abhanden gekommen sein. Sie sucht und sucht; Leute kommen vorbei. Sie raten dazu, einen neuen Fingerhut zu kaufen. Immer später wird es. Da naht ein Fremder. „Was suchst du?" — „Den lieben Gott," antwortete Mariechen, nicht weit vom Weinen. Der Fremde lächelte, nahm sie einfach bei der Hand, und sie ließ sich führen, als ob jetzt alles gut wäre. Unterwegs sagte der fremde Mann: „Und sieh mal, was ich heute für einen schönen Fingerhut gefunden habe!" . . .

Damit schließt das Märchen. Es schließt wie ein Gedicht; nicht wie eine reelle Geschichte. Die Form des Kindermärchens spinnt sich um unkindliche Weisheit. In der Art, wie alles ausgedrückt und gegeben ist, zeigt sich der Dichter. Bei Klarheit und Einfachheit hat der Stil meist Klang und Fülle, wie fast nur bei denen, die vom Vers zur Prosa kamen.

* * *

Drei andere Bücher des Insel-Verlages mögen kürzere Erwähnung finden. **Alfred Walter Heymel** erzählt die Geschichte vom „**Ritter Ungestüm.**" Es ist ein Märchen und es ist doch wieder keins. Die Gebrüder Grimm haben von den Kinder- und Hausmärchen gesagt: „Es geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulich-weißen, makellosen, glänzenden

Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind." Um das Bild hier weiter anzuwenden: die Dichtung Heymels hat die bläulich-weißen, makellosen Augen nicht; sie schauen schon durch Kunstgläser, durch die Litteraturbrille. Das rührend Kindliche, Naiv-Dichterische fehlt dem „Ritter Ungestüm". Es ist ein Märchen, wie es ein Schüler von Otto Julius Bierbaum schreibt. Denn zur Schutztruppe dieses Poeten gehört Heymel in erster Linie. Die Seitenüberschriften, die möglichst auffallend den Inhalt angeben sollen; die eingesprengten Gedichte; das Nicht-Los-Können von der Litteratur — alles redet davon. Dichter und Maler dürfen im „Märchen" selbstverständlich nicht fehlen. Der Hofdichter Richard Rudolf Reimerich bekommt beim Wettdichten den ersten Preis: eine Dichterkrone aus Goldblech, stirbt aber vor den Augen von Augusta Aurickeleia Auerhahn, der damaligen Litteraturpatronin, an Krämpfen, weil er es nicht vertragen konnte, daß auch sein Widerpart, der Hofnarr, der die andre, mehr volkstümliche, litterarische Richtung vertritt, einigen Erfolg hat. Schon daraus mag man erkennen, von welcher Art dieses Märchen ist und wie wenig auch dieses Buch von der ewigen Litteratur loskommt. Die eingeschobenen Gedichte sind hübsch und frisch, aber auf Bierbaumscher Flöte geblasen.

Weit selbständiger erweist sich Gerhard Ouckama Knoop in seinem Roman „Das Element". Ich habe den Namen des Autors nie gehört. Wenn der Roman aber ein Erstlingswerk ist, so wird man auf die folgenden Bücher aufmerksam sein dürfen. „Das Element" schildert ein Jünglingsleben; manches berührt wie eine Beichte. Man würde an die Jugend des Verfassers glauben, wenn nicht eine klare Ruhe der Erzählung, etwas Sichres und Reifes immer von neuem dagegen spräche. Die Komposition ist nicht bedeutend, der Schluß befriedigt künstlerisch gar nicht, er zerreißt, anstatt zu lösen, — und doch ist, wie gesagt, ein Etwas in dem Buche, das die Erwartung spannt, etwas Vornehmes, Geschmackvolles, Solides. Ehe der Roman geschrieben ward, mag viel darüber nachgedacht worden sein. In einem ebenen zuverlässigen Schritt geht er vorwärts; es giebt da keine Ueberstürzung; gerade in der Schilderung ernster Scenen offenbart sich diese künstlerische Ruhe, die so selten und so unmodern ist, am besten. Sie paart sich mit einem reifen Verstande, auf den man die Jugend nicht taxiert und den man ihr nicht einmal wünschen möchte. Jedenfalls: „Das Element" ist ein gutes Versprechen. Und jedes wirkliche, dichterische Versprechen ist im Grunde schon ein Halten.

Das dritte Buch, „Briefe an eine junge Frau", Novellen von W. Fred, enthält drei Geschichten, davon zwei, die in Briefform resp. Tagebuchform geschrieben sind. Sie sind gut, ja sogar mit einer stillen Raffiniertheit geschrieben. Sie sind verhalten erzählt, wie man von Schmerzen berichtet. Eine gewisse Müdigkeit liegt über allen Dreien. Das sexuelle Element spielt, wie in dem Knoopschen Roman, auch hier seine Rolle, aber wie dort ist es nicht aufdringlich, nicht herbeigezerrt. Auch sonst erfreuen viele Feinheiten. Trotzdem will kein rechter Glaube an die Zukunft des Autors aufkommen. Es fehlt ihm ganz die „Faust", ein bischen Kraft, ein bischen Robustheit. Ueber seinen Novellen liegt eine Luft, wie — nach seinem Zeugnis in der letzten Geschichte — die Luft von Meran ist, eine Luft, die träge, müde, still und zum Handeln unfähig macht, die alles Impulsive unterdrückt. Er selbst, der dieses Buch ge-

schrieben hat, scheint „vom Leben vollständig bezwungen", und auch er ist kein geborener Poet, sondern erst durch die Litteratur angeregt. Als ersten Liebesbrief kopiert er ein Gedicht von Baudelaire (natürlich!!) aus den Fleurs du mal, und „Maria", ein Buch der Liebe von Peter Nansen, liest er mit der Geliebten, einer kleinen Schauspielerin, die darüber mit dem sichren Gefühl des Weibes ein ganz richtiges, absprechendes Urteil fällt, dem er mit seinem verwirrten Litteratengefühl natürlich widerspricht.

* * *

Man kann sich als Kritiker die Bücher, die man lesen will, nicht immer aussuchen. Wohl aber kann man aus der Reihe der zu Freud oder Leid gelesenen diejenigen auswählen, über die es zu sprechen verlohnt. Ueber gar vieles bedrucktes Papier bin ich auch hier still hinweggegangen. Brei soll man nicht treten. Und was hülfe es denen, die zum Türmer halten, wenn sie ein paar Titel mehr hörten — Titel, die einem weder heut ins Ohr klingen, noch es in zwei oder zehn Jahren thun werden? Es wär' kein Gewinn dabei, und es genügt, wenn einer seine Zeit daran verloren hat. Für einen Gewinn aber hielte ich es, wenn die Leitgedanken, die diesen Artikel beherrschen, sich in immer weiteren Kreisen der Nation zur Geltung bringen könnten. Dann würde diese wurzellose Pseudodichtung um so rascher in ihrer ganzen Marklosigkeit und Ungesundheit erkannt werden. **Carl Busse.**



Neues für und wider die Frauen.

„Bei Laura Marholm ist der Daseinszweck des Weibes der Mann, bei Ellen Key ist er das Kind, bei Lou Andreas-Salomé ist das Weib etwas Selbsteigenes, das nur sich selbst und seine Entwicklung sucht ɩc.", so äußerte sich Hedwig Dohm kürzlich in einem Artikel der „Zukunft".

Wie lauter Variatonen über diese drei Themen klingen eine Reihe von Broschüren und Büchern, die neuerdings für und wider die Frauen geschrieben sind. Einige dieser Schriften suchen zwischen diesen Gegensätzen zu vermitteln und zu versöhnen, andere beharren auf dem einen Thema, das ihnen den Grundton im Leben des Weibes bedeutet. Natürlich wird dabei viel historisches, naturwissenschaftliches, kulturgeschichtliches und ethnographisches Material herangeholt, aber es bleibt bei der alten Geschichte, daß sich aus den gleichen Thatsachen sehr verschiedenes folgern und beweisen läßt.

Reichen und vielseitigen Stoff trägt v. Jackel in seinem Buche „Die Natur der Frau. Anthropologische Studien." (1900. Martin Hildebrandts Verlag, Berlin) zusammen. Er zeigt uns u. a. „die Frau im Urteile der Denker" und „die Frau in der Geschichte". Bei den reichlich citierten Aussprüchen der Männer fällt es auf, wie weit auseinandergehend, vom Himmel hoch jauchzend bis zum Tode betrübt, die Urteile unserer größten Dichter und Denker über das Ewigweibliche lauten. Der Verfasser kommt dabei zu seinem

eigenen Schluß: „Ferne noch scheint der Tag zu sein, wo der Glaube, daß die Frau an Kraft und Produktivität dem Manne irgendwie nachstehe, ein heiteres Lächeln hervorrufen wird; aber er kommt. Man wird über die Ansicht, die Frau sei von Natur schwach und genielos, ebenso lächeln, wie man über die drollige Einfalt des wackern Einhardt lächelt, der die Sachsen ‚wild von Natur‘ nennt, oder über die ebenso drollige Einfalt des ebenso wackern Helmold, es sei den Slaven ‚ein unersättlicher Blutdurst‘ eingeboren."

Wer das Gegenteil dieser Behauptung recht kräftig ausgesprochen lesen will, der studiere: Möbius, „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes." (Dritte Auflage. Halle 1901. Verlag von Karl Marhold.) Hier kann man erfahren, „daß das Weib den Edlen hemmt, denn sie vermag das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden" — „sie ist moralisch einseitig oder defekt". Aber ein solcher Schwachsinn ist „nicht nur vorhanden, sondern auch notwendig" — „damit das Weib ganz seinen Mutterberuf erfülle". Es braucht dazu nur „gesund und dumm" zu sein. — „Die modernen Närrinnen sind schlechte Gebärerinnen und schlechte Mütter." — „Je besser die Schulen werden, um so schlechter werden die Wochenbetten."

Zu diesem natürlichen Schwachsinn kommt dann für uns unglückliche Frauen später noch „der erworbene Schwachsinn". Denn sobald die Weiber, auch die gesunden, dummen, die doch eigentlich ein besseres Schicksal verdienten, ein gewisses Alter überschritten und eine Anzahl Kinder geboren haben, gehen ihre ohnehin schon minimalen Geistesfähigkeiten noch weiter zurück. „Die Frauen versimpeln" — sie werden „häßlich, boshaft, geizig, schwatzhaft". „Eintönige Eigensuggestionen herrschen vor und bewirken einen Eigensinn, gegen den Gründe ganz machtlos sind." — „Was jenseits der Familie ist, interessiert sie nicht." Gewiß, es giebt genug derartige alte Frauen, wir kennen sie alle in mehr oder weniger traurigen Exemplaren. Nur daß wir eine solche Entwicklung, ein solches Versanden und Verkommen eines Frauenlebens nicht wie Herr Möbius für natürlich, für gut, richtig und unabänderlich ansehen, daß wir gerade in der geistigen Entwicklung, in der Pflege persönlichen Lebens ein Gegengewicht und Heilmittel für solche Gefahren des Altwerdens erblicken. Ist es nicht eine Schuld jener Frauen und eine Schuld ihrer Umgebung, daß sie so werden konnten, daß sie das Wachsen und Werden mit ihren Kindern und für ihre Kinder nicht verstanden haben? Möbius scheint nur das Gebären und die Körperpflege des kleinen Kindes zu den Mutterpflichten zu rechnen, eine Erziehung der heranwachsenden Kinder und die damit unlöslich verbundene Selbsterziehung liegt schon jenseits seines Begriffs von „Mütterlichkeit". Und von jener anderen geistigen Mütterlichkeit, die über die eigenen Kinder hinausdenkt, sorgt und liebt, die auch der Kinderlosen, der Unverheirateten Lebensziele und Inhalt, Selbstzucht und persönliche Entwicklung bringen kann, von dieser uns Frauen jung erhaltenden, vom Uebel erlösenden, stark machenden, gottgewollten Arbeit für andere hat er wohl keine Ahnung, obwohl Tausende von Frauen heute durch ihr Thun und Sein davon zeugen.

Wir glauben auch nicht, daß wir Frauen mit solchem Suchen und Sehnen nach geistiger Entwicklung uns und unserm Geschlechte körperlich schaden. Wir haben vor, uns keinen „erworbenen Schwachsinn" zuzulegen und dem „angeborenen Schwachsinn" unserer Töchter energisch entgegenzutreten, ohne Angst

vor ihren zukünftigen Wochenbetten. Es giebt auch Männer, die uns anders zu raten und zu helfen wissen als Dr. Möbius. Der Wiener Anatom Brühl glaubt, daß mit Rücksicht auf den Einfluß, welchen die Mütter auf das „allein von ihnen zur Reife gebrachte Menschengeschlecht“ ausüben, „die größte Entwicklungsfähigkeit des Frauenhirns eine Absicht der Natur“ ist, und nennt diese Annahme „im Angesicht der heutigen Kenntnisse über Entwicklungsfähigkeit der Lebewesen geradezu ein wissenschaftliches Postulat“. Und Riemann behauptet: „Die Natur treibt sie unaufhaltsam vorwärts; diejenigen aber unter ihnen, welche in dem Kampfe vorangehen, sind die edelsten und haben von dem Lichte des Lebens die klare Erkenntnis vor denen, welche noch ruhen.“

Wie weit aber auch heute noch in diesem Punkte die Ansichten von Männern auseinandergehen, welche beide vom christlichen Standpunkte aus die Frauenfrage beleuchten wollen, zeigen zwei Bücher von bekannten Verfassern: F. Vetter, „Mann und Weib.“ (Zweite Auflage. 1900 bei Velhagen & Klasing) und „De Senectute, Frauenstimmrecht“ von Prof. Dr. C. Hilty. (Bern. Verlag von K. J. Wyß. 1900.) Bei Vetter steht das Weib unter ehernen, ewigen Gesetzen, und sein Schicksal ist von jenem Paradiesesfluch eng umschrieben: Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein. Wie Felsen stehen ihm auch des Apostels Paulus Worte: „Denn es ist unanständig für ein Weib, in der Versammlung zu reden (Grundtext 1. Kor. 14, 34. 35) — denn es ist ihnen nicht erlaubt, zu reden, sondern unterworfen zu sein.“ Dagegen Professor Hilty: „Wir halten dafür, es komme bei jedem Menschen, heiße er Mann oder Weib, auf die individuelle Begabung seitens Gottes, und in höchster Stufe auf die Möglichkeit der Einwohnung eines Geistes an, der nicht in jedem Sinn der unsrige ist. Daß derselbe nur an das männliche Geschlecht sich binde, das ist, trotz der öfteren Geringschätzung, die etwa in den Briefen des Apostels Paulus den Frauen zu teil wird, keineswegs ein ausgesprochenes Weltgesetz und am allerwenigsten etwa eine Vorschrift des Christentums, soweit dasselbe uns an Worten Christi selber ersichtlich ist. — Wir sind der Ansicht, daß die Anschauungen des größten Apostels der ursprünglichen Christenheit zum Teil auf damalige Verhältnisse, namentlich auf eine Beschaffenheit der ersten, besonders der griechischen Proselyten weiblichen Geschlechtes zurückzuführen sind, die heute nicht mehr alle zutreffen. Wollte man das nicht annehmen, so müßte man konsequenterweise auch die Aussprüche des Apostels über die Notwendigkeit langer Haare für Frauen und die Unzulässigkeit eines Betens derselben mit unbedecktem Kopfe als Gegenstand des unabänderlichen Christenglaubens betrachten, während sie, wie jedermann zugiebt, Sitten und Anschauungen der damaligen Zeit betreffen.“ Vetter weist die Frauen auf ihre reiche, schöne Thätigkeit als Haushälterin hin, er preist ihre Mutterwürde und ihre mütterlichen Pflichten, er rät ihnen auch, einen gewissen Grad von Allgemeinbildung zu erstreben und sich in allerlei Liebesarbeit über das Haus hinaus zu bethätigen. Aber wenn er die Frau als Königin des Haushaltes rühmt, so unterschätzt er die große Verschiebung in der Arbeitsverteilung, die fühlbare Entlastung von häuslicher Arbeit, welche die wirtschaftschaftliche Entwicklung unseres Jahrhunderts uns Frauen der mittleren und höheren Stände gebracht hat. Das häusliche Spinnen und Weben ist durch das großindustrielle Textilgewerbe vollständig verdrängt worden, das Backen,

Schlachten, Einmachen, Seifekochen, Lichtegießen und hundert andere Nebenzweige eines Haushaltgetriebes sind uns Hausfrauen von der Industrie ganz oder teilweise aus der Hand genommen. Nur in Ausnahmeverhältnissen und im Landhaushalte hat heute die häusliche Thätigkeit der gebildeten Frau ihre alte Ausdehnung, ihren früheren materiellen Wert, ihre Zeit, Herz und Leben des Weibes ausfüllende Kraft. Sonst bleibt der in auskömmlichen Verhältnissen lebenden gebildeten Frau, wenn sie eine normale praktische Begabung und einige Dispositionsfähigkeit besitzt, über die Pflichten und Freuden ihres Hausregimentes hinaus noch Zeit und Kraft für anderes. Das sollte nun in erster Linie ihren Kindern und deren Erziehung zu Gute kommen, und mir scheint, wir sind auch schon auf diesem Wege. Die Frage ist, ob der Frau in öffentlichen Erziehungs- und Schulfragen eine Stimme eingeräumt werden soll. Vetter ist entschieden dagegen: „Die Lüge von der Logik des Gefühls wollen wir vom Leben unserer Söhne fernhalten.“ Hilty tritt ebenso entschieden *für* ein Frauenstimmrecht in Schulangelegenheiten ein: „Unter den jetzigen Verhältnissen und in Staaten mit alter Zivilisation giebt es jedenfalls Frauen genug und sogar ganze Klassen von Frauen, die mit Unrecht von der Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen scheinen, da sie für dieselben ebensoviel Interesse und Verständnis besitzen und mitunter mehr Gerechtigkeitssinn, Idealität und Aufopferungsfähigkeit dazu, als *viele* Männer. Und noch widersinniger womöglich ist es, daß Mütter, die oft ganz allein für die Erziehung der Kinder sich interessieren und darin etwelche Erfahrung haben, die Schulbehörden und Lehrer nicht wählen und in den Schulbehörden nicht vertreten sein dürfen, während Männer mit weit geringerem Verständnis für Schulsachen darin sitzen. Der Staat thut sich selbst einen großen Schaden, wenn er die ganze Hälfte seiner Bürger des Rechtes, sich für die öffentlichen Interessen zu interessieren, und damit notwendig auch der Fähigkeit dazu beraubt, und es ist wunderbar, daß dies Söhne von Müttern und Männer von Frauen mitthun, die ganz genau wissen, daß das Beste, was sie an Geist und Charakter in sich tragen, von diesen Frauen herrührt.“

Nun noch ein paar neue Schriften, in denen Frauen selbst das Wort nehmen. *Laura Marholm* schreibt in einem Buche über „*Die Frauen in der sozialen Bewegung*“ (Mainz 1901. Franz Kirchheim): „Das Weib, des Schutzes der katholischen Kirche und ihrer auf Erfahrung und Kenntnis fußenden Leitung beraubt, wurde nach und nach in seinen Empfindungen und Anschauungen wieder heidnisch.“ L. Marholm ist bekanntlich zum Katholizismus übergetreten. Es ist bei ihr jetzt nicht nur der Mann, der „die große Sicherheit des Weibes — in allen Fällen der einzige Sinn ihres Lebens ist“ —, es ist, wenn diese einzige Sicherheit versagt, auch im Schoße der katholischen Kirche Schutz und Inhalt für ein Frauenleben zu finden.

Anna Bernau wendet sich in ihrer Broschüre: „*Hunger und Liebe in der Frauenfrage*“ (J. C. C. Bruns Verlag. Minden 1900) gegen jene Reaktionärinnen innerhalb der Frauenbewegung, die *jeder* Frau den Besitz „des Kindes“ wünschen und anpreisen und „im Kinde“ das alleinseligmachende Allheilmittel für alle Konflikte und Schäden des modernen Frauenlebens sehen.

Die Verfasserin spricht zunächst von der wirtschaftlichen Unmöglichkeit, daß die große Anzahl der heute zum Erwerbe gezwungenen Frauen die Pflege des

Kindes, die Kosten seiner Erziehung mit ihrer Berufsarbeit vereinen. Sie betont dann aber auch die ethische und sittliche Seite der Frage: „Die (bewußte, seelisch fein organisierte) Frau will nichts weniger als eine Mutterschaft um jeden Preis: die Herkunft ihres Kindes und die Qualität seines Vaters sind ihr ganz und gar nicht gleichgiltig. Und wenn die Frau sich jener Hemmungen bewußt wird und ihnen nachgiebt, so handelt sie schließlich auch nach dem Naturwillen. Die Natur will nun einmal nicht, daß der Mann in Sachen des Kindes jene untergeordnete Rolle spielt, die ihm eine gewisse Frauengruppe heute zudiktieren will. Und wenn die Frau, die den geeigneten Mann nicht findet oder nicht heiraten kann, deshalb auf die Mutterschaft verzichtet, so gehorcht sie dem Naturwillen vielleicht mehr als die Frau der Alltagsehe, die geheiratet hat — weil sie verheiratet sein wollte. Der Naturwille läßt sich eben nicht schablonisieren."

Nein, mit der Schablone ist bisher bei uns Frauen überhaupt nicht viel anzufangen. Wie sehr hier mit den verschiedensten Individualitäten zu rechnen ist, zeigt so recht ein anderer Band: „Mutterschaft und geistige Arbeit" von Adele Gerhard und Helene Simon (Berlin 1901. Georg Reimer). In tüchtiger sachlicher Arbeit haben hier die Verfasserinnen das Erfahrungsmaterial vereinigt, welches die Vergangenheit über dies Problem bot, dann bringen sie aber auch die Ergebnisse einer internationalen Erhebung, nach welcher 420 geistig thätige, bedeutende Frauen der Gegenwart ihr Urteil abgeben über die Möglichkeit einer Vereinigung von Mutterschaft und geistiger Arbeit, sowie über den Einfluß dieser beiden Faktoren aufeinander. Das ist ein sehr lesenswertes Buch geworden. Die Urteile sind freilich recht verschieden ausgefallen und eine Lösung des Problems wird nicht geboten. Aber in den einzelnen Aeußerungen und Erfahrungen dieser Frauen von heute steckt viel Ehrlichkeit, viel tüchtiges Wollen, viel ernstes Streben, freilich auch viel Tragik und Entsagung.

Zum Schlusse sei noch auf eine feinsinnige, vornehme Broschüre von Magdalene Gandian: „Die innern Ziele der Frauenbewegung" (Dresden 1901. Justus Naumann) hingewiesen, die eine Lösung all jener hier gestreiften Fragen des modernen Frauenlebens anstrebt. Die Verfasserin warnt uns Frauen vor allzu ausschließlicher, unbewußter, zweckloser Hingabe an unser Liebes- und Aufopferungsbedürfnis. Sie will uns zum Bewußtsein der Verantwortung für die eigene Seele, zum persönlichen Leben erziehen, freilich nur, damit wir dann um so reicher, reifer und bewußter den andern leben und geben können. Ihre Ideale decken sich mit den unseren, wenn wir auch auf anderem Wege, als dem von ihr in dieser Broschüre eingeschlagenen, zu derselben Ueberzeugung vom wahren Wesen und Werte des Frauenlebens gekommen sind: „Es muß werden ein Selbstleben um der andern willen und ein Leben für andere zur eigenen Seligkeit und Vollendung. — Was die Frau hinfort sucht, wird nicht das Eigene sein, wohl aber, was sie findet. Denn dies Eigene kann nur gefunden werden, wenn es nicht als Endzweck erstrebt wird."

Regine Busch.





Miquel.

An einem Herbstsonntag kam uns die Kunde von seinem Tode. An einem Herbstsonntag, da die Glocken eben zur Frühkirche riefen und die Großstadtmenschen in hellen Haufen zu den Bahnhöfen strömten, um zwischen viel Staub und noch mehr Bier den üblichen „Tag im Freien“ zu genießen, drang die Nachricht zu uns: „Miquel ist tot“. Langsam sprach sie sich herum; keine Zeitung schrieb zu ihr redselig den Kommentar; niemand pries oder verdammte ex officio den Verblichenen; kein gefälliger Zeitungsmann gab den Leuten an die Hand, was sie von dem Toten zu halten hätten. Nur als abends der Schwarm von draußen zurückflutete, als die Wirtsstuben und Kaffeehäuser sich füllten, ging es wie ein leises Surren von Tisch zu Tisch: „Wissen Sie's denn schon: der Miquel ist tot!“ Nicht anders wie sie sich auch von den Siegen eines Preisboxers, eines zum Kunstfahrer gediehenen Schlossergesellen und ähnlicher moderner „Helden der Nation“ zu erzählen pflegen. Eine ganz interessante Botschaft, die zwischen dem vierten und fünften Schoppen das Gespräch belebt: „Der Miquel ist tot! Was weiter?“ In den Blättern haben wir dann hinterher natürlich die Nachrufe gelesen und noch wochenlang ist in allerhand Anekdotischem, in persönlichen Erlebnissen und mancherlei Begegnissen von ihm die Rede gewesen. Und Frankfurt a. M. hat lokalpatriotisch dem Mann, den es für seinen eigenen hielt, ein Ehrenbegräbnis mit viel Prunk und auch einem ganz Teil Liebe bereitet. Aber für das Verhältnis der Nation zu Miquel beweist das nichts. Das wird am schärfsten charakterisiert durch die lässig kühle Art, mit der das von gefühlvollen Nekrologen unbeeinflußte Sonntagspublikum die Todeskunde hinnahm. Die Wahrheit ist: Johannes v. Miquel war für sein Volk, dem er in seinem langen und bedeutsamen Leben unzweifelhaft bedeutsame Dienste geleistet, längst, längst schon gestorben. Vollends seit die Machtfülle von ihm genommen war, seit man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte und ihn zu umdienern keinen Vorteil mehr verhieß, kümmerte man sich kaum noch um den Depossedierten. Wer fragte denn

noch nach ihm außer den getreuen Bürgern von Osnabrück und den lästigen Interviewern des Herrn Scherl? Ein gewesener Minister, eine Excellenz a. D. — du lieber Himmel, der Artikel ist billig geworden in Preußen-Deutschland.

* * *

Es ist fraglich, ob Miquel das selbst noch empfunden hat. Drei Monate des Ausruhens waren ihm ja nur beschieden und die fielen in die allgemeine Wander- und Ruhezeit, da man Arbeit und Ehrungen gleich unschwer entbehrt. Dann, als sie sich just rüsteten, den politischen Kampf wieder aufzunehmen, der uns erheben könnte und der uns neuerdings weit mehr niederzieht, denn erhebt, trat der Tod — diesmal ein rechter Bruder des Schlafs — an sein Lager und nahm ihn von hinnen. So blieb ihm die letzte, die herbste Enttäuschung vielleicht erspart. Daß man ihn nicht liebte, wußte Miquel. Dafür hatte er die beschwichtigende Formel gefunden: „Finanzminister dürfen nicht nach Popularität geizen"; aber dies Hinabtauchen in die Menge, dies Verschwinden unter den Vielzuvielen, die in den letzten dreizehn Jahren bei uns Minister waren, hätte er doch wohl nur schwer verwunden. Wer gewohnt war, ein starkes Lustrum hindurch die Geschicke Preußens und Deutschlands mit am entscheidendsten zu beeinflussen, dem schmeichelt es kaum noch, wenn sie ihn auf der Zeil und im Palmengarten mit Hochachtung begrüßen. Davor hat ihn der Tod in Gnaden bewahrt; ein glückliches Sterben endete ein glückliches Leben. Aber war es wirklich so glücklich, dies Miquelsche Leben? Wer oberflächlich die Carrière des Verewigten überschaut, möchte es wähnen. Vom Arztsohn, der sich mühsam bei Freitischen und Konvikten durch sein akademisches Triennium hungert, bis zum geadelten Vizepräsidenten des Staatsministeriums, der im Mantel der Schwarzen Adler zum mittelalterlich zeremoniösen Ordenskapitel schreitet — welch ein Aufstieg! Und schien nicht allerorten warme Sonne auf diesen ausgezeichneten, so gar nicht herkömmlichen Lebensweg? Zum erstenmal wenden sich die Blicke auf ihn, da er als junger Obergerichtsanwalt furchtlos und tapfer das Recht der hannöverschen Bauern am Walde verficht. Dann tritt er 1864 in die hannöversche Kammer ein; im selben Jahre aber erwählen die Osnabrücker ihn zu ihrem Bürgermeister, zum Nachfolger — das giebt der Sache erst ihre Bedeutung — jenes Johann Karl Bertram Stüve, den Althannover mit Recht zu seinen Notabeln und besten Patrioten zählte. Ein paar Jahre später finden wir ihn als Reichstagsabgeordneten und Direktor der Diskontogesellschaft in Berlin, und auch Nicht-Mißgünstige schätzen zu dieser Frist sein jährliches Einkommen auf weit über 100000 Thaler. Als er dann, wie er's selber einmal ausdrückt, die „außerordentlich interessante, lehrreiche und höchst einträgliche Stellung" aufgiebt, um abermals dem Rufe Osnabrücks zu folgen, ist er bereits ein wohlfundierter Herr, den die gemeinen Nöte des Lebens nicht mehr anfechten. So wird er Frankfurts Oberbürgermeister; so der „Mann des Kaisers". Und länger, als es in diesen Zeitläuften Sitte und Uebung ist, strahlt ihm die Gunst des Monarchen. Zwei Kanzler gelingt es ihm zu verbrauchen und abzunützen; erst beim dritten, dem um zwanzig Jahre jüngeren, versagt die Kraft des Greises. Weiß Gott — über einen absteigenden Lebenslauf brauchte der Johannes v. Miquel nicht zu klagen.

* * *

Und doch stimmen alle Zeugnisse von Bekannten und Vertrauten darin überein, daß er nie recht glücklich war. Daß er zeitlebens tief und aufrichtig unter der Zwiespältigkeit seiens Wesens litt, die auszugleichen und zu überbrücken er nicht die Kraft fand. War sein Wollen vielleicht doch anders als sein Handeln? War beispielsweise sein Rat an die Nationalliberalen, von Bismarck abzurücken, mehr eine Eingebung widerwillig rechnender Klugheit, als die Stimme des Herzens? Hat er all die Anläufe zu einer verbitternden Klassengesetzgebung, an denen seine Ministerschaft so reich war, all diese hinterher jämmerlich verregneten Umsturzcampagnen im innersten Schrein am Ende doch nicht gebilligt? Und wenn nicht, warum zeigte er sich in so falschem Lichte? Weshalb — wennschon er als Finanzminister auf jedwede Popularität verzichtet hatte — weshalb ließ ers geschehen, daß man auch an dem Politiker, ja selbst an dem Menschen Miquel immer wieder irre ward? Von Bismarcks Warnung vor der mangelnden pupillarischen Sicherheit des nationalliberalen Führers über die Losung vom „Minister ohne Vertrauen", die das Zentrum ausgab, bis zu des Dr. Oertel „Getraut haben wir ihm niemals" gleitet es wie ein düsterer Schatten durch Miquels ganzes öffentliches Wirken — das unauslöschliche Mißtrauen, das geheime Grauen vor ihm. Warum? Etwa ob seiner kommunistischen Jugendthorheiten, die ihm die Sozialdemokratie aus Bosheit oder pedantischer Gedankendürre gelegentlich vorzuhalten liebte? Aber sind nicht alle 48er noch warmherzige Anhänger des Erreichten geworden? Und hat nicht mancher von uns, dem ein bißchen Temperament im Busen lodert, in seinen jungen Tagen wenn nicht in religiösen, so doch in politischen Dingen sich radikal und revolutionär gebärdet? Zudem kann gar kein Zweifel sein, daß Miquel wirklich ein glühender Patriot war, dem deutsche Größe und Herrlichkeit zum Erfordernis des eigenen Seins gehörten. Und die ihn kannten, rühmen die Freundlichkeit seiner Sitten; den liebenswürdigen Verkehrston, den er für jeden — nicht zum letzten auch für seine Untergebenen — hatte. Also — warum schalt man seinen Charakter? Weshalb zieh man ihn immer wieder der Treulosigkeit? Das größte Geheimnis aber ist die Seele des Menschen. Wenn der Johannes Miquel aus dem Neste derer hervorgegangen wäre, die — wenn's der liebe Gott ihnen sonst dazu gab — nur ihre Hand auszustrecken brauchen, um im Staate Preußen an vornehmster Stätte zu repräsentieren — vielleicht hätte man auch an ihm keine Fehler oder Schlacken entdecken können. Aber er kam aus der Tiefe und wollte empor und da ging es nicht immer ohne mancherlei Knicke und Brüche. Der mächtigste Trieb in ihm war der Ehrgeiz; ein unbändiger, schier dämonischer Ehrgeiz. Und da er nicht zu den heroischen Naturen gehörte — die Zeiten waren wohl auch kaum darnach —, die das Schwert in der Hand an der Spitze siegreicher Heere sich die Macht erobern, suchte er halt auf anderen Wegen ans Ziel zu gelangen. Oft genug auf geraden Wegen, manchmal auch auf weniger geraden, wie's just der Zweck erheischte. Emporkommen wollte er, sich Bahn brechen: so oder so.

In seinen Göttinger Tagen hat Miquel mit Wucht und edelem Feuer das Regiment des Grafen Borries bekämpft. Aber er hatte viel von diesem Gegner gelernt; da er nun selbst Minister wurde, sah man mit steigendem Unbehagen, wie viel. Wie Borries einst mit kluger Berechnung auf den Charakter Georgs V. sein „Lehrbuch der Regierungskunst" schrieb, so hielt der Minister Miquel seine Reden einzig und allein mit Berechnung auf Wilhelm II. Der Ton, mit dem

der Höfling den Fürsten verführt, war auch dem alternden Miquel nicht fremd, und der neumodische Byzantinismus darf ihn getrost als seinen Schutzpatron verehren. Erst durch Johannes Miquel ist das Institut ministerieller Prunkreden auf den „roi soleil“ im neuen Reich eingeführt worden ...

* * *

Und also: was war echt an Miquel? was von ihm wird bleiben? Sein Patriotismus; seine das Ganze und alle Zusammenhänge erfassende Staatsgesinnung? — vielleicht. Aber das Ursprünglichste in ihm, was urecht aus dem Born seines Wesens quoll, das war doch wohl sein sozialer Sinn. Auch den hat er, wenn's die Verhältnisse just erforderten, zurückzudämmen verstanden. Als Gustav Schmoller 1874 in der Berliner Singakademie jenen Vortrag über die „soziale Frage und den preußischen Staat“ hielt, in dem er mitten aus manchesterlicher Maienblüte König- und Beamtentum gegenüber den in Presse und Parlament wohlorganisierten Banken und Aktiengesellschaften zum Schutz des vierten Standes und zu einer großen sozialen Reformgesetzgebung aufrief, da stand auch der damalige Bankdirektor Miquel den Kreisen nicht ganz fern, die den kecken Straßburger Professor dem „Vaterauge des Staatsanwalts“ zu empfehlen wünschten. Aber innerlich gehörte er doch zu dem jungen Kathedersozialisten. Auch Miquel hat niemals geglaubt, daß mit der formalen Rechts- und Steuergleichheit, mit der Freiheit des Grund und Bodens, des Erwerbs und der Niederlassung das wirtschaftliche Ideal der neuen Zeit erreicht ward, und als Oberbürgermeister in seiner zweiten Osnabrücker Periode und in den Frankfurter Tagen bot er anregend und ausführend solchen Bekenntnisses vielfache Proben. Als er dann Minister geworden war, legte er in einem gewaltigen Werke, das im großen wie im kleinen seine Handschrift trägt, sein sozialpolitisches Testament nieder. Das war die preußische Steuerreform; und die wird bleiben. Wenn des Politikers Miquel und des vieldeutigen Taktikers längst kein Gedenken mehr ist, wird man den genialen Finanzminister, der in die Besteuerung das Prinzip der Selbsteinschätzung, der Progression und der Vermögenssteuer einführte, noch mit Respekt nennen. Das Bild des politischen Carrièremachers, der nacheinander alle Gruppen und Parteien enttäuschte, wird verblassen; die Züge des Pfadfinders und Bahnbrechers, auf dessen Schultern alle künftige Steuerreform stehen muß, wird auch die Nachwelt festhalten. Kann sein freilich, daß das nur ein Nachruhm für die Lehrbücher und die Fachwissenschaft sein wird. Auch so wird er noch im Tode turmhoch hinausragen über die Vielzuvielen, die mit, vor und nach ihm den Staat lenkten. Auf ihn traf die Formel doch nicht zu, mit der die Gegenwart achselzuckend von den gestürzten Größen Abschied zu nehmen pflegt: „Ein gewesener Minister; eine Excellenz a. D. — der Artikel ist billig geworden in Preußen-Deutschland“. Der Artikel Miquel ist mitnichten selten geworden bei uns. Sehr selten unter den hochbeamteten Deutschen.

Richard Bahr.



Leben in Meerestiefen.

Wenn man bedenkt, wie frühe schon der Mensch mit dem Meere sich vertraut gemacht hat, wie schon die Völker des Altertums im Meere nicht ein Verkehrshindernis, sondern eine völkerverbindende Handelsstraße sahen, so erscheint es ganz unverständlich, daß uns das Innere des Meeres so lange fremd bleiben konnte, daß noch vor 60 Jahren ein Forscher wie Edward Forbes die Ansicht vertreten konnte, in einer Meerestiefe unter 300 Faden gebe es kein Organismenleben mehr, und nicht viel früher der Naturforscher Péron, nachdem er im Auftrage der französischen Republik zwei Weltumsegelungen begleitet hatte, behaupten konnte, aller Boden der Oceane sei mit Eis bedeckt. Es mußten allerwichtigste praktische Interessen, der lebhafte Wunsch, die durch Meere getrennten Kulturvölker telegraphisch miteinander zu verbinden, hinzukommen, die Vorarbeiten und Bodenuntersuchungen für die geplanten Kabellegungen nötig werden, um es, nach Erforschungen des Tiefseelebens im kleineren Maßstabe, wie sie vor etwa 50 Jahren Pfarrer Michael Sars und sein Sohn, dann Lovén und der Dichter und Zoologe Asbörnson an der skandinavischen Küste vorgenommen hatten, zur Tiefseeforschung im großen kommen zu lassen. Vor allem dankt es da die Wissenschaft der Ausdauer, Zähigkeit, Opferwilligkeit und Geldkraft der Engländer und Amerikaner, daß trotz wiederholter Mißerfolge die Kabellegungsversuche nicht abgebrochen und immer neue Meeresuntersuchungen, die der Oceanographie zu gute kamen, unternommen wurden. Bis zum Jahre 1857 währten die Tieflotungen der Engländer und Amerikaner im nördlichen Atlantischen Ocean. Dayman schloß sie mit dem englischen Schiffe „Cyclops“ ab. Ein Jahr darauf wurde zwischen Irland und Neufundland das erste Kabel gelegt. Sehr bald hörte dieses aber zu funktionieren auf. Erst sieben Jahre später konnte das Riesenschiff „Great Eastern“ mit neuer Kabellegung betraut werden. Aber das erste Kabel ging verloren. Endlich im Juli des nächsten Jahres gelang die Verbindung der alten Welt mit Amerika durch ein doppeltes Kabel.

Mit größtem Interesse hatten die Zoologen alle diese Lotungen und Meeressondierungen verfolgt. Besonders der Schotte Sir C. Wyville Thomson, dem die moderne Tiefseeforschung so glänzende Leistungen dankt, war es, der unermüdlich für die Sache der Tiefseeforschung thätig war, auf dem Kanonenboote „Lightning“ die Tiefsee in der Umgebung der Faröer und südwestlich von Schottland untersuchte, dann die Expedition des Wachtschiffes „Porcupine“, welche auf vier Fahrten an der Westküste von England und im Kanal, dann südlich von Queenstown in der Bai von Biscaya, dann zwischen den Hebriden, Faröer und Shetlandsinseln und auf einer vierten Fahrt entlang der spanischen Westküste und afrikanischen Nordküste zahlreiche Dredschungen und Lotungen bis zu 4453 Meter Tiefe ausführte, und dann die englische Regierung, den Antispiritisten W. B. Carpenter und andere Gelehrte so für die Bestrebungen der modernen Tiefseeforschung einzunehmen wußte, daß es zur Ausrüstung der denkwürdigen „Challenger-Expedition“ kam. Eine Korvette von 2306 Tons und 1234 Pferdekräften, ein Stab von 23 Mann unter Kapitän Georg S. Nares standen Wyville Thomson und seinen 6 gelehrten Mitarbeitern zu Gebote.

38 dicke Quartbände schildern und illustrieren, was diese groß angelegte Expedition erforscht hat.

So rührige Arbeit der Engländer auf oceanographischem Gebiete mußte den Wettbewerb anderer Nationen wachrufen. Die drei letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts sehen denn auch in allen Richtungen Expeditionsschiffe mit der Erforschung der Tiefseeverhältnisse thätig. Die „Voringen" der Skandinavier unter H. Mohn und G. O. Sars erforscht in den Jahren 1876—1878 die Tiefsee des nordatlantischen Oceans und des hohen Nordens. Unter Pourtalès und Alexander Agassiz loten die Amerikaner in den Jahren 1875—1880 den Steilabfall des westatlantischen Oceans längs der Antillen bis zu Tiefen von über 8340 Metern. 1891 und 1899—1900 durchforscht Agassiz die Tiefen des Stillen Oceans von der Westküste Zentralamerikas bis zu den Galopagos und in den Korallen-Archipeln des westlichen Pacifischen Oceans. Zwischen Nordamerika und Japan lotet die „Tuscarora" der Amerikaner westlich von Japan die große Tiefe von 8513 Metern. Die Oesterreicher, Italiener und der Fürst von Monaco erforschen die Tiefseefauna des Mittelmeeres, und das Stationsschiff „Pola" der ersteren auf das eingehendste das Rote Meer. Vier französische Expeditionen waren im Gebiete des östlichen Atlantischen Oceans bis zum Sargassomeer und den Kap Verdenschen Inseln thätig. Die dänische Ingolf-Expedition forschte im nordatlantischen Meere, die Siboga-Expedition der Holländer im Bereiche ihres hinterindischen Kolonialbesitzes.

Spät erst beteiligten sich auch die Deutschen an dieser internationalen Tiefseeforschung, indem 1898 die „Valdivia" unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Karl Chun zur Erforschung der Tiefsee abgesandt wurde. Diese im großen Stile ausgerüstete deutsche Tiefsee-Expedition hat, mit den modernsten Apparaten ausgerüstet, ganz Außerordentliches geleistet und manche irrigen Anschauungen auf oceanographischem Gebiete richtig stellen können. Was sie wissenschaftlich erforscht, welche reichen Sammlungen sie heimgebracht, das wird man erst nach Jahren, wenn alle die Bearbeiter des reichen Materials ihre Arbeiten abgeschlossen haben werden, voll ermessen können. Aber schon jetzt giebt das für weitere Kreise bestimmte Prachtwerk: „Aus den Tiefen des Weltmeeres", Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition von Karl Chun (mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 Tafel-Vollbildern, 2 Karten, 389 Textbildern, Jena, Gustav Fischer) ein Bild von den Leistungen dieser Expedition. Der Laie bekommt da auch eine lebhafte Vorstellung von der Fülle der Hilfsapparate, die heute dem Oceanographen zu Gebote stehen, von all den Tiefsee-Thermometern, Wasserschöpfern, chemischen und meteorologischen Meßapparaten, all den seidenen Plankton-Vertikalnetzen, den Schließnetzen für die tieferen Wasserschichten, den Tiefseereusen, wie sie der Fürst von Monaco zuerst einführte, bis zur großen Dredsche, dem wichtigsten Grundnetz, und zur großen Kabeltrommel, welche für die Dredscharbeiten 10000 Meter Stahlkabel aufzunehmen hat.

Fragen wir, was denn als feststehendes Ergebnis all dieser Tiefsee-Expeditionen und Aufschluß über die so lange verhüllt gewesenen Geheimnisse der Tiefsee zu verzeichnen ist, so ist es einmal die Thatsache, daß das Meer von seiner Oberfläche bis hinab zum Grunde belebt ist. Und zwar sind es tierische, nicht pflanzliche Organismen, die so weit ins Meer hinabreichen. Die Pflanzenwelt des Meeres reicht nicht unter 350 Meter Tiefe hinab. Es hängt dies mit

den Lichtverhältnissen der Meeresschichten zusammen. Die oberste Meeresschichte, die etwa bis zu einer Tiefe von 80 Metern hinabreicht, ist von den eindringenden Sonnenstrahlen hinreichend belichtet, daß die grünen Chlorophyllorgane der Meerespflanzen unter Mitwirkung des Sonnenlichtes ihre assimilierende Thätigkeit entfalten können. In dieser Meeresregion herrscht daher eine üppigste Fülle pflanzlichen Lebens. In die darunter liegende Wasserschicht aber bis zu 350 Meter Meerestiefe dringt nur spärliches Sonnenlicht vor, es ist die Schattenschichte; denn je tiefer das Licht in das Wasser eindringen muß, desto mehr erlöschen seine verschiedenen Strahlen. Schon in wenigen Metern Tiefe sind die roten und die orangegelben Strahlen zur Hälfte verschwunden. In einer Tiefe von hundert Metern giebt es kein weißes Licht mehr, alles erscheint blaugrün, in noch größerer Tiefe dunkelgrün. Je tiefer unter 200 Meter man hinabgeht, desto düsterer wird's. In einer Tiefe von 600 Metern mag es noch ultraviolette Strahlen, auf die unser Auge nicht reagiert, oder andere uns unbekannte Strahlenarten geben, keinesfalls finden schon in der Schattenschichte die pflanzlichen Organismen mehr hinreichende Belichtung für ihre assimilatorische, aufbauende Thätigkeit — nur einige Kieselalgen fristen da ihr Leben. Unter 350 Meter aber vermag kein pflanzlicher Organismus mehr zu existieren, zerfällt jedes pflanzliche Gebilde. Hier, wo einerseits die Wärme des Wassers im Vergleich zu den oberflächlichen Meeresschichten bedeutend gesunken, und wo der Mangel genügenden Sonnenlichtes der pflanzlichen Assimilation ein Ende setzt, nimmt das Tiefseetierleben seinen Anfang.

Was den Tiefseetieren an lebender Nahrungsquelle beim Mangel jeder Flora fehlt, kommt ihnen reichlich von oben her zu. Unaufhörlich rieselt von der Oberflächen- und der Schattenschichte ein nie versiegender Nahrungsregen absterbender, sich zersetzender, zerfallender Organismen zu Boden, der all den Tierwesen der Tiefsee bis zum Meeresgrunde hinab Lebensnahrung in Fülle darbietet. So ist es erklärlich, daß Dredschenzüge aus 7000 Metern Tiefe reichlich Spuren einer Tierwelt heraufbrachten, die da bei niederen Temperaturen, bei einem Drucke von mehr als 500 Atmosphären noch immer existieren können.

Haben die Tiefseelotungen ergeben, daß der Meeresgrund nicht flach ist, sondern Höhen und Tiefen zeigt, wie unsere Hochgebirge Gipfel und Thäler — hat man doch im November 1899 bei der südlichsten vulkanischen Ladroneninsel Guam 9644 Meter Tiefe gemessen, hinter der unsere Bergriesen weit zurückbleiben —, so haben solche Tiefseemessungen noch eine andere interessante Thatsache ergeben. Wenn der Tiefseeforscher zwischen Irland und Faröer etwa in der Höhe des 60. Breitengrades einen Tiefen-Dredschzug ausführt und dann aus dem eiskalten polaren Wasser allerlei rote Schlangensterne, prächtige Seeigel, wunderliche Spinnenkrebse, Glasschwämme und anderes Getier heraufholt, so muß ihn so reiches Tiefseeleben in dieser Region mit Recht wundernehmen. Prüft er dann die Temperaturen oben und in der Tiefe, so findet er oben 9,8°, in 100 Meter Tiefe 7,8°, in 200 Meter Tiefe 7,6°, in 300 Meter Tiefe 6,8°, in 400 Meter Tiefe 3,2°, in 500 Meter Tiefe 0,4° und nur etwas südlicher noch in 400 und 500 Meter Tiefe 9,6° und 9°. Genau ausgeführte Tiefenlotungen haben die Erklärung gebracht. Es schiebt sich zwischen Irland und den Faröer ein im Mittel etwa 580 Meter hoher unterseeischer Rücken, der Wyville-Thom-

schwelle, ein, welcher das Kaltwassergebiet des nordatlantischen Oceans von dem Warmwassergebiet der südlichen Regionen scheidet. Und so dürfte sich zwischen das antarktische und atlantische Tiefenwasser ein das kalte südpolare Wasser aufhaltender Querriegel, der Walfischrücken, einschieben, denn Lotungen, welche die „Valdivia“ unter 25° 26′ südlicher Breite und 6° 19′ östlicher Länge vornahm, ergaben 981 nnd 936 Meter Tiefe, und ein Schleppzug brachte überaus reiche Ausbeute an großen roten Krabben, großäugigen Tiefseefischen, Einsiedlerkrebsen, großen Aktinien.

Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, wie alle diese Tiefsee-Expeditionen über die Beziehungen zwischen den herrschenden Winden und den in konstanter Richtung fließenden Wasserströmen, über die Unterschiede in der Zusammensetzung des an der Oberfläche schwebenden Organismenmaterials, des sogenannten Planktons, je nach den physikalisch-chemischen Unterschieden des Seewassers, über die Temperaturverhältnisse der Tiefsee in ihren verschiedenen Schichten und manche andere oceanographische Frage immer bessere Aufklärung gebracht haben, wollen aber einiger charakteristischer Tiefseewesen und ihrer Anpassung an das Tiefseeleben gedenken.

Wenn wir oben hörten, daß das Sonnenlicht über die Schattenschicht hinaus nicht mehr vordringe, dann müssen wir darauf gefaßt sein, in so düsterem Elemente, wie es die eigentliche Tiefsee bis zum Meeresgrunde hinab ist, auf viele blinde Tiere oder doch auf Wesen mit sehr verkümmerten Augen, wie wir sie unter Höhlentieren finden, zu stoßen. In der That giebt es Krebse, also sonst gutbeaugte Tiere, bei welchen keine Spur von Sehorganen zu finden ist, einen Blindfisch, dessen Augen vollständig rückgebildet sind und der dort, wo man seine Augen suchen würde, goldig glänzende Hohlspiegel zeigt. Wie aber erklärt es sich, daß wir andererseits Tiefseetieren mit abnorm großen Augen, Fischen, Krebsen, Kopffüßern mit Teleskopaugen begegnen? Damit, daß es Thatsache ist, daß das Sonnenlicht nicht bis in die Region der Tiefsee vordringt, ist nicht auch gesagt, daß die Räume der Tiefsee unbeleuchtet sind. Wie uns von den Oberflächenschichten des Meeres die in schönen Nächten zauberische Erscheinung des Meerleuchtens bekannt ist, so giebt es auch unter den Tiefseetieren selbstleuchtende Wesen, Tiere, denen die Leuchtorgane, wie Blendlaternen mit Hohlspiegeln und Linsen ausgestattet, den Bauch und die Leibesseiten umsäumen, andere, bei welchen die Glühkörper auf dem Kopf und den Kiefern leuchten oder die Schwanzspitze Licht ausstrahlt oder die Flossen in magischem Lichte erglühen. Wenn die Dredsche oder das Vertikalnetz ihren Fang in nächtlichem Dunkel an die Oberfläche bringt, dann erglüht der ganze Netzinhalt in phosphorischem Glanze. Da ist es ein ganzer Leib, dort ein bestimmtes Organ oder eine schleimige Ausscheidung, welche aufschimmert. Man vermag bei solchem Leuchten kleinste Druckschrift zu lesen. Wie mag dann das Glimmern und Glühen, Aufblitzen und Farbensprühen erst an den lebenden Tieren in der Tiefe wirken, wie vielfarbig und lichtverschieden mögen diese Lichteffekte zur Geltung kommen, wenn der Kopffüßer Enoplotenthis allein 24 Leuchtorgane besitzt, von denen die seitlichen in Perlmutterglanz, das mittelste der Augenorgane ultramarinblau, die vorderen auf der Bauchseite rubinrot, die anderen in schneeweißem oder perlmutterfarbenem Glanze, nur das mittelste in himmelblauen Farbentönen erglüht. Solchen Lichtreflexen, die dem Nahrungserwerbe, vielleicht auch dem Zusammenfinden der

Männchen und Weibchen dienen, haben sich die Kolossalaugen vieler Meerestiere angepaßt, wie in anderer Weise dem Tasten und Suchen auf der Jagd nach Beute alle die Tiefseegarneelen mit über meterlangen Fühlern, die Tiefseekrebse mit einem Pelz von Tasthaaren, die Tiefseefische mit überlangen Barteln und Flossenstrahlen — alles Mittel und Organe im Dienste der Nahrungssuche. So recht ad oculos demonstriert erscheint dieser ewige Hunger im Tierleben, dieses Jagen nach Beute an jenen Tiefseefischchen, bei welchen das monströse Maul mehr als drei Viertel des Leibes einnimmt, das ganze Tier zum schwimmenden, beutegierigen Rachen geworden ist. **Dr. Friedrich Knauer.**



Alte und neue Städte.

Die Bauthätigkeit in den Städten hat sich während der letzten Jahrzehnte außerordentlich entwickelt. Je größer eine Stadt ist, desto energischer setzt die Arbeit an ihr in jedem Frühjahre ein und desto mehr neue Straßenzüge werden im Herbste fertig; auch Kirchen und andre öffentliche Gebäude entstehen immer zahlreicher, immer rascher und anspruchsvoller. In Berlin, dessen Einwohnerzahl so schnell zunimmt, läßt sich diese Erscheinung besser als anderswo beobachten, und wie um den Eindruck derselben noch zu erhöhen, hat die städtische Bauverwaltung in einer eigenen, mit der großen Landeskunstausstellung dieses Jahres verbundenen Schau die in der letzten Zeit von ihr ausgeführten oder angefangenen Schulgebäude, Badeanstalten, Spitäler, Brücken und Denkmäler in Modellen gezeigt.

Das Studium aller dieser Neubauten lehrt, daß bei ihnen, von den rein praktischen Gesichtspunkten abgesehen, im Gegensatz zu der noch vor kurzem beliebten nüchternen Bauweise, eine besonders originelle und reiche Formengebung angestrebt wurde; und in der That stechen die bereits vollendeten unter ihnen recht merklich von ihrer meist ziemlich trivialen Umgebung ab. In alten Städten oder Stadtteilen tritt uns ein solcher Widerspruch zwischen dem öffentlichen und dem Privatbau minder scharf entgegen; dort scheinen sie sich stets harmonischer entwickelt zu haben. Da wir nun neuerdings gewöhnt worden sind, von ästhetischen Eindrücken und Urteilen Rechenschaft abzulegen, so mag es der Mühe wohl wert sein, diese Beobachtung etwas weiter zu verfolgen.

Das Bild einer Stadt wird nicht nur durch den Stil ihrer Gebäude bestimmt, sondern in noch höherem Grade durch die Anlage des Ganzen. In alten Zeiten gestalteten sich die Städte meist unter anderen Bedingungen als heute. Da handelte es sich gewöhnlich um Ansiedelungen, die sich an wichtigen Stellen der großen Handelsstraßen, etwa an deren Kreuzungspunkten, oder an Flußübergängen, an Zusammenflüssen oder Mündungen von Strömen dem Bedürfnis entsprechend um einzelne, schon vorhandene Gebäude bildeten, oder aber auf Bergen und oft um feste Schlösser oder bei Klöstern sich festsetzten, und die in der Regel durch Wall und Graben eingeengt werden mußten. Bei dem Ausbau

einer Stadt war also zunächst maßgebend der Einfluß der meist komplizierten Bodenbeschaffenheit, nämlich der Flußufer oder des Berges, dann die Lage jener bedeutenden Straßenzüge, die natürlich die ersten Häuserreihen aufnahmen, ihre Richtung behielten und dadurch die Lage der Hauptthore bestimmten, dazu die Rücksicht auf die etwa von früher her vorhandenen wichtigen Gebäude, und endlich der durch die Befestigung bedingte Mangel an Platz. Die Folge von alledem war eine entschiedene Unregelmäßigkeit der Anlage, die noch dadurch gesteigert wurde, daß man nach den häufigen Zerstörungen größerer Gebäudekomplexe durch Brand und Krieg meist eilig und planlos von neuem baute, der Baulust des Einzelnen manche Freiheit ließ und bei Gründung neuer Kirchen oder öffentlicher Gebäude ohne weiteres dort Platz schaffte, wo ein Baugrund durch Stiftung, Kauf, Enteignung oder sonstwie zu haben war. Eine alte Stadt erscheint uns deshalb überaus malerisch schon dadurch, daß ihr Anblick von außen durch die Befestigungswerke mit ihren mächtigen Türmen und Thoren und etwa durch die Lage an einem Wasser oder an einem Berge, der dann gewöhnlich das Schloß oder die Citadelle trägt, uns interessante und kühne Linien und mannigfaltige Bilder zeigt, während im Inneren die krummen und engen Gassen, die unregelmäßigen Plätze, die Rampen und Treppen es an überraschenden Wirkungen des Lichtes und der Perspektive nicht fehlen lassen. Derselbe Reichtum an Formen und Farben herrscht nun aber auch im einzelnen, nämlich an den Gebäuden selbst.

Bis über das siebzehnte Jahrhundert hinaus war es fast überall Sitte, die Bürgerhäuser mit dem Giebel an die Straße zu stellen, was, freilich auf Kosten der Höhe und von Licht und Luft in den Räumen, den Vorteil hatte, daß mehr Häuser untergebracht werden konnten, als wenn man sie quer gestellt hätte. Das energische Zickzack der Giebellinien und die Abnahme der Fensterzahl in den oberen Stockwerken kamen daher voll zur Wirkung und bildeten schon bei kleinen und schmucklosen Häusern ein charaktervolles Motiv: um wie viel mehr in den Hauptstraßen, wo die Reichen ihre Giebel auf das verschiedenste, durch Voluten und Stufen und Aufsätze von Kugeln, Obelisken, allegorischen Figuren u. dgl. verzierten und sie oft zu beträchtlicher Höhe brachten. Auch wurden die Schauseiten der ansehnlicheren Häuser, mochten sie nun Giebel haben oder nicht, durch Erker, künstlerische Fenstereinfassungen, prächtige Portale u. s. w. zur Geltung gebracht, und alles an ihnen trug den Stempel einer gewissen Persönlichkeit, da dergleichen Formen mit Sorgfalt für einen bestimmten Bauherrn, der sich an ihnen erfreuen und sein Vermögen durch sie zeigen wollte, geschaffen wurden. Lebhafte Farbenwirkungen kamen dazu, da mancherlei Stein- und Holzwerk unverputzt verwendet wurde.

Die öffentlichen Gebäude aber, in erster Linie Kirchen und Rathäuser, stimmen zu dem Eindruck, den diese Privatbauten hervorbringen, durch ihre entsprechende künstlerische Energie und Originalität. Mögen sie dem Stile nach romanisch oder gotisch oder barock sein und mitten zwischen Häusern anderer Perioden stehen, sie vertragen sich mit ihnen stets, weil sie, einheitlich durchgeführt oder willkürlich verbaut, wie sie sein mögen, doch in jedem Fall mit ihren charaktervollen Formen sich an die bedeutende Erscheinung der anderen Bauten anschließen und durch einen malerischen Gesamteindruck mit ihnen zu einem harmonischen Ganzen verbunden werden.

Betrachten wir dagegen jetzt die neuen Städte! Bereits im fünfzehnten Jahrhundert wurde theoretisch, im sechzehnten gelegentlich praktisch eine schematische Regelmäßigkeit der Stadtanlagen wie auch der Gebäude unter sich erstrebt. Bei Neugründungen von Städten wurde nun, wenn irgend möglich, darauf gehalten, daß der Bauplatz eben, die Grundform gar eine symmetrische Figur, etwa ein Stern, war, daß gerade Straßen sich rechtwinklig kreuzten, daß Plätze und Märkte in den Stadtteilen gleichmäßig verteilt und die Kirchen und anderen öffentlichen Gebäude bequem zu erreichen waren. Die Befestigung der Städte durch vollständige Mauerringe wurde immer seltener. Galt es aber, in einer bereits bestehenden alten Stadt in weiterem Umfange Aenderungen zu treffen, wie etwa nach einem großen Brande, so fuhr man jetzt mit dem Lineal durch das malerische Gewirr der Gassen und sorgte rücksichtslos für winkellose Durchblicke. Hand in Hand mit solchen Bestrebungen ging im siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhundert der bekannte, beklagenswerte Wechsel im Charakter des privaten wie des öffentlichen Baues: statt wie früher sich der Freude am Mannigfaltigen, am Intimen und Persönlichen hinzugeben, suchte man im Aeußeren die größte Einfachheit und Einförmigkeit zu beobachten und hielt sich an einer gewissen Stattlichkeit schadlos; nur wenige kirchliche und fürstliche Bauten machten dabei eine Ausnahme.

Die Ursachen dieser Veränderung liegen tief. Nicht nur war man, nach dem Dreißigjährigen Kriege, ärmer geworden und vermied deshalb im allgemeinen den Prunk, sondern man begann auch, etwas von öffentlicher Hygiene, nicht minder von der Verantwortlichkeit der Polizei zu wissen; und schließlich, was das Aesthetische betrifft: man war der aus dem Mittelalter stammenden Formen satt geworden und fand nun sein Vergnügen im Anschluß an die mißverstandene Antike und in der Verwässerung der auf dieser beruhenden Barockformen, d. h. in der äußersten Nüchternheit.

Schon damals, etwa im achtzehnten Jahrhundert, standen die gotischen Dome und die Renaissance-Rathäuser wie Fremdlinge in den modernen oder modernisierten Städten, aber sie traten doch wenigstens vorteilhaft vor dem gleichgiltigen Uebrigen hervor. Heutzutage jedoch, seit etwa dreißig Jahren, liegt die Sache wiederum anders. Heute muß man Monumentalbauten von Charakter, seien sie alt oder neu, mit großer Sorgfalt und feiner Berechnung isolieren oder für ihre Umgebung eigens komponieren, wenn sie nicht von der Brutalität unserer Straßenarchitektur erstickt werden sollen.

Gewiß giebt es jetzt mehr schön entwickelte Villenviertel, Parkanlagen, baumbepflanzte Plätze und Alleen in den Städten als früher; gewiß sind wir der Baupolizei Dank schuldig für die Strenge, mit der sie durch Vorschriften über die Gleichmäßigkeit der Baulinien, die Höhe der Stockwerke u. s. w. für Licht und Luft sorgt, und wir werden auch anerkennen müssen, daß ohne Nachteile vielleicht schlimmerer Art das Wohnbedürfnis nicht anders befriedigt werden kann als durch den Aufbau vier- bis fünfstöckiger Häuser, die der Kosten wegen nicht eben künstlerisch und mannigfaltig und wegen des fortwährenden Wechsels der Mieter nicht eben persönlich ausgeführt sein werden — aber schön und charaktervoll dürfen wir diese Straßenfluchten doch schwerlich nennen. Bis jetzt wenigstens sind die Architekten meistens darauf verfallen, die regelmäßigen Façaden, in die nur unbedeutende Balkons und Loggien Abwechselung bringen, mit einem

überreichen, ganz fabrikmäßigen Schmuck zu versehen, der bei aller Unruhe eine Einförmigkeit von niederdrückender Wucht zur Folge hat, und diese konventionelle Bauart mit ihren falschen Ansprüchen ist schlimmer als die der nüchternsten Zeit vor ihr. Zum Glück beginnt aber bereits eine Gegenwirkung gegen sie in dem Versuch, das nun einmal nicht zu entbehrende große Mietshaus feiner und diskreter zu verzieren, um es ästhetisch überhaupt erträglich zu machen. Gelingt das, so werden auch die Monumentalbauten wohl wieder zu ihrem Rechte kommen, und unsere neuen Städte werden mit den alten zwar nicht in malerischen Winkeln und phantastischer Schönheit, aber doch in Großartigkeit wetteifern können.

W. v. Oettingen.



Die Moderne in der Musik.

Wir brauchen das Wort alle Tage und machen uns nur selten seinen wahren Begriff klar. Für viele verbindet sich mit dem Begriff „modern" ein für allemal die Vorstellung des Krankhaften oder doch Verschrobenen, für andere ist es die Begründung jeder Laune ihres Benehmens, jedes Auswuchses ihrer Phantasie, — und doch erkennt jeder Geschichtsforscher, jeder Aesthetiker in jeder kulturgeschichtlich wichtigen Periode Strömungen, für die er kein anderes Wort hat, als eben „modern". Daraus ergiebt sich schon eins, nämlich daß es nichts absolut „Modernes" giebt, sondern daß das ein relativer Begriff ist, dessen Inhalt einem stetigen Wechsel unterworfen ist. Aha! Mode — wirft der Leser ein. — Mit Verlaub. Schon der frühere Wiener Burgtheaterdirektor Max Burckhardt, der mit dem Herabsteigen vom Direktorsessel plötzlich eine litterarische Seele in sich entdeckte, hat nachgewiesen, daß das Wort modern nicht von Mode herrühren kann, da das erstere das weitaus ältere ist. Denn schon Cassiodorus Senator, ein Minister Theoderichs, empfiehlt einen Architekten für einen Theaterbau in Rom, indem er ihn als Antiquorum diligentissimus imitator, Modernorum nobilissimus institutor bezeichnet: „Fleißiger Nachahmer der Alten, vornehmster Lehrer der Modernen"; wir könnten auch heute einem Architekten keinen besseren Empfehlungsbrief schreiben.

So dürfte man eher das Wort Mode von „modern" ableiten, denn thatsächlich stehen doch auch die Begriffe, die wir mit den beiden Worten verbinden, in diesem Verhältnis zu einander. Jeder „moderne" Künstler würde sich dagegen wehren, für einen Mann gehalten zu werden, der der Mode huldigt. „Das Wesen der Modernen darf man daher keineswegs in der Abhängigkeit vom gegenwärtigen Brauch, sondern vielmehr im Eintreten für die Entwicklung, für die Zukunft erblicken." Der „gegenwärtige Brauch" stimmt sogar gegen den echten Modernen. Das haben unsere Großen alle erfahren, denn sie sind ja im Gegensatz zu den rückschauenden Epigonen die Vorwärtsdränger.

Allerdings wird dieses Moderne erst recht in seinen auffälligen Erscheinungsformen leicht Mode. Mode beim Publikum, das plötzlich merkt, daß hier etwas ist, zu dem man sich bekennen muß, um vor den anderen etwas voraus zu haben. Es ist diese Art des Anhangs, die sehr häufig ist, zumeist plumpste Heuchelei; denn fast immer fehlt das Verständnis für die gepriesene Erscheinung ganz und gar. — Aber auch bei den Schaffenden ist modern oft modisch und innerlich unwahr. Weniger bei den Schwachen und Unselbständigen, die in der Gefolgschaft eines Großen unterzukommen suchen, als bei den Berechnenden. Nicht die materiellen Rechner, sie halten sich an die für den Verkauf bewährte Schlagerware, aber an die geistig Berechnenden, die sich aus Erfahrung sagen: die heute Befehdeten werden demnächst die bewunderten Herren sein, und sich so in der Rolle des Verkünders wohlgefallen. Sie erfassen allerdings fast immer nur das Neue der Form, das sie dann bis aufs äußerste steigern. Eben deshalb werden dann auch diese äußerlich Modernen schneller Mode, als die innerlichen Träger des Gedankens.

So hängen Mode und Moderne doch sehr viel zusammen. Während aber die Frage, was Mode sei, leicht zu beantworten ist, ist eine nähere Erklärung des Begriffes „modern" sehr schwer. Modern im besten Sinne ist die „Persönlichkeit", allerdings immer nur für eine beschränkte Zeit. Wird eine solche zu schnell Mode, so ist das meistens nicht zu ihrem Vorteil. So bei Nietzsche, den alle im Munde führen, aber nur wenige kennen. Auch Böcklin ist jetzt mehr Mode als verstanden. Dagegen zählt Richard Wagner heute eine zahlreiche Gemeinde, die ihm innerlich nahe gekommen ist.

Aber gerade hier sind wir am brennenden Punkt. Ich glaube — und befinde mich da mit Arthur Seidl in seinem Buche „Moderner Geist in der deutschen Tonkunst" (Berlin 1900, Verlag Harmonie) in Uebereinstimmung —, im eigentlichen Sinne ist Richard Wagner nie modern gewesen, jedenfalls nicht in seinem Gesamtwerk, sondern nur in der musikalischen Ausdrucksform, diese rein technisch als Harmonisierung, Orchestrierung u. s. w. verstanden. Denn Richard Wagners Gesamtkunstwerk ist die Vollendung einer voraufgegangenen Zeit, nicht der Hinweis auf eine kommende. Er ist der äußerste Gipfel des Berges der dramatischen Musik, zu dessen Ersteigung es fast dreihundert Jahre gebraucht hat. Ueber den Gipfel hinaus kann keiner. Man muß sich entweder mit dem Absuchen der Nebenwege begnügen oder sich einen andern Berg zum Besteigen aussuchen. Wagner, der Musikdramatiker, wohlverstanden immer als Gesamterscheinung, nicht in einzelnen seiner Offenbarungen, kann also gar nicht in unserem Sinne modern sein. Seine Bedeutung liegt für die Schaffenden nicht in der Zukunft. Deshalb haben wir auch bereits das philologische Wagneriānertum, das alles Vergangene und Gegenwärtige in die Erscheinung des „Meisters" hineinbezieht. Alles ist nach den waschechten Wagnerianern bei ihm schon vorhanden, in ihm erfüllt. Man fühlt in diesem Lager nicht, daß man damit alle Möglichkeit der Weiterentwicklung der Musik und damit ihre Daseinsberechtigung überhaupt bestreitet. Eine solche Gefolgschaft finden aber nur Erfüller, nicht die Prophetennaturen. Und in der That, ist doch der Inhalt seiner Werke eine Deutung und Verklärung unserer deutschen Vergangenheit, für die Erreichung des nationalen Zieles, für die 1871 die Erfüllung war. Vielleicht liegt darin der tiefere Grund, weshalb Wagner in seinem einzigen Werke, das nach diesem Jahre

entstand, im „Parsifal", wieder zur Erlösungsidee im christlichen Sinne zurückkehrte, die er in der mittleren Schaffensepoche vom „Tristan" ab „überwunden" hatte. Deshalb auch die Abkehr Nietzsches von ihm.

Von Nietzsche selbst stammt das Wort: „Wagner resümiert die Modernität. Es hilft nichts, man muß erst Wagnerianer sein." Aber die Entwicklung gebietet, daß wir über diese Erscheinung hinauskommen. So ist die Thatsache eines Schismas im Lager der „neuen" Musik nicht zu leugnen. Ich glaube, jene, die eine Fortentwicklung verlangen, haben Wagner für sich, der da in Fafner das „Liegen und besitzen und — schlafen" trifft, sich aber dazu bekennt, daß dem „Ewig-Jungen weicht in Wonne" selbst der Gott. — Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, wir sprechen im ganzen hier mehr vom Ideengehalt des Wagnerwerks, von der Gesamterscheinung desselben, seine Tonsprache als solche hat ja erzieherisch genug gewirkt. Aber für den tiefer Zusehenden ist es gerade in unserem Sinne sehr bedeutsam, daß diese Einwirkung der Instrumentalmusik als solcher zu Gute gekommen ist, der von Liszt ein neuer Gipfel gewiesen wurde. Die Nachwagnersche Oper, so weit sie sich seiner Nachahmung befleißigte, hat nichts hervorgebracht, was einer Weiterentwicklung gleichsähe. —

Aus dem Ganzen ergiebt sich für den Begriff des Modernen zweierlei. Erstens, daß es ein durchaus relativer Wert ist. Es fällt durchaus nicht mit dem dauernd Großen zusammen. Es kann für eine gewisse Zeit ein Werk niederen Ranges, das später vergessen wird, von höchster Bedeutung für die Entwicklung werden, während umgekehrt das absolut Große für sie oft nicht von Belang ist. Die Dichtungen der Lenz und Klinger, der „Stürmer und Dränger" waren für die erste Zeit ihres Erscheinens in diesem Sinne „modern"; Goethes Iphigenie war es nie.

Zweitens erkennen wir, daß der Begriff modern mehr ein Kulturwert ist, denn ein reiner Kunstwert. Deshalb sind auch die Kriterien, inwiefern ein Kunstwerk modern sei, aus der außerkünstlerischen Kultur zu holen. Deshalb sind diese Kriterien ihrem Wesen nach auch für alle Erscheinungen dieselben.

Fragen wir nun: „was ist heute modern?" so kann der Beobachter mehr die Lebensformen sehen, daraus dann der Lebensinhalt zu erschließen ist, da dieser jenen ja vorangehen muß. — Unser Blick hat sich nach außen hin durch die Erhöhung der Beobachtungsmittel für die realistische Betrachtung geschärft, nach innen sind unsere Nerven in der Feinheit der Empfindung gewachsen. Unser Empfinden ist differenzierter geworden, deshalb fühlen und würdigen wir heute mehr die intimen Reize und zarten Sensationen und verlieren immer mehr die Bewunderung für Kraftproben und starke Effekte. Unsere Schnelllebigkeit wirkt auf die Kunst, die lieber eine flüchtige Impression festhält als langsam ausgereifte Kompositionen bietet. Die Milieutheorie brachte die Erkenntnis der Bedeutung der Umwelt für den einzelnen und damit die Beseitigung des Begriffes eines absolut Schönen. Was der einzelne im einzelnen Fall als schön empfindet; nicht auf das Was, sondern auf das Wie den Nachdruck zu legen; das Doppelbild einer „Kunst für die Straße" und andererseits der schrankenlosesten Rechte der Persönlichkeit — das sind naheliegende Folgen dieser Erscheinungen.

Ob man diese für glückliche oder lang andauernde halten soll, ist eine Sache für sich. Mir scheint es, als habe mit der Jahrhundertwende ein Geist größerer Frische, eine Sehnsucht nach Kraft und Größenwirkung eingesetzt. Ein

Zug zum flächenreichen und großlinigen al fresco, nach all den Abarten eines tiftelnden und zerlegenden Impressionismus. Doch könnten das ja auch Nachwirkungen der Vergangenheit sein. Wir wollen das hier nicht näher untersuchen, sondern fragen: wie äußern sich nun diese Erscheinungen auf die Musik?

Am sichtbarsten, wenigstens für den Fachmann, natürlich in der musikalischen Technik. Die immer buntere Zerlegung des Orchesters in Einzelstimmen, die gesteigerte Ausnutzung der musikalischen Chromatik sind Zeichen des erhöhten Differenzierungsvermögens; die starke Ausnutzung der Dissonanz ist nur dort möglich, wo die Forderung des absolut Schönen nicht erhoben wird. Das läßt sich bis in Einzelheiten verfolgen; hier kommt es nur auf den Hinweis an. —

In unserer dramatischen Musik offenbart sich unverkennbar der Zug zum Intimen (Humperdinck und d'Albert), aber auch zur Kleinkunst (Melodrama) und endlich zur starken Synthese des Musikalischen mit dem Dekorativen (Thuille-Bierbaums „Lobetanz“ und „Gugeline“).

Andererseits bewirkt unser geschärfter Sinn fürs Thatsächliche eine Erweiterung des musikdramatischen Gebietes, insofern für uns alle Versdramatik etwas Musikalisches bekommt, zumal wo der Stoff lyrisch ist oder aus dem Gebiet des Thatsächlichen hinausragt. Gerade die durch die Programmmusik gesteigerte Prägnanz des musikalischen Ausdrucks hilft da noch besonders mit. Man denke an Hauptmanns „Versunkene Glocke“, wo wir das Fehlen der Musik geradezu als schädigend empfinden.

Endlich aber erfährt auch der tiefere Inhalt eine Beeinflussung. Wenn Richard Strauß den musikalischen Gehalt Nietzsches ausschöpft, oder schärfer gesagt, in seiner Musikersprache das weiter sagt, was ihm Nietzsche als Philosoph und Dichter gesagt hat, so muß, wenn ihm das gelungen ist, hier auch ein „moderner“ Inhalt vorhanden sein. — Dann aber muß die Veränderung unseres Verhältnisses zur Umgebung natürlich auch musikalisch sich äußern. Wenn sich im malerischen Pleinairismus und Impressionismus eine Veränderung des Naturempfindens kundgiebt, so muß diese auch musikalisch ein Seitenstück haben. Denn jede Kunst kann denselben Gegenstand, nur anders ausdrücken. Der Maler wird die Außen- (Erschauungs-) Seite, der Musiker die Innen- (Gefühls-) Welt irgend eines Gegenstandes darstellen, während dem Dichter die Wechselwirkung beider in der Vorstellung vorbehalten bleibt.

Man vergleiche doch die Natursymbolik in Haydns „Schöpfung“, Beethovens „Pastoral-Symphonie“ und Wagners „Rheingold“ miteinander. Das sind doch völlig getrennte Welten.

Daß sie alle drei voll ewigen Schönheitsgehaltes sind, giebt uns die tröstliche Bestätigung, daß nicht der Gehalt an „Moderne“, sondern der innere Wahrheitsgehalt das Entscheidende ist. **Dr. Karl Storck.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Wer ist einsam?

Einsam, sagt Emil Marriot in der von Maximilian Harden herausgegebenen „Zukunft“ (IX. Jahrg. Nr. 29), sind alle, die ihr Liebstes verloren oder überhaupt nicht gefunden haben; deren Fähigkeit zur Liebe sich nicht voll ausgeben konnte oder durfte, und die ewig unbefriedigt bleiben, weil die in ihnen aufgehäufte Sehnsucht nach Liebe sie zu keiner Ruhe kommen läßt. Man kann inmitten einer großen Familie unsagbar einsam sein. Die Zahl macht es nicht aus. Wenn unter allen diesen Menschen nicht der Eine der Einzige und über alles Geliebte ist, wird die Sehnsucht nie verstummen. Denn im Grunde genommen, liebt man immer nur einen Menschen. Die anderen laufen bloß nebenher.

Wenn du einem Menschen nicht das Liebste bist, bedeutest du ihm, genau besehen, nichts. Sobald er einen hat, der ihm lieber ist als du, vermagst du wenig oder nichts über ihn. Nur der ihm Liebste ist im stande, ihn wirklich zu erfreuen oder zu betrüben. Und wenn er Leid erfährt, kannst du ihn auch nicht trösten. Ein wirksamer Trost kann ihm eben wieder nur von dem ihm Liebsten kommen. Wenn der ihm Trost und Teilnahme vorenthält, wird ihn dein armer Trost kalt lassen. Nur der Liebste hat Rechte und hat auch immer recht.

Schließe dich, Einsamer, an die Einsamen. Denen bist du nützlich und willkommen. Die Zweisamen brauchen dich nicht. Sie haben aneinander genug.

Die Freundschaft kann dich darüber belehren. Wie lange dauert Männerfreundschaft? Doch gewöhnlich nur so lange, bis ein Weib dazwischentritt. Gewöhnlich findest du sie nur bei jungen Leuten, die noch frei sind vom Weibe. Tritt aber das Weib dazwischen, dann wird die Freundschaft meist lau und locker, wenn sie nicht gänzlich aufhört. Der Mann, der vielleicht ein geringeres Bedürfnis nach Liebe hat als das Weib, und bei dem das Gefühlsleben, schon aus Zeitmangel, eine kleinere Rolle spielt, geht in der Frau auf, mit der er haust. Wenn einer mit einem Weibe haust und glücklich ist mit ihr, braucht er weder Freunde noch Freundinnen. Er vermißt sie wenigstens nicht, wenn sie fehlen. Und er sucht sie nicht.

Wahrscheinlich gebricht es dem Mann an der Fähigkeit, nach verschiedenen Seiten Liebe zu geben. Wenn er seine Frau wirklich liebt, bleibt ihm für andere kaum noch etwas übrig. Die Frau hat mehr Zeit und ein reicheres Gefühlsleben. Sie braucht auch mehr Liebe. Durchschnittlich ist sie die bessere und treuere Freundin. Sogar, wenn sie liebt. Sie braucht Zeugen ihres Glückes, sie ist mitteilsamer. So wirst du immer bemerken, daß in einer glücklichen Ehe die Frau ihren Angehörigen eine weit größere Anhänglichkeit bewahrt als der Mann seiner Familie. Der Mann löst sich, sobald er mit einem Weibe haust, von seiner Familie und seinen Freunden. Er nimmt die Gewohnheiten und Neigungen seiner Frau an. Und er wird, je nachdem sie geartet ist, von ihr herabgezogen oder emporgehoben.

Meist herabgezogen. Aber er merkt es nicht. Bei anderen merkt er's. Doch bei sich selbst niemals.

Versuche aber nicht, deinen Freund, wenn er in solcher Lage sich befindet, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, ihm, wie man sagt, die Augen öffnen zu wollen. Du wirst nichts ändern, aber du wirst ihn verlieren. Die geschlechtliche Liebe ist an sich nichts Hohes, nichts Erhebendes, nichts Veredelndes. Sie ist ein blinder Naturtrieb. Doch eben darum ist sie unbesieglich. Und die Freundschaft, auch die ehrlichste, treueste und selbstloseste, steht ohnmächtig daneben. Die Frau, deren physischer Besitz einem Mann notwendig und begehrenswert erscheint, hat immer recht. Wenigstens wird ihr der Mann vor seinen Freunden immer recht geben. Er, der von Natur und aus freiem Antrieb so selten gefällig, fügsam, opferwillig und freigebig ist, wird es dem geliebten Weibe gegenüber. Diesem Weibe versagt er nichts, — wäre es auch nur, um Ruhe im Hause zu haben. Der Mann, im Gegensatze zum Weibe, ängstigt sich vor Scenen und Thränen und Unruhe. Er giebt oft nur nach, um Scenen vorzubeugen oder ein Ende zu machen. Sogar die ungeliebte Frau, wenn er einmal an sie gebunden ist, vermag unendlich viel über ihn. Er will Ruhe haben in seiner Häuslichkeit. Die Frau ist viel frischer und kampflustiger. Scenen schrecken sie nicht, wenn sie etwas durchsetzen will. Solche Emotionen regen sie vielmehr an. Und sie weiß auch, daß sie einen längeren Atem hat als der Mann, daß aus häuslichen Kriegen schließlich doch immer sie als Siegerin hervorgehen wird, eben weil sie den längeren Atem hat. Jeden Mann zermorschen und zermürben häusliche Scenen. Die Frau bleibt ganz munter dabei. Und das erklärt, warum Männer sich so gänzlich von ihren Frauen beherrschen lassen, — sogar von den ungeliebten oder nicht mehr geliebten.

Aber laß deinen Freund in seiner Lage. Versuche nicht, Einsamer, einzugreifen. Es ist immer umsonst. Ist die Benebelung des Zweisamen so groß, daß ihm jedes Urteil über das Weib, mit dem er haust, fehlt, dann wirst du ihn nicht sehend und klarsehend machen. Und fühlt er heimlich seine Erniedrigung und Abhängigkeit, dann wird er dir dafür, daß du an seine geheime Wunde greifst, keinen Dank wissen. Trachte vielmehr, blind zu scheinen, und menge dich nicht in Dinge, die du nicht und niemand ändern wird. Ueberlaß ihn seinem Schicksal. Es ist das Schicksal der meisten Männer. Und wenn du seine Wahl im großen und ganzen billigen kannst, dann wünsche ihm in deinem Herzen Glück dazu. Der Zufall ist ihm dann eben hold gewesen: denn nicht die edlen menschlichen Eigenschaften sind es, die des Mannes Liebe erwecken. Wenn ein Weib solche Eigenschaften zufällig besitzt, dann ist es ja gut für den Mann, der sie erwählt hat: doch die Liebe hat damit nichts zu schaffen.

Und vor allem, Einsamer, gehe den Zweisamen aus dem Wege. Bemühe dich wenigstens, sie nicht zu viel zu lieben. Halte dir immer vor, daß sie dich nicht brauchen und dich, wenn du heute aus ihrem Leben schwindest, morgen vergessen haben werden. Und begnüge dich, wenn du nun einmal an einem Zweisamen hängst und nur mit Schmerzen von ihm lassen könntest, mit einem sehr bescheidenen Platz in seinem Leben und Herzen.

Am besten freilich wäre es, du suchtest nach Einsamen. Nicht nach den egoistisch Einsamen, die einsam blieben, weil sie es am angenehmsten finden, sich selbst zu leben: solche sind widerwärtig und für wahre Freundschaft vom

Grund aus verdorben. Nein: suche nach Einsamen, die, wie du, ohne ihre Schuld einsam geblieben sind, weil sie ihr Liebstes entweder nicht gefunden oder es — durch das Leben oder den Tod — verloren haben. Bei solchen wirst du Freundschaft finden und Dankbarkeit, wenn du selbst ihnen Freundschaft giebst. Du wirst ihnen nicht alles, nicht das Höchste sein können, aber doch etwas; viel sogar, wenn ihr euch versteht. Und die Einsamen verstehen einander gewöhnlich nicht schwer, da alle an demselben Leide tragen: an ihrer Einsamkeit.

Den Zweisamen aber gehe aus dem Wege. Das heißt: verkehre mit ihnen, ohne sie in dein Herz eindringen zu lassen. Da haben sie nichts zu suchen, denn sie brauchen dich nicht. Es giebt eine unglückliche Freundschaft, wie es eine unglückliche Liebe giebt. Und solche Freundschaft thut gerade den Einsamen am meisten weh. Du hast schon im Höchsten und Wichtigsten Schiffbruch gelitten: sei behutsam im Verschenken deiner Freundschaft und wirf sie nicht an Menschen weg, die nichts oder doch nur wenig mit ihr anzufangen wissen. Und wenn du es durchaus nicht lassen kannst, gerade einem Zweisamen deine Freundschaft aufdrängen zu wollen, dann wirst du eben auch in dieser nicht begehrten Liebe bleiben, was du sonst in deinem Leben bist: ein Einsamer.

Emil Marriot.



Der Neger im amerikanischen Schrifttum.

Als passives Element gehört der Neger zur traditionellen Staffage amerikanischer Litteratur und Kunst; aber seine Stellung hat sich im Laufe der Zeit wesentlich verändert. Vor Abschaffung der Sklaverei ein Gegenstand menschlichen Mitleids, ist der freie Neger von heute ein interessantes Studienobjekt. Joel Chandler Harris' „Uncle Remus ist in seiner Art ebenso unvergänglich wie Harriet Beecher-Stowe's „Uncle Tom“, aber es liegen vier Jahrzehnte zwischen diesen beiden prächtigen Gestalten, und diese brachten den Bürgerkrieg, die Emanzipation und die Anpassung an die ungewohnte Freiheit. Uncle Tom appellierte an unsere Humanität; Uncle Remus giebt dem Folkloristen und Kulturhistoriker zu denken. Seit aber im vorigen Jahre das im Pariser Salon ausgestellte Gemälde des „färbigen“ Künstlers Henry O. Tanner, „Die Wiedererweckung des Lazarus“, von der französischen Regierung für die Luxembourg-Gallerie angekauft wurde, wird der aktiven Teilnahme des amerikanischen Negers am nationalen Geistesleben im allgemeinen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und man stößt dabei auf einen merkwürdigen Widerspruch. Während die durch den Bürgerkrieg keineswegs ausgelöschten Vorurteile der Weißen der Südstaaten sich in Versuchen, das Stimmrecht der Neger zu beschränken, äußern und manchmal sogar zu sehr peinlichen Vorgängen führen, erfreut sich der Autor schwarzer Hautfarbe oder schwarzer Herkunft in der amerikanischen Presse der wärmsten Ermunterung.

Die Rasse debütierte früh genug in der amerikanischen Litteratur und es ist bezeichnend, daß das erste Erzeugnis dieser Art aus dem Staate kam, welcher

der Abolitionsbewegung ihre fähigsten und begeistertsten Kämpfer geliefert hat. Von der Massachussettsnegerin Phillis Wheatly erschien 1773 in England ein Band Gedichte, die nur noch in vereinzelten Exemplaren vorhanden sein mögen, aber von allen Autoritäten erwähnt werden. Es dauerte lange, ehe ein anderer Autor derselben Rasse im amerikanischen Schrifttum auftauchte; und mit ihm begann die heutige Negerlitteratur, wenn von solcher die Rede sein kann, denn sie ist vorwiegend eine Litteratur der Propaganda pro domo. Im Jahre 1817 als Sklave in Maryland geboren, gelang es Frederick Douglas in den dreißiger Jahren nach dem Norden zu entkommen, wo er sich aus eigener Kraft heranbildete und der Abolitionsbewegung durch seine glänzende Rednergabe wertvolle Dienste leistete. Allmählich entwickelte sich Douglas, der am Anfange nur über die dramatische Anschaulichkeit und den Bilderreichtum seiner Rasse verfügt hatte, zu einem gewandten Stilisten, so daß seine autobiographischen Schriften neben dem menschlichen auch litterarischen Wert beanspruchen. Er war der erste der Schriftsteller schwarzer Herkunft in diesem Lande, welche seitdem die Sache ihrer Rasse in mehr oder weniger tendenziöser Weise verfechten. Denn auch die Thätigkeit Archibald Henry Grimke's hängt noch unmittelbar mit der Abolitionsbewegung zusammen; ist doch dieser in den vierziger Jahren in Süd-Karolina geborene Autor, der sich in Massachussetts eine ansehnliche Rechtspraxis erworben hatte, der Verfasser vortrefflicher Biographien von Wendell Phillips, Charles Sumner und William Lloyd Garrison. Als Autoritäten in der Geschichte des amerikanischen Negers gelten George Washington Williams, der Verfasser einer interessanten Abhandlung über die Rekonstruktion der Sezessionsstaaten, und der an der Universität von Pennsylvanien als Professor der Soziologie thätige William Edward Burghardt Du Bois, der eine Geschichte der Sklaveneinfuhr in den Vereinigten Staaten geschrieben hat.

Daß mit der Abschaffung der Sklaverei die Negerfrage nicht gelöst war, sahen die intelligenten Vertreter der Rasse bald genug ein. Sie konnten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Durchschnittsneger der ihm plötzlich gewordenen Freiheit unwert war, daß er mit ihr nichts anzufangen wußte, daß die Emanzipation auf die keineswegs zur Selbständigkeit erzogene Masse der Schwarzen der Südstaaten weniger als ein Segen, denn als eine Kalamität hereinbrach. Der fleißigste und begabteste Agitator in dieser Sache ist Booker T. Washington, den William Dean Howell unlängst einen exemplarischen Bürger genannt hat — eine Bemerkung, die nicht ganz unbeanstandet blieb, da Howells anerkennende Haltung neuen litterarischen Erscheinungen gegenüber ihm vielfach Vorwürfe zugezogen hat. Das Lob bezog sich freilich nur auf den Menschen und Bürger Booker T. Washington, und seine Persönlichkeit rechtfertigt es. Er kam als Sohn einer Sklavin auf einer Plantage in Virginien zur Welt — wann, weiß er nicht zu sagen, denn über die Geburt von Negerkindern wurden keine Listen geführt, selbst wenn sie, wie er, einen weißen Vater hatten. Nach Aufhebung der Sklaverei ging er mit der Mutter nach West-Virginien und arbeitete in Salz- und Kohlenwerken, eignete sich aber nebenbei die ersten dürftigsten Elementarkenntnisse an. Da hörte er vom Hampton-Institut, der ersten Fortbildungsanstalt für Neger, und beschloß der Segnungen derselben teilhaftig zu werden. Völlig mittellos machte er sich auf den Weg, marschierte teils zu Fuß, teils verdiente er sich durch Dienstleistungen genug, um hie und da eine Strecke

fahren zu können, und kam endlich zerlumpt, mit 50 Cents in der Tasche, an. Die Leiter der Anstalt waren an solche Erscheinungen gewöhnt, bezahlten doch die meisten Zöglinge ihren Unterricht durch Arbeitsleistungen. So war denn die Aufnahmeprüfung, der sich Booker Washington unterziehen mußte, sehr einfacher Art: man gab ihm Besen und Staubtuch und ließ ihn allein. Er säuberte das Zimmer gründlich, und als die Lehrerin zurückkehrte und die Staubprobe machte, wurde er der Aufnahme würdig gefunden.

Nachdem er den Kursus in Hampton beendigt, arbeitete er eine Zeit lang als Kellner in Saratoga; allein sein Sinn stand danach, seiner Rasse Lehrer und Führer zu werden. Bald fand er eine Anstellung in einer Schule für Farbige in Malden und nach dreijähriger Thätigkeit daselbst besuchte er das Wayland-Seminar in Washington. Nach Beendigung dieses Studienkurses wurde er im Hampton-Institut als Lehrer angestellt, und als sich nach einigen Jahren das dringende Bedürfnis fühlbar machte, mitten im sogenannten schwarzen Gürtel des Südens, in Alabama, eine Schule von der Art des Hampton-Instituts zu gründen, wurde er zu deren Leiter ausersehen. Seit jener Zeit ist Booker Washington unermüdlich im Interesse des Tuskegee-Instituts thätig, das ursprünglich aus einer verfallenen Kirche und einer armseligen Hütte bestand und heute ein Areal von 700 Ackern umfaßt, und nicht nur von den Negern des Südens als ihr Mekka, sondern von ehemaligen Sklavenhaltern als soziale Macht anerkannt wird. Denn diese Hochschule für Farbige ist zugleich eine Ackerbau- und Handfertigkeitsschule; sie ist eine Vorbereitungsschule für die verschiedenartigsten Gewerbe und für das Handelsfach; sie erzieht ihre Zöglinge für das Leben, von dem ihre Eltern, als ihnen die Freiheit wurde, verzweifelt wenig gewußt hatten.

Booker Washingtons Enthusiasmus für diese Sache hat der Anstalt in weitesten Kreisen Freunde gewonnen. Als er vor einigen Jahren eine Massenversammlung in New-York berief, um die bemittelten Amerikaner zur finanziellen Unterstützung des Unternehmens anzuregen, führte Karl Schurz den Vorsitz, und unter den Rednern befanden sich einige der hervorragendsten Männer des Landes. Booker Washington ist selbst ein erfolgreicher Redner, und seine Vorträge sind, obgleich dem theatralischen Instinkt der Rasse gemäß sehr melodramatisch gefärbt und mit einem überreichen Aufwand an Pathos ausgestattet, im wesentlichen sehr klar und sachlich. Vor kurzem erst hat er in einer Konvention farbiger Geschäftsleute, zu der 30 Staaten nach Chicago Delegierte gesandt hatten, folgende für seinen praktischen Sinn sprechende Bemerkungen gemacht: „Als Rasse müssen wir mehr und mehr lernen, daß die Meinung, welche die Welt von uns hegt, weniger durch das beeinflußt wird, was wir oder was andere von uns sagen, als von aktuellen, greifbaren, sichtbaren Resultaten. Das Beispiel eines ehrlichen Negers, der sich in irgend einer Gemeinde, in einem Gewerbe oder als Kaufmann auszeichnet, ist hundert Reden wert, in denen die Gelegenheit des Fortbildens und Fortkommens für die Rasse gefordert wird. Im Süden, wie überall, wird der Neger, welcher etwas kann und etwas besitzt, von beiden Rassen geachtet. Der Gemeinde, in welcher wir leben, nützlich zu sein, das ist unser dauerndster und mächtigster Schutz." Solche Reden haben den Boden für seine Bücher vorbereitet, Bücher, die auch der Propaganda dienen, sich sonst schwerlich der Beachtung erfreut hätten. In „The Future of the American

Negro" schildert er die Mission der Anstalt in Tuskegee, nimmt seine Stammesgenossen gegen die Verleumdungen in Schutz, denen sie ausgesetzt sind, sobald irgendwo ein Schwarzer ein Verbrechen begeht, bringt statistisches Material zu ihrer Verteidigung herbei und knüpft kühne Zukunftsschlüsse an das Erziehungswerk von Hampton und Tuskegee. „Up from Slavery" ist eine Selbstbiographie. In beiden Werken zeigt er sich in der Behandlung komplizierter Rasseprobleme zwar nicht als gründlicher Forscher, aber als ernster Denker, und sie sind lebendig und fesselnd geschrieben.

Aber dem uneigennützigen Wirken des Gründers von Tuskegee ist ein ungünstiges Urteil von einem Rassegenossen nicht erspart geblieben. William Hannibal Thomas, der Verfasser des umfangreichen Werkes „The American Negro", ist ebensosehr Pessimist wie Booker Washington Optimist ist. Auch ihm mag das Wohl seiner Rasse am Herzen liegen, und es ist kaum anzunehmen, daß sein Buch unedlen Motiven entsprungen ist. Aber Thomas hat als Freigeborner, gesuchter Rechtsanwalt und ehemaliges Mitglied der Gesetzgebung von Süd-Karolina im Verkehr mit Weißen viele Berührungspunkte mit jenen Elementen gewonnen, die im Neger noch immer ein unmündiges, seiner Freiheit und seines Bürgerrechtes unwürdiges Geschöpf sehen. Er zieht die Neger Westindiens zum Vergleich herbei, die nach einem halben Jahrhundert der Freiheit noch keine Beweise intellektueller Entwicklungsfähigkeit dargebracht hätten; in Bezug auf die von Schwarzen verübten Verbrechen stimmt sein Urteil auffallend mit dem Zeugnis weißer Bewohner des Südens überein und widerspricht direkt den statistischen Angaben Booker Washingtons. Der Ton, in dem er sein überaus ungünstiges Urteil über seine Stammesbrüder fällt, ist ein so unheimlich nüchterner, daß die Kritik das Buch nichts weniger denn freundlich aufgenommen und den Repliken zur Abwehr auffallend viel Raum gegönnt hat. Eine der schärfsten derselben wurde Thomas von einem Rechtskollegen zu teil, der zwar nur ein winziges Bruchteil schwarzen Blutes in seinen Adern hat, aber stets warm für seine Rasse eintritt, obgleich seine Schriften sonst nicht zur Propagandalitteratur der Schwarzen gehören.

Charles W. Chesnutt wurde 1858 in Cleveland geboren, aber als die Familie nach Beendigung des Bürgerkrieges in ihre Heimat in Nord-Karolina zurückkehrte, dort erzogen. Sein Lehrer war einer der ersten Philantropen und Pädagogen, die sich der Erziehung der Schwarzen widmeten, und Chesnutt wurde später sein Nachfolger. Allein er vertauschte das Lehrfach mit dem Journalismus und arbeitete eine Zeit lang in New-York. Dann wurde er Stenograph in Cleveland, studierte nebenbei die Rechte und wurde zur Praxis zugelassen. Er schrieb von Zeit zu Zeit Erzählungen, veröffentlichte aber wenig, denn er hoffte, sich einmal ganz der Schriftstellerei widmen zu können. Dies Ziel erreichte er, als vor einigen Jahren die gediegene Monatsschrift „Atlantic Monthly" seine Novelle „The Wife of His Youth" zum Abdruck brachte. Er ist ein sympathischer Schilderer der eigentümlichen Verhältnisse, welche die Rekonstruktion im Süden hervorgebracht hat, und ein feinfühliger Zeichner von Negercharakteren. Besonders erfolgreich ist er in der Behandlung der zahlreichen, eigentümlichen Typen, die sich aus Rassenmischung ergeben, und in der dramatischen Gestaltung der Konflikte, an denen das Leben dieser durch das Rassenvorurteil gesellschaftlich geächteten Kinder des Südens überreich ist. Die er-

wähnte Erzählung, sowie „The Conjure Woman“ und der Roman „The House behind the Cedars“ erinnern in ihrer Manier an den Meister der Novelle der Südstaaten, George W. Cable, der wohl zuerst auf dieses reiche Stoffgebiet hingewiesen hat.

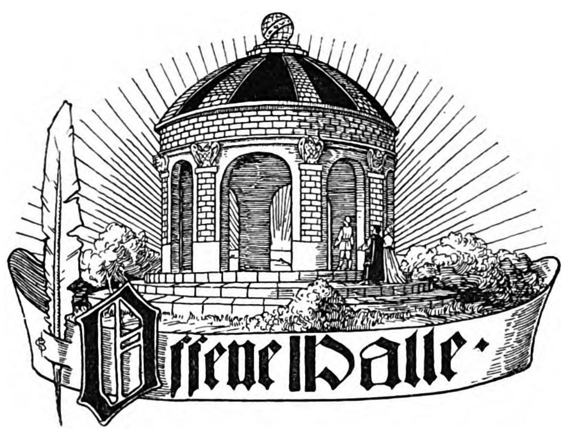
Chesnutt hat einen jüngeren Landsmann, Paul Laurence Dunbar, der zwar 14 Jahre später geboren wurde und die schwüle Atmosphäre der Abolitionsperiode nicht geatmet hat, aber seinem Rassenbewußtsein so warm Ausdruck giebt, wie nur irgend einer der schwarzen Tendenzschriftsteller. Harris ausgenommen, dessen „Uncle Remus“ klassisch ist, giebt es wenige weiße Autoren, die das Leben der Schwarzen in den Südstaaten mit solcher rührenden, anspruchslosen Volkseigentümlichkeit zu schildern verständen', wie er in seinen „Folks from Dixie“. In seinem Roman „The Fanatics“ hat er eine Phase des Bürgerkrieges zur Darstellung gebracht, die bis jetzt von der Belletristik nicht beachtet worden ist — die Kluft, die zwischen den Schwarzen des Nordens und denen des Südens bestand und in seinem Heimatstaate Ohio sich in unglaublichen Rohheiten gegen die Flüchtlinge aus dem Süden äußerte. Allein der Schwerpunkt seiner litterarischen Thätigkeit liegt in seinen Dichtungen „Lyrics of Lowly Life“ und „Lyrics of the Hearthside“. Da ist echter poetischer Instinkt, Stimmung und Wohllaut. Häufig trifft er den Volkston und man glaubt das Stammeln eines tiefreligiösen Naturvolkes zu vernehmen. Besonders charakteristisch ist in seiner Einfachheit das Dialektgedicht „A Death Song“. Da bittet ein Sterbender, man möchte ihn unter den Weiden betten, in deren Zweigen das Schlummerlied sänge: „Schlaf, mein Lieb, und ruh' dich endlich aus.“ Auch möchte er dem Teiche nahe sein, aus dem die Vögel im Frühling tränken und durch den die Kinder auf dem Weg zur Schule wateten; und am Wegesrand wünscht er sich sein Grab, daß er den Stimmen auf der Landstraße lauschen könne, denn wenn den Schultern die Last entsänke, wäre der Seele am wohlsten unter Dingen, die ihr vertraut sind. In solchen kleinen anspruchslosen Liedern bringt Dunbar die kindliche Naivetät, die fromme Zuversicht und das warme Gemüt seiner Rasse zum schönsten Ausdruck. Eine individuelle Form hat er bis jetzt nicht gefunden, aber ein innerer Zug der Rasseneigentümlichkeit läßt sich nicht verleugnen.

So schreiten die einzelnen begabten Ausnahmenaturen unter den Schwarzen der Vereinigten Staaten unbeirrt fort und arbeiten an ihrer geistigen Weiterentwicklung, während ihrer Brüder Kulturfähigkeit in Presse und Gesetzgebung eine offene Streitfrage bildet und wohl noch auf lange Zeit hinaus bilden wird.

A. von Ende, New-York.







Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ein Sonntagsmorgen und die „Tendenz“ des Türmers.

Ein Gemisch von Finsternis und Licht — Morgengrauen. Kein Hauch bewegt Blätter und Blüten, nirgends Laute des Kampfes, der Lust oder des Leides, Friede, tiefer Friede. Die Seele kann allein sein und für sich selbst schaffen, steht nicht unter dem Banne materieller Begierden und Notwendigkeiten.

Allein! Und da ist sie auch schon wieder, die liebe Gesellschaft der Einsamen. Farbenprächtige Märchengestalten tauchen auf, plaudern von heiteren und traurigen Dingen, vollbringen übermütige und ernste Thaten und freuen sich, wenn ein Schein von Jugendglück über die gefurchten Züge des graubärtigen Träumers huscht. Altes Glück der Einsamkeit, immer noch so jugendfrisch und beseligend, wie einst dem Kinde am Meeresstrande.

Das Licht siegt, das Leben beginnt. Ein Vöglein zwitschert verschlafen, ein anderes antwortet, bald jubeln überall Chöre gefiederter Sänger der Sonne entgegen. Leicht neigen sich die Gipfel der Bäume, als nickten sie Beifall.

Und da ist auch schon einer der strolchigen Straßenjungen der Vogelwelt! Keck hüpft er in der Fensteröffnung umher, so nahe, daß man ihn greifen könnte. Der Bengel weiß schon, daß ihm hier nichts zu leide geschieht und obendrein die Brotkrumen niemals fehlen. Kaum ist der Hunger gestillt, will er eine Rolle spielen. Er macht rücklings seine Verbeugungen und fliegt dankzwitschernd davon. Dort sitzt er inmitten seiner Sippe, schwatzt prahlerisch von seinem Einfluß auf die Menschen, läßt sich bewundern und — hat sich nun um die Brotkrumen zu schlagen, die er hätte ungestört allein genießen können. So geht's, Spätzlein!

Menschenstimmen! Großstadtleute ziehen geputzt des Weges, singen zotige Lieder und schwätzen, schwätzen, schwätzen! Das und deine Märchenwelt? Hinaus, wo keine gepflasterten Straßen sind, wohin die feinen und praktischen Menschen sich nicht verirren, wo du allein sein kannst mit deinem Gotte.

Ein Blick umfaßt Milliarden Formen und Farben. Baum, Busch und Wiese leuchten in unendlicher Mannigfaltigkeit und klingen doch zusammen zu einer einzigen wundersamen Persönlichkeit. Und der Mensch müht sich ab vor den einzelnen Dingen, beschreibt sie peinlich genau in ihrem Werden und Vergehen und beruhigt sich vor der großen Frage des Ursprungs mit der weisen Lehre von dem großen Nebelball, der sich verdichtete und verdichtete, bis er ein Erdball war und endlich die Wunder der Pflanzen- und Tierwelt und den weisen, ach! so weisen Menschen hervorbrachte. Der Mensch, dies Stäubchen auf einem Staubkorn, der Mensch liebt und haßt, fühlt Leid und Freude, lenkt durch seine Gedanken und Empfindungen sich und andere, läßt Gutes und Böses werden und hat sogar eine Kunst, ist aber so weise, sich und alle Wunder des Alls auf ein Zufallsspiel der Atome zurückzuführen, — dies Stäubchen auf einem Staubkorn hat eine Welt von Empfindungen in sich und läßt die Unendlichkeit willenlos und gefühllos sein! So weise, so weise!

Ein Glockenton! Mächtiger und dringender rauscht das Geläute durch die Lüfte. Es klingt wie eine Bitte, das bohrende und nutzlose Grübeln zu lassen, auf das Gewissen zu hören, ins Gotteshaus zu eilen, der Offenbarung zu lauschen und wieder Kind zu sein, Kind des allmächtigen und allgütigen Gottes, dessen Liebe so viel größer ist als die Unendlichkeit gegenüber dem Atom Mensch. — —

Schon ist der Träumer auf dem Wege zur Kirche, da — überreicht ihm der Briefträger mit den Postsachen die Alltäglichkeit. Keine lieben Schriftzüge sind darunter. Und — aber was ist denn das? — Da steht geschrieben: „daß der ‚Türmer‘ dem Muckertum zusteuert, habe ich längst bemerkt, jetzt ist er mitten drinnen. Solch ein Unsinn!“ — —

„Es wird mein schönster Traum zu nichte!“ Was ich schreiben wollte, den längst versprochenen litterarischen Beitrag für den „Türmer“, das kann ich nun nicht mehr, wenigstens nicht, wie ich dachte; aber von dem Muckertum und den sonstigen *Tendenzen* des „Türmers“ will ich sprechen.

* * *

Die Zeit der Sinnigkeit ist dahin, wir leben im Zeichen der rechnenden Gedanken. Kleine Realpolitik, große Geschäfte. Das Volk ist aufgeklärt und mündig. Das ist die Hauptsache. Damit das Volk sich dessen stets bewußt sei, wird täglich ein ganzer Wald papierner Blätter erzeugt und bis in die entferntesten Dörfer verstreut. Wie die Blätter der Bäume alle verschieden sind, so auch die der Druckpressen. Keins ist dem andern gleich, jedes hat seine eigene Richtung und Wahrheit.

Im aufgeklärten und mündigen Volke giebt es aber doch auch wunderliche Schwärmer, denen bei den vielen Wahrheiten bange wird um die Wahrheit, bei den vielen Tendenzen um die Tendenz, auf jede Weise an der Veredelung der Menschheit zu arbeiten.

Ist dies das Ziel aller ernsten Litteratur, so handelt es sich nur noch darum, mit welchen Mitteln es erstrebt werden muß. Und darauf kann es doch nur eine Antwort geben: mit den Mitteln *Wahrheit* und *Schönheit*.

Hat der „Türmer“ das Ziel und arbeitet er mit diesen Mitteln?

Ich sehe den alten Türmer vor mir sitzen, als unser „Türmer“ noch Idee war. Wir armen Erdenkinder sollen Gott suchen, die Wahrheit suchen, die Schön-

heit suchen, so etwas sagte er einst zu mir. Finden sollen und werden wir sie in der Vollkommenheit nicht auf dieser Erde. Darum kommt es auf das Suchen an, auf das ehrliche Streben, unserm Gotte und der Wahrheit und Schönheit näher zu rücken. Ernst schaute er in die Welt, nachdem er ähnlich zu mir gesprochen hatte, und teilte mir im Vertrauen mit, er beschäftige sich mit den Vorarbeiten zur Herausgabe einer Monatsschrift. Sie solle auf dem Boden der göttlichen Weltanschauung stehen, unerschütterlich fest, unabhängig sein von den vielen Tendenzen unserer Zeit, unabhängig von Personen, unabhängig von irgendwelcher Partei oder Schulrichtung. Der armselige Verstand werde zu sehr überschätzt in unserer Zeit, das Gemüt vernachlässigt. Er werde dies voranstellen, schon im Titel der Zeitschrift, die „Der Türmer“ heißen solle.

Er möge mir nicht böse sein, der alte Türmer, wenn ich aus der Schule plaudere; aber ich kann diese Thatsache nicht verschweigen, wenn ich von der Tendenz des „Türmers“ spreche.

Kaum war „Der Türmer“ erschienen, wurde ich von allen Seiten befragt, schriftlich und mündlich, welche „Tendenz“ er denn eigentlich habe. Selbst Schriftsteller von Bedeutung suchten darin die Richtung auf eine Zeitfrage. So ungewohnt ist selbst Männern von Bedeutung der Gedanke geworden, eine Zeitschrift könne unabhängig davon sein und sich den großen Fragen der Menschheit zuwenden wollen.

Und was ist seitdem unserm „Türmer“ nicht von den verschiedensten Seiten untergeschoben und vorgeworfen worden! Wie ich schon erzählte, giebt es Menschen, die ihn des Muckertums beschuldigen. Gemeint ist die göttliche Weltanschauung. Trotzdem glauben manche Leute Atheismus in ihm entdeckt zu haben. Es giebt überhaupt nichts, was im Türmer nicht schon gesucht und gefunden worden wäre. Ich habe es oft mit meinen eigenen Ohren gehört, wie ihm katholische und orthodox- oder liberal-protestantische Neigungen, reaktionäre und sozialdemokratische Anwandlungen, naturalistische und romantische Tendenzen nachgesagt wurden. Alles, aber auch alles ist unserm „Türmer“ zum Vorwurf gemacht worden, nichts ist ihm erspart geblieben. Freilich, fragte ich die Kritiker, auf welche konkreten Fälle sie ihr Urteil stützten, dann gerieten sie meist in einige Verlegenheit, bezogen sich auf einen einzelnen Beitrag, auf den Verfassernamen oder gar auf die — Ueberschrift (!) irgend eines Artikels, aus denen sie die gefährliche „Tendenz“ herausgewittert hatten. Eigentliche Leser des Türmers waren es nicht, meist nur Mitläufer, die ihre Nase nur soweit in den Türmer steckten, als sie für notwendig hielten, um über ihn mitsprechen und „urteilen“ zu können. Sie kannten ihn gerade genug, um instinktiv zu empfinden, daß er nicht ihren „Tendenzen“ huldigte, und so mußte er natürlich — denn das war doch „selbstverständlich“! — irgend welche anderen, entgegengesetzten „Tendenzen“ verfolgen!

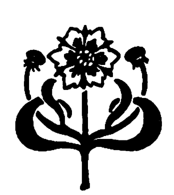
Aber ich meine, das ist gut so. Denn in den Widersprüchen der Angriffe liegt der Beweis von deren Grundlosigkeit.

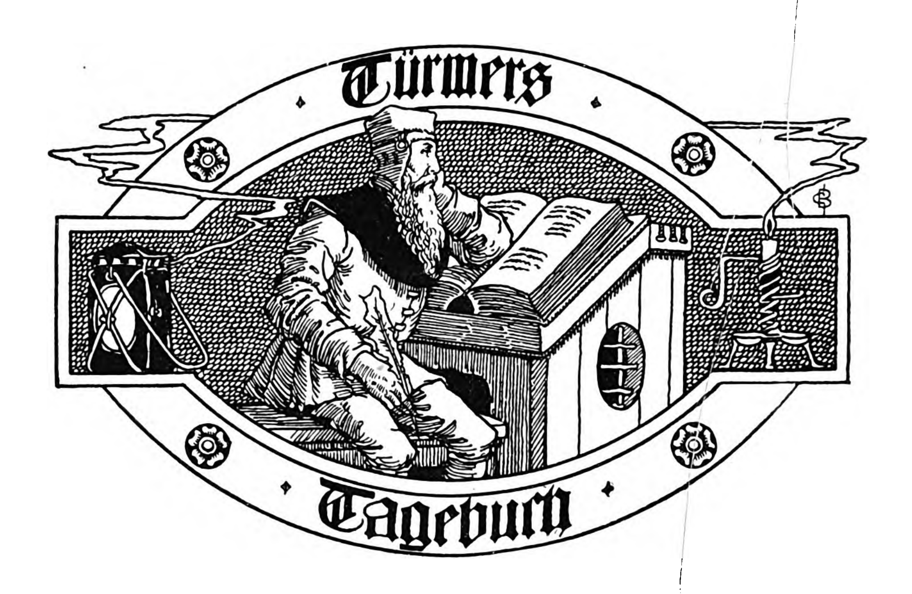
Braucht somit „Der Türmer“ seiner litterarischen Arbeit wegen wahrlich nicht verteidigt zu werden, so ist es doch unsäglich traurig, daß sogar viele „Autoritäten“ dem traurigen Geschäft der „Tendenzriecherei“ obliegen. Das ist der Fluch des Spezialisierens. Es giebt der Spezialisten so viele, daß es auffällt, wenn einer den Blick auf das Ganze richtet, auf den einen Gott, die eine Wahrheit, die eine Schönheit.

Da fällt mir ein, was Lienhard — das ist so ein Schriftsteller nach meinem Herzen — in einem seiner Gedichte etwa sagt: die Menschheit werde mit der sozialpolitischen und wissenschaftlichen Phrase dem Teufel zugetrieben. Wahrlich, das ist so. Gewiß, die Wissenschaft muß frei sein, der Forschung dürfen keine Schranken gesetzt werden. Aber sie soll ihre Autorität auf das beschränken, was bewiesen ist. Geht sie weiter, so ist sie eben unwissenschaftlich. Und da bewiesen ist, daß die Menschheit den großen Fragen, besonders der Frage des Seins, noch immer ganz ohnmächtig gegenübersteht, so liegt es sowohl im Interesse der Wissenschaft selbst, wie es für den inneren Frieden der Menschen durchaus notwendig ist, daß der pseudo-wissenschaftliche Größenwahn bekämpft, die Menschheit wieder dazu angehalten werde, Gott zu suchen. Das hat „Der Türmer“ immer offen und ehrlich gethan. Und dabei war er immer ebenso frei vom Muckertum, wie von jeder anderen Richtung. Er wäre verloren, wenn er sich auch nur um Haaresbreite von den „Tendenzriechern“ beeinflussen ließe. Möge er bleiben, wie er ist, wie ich und viele andere ihn lieben und ihm treu bleiben werden.

Ich meinte, es könnte für den „Türmer“ und seine Gemeinde nur nützlich sein, wenn einmal über seine „Tendenz“ gesprochen würde. Darum schrieb ich diese Zeilen. Ich bitte ihn, sie für die „Offene Halle“ zu verwerten. Vielleicht geben sie auch den Empfindungen und Erfahrungen anderer Ausdruck.

Friedenau, September 1901. **August Flemming.**





Vom Prinzen, der nicht rutschen wollte. — „Patriotismus" ohne Hemde. — Militärische Gerichtsbarkeit. — Standesehre. — Christentum und Aufklärung. — Alte und neue Kultur.

Man hat uns Deutschen früher manche Schmach angethan, hat unsere Schwächen ausgenützt, um uns den Fuß auf den Nacken zu setzen, aber man hat uns doch immer für ein ernsthaftes Volk gehalten, das zu allem anderen mehr veranlagt sei, als zum Komödienspielen. Hinter dem Hohn und Haß, den man gegen uns zur Schau trug, barg sich die Furcht vor dem geblendeten, verblendeten Riesen, der sich nur seiner Kraft bewußt zu werden brauchte, um seine Ketten zu sprengen und die Welt zu erschüttern. Man wußte: dieses Volk macht keine leeren Worte, es ist ihm bitter, lächerlich ernst mit allem, was es sagt und singt. Und als wir dann unser Haus gesäubert und befestigt, dem dreisten Nachbar den Stuhl vor die Thür gesetzt hatten, da schwand auch der Spott und nur Haß und Neid blieben übrig, die ja das Schicksal aller Starken sind. Aber wir machten auch da keine großen Worte, wir überhoben uns nicht im Siege und wir forderten nicht um Haaresbreite mehr, als wir zu erreichen und festzuhalten berechtigt und im stande waren. Im Innern erlaubten wir uns manche knabenhafte Ausschreitung, nach außen blieben wir still und stolz. Und wenn die Nachbarn ihren Gefühlen gar zu freien Lauf und liebgewohnte Gelüste wieder aufleben ließen, dann genügte das Dräuen von ein paar buschigen Brauen, um sie an die veränderte Sachlage zu erinnern. Und wenn es schon gar nicht anders ging, dann fielen ein paar

abgezählte und =gewogene wuchtige Worte aus einem mächtigen Munde, und das geifernde Gezücht verkroch sich ins Mauseloch: — „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt."

Das scheint nun anders werden zu wollen. In unser öffentliches Gebaren ist ein operettenhafter Zug hineingekommen, der uns bisher völlig fremd gewesen ist. Was wir an unseren westlichen Nachbarn immer so lächerlich, wenn nicht verächtlich fanden, das Renommieren und Bramarbasieren, die Phrase und die Pose, das haben wir über Nacht mit geradezu affenartiger Geschwindigkeit erlernt. Was wir alles thun können und wollen und werden, dafür reicht bald die ehrliche deutsche Sprache nicht mehr aus; was wir in der That erreichen, das verbirgt sich den Blicken gewöhnlicher Staubgeborener, das muß blind geglaubt werden mit einem Glauben, der Berge versetzt. Auf jeden Schritt vorwärts weichen wir mutig drei Schritte zurück. Was gestern eine unumgängliche Notwendigkeit war, von der Ehre und Wohlfahrt des Reiches abhingen, das ist heute eine pure Unmöglichkeit, die ernstlich gar nicht erörtert werden darf. Und es sind die selben Leute, die selben Organe, die uns das eine und das andere versichern, kaltlächelnd, ohne mit der Wimper zu zucken, als sei es das selbstverständlichste Ding von der Welt, daß etwas gleichzeitig schwarz und weiß, gut und schlecht sei.

Hätte die Sache nicht einen so tiefernsten Hintergrund, man könnte aus dem „chinesischen Abenteuer" die lustigste Operette schmieden. Alle Ingredienzen sind gegeben. Da ist der große General, der mit großem Getöse auszieht, die große Stadt zu erobern, und dann die Fahnen — anderer auf ihren Türmen flattern sieht. Dafür kann er natürlich nichts, und daß er einen Posttag zu spät ankommt, ist auch nicht eigentlich das Komische. Diese Wirkung wird erst ausgelöst durch den schreienden Kontrast zwischen dem welterschütternden Ausmarsch und dem kleinlauten Abzuge. Die Maus ist nicht deshalb lächerlich, weil sie klein ist, sondern weil die mächtigen Berge gekreist haben, um das winzige Wesen an den Tag zu fördern. Da ist weiter der listig lächelnde bezopfte Intrigant, der alle die klugen Träger einer „überlegenen Kultur", an der Spitze den großen General, der ihm einen grausigen Schrecken für „tausend Jahre" einjagen sollte und wollte und möchte, so lange an der Nase herumführt, bis sie froh sind, mit heiler Haut zu den heimatlichen Penaten zurückkehren zu dürfen, fluchend über die bodenlose Gemeinheit des falschen Sohnes der Mitte, der höhnisch hinter ihnen her grinst. Da ist endlich der famose „Sühneprinz", der plötzlich an der Grenze des schrecklich erzürnten großmächtigen Reiches seekrank wird, dessen feierlich behelmte und dekorierte Vertreter in sprachloser Verblüffung auf dem Bahnsteig stehen läßt und sich energisch weigert, „Kotau" zu machen, d. h. sich selbst in der gewünschten Weise zu demütigen und sein Gefolge auf dem Boden rutschen zu lassen. Und nun diskutiert das zuschauende Europa in heiterer Spannung Tage lang die Frage, von der laut Versicherung unserer Offiziösen im gegebenen Augenblicke die Ehre und das

Ansehen des Deutschen Reiches abhängen: — „Rutschen sie oder rutschen sie nicht?“ Verwundert und mit heimlichem Neide schüttelt so mancher freigesinnte deutsche Manne in der „Stadt der Intelligenz“ sein Haupt ob der Hartnäckigkeit dieser gelben Brüder: warum wollen sie denn partout nicht rutschen? Ach, wenn er, der freigesinnte deutsche Manne — —! Wie gerne würde er — —! Und noch ganz anderes — —! Und der freigesinnte deutsche Manne begräbt seufzend einen wonnigen Traum in seinem Innern. Und die gelben Brüder rutschen nicht, und es geht auch so, und dieselben Blätter, die Ehre und Ansehen des Reiches für das Rutschen verpfändet hatten, erklären nun plötzlich den bloßen Gedanken für die Ausgeburt einer erregten Phantasie, da es doch lächerlich und eines christlichen Kulturvolkes unwürdig sei, sich nach barbarischer chinesischer Sitte etwas vorrutschen zu lassen. Ja, ein Blatt, das „Berliner Tageblatt“, bekommt es sogar fertig, in einer und derselben Nummer und in dem gleichen Artikel, in dem einen Absatz die ganze Affaire für lächerlich zu erklären, in dem andern aber sie mit sittlicher Entrüstung gegen andere zu rechtfertigen!

Und so endet die Tragikomödie vorläufig mit einem moralischen Erfolge der Chinesen. In heiterster und gehobenster Stimmung haben sie ihre Fahrt nach Potsdam angetreten, nicht als demütige Büßer, sondern im Vollgefühl des eben errungenen Triumphes, als Leute, die sich nichts vorschreiben zu lassen brauchen und die niemandem einen Schritt weiter entgegenkommen, als es der Stolz und die Würde des himmlischen Reiches zulassen, dessen erhabenem Kaiser doch die höchsten Ehren ausschließlich gebühren. Hätte die deutsche Diplomatie die ganze Frage überhaupt nicht angeschnitten, sich von vornherein auf die europäische und christliche Sitte gestellt und das chinesische Ceremoniell als ihrer unwürdig, als unchristlich und verächtlich von sich gewiesen, wären nicht wieder Forderungen aufgestellt worden, die durchzuführen man nicht die Macht hatte, dann hätte die chinesische Sühnefahrt als weithin sichtbare Genugthuung für Deutschland gelten können. So ist sie zu einer bloßen Formalität zusammengeschrumpft, hinter der man die Drähte einer mühsamen und wenig glücklichen diplomatischen Arbeit nur allzu deutlich funktionieren sieht.

Wenigstens hat sich der Empfang des Prinzen durch den Kaiser persönlich in würdigen und den Umständen angemessenen Formen vollzogen. Daß der chinesische Jüngling ohne Sang und Klang wie ein armer Sünder zur Audienz geleitet wurde, daß der Kaiser ihn sitzend mit einer einfachen kurzen Handbewegung begrüßte, sitzend seine tiefen Verbeugungen und die vereinbarten Entschuldigungen entgegennahm und ihm dann eine ziemlich ernstliche „Standrede“ hielt, hat immerhin einen gewissen Eindruck gemacht. Leider wird aber dieser Eindruck in der bösen Welt weniger haften, als die höchst lächerliche, groteske Episode in Basel, aus der wir in der That als die „blamierten Europäer“ hervorgegangen sind. An dieser beschämenden Thatsache vermögen auch die nachträglichen Beschönigungsversuche nichts zu ändern. Möchte man wenig-

stens die entsprechenden Lehren ziehen und sich in Zukunft aller Aspirationen enthalten, durch die man sich einerseits der Grundlagen, auf denen man steht und von denen man ausgegangen ist, begiebt, und die man andererseits nötigenfalls nicht erzwingen kann. Es geht nicht an, im Namen des Christentums und der Kultur die Ausübung antichristlicher und kulturwidriger Bräuche zu verlangen. Solche Widersprüche und Halbheiten, von denen ja leider unsere ganze moderne Kultur durchsetzt ist, müssen auf die Dauer immer an sich selber scheitern.

Und nun ist das den Gesandtenmord büßende China in der Person seines Vertreters durch einen hohen preußischen Orden geehrt worden!

* * *

Ist es nicht auch ein ebenso bezeichnender wie beschämender Widerspruch, wenn man unseren Chinakriegern pomphafte Empfänge bereitet, für äußere Prachtentfaltung zu ihren Ehren keine noch so unsinnigen Ausgaben scheut und dann womöglich gleichzeitig die Mildthätigkeit der Bürger — um ein paar Hemden für eben diese gefeierten und ruhmreichen Krieger angehen muß? Der „Vorwärts“ war in der Lage, das folgende, an verschiedene größere Wäschefabriken gerichtete Schreiben zu veröffentlichen:

„Das Deutsche Hilfskomitee für Ostasien.
Protektorin: Ihre Majestät die Kaiserin und Königin.
Ehrenvorsitzender: Seine königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen.

Telephon Amt IX, Nr. 9236.

Berlin NW. 40, Datum des Poststempels.
Roonstr. 9.

Es sind für die aus Ostasien zurückkehrenden Verwundeten und kranken Kämpfer bei der Entlassung in größerer Anzahl **Hemden** 2c. erforderlich, um die Bedürftigen hiermit zu versehen.

Da Ihr patriotischer Sinn bekannt ist, gestattet sich das Deutsche Hilfskomitee für Ostasien die Anfrage, ob Sie die Güte haben wollen, hierzu durch Ueberweisung einer Anzahl solcher Gegenstände als Liebesgabe beizutragen.

Ihrer diesbezüglichen Antwort mit aufrichtigstem Dank entgegensehend, zeichnet
hochachtungsvoll
Das Deutsche Hilfskomitee für Ostasien.
Das Präsidium
Herzog von Ratibor Vorsitzender.
Emil Selberg Generalsekretär.“

Hat das sozialdemokratische Organ so unrecht, wenn es zu dieser charakteristischen zeitgeschichtlichen Urkunde bemerkt: „Man bereitet prunkvolle Ehrenempfänge und muß schnorren gehen, damit die Kranken des glorreichen Expe-

ditionskorps ein Hemd auf den Leib bekommen. Das chinesische Welt-abenteuer kostet dem deutschen Volke über 250 Millionen, aber ein paar Hemden für die verwundet heimkehrenden Soldaten scheint man nicht zur Verfügung zu haben"?

* * *

In keinem anderen Stande offenbart sich das Widerspruchsvolle unserer christlichen Kultur so schroff und unüberbrückbar, wie im Militärstande. Sein bloßes Dasein ist ein Widerspruch gegen diese Kultur. Der ganze Stand wird für einen Fall erzogen und gebogen, der ein abnormer ist, den wir verwünschen und bis aufs äußerste zu verhüten trachten, der den gewaltsamsten Bruch der göttlichen Gebote und die Vernichtung unabsehbarer Kulturgüter bedeutet. Der Soldat im Frieden ist ein Protest gegen seine ganze Umgebung. Alle anderen Stände leisten positive Arbeit, schaffen positive Werte, nur der Soldat als solcher nicht. Nebenwirkungen, wie z. B. erzieherische, die er etwa hervorbringt, liegen außerhalb seiner eigentlichen Aufgabe. Er wird von der Gesellschaft mit ungeheuren Opfern erhalten gegen die Verpflichtung, sich im gegebenen Falle seinerseits für die Gesellschaft zu opfern. Diese Verpflichtung kann er erst einlösen, wenn der Fall eintritt, bis dahin befindet er sich gewissermaßen in einem Schuldverhältnis zur Gesellschaft, dessen Zinsen er dadurch bestreitet, daß er sich zu seinem Beruf tüchtig macht. Es ist notwendig, sich über dieses Verhältnis klar zu werden, um die gegenseitige Wertschätzung von Bürger und Soldat gerecht und sicher abzugrenzen. Der Soldat ist als solcher ein notwendiges Uebel, genau so wie der Beruf, für den er sich vorbereitet. Es ist hier aber die „Notwendigkeit" nicht minder zu betonen als das „Uebel". Dieses müssen wir als solches erkennen und im Auge behalten, um seine größtmögliche Verringerung und dereinstige Beseitigung anzustreben; jene dürfen wir nicht verkennen, um das Uebel nicht durch noch größere Uebel abzulösen, und um den Anforderungen, die es an uns nun einmal stellt, in unserem eigenen und im Interesse des Vaterlandes ohne Murren und ohne doktrinäre Engherzigkeit gerecht zu werden. Der Soldat als solcher ist ein notwendiges Uebel, er ist dies aber nur ganz generell gesprochen, als Glied in der Kette eines kulturwidrigen Systems, das nicht von ihm, auch nicht von seinen Kameraden, sondern von der ganzen Menschheit verschuldet wird. Der Soldat als ein Individuum, das freiwillig sein Leben für das Vaterland hingiebt, ist kein Uebel, sondern eine Blüte menschlicher Pflichttreue und Opferfreudigkeit.

Ich will auch gar kein Hehl daraus machen: wenn es sein muß, jeden Mann und jeden Groschen für Heer und Flotte. Nur der blanke Aberwitz könnte uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen veranlassen, unsere Wehrkraft zu verringern und uns der Großmut unserer geschätzten Nachbarn zu überliefern. Wir Deutsche sind wahrhaftig nicht dazu da, den anderen Völkern als Schuhputzer zu dienen und nach altem Brauch ihre Händel aus-

zutragen und ihre Kriegskosten zu bezahlen, die Händel und die Kriegskosten, die uns für unsere eigene Freiheit und Wohlfahrt zu teuer waren. Wir wollen gern an unserem Teile dazu mitwirken, daß die Militärlasten und die Kriegsgefahr verringert werden, aber wir wollen dabei als höfliche Leute den Herren Nachbarn gern den Vortritt lassen. Von allen Staaten ist Deutschland, schon infolge seiner geographischen Lage, am wenigsten berufen, mit der „Abrüstung" voranzugehen, wie es andererseits, infolge der friedliebenden und redlichen Sinnesart seiner Bevölkerung, den Frieden am wenigsten bedroht. Wohl können und müssen wir im Verein mit den Besten aller anderen Völker dahin streben, durch allgemeine Verbreitung von Aufklärung und Gesittung der Menschheit das Unwürdige und Thörichte des gegenwärtigen waffenstarrenden Zustandes zum Bewußtsein zu bringen, den praktischen Anfang aber mit einer Aenderung dieses Zustandes zu machen, verbietet uns Deutschen die eiserne Notwendigkeit, die Pflicht der Selbsterhaltung. Es ist leider immer noch an dem, daß ein waffengewaltiges Deutsches Reich auf absehbare Zeit hinaus die sicherste Bürgschaft für den europäischen Frieden bedeutet. Für den „Weltfrieden" kann man leider nicht mehr sagen, nachdem Deutschlands Politik und Ansehen nicht stark genug waren, den Ausrottungskrieg gegen die Burenstaaten zu verhindern, an deren Freiheit und Erhaltung uns doch — nach der offiziellen Erklärung unserer Reichsregierung durch den Staatssekretär Freiherrn von Marschall — so sehr viel gelegen sein mußte.

Also: ein Feind des deutschen Soldaten- oder Offizierstandes ist es wahrlich nicht, der diese Betrachtungen anstellt. Aber eben weil ich ihn gern auf der Höhe seiner Aufgabe sehen möchte, kann ich gewisse Erscheinungen in diesem Stande, wie sie sich in neuester Zeit vor der Oeffentlichkeit enthüllt haben, nur auf das tiefste beklagen. In einem ganz auf Ausnahmeverhältnisse zugeschnittenen Berufe, wie dieser, kann es nicht immer so zugehen wie im normalen bürgerlichen Leben. Da muß manches anders gewertet, manches, was uns als Lappalie erscheint, sehr ernst genommen, manche im bürgerlichen Leben unmögliche Härte geduldet werden. Aber immer müssen doch auch für diesen Stand die großen allgemeinen Gesichtspunkte des Rechtes und der Moral maßgebend bleiben, soll er nicht alle Fühlung mit dem Volke verlieren und von ihm als ein fremder Körper, als ein Pfahl in seinem Fleische empfunden werden. Nun hat aber der Gumbinner Mordprozeß, mehr vielleicht noch in seinen Nebenerscheinungen als in seinen Hauptverhandlungen, Anschauungen zu Tage gefördert, die mit den elementarsten Grundlagen unseres ganzen Staats- und Volkslebens schlechterdings nichts Gemeinsames mehr haben und uns den Blick in eine völlig fremde, aber keineswegs verlockende Welt eröffnen. Schon die Vorgeschichte des Prozesses stellt uns vor ein Rätsel: wie war es möglich, daß der ermordete Rittmeister von Krosigk im Dienste belassen wurde, nachdem er seinen Vorgesetzten längst als grausamer und brutaler Soldatenschinder par excellence bekannt und deshalb auch zu

einer schweren Strafe verurteilt worden war? Aber da erinnern wir uns an einen ähnlichen Fall aus den 60er Jahren. Da durfte in Graudenz ein geistesgestörter Hauptmann so lange linde seines Amtes walten, bis sich schließlich Mannschaften und Unteroffiziere einmütig gegen ihren wahnsinnigen Peiniger erhoben. Die Folge war, daß sie wegen Komplottierens bis zu zwanzigjährigen Festungs- und Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Wegen „Komplottierens" gegen einen Wahnsinnigen! Wie war es möglich, daß der Angeklagte Marten zum Tode verurteilt werden konnte, ohne daß ein zwingender Beweis für seine Schuld erbracht worden war? Und dann nach dem Freispruch die Verhaftung des mitangeklagten Hickel, die ungesetzliche Zusammensetzung des Gerichts, die nachträgliche Maßregelung von militärischen Zeugen, die für den Verurteilten entlastend oder doch nicht belastend ausgesagt hatten? Sogar der „Reichsbote" sagt darüber: „Durch solche nachträglichen Maßregelungen werden die Zeugen beim Militärgericht unter den Druck der Furcht gestellt, in schwere Gewissenskonflikte hineingetrieben und dadurch ihre Glaubwürdigkeit stark beeinträchtigt. Die Angeklagten oder ihre Verteidiger werden Soldaten als Belastungszeugen als befangen wahrscheinlich allgemein zurückweisen. Und wer will es entkräften, wenn gesagt wird: wenn die Unteroffiziere als Zeugen so behandelt werden, so ist anzunehmen, daß auch die Offiziere als Zeugen oder gar als Richter unter einem solchen Druck des Generalkommandos resp. des Gerichtsherrn stehen. Damit wäre aber der Autorität der Militärgerichte der Boden völlig entzogen und ihre ganze Existenz gefährdet."

Und nun die Verteidiger des Verfahrens in der Presse! Wenigstens machen sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Mit erfrischender Deutlichkeit schreibt einer in der sächsischen offiziösen Korrespondenz „Sachsen-Spiegel": „... Können die Unteroffiziere eigentlich noch die festesten Stützen der Kompagnie, der Schwadron sein? Die erforderliche moralische Befähigung hierzu fehlt ihnen durchaus nicht. Aber ein latenter Riß zieht sich jetzt durch die Beziehungen des Hauptmanns zu seinen Unteroffizieren. Um vieles kühler stehen sie einander gegenüber als früher; und dies ist das Werk des Herrn August Bebel und seiner Gesinnungsgenossen. Denn die Kosten der von den Sozialdemokraten auf Grund von Soldatenmißhandlungen gegen die Armee angestellten Hetze hatte und hat noch vor allem der Unteroffizier zu tragen. Einen unverzeihlichen Fehler beging die Regierung, nicht indem sie den Gegnern eines festgefügten Heeres Gehör schenkte, wohl aber, indem sie anfangs den auf sie ausgeübten Druck nach unten bis zu den Hauptleuten in womöglich verstärktem Maße weitergab. Seitdem leben die Kompagnie- und Schwadronschefs in der beständigen Besorgnis, daß ihre Unteroffiziere, die schon auf Grund ihrer geringeren allgemeinen Bildung leichter die Gewalt über sich ver-

lieren, von einem losen Handgelenk einen gesetzwidrigen Gebrauch gegen einen Gemeinen machen und damit auf das bedenklichste an ihrer, der Hauptleute, Existenz rütteln könnten . . . ‚Wer kann mir verbürgen, daß ich straffrei bleibe? Wer nimmt sich meiner noch an, wenn ich einmal im Eifer des Dienstes und unter dem von meinem Vorgesetzten auf mich ausgeübten starken Druck mich vergesse und gegen den Mann, der mich durch seinen passiven Widerstand bis auf das Blut gepeinigt hat, handgreiflich werde?‘ Mit diesen Worten weist der Unteroffizier die Bemühungen seines Hauptmanns zurück, ihn zur neuen Kapitulation zu bewegen . . .“

„Nach dieser wunderbaren Darstellung“, bemerkt hierzu ein Berliner Blatt, „ist es die Erschwerung des Prügelns, die angeblich das gute Verhältnis zwischen Offizier und Unteroffizier gestört haben und die außerdem die Unteroffiziere aus der Armee treiben soll! In der That, wenn Bebel durch seine Besprechungen von Soldatenmißhandlungen im Reichstage die Wirkung erzielt hätte, daß die Zahl der Mißhandlungen eine Minderung erfahren hätte, so wäre sein Verdienst nicht hoch genug anzuschlagen . . .“

Ein anderer Offizier hat nach der „Kölnischen Volkszeitung“ sein Herz in folgenden gemütvollen Betrachtungen ausgeschüttet: „Die Erschütterung der militärischen Disziplin durch die Straflosigkeit der Ermordung eines Vorgesetzten sei so ungeheuer schwerwiegend, daß es besser sein würde, wenn ein Unschuldiger exekutiert, als wenn niemand bestraft würde. Das Interesse eines einzelnen Mannes wie Marten müsse dem Wohle der Armee nachstehen! Sei er wirklich unschuldig, so würde durch seine Bestrafung wenigstens ein heilsamer Schrecken unter der Mannschaft erzeugt aber bleibe die That ungeahndet, so würden alle Bande der Ordnung gelöst!“

Wie muß sich die Welt in diesem Kopfe malen! Ist das nicht der Bankerott aller sittlichen Weltanschauung? Und wenn wir schon den Boden der Moral verlassen und nach reinen Nützlichkeitsgründen urteilen: wie unsagbar thöricht, wie unlogisch ist dieses Bekenntnis! Wenn Unschuldige verurteilt, die Schuldigen also nicht ermittelt werden, so ist das doch eine Ermutigung für solche, die eine Schuld begehen wollen. Wenn sie es nur recht geschickt anfangen, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß man eher einen „Verdächtigen“, der zufällig den äußeren Schein gegen sich hat, aus disziplinarischen Gründen mit militärischer Pünktlichkeit hinrichten wird, als den Schuldigen, der mit raffinierter List den Schein von sich ab und womöglich auf einen anderen gelenkt hat. Und der „heilsame Schrecken“ kann nur darin bestehen, daß das Vertrauen der Mannschaften in die Gerechtigkeit ihrer Vorgesetzten erschüttert wird und eine allgemeine Rechtsunsicherheit um sich greift. Gott schütze unsere wackere Armee vor solchen Freunden!

Die Frage, ob der verurteilte Marten schuldig oder unschuldig ist, kommt jetzt nur noch in zweiter Linie in Betracht. Es handelt sich nicht mehr um den einzelnen Fall, sondern um grundlegende Prinzipien, die das Wohl und Wehe nicht nur unseres Heeres, sondern auch unseres ganzen öffentlichen Lebens bestimmen. Es ist möglich, es ist nicht einmal unwahrscheinlich, daß Marten schuldig ist, aber selbst wenn sich seine Schuld später erweisen sollte, so würde das doch nichts an der Thatsache ändern, daß er vorläufig ohne Beweis zum Tode verurteilt worden ist. Nichts kann die Situation greller beleuchten, als der Versuch des Anklägers, den Mord zu einem leichter zu bestrafenden Totschlag zu stempeln, wo doch nur zweierlei möglich war: entweder wohlüberlegter Mord oder Schuldlosigkeit. Das Gericht hat denn auch die Morschheit dieser ihm gebauten „goldenen Brücke" erkannt und sie nicht betreten.

Und an all den unerfreulichen Erörterungen des Falles soll die Oeffentlichkeit des Verfahrens schuld sein! Das ist so ungefähr dasselbe, als wenn an der Häßlichkeit eines Bildes das Auge des Betrachters schuld sein sollte! Der „Reichsbote" folgert: „Die Behandlung der Oeffentlichkeit in Militärgerichten gestaltet sich genau so, wie wir es immer befürchteten und deshalb davor warnten. Diese beiden Dinge — die Einführung der Oeffentlichkeit der Militärgerichte und die zweijährige Dienstzeit — sind verhängnisvoll für unsere Armee."

Die Dienstzeit ist eine militärtechnische Frage, über die man verschiedener Ansicht sein kann. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Verringerung der Dienstzeit bei gleichen oder vielmehr erhöhten Anforderungen die Aufgaben der militärischen Erzieher außerordentlich erschwert hat und daß das dadurch gesteigerte Verantwortlichkeitsgefühl den Vorgesetzten gegenüber häufig in Gewaltthätigkeiten gegen die untergebenen Mannschaften ausartet. Die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens aber ist keine militärtechnische Frage, sondern eine Forderung der Rechtssicherheit, der Gerechtigkeit und der Moral. Wenn wirklich die militärische Gerichtsbarkeit vor der Oeffentlichkeit nicht sollte bestehen können, so wäre doch nicht diese Oeffentlichkeit, sondern jene Gerichtsbarkeit daran schuld. Nach dem Reichsboten aber ist es umgekehrt. Wenn die Militärgerichte der Oeffentlichkeit Stoff zu unliebsamen Erörterungen liefern, so haben nicht etwa jene die Verpflichtung, den Forderungen des öffentlichen Gewissens zu genügen, sondern die Oeffentlichkeit hat sich der Beurteilung der Militärgerichte zu enthalten, und da sie das nicht freiwillig thut, so war sie einfach auszuschließen. Was dann hinter den Coulissen vorging? Je nun, „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß". Es ist besser, daß hinter geschlossenen Thüren Unrecht verübt, als daß es mit Hilfe der Oeffentlichkeit verhindert wird. Es ist besser, daß ein „Schuldiger" wie Marten in aller Stille zum Tode verurteilt und womöglich auch hingerichtet wird, als daß die Oeffentlichkeit unliebsame Kritik an den Militär-

gerichten übt. Denn jenseits von Recht und Unrecht, Gut und Böse steht der christliche Götze der „militärischen Disziplin“. Dieses Christentum ist wirklich ein eminent praktisches Ding, von einer wunderbaren Elasticität, allen Anforderungen der politischen, militärischen, kapitalistischen Gesellschaft gewachsen, Gummi elasticum ist gar nichts dagegen. Man muß nur feste ziehen, Verzeihung: „glauben“, das weitere findet sich schon ganz von selbst.

Sicherlich würde sich der „Reichsbote“ gegen Schlüsse, wie die obigen, auf das äußerste sträuben. Aber sie sind nun einmal die notwendigen Folgerungen seiner eigenen Prämissen. Und solche Schlüsse sind unausbleiblich, wo immer eine reine, über allem menschlichen Nützlichkeitskram erhabene Religion mit allerlei politischen, militärischen, ökonomischen Rücksichten verquickt werden soll.

* * *

Auch der Ehrbegriff, die „Standesehre“, gewisser militärischer Kreise hat kürzlich durch einige der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Fälle eine eigenartige Beleuchtung erfahren. Ich sage absichtlich: militärischer „Kreise“, denn ich bin weit davon entfernt, Anschauungen, wie sie dort zu Tage getreten sind, bei unserem gesamten Offizierkorps oder auch nur bei dessen Mehrheit vorauszusetzen. Ich will auch, um allen Mißverständnissen ein für allemal vorzubeugen, meine Meinung unumwunden dahin aussprechen, daß unser Offizierstand die Achtung, die ihm entgegengebracht wird, im allgemeinen wohl verdient, was freilich nicht ausschließt, daß auch in diesem Stande, wie in allen anderen, ganz gewaltig gesündigt wird, und daß er nebenbei auch noch einige kleine, liebenswürdige Spezialitäten herausgebildet hat. Es wird sich also in den nachstehenden Fällen wohl um Erscheinungen handeln, die von der Mehrheit des Offizierkorps selbst peinlich empfunden werden.

Die „Straßb. Bürgerztg.“ wußte vor einiger Zeit zu berichten: „Bei dem sächsischen Artillerieregiment Nr. 12 stand bis zum vorigen Herbst der Oberleutnant H. Der Offizier hatte eine vollkommen tadellose Konduite; er war für China in Aussicht genommen und stand bei allen Ehren und Vergünstigungen, die das Regiment zu vergeben hat, obenan. In etwa zwei Jahren hatte er die Beförderung zum Hauptmann zu erwarten. Im vorigen Sommer war beim Regiment ein junger Leutnant eingestellt, der die fatale Eigenheit hatte, in der Betrunkenheit alle Selbstbeherrschung und gänzlich den Verstand zu verlieren. Bei einem Liebesmahl betrank sich der junge Mann wieder sinnlos und wurde, wie das üblich ist, in einer Kiste in die „Leichenkammer“ getragen, wie man das für solche Fälle reservierte Zimmer scherzend benennt. Gerade als die Kiste niedergesetzt wurde, fuhr der Betrunkene aus seinem Taumel ein wenig auf und traf den Oberleutnant H. mit einem Schlage am Kopfe. Weil es bisher allgemein üblich gewesen ist, in Fällen sinnloser Trunkenheit derartige Geschichten mit einer Entschuldigung am andern Tage zu erledigen, legte niemand Gewicht auf den Vorgang. Es wurde ruhig weiter getafelt. Am andern Morgen schickte der Oberleutnant H. einen Kameraden, der dem Ehrenrat des

Regiments angehörte, zu dem Manne mit dem Auftrage, sich zunächst zu vergewissern, ob jener sich des Vorganges noch erinnere, und weiter ihm zu sagen, daß die Sache dem Ehrenrat unterbreitet werden solle. Der junge Mensch wußte nichts von der ganzen Geschichte, stürzte aber sofort zum Oberleutnant H. und bat diesen um Entschuldigung. Der Ehrenrat des Regiments, der trotzdem um sein Votum angegangen wurde, entschied einstimmig, daß sich Oberleutnant H. korrekt benommen habe, daß die Geschichte mit der Entschuldigung erledigt und dem jungen Leutnant X. eine Rüge zu erteilen sei. Die Entscheidung wurde vom Regiments-Kommandeur dem kommandierenden General von Treitschke in Leipzig unterbreitet. Der General erwirkte eine Ordre des Königs von Sachsen, durch welche der Spruch des Ehrenrates kassiert und die Sache zur Entscheidung an ein in Leipzig unter den Augen des Korpskommandeurs garnisonierendes Regiment gegeben wurde. Der Ehrenrat dieses Regiments entschied nun, daß sich Oberleutnant H. nicht korrekt benommen habe, weil er in der Form des Auftrages an den Kartellträger zu erkennen gegeben habe, daß ihm eine friedliche Erledigung willkommen sei. Der Oberleutnant sei deshalb mit schlichtem Abschied zu entlassen. Der Oberst des Regiments Nr. 12 teilte diese Entscheidung den Offizieren des Regiments unter Zeichen tiefer Erregung mit und fügte hinzu, daß nach diesem Spruch es schwer sei, in Ehrensachen das Richtige zu treffen; ‚ich kann Ihnen nur raten, meine Herren, fordern Sie in allen Fällen mindestens auf Säbel.‘"

Diese, fast unglaubliche Geschichte ist trotz Aufforderung der zahlreichen Blätter, in denen sie gestanden hat, nicht dementiert worden. Wohl aber ist in dem bereits rühmlich erwähnten hellen „Sachsen-Spiegel" folgende Rechtfertigung des Leipziger Ehrenrates erschienen: „Aufrichtig beklagen wir den Offizier, der gewissermaßen ahnungslos und unter Verhältnissen, wie sie erfreulicher kaum sein können, den Abschied erhalten hat. Ebenso aufrichtig ist aber auch der Beifall, den wir der entscheidenden Instanz zollen. Eine so rege Wachsamkeit giebt der Nation die Gewähr dafür, daß der Schild des deutschen Offizierkorps seinen alten, von aller Welt anerkannten Glanz bewahren wird. Ehre verloren, alles verloren; und ist sie nicht schon zum Teil in die Brüche gegangen, wenn sich der Verdacht an sie heranwagt? Im großen und ganzen ist also die Metzer Affaire eher dazu angethan, das Vertrauen der öffentlichen Meinung zu dem unbefangenen Urteil der militärischen Behörden zu befestigen, als zu erschüttern. „Toujours en vedette", muß die Losung derer sein, welche an erster Stelle das deutsche Schwert scharf zu erhalten haben. En vedette sind sie auch in der hier erörterten Frage gewesen."

Es muß ein eigenes Ding sein um diese Ehre, die durch die Reflexivbewegung eines sinnlos Trunkenen sofort kaput geht und nur noch durch Blut zusammengeleimt werden kann! Eine eigene Ehre, die „schon zum

Teil in die Brüche gegangen ist", wenn sich der bloße „Verdacht an sie heranwagt"! Ich beneide die Herren Besitzer nicht um die zerbrechliche Bazarware, bei der die „Aufmachung" alles ist, und die man den Leuten nur mit der Pistole in der Faust aufzwingen kann. Und es ist auch ein eigener Ehrbegriff, der sich beim „Mörchinger Falle" in der „evangelischen" Betrachtung eines evangelischen Blattes offenbarte: „Wenn dieser Offizier vor einem Mord nicht zurückscheute, dann durfte er auch das eigene Leben nicht schonen; dann mußte er auch noch einen Schuß im Revolver haben — für sich selbst." So recht, nur keine halbe Arbeit, nach dem Morde der Selbstmord, dann ist die Ehre wenigstens einigermaßen gerettet. Wenn der durchgegangene Kassierer oder der Bankier, der Depots unterschlagen hat, sich eine Kugel durch den Kopf jagen, dann stehen sie schon um ein ganz Teil „ehrenhafter" da!

Aber auch in der „Ehre" bewährt sich wiederum die wunderbare, allen Lagen gewachsene Schmiegsamkeit unseres modernen „Christentums". Der „Vorwärts" — ach ja, der „Vorwärts"! — berichtet: „In Mainz haben vor einigen Tagen ein Oberleutnant und ein Leutnant ein hartnäckiges Scheibenschießen auf einander veranstaltet, bei dem der schlechtere Schütze eine Kugel in die Schulter und eine Kugel in die Hüfte erhielt. Er liegt infolgedessen schwer danieder. Nach der ‚Nat.-Ztg.' stand dieser Ausgang des Duells von vornherein fest, da der Gegner des Verletzten den Ruf eines brillanten Scharfschützen genoß. Den Anlaß zum Duell hat die Frau des Niedergeschossenen geboten, das Gottesgericht hat also wieder einmal dem in seiner Ehre Gekränkten die Genugthuung gewährt, sich zum Krüppel schießen zu lassen. Besonders pikant wird der durch die Kavalierstrafe der Festungshaft geadelte Mordversuch durch den Umstand, daß die beiden Duellanten vor dem Duell erst das Abendmahl genommen haben sollen. In den Abbruzzen sollen sich fromme Gurgelabschneider vor dem Begehen der Bluthat durch Stiften einer geweihten Kerze erst in die entsprechende gehobene Seelenstimmung zu versetzen pflegen."

Der niederträchtige — — „Vorwärts"!

* *
*

„Unchristlich soll das Duell sein?" so fragte einmal der Herr Generalleutnant von Boguslawski in der „Täglichen Rundschau": „Ist denn aber der Eid christlich? Das Neue Testament verbietet ihn ausdrücklich. Man könnte sogar, wenn man die Gebote Jesu Christi alle buchstäblich nehmen will — fragen: ist denn eine Klage wegen Beleidigung christlich? Wenn man den Begriff unchristlich und christlich im praktischen Leben so weit fassen will, würden bald die Schurken das Uebergewicht bekommen ... Es ist überhaupt unthunlich, jede Handlung im bürgerlichen Leben, oder gar in internationalen Verhältnissen, danach beurteilen zu wollen, ob sie christlich sei ..."

Ja, wozu brauchen wir überhaupt das Christentum, da wir doch nichts Rechtes mit ihm anzufangen wissen? Da es doch noch Querköpfe giebt, die unserer Mordlust, unserer Habsucht, all unseren erdenschweren Begierden allen Ernstes mit dem Kreuze in den Arm fallen wollen? „Die furchtbarste, markdurchwühlende Krankheit der Spätestgeborenen“, von der wir uns jetzt „endlich, endlich völlig erlösen“ müssen, „nicht nur theoretisch, sondern bis tief hinein in unser Blut und das Mark unserer Knochen“ —: diese Krankheit ist, so belehrt uns frei nach Nietzsche ein Aufsatz in der „Deutschen Zeitschrift“ — eben das Christentum. „Wir lehnen“, erklärt der Verfasser, „das Christentum der verschiedenen Konfessionen und Kirchen ab, nicht als Atheisten und Immoralisten wie Nietzsche, sondern weil die christliche Gottesvorstellung und Religion, auch die Jesu, uns als zum Teil irrig und völlig unzulänglich erscheint und die christliche Ethik ebenso einseitig, wie unvollständig und irreführend. Kierkegaard und Nietzsche als Kritiker des Christentums. Lagarde, Tolstoj. Die Lebenstragödie Nietzsches und das Christentum und Kirchentum unserer Tage. Hochentwicklung der Religion und Ethik weit über das Christentum hinaus, ist unsere Losung. Die höchsten religiösen Entwicklungen der Menschheit liegen nicht in der Vergangenheit, wie die fromme Einfalt wähnt, sondern in Gegenwart und Zukunft. Wir wollen die deutsche Kirche gründen und das rückständige orthodoxe Christentum katholischer und evangelischer Observanz auf die Dörfer zurückdrängen, wie einst das Heidentum vom siegreichen Christentume aufs Dorf zurückgeworfen wurde. Alles aber, was am Christentume — dem katholischen und evangelischen — noch wahrhaft lebendig ist, werden wir hinübernehmen in die neuen Bildungen. In diesem Sinne sind Luther und Goethe unser Vorbild, nicht Nietzsche, zu so unauslöschlichem Danke wir ihm auch verpflichtet sein mögen.“

Das Christentum ist also noch „völlig unzulänglich“, die „deutsche Kirche“ wird uns „weit über das Christentum hinaus“ führen, und die Bausteine zu jener Kirche werden Luther, Goethe, Nietzsche, Tolstoj, Lagarde, Kierkegaard liefern. Warum nur diese? Es giebt ja auch noch andere „berühmte Leute“. Je bunter, um so besser. Von jedem eine Feder, und das Pfauenrad der „deutschen Kirche“ ist fertig: „Made in Germany“.

Derartige Seifenblasen ernsthaft anzufassen, wird man mir wohl in Gnaden erlassen. Sie sind auch über jeden Angriff, weil über jede Logik und geschichtliche Erfahrung erhaben. Es ist ihnen absolut nicht beizukommen. Greift man nach ihnen, so greift man in die blaue Luft. Wer nur über den nötigen Phrasenschaum verfügt, kann sie in beliebiger Anzahl und in allen Regenbogenfarben aufsteigen lassen. Daß aber derartige Phantastereien sich öffentlich als tiefsinnige Weisheit geben, allen Ernstes von erwachsenen Menschen diskutiert werden dürfen, beweist mir allerdings, daß die Begriffsverwirrung bereits zu stattlicher „Hochentwicklung“ gediehen ist.

In einer anderen modernen Zeitschrift heißt es in einer Buchbesprechung: „Für Menschen, welche zu metaphysischen oder religiösen Erfahrungen überhaupt noch Zugänge besitzen, können Schriften und Wirkungen wie diejenigen (des besprochenen Buches) vielleicht zur Quelle ehrlicher Begeisterung werden. Ich bin leider nicht in dieser glücklichen Lage."

.Der Aermste! dachte ich erschüttert, so kann nur jemand reden, der auf ein Patriarchenalter zurückblickt, alle nur denkbaren inneren und äußeren Kämpfe ausgekämpft hat und nun angesichts des offenen Grabes hoffnungslos verzweifelt. Ich schlug also im Kürschnerschen Litteraturkalender nach, um Näheres über den verzweifelten, trostlosen Greis, dem eine abgeschlossene Entwicklung jeden „Zugang zu metaphysischen oder religiösen Erfahrungen überhaupt" abgeschnitten hat, zu erfahren. Da fand ich denn, daß mein unglückseliger Greis „1872 geboren" ist! Ich war zunächst vor Entrüstung sprachlos —: nein, eine solche Vorspiegelung falscher Thatsachen, um das Mitleid teilnehmender Seelen zu erregen! Dann aber that mir der 29jährige junge Mann noch viel, viel mehr leid, als der gemutmaßte verzweifelte Patriarch. 29 Jahre und schon fertig, ganz fertig, total und unwiderruflich fertig mit Gott und der Welt! Das nenn' ich eine schnelle „Hochentwicklung"! Dergleichen ist doch nur im Zeitalter der Elektricität und des Kinematographen möglich. Goethe und Kant haben ein gar hohes Alter erreicht, aber fertig geworden sind sie nie, bis zuletzt haben sie „Zugänge zu metaphysischen und religiösen Erfahrungen" gehabt. Aber dieser junge Mann ist mit 29 Jahren nicht mehr in der „glücklichen Lage". Er ist eben „fertig".

So leicht mit der Verschüttung der „metaphysischen Zugänge", wie unser 29jähriger Greis, hat es die übrige, auch die nicht kirchengläubige Menschheit, nicht. Sie sucht diese Zugänge sogar geflissentlich auf, nachdem sie einsehen gelernt hat, daß es „mit der Abwendung vom Dogma nicht gethan ist". Es muß ein „Ersatz" geschaffen werden, mag er auch viel wunderbarer und wunderlicher ausfallen, als die wunderbarste der Offenbarungen. Daß mit der bloßen „Aufklärung" doch eigentlich wenig erreicht, daß es damit nicht einmal weit her ist, sogar in der „Stadt der Intelligenz", giebt selbst ein so „aufgeklärtes" Blatt wie die „Berliner Volkszeitung" zu. „Im Gegenteil", schreibt sie, „haben wir bei allen passenden Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß mit der einfachen Abwendung von dem Dogma weder ethisch noch kirchenpolitisch etwas gethan sei, sondern daß über die Grenzen des exakt naturwissenschaftlichen Denkens hinaus das Metaphysische seine Anforderungen an das Denken der Menschen stellt und daß diesen Anforderungen Genüge geschehen muß, sofern nicht an den Grenzen der exakten naturwissenschaftlichen Erkenntnis dem Denken Halt geboten werden solle. Ueberzeugungen können freilich auf dem metaphysischen Gebiete nicht gewonnen werden, weil die Mittel der metaphysischen Erkenntnis nicht beweiskräftig sind; füglich kann auch niemand nach einer festen

Ueberzeugung, die auf diesem Gebiete gewonnen wäre, leben. Die Vertreter der ‚positiven‘ Religionen dagegen geben vor, die Lösung aller der Fragen, die bislang dem menschlichen Denken verschlossen geblieben sind, durch die sog. Offenbarung erreicht zu haben, d. h. sie leugnen die Notwendigkeit der Ueberzeugung, indem sie an deren Stelle den ‚Glauben‘ setzen, einen Begriff, der die von ihm umfaßten Behauptungen als von jeder Beweisnotwendigkeit frei darstellt. Die Aufgeklärten erkennen bescheiden an, daß sie den Urgrund alles Seins nicht erkannt haben, und bemühen sich, dieser Erkenntnis nahe zu kommen; die ‚Gläubigen‘ maßen sich an, diese Erkenntnis zu besitzen und beschimpfen jeden, der einer gleichen Anmaßung nicht fähig ist und auch nicht fähig sein will.“

Das thun die „Gläubigen“ so im allgemeinen doch wohl nicht, wenn auch manchmal mehr Takt, mehr Liebe, mehr menschlich mitfühlendes Verständnis für den ehrlich Zweifelnden und Suchenden, den mit seinem Herrgott Kämpfenden zu wünschen wäre. Denn schließlich sind die „Ungläubigen“, sofern sie ehrliche und tiefer veranlagte Naturen, doch nur Suchende, die ihren Gott noch nicht gefunden haben, nicht aber böswillige und verstockte Teufelsbrut. Nichts ist verletzender und abschreckender als religiöser und sittlicher Hochmut, als das kühle „Mitleid“ mit dem „Ungläubigen“ und die unnahbare, eisige Höhe der Selbstgerechtigkeit im Glauben. Aber es ist auf der anderen Seite leider nicht an dem, daß „die Aufgeklärten bescheiden anerkennen, daß sie den Urgrund alles Seins nicht erkannt haben, und sich bemühen, dieser Erkenntnis nahe zu kommen“, sondern die „Aufgeklärten“, wie sie in der Presse und Litteratur sich so aufdringlich geltend machen, „beschimpfen“ und verhöhnen im Gegenteil jeden, für den die Rätsel der Welt mit seichten, materialistischen Wortklaubereien nicht gelöst sind. Wieviel litterarischer Unrat wird alltäglich in Büchern und Zeitungen gegen diejenigen ausgespritzt, die an ihrem kindlichen Glauben hängen, und wie wird jede menschliche Verfehlung ausgenützt, um sie als Lügner und Heuchler zu brandmarken! Wo sind denn die unentwegten Bekenner irgend einer Ueberzeugung, irgend einer Weltanschauung, die von deren Pfaden niemals abgewichen wären?

Wie jene Sehnsucht nach dem „Metaphysischen“ von den „Aufgeklärten“, die für den einfachen Gottesglauben, für das evangelische oder katholische Christentum nur ein mitleidiges Lächeln haben, in der Stadt der Intelligenz befriedigt wird, darüber wird bei künftigen Kulturhistorikern wohl nur „ein allgemeines Schütteln des Kopfes“ geschehen. Spiritismus, Scientismus, Heilsarmee und Mormonentum, und wer weiß, was sonst noch, vor allem aber der blödeste, krasseste Aberglauben! Und bis in welche Kreise hinauf und hinab!

Nach polizeilichen Ermittelungen verdienen Tausende ihren Unterhalt durch Kartenlegen, Wahrsagen, Eideuten, Bleideuten und allerlei sonstigen Zauberschwindel. Das Publikum, das diese vielen „klugen“ Männer und Frauen aufsucht, um einen „Blick in die Zukunft“ zu thun, setzt sich keineswegs nur

aus Dienstboten und deren Anhang zusammen. Manche Wahrsagerinnen haben die „feinste" Kundschaft, die in eigenen Wagen sie aufsucht. Das Geschäft bringt so viel ein, daß sich die meisten dieser Frauen nicht nur gut davon ernähren, sondern daß sie auch für Reklame noch viel ausgeben können. Durch Flugblätter und Anzeigen suchen sie sich gegenseitig den Rang abzulaufen; in einer Nummer einer Zeitung befinden sich allein 70 Anzeigen, die sich auf Wahrsagekunst und Aehnliches beziehen. Da wird den Lotteriespielern die „Angabe der Glücksnummer" zugesichert. Ein Wahrsager verspricht die Zukunft bis ins kleinste zu enthüllen, „auch Gerichtssachen" sollen nicht verborgen bleiben. „Meine Sprechstunden sind berühmt, weil Tausende von Anerkennungen zur Seite stehen", setzt der Mann hinzu. Eine Frau, die sich selbst als „Lenormand" bezeichnet und in der Pücklerstraße haust, ist nach ihrer Angabe durch öffentliche adelige Anerkennungen und zahlreiche Zeitungsberichte als größte Wahrsagerin Deutschlands bekannt geworden. Manche Wahrsager stellen sich auch als Ungarn, Engländer, Spanier und dergleichen vor. Einer versichert in seinen täglich wiederkehrenden Anzeigen, daß er von dem „Scheik Mohammed, dem berühmten Gedankenleser und Hellseher", in die mystischen Wissenschaften eingeweiht sei. Neben diesen Wahrsagern, die ihren festen Wohnsitz haben, giebt es noch sogenannte fliegende Kartendeuterinnen, die von Haus zu Haus wandern und bei Arbeitern und Dienstboten Gehör finden. Die Preise für das Kartendeuten und ähnlichen Hokuspokus sind durchaus nicht gering, sie bewegen sich zwischen 50 Pfennig und 5 Mark, sehr oft wird für eine „gute" Auskunft auch ein Goldstück geopfert.

Aber die Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie? Mag auch die „rückständige Bourgeoisie" noch solch' blödsinnigem Aberglauben huldigen, — in den Kreisen der Arbeiter, der „zielbewußten Genossen" ist er doch sicher mit Stumpf und Stil ausgerottet? Jawohl, da geht es erst recht hoch her! „Vor allem auch in Lokalen, in denen Arbeiter verkehren", blüht der Weizen der „fliegenden" weisen Frauen, berichtet der „Vorwärts" —: „Es macht einen traurigen Eindruck, die Leute am Tische herum sitzen zu sehen, wie sie gespannt schweigend den blödsinnigen Kartenerklärungen folgen, nachher allerhand Bemerkungen machen, daß die Albernheiten wahr wären oder wahr sein könnten. Geradezu beschämend war eine solche Vorstellung, der unser Gewährsmann in einem Lokal der Ritterstraße beiwohnte. Hier verkehrten Mitglieder der größten und besten Arbeiterorganisation Deutschlands, deren Arbeitsnachweis sich im Nachbarhaus befindet. Die vortrefflichen Vorträge und der Aufklärung dienenden Veranstaltungen in diesem Vereine hatten bei einer ganzen Zahl seiner Mitglieder nicht soviel genützt, die Alfanzereien einer Wahrsagerin als das zu erkennen, was sie sind: als puren Schwindel! Es war kein Ulk, der hier getrieben wurde, man zahlte mehr als einmal die geforderten 20 Pfg. und unterhielt sich über das Gehörte! Man sollte es nicht für möglich halten! Vorgänge dieser Art zeigen aber deutlich, daß noch eine

Menge Aufklärungsarbeit auch in den Kreisen der Arbeiter zu verrichten ist, und daß es nicht immer der Aberglauben der Frauen ist, der jenen ‚klugen' Weibern eine behagliche Existenz verschafft."

Die „vortrefflichen Vorträge" und sonstigen „der Aufklärung dienenden Veranstaltungen" mögen ja gegen den Glauben ihre Dienste thun, gegen den Aberglauben scheinen sie doch recht machtlos zu sein! Und noch machtloser gegen das Geschäftsinteresse der „aufgeklärten" Blätter. „Ganz unbekümmert um ihre Wirkung", schreibt der „Vorwärts", „werden derartige Anzeigen nicht allein von unparteiischen Blättern wie dem ‚Lokal-Anzeiger' aufgenommen, bei dem Moral und Sittlichkeit sich ja auf alle Fälle dem Geschäftsprofit unterzuordnen haben, sondern auch von freisinnigen Zeitungen, die sich nicht wenig darauf zu gute thun, daß sie redaktionell unentwegt für die Befreiung des Volks von politischer und geistiger Knechtschaft eintreten."

Nun ist aber das sozialdemokratische Organ in der Lage, aus gewissen höheren Kreisen mindestens ebenso erbauliche, wenn nicht noch erbaulichere Dinge zu erzählen. Ein Blatt in Carlshorst, dem berühmten Tummelplatz der Berliner Sportwelt, veröffentlichte vor einiger Zeit folgende Anzeige:

„Christliche wissenschaftliche Vereinigung ‚Kreuz' Berlin heilt alle Krankheiten kraft des Glaubens, Macht des Gebetes. Man wende sich gefl. an den Vorstand Franz Reuter, Berlin W., Körnerstraße 13 II. Schriftlich ist Rückporto erbeten."

Jetzt weiß nun der „Vorwärts" über einen „Orden vom Gesundbeten" zu berichten, dessen Ursprung in dem vornehmen Potsdam zu suchen sei. „Hier in den Schichten adeliger Exklusivität träufelte zuerst die Idee auf fruchtbaren Boden, daß es sich sehr schön mache, wenn man als Reaktion gegen den Umsturz und die mit ihm verbündete materialistische Wissenschaft die Frömmigkeit einmal in ihrer mittelalterlichen Ursprünglichkeit kultiviere und selbst vor der Maskengarderobe abgestandener Naivetät nicht zurückschrecke. So wurde denn in den Kreisen ... eine Societät etabliert, die gemeinhin als Orden vom Gesundbeten wirtschaftete und fröhlich ihrem originellen Sport nachging ... So lange diese Idee ausschließlich in der ‚Gesellschaft' verwertet wurde, ging die Geschichte die Oeffentlichkeit wenig an. Sie mußte aber die Aufmerksamkeit weiterer Schichten auf sich lenken, als auch die nicht hochgeborenen Mucker beiderlei Geschlechts begierig der neuen Weise lauschten und mit instinktiver Findigkeit darauf kamen, daß das Gesundbeten auch im Verkehr mit den Armen und Elenden, die sich in ihrer Not an fromme Kreise wenden, nicht allein an sich ein sehr trostbringendes Unternehmen sei, sondern seiner Wohlfeilheit wegen sich in diesen weiten Schichten der Bevölkerung auch als sehr verwendbares Hausmittel empfehle.

„Eine arme Frau, für die die kärgliche Armenunterstützung nicht reicht, weil diese selbstverständlich vom Hauswirt verschlungen wird, wendet sich, von

Krankheit und Hunger geplagt, an einen als fromm bekannten Großindustriellen. Es dauert eine Weile, bis eines guten Tages die ‚Schwester' kommt. Da die unglückliche Person infolge der Krankheit nicht im stande ist, ihre Hände zu gebrauchen, geht die Schwester ans Werk, die Stube ein wenig zu reinigen. Dann setzt sie sich mit der Kranken hin und erklärt ihr, daß die Not wesentlich gemildert werden könne, wenn die Gesundheit erst wieder eingekehrt sei. Diese Logik leuchtet der Unterstützungsbedürftigen ein, und schüchtern spricht sie die Hoffnung aus, daß gute Pflege und ausreichende Nahrung ihr trotz vorgerückten Alters wohl die Kräfte wieder verschaffen könnten, deren sie zur Selbsterhaltung so sehr bedürfe. ‚Das ist es nicht', meint die Schwester, ‚irdische Atzung und Netzung erweist sich als eitel gegenüber der Macht, die im Gebet liegt. Das haben wir erkannt und daher besteht unsere wesentliche und wirklich heilbringende Hilfe im frommen Ringen, dem Sie sich mit Inbrunst anschließen müssen.' Nun hebt ein gemeinsames Beten an, das zehn, zwanzig, dreißig Minuten dauert, fast bis zur völligen Erschöpfung der Kranken. Endlich fühlt auch die fromme Dame sich müde und — hungrig. Sie bricht auf mit den Worten: ‚Ich lasse Ihnen noch einiges zur Stärkung hier' und legt ein — Sonntagsblatt auf den Tisch. Die arme Kranke findet sich wirklich mit dem Gedanken ab, daß in dem probierten Mittel eine heilbringende Kraft liege, und wie die Schwester wieder und wieder kommt, um sich mit ihr ins Gebet zu versenken, wird die Arme allmählich eines höheren Vertrauens gewürdigt. Die Dame erzählt, daß, von sehr hohen Kreisen protegiert, sich der Orden vom Gesundbeten entwickelt und verbreitet habe, um die irdische Weisheit zu Schanden zu machen und Hilfe von dort zu erflehen, woher einzig Hilfe kommen könne. Die Krankheit weicht nicht. Aber auch jetzt kommt die Schwester keineswegs in Verlegenheit. Sie nimmt die Kranke selber ernstlich ins Gebet. Es stecke noch zuviel irdisches Dichten und Trachten in ihr; sie bewege ja die Lippen, aber man merke ihr an, daß ihr das Gebet nicht von Herzen komme und daher von heilbringender Wirkung keine Rede sein könne. Erst wenn sie in wahrer Inbrunst ihr Herz dem Herrn öffne, könne sie Hilfe erhoffen."

Leider werden diese Mitteilungen nun auch von anderer Seite bestätigt. Einem auswärtigen Blatte wird von einem bekannten Parlamentarier geschrieben: „Aus der Sphäre der Potsdamer und Berliner Geburtsaristokratie haben die höheren Beamten- und Offiziersfamilien den Aberglauben des Gesundbetens übernommen und auf die Kreise der Finanzaristokratie übertragen, so daß jetzt das Gesundbeten zum guten Ton gehört in allen Schichten der Berliner Gesellschaft. Wer es nicht selber sieht und hört, der kann sich kaum einen Begriff davon machen, welcher Unfug heute in derselben Reichshauptstadt, die sich ihrer Aufklärung und Gesittung rühmt, mit dem Gesundbeten getrieben wird; nicht nur in den exklusiven Konventikeln der Hellseher, Tischrücker u. s. w., nein, auch in weiten

Kreisen. Kranke, welche an schweren Leiden dahinsiechen, verschmähen die Hilfe des Arztes und vertrauen der angeblich christlichen Wissenschaft, welche erklärt, daß jede Krankheit des Leibes durch eine Krankheit der Seele bedingt und demzufolge durch Beten zu heilen sei. Zum Zwecke des Gesundbetens haben sich die Vertreter dieser Heilweise besondere Gebete geschaffen, welche sie auf Bestellung gegen bestimmten Stundenlohn ableiern. Als besonders wirkungsvoll werden die Gebete einer Frau Dr. S . . . n in Berlin W. empfohlen, die ihre Gebetshilfe für 2 Mk. pro Stunde den Kranken angedeihen läßt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß auf diesen Zauber auch viele Kranke hineinfallen, welche noch völlig geheilt werden könnten, wenn sie beizeiten die Hilfe eines Arztes in Anspruch nähmen. Als Bürge für den Erfolg des Gesundbetens wird vielfach der Name des Grafen . . . genannt. Das Vertrauen in die Wunderkraft des Heilbetens ist so felsenfest, daß z. B. Krebskranke, deren Kehlkopf anschwillt, die äußerste Atemnot ertragen, ehe sie ärztliche Hilfeleistung in Anspruch nehmen."

Nichts wäre verkehrter, als derartige Dinge zu vertuschen oder gar zu beschönigen, hier ist einzig und allein die allerentschiedenste und öffentlichste Absage am Platze! Nicht laut und deutlich genug kann ausgesprochen werden, daß solch abergläubischer oder heuchlerischer Sport alles andere ist, nur nicht Christentum. Gewiß werden viele unter den Anhängern der neuen „Lehre" von deren Wunderkraft ehrlich überzeugt sein. Wie dürfen sie aber, sofern sie Christen sein wollen, glauben, daß sie Gottes Willen, den er in seinen Naturgesetzen walten läßt, unter den ihrigen zwingen können! Heißt das nicht, sich eine Herrschaft über Gott und die Natur anmaßen? Das Gebet in Ehren, aber es steht in Gottes freier Gnade, ob er es erhören will oder nicht, und es ist ein ruchloser Wahn, daß irgend eine menschliche Kraft den Willen Gottes durchbrechen könnte. Nur das Gebet, das die Erhörung demütig in Gottes Hand stellt, hat, nach christlicher Auffassung, wirkende Kraft, nimmer dasjenige, das von dem aberwitzigen Gedanken getragen wird, Gott müsse ihm zu Diensten sein. Das heißt Gott versuchen! Alles zu seiner Zeit: so lange noch menschliche Mittel vorhanden, sind diese anzuwenden, und wo ein Mensch menschlicher Hilfe bedarf, da ist diese die erste Christenpflicht und die christliche That das schönste christliche Bekenntnis. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Fürwahr, eine herrliche „Frucht", dieses Gebetswunder pro Stunde und Mark!

Wenn die Heilsarmee in Deutschland gewisse Sympathieen und Erfolge aufzuweisen hat, so ist das auch nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß sie praktische Wohlthätigkeit übt. Man opfert gern seinen Groschen für den „Kriegsruf", das ungenießbare Organ der Gesellschaft, weil man weiß, daß sie damit immerhin einer Anzahl von Elenden und Ausgestoßenen Nahrung und Obdach gewährt. Ihrem religiösen Gebaren kann ich keinen Geschmack abgewinnen, es erscheint mir eher wie eine Karikatur des Christentums. Setzen

wir uns über die lächerliche Kostümierung mit ihrer unmöglichen Anlehnung an die militärische Organisation hinweg — das sind schließlich Aeußerlichkeiten, bezeichnende freilich. Aber diese Versammlungen, diese, alle wahre Innerlichkeit und Zartheit des religiösen Empfindens im Keime erstickende marktschreierische „Seelenerweckung"! Versetzen wir uns einmal an der Hand eines Berichterstatters der „Deutschen Zeitung" in eine solche Versammlung:

„... Trotz der vielen religiösen Reklamewagen, welche Berlin durchfahren, war das Terrain nicht wie im Vorjahre überfüllt. Um 8 Uhr wurden die ersten Tonsalven abgegeben; so falsch blasen wohl nur englische Hornisten, dachte ich; aber nein! ‚Es sind auch deutsche da mank', sagte die neben mir sitzende Heilsschwester, ‚der hinter de Pauke is sogar aus'n höh'ren Stand, der war Architekt!' Jedenfalls erinnerten die musikalischen Leistungen des architektonischen Paukenisten so, wie die aller anderen durchaus an solche von Kunstreitern, wenn sie vor der Schaustellung durchs Dorf ziehen. Endlich schwiegen die Schlachtdrommeten. Der erste Redner trat auf und sprach in dem erbarmungswürdigen Deutsch, dessen sich auch alle folgenden befleißigten, weithin vernehmlich so: ‚Ich uill Ihnen zuerst der angenehmen Mitteilung machen, daß Montag in acht Tage in Kohns Festsaalen sich captain Sack mit ensign Potschow in einen sehr heitern Zustand zeigens uerden.'

Brüllendes Gelächter und Bravoklatschen der Zuhörer.

‚Ja, in einen sehr seligen Zustand', fuhr der Redner fort, ‚indem daß captain Sack ensign Potschow heiraten thun uird.'

Gräßlicher, allgemeiner Jubel. Einige warfen vor Entzücken die Gesangbücher in die Luft und fingen sie wieder auf ...

‚Nun kommt hier an den Gottesthron!' (Der General zeigte auf eine Reihe Wiener Stühle, die als Heilsbußbank frisiert vor ihm standen), ‚kommt, ihr Trunkenbolde, ihr Lügner, ihr schlechten Weiber, kommt her! Gestern kamen 80, heut nachmittag 31, wer wird nun jetzt der Erste sein! Machen Sie mal alle die Augen zu, damit niemand sieht, wer der Erste ist, der da kommt!' Der General selbst fiel bei diesen Worten mit geschlossenen Augen auf die Knie und betete. Und für ihn rief nun sein Adjutant, nicht mehr mit polternder Stimme, wie bisher, sondern sanft und langgedehnten Tones, wie die Nachtigall im Busche flötet:

‚Komm! Ko—omm! K—o——o—mm doch jetzt, o Rückfälliger, o Sünder! Gott segne Sie alle! Gott wartet auf Sie; er wartet von vorn, von hinten, von rechts und von links! Jesus rufet Sie!! ...'

Lange rief er vergeblich. Rückfälligkeit scheint mit Dickfelligkeit Hand in Hand zu gehen. Endlich kam eine Heilsschwester an die Bußbank und kniete nieder, wie ich vermuten möchte, weniger aus Reue, als um durch gutes Beispiel zur Nachahmung aufzufordern. Gleich fuhren General und Adjutant aus der betenden Stellung auf und feuerten zur Nachfolge an: ‚Warten Sie etwa auf Gefühle?' schrie der Adjutant in das Publikum, ‚da hinten werden Sie

keine Gefühle bekommen! gehen Sie hier vor, auf die Bußbank!' Und der General schrie durch den Dolmetscher: 'Wenn niemand mehr käme, das wäre eine wahre Kalamität! Ein herzbrechendes Unglück wäre es! Denken Sie an die bitteren Schmerzen des endlosen Todes! Wo steckt denn Nummer zwei?!' Der General stampfte mit dem Fuß auf! Der Adjutant aber steckte den Finger in den Mund und pfiff gellend — wie ein Hotel-Portier den Taxameterkutscher vom Droschkenstand heranpfeift, — die Seelen herbei!! Und wirklich kam dann auch eine recht vierschrötige Seele durch den Saal gerumpelt, indem sie sich Platz durch die Stuhlreihen machen mußte, ehe sie als Nummer zwei an die Bußbank gelangte.

'Danke schön!' schrie der General. 'Aber wer ist Nummer drei? Die müssen wir kriegen!! Fischer, jetzt macht euch an die Arbeit! Kommt, Sünder, kommt! Hier oben ist reichlich Vergebung vorhanden, kommt, holt sie euch doch ab!!'

So ward das ewige Heil verzapft wie Lagerbier. Die Heilswerbeoffiziere liefen wie die Kellner hin und her, bis alles, geistlich trunken von Lärm und Bläser-Musik, zusammentrompetet und -getutet war und an die Armsünderstühlchen schwankte. Obwohl ich den Schluß der Bekehrungen nicht abgewartet, sondern mich nach dem zweiten Dutzend aus dem Kriegsgetümmel entfernte, bin ich überzeugt, daß der Sieg ein glorreicher gewesen ist . . ."

Und damit dem „religiösen" Leben der deutschen Reichshauptstadt ja keine interessante Nuance fehle, hat sich hier auch noch eine — Mormonengemeinde aufgethan. Die „Heiligen der letzten Tage" haben es für notwendig gehalten, einige Apostel nach Deutschland zu entsenden, darunter einen ihrer 12 Oberen, F. M. Lyman aus Utah. Er sprach kürzlich in Berlin in einer von 500 Personen aller Gesellschaftsklassen besuchten Versammlung. Den „Propheten" Joseph Smith habe er noch persönlich gekannt und vor 26 Jahren in Berlin besucht. Herr Lyman suchte besonders die gegen den Mormonismus herrschenden Vorurteile zu widerlegen. Die meisten wüßten nichts mehr von ihm, als daß er die Polygamie gestatte. Ein deutscher Mormonen-Missionar, Bruder Kattner, berichtete über die Erfolge der mormonischen Agitation in Deutschland. Erst dieser Tage sei in Stettin eine 88 Seelen zählende Mormonengemeinde ins Leben gerufen worden. Einer der Apostel habe in einer Woche 24 Personen für den „wahren Glauben" zu gewinnen gewußt. Auch die Berliner Gemeinde zähle bereits über 400 Mitglieder, besitze eine eigene Schule und einen Unterstützungsverein.

Und das alles im „aufgeklärten" Berlin!

* * *

Eins geht aus alledem hervor: soviel Humbug, Aberglauben, Heuchelei mit unterlaufen mögen, das metaphysische, das religiöse Bedürfnis ist vorhanden. Wie kommt es nun, daß die Kirchen so gar keine Macht über diese Seelen haben, die sich doch offenbar aus der Stickluft des Materialismus in eine reinere, höhere Geistessphäre hinaussehnen? Wieviel muß von den Vertretern des offi-

ziellen Christentums gesündigt worden sein, um alle diese Menschen zu allem anderen eher greifen zu lassen, als zum Evangelium Christi, das doch in seiner ursprünglichen Reinheit und Klarheit nicht nur das metaphysische Bedürfnis, sondern auch die Vernunft der sittlichen Persönlichkeit am meisten befriedigt? Denn es ist, trotz Nietzsche, noch niemand gelungen, zu widerlegen, daß alles, was Christus lehrt, im höchsten Sinne vernünftig, alles, was er verbietet, im höchsten Sinne unvernünftig ist. Christi Lehre ist keineswegs nur eine Lehre fürs Jenseits, sondern in ganz überwältigender Bedeutung auch für dieses Leben, indem sie das menschliche Glück aus dem kreisenden Flugsande des Sansara dorthin verpflanzt, wo es einzig seine echten Blüten und süßesten Früchte treiben kann, in das Gemüt: „Das Reich Gottes ist in euch!"

Wir aber begannen alsbald, statt unser Leben nach der Lehre Christi zu gestalten, umgekehrt diese unsern vermeintlichen „praktischen Bedürfnissen" anzupassen und den Schwerpunkt unseres Glaubens aus dem unbequemen Diesseits in das viel bequemere Jenseits zu verlegen. „Lustig gelebt und selig gestorben!" Ach, es war gar nicht so lustig, dieses Leben der in unaufhörlichen Kriegen einander mordenden Völker, dieses rastlose blutige Streben nach Macht und Herrschaft. Nur ein kleiner Bruchteil durfte sich des Genusses der so heiß begehrten äußeren Güter, der persönlichen Freiheit und Sicherheit erfreuen. Das „Christentum" aber ward die geduldige Magd der Mächtigen und die königliche Trösterin und Gebieterin der Armen und Unterdrückten. Jene befestigte und sicherte sie in ihrer Herrschaft, diese tröstete und schreckte sie mit den Wonnen und Qualen des Jenseits und ließ sie so ihr irdisches Elend ertragen. Das „Christentum" hatte einen Purpurmantel für jede Blöße der Starken und ein Pflaster für jede Wunde der Schwachen. Es war wirklich eine „Universalreligion" und ließ seine Gnadensonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Der Böse konnte sich mit ihr abfinden, wie der Gute. Glaube und Leben, Theorie und Praxis kannten keine unlösbaren Widersprüche, sie hatten sich zu einer einheitlichen Kultur verschmolzen. In dieser Kultur konnte man als Mensch „lustig" leben und als Christ „selig" sterben. Die Kirche stand für alles gut.

Es ist etwas Großes um diese Kultur des Mittelalters. Sie war gewiß keine Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, aber sie stand doch, trotz alledem und alledem, sittlich unendlich viel höher als die unsrige. Denn sie war ehrlich und wahrhaftig. Die Mächtigen glaubten an ihr Recht, zu herrschen, und die Schwachen glaubten an ihre Pflicht, zu dulden. Denn sie standen beide auf einer unerschütterlichen, unantastbaren, von keinem Zweifel angefressenen Grundlage: auf einer gemeinsamen Weltanschauung.

Auch heute fordert der Mächtige, der Besitzende, der Herrschende Botmäßigkeit und Opfer für sich im Namen der göttlichen Weltordnung, aber er selbst glaubt nicht mehr daran, und die anderen wissen und fühlen das, wie sie selber nicht mehr daran glauben, daß eine göttliche Weltordnung ihnen solches

gebiete. Wenn sie auch heute noch sich beugen, so thun sie das nicht, weil sie überzeugt sind, daß dies im Plane der göttlichen Weltordnung liegt und also sein muß, sondern weil sie noch nicht stark genug sind, ihr Joch abzuwerfen. Das Christentum aber, das in diese weltlichen Kämpfe hinabgezerrt wird, in dessen Namen alle möglichen Forderungen wechselnder Staatsopportunität und sehr irdischer Macht- und Klasseninteressen erhoben werden, trägt mit seinem Ansehen und seiner erhabenen Lauterkeit die Kosten. Die Zeit ist unwiederbringlich dahin, wo ein robuster Glaube weltlichen Zwecken dienen und doch die Gemüter der Massen beherrschen konnte. Was früher eine ästhetisch schöne organische Verschmelzung weltlicher und religiöser Anschauungen war, das ist heute eine unnatürliche, widerspruchsvolle, häßliche Verquickung, weder geeignet, weltliche Zwecke zu fördern, noch auch das Ansehen der Religion zu wahren. Wem es wirklich ernst ist um die Erhaltung der Religion im Volke, der darf damit weder politische, noch dynastische, noch ökonomische, noch irgend welche anderen Zwecke verbinden, als die unbedingt und ausschließlich im Reiche Gottes im Himmel und auf Erden wurzeln und gipfeln. Von Staats wegen religiöse Propaganda treiben, prunkvolle Kirchen bauen und dabei gleichzeitig die göttlichen Gebote der Moral aus dem öffentlichen Leben ausschalten, sie allerlei Rücksichten, wie „Disziplin" und „Standesehre", unterordnen oder gar noch damit verquicken, Gott zum Alliierten kriegerischer Unternehmungen, zum Bürgen bestimmter dynastischer Rechte machen: ein solches Beginnen kann heute nur dazu führen, die Religion um den Rest ihres Ansehens im Volke zu bringen. Denn das Volk wird nur eine Religion haben, die in göttlicher Reinheit über allem irdischen Macht-, Klassen- und Interessengieren steht, oder es wird keine haben und dem Aberglauben, dem Materialismus und Atheismus verfallen, und wir sehen ja, wieweit wir es darin gebracht haben! Mit der Religion ist es, wie mit der Kunst: sie kann nur dann „nützen", wenn sie frei und lauter ihren eigenen Gesetzen folgt.

Wenn, was doch der letzte Sinn der Ausführungen des Herrn von Boguslawski war, mit dem Christentum praktisch eigentlich wenig anzufangen ist, zumal es sich so gar nicht mit „Standesehre" und „vornehmer Gesinnung" vertragen soll, nun, so seid doch wenigstens vornehm genug, es nicht in den Mund zu nehmen, wo es euch — einmal — schmeckt, und es auszuspeien, wo es euch — meistenteils — nicht schmeckt. Mindestens dürfen doch diejenigen, denen das Christentum Wasser des Lebens ist, verlangen, daß es ihnen und dem Volke nicht verekelt wird! Mit wachsendem Mißtrauen hört das Volk in den Händen derer, die ihm das Evangelium bringen wollen, die Kette klirren, an die es geschmiedet werden soll. Erst wenn dieses Mißtrauen überwunden ist, wird es erkennen, daß die vermeintliche Kette eine Leiter in die wahre Freiheit, eine goldene Himmelsleiter, ist.



Bacchus und Ariadne.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Unter den Meistern, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Dogenpalast zu Venedig mit farbenstrahlenden Decken- und Wandbildern schmückten, tritt neben Paolo Veronese kein anderer so kraftvoll hervor wie Jacopo Robusti, genannt Tintoretto (1518—94). Er, den seine Zeitgenossen wegen der Kühnheit und leidenschaftlichen Glut seiner Phantasie, sowie wegen seiner der Natur abgelauschten Energie der Charakteristik als den „Terribile" bezeichneten, hat nicht nur die größten und bewegtesten Kompositionen und die lebendigsten Bildnisse in jene vornehm prachtvollen Räume geliefert, sondern auch durch einige Werke von wunderbar koloristischer Feinheit und tiefer, zarter Poesie seine Vielseitigkeit bewiesen. Mit einem der schönsten unter diesen, mit dem anmutigen Herbstbilde, wurde unser Oktoberheft ausgestattet. Der am Meeresufer von Naxos sitzenden, von dem zu Schiff davonfliehenden Theseus verlassenen Ariadne nähert sich Bacchus, ein herrlicher, mit Weinlaub und Trauben bekränzter und umgürteter Jüngling; liebevoll, in verhaltener Sehnsucht, bietet er der noch Betrübten den Verlobungsring. Eine schwebende Göttin, die man Venus nennen mag, segnet den Bund, indem sie die Jungfrau krönt und deren Hand dem Bräutigam entgegenleitet. Die überraschende Anordnung der drei blühenden Gestalten im engen Rahmen, der originelle Einfall, den Jüngling durch das Wasser heranwaten zu lassen und die flügellose Göttin wie in der Luft schwimmend darzustellen, wird manchen Beschauer bei dem ersten Anblick verblüffen, aber die Schönheit der Formen, die durch eine geschickte Lichtführung besonders hervortritt, und die träumerische Stimmung des mythologischen Idylls werden ihn bald entzücken. Eine allegorische Deutung des Vorgangs auf die Beschenkung der Venezia mit den Gaben des Herbstes sei außerdem noch jedem überlassen.

W. B.





M. S., J. — M., Past., L. v. U., B. H. — W. D., D. — Dr. St., N. — E. v. H., F. a. M. — W. H., L. b. St. — J. B., K., J. W. — K. i. F. — L. v. B., Z. i. P. — A. B.-C., K. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. F., Pf., L. B. D. — A. F., H. — G. B., O. b. P. — C. K., Bad J. — P., L. — R. Sch., F. i. L. — F. S., M. i. O., H. Die interessante Debatte über das Thema „Religionsunterricht in unseren Volksschulen" müssen wir diesmal aus technischen Gründen, mit Rücksicht auf den soeben begonnenen neuen Jahrgang, unterbrechen, nehmen sie aber im Novemberheft wieder auf. Wollen Sie sich bis dahin frdl. gedulden.

H. v. B., B. a. H. Auch Ihren Beitrag für die Offene Halle mußten wir wegen Raummangels noch zurückstellen.

J. W. Sch., L.-N. Für Ihre offene Aussprache ist Ihnen der T. nur dankbar, in der Frage selbst kann er Ihnen — und wenn er sich noch so scharf auf Herz und Nieren prüft — nicht recht geben. Von einer Bevorzugung des „katholischen Professors" Schell, dem „über die Entwicklung unserer Religion immer das Wort gegeben" werde, kann gar keine Rede sein. Andererseits können Sie dem T. unmöglich zumuten, daß er auf ausgezeichnete Beiträge nur deshalb verzichtet oder deren Abdruck nur deshalb einschränkt, weil der Verfasser Katholik ist. Ebenso wenig glaubt der T. die „Parität" der christlichen Kirchen dadurch wahren zu müssen, daß er ziffernmäßig feststellt, wie oft evangelische und wie oft katholische Verfasser über ein Thema geschrieben haben, und dann davon abhängig macht, wer nun das nächste Mal das Wort dazu nehmen soll. Der T. hat es lediglich mit dem Inhalt des ihm vorliegenden Beitrags zu thun, dessen Güte allein, nicht das persönliche Bekenntnis des Verfassers, entscheidet über Aufnahme und Ablehnung. Thatsache ist, daß die Aufsätze des Herrn Professors Schell nicht nur von katholischen, sondern auch von evangelischen Lesern, und nicht zuletzt auch geistlichen, mit außerordentlichem Interesse gelesen werden. Wenn Sie nun aber aus dem Titel „Kämpfe des Christentums" folgern, daß auch „die Reformation mitsamt dem Protestantismus" unter den „Gegnern(!) des Christentums" gemeint sei, so ist das ein Schluß, der jeder logischen Grundlage entbehrt. Das Christentum hat doch nicht nur äußere, sondern auch innere „Kämpfe" überstehen müssen, und ich möchte denjenigen evangelischen oder katholischen Autor sehen, der es fertig bekäme, ganz allgemein über „Kämpfe des Christentums" zu schreiben, ohne

dabei der Reformation zu gedenken. Professor Schell ist gewiß ein überzeugter Katholik und verleugnet sein Bekenntnis keineswegs. In den Beiträgen für den Türmer aber bringt er nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame der beiden christlichen Kirchen zum Ausdruck, ganz wie es den Aufgaben des T.s entspricht, der nicht dazu geschaffen wurde, die Entfremdung zwischen evangelischen und katholischen Christen, den Söhnen eines Vaterlandes und den Bekennern eines Gottes, durch ein neues Kampfblatt zu verstärken. Solcher Kampf, sofern er ehrlich und nicht mit vergifteten Waffen geführt wird, mag je nach Zeit und Lage seine volle Berechtigung haben, es wäre aber doch unsäglich traurig, wenn es gar keinen Ort mehr gäbe, an dem sich evangelische und katholische Christen und Deutsche als Brüder die Hand zu gemeinsamem Wirken reichen könnten. Wenn nun Herr Professor Schell an seinem Teile zu solchem friedlichen und versöhnlichen Wirken beiträgt, so kann ihm das nicht hoch genug angerechnet werden. Und wenn schon dabei, wie Sie annehmen, sein katholischer Standpunkt kenntlich werden sollte, was ist denn Schlimmes und Gefährliches dabei? Machen denn etwa Rogge, Quandt und alle die andern evangelischen Mitarbeiter des Türmers aus ihrem evangelischen Standpunkte ein Hehl, wo immer er in Frage kommen könnte? Dem einen katholischen Professor Schell stehen so viele evangelische Mitarbeiter gegenüber, die über religiöse, philosophische und verwandte Fragen im T. schreiben, daß von einer Bevorzugung der „katholischen Wissenschaft“ nur gesprochen werden könnte, wenn schon die bloße Gewährung des Wortes „Bevorzugung“ wäre. Das Mundtotmachen, Totschweigen, absichtliche Ignorieren u. s. w. irgend welcher ehrlichen Ueberzeugungen liegt aber nicht im Programm des T.s. Wenn die Anschauungen eines hervorragenden Vertreters irgend einer wissenschaftlichen oder religiösen Richtung nicht in allen Punkten den eigenen entsprechen, ist das ein Grund, sie nicht *anzuhören*? Kann deshalb nicht auch aus ihnen *gelernt* werden, und sei es auch nur die abweichende, aber jedenfalls *wissenswerte* Ueberzeugung? Leider ist immer noch vielfach die Ansicht verbreitet, als müsse ein Blatt seine Leser unter allen Umständen schulmeistern und bevormunden, ihm ängstlich alles fern halten, was seiner „Tendenz“ oder „Richtung“ oder „Partei“ widerspricht. Ein derartiges Verfahren ist aber doch nur Unmündigen gegenüber angebracht. Solchen, die sich ein eigenes Urteil bilden wollen, ist damit nicht gedient, sie werden es, wenn sie dahinter kommen, mit Recht als unehrlich empfinden. — Jedenfalls kann Ihnen der T. versichern, daß ihm irgend welche von seinem offenen und geraden Wege abseits liegende Neigungen unendlich fern liegen, und daß er auch so leicht nicht hinters Licht zu führen ist. Aber eine „katholische“ oder „evangelische *Wissenschaft*“ giebt es für ihn grundsätzlich überhaupt nicht, er kann daher weder im positiven noch im negativen Sinne mit solchen rechnen. Und nun zürnen Sie ihm nicht wegen der ehrlichen Antwort auf die ehrliche Aussprache. Besser als mit Worten wird er Sie durch die That über Ihre gewiß wohlgemeinten und daher jedenfalls dankenswerten Bedenken hinwegheben. Herzl. Gruß!

S. R., Gr. L. Ja, es ist fürchterlich, was alles im Namen Gottes und Jesu Christi von der Menschheit verbrochen worden ist und noch heute verbrochen wird. Und doch dürfen wir weder am Christentum noch an der Menschheit verzweifeln. Was sind 2000 Jahre einer unendlichen Entwicklung gegenüber? In China sind zwar anfangs auch von deutscher Seite böse Ausschreitungen vorgekommen, von den oberen militärischen Instanzen aber mit rücksichtsloser Strenge unterdrückt und gesühnt worden, wofür ihnen hohe Anerkennung gebührt. In den deutschen Kolonien? Da müßte man erst genauer wissen, was es mit dem „Tropenkoller“ eigentlich auf sich hat, ob er in der That als richtige Krankheit oder nur als der Fesseln entledigte Bestialität aufzufassen ist. Es wird wohl beides zusammentreffen. Ihre Ergriffenheit durch die betr. thatsächlichen Mitteilungen des Tagebuchs macht Ihrem Herzen alle Ehre, und sie sollten ja auch dazu dienen, die Gewissen aufzurütteln. Aber ein langsamer Fortschritt vollzieht sich doch, wenn wir die noch nicht 2000jährige Wirksamkeit des Christentums als den kleinen Augenblick betrachten, den diese kurze Zeitspanne in der Geschichte der Menschheit nur bedeutet.

G. Sch., St. Ihre temperamentvollen Zustimmungszeilen zu „Türmers Tagebuch“ haben diesen herzlich erfreut: „Das Tagebuch des Türmers kann gar nicht zu umfangreich werden; lieber würde ich auf anderes verzichten als auf diesen ‘Zeitspiegel’“ — wenn das ein höherer Staatsbeamter schreibt, dann brauchen sich gewisse ängstliche Seelen wohl nicht zu beunruhigen, und nur für diese erlaubte er sich die lobende Zeile aus Ihrem freundlichen Schreiben hierherzusetzen. — Und nun das gewünschte ästhetische Privatissimum. Hendrich ist in seinem Kunstschaffen von der Mythologie ausgegangen. Aber er wollte keineswegs nur

ihr Illustrator sein, sondern sie malend nachbilden, in ihre tiefsten Tiefen hinabsteigen und sich mit dem mythenbildenden Volke gleichsetzen, das seine Sagen dichtet, indem es die Naturvorgänge vermenschlicht. So weiß er den malerischen Wert abzuschätzen, der in diesem dämmerigen Uralter der Mythenbildung liegt, wo jedes Erlebnis zum Gedicht wird, wo die Naturschauspiele zu menschlichen Vorgängen sich verdichten. Darum will er in dem Bilde „Siegfrieds Tod" nicht den bloßen Akt der heimtückischen Ermordung Siegfrieds, des blonden Helden, durch Hagen, den finstern, schwarzen Recken, darstellen, sondern zugleich das gewaltige Naturphänomen der dem langen, trostlosen nordischen Winterschlafe verfallenen Erde. Darum muß er die Sonne so riesengroß malen: da sie sich verfinstert, legt sich bleicher Tod über die Erde, die Stärke und Fruchtbarkeit versiegen; Hagen ist der dämonische Tod, Siegfried der sterbende Sonnenheld. — Eine malerische Wirkung will auch der Verfasser des Gedichtes „Alter Krug" erzielen, indem er bei der Betrachtung des feinen altgriechischen Reliefs dieses sich beleben sieht, so daß der dargestellte mythologische Vorgang sein persönliches Mitempfinden und Miterleben wird, uralte Vergangenheit und frische Gegenwart traumhaft ineinander fließen zu einer dichterischen Stimmung.

H. W., L. Unser Mitarbeiter Hans von Wolzogen ist mit dem „Ueberbrettl-Baron" Ernst von W. nicht identisch. Konnten Sie ernstlich das Gegenteil annehmen? Ihrem herzlichen Begeisterungsausdruck für den T. freundl. Dank!

B., A. i. L. Hieronymus Lorm, mit seinem bürgerlichen Namen Dr. Heinrich Landesmann, lebt in Brünn (Mähren). Er ist auch Mähre von Geburt (Nikolsburg). Schon im 15. Lebensjahre hatte er das Unglück, das Gehör völlig und das Gesicht zum Teil zu verlieren, und später erblindete er gänzlich. Trotzdem ist er nicht allein einer der fruchtbarsten deutschen Dichter geworden, sondern auch jahrzehntelang in Berlin, Wien und Dresden als Journalist und vielbeachteter Kritiker thätig gewesen. Außer seinen kritischen und philosophischen Arbeiten hat er zahlreiche Romane und Novellen veröffentlicht (einige 20 Bände!); das Beste aber sind seine beiden Gedichtsammlungen: „Gedichte" und „Neue Gedichte" (erstere schon 1894 in 7. Aufl. erschienen), denen auch die von uns mitgeteilten Proben entnommen sind. Dr. Johannes Müller hoffen wir gelegentlich für einen Beitrag zu gewinnen. Freundlichen Gruß!

M. Freifr. v. F., P. Der Verfasser des Artikels, dem wir Ihren Einwand unterbreiteten, schreibt dazu: „Meine Arbeit bezog sich auf die Upanishaden, deren Gedankengehalt — in Absicht des speziell gewählten Themas — ich möglichst objektiv und anschaulich darzustellen bemüht war, wobei ich es nicht unterließ, darauf hinzuweisen, daß der tief religiöse — wenn auch gewiß nicht christlich-dogmatische — Standpunkt jener Alten urbildlich war für die späteren Wiederholungen derselben sog. mystischen Weltansicht; ich hätte dabei, statt auf deutsche Philosophen des 19. Jahrhunderts, ebensogut auf die Werke der deutschen Mystiker, eines Meisters Ekkart, Jacob Böhme u. v. a., die in der Geschichte des Christentums eine hervorragende Rolle gespielt haben, hinweisen können. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, inwieweit das Christentum mystische Elemente enthält, ebensowenig, wie hierfür in meiner kurzen Arbeit Raum war. Galt es doch überhaupt nur anzudeuten, daß die Kenntnis der Upanishaden nicht bloß historisches Interesse für den Gebildeten habe, sondern daß wir jenen dort erstmals und ungeheuer klar und einfach hervortretenden, tiefsinnigen und wahrhaft religiösen Anschauungen später wieder begegnen und ihnen immer begegnen werden, so lange es religiös fühlende Menschen giebt. Meine Aufgabe war nicht die Darstellung christlicher Ideen, sondern brahmanischer; einer Kritik der letzteren vom christlichen Standpunkte aus glaubte ich mich bei einem objektiv gehaltenen, wissenschaftlich abgefaßten Referat allerdings enthalten zu sollen." Und das ist die Meinung des T. auch: man kann ein guter Christ sein und doch objektiv über Brahmanismus, ja selbst über Pantheismus referieren.

J. R., S. i. W. Sie sprechen Ihrem Schützling die Fähigkeit zu, „sehr niedliche Verse zu machen." Zugegeben, daß die eingesandten Proben in der That ganz „niedlich" wären, so ließe sich mit einiger Sicherheit daraus doch nur eines — nicht schließen: daß eine wirkliche dichterische Potenz in dem jungen Mädchen steckt. Man könnte nach Jahren auf Grund neuer Proben feststellen, ob eine Entwicklung stattgefunden hat; aber schwerlich jetzt schon prophezeien, daß sie stattfinden würde. Für Ihre freundl. Zuschrift besten Dank und Gruß!

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Karl von Piloty pinx. Photogravure Bruckmann

SENI VOR DER LEICHE WALLENSTEINS

Mit Genehmigung von Piloty & Loehle in München.



IV. Jahrg. November 1901. Heft 2.

Sozialdemokratie und Christentum.

Brief eines sozialdemokratischen Abgeordneten.

Geehrter Herr Herausgeber! In einem Briefwechsel, der sich ganz leise und zufällig zwischen Ihnen und mir gestaltete, waren Sie so gütig, den Gedanken auszusprechen, daß den Lesern des „Türmers“ ein Artikel von meiner Wenigkeit über das Thema: „Sozialdemokratie und Christentum“ gewiß willkommen sein würde. Nun will ich Ihnen gleich offen gestehen, daß die Bezeichnung „Artikel“ in diesem Zusammenhang etwas abkühlend, wenn auch nicht gerade abschreckend auf mich wirkte. In einem „Artikel“ sitzt der betr. Autor fast immer auf einem unsichtbaren Katheder und doziert; oder zum mindesten will er etwas beweisen. Das will ich nun nicht. Ich will niemanden davon überzeugen, daß ich über das Verhältnis der Sozialdemokratie zum Christentum und des Christentums zur Sozialdemokratie die richtige Ansicht habe. Ich will auf Ihren Wunsch nur meine Ansicht mitteilen. Am liebsten und ungezwungensten thue ich dies in einem Brief, in diesem heutigen Brief, gegen dessen Veröffentlichung im „Türmer“ vielleicht nur das eine Bedenken bestehen könnte, daß es — für die Leser, wenn auch nicht für Sie, geehrtester Herr Herausgeber — ein anonymer Brief ist. Indessen, ich sehe keine Möglichkeit, über diese Dinge anders als anonym zu sprechen. Ich habe eine unüberwindliche

Abneigung gegen öffentliche „Bekenntnisse". Es steckt in ihnen stets ein oft nicht kleiner Rest von verborgener Eitelkeit und Selbsttäuschung; auch Augustinus, Rousseau und Tolstoj machen da keine Ausnahme. Und ist es nicht ein rührendes, wirkliches Bekenntnis, daß ein ganz Großer, wie Goethe, seinen „Bekenntnissen" die Ueberschrift: „Wahrheit und Dichtung" gegeben hat? Um wie viel mehr müssen sich da die ganz Kleinen hüten, besonders wenn sie von der Religion, von ihrer Religion, sprechen sollen. Fritz Lienhard hat jüngst einmal mitleidig von der Kläglichkeit gesprochen, die in dem sozialdemokratischen Grundsatze der Erklärung der Religion zur Privatsache liege. Bei einem so enthusiastischen Jung-Siegfried der Litteratur, wie unser Elsässer Dichter, der das Fürchten noch nicht gelernt hat, darf einen das harte Urteil nicht wundern. Es ist ja ganz gut möglich, meinen Erfahrungen nach sogar wahrscheinlich, daß manche Sozialdemokraten, die keiner der heutigen Kirchen angehören, aber doch auch keine Atheisten sein wollen, unter Berufung auf das Parteiprogramm allen religiösen Fragen ängstlich aus dem Wege gehen und, anstatt sich für ihre eigene Person zu irgend einem Standpunkte durchzuringen, in dem Programmsatz ein bequemes Ruhekissen für ihren religiösen Indifferentismus sehen. Aber mit dieser Art der Auslegung ist gegen den Satz, daß die Religion zur Privatsache erklärt werden solle, nichts bewiesen, und es giebt wesentlich andere Gründe, als die Feigheit und Kläglichkeit, welche den bekannten sozialdemokratischen Grundsatz als die denkbar glücklichste Lösung der Frage erscheinen lassen, welche Stellung eine große politische Partei, wie die Sozialdemokratie, zur Religion einnehmen soll.

Da ich, wie Sie, verehrtester Herr, wissen, einerseits der sozialdemokratischen Partei angehöre, für dieselbe seit einer langen Reihe von Jahren öffentlich und an nichts weniger als verborgener Stelle thätig und andererseits gläubiger Christ bin, so wäre ich meines Erachtens immerhin nicht gerade der Allerletzte, der über das Thema: Sozialdemokratie und Christentum einiges zu sagen berufen wäre.

Schon oft bin ich von Leuten, denen es mit der Nachfolge Christi wirklich ernst war, und die auch in der Politik und in dem Wirrwarr der sozialen Kämpfe die Wahrheit suchten, mit besorgter Miene gefragt worden: „Nun sagen Sie mir doch, bitte, kurz und bündig: Ist die Sozialdemokratie religionsfeindlich oder nicht?" — Wenn ich auf diese Frage erwiderte, das ließe sich mit einem einfachen Ja oder Nein nicht beantworten, dann bekam ich als Replik bisweilen zu hören: „Eure Rede aber sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel." Der scherzhafte Ton konnte mich nicht darüber täuschen, daß die Replik doch ernst gemeint war. Auch Lukas 14, 13 wurde gegen mich zitiert: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich hätte es solchen ehrlichen Wahrheitssuchern gegenüber leicht gehabt, auf Lukas 9, 50 zu verweisen, wo Christus sagt: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Aber das wäre doch nur Wortstreit gewesen. In Wirklichkeit lag der Fehler in der falsch gestellten Frage. Denn die sozialdemokratische Partei als solche hat in ihrem Programm durch die Erklärung der Religion

zur Privatsache auf staatlichem Gebiet sich zur Trennung von Kirche und Staat, und im Privatleben für unbeschränkte Toleranz in Religionsfragen ausgesprochen. Richtig gestellt wäre die Frage nicht einmal gewesen, wenn sie gelautet hätte: „Ist die Mehrzahl der Sozialdemokraten religionsfeindlich gesinnt?“ Denn meiner Ansicht nach ist doch die Mehrzahl meiner Parteigenossen hierüber selbst nicht klar. Der tägliche Kampf um das Notwendigste und mangelnde Anregung lassen Gedanken hierüber bei ihnen gar nicht aufkommen. Außerdem wäre genau zu präzisieren, was unter Religion verstanden sein soll. Schließlich müßte die Frage auch zeitlich beschränkt werden, denn die Anschauungen der Partei über diesen Punkt sind auch einem gewissen Wechsel unterlegen.

Obwohl Sie, geehrter Herr Herausgeber, nicht der Fragesteller waren, der nur eine ganz reinliche, kurze Antwort acceptieren wollte, lassen Sie mich doch erzählen, was ich für Erfahrungen mit meinen Parteigenossen gemacht habe, wenn die Rede auf religiöse Fragen kam. Was ich in dieser Beziehung mitteile, wird die Unmöglichkeit einer kurzen Beantwortung obiger Frage begreiflich erscheinen lassen.

Zunächst muß ich zugeben, daß kein Satz des sozialdemokratischen Parteiprogramms so oft und so unbekümmert verletzt wird, wie derjenige, welcher die Erklärung der Religion zur Privatsache fordert. Mit der Toleranz gegen gläubige Katholiken und Protestanten ist es im allgemeinen nicht sehr weit her. Im Gespräch wird der Geistliche fast immer nur der „Pfaffe“ genannt. In den Parteiblättern wird auch jetzt noch häufig in einem überlegenen oder auch gehässigen Tone über alles gesprochen, was mit der Religion zusammenhängt. Es giebt Parteiblätter, welche eine Ausnahme hiervon machen, aber ihre Zahl ist nicht eben sehr groß. Die Bücher Bebels und manche Reden auf den Parteitagen sind wahre Fundgruben für solche Leute, welche aus Aussprüchen angesehener Sozialdemokraten die Religionsfeindlichkeit der Sozialdemokratie nachweisen wollen. Besonders die Zentrumspresse hat dieses System ausgebildet. Es giebt ganze Broschüren mit Sammlungen von sozialdemokratischen Citaten über die Religion. In den Redaktionen der Zentrumspresse werden diese Broschüren stark gebraucht.

Nicht ganz so stark ausgebildet wie bei der industriellen Arbeiterschaft der Städte ist die Abneigung gegen alles, was mit der Religion zusammenhängt, bei den industriellen sozialdemokratisch gesinnten Arbeitern, die wohl in Fabriken beschäftigt sind, aber noch auf dem Lande wohnen. Allerdings ist bei ihnen der Haß gegen den „Dorfpfaffen“ gewöhnlich stark ausgeprägt und macht sich in häufigen Zusendungen an die Parteiblätter Luft; aber unter ihnen sind viele, die sagen, man dürfe eben doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Die Führung bei der Gegnerschaft gegen Religion und Konfession haben die in unserer Partei nicht wenig zahlreichen Freidenkervereine, welche für den Austritt der Genossen aus der Landeskirche Propaganda machen und durch sog.

ethische Vorträge auf atheistischer oder pantheistischer Grundlage für „Aufklärung" zu sorgen bemüht sind. Diese Bestrebungen finden aber in den Parteikreisen manchen Widerstand. Besonders schroff werden die Versuche der Freidenker um Aenderung des Programms in Bezug auf die Religionsfrage abgewiesen. Dies geschieht größtenteils aus reinen Klugheitsgründen, teils aber auch aus wirklicher Toleranz.

Die „wissenschaftlichen" Bekämpfer der Religion bilden auch eine kleine Gruppe bei uns. Für sie existiert der Programmpunkt, daß Religion Privatsache sein solle, so gut wie nicht. In Ueberschätzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, und ohne tiefe philosophische und historische Bildung zu besitzen, halten sie es für die Aufgabe der Sozialdemokratie, auch auf religiösem Gebiete reinen Tisch zu machen. Die materialistische Geschichtsauffassung ist ihnen Evangelium. Mit diesem Schlüssel glauben sie alle Thüren öffnen zu können. Ich brauche wohl keine Namen zu nennen, um Ihnen zu sagen, welche Genossen ich meine.

Eine Untergruppe hiezu bilden die Verfasser sogen. populärer Schriften gegen Christentum und Religion überhaupt. Diese haben aber ihres rüden Tones und ihrer auf grob sensationelle Wirkung berechneten Darstellung wegen sehr rücksichtslose Kritik innerhalb der Partei selbst erfahren.

Schließlich sind unter den gebildeten Schichten der Sozialdemokratie sehr stark die Agnostiker vertreten. Es sind meist Genossen, welche nicht nur eine akademische Laufbahn hinter sich haben, sondern sich auch sonst in den Wissenschaften strebend bemühen. Sie sind zu sehr Skeptiker, um tief in das religiöse Geistesleben sich versenken zu können, andrerseits besitzen sie aber zu viel philosophische und historische Bildung, um mit der bei uns häufig vorkommenden Raschheit und Geringschätzung über Probleme zu urteilen, welche die Menschheit bewegen, seitdem sie existiert. Sie lassen es natürlich nicht an scharfen Hieben gegen das mit der äußeren Form sich beruhigende Kirchenchristentum fehlen, aber zu erklären, daß die ökonomischen Thatsachen allen religiösen Theorien Hohn sprechen, dazu ist ihr Wissen doch zu wenig einseitig.

Damit glaube ich eine kurze Charakterisierung der verschiedenen Nuancen unserer „Religionsfeinde" gegeben zu haben.

Die „Religionsfreunde" sind rascher aufgezählt.

Hierher gehören zunächst die offenen Bekenner des Christentums. Sie sind sehr gering an Zahl und finden sich fast ausschließlich unter den Kreisen der Intelligenz. Bekannt sind mir einige Parteischriftsteller, ein Landtagsabgeordneter und ein Vierteldutzend Redakteure. Sie haben meines Wissens noch nie die geringsten Mißhelligkeiten in der Partei wegen ihres offenen Bekenntnisses zum Christentum gehabt. Allerdings gehört keiner der Genannten einer Landeskirche an. Es sind meist religiöse Einspänner. Bei kirchenfromm gesinnten sozialdemokratischen Arbeitern sind von ihren Partei- und Arbeitsgenossen schon Versuche gemacht worden, sie als Renegaten zu behandeln, aber

jedesmal ohne Erfolg. Dieser Fall ist übrigens sehr selten in der Partei vorgekommen.

Sodann werden ferner zu nennen sein diejenigen Genossen, welche den Mangel einer Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse fühlen, aber in dem Milieu, in welchem sie leben, nicht die Kraft und den Mut finden, sich herauszuarbeiten. Sie behelfen sich dann mit einem religiösen Eklektizismus oft sehr dubiöser Art. Sie sind dem Mystizismus, auch dem Spiritismus in seinen verschiedenen Schattierungen geneigt und suchen durch einen seltsamen Mischtrank von Wissenschaft, Philosophie, Ethik und Aberglauben den Durst ihrer Seele zu stillen. Sie halten wohl auch Vorträge über Fragen aus diesem Gedankenkreise, werden auch von den Genossen hierin nicht gestört. Da sie gewöhnlich in Partei- und Gewerkschaftsfragen ganz tüchtige Leute sind, so begnügen sich die Parteigenossen damit, dies anzuerkennen und es als öffentliches Geheimnis zu behandeln, daß bei ihrem Redakteur, oder was er sonst ist, manchmal eine „Schraube los sein müsse“.

Schließlich giebt es bei uns noch einige ganz wenige Genossen, die sich aus verschiedenen Gründen über ihre religiösen Ansichten nicht aussprechen, dabei aber Gläubige an Gott und Christus sind. Da, verehrter Herr, Ihr Briefschreiber zu diesen letzteren gehört, so werden Sie vielleicht begierig sein, einiges über die Gründe eines sozialdemokratischen Nikodemus zu hören. Ich möchte aber zunächst noch über einiges andere und dann erst über mich reden.

Ich habe oben gesagt, die Frage, ob die Sozialdemokratie religionsfeindlich sei oder nicht, sei falsch gestellt. Eben so falsch gestellt wäre in der That auch die Frage, ob der Protestantismus freihändlerisch ist oder nicht. Das religiöse Bekenntnis scheidet bei der Zugehörigkeit zu unserer Partei ebenso aus, wie die handelspolitische Ansicht bei der Zugehörigkeit zum Protestantismus. Daß diese Analogie nur schematisch gemeint ist, brauche ich wohl nicht zu sagen. Nun werden Sie aber aus meinen obigen Mitteilungen gesehen haben, daß ich zugestehe, daß in der Theorie und der Praxis bei der Sozialdemokratie und ihrer Stellung zur Religion ein nicht zu leugnender Unterschied besteht. Ich meine damit nicht das Ueberwiegen der sogen. religionsfeindlichen Gesinnung in unsern Parteikreisen. Das würde nicht gegen den Punkt 6 im zweiten Teile unseres Programms sprechen. Sondern ich meine damit die oben näher bezeichneten Versuche, durch sozialdemokratische Propagandaschriften gegen das Christentum und „ähnliche das Gehirn umnebelnden religiösen Theorien“ die Religion ebenso „abzuschaffen“ wie den Kapitalismus; und außerdem denke ich dabei an die zahlreichen in der Tagespresse wie bei der mündlichen Agitation unterlaufenden meist in geringschätzigem Tone gehaltenen Bekrittelungen religiöser Gebräuche. Es wäre thöricht, bestreiten zu wollen, daß für diejenigen Sozialdemokraten, welche in der eben bezeichneten Art aus der ihnen durch das Parteiprogramm gesteckten Reserve heraustreten, Religion eben nicht Privatsache ist.

Durch öfteres Nachdenken über die Ursachen dieser gar nicht zu leugnenden und auf unsern Parteitagen übrigens schon als solcher bezeichneten Zweideutigkeit in der Haltung meiner Partei zur Religion bin ich zu folgender Ansicht gelangt, für welche mir gerade die letzten Jahre immer mehr Bestätigungen gebracht haben.

Die Sozialdemokraten, darunter auch diejenigen, welche das Christentum in aller Form bekämpfen, sind viel christlicher, als sie es selbst wissen und zugestehen wollen; und die Christen von heute, die ihre Zugehörigkeit zu christlichen Kirchen laut bekennen, sind viel weniger Christen, als sie es zu sein vorgeben. Weil Theorie und Praxis bei den heutigen nichtsozialdemokratischen Christen so sehr verschieden sind, deswegen fällt es den nichtchristlichen Sozialdemokraten so schwer, ihre Praxis mit der Theorie ihrer programmatischen Stellung zur Religion in Einklang zu bringen. Glauben Sie mir, geehrtester Herr, ich selbst habe mit mir manchen Konflikt durchgekämpft, wenn ich ganz gewöhnliche, von niedrigen Interessen geleitete Ausbeutung zu bekämpfen hatte, die sich mit dem Gewande des offiziellen Kirchenchristentums unangreifbar zu machen versuchte. Wie oft wird in meiner Partei in solchen Fällen der Fehler begangen, daß man die Ausbeuterpraktiken solcher Wölfe im Schafspelz entlarvt und dann ausruft: Seht, Leute, das ist das Christentum! Das eigentlich richtige Verfahren wäre, den Mann zuerst als Ausbeuter und dann als „Christen" zu entlarven und zu zeigen, daß er einer der Heuchler ist, gegen die der Begründer des Christentums schon vor 1900 Jahren seine mächtigsten Reden schleuderte. Aber um das gründlich zu besorgen, müßte man entweder selber wirklicher Christ sein oder zum mindesten genau die Evangelien kennen. Damit sieht es aber bei meinen Genossen sehr flau aus. Einige Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel; und als Kenntnis der Evangelien kann ich die mehr oder weniger genaue Kenntnis einiger Verse der Bergpredigt oder mancher Apostelbriefe, welche den Geiz, die Habsucht und ähnliche Ausbeutereigenschaften scharf verurteilen, nicht gelten lassen.

Aber die Thatsache allein, daß sozialdemokratische Agitatoren, besonders auf dem Lande, sich oft nicht besser zu helfen wissen, als durch Verwendung von kräftigen Worten aus den Evangelien, dürfte schon Beweis genug dafür sein, daß die besten Waffen gegen die „Christen" des kapitalistischen Zeitalters aus dem Arsenal des Christentums selbst, den Evangelien, geholt werden können. Es hat nicht an einigen, allerdings seltenen, Versuchen in unserer Parteipresse gefehlt, auf diese für uns fast verschütteten Quellen hinzuweisen. Ich erinnere mich da speziell eines mit x. y. gezeichneten Artikels im „Vorwärts", der vor etwa zwei Jahren erschien, aber völlig unbeachtet vorüberging.

Wenn ich nun oben gesagt habe, daß die Sozialdemokraten christlicher denken, als sie es selbst wissen oder zugestehen wollen, so meine ich dies speziell mit Bezug auf den Kampf, den meine Partei für die Armen gegen den in der Form des modernen Kapitals auftretenden Reichtum führt. Dieser Kampf ist

natürlich nur ein Stück des Christentums, aber er ist Christentum. Prof. Hilty, der Berner Moralphilosoph und Essayist, der zwar kein Sozialdemokrat, aber ein ganzer Christ ist, und deshalb von mir als unverdächtiger Zeuge in Anspruch genommen werden kann, meint in seinem „Glück", I. Th., S. 140, das Kapitel 16 des Lukas, welches die Parabel vom ungerechten Haushalter enthält, sei das gefährlichste Schriftstück, welches gegen die öffentliche Ordnung im Sinne unseres modernen Polizeistaates geschrieben sei. Er ist der Ansicht, daß Reichtum an sich schon ein Unrecht gegen diejenigen sei, die in Not und Armut leben, und sagt mit Bezug auf das genannte Kapitel des Lukas: „Welche Konsequenzen würde das hervorrufen, wenn man einmal ernstlich und allgemein glaubte, daß der Mammon ungerecht sei und durch seinen bloßen Gebrauch, ohne irgend welche sonstige Schlechtigkeit (die dem reichen Manne ja keineswegs nachgesagt wird) zur Verwerfung führe, oder daß alles, was hoch ist unter den Menschen, ein Greuel sei vor Gott. Und welche tiefe Ironie liegt in dem Lob des ungerechten Haushalters gegen das, was Eigentum heißt und oft sogar mit dem Prädikat der Heiligkeit versehen wird."

So Hilty, der damit, ohne es zu wollen, in denkbar präzisester Form einen der Hauptberührungspunkte zwischen Christentum und Sozialdemokratie zeigt. Nun werden Sie, geehrtester Herr Herausgeber, vielleicht in der milden, vergebenden Form, wie dies dem Türmer eigen ist, lächeln und sagen, es sei aber bei der Sozialdemokratie auch manches zu finden, was weder äußerlich noch innerlich mit dem Geiste des Christentums verwandt sei. Das ist mir nun keineswegs unbekannt, und ich wäre der allerletzte, der dies leugnen wollte. Ich halte es auch für direkt gefährlich, Christentum und Sozialdemokratie zusammen auf ein Prokrustesbett zwängen zu wollen. Aber so viel möchte ich wenigstens doch sagen, daß die einseitig materialistische Weltanschauung mit ihren unvermeidlichen Begleiterscheinungen, wie sie sich in unserer Partei auch heute noch, wenn auch in abgeschwächter Form, zeigen, nicht möglich, — ja ich will sogar sagen, nicht notwendig — gewesen wäre, hätten die offiziellen Vertreter einer idealistischen Weltanschauung, wie das Christentum der Evangelien es ist, ihre Pflicht tiefer und ernster aufgefaßt. Was den Christen von heute an unserer Partei gerade so sehr mißfällt, ihr Mißtrauen gegen das Christentum, das haben gerade sie in erster Reihe mit verursacht; sie, die das Christentum so oft loben und so selten leben; sie, welche vergessen haben, daß das, was das Evangelium am meisten fürchtet, überhaupt nicht der Mangel an Glauben, sondern die bloß formale Religion ist; sie, die es in ihrer großen Mehrheit mit den Großen dieser Erde hielten und — ach, so oft — dem Volke einen Stein gaben, wenn es um Brot bat.

Andrerseits sind es aber gerade diese Umstände, welche es den führenden Köpfen in meiner Partei nach meiner Ansicht nahe legen sollten, zu zögern, wenn sie im Begriffe stehen, es auszusprechen, das Christentum habe während 2000 Jahren Zeit gehabt zu zeigen, wessen es fähig sei; aber es habe mit der

Unfähigkeit, der kapitalistischen Ausbeutung mit ihren Folgeerscheinungen ein Ende zu machen, den Bankerott angemeldet. Ich will mich gar nicht mit der Frage beschäftigen, ob denn die Wirkung christlicher Gedanken für die Hebung der Kultur seit zwei Jahrtausenden so ganz und gar gleich Null war; ich möchte nur darauf hinweisen, daß wir — abgesehen von einzelnen Männern und ganz kleinen Gemeinden — wirkliches und reines Christentum bisher überhaupt nicht unter uns leben und wirken sahen. Was sich heute unter dem Namen „Christentum" präsentiert, ist nur zu oft das direkte Gegenteil desselben. Beweise hiefür dem Chronisten des Tagebuchs im Türmerstübchen zu bringen, hieße wirklich Eulen nach Athen tragen. Das „Christentum" der in einer widernatürlichen Verkuppelung an den Staat geketteten Kirche, das „Christentum" als Staatsreligion in seinen verschiedenen Konfessionen ist zu einem „Mädchen für alles" geworden. Byzantinismus, Ausbeutung, Länderraub, tollster Aberglaube, alles wird heute unter der falschen Deklaration „Christentum" unter das Publikum gebracht. Die Folge dieser Fälschung ist auf Seite der Getäuschten die ständige Verwechselung zwischen den frommen Allüren der Kirchen-, Wort- und Formchristen, die heute Geld für Kirchen zusammenschnorren und morgen im Zuchthaus Düten kleben — und jener Weltanschauung, von welcher der „Heide" Goethe zu Eckermann sagte: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen". — Es wäre wirklich ein Wunder, wenn unter den Arbeitermassen heute Sympathien für das „Christentum" vorhanden wären

Und der Ausweg aus alledem?

Er wird sich, wenn auch noch für Jahre Dunkel über dieser Frage liegen wird, auf einmal aufthun. Im Lager der „Christen" werden die wenigen wirklichen Nachfolger Christi, welche keine faulen Kompromisse zwischen göttlichen Gesetzen und Menschensatzungen schließen wollen, sich immer mehr der Sozialdemokratie nähern. Der Anfang dazu ist gemacht. Aufgabe gerade dieser Männer in unserer Partei wird es sein, unter gänzlicher Enthaltung von Proselytenmacherei als Christen *zu leben*. Ihr stilles Wirken, die Liebe, die sie durch Thun und nicht durch Reden um sich verbreiten müssen, sie werden laut donnern für die Lehre des „Nazareners" und des „Zimmermannssohnes", auch wenn ihr Mund schweigt. Die Sozialdemokratie aber wird mit der Zeit einsehen, daß zum Aufbau und zur Erhaltung eines sozialistisch organisierten Gemeinwesens andere psychologische Voraussetzungen notwendig sind, als im heutigen Gesellschaftswesen. Die altruistischen Gefühle, oder schlichter und klarer, die — Nächstenliebe und die Hintansetzung egoistischer Triebe, werden als conditio sine qua non für den Sozialismus erkannt werden. *Und dann wird man in der Sozialdemokratie das Christentum Christi entdecken.*

In welcher Zeit, in welcher Reihenfolge der einzelnen Phänomene sich

dieser Entwicklungsgang abspielen wird, darüber spintisiere ich nicht. Aber ich glaube an diesen Gang der Dinge. Ich glaube, daß er sich um so ungehinderter entwickeln wird, je rascher die Notwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche, der Erklärung der Religion zur Privatsache und damit der Beseitigung aller Herrschaftsbestrebungen aus der Domäne des religiösen Lebens allgemein eingesehen werden wird. Wie lange das gehen wird? — Ich habe mich noch nie für einen Propheten gehalten.

Und nun zum Schluß, geehrtester Herr, die „persönliche Bemerkung", zu der ich mich in diesem langen Briefe schon oben gemeldet. Warum, so werden Sie und mancher der Türmerleser fragen, macht denn bei allen diesen Ansichten der Briefschreiber ein Hehl aus seinem Christentum; warum schreibt er anonym; warum stellt er sein Licht nicht auf den Leuchter? Die Antwort möge nun doch, obwohl ich mich zu Anfang des Briefes gegen „Bekenntnisse" ausgesprochen habe, ein Bekenntnis sein.

Ich kenne keine größere Prätention — (es giebt auch berechtigte und gute Prätentionen!) — als die, sich einen Nachfolger Christi zu nennen und es sein zu wollen. Für heute gilt das noch mehr als je. Denn Tausende religiös angelegter Naturen sind irre geworden am Christentum durch die Vertreter desselben. Der Gegensatz zwischen der Theorie und der Praxis des offiziellen Christentums war das Aergernis, an dem auch ich Anstoß nahm. Das Licht, das man auf den Leuchter stellt, muß auch wirklich hell brennen, nicht nur glimmen und schwälen. Sonst wird es zu einem Aergernis für viele, oder auch zu einer Ermutigung, es nicht viel besser zu machen. Das öffentliche Bekenntnis zum Christentum ist sehr oft, ja fast immer, ein Wechsel, der am Verfalltage nicht mit seinem vollen Betrage eingelöst wird. Wer das Christentum Christi zu Ehren bringen will, der muß es durch sein Leben und seine Person in einer Form zu Ehren bringen, die den Lehrer und Meister dieser Weltanschauung nicht bei denjenigen diskreditiert, die ihn nicht aus eigenem tiefen Forschen und Streben und aus eigenen persönlichen Erfahrungen kennen. Auf die Weise, d. h. durch prätentiöse Versuche mit unzureichenden Mitteln ist aber schon schwer gesündigt worden. Wenn irgendwo das Wort von dem Baumeister und dem Turm gilt, dann hier. „Ob er im stande sei, es auszuführen?" — Diese Frage beschäftigt mich noch oft. Und auch hier empfinde ich den Grundsatz, die Religion als Privatsache zu behandeln, als einen wahren Segen. Die öffentliche Zugehörigkeit zu einer Kirche ist ein Boden, auf dem auch unschuldige Vortäuschungen von Tugenden, die man haben möchte, aber noch nicht besitzt, gar zu leicht gedeihen. Die Seelenarbeit in seiner eigenen kleinen Kammer ist viel zuverlässiger mit Bezug auf den Erfolg. Die Stunde des Bekennens kommt für jeden. Keiner wird deshalb seinen Herrn verleugnen, weil er seine Zeit noch nicht für gekommen hält. Christus hat seinem heimlichen Jünger, der in der Nacht zu ihm kam, keine Strafpredigt, sondern eine seiner wunderbarsten Reden überhaupt gehalten.

So bin ich denn guten Mutes und hoffe, daß diese paar Seiten Ihnen, geehrtester Herr, ein Beweis sein mögen, daß es ein sonniges Reich giebt, in das sich aus allen Lagen der heutigen Geisteskämpfe Brücken schlagen lassen; wo solche, die sich nie gesehen und vielleicht nie wieder sehen, schweigend aber innig die Hand drücken können.

Ihr ergebener

Nikodemus.



Christus in der Kunst.

Von

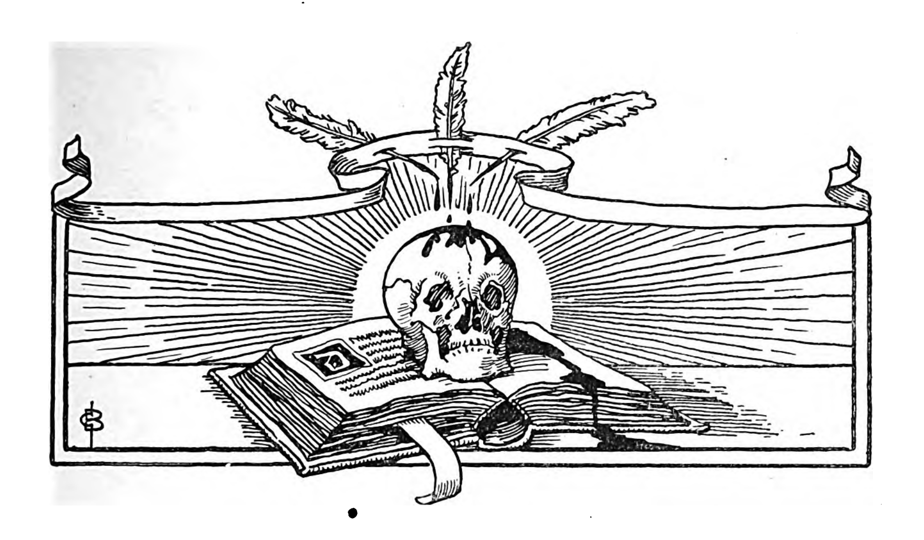
Marx Möller.

Das ist ein Zeichen unsrer Zeit:
Nun kommt der Heiland in die Mode;
Sie pinseln uns sein Erdenleid;
Sie ziehn Effekt aus seinem Tode;
In den Gemäldegallerie'n
Ist immer wieder er vertreten;
Sie „idealisieren“ ihn! — —
Wer aber weiß zu ihm zu beten?

Sie eilen hin von nah und fern;
Sie drängen sich im Bildersaale;
Sie spüren nicht den bittern Kern;
Sie freuen sich der bunten Schale;
Bald schmückt der Bilder bunter Hauf
Verstreut der reichen Leute Wände. — —
Wer hängt sein Bild im Herzen auf,
Daß es ihm Licht und Tröstung spende?

Hellenisch-schön, und weibisch-mild,
Dann wieder mystisch und verschroben,
So ist er nur ein schönes Bild,
Geschmack und Kunstsinn dran zu proben!
Es hilft euch nichts! Ihr werdet's sehn!
Auf Leinwand braucht er nicht zu schweben!
Im Herzen muß er auferstehn,
Und da euch Weg und Wahrheit geben!





In der Steppe.

Von

Maxim Gorjki.*)

Wir verließen Perekop in der allerschlechtesten Laune — hungrig, wie die Wölfe, und erbost auf die ganze Welt. Während voller zwölf Stunden hatten wir all unsere Talente erfolglos aufgeboten, um etwas zu stehlen oder zu verdienen, und als wir uns endlich überzeugten, daß uns weder das eine noch das andere glücken würde, beschlossen wir, weiter zu gehen. Wohin? Ueberhaupt — nur weiter.

Das war unser einmütiger Entschluß; aber wir waren auch bereit, in jeder Beziehung weiter zu gehen, weiter auf jenem Lebenswege, auf dem wir uns schon längst befanden. Das war schweigend von einem jeden unter uns beschlossen, und obgleich wir es nicht laut ausgesprochen hatten, so funkelte es doch hell in dem boshaften Glanze unserer hungrigen Augen.

Wir waren unser drei. Unlängst hatten wir uns kennen gelernt, als wir in Cherson, in einer Schenke am Ufer des Dnjepr, zusammengetroffen waren.

Einer von uns war Soldat eines Eisenbahnbataillons gewesen, dann — zeitweilig — „Wegeinspektor" einer der Weichsellandstraßen; ein rothaariger, muskulöser Mensch, mit kalten, grauen Augen; er konnte deutsch sprechen und verfügte über äußerst genaue Kenntnisse im Gefängniswesen.

Unser einer liebt es nicht, viel von seiner Vergangenheit zu reden, da immer mehr oder weniger triftige Gründe vorhanden sind, davon zu schweigen, und deshalb glaubten wir alle einander das Wenige, was wir von uns erzählten, wenigstens dem Anscheine nach. Denn innerlich glaubte ein jeder von uns sich selbst nicht mal so recht.

*) Vergl. die Besprechung auf S. 191.

Als unser zweiter Gefährte, ein vertrocknetes, kleines Kerlchen mit dünnen, skeptisch zusammengepreßten Lippen, von sich erzählte, daß er Student der Moskauer Universität gewesen sei, nahmen der Soldat und ich das als Faktum hin. In Wirklichkeit war es uns vollständig einerlei, ob er einst Student, Gerichtsdiener oder Dieb gewesen, — wichtig war für uns nur das eine, daß er im Moment unserer Bekanntschaft uns gleich war, daß er hungerte, wie wir, daß er sich in den Städten der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei, in den Dörfern der mißtrauischen Beobachtung seitens der Bauern erfreute, daß er die eine und die anderen mit dem Haß des machtlosen, gehetzten, hungrigen Tieres haßte, daß er von der einstigen allgemeinen Rache an allen und allem träumte — mit einem Wort, daß er seiner Lage nach König in der freien Natur und Selbstherrscher seines Lebens, seiner Stimmung nach einer der Unsrigen war.

Das Unglück ist der festeste Zement zur Vereinigung selbst einander entgegengesetzter Naturen, und wir waren alle von unserem Rechte überzeugt, uns zu den Unglücklichen zählen zu dürfen.

Der dritte war ich. Aus Bescheidenheit, die mir seit meinen frühesten Kindertagen eigen ist, werde ich kein Wort von meinen Vorzügen sagen, und um nicht naiv zu erscheinen, will ich von meinen Fehlern schweigen. Uebrigens, um wenigstens einiges Material zu meiner Charakteristik zu liefern, will ich bemerken, daß ich mich immer für besser als die andern gehalten habe, und daß ich mich dieser Beschäftigung auch heute noch erfolgreich widme.

Und so hatten wir Perekop verlassen und gingen weiter; für den heutigen Tag hatten wir die Steppenhirten im Auge, die man immer um ein Stück Brot bitten darf, weil sie durchziehenden Leuten diese Bitte selten abschlagen.

Ich ging neben dem Soldaten, der „Student" schritt hinter uns her. Auf seinen Schultern hing ein Ding, das an ein Jackett erinnerte; auf seinem spitzen, eckigen und glattgeschorenen Kopfe ruhte der Rest eines breitrandigen Hutes; graue, mit verschiedenfarbigen Flicken versehene Hosen umspannten seine dünnen Beine, an die Füße aber hatte er mit Hilfe eines Schnürchens, das er aus dem Futter seines Kostüms gedreht hatte, eine Fußbekleidung gebunden, die er aus einem am Wege gefundenen Stiefelschaft hergestellt hatte und „Sandalen" nannte. So ging er stumm hinter uns her, wirbelte schrecklichen Staub auf und funkelte mit seinen grünlichen, kleinen Augen. Der Soldat hatte ein Hemd aus Purpurkattun an, welches er sich, um seine Worte zu gebrauchen, „eigenhändig" in Cherson erworben hatte; über dem Hemde trug er eine warme, wattierte Weste, auf dem Kopfe eine Soldatenmütze von undefinierbarer Farbe, nach dem Militärreglement etwas auf eine Seite gesetzt; um die Beine flatterten breite Hosen, wie die Bootsleute sie tragen. Er ging barfuß.

Ich war auch barfüßig.

Wir gingen weiter, und um uns her dehnte sich nach allen Seiten in riesigem Umkreise die Steppe aus und lag, bedeckt von der blauen, sonnigen

Kuppel des wolkenlosen Sommerhimmels, wie eine große, runde, schwarze Scheibe vor uns. Der graue, staubige Weg durchschnitt sie wie ein breiter Streifen und brannte unsere Füße. Zuweilen gingen wir an scharf- und kurzhalmigen Stoppelfeldern vorbei, die eine eigentümliche Aehnlichkeit mit den lange nicht rasierten Wangen des Soldaten hatten.

Der Soldat ging und sang mit heiserem Baß:

„Und an deinem heiligen Tage singen wir dir und lo-o-ben dich."

Er hatte während seines Dienstes so etwas wie das Amt eines Vorsängers in der Bataillonskirche bekleidet und wußte eine unzählige Menge von Kirchenliedern, kurzen und langen Lobgesängen auf die Heiligen, eine Kunst, von der er jedesmal Mißbrauch machte, wenn unsere Unterhaltung aus irgend einem Grunde stockte.

Vor uns hoben sich vom Horizonte weich gezeichnete Schatten ab, deren einschmeichelnde Farben vom dunkeln Lila bis zum zartesten Rosa hinüberspielten.

„Das sind augenscheinlich die Berge der Krim," sagte der „Student" trocken.

„Berge?" rief der Soldat aus, „die hast du leider zu früh gesehen, Freund. Das sind Wolken — einfach Wolken. Sieh' mal, ganz wie Krausbeerenkompott mit Milch —"

Ich bemerkte, daß es im höchsten Grade angenehm wäre, wenn die Wolken in der That aus Kompott beständen. Das weckte mit einem Male wieder unseren Hunger und zu gleicher Zeit unsere kaum beherrschte Wut.

„Pfui Teufel!" wetterte der Soldat, indem er ausspie, „wenn uns doch eine lebendige Seele in die Hände fiele! Aber niemand — Wir werden wie die Bären im Winter unsere eigenen Tatzen saugen müssen."

„Ich sagte ja gleich, wir müßten uns zu bewohnten Ortschaften halten," bemerkte belehrend der „Student".

„Du sagtest 'gleich!" brauste der Soldat auf. „Dazu bist du ja auch ein Gelehrter, um so was zu sagen. Was giebt es denn hier für bewohnte Ortschaften? Weiß der Teufel, wo sie sind!"

Der „Student" preßte die Lippen zusammen und schwieg. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und die Wolken am Horizont spielten in den mannigfaltigsten, unbeschreiblichen Farben. Es duftete nach Erde und Salz.

Und von diesem angenehmen, trockenen Geruch wurde unser Appetit immer stärker und stärker.

Wir hatten eine sonderbare, unangenehme Empfindung, als ob an unseren Mägen etwas sog und zerrte. Es schien, als ob aus allen Muskeln des Körpers die Säfte irgendwo hinflössen, verdampften, und die Muskeln ihre lebendige Biegsamkeit verlören. Ein Gefühl stechender Trockenheit machte sich in der Mundhöhle und Kehle bemerkbar, im Kopfe drehte sich alles, und vor den Augen erschienen und verschwanden von Zeit zu Zeit dunkle Flecken. Zuweilen nahmen sie die Gestalt eines Stückes dampfenden Fleisches oder eines Laibes Brot an; die Erinnerung stattete diese „stummen Erscheinungen der Vergangen-

heit“ mit dem ihnen eigentümlichen Duft aus, und dann war es geradezu, als ob uns ein Messer im Magen umgedreht würde.

Wir setzten trotzdem unseren Weg fort, indem wir uns in der Beschreibung unserer Empfindungen ergingen und nach allen Seiten hin scharf ausspähten, ob nicht irgendwo eine Schafhürde zu bemerken oder das knarrende Geräusch des zweirädrigen Wagens eines Tataren zu hören sei, der Früchte auf einen armenischen Markt führte.

Aber leer und schweigend lag die Steppe vor uns da.

Am Vorabend dieses schweren Tages hatten wir drei zusammen vier Pfund Roggenbrot und ungefähr fünf Arbusen verzehrt, was in Anbetracht der vierzig Werst, die wir zurückgelegt hatten, für unseren Hunger wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein gewesen war, und nachdem wir uns auf dem Marktplatz zu Perekop zur Ruhe begeben hatten, waren wir heute Morgen vom Hunger geweckt worden.

Der „Student“ hatte recht gehabt, als er den Vorschlag gemacht, uns nicht schlafen zu legen, sondern uns im Laufe der Nacht zu „beschäftigen“; aber es ist nicht schicklich, in anständiger Gesellschaft von der beabsichtigten Vergewaltigung an dem Eigentumsrecht anderer laut zu sprechen, und ich schweige. Ich will nur der Wahrheit treu bleiben, aber nicht in meinem Interesse grob sein. Ich weiß, daß in unserer hochzivilisierten Zeit die Leute immer weichherziger werden und daß, wenn man seinen Nächsten an die Gurgel faßt mit der deutlichen Absicht, ihn zu erwürgen, man sich sogar bemüht, dieses mit der größten Liebenswürdigkeit zu thun und unter Beobachtung aller der Anstandsregeln, die diesem Falle angemessen sind. Die Erfahrung, welche ich an meiner eigenen Kehle gemacht habe, zwingt mich, diesen Fortschritt der Kultur zu bemerken, und mit dem angenehmen Gefühl der Ueberzeugung bestätige ich, daß sich alles in dieser Welt entwickelt und vervollkommnet. Insbesondere wird dieser bemerkenswerte Prozeß durch das jährliche Zunehmen der Gefängnisse, Schenken u. s. w. unterstützt.

Und so, indem wir unseren mageren Speichel hinunterschluckten und uns bemühten, durch eine freundschaftliche Unterhaltung die Schmerzen in unseren Mägen zu unterdrücken, gingen wir durch die öde, schweigende Steppe weiter, hinein in die rötlichen Strahlen des Sonnenunterganges, erfüllt von der vagen Hoffnung auf etwas, das kommen sollte, kommen mußte. Vor uns ging die Sonne unter, langsam in den weichen Wolken versinkend, die sie mit ihrem goldigen Schimmer freigebig schmückte; hinter uns aber und zu beiden Seiten erhob sich bläulicher Nebel von der Steppe zum Himmel, den Horizont verengend und uns immer näher umgebend.

„Nun, Brüder, sammelt Material zum Nachtfeuer,“ sagte der Soldat, indem er ein Stückchen Holz vom Wege aufhob. „Wir werden die Nacht in der Steppe zubringen müssen — bei dem Tau. Getrockneten Kuhmist, jedes Zweiglein, jedes Klötzchen — alles nehmt mit!“

Wir zerstreuten uns zu beiden Seiten des Weges und fingen an, Steppengras und alles brennbare Material zu sammeln. Jedesmal, wenn man sich herabbeugen mußte, fühlte man im ganzen Körper den unwiderstehlichen Drang, zur Erde zu fallen, unbeweglich liegen zu bleiben und von diesem schwarzen, fetten Boden zu essen, viel, bis zur Erschöpfung davon zu essen und dann einzuschlafen. Sei es auch, für immer einzuschlafen, nur vorher noch essen, kauen und fühlen, wie der warme, feuchte Brei durch die ausgetrocknete Kehle langsam in den hungernden, zusammengezogenen Magen hinabgleitet, der nur das eine heiße Verlangen hat, etwas in sich aufzunehmen.

„Wenn man doch wenigstens irgendwelche Wurzeln finden könnte," seufzte der Soldat. „Es giebt ja solche eßbaren Wurzeln."

Aber in der schwarzen, aufgeackerten Erde gab es keine. Die südliche Nacht brach schnell herein, und noch war der letzte Sonnenstrahl nicht verglüht, als am dunkelblauen Himmel schon die Sterne funkelten. Um uns her aber wogten und wallten die grauen Schatten, die endlose Weite der uns umgebenden Steppe immer mehr und mehr einengend.

„Brüder," sagte der „Student" mit halber Stimme, „dort links liegt ein Mensch."

„Ein Mensch?" wiederholte der Soldat zweifelnd. „Weshalb sollte der wohl da liegen?"

„Geh und frage ihn doch. Gewiß hat er Brot bei sich, da er sich in der Steppe niedergelegt hat," erklärte der „Student". Der Soldat blickte auf die Seite, wo der Mensch lag, dann spie er energisch aus und sagte: „Wir wollen zu ihm gehn!"

Nur die grünen, scharfblickenden Augen des „Studenten" hatten unterscheiden können, daß der dunkle Haufen, welcher sich ungefähr fünfzig Schritt vom Wege erhob, ein Mensch war. Wir waren schon nahe herangekommen, — der Mensch rührte sich nicht.

„Am Ende ist es gar kein Mensch," drückte der Soldat den in uns allen auftauchenden Gedanken verdrießlich aus.

Aber unser Zweifel wurde in demselben Augenblick zerstreut, denn der Haufen auf der Erde bewegte sich plötzlich, wuchs, und wir sahen, daß es — ein wirklicher, lebendiger Mensch war, der auf den Knieen lag und die Hand gegen uns ausstreckte.

Mit dumpfer, zitternder Stimme sprach er zu uns: „Kommt nicht näher — ich schieße!"

In der trüben Luft ertönte das kurze, trockene Knacken des Hahnes.

Wir blieben wie auf Kommando stehn und schwiegen einige Sekunden, verdutzt durch solch einen unliebenswürdigen Empfang.

„Solch ein frecher Kerl!" murmelte der Soldat mit Ausdruck.

„N — ja," sagte der „Student" nachdenklich. „Der reist mit einem Revolver — augenscheinlich ein Fisch, der Rogen hat."

„He!“ schrie der Soldat, der sich, wie es schien, zu etwas entschlossen hatte.

Der Mensch schwieg, ohne seine Stellung zu verändern.

„He — du! Wir werden dich nicht anrühren — gieb uns nur Brot — hast du welches? Gieb, Bruder, um Christi willen! ... Hol dich der Teufel, verfluchter Kerl!“

Die letzten Worte brummte der Soldat in seinen Bart.

Der Mensch schwieg.

„Hörst du?“ begann der Soldat wieder, zitternd vor Wut und Verzweiflung. „Gieb uns, sage ich, Brot! Wir werden nicht bis zu dir herankommen — wirf es uns zu!“

„Gut,“ antwortete der Mensch kurz.

Er hätte auch zu uns sagen können: — „meine teuren Brüder!“ und wenn er in diese drei christlichen Worte die heiligsten und reinsten Gefühle gekleidet hätte, sie würden uns nicht so erregt und in dem Maße wieder zu Menschen gemacht haben, wie dieses dumpfe und kurze: „Gut!“

„Fürchte uns nicht, guter Mann,“ sagte der Soldat mit einem weichen, süßen Lächeln auf dem Gesicht, obgleich der Mensch dieses Lächeln nicht sehen konnte, denn er war von uns durch eine Entfernung von wenigstens zwanzig Schritt geschieden.

„Wir sind friedliche Leute, — gehen aus Rußland nach Kuban ... unterwegs sind wir an Geld zu kurz gekommen ... haben alles verzehrt, was wir hatten ... und jetzt sind es schon zweimal vierundzwanzig Stunden, daß wir nichts gegessen haben —“

„Fang auf!“ sagte der gute Mann, indem er mit der Hand eine Bewegung durch die Luft machte. Ein dunkler Gegenstand flog herbei und fiel nicht weit von uns auf den Acker. Der „Student“ warf sich darauf.

„Noch einmal fang! noch einmal! Mehr habe ich nicht ...“

Als der „Student“ dieses originelle Almosen aufgehoben hatte, erwies es sich, daß wir im Besitze von ungefähr vier Pfund altbackenem Weizenbrot waren. Es war mit Erde beklebt und ganz hart. Ersterem Umstande schenkten wir keine Beachtung, letzterer erfreute uns aufs höchste. Altes Brot ist bedeutend nahrhafter als frisches, denn es enthält weniger Feuchtigkeit.

„So — so — und so!“ sagte der Soldat, indem er mit aufmerksamer Genauigkeit die Stücke verteilte. „Halt — das ist nicht ganz richtig, Gelehrter! Von deinem Brot muß man noch ein Stückchen abbrechen, sonst hat der andere zu wenig.“

Ohne ein Wort der Widerrede unterwarf sich der „Student“ dem Verluste eines Stückchens Brot im Gewichte von ungefähr fünf Solotnik (zwanzig Gramm); ich nahm es in Empfang und steckte es in den Mund.

Und dann fing ich an zu kauen, ganz langsam zu kauen, kaum die krampfhaften Bewegungen der Kinnladen beherrschend, die bereit gewesen wären, auch Steine zu zermalmen. Es gewährte mir einen fast schmerzhaften Genuß,

die hastigen Schluckversuche der Kehle zu empfinden und sie allmälich, tropfenweise zu befriedigen. Ein Bissen nach dem andern glitt warm und unsäglich und unbeschreiblich schmackhaft in den brennenden Magen, wo er sich, wie es schien, sogleich in Blut und Mark verwandelte. Eine sonderbare, stille und belebende Freude erwärmte das Herz in dem Maße, wie der Magen sich füllte, und mein allgemeiner Zustand war dem des Halbschlafes ähnlich. Ich vergaß diese letzten verdammten Tage des chronischen Hungers, vergaß meine Gefährten, die sich neben mir befanden, war ganz versunken in das Entzücken jener Empfindungen, die ich durchlebte.

Aber als ich die letzten Krümchen Brot von der flachen Hand in den Mund warf, fühlte ich, daß ich zum Sterben hungrig war.

„Dieser verfluchte Kerl da hat gewiß noch Fett oder gar Fleisch,“ knurrte der Soldat, der mir gegenüber auf der Erde saß und sich mit beiden Händen den Magen rieb.

„Natürlich, das Brot roch ja nach Fleisch. — Und Brot hat er wahrscheinlich auch noch“ — sagte der „Student“ und fügte leise hinzu: „Wenn er nicht den Revolver hätte —“

„Was für einer mag es wohl sein? was?“

„Wie es scheint, einer vom Volke Israel.“

„Solch ein Hund,“ bemerkte der Soldat.

Wir saßen in einer engen Gruppe zusammen und schielten dort hinüber, wo unser Wohlthäter mit dem Revolver saß. Von dorther drang zu uns weder ein Laut noch irgend ein Lebenszeichen.

Die Nacht verbreitete um uns her ihre dunklen Schatten. Todesstille herrschte in der Steppe — wir hörten gegenseitig unsere Atemzüge. Bisweilen ertönte irgendwoher das melancholische Pfeifen der Ziefelmaus. Die Sterne, die lebenden Blumen des Himmels, funkelten über uns ... Wir wollten essen!

Mit Stolz bekenne ich es — ich war weder schlechter noch besser als meine zufälligen Gefährten in dieser sonderbaren Nacht. Ich schlug ihnen vor, aufzustehn und zu diesem Menschen zu gehn. „Wir wollen ihn nicht anrühren, aber wir wollen alles aufessen, was er bei sich hat. Er wird schießen — nun so mag er! Von uns dreien wird nur einer getroffen werden, wenn überhaupt; und sollte einer auch angeschossen werden, so wird ihn eine Revolverkugel wohl kaum tödlich verwunden.“

„Gehn wir!“ sagte der Soldat, indem er auf die Füße sprang.

Der „Student“ erhob sich langsam.

Und wir gingen, fast liefen wir. Der „Student“ blieb hinter uns zurück.

„Nun, Gefährte!“ rief ihm der Soldat vorwurfsvoll zu.

Uns entgegen ertönte dumpfes Murmeln und das scharfe Geräusch des knackenden Hahnes. Da flammte Feuer auf; und nun knallte der Schuß.

„Vorbei!“ frohlockte der Soldat, der mit einem Sprunge neben dem Menschen war. „Wart nur, du Teufel, jetzt sollst du mal von mir kriegen.“

Der „Student" warf sich auf den Quersack.

Der „Teufel" aber fiel auf den Rücken, fuchtelte mit den Händen in der Luft, röchelte — und —

„Weiß der Teufel —" verwunderte sich der Soldat, der schon den Fuß erhoben hatte, um dem Menschen damit einen Tritt zu geben. „Ist er wirklich schon verendet? Du! was ist dir? He! hast du dich totgeschossen? was?"

„Fleisch und Kuchen und Brot ... eine ganze Menge!" ertönte die jubelnde Stimme des „Studenten".

„Nun, hol dich dieser und jener! komm meinetwegen auch um ... Und nun wollen wir essen, Freunde!" rief der Soldat. Ich nahm den Revolver aus der Hand des Menschen, der aufgehört hatte zu röcheln und unbeweglich da lag. Im Laufe steckte nur noch eine einzige Patrone.

Wir aßen wieder, aßen schweigend. Der Mensch lag auch stumm da und rührte kein Glied. Wir beachteten ihn weiter nicht.

„Brüder, habt ihr das alles wirklich nur um des Brotes willen gethan?" ertönte plötzlich eine heisere, zitternde Stimme.

Wir fuhren alle zusammen. Der „Student" verschluckte sich sogar, beugte sich zur Erde herab und fing an zu husten.

Nachdem der Soldat seinen Bissen hinuntergeschluckt hatte, fing er an zu schimpfen.

„Du Hundeseele, mögest du platzen wie ein vertrockneter Klotz! Werden wir dir vielleicht das Fell abziehen? was? Wozu haben wir es nötig? Kannst du nicht deinen dummen Rüssel halten, du Heide! Und da muß er sich noch mit einer Pistole bewaffnen und auf die Leute schießen, verfluchter Kerl, du!"

Er schimpfte und aß, wodurch sein Schelten sehr an Ausdruck und Kraft einbüßte.

„Wart' mal, wenn wir uns satt gegessen haben, wollen wir unsere Rechnung mit dir machen," versprach der „Student" boshaft.

Da ertönte in der Stille der Nacht heulendes Schluchzen, das uns erschreckte.

„Brüder, wie konnte ich denn wissen? Ich schoß, weil ich mich fürchtete. Ich komme aus Neu-Athon und gehe ins smolenskische Gouvernement — ach Gott, du gerechter! Da fängt das Fieber wieder an — sobald die Sonne untergeht — dies Unglück! Des Fiebers wegen habe ich auch Athon (ein berühmtes Kloster auf der Landenge von Kertsch) verlassen, beschäftigte mich dort mit der Tischlerei — ich bin Tischler — zu Hause habe ich eine Frau und zwei kleine Mädchen — drei Jahre, im vierten habe ich sie nicht gesehn. Eßt nur alles auf, Brüderchen, eßt!"

„Werden's besorgen, brauchst uns nicht zu bitten," sagte der „Student".

„Du lieber Gott! wenn ich gewußt hätte, daß ihr friedliche, gute Leute seid! — hätte ich dann überhaupt geschossen? Aber so — Brüder — rings umher die Steppe, Nacht — bin ich denn schuld? was?"

Er sprach und weinte, oder richtiger, gab ein klägliches, ängstliches Geheul von sich.

„Das ist mal ein Knauserer!“ sagte der Soldat verächtlich.

„N — ja, er muß Geld bei sich haben,“ erklärte der „Student“.

Der Soldat kniff die Augen zusammen, sah ihn scharf an und lächelte höhnisch.

„Du bist aber mal ein heller Kopf! — Wißt ihr was, nun wollen wir aber ein Feuer anmachen und uns schlafen legen.“

„Und er?“ erkundigte sich der „Student“.

„Nun, so hol' ihn doch der Teufel! Sollen wir ihn vielleicht braten? was?“

„Man müßte beinahe,“ nickte der „Student“ mit seinem spitzen Kopf.

Wir holten das gesammelte Brennmaterial heran und saßen bald um das Nachtfeuer. Ruhig und gleichmäßig brannte es in der windstillen Nacht. Wir neigten alle zum Schlaf, obgleich wir ganz gut noch einmal zu Abend hätten essen können.

„Brüder!“ rief uns der Tischler an. Er lag ungefähr drei Schritt von uns entfernt, und von Zeit zu Zeit schien es mir, als ob er irgend etwas vor sich hin murmelte.

„Nun?“ fragte der Soldat.

„Kann ich zu euch kommen — ans Feuer? Meine letzte Stunde ist gekommen — alle meine Knochen werden mir gebrochen — lieber Gott — ich sehe es ja, ich werde nicht bis nach Hause hinkommen —“

„Kriech her!“ entschied der „Student“.

Langsam, als fürchte er, eine Hand oder einen Fuß zu verlieren, bewegte sich der Tischler auf der Erde zum Feuer hin. Es war ein hochgewachsener, schrecklich magerer Mensch; alles an ihm hing und schlotterte, und die großen, trüben Augen drückten einen verzehrenden Schmerz aus. Sein vor Jammer verzogenes Gesicht war knochig und hatte sogar bei der Beleuchtung des Feuers eine gelblich erdfahle Leichenfarbe. Er zitterte am ganzen Körper und erweckte Mitleid und Verachtung zugleich. Seine langen, mageren Hände gegen das Feuer haltend, rieb er seine knochigen Finger, deren Gelenke sich welk und langsam zusammenbogen. Es war auf die Dauer unangenehm, ihn nur anzusehen.

„Warum siehst du so elend aus und gehst dabei zu Fuß? Bist du so geizig? was?“ fragte der Soldat verdrießlich.

„Man riet mir, fahre nicht übers Wasser, gehe lieber durch die Krim, die Luft, sagt man, ist da gut fürs Fieber. Aber ich kann nicht mehr gehn, ich sterbe, Brüder! Ich werde allein in der Steppe sterben, die großen Vögel werden mich zerhacken und niemand wird mich erkennen. Meine Frau — meine kleinen Mädchen werden auf mich warten — ich habe ihnen geschrieben — aber auf meine Gebeine wird der Steppenregen fallen — o Gott, o Gott!“

Sein jämmerliches Gewinsel klang wie das Geheul eines verwundeten Wolfes.

„Pfui Teufel!“ brauste der Soldat auf, indem er auf die Füße sprang. „Was heulst du? Kannst du uns nicht endlich in Ruhe lassen? Stirbst du schon? Nun so stirb, aber schweig wenigstens dabei... Niemandem bist du nötig! Schweig!“

„Gieb ihm eins auf den Schädel!“ schlug der „Student“ vor.

„Legen wir uns schlafen,“ sagte ich. „Und du, wenn du am Feuer liegen willst, dann höre wirklich auf zu heulen.“

„Hörst du?“ schrie ihn der Soldat wütend an. „Du denkst wohl, daß wir dich ungeheuer bemitleiden und uns mit dir dafür abmühen werden, daß du uns Brot und Pistolenkugeln entgegengeworfen hast? Dummer Teufel, du! Andere hätten schon — pfui —“

Der Soldat brach ab und streckte sich auf der Erde aus.

Der „Student“ lag schon. Ich legte mich auch hin. Der erschrockene Tischler zog sich wie ein Igel zusammen und starrte, näher zum Feuer rückend, schweigend in die Flamme. Ich lag links von ihm und hörte, wie seine Zähne aufeinanderschlugen. Rechts von ihm hatte sich der „Student“ niedergelegt und war, wie es schien, sogleich eingeschlafen, nachdem er sich wie eine Kugel zusammengerollt hatte. Der Soldat lag auf dem Rücken, schob die Hände unter den Kopf und blickte zum Himmel empor.

„Was für eine Nacht, nicht wahr? Sterne — in solcher Menge! und so warm —“ wandte er sich nach einiger Zeit an mich. „Und der Himmel — eine gestickte Decke, aber kein Himmel. Ich liebe, Freund, dieses Vagabundenleben. Man friert oft und hungert, dafür ist man aber auch sehr ungebunden. Du hast keinen Vorgesetzten über dir — selbst bist du deines Lebens Herr. Wenn's dir Spaß macht, beiß dir meinetwegen den Kopf ab, niemand darf dir deswegen ein Wort sagen. Ich habe diese Tage durchgehungert und war darum wütend — wenn schon! Aber jetzt liege ich hier, schaue in den Himmel, und die Sterne blinzeln mir zu, just als wollten sie sagen: recht so, Lakutjin, gehe, wohin du willst, über die ganze Erde, und unterwirf dich niemandem. N — ja, und so wohl ist mir jetzt ums Herz. Und du, wie fühlst du dich? he, Tischler! Sei schon nicht böse auf mich und fürchte nichts. Daß wir dein Brot aufgegessen haben, das schadet weiter nichts — du hattest Brot und wir hatten keines, so haben wir eben deins aufgegessen. Und du, wilder Mensch, feuerst auf uns Kugeln! Weißt du denn nicht, daß solche Kugeln dem Menschen schaden können? Habe mich vorhin sehr über dich geärgert, und wenn du nicht hingefallen wärst, ich glaube, Bruder, ich hätte dir für deine Frechheit den Puster ausgeblasen. Nun und was das Brot betrifft, — du wirst morgen nach Perekop kommen und dir da anderes kaufen. Geld hast du, das weiß ich. Hast du das Fieber schon lange?“

Noch lange tönte in meinen Ohren der Baß des Soldaten und die zitternde Stimme des kranken Tischlers. Die Nacht, eine dunkle, fast schwarze Nacht, senkte sich immer tiefer auf die Erde, und die Brust atmete mit Entzücken die frische, kräftige Luft.

Das Feuer verbreitete einen gleichmäßigen Schein und eine belebende Wärme. Die Augen schlossen sich, und im Halbschlummer schien es, als träte etwas vor sie und legte sich dann beruhigend und sühnend auf die Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Steh auf! Schnell! wir müssen gehn!"

Erschreckt öffnete ich die Augen und sprang hurtig auf die Füße, wobei der Soldat mir half, indem er mich heftig am Arm in die Höhe zog.

„Nun fix! Greif aus!"

Sein Gesicht sah finster und erregt aus. Ich blickte um mich.

Eben ging die Sonne auf und ihr goldiger Strahl lag auf dem blauen, unbeweglichen Gesicht des Tischlers. Sein Mund war geöffnet, die Augen, die weit aus ihren Höhlen getreten waren, starrten mit gläsernem, Entsetzen ausdrückendem Blick vor sich. Die Kleider auf seiner Brust waren zerrissen und er selbst lag in einer unnatürlich zurückgebrochenen Stellung. Der „Student" war nicht da.

„Nun, hast du dich satt gesehen? Komm, sage ich dir!" redete der Soldat eindringlich, indem er mich an der Hand fortzog.

„Ist er gestorben?" fragte ich, in der Morgenkühle zusammenschauernd.

„Natürlich. Wenn man dich erwürgt, wirst du auch sterben," erklärte der Soldat.

„Hat ihn — der ‚Student'?" fragte ich.

„Nun, wer sonst? Du vielleicht? Oder am Ende ich? N — ja, das ist dir ein Gelehrter. Der versteht es, mit einem Menschen geschickt umzugehn — und seine Kameraden ebenso geschickt in die Patsche zu bringen. Hätte ich das gewußt, ich würde diesen ‚Studenten' gestern umgebracht haben. Mit einem Hieb hätte ich ihn totgeschlagen. Krach! mit der Faust auf seinen Schädel, und ein frecher Kerl wäre auf Erden weniger gewesen. Verstehst du auch, was er gethan hat? Jetzt müssen wir schleichen, daß uns nicht ein einziges menschliches Auge in der Steppe erblickt, verstehst du? Heute wird man den Tischler finden und entdecken, daß er umgebracht und beraubt ist. Und sofort wird man auf unsereinen ein wachsames Auge haben — woher kommst du, Brüderchen? wo hast du die Nacht zugebracht? Nun, und so wird man uns eben fangen. Obgleich wir beide nichts haben — seinen Revolver habe ich hinters Hemd gesteckt. Spaß!"

„Wirf ihn fort," riet ich dem Soldaten.

„Soll ich?" sagte er nachdenklich. „Es ist eine wertvolle Sache — und vielleicht fängt man uns doch nicht. Nein, ich werfe ihn nicht fort — wer weiß denn, daß der Tischler eine Waffe bei sich hatte? Nein, nein, ich behalte sie. Drei Rubel wird sie wert sein. Eine Kugel steckt auch noch drin. He — wie ich diese selbe Kugel unserem lieben Kameraden ins Ohr jagen möchte! Wieviel Geld mag der Hund wohl zusammengerafft haben, was? Verfluchte Bestie!"

„Ja, und die beiden kleinen Mädchen des Tischlers," sagte ich.

„Mädchen? was für? — ach so, des Juden — nun, die werden auch so groß werden — uns werden sie so wie so nicht heiraten, von ihnen lohnt es nicht mal, zu sprechen. Laß uns schneller gehn, Bruder. Aber wohin?"

„Ich weiß nicht, es ist ja alles einerlei."

„Ich weiß es auch nicht, und weiß auch nur, daß alles einerlei ist. Gehn wir nach rechts — da muß das Meer sein."

Und wir gingen nach rechts.

Ich wandte mich noch einmal zurück. Weit hinter uns in der Steppe sah man eine kleine, von der Sonne bestrahlte Erhöhung.

„Du siehst wohl nach, ob er nicht aufgestanden ist? Fürchte nichts, der holt uns nimmer ein. Der Gelehrte, siehst du, der versteht es, mit solchen Schnürchen gründlich umzugehn. N — ja, ein guter Gefährte! der hat uns ordentlich in die Tinte gebracht! Ach, Bruder, die Menschen werden schlechter, von Jahr zu Jahr werden sie schlechter," sagte der Soldat traurig.

Schweigend und einsam breitete sich die Steppe, wie in goldigen Morgenschein getaucht, vor uns aus und vereinigte sich am Horizont mit dem Himmel, der so hell, freundlich und freigebig sein Licht auf uns herabstrahlte, daß jede dunkle, ungerechte That inmitten des unermeßlichen Raumes dieser freien Ebene, bedeckt von der blauen Kuppel des Himmels, ganz unmöglich schien.

„Aber essen möcht' ich mal, Bruder!" sagte mein Gefährte, sich aus Blättertabak eine Cigarette zusammenrollend.

„Was werden wir heute essen? und wo? und wie?"

Ein Rätsel!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Damit endete der Erzähler, mein Nachbar auf einer Pritsche im Krankenhause, seine Geschichte, indem er noch hinzufügte:

„Das ist alles. Ich befreundete mich sehr mit diesem Soldaten, und wir gingen bis nach Kars hinunter. Es war ein guter und sehr erfahrener Junge, der Typus eines russischen Landstreichers. Ich achtete ihn. Bis nach Kleinasien gingen wir zusammen und dort verloren wir einander."

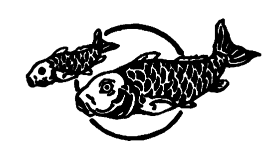
„Denken Sie noch zuweilen an den Tischler?" fragte ich.

„Wie Sie sehen — oder hörten."

„Nun und —? — Nichts?"

Er lachte.

„Sie meinen, was ich dabei empfinde? Ich bin nicht schuld an dem, was ihm passierte, ebensowenig wie Sie an dem schuld sind, was mir passierte. Es ist überhaupt keiner schuld" . . .





Modernes im Lichte Schillerscher Gedanken.

Von

Erich Schlaikjer.

Schiller hat das schlimmste Los gezogen, das ein Dichter überhaupt ziehen kann. Es existiert eine Pöbelausgabe von ihm, die in aller Händen ist, während seine wirklichen Schriften nur wenige kennen. Der junge Titan der „Räuber" ist von der Menge nicht gekannt; höchstens erzählt ein Handlungsreisender abends am Biertisch die Geschichte vom Ueberfall des Nonnenklosters, was ja unleugbar etwas, aber doch noch weniger als nichts ist. Der Denker der Prosaschriften wird nicht gelesen, sowenig wie man den Meister des politischen Dramas großen Stils begreift. Schiller ist ein Theewasserpoet, ein Idealist im Sinne eines Sekundaners, ein Vorläufer von Julius Wolf. Nein, lieber in der Erde bleiben, als so von der Menge durch die Gassen geschleift zu werden. Schillers Ruhm ist ein Adler, der zur Sonne fliegt. Aber seine Popularität ist ein zahnloses Hökerweib, das auf dem Markte sitzt und schwatzt und schachert. Und schwatzt und schachert.

Man wird vielleicht finden, daß die vorstehenden Worte vom Zorn dunkler gefärbt sind, als sich mit strenger Objektivität vereinigen läßt. Sie standen auch ursprünglich nicht in einer Abhandlung, sondern in einem Feuilleton, dem man eher zu viel als zu wenig Temperament zu gute halten kann. Wenn ich sie heute an den Anfang setze, geschieht es, weil sie die Meinung kennzeichnen, der die vorliegende Arbeit entsprungen ist. Man kann sich ohne Zweifel akademischer ausdrücken, als ich es gethan habe, aber man kann unter keinen Umständen bestreiten, daß die Art, wie unser Volk sich zu Schiller stellt, eine Schmach und eine Schande ist. Der Name Schillers ist auf aller Lippen, aber seine Werke sind nur in weniger Herzen. Die Schillerkenntnis ist weit verbreitet, aber sie ist ebenso seicht wie breit, ebenso oberflächlich wie populär. Ja, in der Flegelzeit des Naturalismus gab es sogar gewisse Litteraten, die das Urteil der halbgebildeten Menge unterstützten, indem sie es schwarz auf weiß wiederholten. Unseres Ermessens ist nun Schiller ein Dichter, dessen

nationale Bedeutung fast nicht überschätzt werden kann, ein Dichter, dessen Werke Schatzkammern bergen, in die man nur hineinzugreifen braucht, um reich zu sein. Und zwar: reich auch für unsere Zeit. Der „naive Idealist" Schiller erleuchtet mitunter durch ein blendendes Wort Abgründe, die auch in unserer Zeit gähnen. Der Blitz seines Gedankens schlägt mitunter in Institutionen, die auch wir hassen. Er schmiedet Waffen auch für unsern Kampf, Waffen so blank und scharf, daß alle entsetzt zurückweichen müssen, die ihn für einen „harmlosen" Poeten halten, der nie den Machthabern dieser Erde eine trübe Stunde bereitete. Auf diese Thatsachen gelegentlich hinzuweisen, halten wir für unsere Pflicht. Wenn wir uns heute mit den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" befassen, geschieht es weniger um der Briefe selbst willen, die ja jedem zur Lektüre offen stehen, als vielmehr um des Spiegelbildes willen, das aus ihnen von unserer Zeit und unseren Zuständen zurückstrahlt.

Der Gedankengang der Briefe ist — ich vermeide das heuchlerische „bekanntlich" — folgender. Schiller betont zunächst mit glühendem Temperament, daß der Mensch das unverlierbare Recht habe, den Naturstaat mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen. Dieser aber setze den sittlichen Menschen voraus, der noch gar nicht vorhanden sei. Es handle sich also darum, den sinnlichen Menschen, der ein Opfer seiner zügellosen Begierden sei, in einen Zustand der Vernunft und der Sittlichkeit hinüberzuführen. Dazu aber müsse man seinen Weg durch die Schönheit nehmen. Durch die Schönheit müssen wir zur Freiheit wandern, meint Schiller. Im ästhetischen Genuß ist der Mensch weder ein rein geistiges, noch ein rein sinnliches Wesen. Seine Sinne trinken die Schönheit und doch ist auch der Gedanke thätig. Die Kunst führt den Krieg gegen die gemeine Materie in den eigenen Grenzen der Materie. Sie veredelt die sinnliche Natur und erleichtert somit der geistigen die Herrschaft. Damit aber ist vom sinnlichen zum sittlichen Menschen eine Brücke geschlagen, die wir betreten müssen, weil es keine andere giebt. Von der Schönheit zur Sittlichkeit und von der Sittlichkeit zum Staat der Freiheit, oder in eine schlagende Formel gebracht: „durch Schönheit zur Freiheit!" —

Für uns Spätgeborene, die wir den Ausgang eines politisch sehr bewegten Jahrhunderts hinter uns haben, ist es nicht eben schwer, das Irrtümliche in Schillers Gedankengang zu erkennen. Viel schwerer war es schon, vor hundert Jahren in so glänzender und bedeutender Weise zu irren. Wir wissen, daß die politische Entwicklung philosophisch-ästhetischen Erwägungen nicht gehorcht. Wir haben gesehen, daß sie von bestimmten Interessen bestimmter Klassen bewegt wird und daß keine Klasse auf die sittliche Reife ihrer Individuen, sondern nur auf die Stunde der Macht wartet, um loszuschlagen. Es ist ein idealistischer Irrtum, durch die Kunst die historische Entwicklung entscheidend bestimmen zu wollen. Die Kunst kann nie Grundlage der Entwicklung sein; sie ist vielmehr ihre feinste Blüte. Wenn es der Menschheit überhaupt vergönnt ist, ins leuchtende Land der Schönheit zu kommen, muß

sie zuvor durchs Land der Freiheit wandern. Durch Freiheit zur Schönheit, ist die realistische Umkehrung der Schillerschen idealistischen Losung. — Irrte Schiller somit im Weg, den er der Menschheit anwies, so irrte er doch keineswegs im Ziel. Wenn man der wandernden Menschheit überhaupt ein Ziel zuweisen will, kann es nur in der feinsten Entfaltung des Menschentums bestehen. Der Mensch, so führen die Briefe aus, wird vom geistigen und vom sinnlichen Trieb bewegt. Ist er dem letzteren unterthan, herrschen seine Leidenschaften über seine Grundsätze und er fällt in den Stand der ungezügelten Wildheit zurück. Hat sich aber das Geistige in ihm nur behaupten können, indem es die Sinnlichkeit zerstörte, indem seine Grundsätze eine harte Schreckensherrschaft über seine Empfindungen antraten, dann ist aus dem Menschen ein Barbar geworden. Die Vollendung des Menschentums kann weder in dem einen, noch in dem andern Extrem zu suchen sein. Die Schreckensherrschaft des Sinnes und die Schreckensherrschaft des Geistes liegen gleichweit vom Ideal der Vollkommenheit. Der Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit muß in einer höheren Einheit aufgehoben werden, wenn der Mensch sein ganzes Wesen genießen soll. Wenn der Denker seinen Geist auf die Unendlichkeit richtet, entschwindet ihm der sinnliche Augenblick, und wer sich ausschließlich dem materiellen Genusse hingiebt, verliert den weiten Blick. In der Kunst aber berührt sich in geheimnisvoller Weise das Unendliche mit dem Endlichen; Geist und Sinnlichkeit gehen eine glückselige Vermählung ein, indem der Gedanke die Anschauung durchleuchtet. In der künstlerischen Stimmung ist der Mensch weder geistiges noch sinnliches Wesen. Vielmehr ist er das eine und das andere und somit vollendet sich — mit seiner Glückseligkeit — zugleich sein Menschentum. Wenn also überhaupt eine Menschheit möglich ist, ist sie es nur in der Schönheit, denn nur hier entfaltet sich das ganze Wesen des Menschen zur feinsten Blüte. Es grassiert heute — besonders unter den Männern — eine Geistesrichtung, die nur „praktische" Dinge zu schätzen weiß. Der Nutzen ist, um mit Schiller zu reden, das große Ideal der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage aber hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht. Man ist im besten Falle geneigt, die Schönheit als einen vornehmen, häufig genug als einen weibischen Luxus anzusehen. Demgegenüber ist vielleicht der Hinweis erlaubt, daß die Schönheit eine Menschheit geradezu erst möglich macht, was am Ende ein kulturelles Verdienst ist, das mit der Erfindung einer neuen Maschine den Vergleich aushalten kann. Jede Form des staatlichen Zusammenlebens empfängt schließlich ihre Kritik von dem Grade, in dem sie den Individuen gestattet, volle und vornehme Menschen zu sein. Jede neue Macht, die ans Ruder kommt, muß schließlich auf diesem Gebiete ihren kulturellen Wert erweisen. Da nun aber ein volles Menschentum nur in der Schönheit möglich ist, so spricht freilich in der Politik die Schönheit zwar nicht das erste, wohl aber das letzte Wort. Bornierte Parteigeister mögen irgend einen Paragraphen ihrer Glückseligkeits-

theorie immerhin für wichtiger halten, als Goethes Gedichte. In Wirklichkeit ist die Lyrik Goethes auch politisch ein Faktor, der mehr bedeutet, als sämtliche Abgeordnete des deutschen Reichstags zusammen. In unsern Tagen, in denen die Politik die breite Oeffentlichkeit beherrscht, wollen wir diesen Gedankengang, für den wir Schiller in Anspruch nehmen können, doch lieber nicht vergessen. Ein Politiker, der die Kunst nicht zu schätzen weiß, beweist, daß er die politische Meisterschaft auch nicht einmal zu ahnen vermag. Freilich auch das Umgekehrte ist ein Zeichen kleiner Geister. Die „symbolistischen“ Herren, die sich in kleine Konventikelchen zurückziehen und dort das Leben im allgemeinen und die Politik im besondern verachten, sind durchaus gleichwertige Geistesgenossen der engen Parteibanausen, die durch irgend ein Programm ihre geistige Freiheit verloren haben. Auch dieser ästhetischen Beschränktheit gegenüber dürfen wir uns auf Schiller berufen, der, obwohl doch auch ein Dichter sozusagen, den Bau einer wahren politischen Freiheit das „vollkommenste aller Kunstwerke“ nannte. Allerdings wird der Bau in letzter Instanz von der Schönheit sein Urteil empfangen (eben darum nannte ihn Schiller ein „Kunstwerk“), aber wir dürfen wirklich nicht vergessen, daß politische Kraft und politische Intelligenz ihn erst errichten müssen. Nur kleine Dichter werden schmähsüchtig und neidisch die „leidige Politik“ begeifern, und nur kleine Parteiführer können vergessen, daß beim Rüstfest ihres politischen Baus schließlich doch die Kunst den Kranz hergeben muß. Die Kunst, in der allein sich das menschliche Wesen entfaltet, und die Politik, die dem menschlichen Wesen die materiellen Lebensbedingungen geben will, gehören zusammen, wie Ziel und Weg. Der Politiker, der das Ziel nicht sieht, ist kurzsichtig in des Wortes buchstäblicher Bedeutung, und der Dichter, der den Weg mißachtet, ist ein verschrobener Narr.

Am tiefsten ergreift Schiller den modernen Leser da, wo er den Charakter seines Zeitalters schildert. Es ist ein Riesengemälde unserer Zeit, das er entrollt. Mit dem Glanze der Darstellung verbindet sich hier eine fast unerhörte Macht der Gedanken. Nachdem Schiller ausgeführt hat, wie die unteren Klassen seiner Zeit die Merkmale der Verwilderung zeigen, fährt er fort:

„Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Degeneration des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sei; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohn wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt.“

„Die Verderbnis, durch Maximen befestigt“ — wie ein Blitz erleuchtet das Wort die Situation, in der wir leben. „Die Aufklärung des Verstandes“

scheint in der That nur den Zweck zu haben, das Gewissen durch mehr oder weniger blendende Philosopheme zu beruhigen. Jeder Schurke, der kalt und herzlos eine Mädchenblüte zertritt, meint heute achselzuckend, daß er sich eben „ausleben" müsse, und wenn er um seiner Karrière willen zum Lumpen wird, posiert er vor dem Spiegel einer gefälligen Philosophie als „Uebermensch", der gewöhnliche menschliche Rücksichten erbarmungslos niedertrat. Die Damen der Finanzaristokratie brechen die Ehe nicht etwa aus schnöder Genußsucht, sondern sozusagen unter höheren Gesichtspunkten, beispielsweise weil ihr Mann sie nicht „versteht" und den besten Teil ihres Wesens, ihr „eigentliches Ich" verkümmern läßt. Die Philosophie hat Karrière gemacht, sie ist eine sehr zuvorkommende Person geworden, die gern zwei Liebenden eine bequeme Gelegenheit verschafft. Die moderne Verderbnis lächelt über die naive Roheit, die ihren Begierden die Zügel schießen läßt und im Taumel zum Tier wird. Die moderne Gesellschaft ist in ihrem besonderen Sinne zivilisiert. Sie weiß, daß man sich in gewissen Fällen nicht betrinken, sondern nur leicht berauschen darf. Sie weiß, daß die Sünde in nacktem Zustande nichts ist, daß sie ihren prickelnden Reiz vielmehr erst dann erhält, wenn sie mit ästhetischem Raffinement geschmückt wird. Sie hat allerdings, wie der „naive Idealist" Schiller so scharf und treffend sagt, ihre Verderbnis durch Maximen befestigt. Sie hat das Laster in ein feines System gebracht und hat ihre Genußmoral zu einer blitzenden und blinkenden Philosophie „entwickelt". Natürlich hat sie das nicht thun können, ohne die wirklichen Güter der Seele preiszugeben. „Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl." Das schreibt nicht etwa ein Mann, der im Tiergartenviertel sorgfältige Studien gemacht hat; das schreibt Schiller, der zwar das moderne Berlin nicht kannte, wohl aber die Psychologie der Verderbnis, die sich in der deutschen Hauptstadt breit macht. Auch eine bestimmte Presse dieser Hauptstadt hat er vorgeahnt. Auf die Antike zurückblickend, sagt er: „Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet". Man lese einmal gewisse Blätter, und man wird die Charakteristik Schillers fast als ein chronologisches Wunder empfinden. Die „Briefe" erwägen dann weiter, wie ihre Zeit in einen so tiefen Gegensatz zum klassischen Griechentum kommen konnte, zu jener freundlichen Kultur, die zugleich „voll Form und voll Fülle", zugleich „philosophierend und bildend", zugleich „zart und energisch", war. Sie kommen zu dem Resultat, daß die Kultur selbst den Gegensatz hervorgerufen hat. Die griechische Kultur hatte eine Höhe erreicht, die sich nicht übertreffen ließ, auf der sie aber auch nicht beharren konnte. Sollten die menschlichen Kräfte noch mehr gesteigert werden, dann mußte man sie vereinzeln; dann mußte man einer einzelnen Kraft gestatten, sich auf Kosten der übrigen, also auf Kosten der Harmonie übermäßig zu entwickeln. „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres

Geistes in einem Brennpunkt sammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie in künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint." Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, heißt es an anderer Stelle, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzusetzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man noch auf dem Wege zu dieser.

Wir sind noch auf dem Wege. Auch hier gilt wiederum für unsere Zeit, was Schiller von der seinigen sagt. Ja, es gilt sogar in erhöhtem Maße. Die Zerstörung der harmonischen Persönlichkeit durch sozusagen mechanische Ausbildung einzelner Kräfte hat in unseren Tagen grauenhafte Fortschritte gemacht. Nicht nur in den Fabriken müssen die Arbeiter eine Fertigkeit und nur eine in schwindelndem Maße entwickeln, auch in den Schreibstuben der Verwaltung, auch in den Arbeitszimmern der Gelehrten, auch im Parlament, auch in der Litteratur ist es nicht anders. Ewig bleibt der Mensch, wie Schiller sagt, an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt; ewig hat er nur das eintönige Geräusch des Rades im Ohr, das er umtreibt. Was dabei aus seinem Menschentum wird und werden muß, lesen wir klar in diesen Worten:

„Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht; wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memoria, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgiltig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Versicherung des Verstandes zu gute hält; wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenso großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüts vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht; aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze starke Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf sein, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfnis des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen wird (und wer kann ihm unrecht geben?), seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu teilen."

Und dann an einer andern Stelle:

„Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen,

daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältnis stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer notwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müssiggange, seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte."

Wir sind die Knechte der Menschheit gewesen. Soweit es uns nicht gegeben ist, in der Kunst das verlorene Paradies unseres Menschentums wiederzufinden, sind wir die Knechte der Menschheit. Ganze Generationen können — wie der Einzelne — von der Sonne des Glücks verlassen werden. Im Leben der Völker — wie in dem des Einzelnen — giebt es schwere Stunden, in denen man härter am Leben trägt als sonst. In der Periode des historischen Niedergangs scheint die Sonne nicht so freundlich, wie in den Tagen des fröhlichen Aufstiegs oder gar in den Zeiten der ruhigen Blüte. Es giebt ganze Geschlechter, die verurteilt sind, am Wege zu sterben, und wir sind ja erst auf dem Wege. Auf dem Wege zur Kultur.

Freilich: inmitten all der politischen Verderbnis, die das harmonische Individuum vernichtet und den Staat zu einem komplizierten Räderwerk gemacht hat, hat sich, wie gesagt, eine Quelle rein erhalten. Es giebt noch immer einen stillen und tiefen See, in dem wir uns rein und frei baden können. Schiller kennt ihn und zeigt ihn. Die Worte, mit denen er es thut, mögen diese Zeilen beschließen.

„Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Namen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."





Das zweite Gesicht.

Skizze von Louise Schulze-Brück.

Auf das hastende, drängende Menschengewoge der Großstadt senkt sich die Dämmerung. — Nicht die sänftigende, ruhevolle, friedeatmende Dämmerung, welche dort zur Erde kommt, wo Mutter Natur allein sie empfängt. — In dem kribbelnden Ameisenhaufen Großstadt scheint mit dem Aufflammen des elektrischen Lichtes, mit dem Aufblitzen der tausend Schaufensterflammen alles noch hastiger, noch aufgestörter durcheinander zu wimmeln, als beim Tagesschein. — Selbst der Mond, der draußen über den schwarzen Wäldern und den ruhenden Fluren so still und so golden leuchtet, hängt über den himmelhohen Steinpalästen dunstig, rotglühend, wie eine jener bunten Lampen, die über verhängten Kneipenfenstern den Weg zeigen zu zweifelhaften Mysterien.

In einem der großen Schaufenster ist alles aufgehäuft, was den Gaumen erfreuen kann.

Lichtfunken spielen auf dem braungoldenen Gefieder der in ganzen Bündeln aufgehängten Fasanen; seltene Gemüse locken aus flachen Körben; Pasteten, feine Fleischwaren sind aufgestapelt, herrliche Pfirsiche, wundervolle Erdbeeren leuchten verführerisch aus ihrer sorglichen Wattepackung! — Ein seltsam gemischter, weichlicher Geruch kommt aus der offenen Thür und strömt von den Behältern mit Fischen und Geflügel. —

Nachlässig überlegend steht ein geputztes Weib vor all den Herrlichkeiten. Pfirsiche möchte sie vielleicht gerne essen? — Oder auch Erdbeeren? — Aber Erdbeeren gab es erst gestern! — — —

Ihr Kleid, das so eng anliegt wie ein Handschuh, ist von einem grellen rötlichen Blau und das kostbare Pelzwerk über der knappen Jacke von einem aufdringlichen Gelb. — Auf ihrem aufgeschlagenen Hute nicken die Federn herausfordernd, und die große Schnalle, die sie hält, blitzt zu funkelnd im Gaslicht. — Und ein wenig zu rosig ist auch die Farbe ihrer Wangen, ein wenig

zu weiß der ganze Teint, — — ein wenig zu dunkel und zu rein gezogen die Linien der Brauen und der feine dünne Strich um ihre Augenwimpern. — Ihre seidenen Unterkleider rascheln, wenn sie sich bewegt, und ein starker Duft strömt von ihr aus. —

Pfirsiche oder Erdbeeren? — — —

Ein lebendes Fetzenbündel drängt sich an sie heran und streift ihre Röcke, daß die Seide knistert. Ein armseliges frierendes Weib in niedergetretenen Schuhen, in zerschlissenem Rock und mottenzerfressenem Pelzmantel. Auf dem Kopfe sitzt ein grotesker Hut mit fuchsigen Federn, zerlumpten Spitzen und zerknautschten Blumen. Der Schein der Lichter zeigt das grelle Rot auf ihren Backenknochen, den dicken schwarzen Strich, der ihre Augen umrändert, und die grellroten Lippen in dem verwüsteten Gesicht. Und ein böser Blick sticht aus den tiefliegenden Augen nach dem seidenraschelnden, duftenden weiß und roten Weibe. —

Die andere fühlt den Blick. Sie wendet sich um und starrt das Fetzenbündel an. Und unter dem Rot und Weiß ihrer Wangen erbleicht sie langsam und ihr Blick gleitet furchtsam über die menschliche Ruine neben ihr! Vor ihren Augen zerrinnt die Gegenwart, und sie schaut mit einem gräßlichen Angstgefühl, das ihr die Kehle zuschnürt, in eine Zukunft, die kommt, — langsam, — unaufhaltsam, und die Gestalt annimmt in diesem elenden, verkommenen, hungernden Weibe. — — — — — — — — — — — — — —

Sie rafft ihr Kleid zusammen, flüchtet mit hastigen, ungleichen Schritten und taucht unter in den Lärm der Straße. — — —



Ende vom Lied.

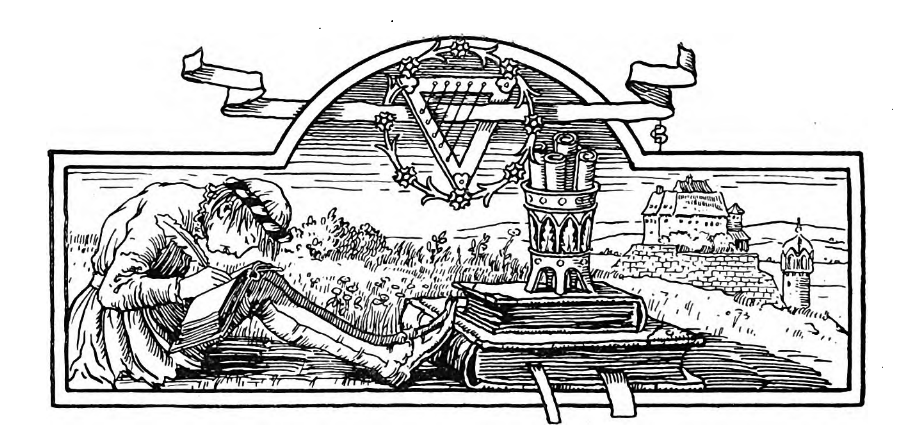
Von

Reinhard Volker.

Ein Wagen rollt zum Thor hinaus,
Ihn schmückt kein Kreuz, kein Blumenstrauß.
Die Krähe kreischend mit ihm zieht,
Der Kutscher pfeift ein schlechtes Lied.
„Halt an! — hinab! — nun schaufelt zu!
Nun hat die liebe Seele Ruh!“

Doch wie der Lenz im Lande geht,
Der Südwind um den Hügel weht,
Auch über ihm die Veilchen blühn,
Und Unkraut wuchert hoffnungsgrün,
Auch über ihm, von Licht umbebt,
Der Falter schwebt.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

„Meine teuerste Klotilde —"

„Ach Ludmilla —"

„Nein, wie ich mich freue, wie ich mich freue, meine teuerste Klotilde, dich einmal wiederzusehen!"

„Hm — na, wie geht es dir eigentlich?"

Die beiden Damen umarmten sich und küßten einander auf die Wange, einmal rechts und einmal links mit jener Vorsicht, wie sie Menschen anzuwenden pflegen, die nicht mehr ausschließlich über eigene Zähne gebieten.

Es war auf dem Bahnhofsperron zu Hamburg. Die eine der beiden Damen, klein und komplett, in vollständig schwarzem Kostüm, mit weißem Kragen und Manschetten und einem großen, goldenen Kreuz auf der Brust, war das Freifräulein Klotilde von Grütz, Aebtissin des adeligen Damenstiftes zu Tramm. Sie hatte ein majestätisches Gesicht, auf dem sich der volle Glanz ihres tadellosen Stammbaumes wiederspiegelte, und dessen derbe, gesund gefärbte Züge eine große Herzensgüte, aber auch eine gewisse cholerische Reizbarkeit wiederspiegelten.

Die andere Dame, lang und dürr, war ebenfalls schwarz, aber mit höchster Eleganz gekleidet; sie hatte einen schleppenden, schleichenden Gang und ein schmales, blasses, durch den ungeheuren Mund in zwei ungleiche Hälften geteiltes Gesicht, dem ein paar farblose, stets zu Thränen bereite Augen einen überaus sanften und demütigen Ausdruck verliehen. Es war die verwitwete Gräfin Ludmilla Retzau, geborene Bärenburg.

Die beiden Damen waren von ihren Jugendtagen an innig miteinander verfeindet und sahen sich seit zehn Jahren zum erstenmal.

Die Gräfin hing sich an den Arm der Aebtissin. „Darf ich dir nicht dein Täschchen tragen, liebste Klotilde?"

„Ach was, Unsinn — und außerdem ist die Liesa dazu da." Sie wandte sich nach einem hübschen, jungen Mädchen um und reichte ihm die Tasche.

„Meine Nichte, Liesa Grütz," sagte sie, „unser jüngstes Stiftsfräulein — macht noch lauter Dummheiten."

Liesa verzog keine Miene, aber in ihrem reizenden Gesichtchen schienen unter der ehrbaren Decke tausend Schelme ihr Wesen zu treiben.

„Wo willst du denn hin?" fragte die Aebtissin in ihrer unwirschen, herrischen Art die Gräfin.

„Ich folge einer Einladung meines Vetters Plettenberg nach Dersentin."

„So! Na, da fahren wir ja bis Bockhorn zusammen. Aber du fährst natürlich erster?"

Die Gräfin kroch vor Demut förmlich in sich zusammen. „Allerdings, ich glaubte es Plettenberg schuldig zu sein. Du weißt ja, Klotilde, wie anspruchslos ich für meine Person bin —"

„Na, laß nur, du hast es ja dazu," unterbrach sie die Aebtissin, und ihr Antlitz färbte sich um eine Nuance tiefer.

„Du wirst mir doch erlauben, in dein Coupé zu steigen, Tildchen?"

„Oh, mit Vergnügen."

Die Damen hatten sich einem Zuge genähert, vor dem der Schaffner unbeschäftigt auf und nieder schritt.

„Ist das der Zug nach Tramm?"

„Zu Befehl, Frau Aebtissin, aber die Damen haben noch 15 Minuten Zeit, der Zug rangiert erst."

„Ist egal, wir können doch wohl einsteigen? — Ich habe mörderlichen Hunger und möchte frühstücken."

Der Schaffner öffnete diensteifrig das Coupé, und die Aebtissin, ohne sich darum zu kümmern, wo die Freundin blieb, setzte sich bequem in die Ecke nach vorwärts. Die Gräfin kauerte sich mit wehmütig hängenden Mundwinkeln auf dem Rücksitz zusammen, und Liesa nahm ihr gegenüber in der andern Ecke Platz.

„Hast du den Pomeranzen, Liesa?" fragte die Aebtissiin.

„Ja, Tante."

Ein dickbäuchiges Fläschchen und ein silbernes Becherchen kamen zum Vorschein. Die Aebtissin leerte das Becherchen zweimal und sagte dann mit großer Freundlichkeit: „Du trinkst wohl keinen Pomeranzen, Ludmilla?"

„Wenn du erlaubst, nein," sagte die Gräfin zusammenschauernd.

„Konnt' ich mir denken! Du ziehst Pomery greno vor! Aber wie denkst du über eine Butterstulle? Auch nicht? Hast natürlich schon warm ge-

frühstückt! Ja, du verstandest es immer, zu leben." Sie breitete eine weiße Serviette, die ihr Liesa reichte, über den Schoß und begann zu essen.

„Und nun, liebes Klotildchen," begann nach einer Pause die Gräfin, „wie ist es dir ergangen? Du siehst prächtig aus! Ja, du hast die Ruhe, das schöne, gleichmäßige, beschauliche Leben in deinem Kloster —"

„Ich bitte dich, Ludmilla," versetzte die Aebtissin gereizt, „rede mir nicht von Beschaulichkeit. Du weißt nichts von Beschaulichkeit. Du reisest in der Welt umher und lässest den lieben Gott einen guten Mann sein. Ich aber habe nichts als Aerger."

„Aber, liebes Tildchen, wie mir das leid thut!"

„Nichts als Aerger, seitdem dieser neue Klosterpropst da ist. Das ist auch so einer, der auf dem Eigenen abgewirtschaftet und zum Lohn dafür die fette Pfründe davongetragen hat. Gleich als er zum erstenmal bei mir war, hab' ich ihn erkannt. Wollte auch von meinem Pomeranzen nichts wissen — ‚Wie können Sie solches Zeug trinken!' sagt' er. Fährt auch nur erster Klasse! Na, ich durchschaute ihn gleich und bei Jochen Demant kam's denn auch zu Tage."

„Jochen Demant?" fragte die sanftmütige Gräfin, während Liesa ihr Antlitz nach dem Fenster kehrte, wahrscheinlich, weil die Schelme unter der Decke zu sehr zu rumoren begannen, vielleicht auch, weil seit einigen Sekunden ein bildschöner, hochgewachsener Herr in grauem Reiseanzug neben dem Zuge auf und nieder schritt.

„Sieh mal, meine beste Ludmilla," sagte die Aebtissin, die ihr erstes Brötchen verzehrt hatte und nun nach dem zweiten griff, „ich habe mich nicht zur Aebtissin gemacht, wenn ich aber mal Aebtissin bin, so wirst du mir zugeben müssen, daß ich im Stift eben die Erste bin."

„Zweifellos, liebe Klotilde."

„Nun, und dann brauche ich es mir auch nicht gefallen zu lassen, daß meine Kuh zuhinterst an der Krippe steht. Siehst du, eines Tages kommt die Bolten, meine Kammerfrau, und sagt: ‚Frau Aebtissin, unsere Kuh steht ganz hinten im Stall.' Du weißt, wir Damen halten uns unsere eigenen Kühe. Nun, das war doch unerhört! Also ich lasse mir den Jochen Demant, den Kuhhirten, kommen und bedeute ihn: ‚Das wird anders gemacht, mein Lieber, die Frau Aebtissin geht den übrigen Damen voran, folglich geht auch die Kuh der Frau Aebtissin den übrigen Kühen voran.' Das geschieht denn auch. Aber am andern Morgen kommt die Bolten wieder und sagt: ‚Frau Aebtissin, unsere Kuh hat was am Schwanz.' ‚Was hat sie denn am Schwanz?' sag' ich. ‚Ein Brett,' sagt sie. ‚Ein Brett?' sag' ich. ‚Ja,' sagt sie, ‚und da steht was drauf.' ‚Was steht denn drauf?' sag' ich. ‚Ja,' sagt sie, ‚da steht drauf: Diese ist die Frau Aebtissin!' — Hast du schon je so was erlebt, Ludmilla?"

Die Gräfin schüttelte den Kopf und ihre tief herabgezogenen Mundwinkel drückten ihren unaussprechlichen Abscheu aus.

„Ich lasse mir also“, fuhr die Aebtissin fort, „den Herrn Klosterpropst kommen und erzähle ihm die Sache. Was thut er? Er lacht. Er sagt, der Kerl hätte es in völliger Dummheit und Unbefangenheit gethan, um die Kuh besser herauszukennen. ‚Gewiß,‘ sage ich, ‚Dummheit muß sein, aber, mein Herr Propst, die Dummheit hat auch ihre Grenze, wo sie auf einem Punkte anlangt, da sie Prügel verdient. Und da die Prügelstrafe, leider Gottes, abgeschafft ist, so verlange ich, daß Jochen Demant sofort weggejagt wird.‘ Meinst du, daß er's thut? In Oekonomiesachen hätte er zu bestimmen, sagt er. Und der Kerl ist noch heute im Dienst.“

„Gräßlich!“ sagte die Gräfin.

„Und dabei“, fuhr die Aebtissin, das dritte Brötchen vornehmend, fort, „thut dieser Mensch, dieser Herr Propst, als wäre nichts zwischen uns vorgefallen. Ich ignoriere ihn natürlich, ich erstarre zu Eis, wenn er in meine Nähe kommt, aber er giebt sich den Anschein, als bemerkte er das nicht, lacht, scherzt, ist die Höflichkeit und Beflissenheit selbst. Neulich, wie er von der Schnepfenjagd kommt, begegnet er mir auf der Chaussee: ‚Alle Wetter, Frau Aebtissin, ist das heute kalt; ich glaube, heute könnte ich selbst Ihren Pomeranzen vertragen.‘ — Was lachst du, Liesa?“

„Ach, Tante — ich — da geht ein so komischer Herr am Zuge auf und nieder.“

„Nun, so sieh hierher und nicht aus dem Fenster!“ sagte die Aebtissin streng. Sie nahm das vierte Brötchen. Von der Vorschrift moderner Höflichkeit, mit kauendem Munde nicht zu sprechen, emanzipierte sie sich und fuhr fort: „Was aber allem die Krone aufsetzt, Ludmilla, dieser Mensch hat es gewagt, sich an der Ehre unserer Familie zu vergreifen.“

„Unmöglich!“ sagte Ludmilla.

„Du kennst doch“, sagte die Aebtissin, immer kauend, „die ruhmvolle Tradition unseres Geschlechtes von dem Kurfürsten Kasimir? Der Kurfürst hatte mindestens ein Dutzend Grütze im Dienst, sie bekleideten die höchsten Aemter im Staat und bei Hof. Das mußte natürlich den Neid und die Abgunst der Menschen erregen, und man redete allerlei Uebles von der Familie. Aber der Kurfürst stellte ihnen ein glänzendes Ehrenzeugnis aus. Als einer der Grütze seine beiden Söhne an den Hof brachte, damit sie ins Pagencorps eintreten sollten, da legte der Kurfürst den Jünglingen die Hände auf die Schultern und sagte: ‚Mehr Grütze!‘ Er wollte damit sagen, daß er von dieser edlen Familie gar nicht genug um sich haben konnte.“

Die Gräfin nickte sanft und demütig.

„Nun fällt es“, fuhr die Aebtissin fort, „dem Herrn Klosterpropst vor vierzehn Tagen etwa ein, einen Ball zu geben. Ich bitte dich, schickt sich das? Ein Ball für einen Klosterpropst? Ein Ball, wo die Damen alle ausgeschnitten sind bis — na, ich weiß nicht wie weit? — Apropos, Ludmilla, du gingst früher auch gern dekolletiert, du hättest es nicht thun sollen, du hattest viel zu magere Schultern und viel zu dünne Arme.“

Die Gräfin verlor etwas von ihrer Sanftmut und ihre Augen begannen zu glitzern. „Liebe Klotilde" —

„O, laß nur," sagte die Aebtissin ruhig, „du bist ja nun über die Zeit hinaus. Aber von meinen Stiftsdamen waren die jüngeren — Liesa natürlich an der Spitze! — fuchswild. Sie wollten auch dekolletiert erscheinen. Aber da stemmte ich mich dagegen. Das war keine Oekonomiesache, und da habe ich denn auch mein Stück durchgesetzt. Sie mußten in hohen Kleidern gehen."

Sie hatte ihr Frühstück beendet, schüttelte die Serviette zum Coupéfenster hinaus und gab sie Liesa zur Verwahrung. „Auf diesem Ball", hob sie wieder an, — ich war natürlich nicht hingegangen — kam nun auch die Geschichte vom Kurfürsten Kasimir aufs Tapet. Und denke dir, was der Herr Klosterpropst sich da herausnimmt! Er sagt, die Geschichte verhielte sich etwas anders. Als nämlich, sagt er, die beiden letzten Grütze auch noch bei Hof angekommen wären, da wäre dem Kurfürsten die Sache über geworden. Und er hätte den beiden Junkern nicht die Hände auf die Schultern gelegt, sondern hätte ihnen mit dem Finger gegen die Stirnen getippt. Und dabei hätte er auch nicht gesagt: ‚Mehr Grütze!' mit dem langen ü, sondern ‚Mehr Grütze!' mit dem kurzen ü, wodurch er augenscheinlich habe bezeichnen wollen, woran es den Grützen seiner Meinung nach am meisten fehlte!"

Die Gräfin hatte den Keulenschlag von vorhin bereits überwunden, sie war wieder ganz Demut gegen die Aebtissin und ganz Abscheu gegen den Klosterpropst.

„Nachdem ich diese Infamie durch Zeugen hatte bestätigen lassen," fuhr die Aebtissin fort, „richtete ich ein Gesuch an den Oberpräsidenten und bat um sofortige Absetzung des Klosterpropstes. Aber du irrst dich, wenn du glaubst, daß es in Preußen noch Richter giebt. Ich erhielt zuerst gar keine Antwort und auf mein erneutes Gesuch nur vage, nichtssagende Ausflüchte. Es war da von Selbstverwaltung und Inkompetenz die Rede. Selbstverwaltung! das ist so eins von den modernen Schlagwörtern, hinter denen sich alle möglichen Niederträchtigkeiten verbergen. Und Inkompetenz? Impotenz! hätte er schreiben sollen, der Herr Oberpräsident. Das habe ich ihm denn auch noch nachträglich unter die Nase gerieben — es hätte mir beinahe einen Prozeß an den Hals gebracht. Unser Syndikus sagte mir, er habe ihn nur mit Mühe von der Klage gegen mich abzubringen vermocht."

Die Gräfin war ganz starr über so viel Bosheit in der Welt.

„So blieb mir denn nichts anderes übrig," fuhr die Aebtissin fort, „als mich aufzusetzen und nach Kalkhorst zu fahren. Der Kalkhorster ist der Senior unserer einst so blühenden, jetzt aber nur noch auf wenigen Augen stehenden Familie. — Von dieser Reise", schloß sie mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer, „komme ich eben zurück."

„Nun, was meinte der Baron, was sagte er zu der Geschichte?"

Die Aebtissin beugte das majestätische Haupt, sie war augenscheinlich tief betrübt über das, was sie nun aussprechen mußte. „Er sagt, die Geschichte wäre ein kapitaler Spaß.“

„Unmöglich!“ Die Gräfin würde das nie glauben, wenn die teure Freundin es nicht selber ausgesprochen hätte.

„Ja, Ludmilla, das ist die neue Zeit. Der Kalkhorster ist erst 36 Jahre alt. Er ist ganz gentilhomme à la mode: ohne Vorurteile, freisinnig angehaucht, dick vollgestopft mit Bildung und Kunstverstand. Dem ist die böswillige Zerstörung einer alten, beinahe heiligen Familientradition natürlich nur ein Spaß! Ja, die Zeit ist trüb, und die Zeichen des jüngsten Tages mehren sich. Was soll das ewige Gekicher, Liesa?“

„Ach, Tante, der Herr —“

„Was hast du denn immer mit deinem Herrn?“ Die Aebtissin erhob sich und schritt majestätisch nach dem gegenüberliegenden Coupéfenster. Sie blickte hinaus und stieß einen kleinen Schrei aus. Dort auf dem Perron stand Künwald, der schon seit zehn Minuten mittels Augen und Gebärden eine kleine Unterhaltung mit der blonden Liesa anzubahnen sich bestrebte.

„Ludmilla,“ rief die Aebtissin, „komm doch, sieh doch —“

Die Gräfin hatte sich erhoben und war ebenfalls an das Fenster getreten. Sie fuhr zurück wie von einem Schlage getroffen. Ihr Antlitz, schon für gewöhnlich blaß, bedeckte sich mit einer grünlichen Farbe; ihre Augen, sonst so sanftmütig und farblos, sprühten wahre Feuerflammen. Sie ergriff mit krampfhaft zuckenden Fingern den Fensterrand, und es schien einen Augenblick, als wolle sie aus dem Coupé springen und sich auf Künwald stürzen.

Dieser war, als er hinter Liesas hübschem Blondkopf plötzlich das majestätische Gesicht der ihm wohlbekannten Aebtissin erblickte, etwas zusammengefahren, als dann aber dahinter noch das haßerfüllte Gesicht der Gräfin auftauchte, verfärbte auch er sich, und ohne zu grüßen wandte er sich auf dem Absatz um und ging mit schnellen Schritten nach dem Stationsgebäude.

Heftig bließ er den Rauch seiner Zigarette von sich und murmelte zwischen den Zähnen: „Böses Omen, wenn einem bei der Jagd ein altes Weib über den Weg läuft! Und nun gar dieses Weib!“

Er trat an das Buffet und bestellte sich einen Cognac. —

Inzwischen hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, um noch einmal zwischen den Maschinenhäusern und Güterschuppen zu rangieren. Die Gräfin war wie gebrochen auf den Sitz zurückgesunken. Sie hatte das Taschentuch vor ihr Gesicht gedrückt, und man konnte nicht recht wissen, was sie dahinter machte. Aber äußerlich war sie wieder ganz die zarte, vom Schicksal gebeugte Dulderin.

Liesa betrachtete sie mit tiefem Mitleid, während die Aebtissin völlig ungerührt zu bleiben schien. Sie beugte sich, als der Zug jetzt, zur Abfahrt bereit, vor dem Bahnhofsgebäude hielt, zum Fenster hinaus, um nach Künwald aus-

zuspähen. „Dachte ich mir's doch," murmelte sie, als sie ihn vorsichtig heranschleichen und in einem Coupé erster Klasse verschwinden sah, „er fährt natürlich nach Schönwalde. Kann denn die unglückselige Geschichte nicht zur Ruhe kommen?"

Ein greller Pfiff, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Gräfin nahm das Taschentuch von den Augen und sagte mit sanfter, leiser Stimme: „Du kennst mein Schicksal, teuerste Klotilde, du kennst das Leid, die Tragik meines Lebens. Aber Sie, mein gnädiges Fräulein — Sie sind noch jung — Sie werden sich kaum vorstellen können, welcher Art die Empfindungen sind, die das Herz einer Mutter bewegen, wenn sie sich unerwartet dem Mörder ihres Sohnes gegenübersieht."

Liesa entsetzte sich. Der elegante, junge Herr von vorhin ein Mörder? Nein, was man nicht alles erlebt, wenn man einmal auf Reisen geht! Sie brannte natürlich darauf, das Nähere zu erfahren, und sah die Gräfin teilnahmevoll und neugierig an.

„Ich hatte einen Sohn," hub die Gräfin mit thränenerstickter Stimme an, „einen prächtigen, hoffnungsvollen Sohn —"

Die Aebtissin räusperte sich sehr energisch.

„Ich weiß," fuhr die Gräfin fort, „er hatte seine Schwächen, er hatte seine großen Fehler und Schwächen, aber er war ein guter Mensch und er war — mein Sohn. Die Wahl seines Herzens fiel auf ein Geschöpf, das ihm zum Verderben wurde. Es war ein Mädchen, bei dem sich unter einer glatten, lieblichen Außenseite ein kaltes und verräterisches Herz verbarg. Ich habe alles aufgeboten, um diese unglückselige Ehe zu verhindern — es gelang mir nicht."

Die Aebtissin räusperte sich abermals und setzte zum Reden an. Aber gegen die sanfte, thränenschwere Stimme kam sie nicht auf. „Nach zehntägiger Ehe", fuhr die Gräfin fort, „ging das entsetzliche Weib auf und davon. Mit jenem berüchtigten Wüstling, den wir vorhin auf dem Perron erblickten. Sie hatten wohl schon vorher in einem Verhältnis miteinander gestanden. Nun, mein liebes, gnädiges Fräulein, Sie kennen die Folgen solcher Ereignisse in unseren Kreisen. Es kam zum Duell, und mein Sohn ward von jenem Wüterich mitten durch die Brust geschossen. Ha! ich habe ein sanftes Herz und das Wort des Heilandes: Liebet eure Feinde! hat auch in meiner Seele eine Stätte; aber wenn ich den Mann erblicke, der das Blut meines Kindes vergoß, dann empört sich der natürliche Mensch in mir, und ich fühle schaudernd, daß ich ihn hasse. Doch mehr noch als ihn hasse ich die eigentliche Schuldige, das verräterische Weib. Um alle Schätze der Erde möchte ich ihr nicht wieder in das verbrecherische Antlitz sehen."

„Dann", unterbrach sie die Aebtissin, „laß dich warnen und wage dich nicht zu weit von Dersentin, dem Gute deines Vetters, hinaus, du könntest Maria begegnen. Sie ist seit vierzehn Tagen wieder in Radöhl."

„Was du sagst?" Aller Schmerz und alle Tragik war wie mit einem Zauberschlage von den Zügen der Gräfin weggewischt und nur noch Neugierde, Erstaunen und etwas, das wie Raubgier aussah, prägte sich in ihrem Antlitz aus. Sie besann sich aber sofort, daß sie nicht allein sei, und suchte nach dem Uebergang zu einer neuen Pose. Sie bedeckte einen Augenblick ihr Gesicht mit den Händen und sprach sanft und leise: „Wie ich mich schäme, wie ich mich schäme über den leidenschaftlichen Ausbruch meiner Seele! Ja — Maria! Ich sollte sie hassen — und dennoch, sie ist mir ja nicht nur durch die Heirat mit meinem Sohn verbunden, sie war mir ja auch ohnedies verwandt, verknüpft meiner Seele durch die Bande des Blutes, die sich auch dem Schmerz gegenüber nicht verleugnen, den sie mir zugefügt hat. Und wenn ich bedenke, daß sie sich verleiten lassen könnte, das verbrecherische Verhältnis mit ihm wieder anzuknüpfen, dann steigt heißes Mitgefühl in mir auf, und ich fühle, daß ich die Pflicht habe, sie zu warnen, sie zu schützen."

„Ich glaube," versetzte die Aebtissin, die allmählich ein ganz feuerrotes Gesicht bekommen hatte und ungeduldig auf ihrem Sitz hin und her rutschte, „ich glaube, meine Liebe, das kannst du dir schenken. Maria wird sich für deinen Schutz bedanken und dein Jahrgeld wird sie dir hoffentlich auch nicht erhöhen. Denn auf das letztere, auf eine Geldschneiderei, würde doch die ganze Komödie wieder hinauslaufen."

In den grauen Augen der Gräfin begann es zu flimmern und zu glitzern.

„Klotilde!" rief sie aus. Sie hatte sich erhoben und die Hände gegen das Herz gepreßt. „Klotilde!" wiederholte sie, „woher dieser entsetzliche Haß gegen mich in deiner Seele? Ich bin es doch nicht, die dir Bärenburgs Herz geraubt hat!"

„Ich wußte es," versetzte die Aebtissin mit einem ingrimmigen Lächeln, „daß dieser Stich kommen würde. Du hast mich oft genug damit verwundet, aber jetzt ist die Stelle, wo er früher traf, mit einer eisernen Rinde bedeckt. Du magst von mir denken und reden, was du willst, aber eins laß dir gesagt sein. Du hast Bärenburgs Tochter zu Grunde gerichtet, ich konnte es nicht hindern. Aber von jetzt an steht die Unglückliche unter meinem Schutz — und wehe dir, wenn du es wagen solltest, dich ihr noch einmal zu nähern!"

Die Gräfin stand noch immer, die gefalteten Hände vor der Brust, mitten im Coupé. Ein erbarmendes Lächeln umschwebte ihre Lippen. „Gott ist mein Zeuge," rief sie aus, „wie ungerecht du mich hassest. Ich habe dich immer lieb gehabt, ich habe es immer wieder versucht, deine Vorurteile zu besiegen, dein Mißtrauen zu zerstreuen — aber du hast mich von dir gestoßen, du hast mich mit Füßen getreten, du hast mich auch heute wieder beschimpft und besudelt. Und doch, Klotilde, ich liebe dich immer noch und ich vergebe dir. — Ich vergebe dir!" schluchzte sie und streckte wie segnend die Arme aus. Und als ob das Schicksal selbst ihr zu einem wirksamen Aktschluß verhelfen wollte, so hielt der Zug vor der nunmehr erreichten Station mit einer solchen

Plötzlichkeit, daß der Ruck die Gräfin mit ihren ausgebreiteten Armen in den Schoß der Aebtissin schleuderte, die im ersten Schreck nicht umhin konnte, nun auch ihrerseits ihre intimste Feindin mit ihren Armen zu umfangen.

So genoß der Freiherr von Plettenberg, der auf dem Perron stand, um seine gnädige Frau Tante zu empfangen, das eigentümliche Schauspiel, die beiden Damen, von denen er wußte, daß sie einander nicht ausstehen konnten, in zärtlicher Umarmung vor seinen Augen auftauchen zu sehen.

„Station Bockhorn!“ schrie der Schaffner und riß die Coupéthüren auf.

„Lebe wohl, Klotilde!“ flüsterte die Gräfin, „und wenn in einsamer Stunde dein Gewissen erwachen und dir Vorwürfe machen sollte, so vergiß nicht, daß ich dir vergeben habe.“ Sie raffte ihre Sachen zusammen, sprang aus dem Coupé und wandte sich mit süßem Lächeln ihrem Neffen zu, der durch das Glück dieses Wiedersehens nicht gerade überwältigt zu sein schien.

Die Thüren flogen zu und der Zug rollte weiter.

Achtes Kapitel.

Die Aebtissin saß schweigend und in sich zusammengesunken da. Liesa beobachtete sie und ihr pochte das Herz. Die ungenierte und kräftige Ausdrucksweise ihrer Tante und die stürmischen Scenen, die dadurch oft genug heraufbeschworen wurden, waren ihr nichts Neues. Aber hier war mehr, hier war das Geheimnisvolle, das Grausige, etwas von dem schaurigen Reiz der großen Welt, die sie nicht kannte und nach der sie sich sehnte. Sie brannte darauf, Näheres zu erfahren.

„Du bist angegriffen, Tante?“

„Ja, ich bin angegriffen!“

„Nimmst du einen Pomeranzen, Tante?“

„Ja, ich nehme einen.“

„Tante,“ ging Liesa endlich auf ihr Ziel los, „was ist es mit dieser Gräfin, warum hast du sie so schlecht behandelt?“

„Weil die Frau Gräfin diese schlechte Behandlung verdient und — verträgt. Es ist nicht unmöglich, daß sie nach vier Wochen, wenn Plettenbergs sie an die Luft setzen, zu uns nach Tramm kommt, um mir in meiner idyllischen Klostereinsamkeit ein paar Wochen Gesellschaft zu leisten.“

„Das ist doch nicht denkbar!“

„Ich sag's dir ja, es ist nicht unmöglich. Ich muß sie doch kennen. Als Kinder wurden wir jahrelang gemeinsam unterrichtet. Man machte damals mit der Erziehung der Töchter, auch in den besten Häusern, keine so großen Umstände wie heute. Eine alte Französin, die als Gouvernante in verschiedenen Häusern gedient hatte, etablierte zuletzt eine kleine Privatschule in Flensburg, und da wurden wir alle hineingethan, wir jungen Mädchen aus der Umgegend.

Ludmillas Eltern wohnten in Flensburg selbst, sie gehörten dem nicht gräflichen Zweige der Bärenburgs an und waren völlig heruntergekommen. Aber du hättest diese Ludmilla sehen sollen, wie sie sich als Kind schon gegen alles aufblähte, was nicht von Adel war. Wir sind Grütze, Kind, und du mußt wissen, was das bedeutet. Aber es ist mir nie in den Sinn gekommen, darum mit solcher Verachtung auf alles Bürgerliche herabzusehen, wie diese Ludmilla. Und dabei war ihre Mutter eine Apothekertochter!

„Auf der Schule", fuhr die Aebtissin fort, „war Ludmillchen nicht sehr beliebt. Sie war immer die beste Freundin derjenigen, mit der sie gerade allein war. Und dann lauschte sie uns unsere Geheimnisse ab und verleitete uns zu unvorsichtigen Worten und hetzte hinterher eine gegen die andere auf. Hatten wir aber irgend etwas, was ihr gefiel, so wußte sie so lange zu betteln und zu schmeicheln, bis wir es ihr gaben. Sie hätte ein Museum ausstatten können mit diesen Sachen. Aber merkwürdig, die Sachen verschwanden immer. Dafür hatte Ludmillchen aber stets Geld, und wenn wir anderen unsere trockene Semmel aßen, aß sie Kuchen und war die beste Kundin des Konditors.

„Später", fuhr die Aebtissin nach einer Pause fort, „gab sie sich mit uns dummen Gören nicht mehr viel ab. Sie versuchte sich auf dem Gebiet der Liebesabenteuer. Sie brannte beständig und hatte immer irgend ein Verhältnis. Nicht, daß sie sich irgendwie exponierte oder gar zu Fall bringen ließ. Dazu war sie zu schlau. Aber sie hatte Anbeter zu Dutzenden. Sie hatte sogar Rendezvous. Das will für jene im ganzen immerhin solide Zeit etwas bedeuten.

„Sie war eigentlich nie schöner, als wie du sie heute gesehen hast, und ich kann es nicht recht begreifen, was die Männer an ihr hatten. Sie war bei aller Schlauheit doch auch wieder unbeschreiblich einfältig. Sie war tödlich langweilig, solange sie sich anständig benehmen mußte. Aber freilich, sie konnte auch anders als anständig sein, und dies, diese scheinbar naive Art, Zweideutigkeiten anzuhören und auszusprechen, mag in den Augen der jungen Lebemänner ein besonderer Reiz an ihr gewesen sein.

„Bald darauf heiratete sie den Retzau. Du weißt, die Retzaus sind eine ausgebreitete Familie. Sie gedeihen in Schleswig, in Holstein, in Mecklenburg und Hannover wie die Pilze. Und sie sind auch wie die Pilze von sehr verschiedener Güte und Ansehen. Dieser Retzau, den Ludmillchen sich aussuchte, war ein ziemlich unappetitlicher Herr. Seine Leutnantscarriere in sächsischen Diensten hatte er aus Gründen, die mit einem gewissen Dunkel bedeckt blieben, aufgeben müssen. Aber er hatte reiche Verwandte, war flott, schmiegsam und biegsam und riesig genußsüchtig. Sie kauften sich in Holstein ein Gut, niemand wußte, mit wessen Geld. Und dann begannen sie auf einem Fuße zu leben, der alle Welt in Erstaunen setzte. Drei Monate zu Hause mit Jagden, Bällen und Soupers der exquisitesten Sorte und die übrige Zeit in Dresden, in Wien, in Paris.

„Kannst du dir denken, Liesa, daß diese beiden Menschen, die im Grunde genommen nichts anderes waren, als ein paar verkappte Freibeuter, jahrelang eine gewisse Rolle in unserer Gesellschaft spielten? Nicht daß man ihr Haus für ein gutes gehalten hätte, bewahre, man mokierte sich über sie und sah etwas auf sie herab. Aber sie kamen doch zu jedermann, und jedermann kam zu ihnen. Ludmilla wußte jeden bei seinen Schwächen zu fassen, sie schmeichelte jedem, sie nahm niemand etwas übel und vergalt jeden Fußtritt, den man ihr versetzte, mit verdoppelter Liebenswürdigkeit. Auch verstand sie es, ganz nach Bedürfnis kirchlich oder weltlich zu erscheinen, und war immer die sanfte, demütige kleine Frau, der niemand eigentlich recht böse sein konnte.

„Bei uns — damals lebten meine Eltern noch — war sie freilich durchschaut. Meine Mutter und mehr noch mein Vater kannten ihre grenzenlose Verlogenheit und verabscheuten sie. Sie hätte uns in Ruhe lassen sollen, aber gerade an uns drängte sie sich heran. Wir hatten nicht viel, aber wir bedeuteten doch was. Schließlich brachen meine Eltern den Verkehr in einer nicht mißzuverstehenden Weise ab. Und was war die Folge? Ludmilla wußte hinter unserem Rücken in einer Weise gegen uns zu intrigieren, daß wir eine ganze Zeit lang von der Gesellschaft geschnitten wurden und gänzlich isoliert dastanden.

„Aber schließlich kam doch die Katastrophe, die wir schon längst erwartet hatten. Eines Abends fühlte der Graf das Bedürfnis, noch bei Mondschein auszureiten. Er verfehlte den Weg und stürzte mit seinem Pferde von dem hohen Ufer hinab in den See, wo er elend ertrank. Nun brach der Sturm los; Hunderte von kleinen Geschäftsleuten, hieß es, wären um das Ihrige betrogen. Aber da trat Albrecht Bärenburg ein. Ludmilla war ihm nur sehr entfernt verwandt, aber sie war eine Bärenburg. Er bezahlte alles und setzte der Witwe ein Jahrgehalt aus.

„Ludmilla war nun ganz die gebeugte, trauernde Witwe. Sie mit ihrer wahnsinnigen Verschwendungssucht war es gewesen, die den schwachen Mann in den Tod getrieben hatte. Aber nach außen hin war es ganz anders: sie hatte alles vorausgeahnt, sie hatte alles aufgeboten, um Retzau von seinen verkehrten Wegen abzubringen; sie liebte ja nichts mehr als das einfache, stille, arbeitsame Leben einer bescheidenen Gutsfrau; aber der verblendete Mann habe ja nicht hören wollen, wider ihren Willen habe er sie von einem Vergnügen zum andern geschleppt und nun war das das Ende.

„Die Heuchlerin fand bei den meisten Menschen Glauben. Damals, als sie winselnd und von Frömmigkeit überfließend zu uns kam, hab' ich ihr zum erstenmal die Wahrheit gesagt —"

Die Aebtissin schwieg, und ein Ausdruck tiefer Befriedigung über jene Auseinandersetzung, die von ihrer Seite allerdings deutlich genug ausgefallen sein mochte, spiegelte sich in ihren Zügen.

„Sie wohnte dann", fuhr die alte Dame fort, „eine Zeit lang in Schleswig, ging immer in Schwarz, hielt sich eine treffliche Köchin und spielte sich

besonders auf die zärtliche Mutter hinaus. Bis dahin hatte sie sich um ihren Jungen nie gekümmert, sie hatte immer bei ihrer Toilette vier oder fünf Frauenzimmer nötig, und so blieb der Junge meistens unbewacht. In einem solchen unbewachten Augenblick war er einmal kopfüber die Treppe hinabgestürzt. Ich bin davon überzeugt, daß dieser Sturz die einzige Erklärung ist für sein ganzes späteres, schier unbegreifliches Verhalten.

„Wir warteten natürlich mit Spannung auf den Augenblick, wo die untröstliche Witwe — selbstredend nur aus Rücksicht auf ihr hilfloses Kind — einen neuen Ehebund schließen würde. Aber sie überraschte uns alle durch einen Coup, den wir nicht vorausgesehen hatten. Sie ging zu Albrecht Bärenburg.“

„War das der Vater jener Maria, von der du vorhin sprachst?“ fragte Liesa aufs äußerste interessiert. „Uebrigens, Tante,“ setzte sie lebhaft hinzu, „habe ich dir schon erzählt, daß Lona Wenkstern und Franziska Hertling ihr neulich begegnet sind?“

Die Aebtissin schien in Gedanken versunken und antwortete mechanisch: „Nein, du hast es mir nicht erzählt.“

„Nun,“ fuhr Liesa fort, „vor acht Tagen sind sie nach Radöhl gefahren, um in dem dortigen berühmten Park ein wenig zu promenieren. Da stürzt plötzlich ein unheimlicher, gewaltiger Hund auf sie zu, und wie sie sich entsetzt aneinanderschmiegen, tritt ihnen eine Dame entgegen. Du, Franziska sagt, sie habe es nie für möglich gehalten, das es auf Erden so etwas Schönes geben könne. Wie ein Engel Gottes sehe sie aus, sagt Franziska, so traurig und doch so lieb und freundlich. Und sie habe den Hund an sich gerufen und habe gegrüßt und sei schnell vorübergegangen. Sie soll nicht sehr groß sein, wie Lona erzählt, aber von dem Wuchs und von der Haltung einer Königin.“

„Lona und Franziska“, rief die Aebtissin ärgerlich, „sind ein paar dumme, neugierige Hühner, wie du auch eins bist. Was geht euch Maria Retzau an?“

„Aber Tante!“ rief Liesa aus; „wie sollte uns das nicht interessieren? Eine solche Schönheit! Und dabei dieses Schicksal! Das ist ja ein Problem.“ Sie legte ihre Hand auf den Arm der Aebtissin. „Tante,“ fuhr sie dringender fort, „du kennst diese Maria, du kennst die ganze Familie. Was hat sie eigentlich gethan und verbrochen?“

Die alte Dame blickte starr vor sich hin. „Ich hätte sie nach dem furchtbaren Unglück nicht sich selbst überlassen dürfen,“ murmelte sie, „ich hätte Albrechts Tochter nicht verlassen dürfen.“ Sie richtete sich gerade empor, und auf ihren Zügen lag wieder die gewohnte Ruhe und Entschlossenheit. „Nun,“ sagte sie, „ich will nachholen, was sich noch nachholen läßt. Sahst du die wilde Habgier in den falschen Augen der Gräfin vorhin, als ich ihr sagte, Maria sei wieder in Radöhl? Gewiß plant sie bereits einen neuen Angriff auf das wehrlose Weib. Und der Schurke Künwald ist auch wieder auf ihrer Spur. Aber so wahr ich das goldene Kreuz hier auf der Brust trage: sie sollen beide mit ihren Angriffen zu Schanden werden!“

Der Zug hielt.

„Tramm!“ sagte die Aebtissin, „nimm schnell die Sachen, Liesa, — ich will mit Herrn von Künwald reden.“ —

Künwald hatte währenddessen in seinem Coupé erster Klasse eine Zigarette nach der anderen geraucht und dabei überlegt, welche Wege er einzuschlagen habe, um eine abermalige Begegnung mit der Gräfin Maria zu erreichen. Daß ihn die gewohnten Mittel gesellschaftlicher Kovenienz nicht zum Ziele führen würden, war ihm von vornherein klar. Eine schriftliche Bitte um eine Unterredung würde sie nicht beantworten, und einen in ihrem Hause ihr gemachten Besuch würde sie nicht annehmen. Er mußte ihr also plötzlich irgendwie und irgendwo in den Weg treten, so daß sie ihm nicht entweichen konnte. Dazu mußte aber seine Anwesenheit in Schönwalde möglichst verborgen bleiben. Denn sobald Maria davon erfuhr, würde sie entweder wieder abreisen oder doch solche Maßregeln treffen, daß eine zufällige Begegnung mit ihm, wie er sie plante, unmöglich wurde.

Aufs unangenehmste hatte ihn daher die Begegnung mit der Aebtissin und der Gräfin Ludmilla berührt, denn nun würde in der ganzen Gegend von seinem Erscheinen geredet werden. Es blieb ihm also für die Durchführung seines Planes nur verzweifelt wenig Zeit.

Vor allen Dingen aber mußte er es vermeiden, der Aebtissin noch einmal zu begegnen, denn wenn sie ihn anredete, hätte er seinen Besuch in Schönwalde nicht gut verleugnen können. Er stand daher, als sich der Zug der Station näherte, auf der sie beide aussteigen mußten, erwartungsvoll am Fenster, und kaum daß die Räder standen, so drehte er selbst den äußeren Griff der Coupéthür auf, sprang auf den Perron und umging mit schnellen Schritten das Stationsgebäude, jenseits desselben hinter einem dichten Knick verschwindend, der sich bis unmittelbar an den Bahnhof heranzog. —

„Wo mag er nur geblieben sein?“ sagte die Aebtissin, die später ausgestiegen war und sich nun wunderte, daß der Zug weiterfuhr, ohne daß Künwald ihn verlassen hatte. „Ob er vielleicht doch nur auf der Durchreise war? Oder ob er vielleicht schon in Bockhorn ausgestiegen ist? Nun, wir werden ja sehen!“ Und sie begab sich mit ihrer Nichte nach dem Omnibus, der sie nach dem Kloster hinabführen sollte, dessen Häuser und Gärten sich dicht neben dem kleinen Landstädtchen an den idyllischen Ufern des Trammer Sees ausbreiteten. —

Künwald schritt indessen auf dem schmalen Pfade, den er eingeschlagen hatte, eiligst weiter; es war der sogenannte Bahnhofsteig, für Fußgänger die kürzeste Verbindung zwischen dem Rittergut Schönwalde und dem Stationsgebäude. Der Pfad führte durch blühende Weizenfelder, durch abgeschlossene Viehkoppeln, dir nur mittels des Drehkreuzes zu passieren waren, durch prachtvolle Wiesen, auf denen das gemähte Heu in duftenden Schwaden lag, endlich durch einen kleinen Buchenhain, in dem Fink und Drossel der sinkenden Sonne

ein Abschiedslied sangen. Als Künwald nach etwa einstündigem Marsche auf der andern Seite des Haines heraustrat, breitete sich vor seinen Blicken die dichte Baumwand des Schönwalder Parkes aus. An der dichten, geschorenen Buchenhecke, nicht weit von der Stelle, wo eine Künwald wohlbekannte gußeiserne Pforte von dem Park auf das Feld hinausführte, stand ein großer, starker Mensch in gebückter Haltung und verschnitt mit einer Schere, deren Blitzen man weithin sehen konnte, die überwuchernden Zweige.

Künwald kam heran, und bei seinen Tritten richtete sich der Mann auf und drehte sich um. Die beiden erkannten sich, aber es schienen keine angenehmen Empfindungen zu sein, von denen sie bei diesem Wiedersehen ergriffen wurden. Das Gesicht des Arbeiters, eines jungen Mannes von kaum dreißig Jahren, erschien von Haß und Wut förmlich verzerrt, und auch Künwalds Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

Sie maßen sich einen Moment mit funkelnden Blicken, und dem Burschen fiel es nicht ein, an seine Mütze zu greifen.

Künwald wäre am liebsten vorübergegangen, aber der Offiziersgeist in ihm, der keine Respektwidrigkeit dulden darf, ließ das nicht zu. Er richtete sich auf und fragte herrisch: „Kennen Sie mich nicht?"

„Doch," versetzte der Gärtner tückisch, „wie sollte ich den Herrn Leutnant nicht kennen!"

„Nun denn," versetzte Künwald, „so merken Sie sich's: Wenn Sie auf dem Grund und Boden des Majoratsherrn von Künwald stehen, so haben Sie den Bruder des Majoratsherrn zu grüßen."

Der Mann hob zögernd die Hand und nahm langsam die Mütze ab.

Künwald maß ihn von oben bis unten, wandte sich kurz ab und schritt, die Pforte klirrend hinter sich zuwerfend, in den Park. Man erblickte hier schon nach einigen Schritten hinter einem großen, gutgehaltenen und mit schönen Baumgruppen bestandenen Rasenplatz das Herrenhaus von Schönwalde, ein großes, aber einfaches weißes Gebäude, mit einem Frontispiz über der Freitreppe und einem Türmchen über dem hochanstrebenden Dach. Rechts von der Freitreppe, unter einer breitästigen Linde, stand ein Kaffeetisch, den die Herrschaft kürzlich verlassen zu haben schien und den ein junges Dienstmädchen, mit kurzärmeliger Sammetjacke und mit einem weißen Häubchen auf dem schwarzen Haar, eben abzuräumen im Begriff war. Als sie den fremden, elegant gekleideten Herrn auf das Haus zukommen sah, hielt sie in ihrer Arbeit inne und blickte ihm mit verlegener Neugier entgegen.

Künwald hatte den Kopf voll schwerer Gedanken, er dachte nicht daran, eine neue Liebelei zu beginnen, und es war lediglich eine seiner schlechten Gewohnheiten, der er mechanisch folgte, daß er den Arm um die Taille des Mädchens legte und ein paar galante Worte zu ihm sagte.

Sie sah verstohlen nach den Fenstern des Herrenhauses, wurde rot und lächelte geschmeichelt.

Inzwischen war der Gärtner, den Künwald an der Pforte getroffen hatte, hinter ihm her leise in den Park geschlichen und hatte von einem dichten Fliederboskett aus seinen Weg beobachtet. Als Künwald mit dem Mädchen redete und dessen Taille umfaßte, flog eine tiefe Blässe über das Gesicht des jungen Mannes; er erhob die blitzende Schere, die er in der Hand hielt, und stieß sie mit einem heiseren Fluch so heftig in einen der alten Fliederbäume, daß der Stamm auseinandersplitterte. „Hund!“ murmelte er, „wenn du es nocheinmal —“. Er keuchte, seine Augen unterliefen mit Blut, und mit atemloser Spannung verfolgte er den Vorgang unter der Linde.

Aber dieser schien beendet. Künwald warf der hübschen Dirne noch eine Kußhand zu, stieg die Freitreppe empor und verschwand durch die Glasthür im Innern des Hauses. Der Gärtner drückte die Faust auf die keuchende Brust und kehrte wieder zu seiner Arbeit an der Hecke zurück.

Neuntes Kapitel.

„Von wem?“ fragte Alma von Künwald. Sie lag in einer anmutigen, hellen Toilette auf der Chaiselongue und verteilte einen Cake abwechselnd an einen Papagei und an einen Kakadu, die zu ihrer Seite auf ihren Stangen saßen und ihr mißtönendes Gekreisch durcheinander erschallen ließen.

Ihr Gemahl, Bernd von Künwald, mit seinem fahlen, spitzen Vogelgesicht, seinen dürren Gliedern, seinen knochigen, roten Händen, saß unweit von ihr am Fenster und studierte die eben eingegangene Abendpost.

„Von Schleinitz,“ versetzte er zögernd, indem er den Brief, den er eben überflogen hatte, sinken ließ.

„Ah,“ sagte die schöne Frau mit einer selten an ihr wahrnehmbaren Lebhaftigkeit, „darf ich lesen?“

Herr von Künwald räusperte sich und veränderte seinen Sitz im Sessel. „Hm,“ sagte er, „ja, — aber weißt du, meine Teure, Leute wie Schleinitz lieben es, sich in kräftigen Ausdrücken zu ergehen —“

Alma lächelte verzeihend. „Also, ich verzichte. Aber schreibt er nichts von Axel?“

„Doch, dein Bruder scheint wirklich in sich gegangen zu sein. Er spielt nicht mehr und hat auch seiner kleinen Balleteuse den Laufpaß gegeben.“

„Siehst du wohl, ich habe es ja immer gesagt: Axel wird zur Vernunft kommen. Es war nur die Verzweiflung über seine haltlose Lage, die ihn so ungebärdig machte. Und weiter schreibt Schleinitz nichts?“

„Er schreibt, dein Bruder wäre gedrückt und melancholisch —“

„Die Schuld wird ihn drücken. Irgend einer muß ihm doch geholfen haben, ein völlig Fremder. Und das muß ihm ja demütigend und schrecklich erscheinen. Ich möchte nur wissen, ob es wirklich Flemming gewesen ist?“

„Von Flemming schreibt Schleinitz auch. Es heiße, Flemming werde sich nun doch endlich mit einer von den Comtessen Wolkenstein verloben."

„Gott sei Dank! Ich habe immer gefürchtet, Flemming könnte durch die Geschichte mit Axel in Ungelegenheiten kommen. Er muß doch ein einziger Mensch sein. Nicht wahr, Bernd, du glaubst doch auch, daß er es gewesen ist, der für Axel bezahlt hat?"

„Liebes Kind, ich weiß es nicht. Aber wie der Mann auch heißen mag, der deines Bruders Schulden bezahlte, sein Geld sieht er niemals wieder."

„Bernd!"

„Niemals wieder!" Bernd von Künwald schlug mit der Hand auf seine spitzen Knie. „Und geholfen hat er deinem Bruder doch nicht. Wenn das möglich wäre, meine Alma, mein Schatz, glaubst du nicht, daß ich sofort eingesprungen wäre?"

Alma blickte lächelnd und ungläubig zu ihm hinüber.

Bernd nickte heftig mit dem Kopfe. „Ich hätt's gethan!" beteuerte er. „Aber mit Axel ist es wie mit Gerd — je öfter man diesen Leutchen heraushilft, um so tiefer geraten sie hinein. Nur mit dem Unterschiede, daß Gerd ein Teufelskerl ist, der immer wieder hochkommt, immer noch sich hält, während der gute Axel —"

„Genug," sagte Alma, „lassen wir das Thema! Du weißt, daß ich dich nur in der Voraussicht geheiratet habe, daß du Axel helfen würdest. Ich habe es gehofft, und du hast es nicht gethan. Da du es nicht versprochen hattest, bin ich es, die sich selbst betrogen hat. Ich habe das stets anerkannt und dir niemals Vorwürfe darüber gemacht. Aber ich darf von dir verlangen, daß du meinen Bruder nicht beschimpfst."

„Aber Alma!" Er sprang auf und beugte sich über sie. „Ich möchte mich doch nur rechtfertigen in deinen Augen. Ich möchte, daß du nicht immer nur den berechnenden, kaltherzigen Geizhals in mir siehst."

„Ich denke, mein Freund," versetzte Alma mit der größten Ruhe und Freundlichkeit, „wir sprechen nun wirklich von etwas anderem. Hast du sonst noch interessante Briefe? Nichts von Gerd?"

Er lächelte schmerzlich und schlich wieder an seinen Platz.

Alma wandte sich ab und unterhielt sich mit ihrem Kakadu. Sie kannte ihre Gewalt über ihren Mann. Sie war freundlich, gefällig, sogar herzlich gegen ihn, aber nie zärtlich. Und gerade nach Zärtlichkeit lechzte er. Er that alles, was sie wollte, und zuletzt würde er auch seinen Geiz überwinden und das Geld für Axel hergeben. Sie brauchte nur konsequent zu sein und abzuwarten.

„Nichts von Gerd?" wiederholte sie.

„Nichts!" antwortete er.

„Siehst du," sagte Alma, „er sieht die Sache als aussichtslos an, und offen gestanden — ich sehe sie auch so an."

„Warum?“ fragte Bernd etwas gereizt. Daß Gerd die Gräfin Maria heiraten möge, war eine seiner Lieblingsideen, nicht weil Gerds Glück ihm besonders am Herzen lag, sondern weil er darin die einzige Bürgschaft für die Sicherheit seines Arnheim erblickte. „Warum?“ wiederholte er, „bei den Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen?“

„Ja, mein Teurer, was sind denn das eigentlich für Beziehungen? Hat Gerd es dir anvertraut, daß er in irgend einem Liebesverhältnis zu der Gräfin gestanden habe?“

„Nun, das ist doch sonnenklar! Man brennt doch nicht mit jemand durch, zu dem man nicht in einem Verhältnis steht?“

„Lieber Bernd“ — Alma lächelte mitleidig — „du hältst dich vielleicht für einen großen Frauenkenner? Aber du und Gerd — ihr kennt doch nur eine gewisse Klasse von Frauen, die — nun, sagen wir, bei denen das eigentlich Weibliche doch nicht ganz normal entwickelt ist. Ich bin überzeugt, daß Gerd dem Herzen der Gräfin völlig fern steht. Sie kannte ihn doch schon lange. Wenn sie ihn geliebt hätte, wie hätte sie darauf verfallen sollen, den Retzau zu heiraten?“

„Hm,“ versetzte Bernd nachdenklich „sie ist eben dazu überredet worden.“

Alma lachte laut und lustig mit ihrer silberhellen Stimme. „Aber Bernd! du verstößt gegen die einfachsten Grundwahrheiten der Psychologie.“

„Ach, dummes Zeug!“ rief er ärgerlich. „Wenn sie Gerd nicht liebte, hätte sie ihn nicht gerufen. Hat er sich etwa angeboten? Ist er auf den Gedanken der Entführung gekommen? Nein, von ihr ist das alles ausgegangen.“

„Natürlich“, sagte Alma, „von ihr! In der Verzweiflung hat sie Retzau geheiratet. Als ihr dann klar wurde, was sie damit über sich heraufbeschworen, rief sie die Hilfe des ersten besten an, dessen sie sich gerade erinnerte. Wenn uns jemand aus dem Feuer tragen soll, mein Lieber, dann fragen wir nicht erst lange, wer und was er sei. Retzau hat sie vielleicht mißhandelt — ihm war ja alles zuzutrauen! Nein, mein Lieber, hinter dem allem, hinter dieser ganzen tragischen Episode in dem Leben dieser Frau steckt etwas ganz Anderes, etwas, was du nicht ahnst und was Gerd nicht ahnt — die Liebe, eine große Leidenschaft, aber nicht für Gerd, sondern für irgend einen Unbekannten. Daraus sind all die Irrungen und Wirrungen entsprungen, unter denen die unglückliche Frau zu leiden hat.“

„Du bist ja die reine Dichterin!“ sagte Bernd spöttisch. Und doch machten die Worte seiner Frau, wie stets, so auch diesmal, einen gewaltigen Eindruck auf ihn. „Nun,“ fuhr er unsicher fort, „das mag sein, wie es wolle. Jedenfalls wird die Gräfin den Wunsch haben, ihren Frieden mit der Gesellschaft zu schließen, und ich sehe nicht ein, wie sie anders dazu gelangen sollte, als durch die Verbindung mit Gerd.“

„Nein, Bernd,“ versetzte Alma mit ihrer ruhigen Bestimmtheit. „Gerade dadurch, daß sie Gerd von sich fern gehalten hat, ist die Gräfin in den Augen

der Welt gerechtfertigt, soweit in einem Falle, wie dem ihrigen, eine Rechtfertigung überhaupt möglich ist. Denn jedermann, der vernünftig zu denken vermag, wird daraus den Schluß ziehen, daß nicht eine verbrecherische Neigung, sondern nur der Zwang unbekannter Verhältnisse sie deinem Bruder in die Arme getrieben hat."

„Soso, na ja — aber die Thatsachen: die Entführung, das Duell, der Tod des Grafen — das bleibt doch alles bestehen. Und dagegen giebt's doch nur ein Heilmittel: die Heirat."

„Mit deinem Bruder? Ja, und was hätte die Gräfin damit erreicht? Gerd quittiert und wird der Mann seiner Frau. Sie spielen an den Plätzen des internationalen Verkehrs eine gewisse Rolle, aber daheim verkehren sie nur in zweiten Kreisen. Wer weiß, das reizt vielleicht die Gräfin gar nicht. Man sagt, sie übe eine große, weitreichende Wohlthätigkeit, auch heißt es, daß sie sich mit Geschick und Eifer der Verwaltung ihrer Güter widme. Sie ist erst seit vierzehn Tagen in Radöhl, und schon spricht es sich herum, daß ihre Leute sie wie eine Heilige verehren. Vielleicht hat sie resigniert und findet, nachdem das große Glück ihres Lebens verloren gegangen ist, in diesen Dingen Ersatz und Befriedigung."

„Uebrigens", sagte Künwald nachdenklich, „ist mein Brief erst seit drei Tagen fort, Gerd ist vielleicht gar nicht in seiner Garnison, hat die Nachricht noch gar nicht erhalten — es ist immer möglich, daß er sich doch noch anmeldet."

„Das würde nur beweisen, daß seine Kombinationen ebenso falsch sind, wie die deinen," sagte Alma und wandte sich wieder ihren Vögeln zu.

Bernd goß sich aus einer kleinen Krystallflasche einen Cognac ein. Das war der Moment, in dem Gerd, aus dem Garten kommend, unangemeldet das Zimmer betrat.

„Bon soir!" rief er aus und ging mit schnellen Schritten auf seine Schwägerin zu.

Bernd erschrak über sein unvermutetes Erscheinen so sehr, daß ihm die Krystallflasche aus der Hand fiel und zerbrach. Ungünstiger konnte Gerds Erscheinen in Schönwalde nicht inauguriert werden. Denn die einzige Leidenschaft, die Bernd besaß und für die er große Summen aufwendete, war seine Liebe zu seltenen Glassachen, und die Karaffe gehörte zu einem Service, das in einer Londoner Fabrik extra für ihn nach ganz besonderen, ihm allein gehörigen Zeichnungen angefertigt worden war. Bernd war vor Schmerz bleich geworden und ein weinerlicher Zug legte sich um seine schmalen Lippen. „Wo du erscheinst," rief er wütend aus, „erscheint auch das Unheil! Warum hast du dich nicht angemeldet wie ein vernünftiger Mensch, daß ich dir den Wagen zur Station schicken konnte?"

Gerd achtete nicht auf ihn, sondern küßte seiner Schwägerin, die sich erhoben hatte und ihm freundlich entgegen getreten war, die Hand. „Zu reizend von Ihnen, daß Sie mich ein paar Tage hier haben wollen, meine gnädigste



Frau Schwägerin!" Sie wechselten noch ein paar scherzhafte Redensarten miteinander, bis Alma ihn lächelnd unterbrach und sagte: „Nun aber wollen wir zum Thee gehen, das heißt, Sie sollen noch etwas Konsistenteres dazu haben als Cakes und Erdbeeren.. Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie noch nicht zu Mittag gegessen haben?" Sie klingelte, gab dem eintretenden Diener den Befehl, die Scherben vom Teppich fortzuräumen, und erteilte ihm ihre Aufträge bezüglich des Abendessens. „Und nun," sagte sie lächelnd, „Sie haben meinem Gemahl noch immer nicht Auskunft gegeben über Ihr plötzliches, für ihn leider von so betrübenden Folgen begleitetes Erscheinen."

„Ach gewiß, ja, Pardon, Bernd," wandte sich Gerd an seinen Bruder, „ich hoffe, es war nicht das Glück von Edenhall, das deinen Händen entglitten ist?"

„Es war eine Karaffe, von deren Wert und Schönheit du keine Ahnung hast," antwortete Bernd ingrimmig.

„Verzeih mir!" versetzte Gerd, „aber wenn ich du wäre, würde ich Wert und Schönheit nur noch in Einem erblicken: in meiner Frau. Uebrigens nett von dir, alter Knabe, mich einzuladen. War ein bißchen in Berlin und erhielt daher erst heute morgen deinen Brief. Aber kaum, daß ich ihn gelesen, so setzte ich mich auf die Bahn. Und da bin ich. Die Sehnsucht, wieder einmal in dein altes, liebes Gesicht zu sehen, hat meinen Schritt beflügelt, und ich habe den wohlbekannten Bahnhofsteig in weniger als einer Stunde zurückgelegt."

Bernd fühlte wohl, daß er seine Verstimmung wegen des Glases nicht länger zeigen durfte, wenn er sich nicht in Almas Augen lächerlich machen wollte, und so fing auch er an, sich an dem lebhaften Geplauder Gerds und seiner Frau zu beteiligen. Der Name der Gräfin Maria wurde nicht erwähnt, vielmehr drehte sich die Unterhaltung ausschließlich um leichten, hier und da etwas frivolen Personenklatsch, und bei diesem, Alma unendlich sympathischen Thema blieben die Herrschaften auch, als man sich eine halbe Stunde später zu Tische setzte.

(Fortsetzung folgt.)



Meinem Sohn zur Taufe.

Von

Gustav Falke.

Als wir deine Schwestern getauft,
Hab' ich die herrlichsten Rosen gekauft,
Brauchte sich keine zu verstecken,
War jede ein Schmuck fürs geweihte Becken.

Inzwischen ist mir's bescheiden geglückt,
Ein eigen Gärtchen das Haus mir schmückt,
Und an der Seitenwand spinnt sich ein zartes
Rosengerank. Das ist was Apartes.

Eigene Rosen. Wie die doch gleich
Anders leuchten. Mein Sohn, du bist reich.
Kein besseres Omen kann dir blühen,
Als dieses helle Rosenglühen.

Das Leben bietet der Blumen nicht viel,
Giebt uns meist nur blattlosen Stiel,
Alles, was wir von außen bekommen,
Ist leicht in hohle Hand genommen.

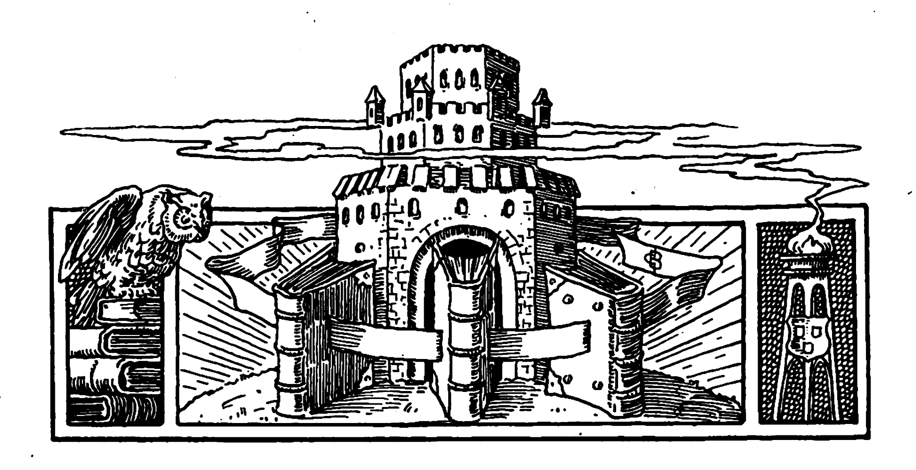
Aber was von innen heraus
Wächst und blüht, das macht's aus;
Aus Eigenem die Kränze binden,
Die uns die Tage hold umwinden.

Nennst du nichts im Leben dein,
Als einen vollen Herzensschrein,
Wirst du nach äußerm Glanz nicht fragen
Und fröhlich eigene Rosen tragen.

Das ist nun kurz mein Taufgebet,
Wie es mir durch die Seele geht,
Während der Priester mit frommen Worten
Dir öffnet der Kirche ehrwürdige Pforten.

Frömmigkeit ist eine edle Frucht,
Wächst draußen und in der Kirche Zucht.
Sei fromm, mein Sohn, in Nehmen und Geben,
Suche Gott und ehre das Leben.





Im Teutoburger Moorbade.

Von

Dr. Walter Korn.

Dumpfes Rollen in der Tiefe! Von unsichtbarer Hand aus der Hexenküche geschoben erscheint unter dem gähnenden Loch der Badezelle der Kasten mit der wabernden Lohe. Leichte Dampfwölkchen über seiner schwarzen Oberfläche zeigen, daß heilbringende Geister im Innern des dunkelen Suds begierig sind, deinen schmerzerfüllten Leib aufzunehmen und ihre Künste daran zu üben. So steig' denn hinein in die geheimnisvolle Flut! Wie umschmiegt sie dich so innig, so weich, mit wohliger Wärme, die vorher noch schneeigen Glieder alsbald in eine Negergestalt wandelnd. — Sorgsam hat der kundige Wärter, dem du nun mit Haut und Haar zu eigen bist, dir das Horoskop in Gestalt der länglichen Sanduhr gestellt, und wenn die kleine Herzbeklemmung geschwunden sein wird, so bist du allein mit deinen Gedanken und Träumen. Du kannst nicht die sich furchende Stirn dir glätten; du kannst nicht dem rinnenden Schweiße wehren, die Wangen herabzufließen; das mußt du dem treuen Hüter anheimstellen! Doch der kommt so bald noch nicht und so hast du vollauf Zeit zur Einkehr bei dir selbst. Was brauchst du auch an deinen Nerven unnützerweise zu zerren oder von deinen lieben Mitmenschen zerren zu lassen? Du weißt es doch, daß sie nur zarte Fäden bei dir sind und du dich nicht der grobgeflochtenen Stricke erfreust! — Du meinst, das Leben mit all' seinem Ungemach, mit seinen getreuen Freunden und Feinden, mit seinen schönen Frauen, mit seinem Hunger nach Gold und nach Liebe, mit seinen Rädchen und Wellen im großen Getriebe sei schuld an dieser vorzeitigen Abnutzung. Ein Mißgriff der Natur, so denkst du, ist's, daß das Material zu deinem Nervensystem nicht dauerhafter war. Ja, Freund, du hast's verbraucht! Nun liegst du so wohlig in deinem Holzkasten in schwarzer, Jahrtausende alter,

warmer Erde. Wie wäre es denn, wenn der Kasten einen Deckel bekäme und du untertauchtest in die dunkle Hadesflut? All' Qual hätt' dann ein Ende und das tausendjährige Moor erhielte unversehrt deinen kostbaren Leib! —

Doch sieh', bei solchen Gedanken hast du deiner Pflicht vergessen, und dein treuer Wächter, der dir die heilsame Feuchtigkeit von der Stirn trocknen will, kann seines Amtes nicht walten. Du hast zu still gelegen und ernstlich mahnt er zum Rühren des köstlichen Breies. Ja, wirklich, du bist noch irdisch genug gesinnt! Du bist nun doch wieder ein Streber, und zwar dieses Mal nach der Gunst und Zufriedenheit deines Cerberus; denn so mächtig wühlst du und so willensstark reckest und streckest du die Glieder, daß du genötigt bist, die Glockenschnur zu ergreifen; weil du die Spritzer, die dir ins Antlitz flogen, allein nicht zu entfernen vermagst. Nun, für dieses Mal ist deine Sanduhr abgelaufen, und so laß dir vom Wasserbade nicht nur das schwarze Moor vom Körper, sondern zugleich die Schlacken von deiner etwas geschwärzten Leber abspülen und entsteig', ein neuer Adam, der reinigenden Flut. — Morgen hast du Besseres zu thun im Moore, als dich grübelnden Phantastereien hinzugeben. Da heißt es nachzuholen, was die meisten deiner Badegenossen bereits mit Fleiß und Emsigkeit beim ersten Male geübt haben. Jahrtausende haben Feuchtigkeit und Wärme im Schoße der Erde in unsichtbarer, doch steter Arbeit daran gewirkt, all' die ungezählten Wurzelstöcke, Stämme und Aeste zum dunklen, zähen, innig verfilzten Moorgrund umzuwandeln, doch es ist ihnen noch nicht gelungen, eine gleichförmige Masse zu erzeugen. Da sind alte knorrige Stämme, die zwar morsch und brüchig in diesem Kampfe geworden sind, aber ergeben haben sie sich noch nicht. Sie wollen noch Individuen sein und als solche sich Geltung verschaffen. Da ist vor allem das junge Geäst! Das hängt noch zäh mit festen Fasern zusammen und trotzt der Gewalt und der Vergänglichkeit des Irdischen. Die Natur hat mit ihm unendliche Geduld und sieht dem Wehren ruhig zu. Zwar ist es nutzlos. Die ewigen Naturgesetze lassen ihrer nicht spotten. Allein der Mensch mit seiner Anmaßung, sich die Erde unterthan zu machen, lüftet mit rücksichtsloser Hand den Schleier. Die schützende Decke wird zurückgeschlagen und dem geheimnisvollen Weben und Wirken im warmen dunklen Erdengrunde Einhalt gethan. — In deinem Moorbadkasten vollendest du nun mit grausamer Hand, was sich so mild, so sanft im stillen Wurzel- und Waldesgrab durch unendlich große Zeitspannen vollzog, in kurzen Minuten. Die alten morschen Stämme zerreibst du mit geringem Kraftaufwand deiner Finger; sie leisten dir wenig Widerstand. Mehr Müh' und Arbeit verursacht es dir schon, das jüngere Geäst der Zerstörung zu überliefern. Hier mußt du fest anpacken, um einen Angriffspunkt zu finden, wo du ihnen beikommen kannst. Doch auch sie unterliegen der stärkeren Gewalt. So bekommst du allmählich den von dir angestrebten gleichmäßigen Brei heraus, in welchem die störenden, drückenden und lästigen Einzelwesen verschwunden sind. Ist es nicht ein Bild des Lebens: deine heutige Thätigkeit im Moorbad? Was sich dir heut' noch

widersetzt hat, kannst du ja morgen zu überwinden trachten! Dann kannst du sanft ruhen, wenn du dir die widerstrebenden Knorren aus dem Wege geräumt hast. Mach' dir auch keine Gewissensbisse über ihre Vernichtung. Sie waren schon seit langem nicht mehr im stande, ihrer Umgebung Festigkeit und Halt zu verleihen. Es war doch nur ein Sumpf, aus welchem sie etwas weniger verkommen hervorragten.

Ein Sumpf! Ja! Hat nicht vielleicht dieser Moorgrund hier am Teutoburger Walde das seinige auch mit dazu beigetragen, die Weltgeschichte zu gestalten? — „Und blieb elend stecken!“ So heißt es in dem schönen Liede. Blieben denn hierin die römischen Legionen nicht ebenso stecken, wie die Kultur, die ihnen nachgehinkt wäre? Römische Lebensanschauungen, Bildung und Künste, Sitten und Unsitten wären über die deutschen Waldmenschen vernichtend hinweggeschritten und nimmermehr konnte deutsche Art durchs Jäger- und Kriegertum und durchs Fegefeuer des finsteren Mittelalters sich zur eigenen Volksweise entfalten. — Senkrecht hältst du stolzer Held, Hermann, dein Schwert zum Himmel empor, schützend deinen Teutoburger Wald und Alldeutschland vor dem Eindringen fremdländischen Wesens! Geholfen hat dir dabei auch das stille Moor, zwar den kundigen Jägersmann und sein flüchtiges Wild bereitwillig tragend, jedoch dem frechen Eindringling mit seinem Troß ein tückisches Grab bereitend. Sehen wir nicht wieder in unseren Tagen, wie ein eigenartig gestaltetes Volksleben vernichtet werden soll zu Ehren der angeblich höheren Kultur? Möge auch dir, du tapferes Bauernvolk, es einst vergönnt sein, einen Hermann aufzustellen, der mit dräuendem gewaltigen Schwerte raubgierigem Gesindel die Wege weist!

Du bist heiß geworden! Ist's die Zorneswelle, die dein Herz soeben stärker klopfen macht, oder bringt die schwarze Flut dein Blut in Wallung? Entsteig' ihr nur wieder und laß die Vergangenheit ruhen! Auch die schwarzen und die weißen Lose vermagst du aus der Zukunft Schoße nicht nach deinen Wünschen zu scheiden und mußt schon geduldig hinnehmen, wie sie das Schicksal dir beut. —

Schwarz ist das Moor; etwas schwärzlich auch deine Stimmung, doch melancholisch, — schwarzgallig — soll sie nicht werden. Mach's doch wie dein Zellennachbar, der von behaglicher Leibesfülle strotzende Kommerzienrat! Mit fröhlichen Liedern kürzt er sich die Badezeit. Gewiß! Er hat gut singen mit seinem vornehmen Podagra und dem durch die jetzige Kasteiung vermeintlich gewonnenen Anrecht auf die winterlichen Tafel- und Becherfreuden. Mach' es wie dein Nachbar auf der anderen Seite, der citatenreiche Pfarrer! Er hält sich an das „solamen miseris“, und trotz Ischias hofft er zuversichtlich binnen kurzem pede libero tellurem pulsare. Doch auch bei dir ersteht in dem Streben, aus der schwärzlichen Flut zum rosigen Sonnenlicht emporzusteigen, von neuem eine unendliche Liebe zum Leben, und die Sehnsucht nach Gesundheit läßt dich selbst zu dem Glauben an die etwas zweifelhaften Orakelsprüche von der Heilsamkeit der anfänglichen Verschlimmerung und von der mit Sicher-

heit in Aussicht gestellten Nachwirkung gelangen. Ein gut' Teil der Festigkeit, mit welcher diese Ueberzeugung bei deinem alten getreuen Hüter wurzelt, geht als unmerkliches Fluidum auf dich über, so daß du mit Dank erfüllt gegen die Allmutter Erde, die diesen Schatz in ihrem Schoße gehütet und aus ihm zum Heile geboren, von dem schwarzen Jungbrunnen Abschied nimmst.



Regen.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Im Wald geht der Sturm und es regnet laut,
Die Heide fröstelt und schauert,
Das Waldmännlein hockt unterm Farrenkraut
Am Fuße der Tanne gekauert.

Der Häher ruft und die Föhre knarrt,
Es rauscht und strömt der Regen,
Es rinnt und tropft von der Tanne. Bart,
Es hüpft und spielt auf den Wegen.

Es rieselt und plätschert und leise spricht's,
Und im Walde beginnt es zu dunkeln,
Das Männlein kauert und regt sich nicht,
Seine Augen im Dickichte funkeln.

Es sieht das Häslein dicht neben sich
In der Heide zu Lager gehen,
Und den Fuchs, der über die Lichtung schlich,
Windschnüffelnd am Waldrande stehen.

Es spürt, wie das Reh zu ihm niederschaut
Mit regentropfenden Zacken,
Sein Atem geht heiß und sein Herz schlägt laut
Und es horcht mit gebogenem Nacken.

Es hört, wie mit rauschendem Flügelschlag
Der Falke sich setzt ins Geäste,
Und die Brut dort oben allgemach
Verstummt im schaukelnden Neste.

Und still ist's geworden im Waldesrund
Und Nacht auf Wegen und Stegen,
In weiter Ferne nur bellt ein Hund,
Und heimlich rieselt der Regen.





Bücher-Physiognomien.

Aus der deutschen litterarischen Landschaft voll schroff gebirgiger Gegensätze ist im Laufe der letzten Jahre eine ziemlich ruhevolle Ebene geworden. Die Kontraste, die sich einst so scharf gegeneinanderstellten, sind ausgeglichen, und die Richtungsetiketten, die so verschwenderisch und wortfertig geprägt wurden, wanderten vergilbt den Weg des Papiers. Marie von Ebner-Eschenbach, die hochverehrte Siebzigerin, hat vor einigen Jahren in leicht ironischem Selbstbescheiden einen Novellenband „Alte Schule" genannt, doch diese Begriffe von „Alt" und „Neu" in der Kunst gehören jetzt der Vergangenheit an, wer die erzählende Produktion unserer Tage charakterisiert, wird kaum mehr Gelegenheit finden, die Einteilung nach Alten und Jungen zu machen.

Nach dem Können geht es, nach der Echtheit des Erlebens und Schilderns; die litterarischen Moden sind schnell abgeblüht, und gerade an ihrem unbeständigen Variieren konnte der Blick sich für das Bleibende schärfen, und dies Bleibende ist: ein menschliches Schicksal leibhaftig und lebendig zu gestalten, nicht nur wie im Leben im Demonstrieren der äußeren Handlungen, sondern im Offenbaren der inneren Vorgänge. In einem Menschenherzen lesen, soll das Lesen eines Buches sein.

In dieser Offenbarerkunst ist nun in dieser Zeit gerade die Dichterin groß, die sich selbst zur „Alten Schule" bekannt: Marie Ebner-Eschenbach. Nach Theodor Fontanes Tod und nach dem Scheiden der großen Schweizer Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer ist sie wohl unbestritten die erste deutsche Erzählerin. Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle, dies Wort ging an ihr in Erfüllung. Die jetzt von aller Kritik Gefeierte hat eine schwere, dornenvolle Lehrzeit erlebt. Als sie zu schreiben begann, war der Modegeschmack handlungsbewegte spannende Romane mit effektvoll ausstaffierten historischen Meiningerrequisiten; die schlichten, dem Durchschnittsleser kunstlos erscheinenden Alltagsgeschichten der Ebner stießen auf kühlste Teilnahmlosigkeit, die meisten waren überhaupt nicht unterzubringen. Erst in den letzten zehn Jahren, wo man durch die litterarischen Kämpfe, durch die Auseinandersetzungen und Begriffskritiken doch eine schärfere und klarere Kunsterkenntnis

sich erworben hat, ist für sie die Zeit gekommen, und so hat sie wie Fontane im Alter die Früchte zur Ernte bringen können, für die vorher die Sonne fehlte. Zur Entschädigung der mageren Jahre folgten reiche Lesen, und den schon gesammelten Werken reiht sich immer noch ein neuer Band an.

Diesmal sind es sogar zwei. Unter dem Titel „Aus Spätherbsttagen" (Berlin, Gebrüder Paetel) bindet sie die Novellen der letzten Jahre zu einem Strauß, der nicht durch üppige Farben prahlerisch blendet, sondern durch die feine Schattierung der schlichten Blüten reine Freuden schafft.

Charakteristisch giebt die Zusammenstellung ein umfassendes Bild der künstlerischen Physiognomie Marie Ebners.

Aus all ihren Geschichten drang von je warm und belebend ein großes, stilles Leuchten, das Leuchten der Güte; sie trägt in sich der Liebe vollgerüttelt Maß, drum ist ihr Wort nie tönendes Erz oder klingende Schelle, sondern immer voll Herzschlag zitternd und tiefen Wiederhall weckend. Am stärksten fühlt man das, wenn sie von Kindern spricht. Sie, die selbst nie Mutter war, hat das feinste und zärtlichste Begreifen für alle Vorgänge der Kinderseele, für alle jungen Leiden, die den Kleinen genau so schwer und schreckhaft sein können, wie den Erwachsenen ihre Sorgen. „Die Kinderlose hat die meisten Kinder", sagte Marie Ebner von sich selbst, und so hat sie mit ihrer Fähigkeit des Sich-hineinversetzens immer gern Kindergeschicke gestaltet. Am ergreifendsten vielleicht gelang es ihr in einer dieser neuen Novellen, dem „Vorzugsschüler". Die Leiden der Schule sind hier das Thema, und der kleine Schmerzensheld ist ein Opfer väterlichen Ehrgeizes. Auf knappem Raum erleben wir hier, wie ein Menschenwesen unter einem Schicksal, das es nicht tragen kann, zusammenbricht, und die tragischen Möglichkeiten des Kinderlebens enthüllen sich in ihrer ganzen Schmerzenstiefe.

Marie Ebner ist aber nie eine einseitige Betrachterin, sie ist immer überschauend und allseitig beleuchtend. Sie hat nicht nur die Tragik des Kindes gezeigt, sie ließ auch die Tragik des Vaters begreifen, der von ihr nicht etwa als ein grausamer Quälgeist geschildert wurde, sondern als ein vom Leben Betrogener, der seinem Sohne das bereiten will, was ihm selbst entging, und der in menschlicher Beschränktheit dazu den verkehrten Weg einschlägt. Und die gebrochene Gestalt dieses mürrischen, verbitterten Mannes, dem die Zukunft seines Kindes der einzige Gedanke gewesen und dem mit dessen Tod alles dahin ist, sieht sie ohne Härte an mit leis wehmütigem Blick und Gedenken an die Blindheit und Gebundenheit menschlicher Hoffnungen und Entwürfe. Und sie läßt die Mutter des gestorbenen Knaben zu dem Manne vorwurfslos sagen: „Du hast ja nur sein Bestes gewollt." Und ganz zurückhaltend, ohne jedes überflüssige sentimentale Wort wird uns die große reinigende Macht des Todes offenbar gemacht, die hier durch den gemeinsamen Schmerz den Mann und die Frau, die lang Entfremdeten, in Thränen zusammenführt.

Diese Güte, die nicht weichlich und schwächlich ist, sondern aus dem Verständnis für alles Menschliche kommt, spricht klingend auch in einer anderen Kindergeschichte dieser Sammlung, der „Spitzin". Marie Ebner glaubt nicht an ein ursprünglich Böses in der Menschennatur, sie glaubt vielmehr, daß dieser Acker trägt, wie er bestellt wird, und vor allem glaubt sie, daß auch ein verwildertes, von Unkraut überwuchertes Land unter einer guten Hand noch blühen und ge-

deihen kann. Sie hat einen tief pädagogischen Zug in sich, und aus ihm heraus erkennt sie, wie vorschnell und übereilt mit den Worten gut und schlecht umgesprungen wird, und wie viel zu retten ist, wenn statt der lieblos durch das Gestrüpp stampfenden Menschen ein verständnisvoller Gärtner kommt, der rodet und dem tief Verschütteten und Erstickten zum Lichte verhilft. Schon in dem Roman vom „Gemeindekind" hatte sie das Thema angeschlagen und gezeigt, wie ein einsames Kind, das die Menschen hin und her stoßen und dem sie alles, ohne daß man ihm einen Wink zum Besseren giebt, als Bosheit auslegen, zum Wildling wird, und wie auch für dieses verwahrloste Stiefkind der Auferstehungstag des Herzens kommt. Solche Auferstehung wird auch in dieser Novelle gefeiert, in der ein Findling aus der Verstocktheit und Dumpfheit seines Herzens zu menschlichem Mitgefühl erwacht. Und sehr charakteristisch für die Ebner ist's, daß sie diese Wandlung durch das Erlebnis mit einem Tiere, der halb tot geprügelten Spitzin, die ihrem Peiniger ihr Junges im Maul hinträgt, geschehen läßt. Marie Ebner hat es immer geliebt, der Deuter der stummen Geschöpfe zu sein. Und wie sie das Innenleben der Kinder aufdeckte, die so oft nicht die Worte finden können, sich auszusprechen, so leuchtete sie auch in das Fühlen der Kreatur. In keiner Novelle tiefer als in der ergreifenden Hundegeschichte vom treulos treuen Crambambuli. In dieser neuen Geschichte von der Spitzin hat sie nun ihr Herz für Kinder und Tiere gleich beredt sprechen lassen.

Diese Dichterin ist aber nicht immer nur Feierabenderzählerin voll Einfalt, Stille und Güte. Sie kann auch als epische Meisterin in Erz formen. Ehern sind die Charaktere in der Novelle „Maslans Frau", und ehern ausgeprägt ist ihre Geschichte. Die Geschichte der leidenschaftlich trotzigen Herzen, die sich in jähem Augenblick mit Fesselschwüren die Lebensgemeinschaft gekündigt und sich diesen Schwur, trotzdem Jahre gingen und die alte Liebe bei beiden neu erwachte, eisern in starrem Ehrgefühl halten, bis der Tod die Fesseln bricht.

Die ruhevollen großen Züge dieser Altmeisterin sucht man bei den Künstlerinnen der jüngeren Generation vergeblich. Sie wollen nicht nur deuten und offenbaren, sie spintisieren und zerfasern; sie sind keine Prophetinnen der Seele, sondern Detektivs der Nerven. Auch die feinste Intelligenz unter ihnen, Lou Andreas-Salomé, ist hiervon nicht ganz frei. In ihrer Problemlust verliert sie häufig die Ehrfurcht vor dem Leben und konstruiert, um sich als Differentialrechenkünstlerin zu zeigen, besonders komplizierte Fälle. Geistreich und anregend bleibt sie dabei immer, selbst wenn sie statt der Menschen Gleichungen giebt. In einem Buche, der unvergeßbaren „Ruth", legte sie ihr Bestes nieder. In dieser von allem Theoretischen fernen, lebendigen Charakteristik der bunten, schwankenden, im Blütenwind zitternden Gefühlswelt des jungen Mädchens im Uebergangsalter war sie nicht nur die treffsichere Psychologin, sondern auch Dichterin voll schwingender Musik.

Musik klingt auch durch ihr neuestes Buch, der „Ma" (Stuttgart, Cotta). Eine feine schwebende Gefühlsdichtung von unsagbarer Zartheit des Herzens ist das. Das Bild einer Mutter steht im Mittelpunkte, einer noch jugendlichen Mutter, die die Schwester ihrer beiden Töchter ist und in dieser Lebensgemeinschaft ihr letztes, höchstes Glück findet, nachdem ihr der geliebte Mann entrissen. Für sie ist das Leben beendet, für die Kinder aber wird es erst beginnen. Mit subtiler andeutender Kunst ist das Verhältnis dieser drei geschildert, die sich zusammen-

gehörig fühlen und nun auf den Prüfstein des Lebens kommen, wie da allmählich, ohne daß sie es selbst merken, die Jungen sich loslösen, die Flügel regen und selbständig ausfliegen wollen; wie die, die sich so lieben, sich selbst die schwersten Schmerzen machen und doch nicht anders können, und wie schließlich die Mutter aus dem Entsagen eine tiefere, ernstere Liebe sich erringt, eine Liebe, die erst an die anderen und dann erst an sich denkt.

Um die Geschichte dieser mater pulchris filiis pulchrior rankt sich ein Gebinde anmutigen, liebevoll gezeichneten Details: Das Hauswesen der Ma und ihrer Töchter voll stillen Herd- und Blumenzaubers, voll lieblicher Schönheit im bescheidenen Raum, und dies köstliche Frauen- und Kinderwesen selbst mit der kindlichen Stimme und den mütterlichen Augen und dem Kosenamen Ma, von dem es heißt: „dieser einzige Ton als Name, es ist, wie wenn man eben intonierte, was man nicht ganz nennen will, noch auch äußern kann. Weit, weit hinter dem einzelnen Ton ruht und klingt das Ganze".

Und diese fein schimmernde Miniatur sehr apart gefaßt in einem köstlichen Rahmen. Das alte heilige Moskau umschließt es und leuchtet in seltsamer Pracht mit kerzenerhellten, blaugoldschimmernden Tempeln, rot und grün und blau an Dächern und Mauerwerk, überstrahlt vom Gold des ragenden Kreml. „Und ein anderes Gold war es zu jeglicher Stunde, zu jeder jedoch ein königliches, vom ersten Tagesgrauen an, das über Moskau aufging, bis tief in die tiefste Nacht, denn keine gab es, tief genug, um das Gold ganz auszulöschen . . ."

* * *

Spricht man von modernen Büchern, so kommt man wie von selbst meistens zuerst auf Frauenbücher zu sprechen. Die Männer sind immer noch dem Theater verfallen und wollen nicht davon lassen, auf diesem Eitelkeitsmarkt ihr Blut zu verspritzen für seltene Siege und häufige Enttäuschungen.

Doch giebt es noch einige stille Künstler, die nicht dem Theaterteufel ganz sich hingegeben, und wenn sie ihm auch einmal folgten, selbst wissen, daß ihr Eigenstes im einkehrvoll für sich geschriebenen Buche liegt.

J. J. David und Emil Strauß sind solche Naturen, beide ähnlich in der konsequenten Eigenrichtigkeit ihres Wesens. Sonst freilich verschieden. Der Wiener David ein in sich gewandter Einsamer, der menschliche Geschicke mit prüfender Hand, einem Rembrandtschen eingesponnenen Geldwechsler vergleichbar, hin und her wendet, ihre Art zu erkunden; der Weltwanderer Strauß ein Freiluft-Menschenjäger, der sich mit dem Lasso Geschichten und Gestalten einfängt und die Beute mit wilder Freude an ihrer Buntheit vor sich hertreibt.

Von David erschienen jetzt schöne Novellen in dem Buche „Die Troika" (Berlin, Schuster & Löffler).

In der Titelnovelle wird die Tragödie eines Schauspielers entwickelt, der, herrschend in souveräner Kraft, sein Leben und seine Kunst meisterte. Unter dem Bilde der Troikafahrt stellt sich das groß und bedeutend dar: Triumphgalopp, dreispännig mit klingenden Schellen im Hochgefühl berauschender Ueberlegenheit. Doch auf des Weges Mitte jähes Straucheln und Scheuen; die Dämonen, die der Geniale gebändigt, wachsen über ihn hinaus, die Krallen des Wahnsinns greifen nach ihm, und in wildem Sturze geht es in die Nacht. Aber nicht nur die Geschichte eines irrsinnig gewordenen Schauspielers ist das, David giebt mehr als sie, und wer genau zu sehen weiß, wird merken, daß das Motiv nur schein-

bar im Mittelpunkte steht. David läßt die Geschichte von dem Sohne des Tragöden erzählen, und, ohne daß stark betont wird, mit unmerklicher Kunst steigt aus dem Ton und der Spiegelung dieses Erzählers eine Lebensgeschichte auf, die unscheinbarer zwar, aber viel tragischer ist als das effektvolle Glück und Ende des großen Mimen. Die Geschichte des Sohnes eines Glänzenden enthüllt sich, der immer im Schatten gestanden, dem seine Kräfte verdorrten, da er immer in der Nähe und im Dienst des Vergötterten nie zu eigenem Wachstum gelangte, und der durch das Miterleben eines übermächtigen Schicksals Glauben und Hoffen für sich verlor.

Die Besonderheit dieser novellistischen Kunst liegt darin, daß sie ihre Vorgänge, wie es von jenem Sohne heißt, „gleichmäßig und mit einer großen Gelassenheit" erzählt, daß sie sehr einfach in allem Aeußerlichen ist, aber dabei weite Tiefen und Perspektiven öffnet, daß sie ihre Menschen vom Schicksalshintergrunde sich abheben läßt. Darum wirkt die Wiedergabe des Inhalts dieser Stücke besonders unvollkommen, weil hier alles auf die Schattierung, auf das Helldunkel, auf das Transparente der Malerei ankommt. Bei der letzten Novelle: „Die Mühle von Wranowitz" wird das besonders deutlich. Die Handlung bildet hier der Lebensausgang eines schwindsüchtigen jungen Barons, der einsam auf seinem mährischen Schloß ein letztes Glück mit einem Mädchen aus dem Dorfe genießt. Das ist als Stoff nichts weniger als originell. Aber wie es gemacht ist, das ist ganz besonders. Das ist nicht die banale Liebesgeschichte zwischen dem Aristokraten und dem Kind aus dem Volke. Das wird zu einem Epos voll lebendiger Natursymbolik, wie sich der Todgeweihte, Abscheidende an das schöne, starke Naturwesen, den Sproß starken, urgesunden Bodens klammert, und wie sich in seinem und ihrem Kinde eine Erneuerung vollzieht; wie er sterben muß, aber fortleben wird in neuer, kraftvoller Gestalt in diesem Kinde.

Solch eigenes Spiegeln einfacher Geschehnisse liebt auch Emil Strauß, diese Art der Erzählung, bei der das Unausgesprochene, hinter den Zeilen nachdenklich Leuchtende wichtiger ist als die Begebnisse. In seinem Buche „Menschenwege" hat er von Auswanderern erzählt, von Streifen in brasilianischen Urwäldern, er hat etwas, was unserer Litteratur fremd geworden war, die Exotik neu entdeckt und in fremdartig, südlich leuchtendem Rahmen menschliche Schicksalslinien gezogen. Nicht so kompliziert, wesentlich einfacher giebt er sich in seinem neuen Buche „Der Engelwirt" (Berlin, S. Fischer). Es ist die Geschichte eines trotzigen Schwaben, der von Haus und Hof leichtsinnig in die weite Welt läuft und ausgegeplündert, heimwehleidig zum Herd zurückfindet. Einen künstlerisch zu großen Raum nehmen die ausgesponnenen Schilderungen der Bauerfängereien und Beutelschneidereien ein, denen der Engelwirt in Brasilien zum Opfer fällt. Denn der Engelwirt ist gar nicht die Hauptperson, die Hauptperson tritt wenig hervor, sie ist nur mit ein paar Strichen gezeichnet, aber sicher und fest steht sie da, und auf jeder Seite fühlen wir hinter den in der Irre schwankenden Gestalten ihre Gegenwart. Das ist die Engelwirtin, die Tüchtige, fest in sich Beruhende, die Aufrechte, Wortkarge, die dem thörichten Landläufer die Thür öffnet und, ohne viel Reden zu machen, auch das Kind, das er mitbringt, in den Arm nimmt, nicht aus schwächlichem Vergeben, sondern aus einer starken, sicheren Güte.

* * *

Neben den auf das Individuelle ausgehenden Charakteristikern stehen die Bildner des Typischen und Kulturellen, die modernen Fortsetzer Gustav Freytag-

scher Tradition, die Historiker der Stände. Georg Freiherr v. Ompteda und Wilhelm v. Polenz sind das. Ompteda hat die besten und ernstesten Charakteristiken des deutschen Offiziers gegeben, vor allem in seinem „Sylvester von Geyer", er hat in seinem bedeutungsvollen nachdenklichen Werk vom Jahrhundertende „Eysen" ein Bild des deutschen Adels gezeichnet, voll der Eindringlichkeit eines lutherischen Sendschreibens.

Wilhelm v. Polenz sucht das deutsche Volk bei der Arbeit auf. Vom Bauernstand in unserer Zeit handelt sein groß angelegter Roman „Der Büttnerbauer", und das Vertiefen in religiöse Probleme führte ihn zum „Pfarrer von Breidendorf". In seinen letzten Romanen: „Thekla Lüdekind" und „Liebe ist ewig" (Berlin, Fontane) entfernte er sich von seinem Mutterboden, von den großzügigen, einfachen, ethischen Linien. Er strebte nach differenzierterer Psychologie, die Seele der Frau wollte er spiegeln, der Frau einer neuen Zeit, die zu selbständiger Auffassung ihres Wesens erwacht ist. Teilnehmen und Interesse weckt er auch mit diesen Studien, aber der festen, wuchtigen, bismarckischen Handschrift des Büttnerbauer sind solche verfeinerten, halbtönenden Motive voll leiser Uebergänge vielleicht doch nicht der geeignete Gegenstand. Lyriker giebt es mehr, aber Chronisten unserer Kultur thun dringend not. Mögen die wenigen, die wir haben, am Werke bleiben.

Ein kleiner Novellenband: „Lug ins Land" (Berlin, Fontane), einem Zwischenspiel, führt Polenz jetzt wieder in seine Werkstatt; allerlei Skizzenblätter und Studien sind hier vereinigt, und hier erkennen wir wieder die scharfe holzgeschnittene Charakteristik, das Leiblsche der Bauernporträtierung in den zähen, steifnackigen Köpfen, in der Ausmeißelung der harten Bauernschädel.

Einen Schritt vom Wege hat nach seinem großen Kulturgemälde auch Ompteda gemacht. In einem belanglosen Roman: „Die Radlerin" (Berlin, Fontane) erzählt er ziemlich flau mit blassen Strichen, durch die Pneumatiks aktualisiert, die Geschichte, die Fontanes „Irrungen, Wirrungen" uns schon zu Herzen führten.

Und nach diesem Schritt vom Wege kam leider ein völliges Verlaufen mit dem sehr schlimmen Buche „Monte Carlo" (Berlin, Fontane), das in einem grellen Bilderbogenstil geschrieben, mit groben Mitteln gewürzt, für diesen vornehmen Menschen und Schriftsteller unmöglich erscheint. Er bleibe seiner „Eysen" würdig und verlange nicht nach den Lorbeeren der Tamtam-Romanciers.

* * *

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit", mehr und mehr wird die hundertjährige Prophezeiung Goethes nun zur Wahrheit. Nicht mehr die Zufallsübersetzung spielt eine Rolle, nicht das wahllose Pflücken und Sammeln von allen Bäumen. Seit dem Antritt des neuen Jahrhunderts sucht man den Gästen aus fremden Zungen eigene stattliche Häuser zu errichten. In Gesamtausgaben werden die Schätze fremden Geistes dargeboten. Voran ging die monumentale Ibsenausgabe des S. Fischerschen Verlages. Dann kam Ruskin. Der englische Weise und Schönheitsprediger spricht jetzt seine ehern gefügten Sätze auch in deutscher Sprache. Bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen die Schriften dieser einzigen Persönlichkeit, die nicht nur durch das wunderbar Anregende künstlerischen Anschauens und Deutens, durch die hinreißende ethisch-ästhetische Pädagogik uns teuer ist, sondern ehrfurchterweckend und vorbildlich durch das Lautere,

Wahrhaftige seines Sehens und Fühlens, durch die Integrität seiner Worte, die nie ein leerer Schall oder schöner Klang sind, sondern immer eine vollgiltige Anweisung auf edelstes Gedankengold aus den Schatzhäusern eines Königs.

Eine Gedankenwelt voll Feuer und Herzschlag offenbaren auch die Werke des Holländers Multatuli, die, von Wilhelm Spohr herausgegeben, bei J. C. C. Bruns in Minden ediert werden.

Ein Kämpfer ums Recht ist dieser Multatuli, ein kühner, unerschrockener Denker und ein Meister der Sprache. Seine Vorliebe für barocke Ornamente, gewundene Gänge und Verzierwege erschwert den Eingang zu seinem Reiche etwas, trotzdem wird niemand unbelohnt dort einkehren. Sein Hauptwerk, den „Max Havelaar", hat ein brennendes Gerechtigkeitsgefühl diktiert. Empörung sollte es wecken und harte Herzen rühren. Für ein geknechtetes Volk predigte es, für die gemißhandelten Javaner rief es auf in heiliger Empörung gegen schnöde Profitsucht. Ein Tendenzbuch sollte es sein, und eine Dichtung ist es geworden, in der der ganze Zauber ferner Inseln „wie ein Gürtel von Smaragd" glüht und zittert, in der eine flammende Beredsamkeit aus tiefstem Herzen mit Menschen- und Engelszungen redet und die Lauen und Kalten weckt zu Teilnehmen und Miterleben.

Neben diesen stolzen und reichen Geistern sehen wir als Gäste originelle und aparte Erscheinungen. Edgar Allan Poe, den Deutschen längst keine fremde Erscheinung mehr, wird nun auch aus der Nomadenexistenz flüchtig zerstreuter Hefte erlöst und erhält sein eigenes Heim. Ihm ward die deutsche Gesamtausgabe von dem gleichen bereitet, der Multatuli aufgenommen, von Bruns in Minden. Arthur und Hedda Möller-Bruck sind Herausgeber und Uebersetzer.

Diese Ausgabe wird uns den seltsamen, logisch-visionären amerikanischen Dichter erst in seiner Totalität zeigen. Zu einseitig haben bisher die Verleger, die ihn brachten, das Genre der „Unheimlichen Geschichten" kultiviert. Poe ist aber nicht nur der Geisterbeschwörer, bei dem man das Gruseln lernen kann, sondern er ist vor allem ein Raffinierter des Intellekts, eine hypertrophische Intelligenz, die mit visionärer Sicherheit auf dünnem Faden durch das Weltall balanciert und in einer Virtuosität, die an die Excentrics der Rechenkünstler mahnt, mit imaginären Werten Fangball spielt. Mathematische Belustigungen des Verstandes und Witzes verschafft er sich, und immer verwegener klimmt er in die Höhe, und immer schwierigere Gangarten sucht er. So kommt er auf all jene Zwischengebiete des Unerforschten, auf die Scheidegrenze zwischen Tod und Leben, Vernunft und Wahnsinn, und mit einer hellseherischen Logik, mit haarscharfer Dialektik zwingt er Ereignisse jener Welt in den Bereich der Wahrscheinlichkeit. Aber nicht aus schwelgerischer Phantastik stammt das, sondern immer aus dem Gehirn, wie Poe selber sagte: „Die seltsame Anomalie in meinem Dasein ließ meine Gefühle niemals dem Herzen, ließ meine Leidenschaft stets dem Gedanken entspringen."

Erscheinungen auffallenden Eigengepräges sind auch die beiden Russen Anton Tschechow und der in letzter Zeit so vielgenannte Maxim Gorjki*) (Tschechows Gesamtausgabe bei Diederichs-Leipzig, Gorjkis bei Cassirer-Berlin, sein Roman „Foma Gordjejew" außerdem in Einzelausgabe bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart).

---

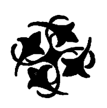
*) Vgl. unsere Skizze auf S. 139.

Tschechow, der Ironiker, der tragikomische Situationen in seinen feingeschliffenen Novellen zu melancholisch-witzigen Epigrammen spitzt und mit virtuosem Antithesenspiel die Narrheiten des Lebens und das ohnmächtige Zappeln der Menschenkinder spiegelt. Gorjki, der Größere und Freiere, der nicht mit dem Witz das Leben überwindet, sondern mit der Weisheit, die sich dadurch freimacht, daß sie nichts begehrt. Derwischweisheit, die Erkenntnis weltwandernder Barfüßer spricht aus diesen Geschichten und eine leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, die ihm mit dem Hunger manchmal nicht zu teuer erkauft erscheint: „das Bettlerleben ist wahrhaft göttlich ..., es ist das einzige, das von den Fesseln der Welt frei ist. Du wirst alles verstehen, wenn du dich von der Welt lossagst. Geh einmal auf die freie Landstraße hinaus, in die Felder, die Steppen, die Thäler und Berge. Geh hin und sieh dir die Welt in der Freiheit und aus der Ferne an. Man liegt unter einem Strauch und schaut in den Himmel, und der Himmel sinkt immer mehr herab, als wollte er einen umarmen ... Es wird einem warm, still und freudig ums Herz, man wünscht nichts und hat keinen Neid in sich. Und du sorgst dich um nichts, ein Stück Brot giebt man dir überall, und was brauchst du sonst noch in deiner Freiheit! In der Welt legen sich die Sorgen wie Fesseln um die Seele."

Das sind nicht Schreibtischtheorien eines Litteraten. Gorjki hat das Leben, das er rühmt, am eigenen Leibe erprobt. Er ist durch ganz Rußland gewandert, er hat jede Arbeit verrichtet, die ihm innere Unabhängigkeit ließ und die Möglichkeit, morgen seinen Fuß weiterzusetzen. Und er ist dabei ein Beobachter und ein Seher geworden, der die Menschen, die er schildert, bis in die verborgensten Tiefen ausschöpft. Eine ganz urwüchsige, prägnante Kraft der Charakteristik und ein pulsierender Rhythmus des Lebens geht durch seine Bilder und eine ganze, nur auf sich gestellte Persönlichkeit steht hinter ihnen.

„Ehrt eure deutschen Meister", das sei nie vergessen, aber nicht wollen wir uns in eine allzu enge Heimatskunst verschanzen, sondern weitherzig alles, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, zu uns kommen lassen und gern anerkennen, wenn einmal die Ernte des Nachbarn reicher ist als die unsrige, damit das Beste aller Zeiten uns Besitz und Freude werde.

Felix Poppenberg.



Tierstaaten und Tiergesellschaften (Les sociétés chez les animaux) von Dr. Paul Girod. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Professor Dr. William Marshall. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1901.

Ein Werk, gleicherweise interessant für jeden Naturfreund wie für jene Psychologen und Philosophen, die es sich zur wissenschaftlichen Maxime machen, die Thatsachen der Erfahrung zum Ausgangspunkte und zum Gegenstande der Spekulation zu nehmen. Der Hauptwert des Buches liegt in der Fülle des Materials, in der Anordnung und detaillierten Schilderung der Einzelfälle. Verschiedene Lücken und Irrtümer des Verfassers hat der Uebersetzer in einem An-

hange beseitigt, so daß der Leser der Uebersetzung dem des Originals gegenüber im Vorteil ist. Besprochen werden in der Einleitung die „Formen der Gesellschaften", im ersten Abschnitt die verschiedenen Arten der „Associationen bei den Wirbeltieren", im zweiten die „Gesellschaften bei den wirbellosen Tieren", im dritten „die Kommensalen und die Schmarotzer", im vierten die „sozialen Kolonien". Ueberall ist der Autor bestrebt, die Ursachen der betreffenden Gesellschaften ausfindig zu machen, in biologischer und psychologischer Weise.

Von den Kolonien, d. h. Gesellschaften mit gemeinsamer Ernährung, bei welchen die durch Teilung entstandenen Zellen vereinigt bleiben, sind die Associationen zu unterscheiden, bei welchen die Zellen bezw. die Individuen erst frei gelebt haben, sich vereinigen und wieder trennen können. Die Verteilung der Geschlechter auf zweierlei Individuen scheint der erste Schritt zur Bildung einer Gesellschaft zu sein. Diese beruht in ihren ersten Anfängen darin, daß die Eltern zu Beschützern und Erziehern der Jungen werden. So entsteht die Familie, kraft des Instinktes der Fortpflanzung und des Selbsterhaltungstriebes. Auf diesem beruht alle Association. „Immer dann, wenn ein Wesen sich zu schwach fühlt, den Angriffen seiner Feinde allein standzuhalten, sucht es seinesgleichen auf, um hier Schutz zu finden und mit ihnen zusammen eine widerstandsfähigere, kräftigere Schar zu bilden, die durch ihre Menge in der Lage ist, über die sich nahenden Gefahren zu triumphieren". Der Satz gilt hier: „Eintracht schafft Macht." Je nach dem Anteil, den das einzelne Individuum an der Gesellschaft nimmt, sind drei Arten von Gesellschaften zu unterscheiden: 1. indifferente Gesellschaften, in denen „jeder Teilnehmer seine völlige Unabhängigkeit bewahrt und sich nicht weiter um die Geschicke und um das Thun und Lassen seiner Genossen kümmert" (Wanderfische, Vogelzüge, Wanderratten, Lemminge); 2. Gesellschaften auf Gegenseitigkeit, die auch nicht bleibend sind, wobei aber jeder Teilnehmer der Gesamtheit seine körperlichen und seelischen Kräfte widmet (verschiedene Vögel, Biber); 3. dauernde Gesellschaften, in denen die Vereinigung eine bleibende ist, gegenseitige Unterstützung und Arbeitsteilung statthat und ein wirklicher sozialer Organismus vorliegt, von dem jede Familie gewissermaßen ein Organ, jedes Individuum ein Bestandteil ist (Vögel, Säugetiere verschiedener Art, insbesondere Affen). Ferner giebt es Gesellschaften, die verschiedene Tierarten als Mitglieder haben (Mutualisten), andere entstehen durch Mitesser (Kommensalen) und Schmarotzer (Parasiten) — alles heterogene Associationen im Gegensatz zu den homogenen. Man könnte nun fragen: weshalb haben nicht alle Tiere Gesellschaften gebildet? „Der Grund liegt darin, daß es für viele unmöglich ist, in einer größeren Vereinigung die nötigen Bedingungen für das Wohlergehen der Familie finden zu können." Das paßt wenigstens sehr gut zum Selektionsprinzip. Sehr besonnen sind die Ausführungen Girods bezüglich der Triebkräfte, die zur Bildung der Familie führen. Nicht in Ueberlegungen logischer Art, sondern in organischen Zuständen sind sie zu suchen, mit denen Gefühle der Lust und Unlust verknüpft sind, die Eltern und Kinder aneinander festhalten lassen. **Dr. Rudolf Eisler.**





Albert Lortzing und die deutsche Spieloper.

Wenn der Leser ein Handbuch der Musikgeschichte oder das immer hilfsbereite Konversationslexikon nach dem Namen Albert Lortzing aufschlägt, so wird er als Geburtstag vermutlich entweder den 23. Oktober 1803 oder den 21. November 1801 verzeichnet finden. Dabei hätte man sich nur die Mühe zu nehmen brauchen, die Taufregister der Berliner St. Petrikirche nachzuschlagen, wo ausführlich geschrieben steht, daß um 5 Uhr am Nachmittage des 23. Oktober 1801 dem Lederhändler Joh. Gottl. Lortzing ein Knabe geboren wurde, der in der Taufe die Namen Gustav Albert erhielt.

Aber die Gleichgiltigkeit, mit der die gelehrte Musikforschung bis vor kurzem Albert Lortzing gegenüberstand, ist so recht bezeichnend für die Kurzsichtigkeit aller dünkelhaften Gelahrtheit, die den Zusammenhang mit dem Volksleben verloren hat. Ihr erschien der Schöpfer des „Zar“, des „Wildschütz“ und der „Undine“ höchstens als liebenswürdiger Unterhalter, dessen Schaffen aber nicht die Beachtung verdiente, die man den gelehrten Fugen irgend eines wohlbestallten Konservatoriumsprofessors schuldig zu sein glaubte. So ist es gekommen, daß sogar große Opernpartituren Lortzings spurlos verloren gehen konnten, daß seine Lebensumstände im einzelnen gar nicht recht bekannt wurden, daß seine ganze Bewertung in der offiziellen Musikgeschichte eine ganz andere geblieben ist, als im praktischen musikalischen Leben. Jene suchte meist die „Mängel“ heraus, die sie im Fehlen einer ausgesprochen musikalischen Gelehrsamkeit, in der Einfachheit der Mittel, und wenn sie ästhetisch kam, in einem Mischmasch der Stilarten und einer gewissen Philisterhaftigkeit des Ganzen fand. Sie verstand es auch hier wieder einmal nicht, anstatt mit fertigen Maßstäben an dafür nicht berechnete Erscheinungen heranzutreten, den Bewertungsstandpunkt erst aus der Erscheinung heraus zu gewinnen. Denn der Schöpfer bleibt doch allemal wichtiger, als der Beurteiler. Dieser aber hätte sich von Rechts wegen fragen müssen: Wäre Lortzing auf andere Weise das geworden, was er geworden ist, nämlich der Meister der deutschen Spieloper? Die zweite Frage ist dann: Welchen Rang nimmt diese deutsche Spieloper in der deutschen Musik ein?

Auf die zweite Frage lautet die Antwort: Für die Gegenwart ohne Lortzing einen ganz kläglichen. Rein in quantitativer Hinsicht ist die sogenannte „komische Oper" in der deutschen Musiklitteratur sehr spärlich vertreten. Seit Mozart haben wir nur wenig Lebenskräftiges mehr erhalten: Nicolais „Lustige Weiber", Cornelius' „Barbier", Götz' „Bezähmte Widerspenstige". Aber auch diese Werke, zumal die zwei letzteren, gehen in ihren technischen Ansprüchen weit über das Maß hinaus, das die eigentliche Spieloper stellen kann. So zweifellos nun die starke Pflege des Musikdramas und, in rein musikalischer Hinsicht, auch die der „großen" Oper für unser Gesamtmusikleben von höchster Bedeutung gewesen ist, Einseitigkeit ist nie vom Heil. Erst recht nicht, wenn im Volke ein so starker Sinn, ein so großes Bedürfnis für das darob Vernachlässigte vorhanden ist, wie in Deutschland für das behagliche Singspiel und seine musikalische Steigerung, die Spieloper. Denn — das muß festgehalten werden — nur im Musikalischen liegen die Unterschiede zwischen den Gattungen Singspiel, Spieloper und komischer Oper, solange man den letzteren Ausdruck im weiteren Sinne der französischen opéra comique faßt. Die beiden letzteren Gattungen bevorzugen oder benutzen doch die größeren Formen des musikalischen Satzes, während das erstere noch mehr zum Liederspiel hinneigt, bei dem das Musikalische allerdings in stärkerem Maße bloße Beigabe und nicht wesentliches Erfordernis ist.

Aber alle diese Gattungen bedeuten ursprünglich eine Bethätigung nationalen Kunstempfindens gegenüber der allherrschenden „italienischen" Oper. Das bleibt so, trotzdem wir Deutsche dazu die ursprüngliche Anregung von den Franzosen erhalten hatten. Denn da hier, im Gegensatz zur meist mythologischen und in tausendfach abgebrauchten Phrasen sich ergehenden opera seria der Italiener, Inhalt und Textwort von hoher Bedeutung waren, so war eine deutsche Textdichtung notwendig und damit auch deutscher Musikdramatik der Weg geöffnet. Und so konnte die Blume von neuem ihr Haupt erheben, die fast ein Jahrhundert früher in der Hamburger Oper (von 1678 ab) ihre ersten Blüten erschlossen hatte, bald aber vom üppigen Rankenwerk der italienischen Oper überwuchert worden war. Allerdings fiel es auch jetzt der heimischen Pflanze schwer, neben dem fremden Krautwerk zur Geltung zu kommen. Die Johann Adam Hiller (1728—1804) und Karl Ditters von Dittersdorf (1739—1799) waren nicht die Leute, die auf dem Felde der leichten Muse vollenden konnten, was Gluck für die ernste Oper erreicht hatte. Das that erst Mozart, der die Italiener mit ihren eigenen Waffen schlug, indem er der Schönheit ihrer quellenden Melodie den Reichtum deutscher Empfindung, die Kraft deutscher Charakterschilderung und die überwältigende Fülle seiner genialen Erfindungskraft hinzufügte. Damit wuchs aber naturgemäß auch der Aufwand der Ausdrucksmittel, und so erheben sich Mozarts Meisteropern durchweg in eine Sphäre, für die die Bezeichnung kaum hoch genug gegriffen werden kann. „Die Entführung aus dem Serail" und „Cosi fan tutte", obwohl das letztere arg italienisch ist, könnten allenfalls noch für das Singspiel in Anspruch genommen werden. Im übrigen aber schufen seine Hände selbst dann das Große, wenn sie zur Kleinkunst aufgeboten waren; und so wurde die „Zauberflöte" an Stelle des vom Theaterdirektor erwarteten Spektakelstückes ein Märchenspiel, dessen Tiefsinn und Schönheitsoffenbarung selbst der unfähige Text keinen Abbruch thun kann.

Und es war ja auch zunächst das Wichtigere, daß die fremde Kunst erst in ihren großen Thaten geschlagen wurde. Das deutsche National-Singspieltheater, das Kaiser Joseph II. trotz seiner persönlichen Vorliebe für italienische Musik 1778 gegründet hatte, ging zwar nach wenigen Jahren zu Grunde, aber der Geist der deutschen Musik wich nicht wieder aus unserem musikdramatischen Schaffen. Und da die Welschen das Feld nicht räumen wollten, riefen ein Weber und seine Nachfolger unser köstlichstes Heimatgut zum Bundesgenossen auf, unsere Sagen und Volksbräuche, — die deutsche Romantik erlebte in der Musik ihre schönste Blüte. Dann kam Richard Wagner, der erst die in ihrer leeren Pomphaftigkeit undeutsche „große Oper" niederwarf und, Geschichte und Sage gewaltig verdichtend, durch den philosophischen Gehalt seiner Werke der Musikdramatik neue Wege wies. Auf ihnen schreiten die Neueren weiter; oder sie rufen in neuer Romantik unser trautes Märchen auf wider den blutigen Verismo.

Und wie die Kunst selber, hat auch seine Gesamtkultur, seine Geschichte das deutsche Volk in diesem Jahrhundert stets vor so große und schwere Aufgaben gestellt, daß es darob die heitere Muse leicht vergaß. Zu Beginn des Jahrhunderts die Freiheitskämpfe, in der Mitte das Ringen um die Verfassung, einige Jahrzehnte später die Erfüllung alter Sehnsucht im neugeeinten Reiche.

Daß darüber die Sehnsucht nach leichterer Unterhaltung, nach lustigerem Genießen im Volke nie erloschen war, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber die Großen der Kunst im allgemeinen, die der Musik insbesondere, hielten sich an die ernstere Aufgabe, Wegweiser zu sein, und nicht Unterhalter. Zu letzterem gehört ein behagliches Zufriedensein mit dem Erreichten, ein Sichbescheidenkönnen in stillen, aber traulichen Verhältnissen. Es mag sein, daß das alles einen gewissen philisterhaften Beigeschmack hat. Jedenfalls liegt es tief in der deutschen Natur begründet. Albrecht Dürer stach gleichzeitig mit seiner tiefgründigen „Melancholie" den behaglich frohen „Hieronymus im Gehäus", und auch Jean Paul spricht von zwei Wegen, glücklich zu werden. Dem Wolkenflug setzt er das sich Einbauen in die Ackerfurche gegenüber.

Und hier liegt die Bedeutung Albert Lortzings in der Musikgeschichte. Er kommt diesem Bedürfnis nach behaglicher Unterhaltung, nach erbaulicher Belustigung in echt deutschem Geiste entgegen. Auf dem Worte „deutsch" liegt der Nachdruck. Denn im allgemeinen beziehen wir uns die unterhaltsamen Spielopern aus Frankreich, oder verfallen, was weit schlimmer ist, der Operette, von der noch niemand behauptet hat, daß sie eine gesunde Volksunterhaltung darstelle. Zahlen beweisen. Im Spieljahre 1899/1900 haben auf deutschen Bühnen 11236 Vorstellungen von Opern und Operetten stattgefunden. Davon fielen nicht weniger als 3548 der Operette zu. Französische Spielopern kamen 582 zur Darstellung, und wenn man ihnen den in der Musik ganz französisch gearteten Flotow zuteilt, so muß man noch 246 Vorführungen hinzurechnen.

Man wird diese starke Beteiligung der Operette an unserem Bühnenspielplan unter keinen Umständen als glücklich empfinden; eine wichtige Ursache daran ist aber — die Aufnahme von Operetten in den Spielplan unserer ersten Opernhäuser beweist es — der Mangel an ausgesprochenen Spielopern. Hier steht unser Lortzing in Deutschland fast vereinzelt da; seine Werke sind aber auch im erwähnten Jahre 657mal gegeben worden, und er wird in der Aufführungszahl nur von Richard Wagner übertroffen.

Vom Standpunkte einer Höhenkunst aus wird man natürlich diese Vorherrschaft Lortzings über Mozart oder Weber niemals billigen; vom Gesichtspunkte der „Kunst fürs Volk" aus aber wird nur jener Bedenken hegen, der von der so bequemen Theorie nicht lassen mag.

Und worin beruhen nun die großen Vorzüge Lortzings?

Im Inhalt und in der Musik.

Der Inhalt von Lortzings Werken ist im besten Sinne bürgerlich, selbst dort, wo die Handlung, wie im „Wildschütz", in höheren Gesellschaftsschichten spielt. Bürgerlich gesund, ohne subtile Probleme, ist die Moral. Und hier weise ich auf Lortzings Geschick hin, das Lüsterne oder Frivole aus seinen Textvorlagen auszumerzen. Was hat er aus Kotzebues widerwärtigem „Rehbock" gemacht: wie glücklich ändert er in Einzelzügen? Man vergleiche z. B. Lortzings „Waffenschmied" mit der Vorlage, F. W. Zieglers, des Wiener Schauspielers, Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person". Der alte Stadinger ist bei ihm nicht mehr der häßliche Geizhals des Originals, sondern ein trotz seines Polterns gutmütiger Bürger; aus der „alten Hexe", der Amme Irmentraut, ist eine geschwätzige, kußlustige, aber sonst harmlose Erzieherin geworden; als welch' liebenswürdiges und braves Findelkind steht der „Bastard" Georg da; das mannstolle Frl. von Katzeburg kommt aber bei Lortzing nicht auf die Bühne. So sehen wir den Künstler immer alles Zweideutige und Gewagte umgehen. Und es gelingt ihm überall, in seine Opernbücher nicht nur erhöhte Lustigkeit hineinzubringen, sondern auch ihren ethischen Wert gegenüber den Vorlagen zu erhöhen. Solche ethischen Elemente sind bei Lortzing überdies die Liebe zum Vaterlande, zur Heimat, zur Familie. Sein echtes und ernstes Deutschtum, sein glückliches Familienleben haben hier aufs beste eingewirkt. — Und dazu nun ein gesunder Optimismus im Sinne des „Gott verläßt die Seinen nicht", eine edle Warmherzigkeit, das sonnige Ausstrahlen einer weltfreudigen Seele und schließlich eine tüchtige Lebensweisheit, die in glücklichen Worten treffenden Ausdruck findet, — das alles sind Werte, die diese Opernbücher zu echten Volksstücken machen.

Aehnliche Vorzüge weist die Musik auf. Den Maßstab der Größe darf man allerdings auch hier nicht anlegen. Aber nur böser Wille oder professorale Einbildung kann ihn als Dilettanten bezeichnen; auch die beliebte Einschätzung als liebenswürdiges Talent reicht nicht aus. Lortzing ist auch in rein technischer Hinsicht ein sehr ernsthafter Musiker. Daß die Mittel, die er aufwendet, sich in bescheidenen Grenzen halten, liegt durchaus in der Natur der Stoffe, die er musikalisch behandelt. Aber wer seine Partituren erst genauer ansieht, wird in ihnen viel Können und sehr viel sorgsame Arbeit finden. Das Orchester klingt nicht nur immer gut, sondern ist oft von hohem, charakteristischem Reiz. Daß er sich in den größten Formen zurecht fand, beweisen „Undine" und „Die Rolandsknappen". „Undine" ist heute unendlich viel lebenskräftiger, als Marschners sicherlich überschätzter „Hans Heiling". Aber bleiben wir bei der Spieloper. Wie glücklich verwendet er hier alle Formen vom schlichten Strophenlied über die Arie hin zum kunstvollen Ensemblesatz. Die Billardscene z. B. im „Wildschütz" steht in unserer ganzen Opernlitteratur ohnegleichen da.

Den Hauptvorzug aber von Lortzings Spielopern gegenüber den vielen Sing- und Liederspielen sehe ich darin, daß sie so echt, so von innen heraus musikalisch sind. Die Menschen, die in ihnen auftreten, müssen singen, wie Lortzing

selber singen mußte, weil sein Herz voll Musik war. Deshalb geht seine Musik zu Herzen, deshalb mutet sie auch immer ursprünglich an, selbst wo gelehrte Forschung Anklänge nachweisen kann. An rein menschlichem Gehalt ist Lortzings Kunst viel reicher, als die viel glänzendere der Meyerbeer, Halévy, Spontini und der ganzen Italiener. Drum ist es erklärlich und ist es ein Glück, daß das deutsche Volk ihn so liebt!

Lortzings Leben! Ich will es nur in möglichster Kürze erzählen. Auf seine Kunst hat es nur wenig Einfluß gehabt; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die selbst unter widerwärtigen Verhältnissen so viel innere Heiterkeit und Herzensfrohmut bewahren, daß sie schaffen können. Das Bild aber — es zeigt gleichzeitig eine Tragödie und ein Satyrspiel — des Künstlers, der im Leben darben muß, der seine Werke, um die sich die Nachwelt reißt, nicht absetzen kann, ist in unserer Kunstgeschichte ja so häufig. Erzieherisch wirkt es aber gleichwohl nicht; so einer das zweifelhafte Glück, die siebziger Jahre zu erreichen, nicht hat, pflegt er zu Lebzeiten im Lande der Dichter und Denker wenigstens für das Volk nicht entdeckt zu werden. Bei Lortzing stimmt dieses Verhältnis allerdings doppelt traurig, weil es in einem so schneidenden Gegensatz zu seiner Kunst steht; weil es auch so schroff absticht von den künstlerischen Erfolgen, die er thatsächlich errungen. Das lag an der mangelhaften Gesetzgebung, die die Rechte des schöpferischen Künstlers nicht so zu schützen verstand, wie das Eigentum jedes Krämers.

Im übrigen ist unser Urteil über Lortzings materielle Lage im allgemeinen zu sehr durch die Verhältnisse in seinen letzten sechs Lebensjahren beeinflußt, wo er von Unglück verfolgt war. Glänzend stand er ja nie da, aber während seiner Thätigkeit in Detmold und Leipzig (1826—1845) hatte er immerhin, trotz seiner großen Familie, ein auskömmliches Dasein. Und dazu sein glückliches Naturell, das bei jedem günstigen Anzeichen aufschnellte, ein sonniges Familienleben mit einem lieben Weibe, braven Kindern und trefflichen Eltern, eine große Zahl ihm herzlich ergebener Freunde, der künstlerische Erfolg beim Volke, für das er ja schrieb — nein, eine tragische Erscheinung ist unser lieber, guter Lortzing nicht, trotzdem es Gram und materielle Sorgen waren, die ihm vorzeitig das Herz gebrochen haben.

Wir brauchen nur wenige Daten und Namen zur Skizzierung dieses Künstlerdaseins, in dem nichts zu verheimlichen ist, das bürgerlich brav und sittlich rein verlief, wie nur wenige, das von Anfang bis zu Ende Arbeit bedeutet und unermüdliches Streben.

Sein Vater war bei Albert Lortzings Geburt Lederhändler; aber nur wenige Jahre darauf wandte er sich dem Schauspielerberufe und damit bei den damaligen Verhältnissen einem Wanderleben zu. Ueberall begleitete die Lortzings aber ihr braver und ehrlicher Sinn, überallhin die Liebe zu ihrem Sohne, für dessen Erziehung und Ausbildung sie oft über ihre Kräfte bemüht waren. Er hat es ihnen zeitlebens durch eine geradezu rührende Anhänglichkeit gelohnt. So führten Umgebung und Talent auch den Sohn dem Theater zu. Lortzing ist nie ein großer Schauspieler oder Sänger geworden, wohl aber dank seiner Intelligenz, seiner Anstelligkeit, seiner hohen musikalischen Tüchtigkeit und seinem Eifer eine äußerst vielseitige und überall verwendbare Kraft. Hervorragend war er in der Darstellung der komischen Tenorbufforollen, die nicht umsonst zu den besten Ge-

stalten seiner Opern gehören. Aus dem Schauspielerstande holte er sich auch seine Gattin, Regina Ahles, mit der er sich bereits 1823 vermählte. Die Zukunft zeigte, daß seine Wahl in jeder Hinsicht die denkbar beste war. Die edle Frau war dem Künstler eine ebenso verständnisinnige Gattin, wie ihren zahlreichen Kindern eine treffliche Mutter.

Das war in Köln, wo es sich oftmals traf, daß die alten und die jungen Lortzings gleichzeitig in einem Stück auftraten. 1826 kam dann das junge Paar ans Detmolder Hoftheater, 1833 nach Leipzig, wo er bis 1845 blieb, in den letzten Jahren als Dirigent. Das war die schönste Zeit seines Lebens. Beim Publikum beliebt, trat er auch als Komponist immer bedeutsamer hervor. 1824 war in Köln seine erste kleine Oper „Ali Pascha von Janina“ herausgekommen. In Detmold folgten zwei Liederspiele „Der Pole und sein Kind“ und „Scenen aus Mozarts Leben“, die ihn schnell in ganz Deutschland bekannt machten. Hier kam auch sein Oratorium „Christi Himmelfahrt“ zur erfolgreichen Aufführung; das Werk blieb zwar ohne Nachfolge, zeugt aber von Lortzings hohem Streben. In Leipzig kam die Zeit seiner großen Erfolge. Es sind die Werke, die heute noch unsere Lieblinge sind: „Die beiden Schützen“ (1837), der köstliche „Zar und Zimmermann“ (1837), „Der Wildschütz“ (1842), in musikalischer Hinsicht zweifellos das beste Werk, und „Undine“ (1845). „Der Waffenschmied“, der noch in Leipzig entstanden war, kam erst in Wien (1846) zur Aufführung, wo Lortzing beim „Theater an der Wien“ Kapellmeister war. Von jetzt ab wollte es ihm im praktischen Leben nicht mehr glücken. Auch die künstlerischen Erfolge, die er mit „Zum Großadmiral“ (1847) und den „Rolandsknappen“ gewann, waren nicht nachhaltig. Ein neues Engagement in Leipzig zerschlug sich rasch, 1850 kam er nach Berlin an das noch im Entstehen begriffene „Friedrich-Wilhelmstädtische Theater“. Die materiellen Bedingungen, unter denen er die Stellung angenommen, waren mehr als bescheidene. Schlimmer noch war, daß seine Thätigkeit Lortzing künstlerisch nicht befriedigen konnte.

Gram und Sorgen zehrten an seinem Herzen; unerwartet raffte den bis dahin Gesunden am Morgen des 21. Januar 1851 der Tod dahin.

Das Ende seines körperlichen Seins war der Beginn der Ruhmesbahn seiner Werke, die bis heute nichts von ihrer Wirksamkeit eingebüßt haben. Den 23. Oktober feiert die ganze musikalische Welt, feiert vor allem das deutsche Volk als Gedenktag in Dankbarkeit, weil an ihm sein Liebling geboren. Wir sollten ihm den rechten Dank dadurch abstatten, daß seine Werke in sorgfältigerer Form dargeboten würden, als es meistens geschieht, und indem wir versuchen würden, von den neun Opern, die unserem Spielplan nicht angehören, einige wiederzugewinnen. Die komische Oper „Casanova“ und die komisch-romantische „Die Rolandsknappen“ würden den Versuch sicher lohnen.

Dr. Karl Storck.



Schnellbetrieb.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" So lehren uns die Taschenspieler. Die Mechanik faßt die Sache etwas ernsthafter auf und lehrt uns: Geschwindigkeit ist der Weg in der Zeiteinheit. Das ist klipp und klar, eine Definition, nach welcher sich jeder eine Vorstellung machen kann, ob das Wegmaß nun der Meter, der Kilometer oder der Knoten, und das Zeitmaß die Sekunde, Minute oder Stunde ist. Vieles aber kann die Mechanik nicht so klar definieren, ja sogar überhaupt nicht definieren, z. B. den wichtigen Begriff der Kraft. Was Kraft ist, wissen wir nicht, wir kennen die Kraft nur in ihren Wirkungen, wir messen sie, bestimmen ihre Richtung, kurz, wir kennen alle ihre Gesetze, aber immer nur als die Wirkungen von etwas Unbekanntem.

Für die Technik, die sich ja im wesentlichen nur mit der praktischen Anwendung der Kräfte befaßt, ist diese betrübende Thatsache nicht von Bedeutung, ihr genügt die Kenntnis, beziehungsweise Erkenntnis der Gesetze. In neuester Zeit haben nun diejenigen Gesetze erhöhte Würdigung gefunden, welche den Zusammenhang der Kräfte mit der Geschwindigkeit festlegen. Dem Leser wird eine kleine Repetition aus dem Gebiete der Physik nicht schaden, und so leiten wir, um auf die Grundlagen des der modernen Technik charakteristischen Zuges zu stoßen, sein Interesse auf die „Arbeit", worunter man in der Mechanik bekanntlich das Produkt aus Kraft und Weg versteht. Tritt zu diesem Produkt ein dritter Faktor, die Zeiteinheit, dann erhält man die Leistung oder, wie man in Deutschland lieber sagt, den Effekt. In der Regel mißt man die Arbeit in Meterkilogramm, die Leistung in Sekundenmeterkilogramm, wovon 75 eine Pferdestärke geben. Eine solche Pferdestärke kann infolge der Dreifaltigkeit des Produktes, aus welchem sie entstanden ist, auf dreifache Weise erhalten werden: man kann 75 kg in einer Sekunde einen Meter hoch heben, man kann in 75 Sekunden 1 kg einen Meter hoch heben, und man kann 1 kg in einer Sekunde 75 m hoch heben, um immer dasselbe Resultat als erzeugte Leistung zu erhalten. Theoretisch ist ja das natürlich ganz gleich, nicht aber für die Anwendung in der Praxis, und hier tritt das Bestreben in der Gegenwart immer deutlicher hervor, nach Möglichkeit lieber kleinere Kräfte mit größeren Wegen als umgekehrt anzuwenden. Ueberlegt man ferner, daß in einer bestimmten Zeit ein großer Weg auch in der Weise durchlaufen werden kann, daß man einen kleineren Weg öfters durchlaufen läßt, so hat man schon das Prinzip des Schnellbetriebs. Berechtigt ist dieser dadurch, daß die kleineren Kräfte leichtere bewegte Maschinenteile und infolge der ausgeübten kleineren Drucke auch leichtere ruhende Maschinenteile bedingen, sonach jede rascher arbeitende Maschine kleiner, leichter und billiger, leichter transportierbar und leichter aufstellbar wird als eine langsam gehende Maschine von ganz derselben Leistungsfähigkeit.

Der Bergbau ist eines der ersten technischen Gebiete, welches auf solche Weise von den Vorteilen des Schnellbetriebs Gebrauch macht, denn gegenwärtig werden allenthalben, besonders aber in Deutschland, zur Bewältigung der unterirdischen Wassermassen die sogenannten Expreßpumpen eingeführt, die, wie schon der Name sagt, durch ihren schnellen Gang gekennzeichnet sind. Schon bei

früherer Gelegenheit*) konnten wir auf die Fortschritte hinweisen, welche die Elektrotechnik fortwährend im Bergbau macht, und in der Expreßpumpe ist neuerdings ein Objekt gefunden, welches zum Betrieb durch den Elektromotor wie geschaffen ist, denn letzterer ist ja ebenfalls dem Schnellbetrieb ergeben. Die Konstruktion der Expreßpumpe kann des Näheren hier natürlich nicht besprochen werden, noch weniger die Unterschiede in der Ausführung von Ehrhardt & Sehmer, G. m. b. H., in Schleifmühle bei Saarbrücken, der Riedler-Expreßpumpengesellschaft, Berlin, der Hannoverschen Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorm. G. Egestorff in Linden vor Hannover u. v. a. Im allgemeinen ist die Expreßpumpe eine Plungerpumpe und die Plunger (Tauchkolben) werden durch einen Kurbelmechanismus bewegt, welcher genau so eingerichtet ist wie bei der Dampfmaschine oder Lokomotive, nur mit dem Unterschiede, daß bei den letzteren der Kolben die Welle treibt, während bei den Pumpen die Welle den Kolben bethätigt. Die Welle ihrerseits wird durch den Elektromotor in Umdrehung versetzt; je nach der Leistung werden zwei oder drei Tauchkolben (Plunger) von einer gemeinsamen Welle aus in horizontaler Richtung hin- und herbewegt. Sind zwei Tauchkolben in Anwendung, so sitzt das Magnet- bezw. Ankerrad des Elektromotors zwischen den beiden Pumpenaggregaten direkt auf der Welle, an deren beiden Enden die Kurbelarme mittelst Kreuzkopf auf die Plunger wirken. Um sich dies gut vorstellen zu können, denke man sich die Welle des Elektromotors aus dessen Anker- bezw. Magnetrad herausgezogen und letzteres auf der Pumpenwelle zwischen den beiden Pumpenkörpern befestigt, so daß man aus diesen zwei Maschinen (Elektromotor und Pumpe) gewissermaßen eine einzige erhält. Erfordert die größere Leistung der Pumpe drei Tauchkolben, so stellt man zweckmäßig die drei Pumpenaggregate hart aneinander und bethätigt sie von der dreimal gekröpften Welle aus dadurch, daß man letztere mit der Elektromotorenwelle direkt kuppelt d. h. fest verbindet. In beiden Fällen hat man den Vorzug, daß die Umdrehungszahl des Elektromotors nicht durch Einschalten verlustbringender Zahnräderpaare verlangsamt werden braucht, und außerdem den für die unter Tag stehenden Apparate höchst wichtigen Vorteil des geringen Raumbedarfs einer kleinen, weil schnell laufenden Pumpmaschine, trotzdem die Expreßpumpe, um dem einzigen Feinde des Schnellbetriebs, nämlich der größeren Abnutzung, wirksam zu begegnen, in allen Reibungs- und Druckflächen, sowie auch in den Durchgangsquerschnitten reichlich dimensioniert wird. Ausgeführt werden Expreßpumpen für Druckhöhen von 300 m und darüber, sowie für die größten Wassermengen. Ihr Wirkungsgrad ist ein verhältnismäßig hoher, nämlich 87 %, ihr Gewicht und ihr Raumbedarf ist auf den vierten Teil langsam laufender Pumpen reduziert. Die Vorteile der elektrischen Kraftübertragung in die Tiefen des Bergwerkes sind dabei noch vollständig außer acht gelassen, und man braucht sich nur vorzustellen, wie viel Dampf in einer Hunderte von Meter langen Rohrleitung zu Wasser wird, bevor er zu der unterirdischen Wasserhaltungspumpe überhaupt gelangt, um einzusehen, daß die Leitungsdrähte für den Strom hier wohl das bessere Mittel sind, insbesondere bei intermittierendem Betrieb. Schädlich erweist sich der Dampf auch wegen der Erwärmung der Grubenluft, sowie des Wassers (durch seine Kondensation), denn warmes Wasser ist schlechter anzusaugen als kaltes.

*) Türmer, II. Jahrgang, Heft 3.

Auch im allgemeinen Maschinenbau ist der Schnellbetrieb an der Tagesordnung. Moderne Transmissionen laufen schnell, und auch im Dampfmaschinenbau gelangen wir, wie es scheint, auf jene Wege wieder zurück, welche z. B. die Engländer eigentlich nie so recht verlassen haben, indem sie dem Schnellläufer mit 300 Touren und darüber eine größere Verbreitung dauernd zugestanden. Aber auch in anderer Weise, als wie bisher dargestellt, macht sich der Schnellbetrieb im Maschinenbau geltend. Es können nämlich — ein scheinbarer Widerspruch — auch langsam laufende Maschinerien einen schnellen Betrieb erzielen. Das ist z. B. bei den beweglichen Treppen der Fall, welche gegenwärtig, obwohl bei uns schon längere Zeit bekannt, von Amerika uns wieder zugeführt, sich einer großen Beliebtheit zu erfreuen beginnen. Man kann zwei Kategorien dieser Apparate auseinanderhalten: die beweglichen Rampen (rampes mobiles) in Form von schräg ansteigenden, hinauf zu bewegenden Ebenen, welche vorzüglich für den Gütertransport geeignet sind und in dieser Weise in manchem Gebäude der deutschen Reichspost schon seit längerer Zeit Verwendung finden, und die eigentlichen beweglichen Treppen im engeren Sinne des Wortes (auch Eskalatoren genannt), bei welchen ein System von Stufen schräg nach aufwärts bewegt wird. Was haben aber diese Apparate nun mit dem Schnellbetrieb zu schaffen? Diese Frage finden wir bald beantwortet, wenn wir uns nach dem Vorgänger der beweglichen Treppe umschauen. Das ist der Aufzug.

Aufzüge sind gewiß in den größten Dimensionen ausführbar, so daß mit einem Hub an hundert Personen und mehr befördert werden können, wie dies z. B. bei den Aufzügen der neuen elektrischen Untergrundbahn, welche wir in London besichtigten, der Fall ist. Aber auch hier hat man noch mit der Unzulänglichkeit dieses Höhenverkehrsmittels bei großem Andrange gerechnet und an manchen Stationen fünf, sechs solcher Aufzüge nebeneinander erbaut. Was nun der Aufzug nicht leisten kann, soll der Eskalator leisten können, weil er gegenüber der Auf- und Abbewegung des Aufzuges eine einzige kontinuierliche Bewegung besitzt. Er kann also trotz seiner verhältnismäßig langsamen Bewegung große Massen schnell befördern.

Das Prinzip der beweglichen Rampe ist fertig vor unseren Augen bei der Vorstellung eines über zwei Scheiben geführten und von diesen in Bewegung gesetzten Treibriemens, der etwa in der Neigung einer Treppe nach aufwärts geführt ist. Man braucht sich dieses unendliche oder richtiger in sich geschlossene Band im Laufe seiner Aufwärtsbewegung nur genügend oft durch lose Walzen unterstützt und genügend breit zu denken, um das richtige Bild der beweglichen Rampe zu erhalten. Nicht viel anders ist die dem Personenverkehr dienende bewegliche Treppe gestaltet, welche eine in sich geschlossene Kette von Stufen als hauptsächlichsten bewegten Teil besitzt, und deren Konstruktion es ermöglicht, daß man auf dem oberen Treppenabsatz genau so gefahrlos, ja angenehm abgesetzt wird wie bei der beweglichen Rampe. In beiden Fällen werden, soweit Personenbeförderung in Betracht kommt, auch bewegliche Geländer oder vielmehr Handleisten zum Anhalten, bestehend aus einem samtüberzogenen, ebenfalls in sich geschlossenen Gummistück, angewendet. Der Antrieb erfolgt zweckmäßig durch Elektromotoren. Die Geschwindigkeit des Aufstiegs kann durch die selbständige aufwärtssteigende Bewegung der Personen während des Hinaufgezogenwerdens noch vergrößert werden, auch ein Vorteil gegenüber dem Aufzug. Wie bei diesem

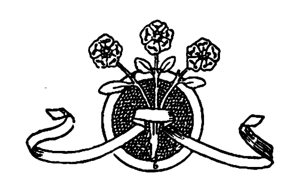
müssen auch bei der beweglichen Treppe oder Rampe gewissermaßen zur Reserve feste Treppenaufgänge vorhanden sein, denn über die neue Vorrichtung, wenn sie in Bewegung ist, herunterkommen zu wollen, wäre ein zweckloses und nicht ungefährliches Beginnen.

Die Elektrotechnik bringt uns ebenfalls zwei wichtige Neuerungen, die mit der Schnelligkeit in Verbindung gebracht werden können, und zwar die Schwachstromtechnik Poulsens Telephonograph, weil er dem telephonischen Verkehr bedeutende Erleichterungen verspricht, und die Starkstromtechnik Edisons neuen Akkumulator, weil dieser, wenn er wirklich gut ist, sich sehr schnell — einführen wird! Poulsens Telephonograph (Telegraphon) ist ein kleines Unikum, da er nicht allein als Phonograph, sondern auch als Telephonzeitung, zur Mehrfachtelegraphie und als Telephonrelais benützt werden kann. Poulsen verwandelt die Schallwellen des gesprochenen Wortes, Gesanges u. s. w. mittelst eines gewöhnlichen Telephons in elektrische Wellen und mittelst seines „Schreibmagnets“ in magnetische; letztere wirken auf ein Stahlband, welches an dem Schreibmagnet nach der Art des Papierbandes beim Morsetelegraphen vorbeigeführt wird, oder auf einen Stahldraht, der in dichten Lagen um einen rotierenden Cylinder gewickelt ist in der Weise, daß auf dem Band oder Draht sogenannte magnetische Umlagerungen erzeugt werden, die mit unseren Sinnen direkt nicht wahrnehmbar sind und irgendwelche Abnützung nicht hervorrufen (wie dies z. B. bei der Wachswalze des Edison-Phonographen der Fall ist). Man stelle sich etwa ein Telephon für den Tischbetrieb vor, welches Hörer und Mikrophon durch einen Bügel vereinigt und daher gleichzeitig vor den Mund und das Ohr gehalten werden kann. Das Zuleitungskabel eines solchen Telephons führt zu dem eigentlichen Telephonographen. Spricht man in das Telephon, so verwandelt dieses bekanntlich die Schallwellen unseres Sprechorgans in elektrische Wellen, die in dem Kabel fortgepflanzt werden. Weiter stellen wir uns den Telephonographen, und zwar jenen mit Stahlband vor: rechts die Rolle, auf welcher letzteres aufgewickelt ist, links eine zweite, auf der das Stahlband aufgewickelt werden soll. Bewegt wird es durch ein Uhrwerk (wie beim Morsetelegraphen), und über dem horizontalen Stahlbandteil zwischen beiden Rollen sitzt der besagte „Schreibmagnet“, nach äußerer Form und Größe einer Luppe ähnlich. Er ist mit dem Telephonkabel in leitender Verbindung und überträgt die feinen elektrischen Impulse des Telephons dadurch auf das Band, daß er es im Vorüberlaufen ein bißchen magnetisiert. Dadurch entstehen die „magnetischen Umlagerungen“, die nicht sichtbar sind und das Stahlband nicht abnützen. Außer diesem Gewinn, der die unbegrenzt oftmalige Wiedergabe des Gesprochenen, Gesungenen u. s. w., und zwar auf dem umgekehrten Wege wie oben angedeutet, nämlich über Schreibmagnet — Telephon — Ohr ermöglicht, erreicht man mit dem Telephonograph eine viel größere Klarheit und feinere Charakteristik, als dies bei den bisher gebrauchten Phonographen, Graphophonen u. s. w. möglich war. In Verbindung mit einem Stadtfernsprechapparat kann der Telephonograph, nachdem er sich gemäß den vorher hineingesprochenen Worten seines Besitzers einem etwa Anrufenden als Telephonograph vorgestellt hat, eine Mitteilung in sich aufnehmen, die der rückkehrende Teilnehmer bloß abzuhören braucht, um zu wissen, was man in seiner Abwesenheit dem Telephon bezw. Telephonographen zur weiteren Uebermittlung anvertraut hat. Ist dies geschehen, so kann durch Vorbei-

führen des Stahldrahtes oder Bandes an einem sogen. „Löschmagnet", gewissermaßen dem Antipoden des Schreibmagnets, dadurch, daß die magnetischen Umlagerungen zerstört, also der Anfangszustand wieder hergestellt wird, das Hineingesprochene sozusagen ausradiert werden, und zwar beliebig oft. Aus dem Gesagten erhellt bereits der Gebrauch als Telephonzeitung, bei der von einer Zentralstelle aus in die Apparate der Telephonzeitungsabonnenten die Nachrichten brühwarm z. B. während der Nacht hineingesprochen werden können, welche der morgens erwachende Abonnent nur abzuhören braucht. Bezüglich der Mehrfachtelephonie mittelst des Poulsenschen Apparates ist zu erwähnen, daß ein Freund des Erfinders, Petersen, ein Zusatzpatent erhalten hat, durch dessen Anwendung sowohl Gegensprechen als auch Mehrfachtelephonieren im engeren Sinne des Wortes auf ein und demselben Draht ermöglicht ist. Die Anwendung des Telephonographen als Telephonrelais leitet man sich am besten aus der gegebenen Beschreibung der Telephonzeitung ab. Die Schallwelle wird dabei in einer bestimmten Anzahl von Leitungen erregt, und wenn diese Einzelwirkungen zu einer gesamten vereinigt werden, muß eine Verstärkung des wiederzugebenden Lautes sich ergeben. Man wird daher auf gewöhnlichen Drähten durch Einschaltung des Telephonographen etwa bei jedem hundertsten Kilometer die größten Entfernungen durchsprechen können, und es erscheint dadurch eine Lösung des Problems der überseeischen Kabeltelephonie möglich.

Was den neuen Edisonschen Akkumulator betrifft, so scheint die verläßlichste der großen Anzahl zum Teil abenteuerlicher Beschreibungen jene von Dr. Kennelly zu sein, nach welcher der Akkumulator aus einer Eisen-Anode und einer Nickel-Kathode besteht, die in einer wässerigen Lösung von 10—40% Kaliumhydroxid eintauchen. Das Gewicht des neuen Elementes beträgt pro Kilowattstunde (elektrische Einheit für größere Arbeitsquantitäten) 32·4 kg, während die besten der jetzt in Gebrauch befindlichen Bleiakkumulatoren 75 ÷ 115 kg pro Kilowattstunde wiegen. Als Vorzüge seines Akkumulators nennt Edison: keine Abnutzung durch den Gebrauch, große Aufspeicherungsfähigkeit, schnelle Ladung und Entladung, Widerstandsfähigkeit gegen unsachgemäße Behandlung, niedriger Preis, welcher nach Fertigstellung der Fabrikeinrichtungen sich etwa so stellen dürfte, wie der des jetzigen Bleiakkumulators. Es bleibt natürlich abzuwarten, ob und in wie weit sich diese Versprechungen erfüllen, und ob sich bewahrheiten wird, was man uns vor kurzem aus New-York kabelte, nämlich: „Die Stunde der Erlösung des Pferdes vom Ziehen schwerer Lasten wird bald geschlagen haben, da mit leichten Batterien schwere Lastwagen profitabel fortbewegt werden können, ebenso Schiffe und besonders Luftschiffe." „Bald" ist eben im Vergleich mit der Zeit, innerhalb welcher die Schöpfung ohne Edisons Akkumulator sich behelfen mußte, ein dehnbarer Begriff; erhoffen wir daher auch hiefür — „Schnellbetrieb"!

Otto Freg.



Hunger und Liebe.

.... erhält sie das Getriebe
durch Hunger und durch Liebe ....
Schiller.

Auf dem Buchumschlag des ersten Dramas dieses neuen Theaterwinters, der „Familie Wawroch“ von Franz Adamus, steht als Schutzpatron gleichsam das Abbild eines Meunierschen Minenarbeiters, der sehnige Körper vom Rhythmus der Arbeit bewegt, in den nackten Armen das Spiel der Muskeln, auf dem Gesicht Trotz und Kraftbewußtsein. Man kennt diese Gestalten des belgischen Meisters, die so gewaltig den Hymnus der Arbeit singen, diese Bergleute und Steinhauer, die in allen Einzelheiten, in der Tracht, dem Handwerksgerät streng der Wirklichkeit nachgebildet, doch nichts weniger als kleinlich realistische Modellstudien sind, sondern in großer Anschauung erfaßte Personifikationen menschlicher Kräfte, Symbole der immer neu sich ergänzenden Armee der milites gregarii, mit der die Menschheit der Natur ihre Gaben abringt: Kämpfer gegen die Elemente, und selbst ein gewaltiges Element, das fruchtbar sein kann, aber entfesselt zerstörend. Es war anspruchsvoll, ein solches Symbol am Eingange eines Dramas aufzupflanzen, das des Meunierschen Geistes keinen Hauch verspürt hat, sondern mit bunten Fetzen aus Hauptmanns Webern und Anzengrubers „Viertem Gebot“ verbrämt, ein äußerliches Nachahmen zufälliger Aeußerlichkeiten übt und dabei glaubt, ein soziales Abbild zu geben.

Hunger und Liebe, die Triebkraft der wirklichen Welt, müssen aus ihren unerschöpflichen Möglichkeitsreservoiren auch die Bretterwelt immer wieder versorgen. Die Liebe erweist sich dabei als das ausgiebigere; das Kind der dürren Schwester dagegen, das soziale Drama, ist in letzter Zeit ziemlich zurückgetreten. Franz Adamus, ein frisch in die Arena tretender Oesterreicher, fühlte sich berufen, dem Aschenbrödel zu Hilfe zu kommen. Er lieferte aber mit seiner Familie Wawroch nur den Beweis, daß ein Drama in allem Aeußerlichen, im „Räuspern und Spucken“ verblüffend lebensecht sein kann, aber dabei innerlich völlig unlebendig. Ein zweifelloses Talent scharfer Einzelbeobachtung liegt vor, auch die Fähigkeit, Menschengruppen so zu stellen, sich so bewegen zu lassen, wie sie es in entsprechender Situation wirklich im Leben thun würden. Kinematographisch getreu muten die Scenen in dem Wirtshaus „Zum schwarzen Diamanten“ an, wo die aufgehetzten Bergleute zusammenkommen, sich an den Reden der Agitatoren erhitzen; und mit entschiedener, wenn auch brutaler Schilderungskraft wirkt die grelle Koloristik in den Schreckensepisoden, da die Weiber zu Hyänen werden und den Spitzel zu Tode quälen. Man muß das zugeben, dichterische Kraft jedoch ist das noch lange nicht; es ist höchstens Panoramainscenierungstalent. Vor allem jedenfalls etwas ganz Sekundäres. Das aber, was wirklich not ist, das zeigt dieser Dramatiker nicht: innere Welten. In künstlerisch roher Weise heftet er seine Scenen zusammen, und den inneren Zusammenhang, der sich doch aus der seelischen Entwicklung seiner Personen ergeben müßte, erzwingt er sich ganz oberflächlich.

Er fingiert einen billigen Konflikt mit den bewährten Mitteln des Kontrastes. In der Familie Wawroch stehen sich Vater und Sohn feindlich gegen-

über. Der Vater, ein verbummelter Mensch, ist zum Arbeiteraufwiegler geworden, weil er dabei im Trüben zu fischen hofft, und der Sohn, der selbst Arbeiter ist, aber in überlegener Intelligenz allen Zukunftsstaatsplänen skeptisch gegenübersteht, bekämpft das Wirken des Vaters. Dieser Sohn, auf den es wesentlich ankommt, ist von Adamus jedoch unklar und farblos gezeichnet. Er ist nicht zu einer Persönlichkeit gemacht, sondern man merkt, daß er eben nur als Gegenprinzip verwendet wird. Und im Grunde ist sein Hauptberuf in dem Stück, einem blutrünstigen Effekt zu dienen, nämlich beim Angriff des Militärs auf die aufrührerischen Arbeiter den eigenen Vater zu erschießen. Die blutrünstigen Effekte, das ist die Hauptsache in diesem Pseudosozialdrama. Sie ergeben sich nicht — was ihnen einzig Existenzberechtigung verleihen könnte — organisch aus der inneren Handlung, nein es ist gerade umgekehrt: die Handlung wird künstlich so geführt und gezwungen, daß die blutrünstigen Effekte sich anbringen lassen. Das ist die Technik der Kolportage und Moritthaten. Und die Berechtigung, ein sozialer Spiegel zu sein, hat sich Adamus dadurch selbst genommen, daß er unter dem trüben Himmel seiner Welt eigentlich nur Schufte oder Trottel wandeln läßt.

Noch ein Beispiel dieses nun seltener werdenden Genres, noch ein Drama vom Hunger brachte der Theatermonat, und zwar gleichfalls ein Werk des Auslands, das Schauspiel „Die Hoffnung" von dem Holländer Hermann Heijermanns. Bevor man der Erinnerung an die mächtigen Stimmungen dieser Dichtung sich hingiebt, verlangt die Kritik ihr Recht. Und sie wird sich eng mit den Einwänden gegen die Familie Wawroch berühren.

Heijermanns wollte soziale Kritik üben. Wie Hauptmann das Elend der Weber, wie Adamus das Schicksal der Bergarbeiter klagend anrief, den Jammer auf und unter der Erde, so verkündete der Holländer von der Nordseeküste der Schiffer Not auf hohem Meer. Aber ihm erwuchsen wie dem Oesterreicher nur Bilder, kein Weltbild. Auch er kann keinen in sich runden Schicksalsausschnitt zum Leben zwingen, in dem wir wirklich ein Werden sehen. Nur das Momentane, das Faktum stellt er hin, und um die Einzelheiten zu verknüpfen, muß er äußerlich werden. Und was noch schlimmer und durchaus unkünstlerisch ist: sein soziales Anklagen wird zum Anschwärzen, und seine Spiegelung agitatorische Verzerrung. Er stellt auf die eine Seite die hart um ihre Existenz kämpfenden Fischer als die Opfer, auf die andere die Rheder als die Ausbeuter. Und sie sind nicht nur Ausbeuter, sondern Mörder, karikaturistische Scheusale in Menschengestalt. Auf lecken, hochversicherten Schiffen, für deren Untergang garantiert werden kann, schicken sie die Mannschaft in den Sturm, lassen sie zerschellen und streichen grinsend den Gewinn ein. Verhält sich das in Wahrheit so, so gehört das in ein J'accuse-Memoire an den Staatsanwalt oder an „Onse Willemintje", die Liebliche. Dichterisch hat aber ein solcher Stoffkreis, in dem die eine Partei weiter nichts als der einseitig gezeichnete grausame Märchenbösewicht, die bête noire ist, überhaupt keine Bedeutung. Heijermanns wird sich auch wohl nur aus ästhetischer Not, um einen Zusammenhang für seine Bilder zu gewinnen, dazu entschlossen haben, über seine Schifferwelt als Schicksal die tückische Rhederwelt zu setzen.

Wenn man aber von diesem tadelnden Blick auf die Architektur des Stückes zu den Einzelheiten sich wendet, so offenbaren sich große Schönheiten. Heijermanns' Charakteristik ist, wir sagten es schon, keine Charakteristik des Fließenden;

er vermag es nicht, was Ibsens Stärke ist, in drei Akten allmählich eine Menschlichkeit in allem Wechselnden ihrer Eigenschaften vor uns entstehen und aus diesen innerlichen Vorgängen die äußeren Folgerungen resultieren zu lassen, aber er ist ein stimmungsstarker Gestalter der Einzelsituation; er weiß sie, wenn er sie auch nicht immer streng organisch herbeiführt, sobald sie da ist, in ihrer ganzen Gefühlskraft auszuschöpfen.

Bilder entstehen so, und Bilderserien. Das klingt ähnlich, wie wir es bei Adamus hörten, aber ein großer einschneidender Unterschied thut sich nun auf. Des Adamus Bilder waren effektvolle Inscenierungen aufregender Ereignisse, grelle Aufnahmen im Plakatstil, bei denen die Menschen nur Statisten sind und das wüste Ereignis die Hauptsache. Die Bilder des Heijermanns haben aber alle seelisches Leben, sie überliefern in sichtbaren Zeichen Kunde von inneren Vorgängen; in Gefühlswelten lassen sie blicken und ohne Lärmen sind sie voll stiller, tiefer Tragik. Das sind die Bilder vom Meer, der gewaltigen grausamen Mutter des Geschlechts der Küste, der Ernährerin und der Zerstörerin, die ihre Früchte bald gutwillig in reichlichen Fischzügen ihren Kindern hinwirft, bald sie sich selber zur Beute hinabholt in gurgelnde Abgründe ...

„La grande monotonie de la mer“, das Wort aus Lotis Islandfischern, kommt in die Erinnerung, und von der epischen Größe dieser Ozeansymphonie klingt auch etwas in diesem Schifferdrama wieder.

Echt, voll Wirklichkeitsluft und Licht ist das Kolorit der Bilder, holländische Gedächtnisstimmungen werden vor ihnen wach. Ich dachte an das kleine Fischernest, an Kattwyk, mit seinen Baumgängen voll Dämmerung und Sonnenkringeln, mit seinen winkligen Hütten, um die sich Zäune aus durchlöcherten Schiffsplanken ziehen. Auf den graugrünen Dünen breiten sich rotleuchtend und gelb die Segel und braun die Netze, an denen die Frauen stricken. Und auf dem vom Sturm gleich einer Tenne glattgefegten Strand hantieren die Männer an den Schiffen, in kurzen Jacken mit halblangen Aermeln, an den Füßen die spitz nach oben gekrümmten Holzschuhe. Und die Muschelfischer schwanken windgeschüttelt in der Brandung, erraffen mit rauschendem Netz, was die Wellen ihnen zuwerfen; sie häufen am Strande die frutti del mare zu bergen, und auf flinke zweirädrige schwarzrote Karren schleudern sie mit sicherem, groß geführtem Wurf (eine wundervolle Silhouette in der klaren Luft) die Beute. Und wenn es Sonntag ist, dann ziehen die Weiber in langen Reihen über den Sand, seltsam steif heraldisch wie Wappenfiguren, in den breiten starren Glockenröcken, grün, rot und braun, und den blechernen Hauben und gedrehten Ohrenspangen ...

Ueber die Bilder Heijermanns liegt freilich nicht solche Sonne und Sonnenstimmung. Der Sturmball ist aufgezogen, das Meer brüllt, die Wellen stürzen sich mit Prankenschlägen gegen die Wände morscher Schiffe, über die Reeling starrt der Tod. Daheim aber, im Dorfe, hocken die Zurückgebliebenen im trüben Lichte bei einander, die Weiber und die alten Häusler, die, im Dienst der See abgebraucht, auf der Erde ihr Ende erwarten. Um das brüchige Haus heult's wie von höhnischen Dämonen, und die Menschenkinder in Nacht und Trübsal kauern sich eng aneinander, und zu den Menschen gesellt sich noch ein Gast ein unsichtbarer, l'Intruse, das Grauen. Aus allen Ecken stiert es, von einem schleicht es zum andern und wispert ihm die Furcht ins Ohr, und es geht ein Raunen durch den Raum, und alles Schreckliche, was diese Sklaven des Meeres erlebten,

wird lebendig; durch die Scheiben starren fahl die verzerrten Gesichter ihrer ertrunkenen Männer und Söhne, und wie eine schwere, unabwendbare Gewißheit senkt es sich auf die Beladenen: nie wird es anders, nie wird der Tribut an die furchtbare Gottheit, die dort draußen rast, enden.

Dumpf und unerbittlich ist dies Schicksal, aber es kann zur Größe werden für den, der es in Freiheit auf sich nimmt, der wie seine Väter leben und sterben will, für den es Fahnenflucht und Schande bedeutet, wollte er dem Meere untreu werden. Dies Gefühl lebt in jener Scene, da eine Mutter ihren eigenen Sohn, die „Bangbüchs", preisgiebt. Der ist aus weicherem Stoff als die andern. Entsetzen und wahnsinnige Todesangst schüttelt ihn, als er der Abrede gemäß auf das verrufene Schiff soll, das die „Hoffnung" heißt, aber die „Totenkiste" genannt wird, er fleht die Mutter an, ihn vor den Gendarmen zu verbergen. Doch sie fühlt in diesem Moment nichts mehr mit ihm gemein und sie liefert ihn den Verfolgern aus. Und dieser „Römerzug" in dem holländischen Schifferweib wirkt in dem inneren Zusammenhang der Dinge psychologisch echt und zwingend groß.

Constantin Meunier, der hier schon einmal angerufen wurde, der Epiker der Arbeit, hat nicht nur an die Troupiers unter der Erde, er hat auch an die „Travailleurs de la mer" gedacht. In einem wuchtigen Relief bannte er den Raubtiersprung anstürmender Flut und unter dem Wogenschauer ringende Männer.

Heijermanns hätte dies Meuniersymbol würdiger verdient als Franz Adamus, der andere Prätendent im Drama vom Hunger, das seine.

* * *

„Laboremus" heißt das neue Schauspiel Björnsons, aber es handelt nicht von der Arbeit, sondern von jenem Gegenpol des Hungers, von der Liebe, und zwar von der Liebe als zerstörerischem Dämon.

Ein scheckiges Aussehen hat dies Werk, es geht deutlich auf Ibsenschen Spuren, nimmt hier ein Motiv aus Hedda Gabler, dort ein ganzes Büschel aus Rosmersholm, spielt sie unsicher und unruhig aus, und schließlich wird die Scene zum Katheder, von dem das Kriegsrecht über die Ibsenschen Gestalten verhängt und triumphierend verkündet wird, wie man mit ihnen in Björnsons Moralstaat kurzen Prozeß macht.

Das Trübe dabei ist, daß in den Partien, wo die Ibsenallüren gelten, alles wie schwächliche Kopie wirkt, und in jenen andern, wo der Dichter als Teufelsaustreiber auftritt, eine beschämende Billigkeit der Mittel, eine künstlerisch sehr unfeine Theatralik und ein völliger Mangel an jeder psychologischen Ueberzeugungskraft fatal bemerkbar wird.

Außerdem knüpft dies Schauspiel, statt daß ein Drama sich konsequenzenstark in den Seelen der Personen auslebt, mehrere Dramen haltlos, schwankend und verwirrt aneinander.

Das eine davon ist eine Rosmersholmparaphrase, das Drama der heimlichen Seelenschuld, für die vor irdischem Forum keine Sühne gefordert wird, die aber schwerer wiegt als alle Kapitalverbrechen. Seelenmord ist begangen worden an einer leidenden, dahinschwindenden Frau von dem Manne dieser Frau und einem fremden, unheilvollen Weibe, das verdrängen und besitzen will. Lydia hat mit ihrer Musik die Frau des Großgrundbesitzers Wisby in den Tod gehetzt; er hat

die Verderberin nicht verjagt, und jetzt ist sie, wie es ihr Machtbewußtsein verlangte, an ihrer Stelle Herrin.

Die Vorgeschichte ist das; man sollte meinen, aus ihr müßte nun die Tragödie der unheilvoll gepaarten Schicksalsgefährten erwachsen. Björnson aber begnügt sich damit, daß er dem Wisby seine tote Frau im Traume zeigt, dann führt er gleich, um das Konto seiner Angeklagten weiter zu belasten, zu Lydias zweitem Streich.

Jetzt umstrickt sie den jungen Komponisten Langfred, der durch seine Undinenkomposition gerade eine günstige Prädisposition für diese Attacke hat.

Und auch in diesem Falle kann man anheben: „man sollte nun meinen," es käme jetzt ein menschlich ergreifendes Drama, der Kampf zweier Seelen, des Künstlers mit dem Dämon. Aber das interessiert Björnson nicht, ihm kommt es jetzt nur auf den Exorzismus an. Nicht durch innere Befreiung treibt er jedoch den Teufel aus, sondern durch einen deus ex machina. Dieser deus ex machina ist konkurrenzlos der seltsamste seiner Art. Es ist ein Backfisch, es ist — um gleichzeitig eine Verbindung des Langfreddramas mit dem Wisbydrama zu erzwingen — die Tochter Wisbys, Borgny. Plötzlich auf das Geheiß des Doktors Kann, des langweiligen guten Eckhart dieses Stücks, der eigentlich zur Strafe in der Björnsonmaske gespielt werden müßte, eilt sie aus einer sagenhaften Ferne herbei und mischt sich in Dinge, die sie gar nichts angehen. Sie kennt diesen Langfred nicht, und es könnte ihr nicht nur gleichgiltig sein, wenn er mit der gefährlichen Lydia durchgeht, sondern sogar sehr herzerfreulich, denn ihr Vater ist dann wenigstens die Schlimme los. Das wäre das Natürliche. Bei Björnson handelt es sich aber leider nicht um das Natürliche, sondern nur um moralische Rettungshäuslerei um jeden Preis. Dazu scheut er nichts und er verfällt dabei auf das wenig Feingefühl zeigende Mittel, einem jungen Mädchen die ganz unangemessene Mission aufzulegen, einem fremden Manne in einer mehr als heiklen Affaire den Kopf zurecht zu setzen. Und das Mittel ist durch einen theatralischen Tric noch vergröbert. Diese Borgny wird nach einem alten Porträt getreu als Abbild der toten Mutter kostümiert. Und vor dieser Gespenstermaskerade — selbstverständlich geht in dieser Bretterwelt alles am Schnürchen — wendet sich Lydia mit Grausen und flieht auf und davon. Sie ist a tempo unschädlich gemacht. Und Langfred ist ebenso a tempo geheilt. Und was noch nicht ganz heil ist, dafür verordnet ihm der unfehlbare Kann das Allheilmittel, die Arbeit: Laboremus!

Dies Ganze scheint mir eine moralische Quacksalberkur, die mit der Moral im ernsten Sinne nichts zu thun hat. Wollte man sehr scharf sein, so müßte man es sogar frivol nennen, mit solchen Mitteln äußerlichster Theaterei tiefe seelische Krisen zu behandeln.

Und wie schwächlich und oberflächlich ist die Charakteristik dieser Menschen, deren Angelegenheiten wir so schwer nehmen sollen! Die Lydia müßte wirklich etwas Dämonisches haben, einen Zug infernalischer Größe, voll robusten Gewissens, jenseits von Gut und Böse. Solche Gestalten sind dichterisch lebendig geschaffen worden. Von diabolischer Groteske in Frank Wedekinds „Erdgeist"; zwischen Wirklichkeit und Märchen spielend in Jonas Lies Trollkomödie „Lindelin"; voll verwegener Raubtiergröße in Barbey d'Aurévillys Novelle „Das Glück im Verbrechen", die das Motiv von Rosmersholm und Laboremus lange vor den Nor-

wegern in kühner Gegensätzlichkeit behandelt. Die rechtmäßige Frau wird hier von dem verbrecherischen Paar wirklich getötet, und beiden gelingt es, sich reuelos das Leben zu erzwingen, das sie sich wünschen.

Diese Lydia ist aber keine Dämonin, sie ist eine gewöhnliche Abenteurerin aus der Dumassphäre. Der ehrbare Björnson befindet sich offenbar überhaupt dieser verfänglichen Person gegenüber in Verlegenheit. Er weiß wohl selbst, sie müßte einen größeren Zug haben, um dem ganzen Fall mehr Bedeutung zu verleihen, andererseits kennt er sich als braver Mann mit der Fabrikation solch größerer Züge weiblicher Verführungskunst nicht aus, und dann gönnt er sie auch dieser Lydia nicht. Denn er steht ihr nicht, wie es ästhetisch richtig wäre, objektiv gegenüber, sie ist vielmehr das Prügelmädchen seines Stückes. Er ist nicht ihr Dichter, er ist ihr Staatsanwalt, der Beweismaterial gegen sie sammelt, um sie schließlich hurtig mit Donnergepolter aus der Gemeinschaft der Wohlanständigen auszuschließen.

Drum sind ihm schließlich auch alle Mittel recht, die zu dieser äußeren Exekution führen. Ihm mag sie genügen. Der Zuschauer aber glaubt nichts von alledem. Und wenn er ein Wissender ist und in die Abgründe des Lebens gesehen hat, dann lacht er mitleidig über die Naivetät, mit der hier durch Backfischzuspruch und Mummenschanz ein sensitiver leidenschaftverstrickter Mensch glatt von einem dämonisch sein sollenden Banne befreit wird. Und er denkt an das Wort Friedrich Theodor Vischers: „Dämonisch ist das Weib, dessen Reiz noch fortwirkt, wenn wir es schon verachten."

* * *

Dämonie sollte ihre verhängnisvollen Kreise auch um die Menschen des neuen Halbeschen Schauspiels „Haus Rosenhagen" ziehen. Aber auch diese Dämonie hatte wenig Ueberzeugungskraft: nicht aus dem Innern der Gestalten heraus wirkten schicksalvolle Mächte, sondern der Theaterregisseur dirigierte sie.

Pol und Gegenpol, Hunger und Liebe, bringen das Getriebe des Stücks in Bewegung. Der Hunger, die Gier nach Besitz und Herrschaft ist das Stammeszeichen der wilden Rosenhagen, die das ganze Dorf an sich gebracht und ihren Erben zugleich mit dem gemehrten Gut die Verpflichtung hinterlassen, fortzufahren in dieser Raubzugspolitik um jeden Preis.

Ein schlimmes Erbteil für den jungen Rosenhagen, der so ganz anders geartet als seine Väter, der schon von der sozialen Frage berührt ist und an Menschenbeglückung denkt. Und gerade ihm fällt als Auftrag des sterbenden Vaters die schwerste Aufgabe zu, den letzten und steifnackigsten Gegner zur Strecke zu bringen, den Bauern Voß, dessen Haus in dreister unabhängiger Nachbarschaft sich unmittelbar am Gebiete der Rosenhagen breit macht.

Das ist ein starkes und fruchtbares Dramenmotiv. Halbe hat es verwässert und geschwächt dadurch, daß er ihm ein zweites ins Gehege geschickt. Hier ist die Liebe der Faktor, die Leidenschaft des jungen Rosenhagen für ein Geschöpf, das Halbe für verführerisch hält, das aber für den erfahreneren Premierenbesucher unzweideutig vom Stamme der gröbsten Theaterabenteuerinnen ist, sie könnte Lydia Wisbys Kammerzofe sein.

Da aber im Stück suprema lex autoris voluntas ist, so wird natürlich dieser fadenscheinige, ganz unlebendige theoretische Verführungsbegriff als vollgefährliches Machtweib von den andern Personen bewertet. Ihre Aufgabe ist

es, Rosenhagen aus der Enge in die weite Welt zu locken. Zwei Konflikte entstehen so in dem armen Erben: der Konflikt zwischen der übernommenen Kampfaufgabe und seinem eigenen, durchaus auf Frieden und neue Gemeinschaft gegründeten Sinn. Und weiter der Konflikt zwischen seinem Stammes- und Schollegefühl und den lockenden Stimmen der Verführerin, die wohl so etwas wie die bunte, trügerische Frau Welt vorstellen soll.

Beide Konflikte werden angeschlagen, aber zum Austrag im Inneren des Betroffenen kommt es nicht. Vielmehr läßt Halbe statt dieser inneren Handlung ein leeres äußerliches Intriguenspiel einsetzen, das dann leer und äußerlich endet.

Der alte Streit der Nachbarn ist nahe daran, gütlich, im Interesse beider Parteien beigelegt zu werden, als durch Ränke der Bauer Voß aufgereizt wird. Und da er sieht, daß der andere, im Besitze wichtiger Grundstücksdokumente und somit der Stärkere ist, erschießt er ihn und endet den Zwist, die Konflikte und das Stück durch einen für ihn wie für Halbe sehr bequemen Knalleffekt. Dem, der dieser Schicksale Zeuge war, kann das aber wenig geben. Er steht von diesem Stück genau so unbefriedigt auf wie bei Adamus, bei Björnson und, von den Stimmungsschönheiten abgesehen, im strengsten Sinne auch bei Heijermanns. Seelisches Erleben wollte er mitfühlend schauen, und die äußeren Ereignisse vermischter Nachrichten speisten ihn ab. Und ihm wurde eigentlich auch nicht die dichterische Illusion, wirklich Hunger und Liebe in ihrer dämonischen Arbeit zu schauen, sondern er sah nur dramatische Autoren, die die Geschöpfe ihrer Laune willkürlich herumhetzen, wie es ihnen für ihre Theatersituationen paßte. Und der einzige Unterschied in dieser Quälgeisterei an eigenen Kindern ist, daß Björnson schließlich als guter Papa seinen irregeleiteten Sprößling in die sanften Schlafrockfalten birgt, während Adamus, Heijermanns und Halbe hartgesottene Rabenväter bis ans Ende bleiben.

Felix Poppenberg.



Das englische Drama in Deutschland.

Eine zusammenhängende Geschichte des englischen Dramas in Deutschland giebt es bisher nicht; nur für das eine große Gebiet des Shakespeare-Dramas und seiner Vorläufer giebt es eine Litteratur, die der über irgend ein wichtiges Gebiet des deutschen Dramas an Umfang mindestens gleich kommt.

Man vergißt in Deutschland selbst in litterarischen Kreisen oft, daß nicht das französische Theater, sondern zuerst das englische seinen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Dramas geltend machte. Lange bevor Corneille, Racine und Molière in Deutschland eindrangen, hat es ein englisches Theater bei uns gegeben; ja man kann geradezu sagen: die Anfänge des deutschen Theaters fallen mit der Blütezeit des englischen Dramas zeitlich zusammen. Wer sich über diese so ungemein interessanten Beziehungen zwischen dem englischen Drama und der deutschen Bühne unterrichten will, dem muß das klassische Werk von Albert Cohn, das allerdings im Buchhandel recht selten geworden ist, empfohlen werden:

Shakespeare in Germany in the 16th and 17th centuries. Im Zusammenhange damit befrage man auch Genées Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. Die „Englischen Komödianten", eine oder mehrere Gesellschaften Londoner Schauspieler, durchzogen, Komödie spielend, im 17. Jahrhundert ganz Deutschland. Vom hohen Norden, von Danzig und Stettin, über Mitteldeutschland (z. B. Braunschweig) nach Süddeutschland (Nürnberg) haben sie in zahllosen nachweisbaren und sicher in noch mehr nicht nachgewiesenen Städten gespielt. Die Anwesenheit englischer Schauspieler an deutschen Fürstenhöfen, so namentlich an dem des selbst dichterisch thätigen Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, wird schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestätigt. Wir erfahren aus alten deutschen städtischen Archiven sogar manche Dramentitel, woraus aber nicht immer mit Sicherheit auf die Stücke selbst zu schließen ist. So wurde z. B. 1611 in Halle „eine teutsche Komödie, der Jud von Venedig, aus dem Engländischen" aufgeführt; trotz des Titels ist nicht ganz sicher, ob Shakespeares „Kaufmann von Venedig" oder Marlowes „Jude von Malta" zu Grunde gelegen. In einer Sammlung „Englische Comedien und Tragedien" aus dem Jahre 1620 findet sich ein Stück „Titus Andronikus" mit Anlehnung an das Drama Shakespeares gleichen Titels. Schon 1626, also erst zehn Jahre nach Shakespeares Tode, haben die „englischen Komedianten" am kurfürstlichen Hofe zu Dresden u. a. aufgeführt: „Tragödia von Romeo und Julietta", „Tragödia von Julio Cesare", „Tragödia von Hamlet, einem Printzen in Dennemark", „Comedia von Josepho, Juden von Venedigk", „Tragedia von Lear, König in Engelandt". Nicht ganz sicher wissen wir, ob die 1663 erschienene „Absurda Comica" oder „Herr Peter Squentz" von Gryphius, offenbar nach der Handwerkerkomödie im „Sommernachtstraum", unmittelbar aus Shakespeares Drama oder aus irgend einer anderen ähnlichen Quelle geschöpft ist. Und schon 1672 erschien die erste übersetzerische Bearbeitung eines Shakespeare-Dramas: „Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut machen", wahrscheinlich nicht unmittelbar nach Shakespeare, sondern nach einer englischen Verarbeitung der „Taming of the Shrew". Und, um mit diesen frühesten Zeiten des Eindringens Shakespearescher Dichtung in Deutschland abzuschließen: der Litterarhistoriker Morhof nannte 1682 zum ersten Male in Deutschland Shakespeares Namen im Druck, früher als in irgend einem anderen nichtenglischen Lande.

Welche unvergleichliche Rolle später, besonders im 18. Jahrhundert, Shakespeares Drama auf die Entwickelung unserer vorklassischen und nun gar der klassischen Litteratur geübt hat, das steht in jeder besseren Litteraturgeschichte Deutschlands ausführlich zu lesen. Noch heute bilden Shakespeares Dramen einen so bedeutenden Teil des Spielplans jedes großen deutschen Theaters, daß man sagen muß, der Zahl der aufgeführten Stücke nach kommt Shakespeare noch heute unserem großen klassischen Drama mindestens gleich. Der letzte Band des Deutschen Shakespeare-Jahrbuchs giebt einen statistischen Ueberblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den Theatern deutscher Sprache für 1900. Danach haben nicht weniger als 166 Theatergesellschaften zusammen 713 Shakespearesche Werke zur Darstellung gebracht, und zwar sind 26 Dramen Shakespeares zur Aufführung gekommen. Am häufigsten wurde „Othello" dargestellt, an 64 Theatern 96 Mal. Es ist eben von allen Shakespeareschen Dramen das bühnenwirksamste. Es folgt „Hamlet" an 50 Theatern mit 83 Aufführungen,

„Romeo und Julia" gleichfalls mit 83 Aufführungen, „Die bezähmte Widerspenstige" mit 78, „Der Kaufmann von Venedig" mit 75, der „Sommernachtstraum" mit 75, „Julius Cäsar" mit 42, das „Wintermärchen" mit 34, „Macbeth" mit 32, „König Lear" mit 25, „Viel Lärm um Nichts" mit 19, „Richard III." mit 16, „Was ihr wollt" mit 12 Aufführungen. Unter 10 Mal sind noch aufgeführt worden: „Heinrich IV.", erster und zweiter Teil, „Coriolanus", „Antonius und Kleopatra", „Richard III.", „Heinrich V.", die „Komödie der Irrungen", „Timon von Athen", „Cymbeline", „Wie es euch gefällt", die beiden ersten Teile von „Heinrich VI." und „Verlorene Liebesmüh'".

Es sind auch keineswegs nur die Theater in den größeren Städten, die Shakespeare regelmäßig zur Aufführung bringen. An ganz kleinen Bühnen, in Städten, deren Namen der durchschnittliche Engländer nie gehört hat, wird Shakespeare ungefähr ebenso oft aufgeführt wie Goethe, Schiller und Lessing zusammengenommen; ich nenne nur Städte wie Reinerz, Plauen, Landsberg, Salzwedel, Schneidemühl, Stargard, Stolp, Swinemünde, Wernigerode, Guben, Graudenz, Gelsenkirchen u. s. w. In Berlin allein wurde in dem einen Jahre 1900 Shakespeare 65 Mal aufgeführt. Aber selbst in einer Stadt wie Essen gab es nicht weniger als 11 Shakespeare-Abende, in Elbing gleichfalls 11, in Görlitz 13, und so könnte ich eine Zusammenstellung geradezu überraschender Zahlen für eine Reihe von Mittel- und Kleinstädten Deutschlands geben. Von einer Abnahme Shakespeares ist nicht nur nichts zu spüren, sondern es werden sogar mit immer neuen weniger bekannten Dramen von ihm, so z. B. mit „Troilus und Cressida", neue Versuche der Wiederbelebung auf deutschen Bühnen gemacht. Auch an die besonderen Einrichtungen der Münchener Shakespeare-Bühne ist hierbei zu erinnern: die Drehbühne, die von München aus sich auch über andere Theater zu verbreiten beginnt, verdankt ihren Ursprung den Bedürfnissen des raschen, nicht störenden Scenenwechsels in Shakespeares Dramen.

Von dem englischen nachshakespeareschen Drama steht heute allerdings so gut wie nichts mehr auf dem dauernden Spielplan der deutschen Theater. Das war nicht immer so; im 18. Jahrhundert hat trotz der alles erdrückenden Herrschaft des französischen Dramas sich doch auch manches englische Stück auf deutschen Bühnen behauptet. Man kann aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" sehen, daß nicht nur er mit dem zeitgenössischen englischen Drama wohl vertraut war, sondern daß es auch hier und da an den weniger großen Bühnen Deutschlands zuweilen aufgeführt wurde. Lillo, Cumberland und Goldsmith waren Lessing bekannt, und Goldsmiths liebenswürdige Komödie: „Sie beugt sich, um zu siegen" (1772) wurde überall in Deutschland mit lebhaftem Beifall aufgeführt. Auch Sheridans „Lästerschule", ein bis in das 19. Jahrhundert hinein auf allen deutschen Bühnen heimisches Stück, hat Lessing noch gekannt.

Mit dem mächtigen Emporblühen des klassischen deutschen Dramas und mit seiner Nachblüte im 19. Jahrhundert trat das nichtshakespearesche englische Drama so gut wie ganz von der deutschen Bühne ab, aber doch eigentlich nicht mehr als auch das ältere französische Drama, das mit einziger Ausnahme des doch nur selten gespielten Molière auf dem deutschen Theater ausgestorben ist.

Wie steht es nun mit dem englischen Drama des 19. Jahrhunderts in Deutschland und besonders auf der deutschen Bühne? In aller Händen sind natürlich Byrons Dramen, und von Shelley werden die „Cenci" von den

überhaupt mit englischer Litteratur vertrauten Deutschen gekannt und gewürdigt. Dauerndes Besitztum der deutschen Bühne ist allerdings außer Byrons „Manfred“ — dieser aber auch nur durch die Musik — keines der wertvolleren englischen Dramen nach Shakespeare geblieben. „Manfred“ wird von den größten Bühnen hie und da aufgeführt, aber fast immer nur mit der ihn stützenden und tragenden Musik Schumanns. Versuche der Aufführung sind in langen Zwischenräumen mit allen größeren Stücken Byrons wiederholt gemacht worden; mit dauerndem Erfolge niemals. Man hat die „Foscari“ und „Marino Falieri“ gespielt, man hat sich selbst an den „Cain“ gewagt, mit und ohne Musik, und erst im Anfang dieses Jahres wurde eine Aufführung des „Sardanapalus“ in Berlin versucht, die einen größeren Erfolg gehabt hätte, wäre die Aufführung nicht gar zu mittelmäßig gewesen. In früheren Zeiten, unter Wilhelm I., war Byrons „Sardanapal“ eines der Lieblingsstücke der Berliner Oper, nämlich als — Ballet!

Ganz vereinzelt sind auch die „Cenci“ von Shelley zur Aufführung gekommen, aber durch allerlei widrige Umstände, besonders durch eine unzureichende Darstellung, nie zu der Wirkung gelangt, die sie auf einer Bühne ersten Ranges recht wohl erzeugen könnten.

Mit dem zeitgenössischen Drama Englands in Deutschland steht es recht merkwürdig. Man kann den deutschen Theatern nicht den Vorwurf machen, daß sie sich mit Voreingenommenheit gegen die Aufführung der neuesten englischen Stücke sträuben. Das Lessing-Theater z. B. in Berlin hat immer wieder unter seinem ersten Direktor Blumenthal wie unter dem jetzigen, Otto Neumann-Hofer, Versuche mit den Stücken von Jones und Pinero gemacht, aber jedesmal mit zweifelhaftem oder mit nicht zweifelhaftem, nämlich mit gar keinem Erfolg. Mit welcher Berechtigung dies bei Jones geschah, will ich hier nicht untersuchen; der Mißerfolg Pineros aber ist zum größten Teil des Dichters eigene Schuld. Mit völliger Sorglosigkeit hat er den Bearbeitern gerade seiner zwei bedeutendsten Dramen, der „Zweiten Frau Tanqueray“ und der „Berüchtigten Frau Ebbsmith“ die Erlaubnis erteilt, mit seinen Werken nach Gutdünken zu handeln, und das haben sie in einer Weise gethan, die jeden Erfolg unmöglich machte. In der „Frau Ebbsmith“ z. B. giebt es gegen den Schluß die entscheidende Scene, in der die verlassene Gattin des Mannes, der mit einer Frau in freier Liebesgemeinschaft lebt, mit dieser Frau zusammentrifft und sie moralisch vernichtet. Was hat der deutsche Bearbeiter gethan, und was hat Herr Arthur Pinero ruhig geschehen lassen, etwa als ob es sich um eine Aufführung vor den Bewohnern Kamtschatkas handele, auf deren Urteil in dramatischen Sachen nichts ankommt? Die Rolle der Gattin wurde gestrichen, und damit fiel die wirkungsvollste Scene des Stückes weg! Das ist ungefähr so, als ob man in Shakespeares „Macbeth“ die Lady Macbeth streicht, oder im „Othello“ den Jago.

Von den allerneuesten englischen Dichtern, von dem Haupte der „keltischen Renaissance“, Herrn William Yeats, und von Herrn Phillips haben in Deutschland schwerlich mehr als das Dutzend Menschen Kenntnis, die sich berufsmäßig, etwa als Professoren oder Verfasser von Geschichten der englischen Litteratur, mit allen neuesten Erscheinungen beschäftigen. Mit Yeats werde ich demnächst selbst den Versuch einer Einbürgerung auf einer Berliner Bühne machen, kann aber über den zu erwartenden Erfolg natürlich nichts voraussagen.

Alles in allem muß festgestellt werden, daß mit der einzigen Ausnahme Shakespeares, der allerdings ganz außer Wettbewerb steht, von einem englischen Drama in Deutschland nur so weit gesprochen werden kann, als die englische Operette in Frage kommt. Sullivans „Mikado“ und die unsterbliche „Geisha“ von Sidney Jones sind außer Shakespeare das einzige, was man in Deutschland von englischem Drama auf der Bühne genießt. Die zuweilen uns besuchenden englischen Schauspielergesellschaften, so vor zwei Jahren die von Herrn Robertson, werden mit großer Freundlichkeit und oft mit einem gewissen Erfolge aufgenommen; eine tiefere Wirkung bringen sie nicht hervor, da sie außer Shakespeare wenige Stücke ersten Ranges in ihrem Spielplan mitbringen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß bei deutschen Theaterdirektoren wie beim Theaterpublikum sich allmählich die Meinung festsetzt: ein englisches Drama außer dem Shakespeare-Drama giebt es überhaupt nicht.

Eduard Engel.



Stimmen des In- und Auslandes.

Häßliche Männer.

Aus dem Nachlasse Ernst Ecksteins ist uns nachfolgende Feuilletonskizze zur Verfügung gestellt worden, die unsere Leser in angenehmer Weise an die Plaudergabe des vielseitig veranlagten Dichters erinnern wird.

Alle Welt kennt die Novelle Paul Heyses „Der Kreisrichter“. Sie schildert uns ein Begebnis, das zwar den üblichen Durchschnitts-Voraussetzungen schroff widerspricht, aber doch nicht so ganz selten ist: den Fall nämlich, daß bei einem wunderbar schönen, hundertfältig umworbenen Mädchen ein auffallend häßlicher Mann, der aber im besten Sinne des Wortes eine Individualität ist, über sämtliche Mitbewerber den Sieg davon trägt, — und zwar trotzdem oder vielleicht gerade weil er sich nicht mit dem nämlichen Eifer und der nämlichen Hartnäckigkeit bewirbt, wie die andern. Der Heysesche Kreisrichter ist in der That eine Persönlichkeit ohne jegliches Aeußere, ja sogar mit Eigenschaften versehen, die auf den ersten Blick geradezu abstoßend wirken müssen.

Der Autor schildert ihn folgendermaßen:

„Eine hochaufgeschossene, unreife Gestalt, wie die eines zu rasch gewachsenen Knaben, ungeschickt in den Kleidern hängend, trug einen Kopf von der entschiedensten Häßlichkeit. Der Blick eines einzigen hellgrauen Auges fiel mir ruhig entgegen; das andre, das zu fehlen schien, war von den Wimpern ver-

schlossen, die Nase und der untere Teil des Gesichts sehr schmal und verkümmert; man konnte nicht glauben, daß jemals das Rot der Jugend auf diesen Lippen und Wangen geschimmert hatte. Die Stirne sprang vor, wie in alten Häusern das Obergeschoß über dem untern, breit und hoch; einige Büschel fahlblonder Haare hingen darüber herab. Aber selbst diese bedeutende und ungewöhnliche Bildung des Schädels vermochte die Nüchternheit des Gesichtes nicht sonderlich zu beleben und die Häßlichkeit zu einer solchen zu machen, welche die Franzosen le beau du laid zu nennen pflegen. Ich habe nie einen Kopf von so erloschnem Kolorit gesehen. Nicht minder unglücklich war die Haltung der Gestalt. Der Kopf neigte sich leicht auf die linke Seite, der linke Arm war offenbar ein wenig kürzer, als der rechte, und wie der Mann an dem Tisch stand, auf den rechten Fuß gestützt, den linken mit der Spitze gegen den Teppich gestemmt, war es unzweifelhaft, daß sich die Uebervorteilung der linken Seite bei der Verteilung der natürlichen Gabe bis auf den Fuß herab gestreckt hatte."

Nun gleitet der Blick des Erzählers von der seltsam vernachlässigten Mannesgestalt auf eine wundervolle Kopie der heiligen Barbara Palma Vecchios. Der Kreisrichter merkt seinem Besucher an, daß der Gegensatz dieser Fülle der Schönheit zu der traurigen Unscheinbarkeit des Besitzers nicht ohne Eindruck blieb. In dem Bewußtsein, daß er trotz seiner Häßlichkeit in glücklicher Stunde einmal ein Weib erobert hat, das dieser Barbara an Fülle und Schönheit glich, das ihr an Reiz ebenbürtig war, gleitet ein Lächeln über die Züge des unschönen Mannes, und in diesem Moment schon ahnt der Besucher, daß ein so unbegreifliches Wunder dennoch möglich sei.

Und in der That, es ist möglich, und die Geschichte aller Zeiten und Völker berichtet uns von Beispielen seiner Verwirklichung.

„Merke dir," sagt Don Quixote zu seinem getreuen Schildknappen Sancho Pansa, „daß es zweierlei Arten von Schönheit giebt: die Schönheit des Körpers und die Schönheit des Geistes. Diese letztere wohnt und offenbart sich in dem Verstand, in der Wohlanständigkeit, im guten Betragen, in der Freigebigkeit, in den feinen Sitten. Alle diese guten Eigenschaften können sich auch bei einem häßlichen Manne finden, und wenn man sein Augenmerk auf diese Schönheit richtet und nicht auf die des Körpers, so pflegt die Liebe dadurch um so heftiger und unwiderstehlicher zu wirken."

Da die Liebe etwas durchaus Instinktives, Unbewußtes, Unwillkürliches ist, so begreift man nicht recht, wie diese „Schönheit des Geistes", von welcher Don Quixote hier redet, unmittelbar auf das sich verliebende Weib einwirken soll. Auf dem Umweg über die Reflexion ist noch nie eine wirkliche Leidenschaft zu stande gekommen. Aber es darf wohl behauptet werden, daß diese inneren Eigenschaften sich bei aller leiblichen Häßlichkeit irgendwie doch in der äußeren Erscheinung wiederspiegeln, im Blick, im Geberdenspiel, in der Art des Sprechens oder im Klang der Stimme. So wird schließlich doch ein Gesamtbild erzeugt, das anregend, sympathisch und fesselnd berührt.

Die Wege der Neigung sind trotz allem, was Schopenhauer in seiner „Metaphysik der Liebe" darüber zu Tage fördert, unberechenbar wie das Wetter. Als feststehend kann wohl nur die einzige Thatsache angesehen werden, daß dem liebeverlangenden Weibe irgend etwas an dem Gegenstande ihrer Wahl imponieren muß, — sei es nun der herkulische Wuchs und der todesverachtende Mut, sei es

die großartige Kraft der Entsagung oder die alles durchdringende Intelligenz, sei es der stürmische Anprall der Huldigungen, die man ihr trotz anfänglicher Abweisung immer wieder erneut darbringt, oder die trotzige Gleichgiltigkeit, die auf den allbewunderten Liebreiz so wenig Wert zu legen scheint. Es läßt sich also im einzelnen Fall niemals eine sichere Prognose über den Erfolg einer Werbung stellen. Selbst der unschönste Mann, dafern er nur wirklich ein Mann ist, hat keine Ursache, von vornherein an der Erfüllbarkeit seiner Hoffnungen zu verzweifeln. Der mordshäßliche Baron Lesaige hatte vollkommen recht, wenn er behauptete: Solange vor einem intelligenten Kavalier die Pferde nicht scheuen, findet das Prädikat „häßlich" auf ihn keine Anwendung.

Berühmt ist der Monolog des Glocester, des nachmaligen Königs Richard, in Shakespeares „Heinrich der Sechste", Teil III. Nachdem dieser sträflich vernachlässigte Prinz von seinem Standpunkt als urhäßlicher Mann das Bezaubern holder Frauen und das Erringen von Gegenliebe für schwerer erklärt hat, als das Gewinnen von tausend Königskronen, wehklagt er wörtlich wie folgt:

„Schwor Liebe mich doch ab im Mutterschoß,
Und, daß ihr sanft Gesetz für mich nicht gölte,
Bestach sie die gebrechliche Natur
Mit irgend einer Gabe, meinen Arm
Wie einen dürren Strauch mir zu verschrumpfen,
Dem Rücken einen neid'schen Berg zu türmen,
Wo Scheußlichkeit, den Körper höhnend, sitzt,
Die Beine von ungleichem Maß zu formen,
An jedem Teil mich ungestalt zu schaffen,
Gleich wie ein Chaos oder Bärenjunges,
Das, ungeleckt, der Mutter Spur nicht trägt.
Und bin ich also wohl ein Mann zum Lieben?
O schnöder Wahn, nur den Gedanken hegen!"

Es begreift sich ja vollständig, daß der Prinz vor dem Spiegel oder im Rück-Erinnern an das Geschaute so mißtrauisch gegen die Möglichkeit eines Erfolges bei Frauen philosophiert: die Erfahrung jedoch hätte ihn trösten können. Es sind Männer leidenschaftlich geliebt worden, mit denen verglichen König Richard der Dritte fast ein Adonis war. Und zwar gilt die Bemerkung, die Schopenhauer von dem unschönen Weibe macht, daß sie zwar weniger Aussicht habe, geliebt zu werden, als eine Schöne, daß aber, wenn sie einmal eine Neigung erobert habe, diese Neigung außerordentlich nachhaltig, stürmisch und hartnäckig sei, auch von dem häßlichen Manne. „Es ist uns bekannt," heißt es bei einem andern Schriftsteller — Rudolf Kleinpaul — „daß häßliche Männer gar nicht so selten Glück in der Liebe haben; ja, daß es, wenn sie einmal geliebt werden, eine tolle Liebe ist — ohne daß man deshalb mit Labruyère anzunehmen brauchte, es müßte hier noch ein versteckterer und stärkerer Zauber als der der Schönheit vorhanden sein. Es ist auch Schönheit, aber eine höhere und ungemeine Schönheit."

Glocester hätte sich an den cynischen Philosophen Krates von Theben erinnern sollen. Dieser Krates, ein hervorragender Geist und höchst origineller Charakter, war leiblich ein Scheusal ersten Ranges, krumm, verwachsen, dazu unliebenswürdig im höchsten Maße. Seine Hauptbeschäftigung war, die Frauenwelt in zornsprühenden Strafreden abzukanzeln und überhaupt dem schönen Geschlecht eine grandiose Mißachtung zu bezeugen. Trotzdem faßte die bildhübsche,

reiche und kluge Hipparchia eine wahnwitzige Liebe zu ihm. Sie wies um seinetwillen die glänzendsten Anträge zurück. Als ihre Eltern dieses Korb-Austeilen nicht mehr erträglich fanden und ihr ein Ultimatum stellten, erklärte sie rundweg; falls ihr die Ehe mit dem geistvollen Cyniker untersagt werde, sei sie gewillt, sich eigenhändig den Tod zu geben. Auf dem Gipfel der Ratlosigkeit wandten sich nun die Eltern an den Cyniker selbst: er möge der albernen Schwärmerin diese verrückte Idee ausreden; als weltkundiger Mann könne er doch die Ungereimtheit der Sache nicht abstreiten. Krates — vielleicht im Vollgefühl des unwiderstehlichen Zaubers, den er auf die Geliebte ausübte — willigte ein und gab sich, wenigstens scheinbar, die größte Mühe. Er wies dem liebeglühenden Kind seinen Höcker und seinen Quersack, mit der Bemerkung: „Siehst du, das ist dein Bräutigam, und das ist sein Vermögen." Aber es half nichts. Hipparchia blieb unerschüttert bei der Behauptung, in ihren Augen sei Krates der schönste und begütertste Mann von der Welt. Und das bildhübsche Mädchen heiratete unter Mißachtung der liebenswürdigsten, vornehmsten und reichsten Bewerber den buckligen Philosophen, der nicht so viel besaß, wie der geringste Knecht ihres Vaters. So weit ging ihre Leidenschaft, daß sie als Gattin des Cynikers all ihren bisherigen Lebensgewohnheiten freiwillig entsagte, sich ebenso einfach, um nicht zu sagen: bettelhaft kleidete, wie ihr Gemahl und ihn sogar in manchen Punkten seiner praktischen Lebensphilosophie übertrumpfte.

Auch Ludwig Uhland war, wenn man der Ueberlieferung trauen darf, in ganz außergewöhnlichem Grade häßlich. Niemand hätte beim ersten Blick hinter dem igelartig hervorstehenden Antlitz des Mannes den feinfühligen Charakter, den hochfliegenden Geist, den herzbewegenden Dichter vermutet. Ludwig Eckart in seiner „Vorschule der Aesthetik" sagt geradezu: „Uhland wurde erst erkannt, wenn er sprach." Und doch war dieser Uhland der Held eines eben so zarten wie rührenden Liebesromans und der Gegenstand einer Leidenschaft, die ein ganzes Frauenleben hindurch mit unverminderter Kraft und Tiefe gedauert hat. Vielleicht ist der Herzenseroberer Goethe in seiner apolloartigen Herrlichkeit niemals so echt und stürmisch im edelsten Sinne des Wortes geliebt worden, wie der unschöne Uhland.

Unschön, dazu aber widerwärtig in seinem Gebahren, ewig nörgelnd und griesgrämig, war auch der Liebling einer der gefeiertsten Schönheiten der Weltgeschichte, David Rizzio, der Busenfreund der holden Maria Stuart. Unschön war der berühmte Sänger des Lockenraubs, der Engländer Pope, dem gleichwohl die Gunst der Frauen vielfach gelächelt hat. Unschön und ganz und gar ohne äußere Persönlichkeit war der tapfere Kriegsheld Turenne, der nichtsdestoweniger von zahlreichen Anbeterinnen vergöttert wurde. Unschön war Alexander Dumas der Vater, dessen Gesichtszüge einen atavistischen Rückschlag ins Negerhafte bekundeten, der aber trotzdem die Worte des alten Horatius Flaccus von sich gebrauchen konnte: „In den Feldzügen Amors habe ich ruhmvollen Kriegsdienst geleistet." Und diese Beispiele ließen sich noch um manches Dutzend vermehren, unter Berücksichtigung aller Arten von Häßlichkeit, vom abstoßenden Ausdruck der Physiognomie bis zur Massenwirkung mehrfach kombinierter Gebrechen.

Das Nonplusultra von erobernder Reizlosigkeit, von dem uns die Annalen der Menschheit berichten, war wohl der Herzog von Lauzun, der bekannte Günst-

ling Ludwigs des Vierzehnten. Was diesem widerwärtigen Zwerg an verborgner Zauberkraft innewohnte, wird für alle Zeiten ein Rätsel bleiben. Thatsache ist, daß der abscheuliche Knirps über die Herzen der vornehmen Frauenwelt eine fast unumschränkte Gewalt übte. Wo er hintrat, lagen die Schönsten und Begehrenswertesten ihm haltlos zu Füßen. Und daß es bei dieser Anbetung sich mitunter um echte, hingebungsvolle Leidenschaft handelte, dafür bietet uns das Verhalten der damaligen Königin von Portugal und ihrer Schwester, des Fräuleins von Aumale Gewähr. Beide Damen hatten ihr Herz unwiederbringlich an Lauzun verloren, und beide brannten darauf, ihn zu heiraten. Sie vereinbarten nun, um den Gegenstand ihrer Sehnsucht zu losen. Die Unterliegende sollte ins Kloster gehen, zuvor aber ihr ganzes Vermögen der Siegerin abtreten, damit diese imstande wäre, den vergötterten Mann so auszustatten, wie es im Interesse seiner Zukunft wünschenswert schien.

Wenn uns ein Novellist so was erzählt, so waltet bei der teilnehmenden Leserin die stillschweigende Voraussetzung ob, daß der Mann, um den hier das „Geriß" geht, mindestens Ares, Phöbus und Zeus in einer Person sei. Der Künstler, der dann am Schluß seiner Berichterstattung den bis dahin verhüllten Gott aus dem Gewölk heraustreten ließe, würde eine halb komische, halb verdrießliche Wirkung erzielen. Und doch spielte sich dieser Herzenskampf zweier Schwestern nicht um einen großartig-blühenden Jüngling, „schön wie Engel von Walhallas Wonne", nicht um einen gewaltigen, seelenerschütternden Heros ab, sondern um eine garstige Mißgestalt, um eine Spottgeburt, um eine traurige Karikatur!

Ein ungelöstes Rätsel ist das Weib. **Ernst Eckstein †.**



Das klassische Gymnasium in Rußland

sieht seine Tage gezählt. Nach den jüngsten großen Studentenunruhen im vorigen Winter hielt es bekanntlich der neuernannte und mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstete Minister der Volksaufklärung, Generaladjutant P. S. Wannowski, für erforderlich, vor allem an eine gründliche Umgestaltung der Mittelschulen zu gehen. Insbesondere der klassischen Gymnasien, jener Stätten, wo die späteren Universitätsstudenten und Zöglinge anderer Hochschulen erzieherisch und wissenschaftlich für das Studium vorbereitet werden. Man war geneigt, ohne übrigens sich der Einsicht zu verschließen, daß auch andere Momente in Betracht kämen, einen großen Teil der Schuld an den „Studentengeschichten" den Mängeln der Gymnasialbildung zuzuwälzen.

Der westeuropäische Humanismus hat ja in Rußland nie so recht Wurzel fassen können, und die Pflege der „alten Sprachen" war ebenso beschwerlich als künstlich. Und es ist sehr interessant, wie derselbe Klassizismus je nachdem bald als etwas Verderbliches, bald als ein Heilmittel betrachtet wurde. Zu einer klassizistischen Gymnasialbildung legte in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts

der Unterrichtsminister Graf S. S. Uwarow den Grund. Aber Ende der 40er Jahre wurde der Klassizismus als die Pflanzstätte „westeuropäischer Revolutionsgeister" bezeichnet und nach der Februarrevolution in Acht und Bann gethan, wenn auch natürlich nicht ganz beseitigt. Doch er bildete nicht mehr das A und O der Gymnasialordnung. In den 70er Jahren dann trat aber ein Umschwung ein: man vermeinte nunmehr gerade im Studium des Lateinischen und Griechischen eine Panacee gegen gärenden Jugendgeist zu finden. Es begann die Aera Tolstoj-Katkow, in deren Verlauf das Gymnasium zu einer bei jung und alt gleich verhaßten Dressuranstalt von streng polizei-bureaukratischem Geiste wurde, der „Klassizismus" selbst zu einem Schreckgespenst und zum bestgehaßten Prügelknaben aller liberalen Kreise.

Sehr richtig aber bemerkte neulich Professor Fürst S. N. Trubezkoi, der über diese Frage eine längere Reihe von Artikeln in der „Peterburgskija Wedomosti" veröffentlicht hat, daß nicht sowohl die Journalisten und Feuilletonisten, die, „sobald sie es durften", auf den Klassizismus weidlich schimpften, und auch nicht die ernsten, besonnenen Fachleute unter den Gegnern ihn jetzt eigentlich umgebracht hätten, sondern „gerade seine berufenen Förderer, die Prätorianer Katkows und des Grafen D. Tolstoj, die Gensdarmen des Klassizismus".

Was in den letzten Monaten in der periodischen Presse Rußlands über Klassizismus, Humanismus und Schulreformen geschrieben worden ist, kann bald einen mächtigen Bibliothekschrank füllen. Und was dabei die „Prätorianer" und „Gensdarmen" zu hören bekamen — man „durfte" eben wieder einmal schimpfen —, zeigte all den seit Jahrzehnten aufgespeicherten Haß und Ingrimm gegen eine Sache, die man zumeist mit ihrer Verwertung und ihren Vertretern verwechselte. Mit dem Schimpfen allein aber ist's nicht gethan. Man ließ daher nicht nur Berufene und noch mehr Unberufene sich 'mal so recht von Herzen aussprechen, sondern man beschäftigte sich auch höheren Orts ernsthaft mit der Frage. Beim Unterrichtsministerium, oder „Ministerium der Volksaufklärung", wurde eine besondere Kommission eingesetzt mit der großen, verantwortungsreichen Aufgabe, den neuen Typus einer Normalschule für Mittelbildung auszuarbeiten. Am 28. Mai a. St. trat sie zusammen und in der erstaunlich kurzen Zeit von nur drei Wochen hat sie ihren Entwurf hergestellt, der inzwischen die prinzipielle Zustimmung des Kaisers erhalten hat, im übrigen aber noch im Laufe des Winters sämtlichen Lehrbezirksverwaltungen, den Pädagogischen Konseils verschiedener Schulen, dem Oberprokurator des Heiligen Synods und dem Metropoliten von St. Petersburg, sowie denjenigen Ministern, denen auch Lehranstalten unterstehen, zur Prüfung und Begutachtung vorliegen soll. All diese Denkschriften und Gutachten gehen dann wieder dem Unterrichtsministerium zu, das den eventuell also zu verbessernden Originalentwurf in üblicher Weise den gesetzgeberischen Gang antreten lassen wird. Daß er vielen Veränderungen unterworfen werden sollte, läßt sich nach der augenblicklich in maßgebenden Kreisen herrschenden Stimmung kaum annehmen; zudem sollen, obschon die Reform erst zum Jahre 1905 durchgeführt werden wird, bereits in diesem Herbst im Geiste des Entwurfs Abänderungen des derzeitigen Lehrplans vorgenommen werden.

Welches ist nun der Geist des Entwurfs?

Kurz gesagt, macht er mit dem Bisherigen tabula rasa. Die künftige Mittelschule soll eine siebenklassige Einheitsschule sein, die aber im übrigen mit

dem Frankfurter Reformgymnasium wenig gemein hat. Das Griechische wird aus dem Lehrplan gänzlich ausgeschlossen; das Lateinische wird für die vier oberen Klassen und zwar als fakultativer Unterrichtsgegenstand belassen. An Stelle des Griechischen und Lateinischen tritt ein erweiterter Unterricht in den Naturwissenschaften, der Vaterlandskunde, russischen und allgemeinen Litteraturgeschichte, Geschichte und Mathematik. Als neue Fächer treten hinzu Gesetzeskunde (d. h. wohl Rechtsencyklopädie) und zwei lebende Sprachen (Deutsch und Französisch) anstatt der bisherigen einen. Wer das Lateinische gar nicht treiben will, hat dafür in den vier oberen Klassen naturwissenschaftlichen Unterricht, in abermals erweitertem Umfange, und in graphischen Künsten. Von künftigen Juristen und Medizinern wird die Kenntnis des Lateinischen verlangt; eventuell müssen sie sich beim Eintritt in die Universität einer Nachprüfung darin unterwerfen, falls sie auf der Schule das Lateinische nicht getrieben hatten.

Die Reform ist, wie man sieht, eine sehr tiefgehende. Sie verkürzt zudem den ganzen Gymnasialbildungsgang um ein Jahr: die bisherigen klassischen Gymnasien hatten acht Klassen. Daß auch in Bezug auf Versetzungsprüfungen Reifheitszeugnisse u. s. w. wesentliche Veränderungen bevorstehen, ist selbstverständlich ... Und wie bleibt's mit der ganzen philologisch-philosophischen Fakultät der humanistischen Universität? Nun, es sollen fünf klassische Gymnasien erhalten bleiben, und zwar je eines in St. Petersburg, Moskau, Kiew, Warschau und Jurjew (Dorpat). Das ganze gewaltige Gebiet östlich von der Linie Petersburg — Moskau — Kiew und der ganze Süden und das gesamte Kaukasusgebiet werden klassischem Bildungsgang im westeuropäischen Sinne verschlossen bleiben. Dementsprechend wird wohl auch manche Universität, wie z. B. die von Kasan, Charkow, Odessa, ihre historisch-philologische Fakultät einbüßen. Jedoch die Universitätsreform wird wohl erst nach 1905 in Angriff genommen werden. Zur Zeit verlautet nichts von ihr.

Begreiflicherweise wird ja die Nachfrage nach klassischer Bildung in demselben Maße zurückgehen, als ihr Angebot geringer wird. Und daher dürften die fünf klassischen Gymnasien für eine Bevölkerung von 103 671 358 E. oder, nehmen wir Kaukasien und das asiatische Rußland hinzu, von 126 368 827 E.*) am Ende ausreichend sein; wenn auch nicht für alle Gebiete im einzelnen. In den Ostseegouvernements, wo der Drang nach klassischer Bildung besonders stark ist, macht man denn auch bereits jetzt Schritte, um außer dem Jurjewschen noch ein klassisches Gymnasium, etwa in Riga, erhalten bleiben zu sehen. Ebenso dürfte für die ca. 1 300 000 E. St. Petersburgs **ein** klassisches Gymnasium zu wenig sein. Endlich wäre wohl auch manchem Freunde klassischer Bildung im Innern des Reiches die Erreichung seines Ziels schon wegen der damit verbundenen Kosten ganz unmöglich.

Im übrigen wird gewiß die ganze civilisierte Welt mit Spannung das Ergebnis des Experiments abwarten. Wer Rußland und die Russen kennt, der weiß, daß man gerade dort mit einer weit geringeren Dosis von „Klassizität" auskommen kann, als in den westeuropäischen Kulturstaaten. Andererseits werden aber auch dort Stimmen laut, die von der Besorgnis zeugen, ob man nicht beim

*) Nach der Volkszählung von 1897; die 2 563 000 E. des Großfürstentums Finland sind hier nicht mitgerechnet. D. V.

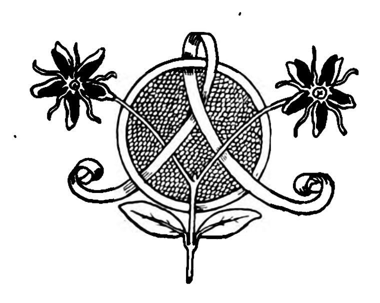


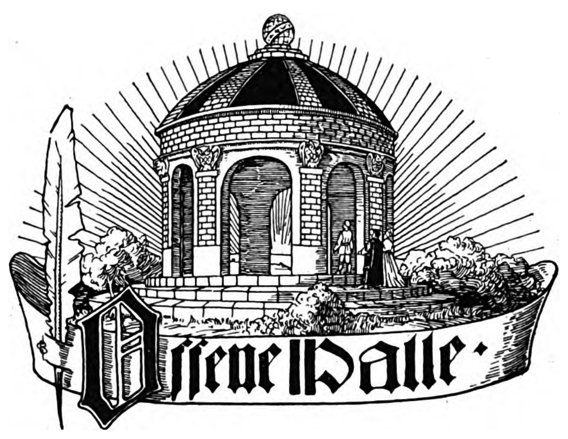
„Experiment“ gar zu radikal vorgeht. Einstimmig — natürlich kommen hier die „Prätorianer“ Katkows und Tolstojs nicht in Betracht — ist der Jubel, daß das Tolstojsche Gymnasium weggefegt wird, einstimmig die Ansicht, daß die 43 Wochenstunden Lateinisch in dem Lehrplan dieses Gymnasiums speziell für Rußland eine Ungeheuerlichkeit waren. Jedoch ist es gewiß auch bezeichnend, wenn der erstgenannte Professor Trubezkoi schreibt: „Es wird, wenn man sich jetzt von der unwahren Bestrebung lossagt, mit Gewalt alle zu ‚Klassikern‘ zu machen, um so leichter sein, die wenigen klassischen Gymnasien, die es gelingen sollte, zu erhalten, zu wirklich mustergiltigen zu machen. Ist die Begeisterung für die neue Einheitsschule erkaltet — was unvermeidlich früher oder später der Fall sein wird —, so wird auch wieder die Zahl der Gymnasien zunehmen.“

Und im selben Geiste spricht sich auch Geheimrat Staßjukewitsch, der Herausgeber der trefflichen Monatsschrift „Westnik Jewropy“ in der Chronik ihrer Augustlieferung aus. Er hat alle Wandlungen des Klassizismus in Rußland von Anbeginn — er war Schüler zur Zeit Uwarows — als Gymnasiast, Gymnasiallehrer, Professor miterlebt und persönlich durchgemacht; er war einer der heftigsten Widersacher von „Katkow & Co.“, weil sie gerade den Klassizismus nicht förderten, sondern töteten. Bei aller Genugthuung, daß man endlich reformieren und die Jugend Rußlands von einem Druck befreien wolle, der drei Jahrzehnte hindurch auf ihr gelastet habe, giebt aber auch er dem Bedenken Ausdruck, daß man jetzt am Ende in ein anderes Extrem verfalle und daß jedenfalls der geplante Einheitstypus schon an und für sich keine Einheitlichkeit schaffe, wie aus dem von drei verschiedenen Mittelschulen handelnden Entwurf hervorgehe, sowie endlich, daß die „toten“ Sprachen in Westeuropa nach wie vor „lebende“ seien, daß aber die Handhabung ihres Unterrichts in der That „tot“ oder „lebendig“ sein könne. In Rußland war sie seit 30 Jahren eine totgeborene.

Im übrigen aber — bis Herbst 1905 sind's immerhin noch reichlich vier Jahre, und möglich ist's, daß inzwischen an maßgebender Stelle die Erkenntnis Platz greift, daß im Falle der Durchführung der Reform in ihrem ganzen radikalen Umfange zwischen Rußland und dem doch vornehmlich humanistischen Abendlande eine sehr bedenkliche, gewaltige geistige Schranke errichtet werden dürfte.

J. Norden.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen.

Gestatten Sie es gütigst mir, einem schlichten Dorfpastor, zu einem Aufsatze in Nr. 10 v. Jahrg. des Türmers ein paar kurze Randglossen zu machen zur „faktischen Berichtigung". Der Türmer ist seit zwei Jahren mein treuer Freund, Tröster, Lehrer, Erquicker gewesen, daß ich ihm unendlich viel Dank schulde für so manchen Liebesdienst an meinem „inneren Menschen". Deshalb habe ich einen tiefen Respekt vor den Männern, die sich Mitarbeiter des Türmers nennen dürfen. Um so verwunderter aber bin ich, daß der Türmer auf den Aufsatz des Herrn Meyer-Markau: „Vom Religionsunterricht in unseren Volksschulen" — ich möchte fast sagen: hereingefallen ist. — Von „unseren" Volksschulen redet Herr M. — Ich suchte nach dem Orte Markau, um sein engeres Vaterland zu entdecken, habe ihn aber nicht gefunden. Wo ist das Land solcher Lehrpläne, solcher Lehrer und Schulen? Das hätte Herr M. doch sagen müssen; denn dagegen, daß die von Herrn M. geschilderten Zustände die „unserer", d. h. aller deutschen Volksschulen seien, muß energisch protestiert werden. Ich halte den Aufzählungen des Herrn M. folgende Zahlen und Verhältnisse der evang. Volksschulen Sachsens entgegen:

1. Nicht 133, sondern 85 biblische Geschichten werden gelernt, d. h. nicht memoriert, sondern so eingeprägt, daß sie der Schüler mit eigenen Worten wiedergeben kann (eine prächtige Uebung für „Deutsch");
2. nicht 212, sondern circa 150 Liederstrophen
3. nicht 337, sondern 150 Bibelsprüche
4. sämtliche Hauptstücke mit Luthers Erklärung
5. nicht 34, sondern ungefähr 3 oder 4 Morgen-, Tisch-, Abendgebete

(2.–5.) } werden gelernt in 8 Jahren;

6. u. 7. über „Abschnitte" der Kirchengeschichte und Bibelkunde läßt sich nichts sagen, da ihr Umfang verschieden ist;
8. in der Geographie müssen doch überhaupt Namen gelernt werden, warum nicht auch in der Geographie Palästinas?
9. wenn Luthers „Haustafel" einmal „besprochen" wird, ist das doch kein Unglück;
10. die Psalmenteile, die gelernt werden, sind in den 150 Sprüchen inbegriffen.

Das ist der Memorierstoff in Sachsen, in „unseren" Schulen, der von einem normalen Kinde in 8 Jahren leicht bewältigt wird. — Aber noch ein Wort zum Unterricht in Markau. Auf Seite 348 giebt Herr M. den Eintrag zum besten, den er in sein Schultagebuch (hoffentlich nicht das offizielle, sondern ein privates) gemacht hat über die Unterrichtsstunde über das Lied: Nun danket alle Gott. Ich las es meinem Freunde, dem hiesigen Kirchschullehrer vor. Er war entsetzt und meinte, wenn eine einzige Strophe die Kinder in 3/4 Stunden nicht begreifen lernen, dann sinds entweder nicht normale Kinder, oder der Lehrer versteht das Unterrichten nicht. Um solcher Kinderquälerei zu steuern hilft auch eine Dezimierung des Stoffes nichts, und wo sie im Religionsunterricht stattfindet, findet sie natürlich auch z. B. im Rechnen statt; hier hilft nur eins, ein tüchtiger methodisch gebildeter Lehrer.

Die ganze Darstellung des Herrn M. ist eine viel zu rührselige. Was beweist das verstorbene Töchterlein (S. 348), an das ein Kollege des Herrn M. immer denken muß, wie der Knabe, der sein biblisches Geschichtenbuch in die Ecke schleudert, gegen den „Religions"unterricht? Andere Kinder plagen sich mit dem Einmaleins, und ich habe als Quintaner einst einmal das Vokabularium zu Boden geschleudert.

Alles in allem: in „unseren" Volksschulen ist's nicht so wie in Markau. Gottlob! Es wird bei verständnisvoller treuer Arbeit viel geleistet, und normalen Kindern darf man fürs Gedächtnis auch etwas zumuten, ohne daß sie Schaden leiden, wenn der Unterricht frisch ist. Wohl dem Knaben, der die Last trägt in seiner Jugend. Gott behüte uns vor weinerlicher, sentimentaler Verweichlichung.

Verzeihen Sie mir, hochgeehrtester Freiherr, meinen freimütigen Protest. Hoffentlich ist er nicht der einzige.

Mit freudiger Begeisterung für den Türmer und hochachtungsvollem Danke gegen seinen Herausgeber Ihr ganz ergebener

Lichtenhain, Bez. Dresden. **Hugo Fischer, Pf.**

* * *

Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich sofort bekennen, daß ich nicht jeden Satz des Herrn Meyer unterschreibe. Seinem Urteile über das Alte Testament z. B. kann ich nicht beipflichten. Aber trotzdem muß ich den Vogelgesangschen Ausführungen in den wesentlichen Punkten entgegentreten.

Herr Pfarrer Vogelgesang giebt zu, daß die Klage des Herrn Meyer, unsere Schuljugend sei mit religiösem Lehr- und Lernstoff überbürdet, nicht unberechtigt ist. Trotzdem gipfelt der erste Teil seiner Kritik in der zwar nicht direkt ausgesprochenen, aber doch dem Sinne nach vorhandenen Behauptung, daß die Klage doch unberechtigt sei. Denn wie anders ist es zu verstehen, wenn Herr Vogelgesang behauptet, es handele sich bei der Religionslehre „um die Ansammlung und Aneignung eines Schatzes von ewigen Wahrheiten", „die Schrift sei das Wort Gottes, das in seinen Hauptzügen zu kennen zur Seligkeit unbedingt nötig sei", und ferner: „die Schrift, besonders auch das Alte Testament, enthalte eine große Zahl göttlicher Wahrheiten, deren Mitteilung die Gemeinde ihrer Jugend schuldig sei." Also die Ansammlung und Aneignung eines Schatzes von ewigen Wahrheiten soll die Aufgabe der Religionslehre sein? Herr Vogelgesang ist zufrieden, wenn seine Kinder die Kenntnis der Hauptzüge

des Wortes Gottes besitzen? Er begnügt sich mit der Mitteilung einer gewissen Zahl göttlicher Wahrheiten an die ihm anvertraute Jugend? Gerade dagegen kämpfen wir aber; wir möchten darum den Stoff beschränkt sehen, damit es uns möglich werde, den Herzen der Kinder das Christentum nahe zu bringen, wie das Herr Meyer S. 350 andeutet. Denn das ist doch in Wahrheit die Aufgabe des Religionsunterrichts: die Herzen der Kinder für das Christentum zu erwärmen, ihre Gesinnung zu veredeln, und dadurch ihren Willen in gute Bahnen zu lenken. Ich erinnere an das Wort: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." Und warum wohl hat Christus uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt? Wahrlich, doch nur, um zu beweisen, daß es nicht auf die Kenntnis der göttlichen Wahrheiten, sondern auf eine den Grundsätzen des Christentums entsprechende Gesinnung ankommt, die in gutem Thun sich verwirklicht, Matth. 5, 8; 7, 21. Die Kenntnis der Bibel ist also nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Wenn es möglich wäre, christliche Gesinnung und damit die Seligkeit ohne diese Kenntnis zu erlangen, so hätten wir letztere überhaupt nicht nötig. Würde ein Mensch, der das 7. Gebot gelernt hat, nur deshalb nicht stehlen, weil er das Gebot kennt! Soweit wir also die Kinder in der Kenntnis des Wortes Gottes fördern, soweit müssen wir diese Kenntnis auch für ihre Gesinnung fruchtbar machen. Um aber diese Aufgabe des Religionsunterrichtes zu erfüllen, hat man Zeit, viel Zeit nötig. Es muß dem Lehrer möglich sein, bei den einzelnen biblischen Geschichten und Wahrheiten zu verweilen, sie den Kindern lieb und vertraut zu machen und zu ihrem ganzen Denken und Fühlen in Beziehung zu setzen. Das aber ist gerade unmöglich bei der der Volksschule vorgeschriebenen Stoffmenge, wie Herr Meyer eingehend bewiesen hat. Die von ihm angeführten Zahlen reden für sich. Im Religionsunterrichte ist keine Ruhe und Sammlung möglich. Wer nicht, wie wir Lehrer, das täglich erfährt, macht sich von dem Uebel kaum ein richtiges Bild. Und je ernster, gewissenhafter und gläubiger der Lehrer, desto mehr leidet er unter der Stoffüberbürdung seiner Schulkinder. Er sieht und fühlt, wie er sich durch diese „geistige Wurststopfmethode" versündigt — versündigen muß — nicht nur an den Kindern, welche geistig, sittlich und religiös gleichgiltig werden, sondern auch an göttlichen Dingen selbst und — er kann es doch nicht hindern.

Daß die biblischen Wahrheiten ewige Geltung haben, oder daß man dieselben der Jugend nicht vorenthalten dürfe, hat Herr Meyer gar nicht bestritten. Ebensowenig hat er „die Gebete, die er in der Schule lehren muß, unverstandene Beschwörungs- und Zauberformeln" genannt. Unsere Kinder sollen beten lernen, aber nicht Gebete plappern, das will Herr Meyer, das will auch unser Heiland Matth. 6, 7.

Kann man ferner wirklich allen Ernstes bestreiten, daß, wie Herr Meyer sagt, der Weg zum Herzen durch den Kopf führe? Daß ein unverstandenes Gebet das Herz nicht erwärmen, das Gemüt nicht trösten kann, ist doch wohl einleuchtend. Keineswegs hat Herr Meyer damit behaupten wollen, daß die drei Vermögen des menschlichen Geistes, Denken, Fühlen und Wollen zertrennlich seien.

Herr Meyer schlägt vor, daß man den größten Teil des Alten Testamentes aus dem Religionsunterrichte fortlasse. Ich beurteile die Sache vom Stand-

punkte des praktischen Schulmannes und sage: Da eine Kürzung des Pensums im Religionsunterrichte notwendig ist, da ferner Jesus Christus der Mittelpunkt des Christentums ist und das Neue Testament den Geist desselben am tiefsten und reinsten atmet, so kann die Kürzung nur an den Geschichten des Alten Testamentes erfolgen, müßte sogar auch dann erfolgen, wenn man — um Herrn Meyers Worte zu gebrauchen — nicht „mit dem alten Judengott durch Ströme menschlichen Blutes zu waten brauchte". Ueber den Umfang der Kürzung läßt sich nun freilich streiten. Aber darauf kommt es zunächst nicht an. Denn Herr Vogelgesang behauptet, daß von den biblischen Geschichten des Alten Testamentes überhaupt keine gestrichen werden dürfe. „Die Stoffüberfülle darf nur dadurch beseitigt werden, daß man an der Zahl der Katechismusfragen, Lieder und Gebete Abstriche vornimmt." Gewiß auch daran; aber auch an den Geschichten des Alten Testamentes, auch an der Zahl der Sprüche. Denn Katechismusfragen läßt man überhaupt nicht mehr lernen; eine Kürzung durch einige Lieder und Gebete wäre aber durchaus ungenügend.

Wenn Herr Vogelgesang behauptet, daß ohne das Alte Testament das Neue nicht zu verstehen sei, so frage ich: Wie machen es denn unsere Missionare unter den Heiden? Predigen sie zuerst das Alte Testament und dann das Neue? Und was predigten die Apostel einschließlich Paulus in der Heidenwelt? Christum den Gekreuzigten! Und dann die Juden zu Beröa! Wonach haben sie geforscht? Ich denke, nicht nach den Strömen von Blut, nach den Kriegen und Morden, davon im Alten Testament erzählt wird, sondern nach den Spuren, die auf Christum hinweisen. Und so verstehe ich auch das Wort Joh. 5, 39. Und wenn Christus Matth. 5, 17 sagt, daß er gekommen sei, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, so gilt die Mahnung in Joh. 5, 39 für uns Christen in erster Linie in Bezug auf das Neue Testament. Außerdem sollen unsere Kinder erst in den Geist des Christentums hineingeführt werden. Dazu wählt man aber das Beste und Schönste aus Gottes Worte aus. Und dann denke man doch immer an unsere beschränkte Zeit! Es kann dies nicht oft genug gesagt werden. Daß aber die Kenntnis von dem Hinschlachten der 3000 Verstockten am Sinai oder von dem Morden der 450 Baalspriester notwendig sei, um Christum zu verstehen, um religiös-sittliche Charaktere zu bilden, das zu beweisen, dürfte denn doch schwer halten!

Man sollte an den Katechismusfragen Abstriche vornehmen! Herr Vogelgesang scheint also noch Katechismusfragen und -Antworten lernen zu lassen. Ich selbst kenne das noch vom Konfirmandenunterricht her. Den Herforder Katechismus mußten wir auswendig lernen, alle Fragen samt Antworten, alle Sprüche! Und welche geistige und geistliche Förderung haben wir davon gehabt? Ich will darüber schweigen.

Möchten durch die Erörterungen über den Aufsatz des Herrn Meyer-Markau alle Leser des Türmers, nicht nur die Lehrer und Erzieher unter ihnen, in der Erkenntnis dessen gefördert werden, was unsern Kindern not ist, gefördert werden auch in der Erkenntnis dessen, der die Wahrheit ist und durch seinen Geist in alle Wahrheit leitet. Das wünscht

August Friedrich, Volksschullehrer.

* * *

Das Interesse, welches der Türmer für den Religionsunterricht in der Volksschule zeigt, hat ihm viele neue Freunde gewonnen. Hoffentlich springt aus dieser in Fluß gebrachten Angelegenheit ein befriedigendes Resultat hervor; es wäre dies für unsere Kinder und unsere Religion von ganzem Herzen zu wünschen.

Bevor das Kind zur Schule kommt, gehört es ganz und allein Vater und Mutter an; denn was rechte Eltern sind, behalten die kurze Spanne Zeit ihre Kinder in eigener Hut und vertrauen sie nicht den Notgeburten der Kindergärten und Bewahranstalten an, deren Wert ich übrigens keineswegs unterschätze. In diesen sechs Jahren sind es die Eltern, die den Sehnsuchtstrieb nach dem Göttlichen, der in jedes Menschen Brust gepflanzt ist, zum Keimen und Entfalten bringen. Werden sie aber dieser ihrer vornehmsten und heiligsten Aufgabe gerecht, so ist es einzig und allein die Gestalt des Heilandes, deren Bild sie in die Kindesseele pflanzen. Am Weihnachtsfeste erzählt die Mutter der horchenden Kinderschar vom Heiland in der Krippe, am Osterfeste weiß sie in kindlich einfacher Weise sein Leiden, Sterben und Auferstehen zu schildern; jeder Leichenzug, bei dem des Gekreuzigten Bild vorangetragen wird, jede Taufe, bei der das liebliche Wort „lasset die Kindlein zu mir kommen!“ erklingt, jedes Tischgebet, mit dem wir den Herrn einladen, jedes Abend- und Morgengebet, das wir mit unsern Kleinsten zusammen beten und worin wir sie dem Schutze des liebsten Kinderfreundes anvertrauen, alle die tagtäglichen Veranlassungen weisen uns immer auf ihn hin, der für uns gestorben und auferstanden ist. — Und nun kommt das Kind zur Schule. Wahrlich, es wäre unverzeihlich, wenn das Kind aus diesem ihm liebgewordenen Gedankenkreise plötzlich herausgerissen würde in das finstre Judentum, wo ein Bruder den andern erschlägt, ein Vater in religiöser Verblendung seinen Sohn dem Herrn opfern will, den wir „Vater unser!“ nennen. Was soll den Kindern in den ersten Schuljahren ein Abraham, ein Joseph, ein Saul, ein David! Knüpfe ans Bekannte an! lautet eine der ersten pädagogischen Forderungen. Nun, das Bekannte, was die Kinder in die Schule mitbringen, ist die Liebe zu ihrem Heilande. In ihn sich vertiefen, in kindlich lieber Weise sein Bild immer mehr klären, ihn der Kindesseele immer mehr erschließen als den, in dem allein wir können selig werden, mit sorgender Gärtnerhand das weiter pflegen und stützen und nähren und zur Blüte und Frucht treiben, was treue Mutterliebe und ernste Vatersorge im jungen Herzen einst zum Keimen brachte, das muß die vornehmste und schönste Aufgabe des Volksschullehrers sein und bleiben. Wird in diesem Sinne Religionsstunde getrieben, so wird der Lehrer selbst in das Kind, in sein Empfinden, Sehnen und Wünschen hineinwachsen und so den Unterricht zum eigenen Herzensbedürfnis machen.

Und das Alte Testament, soll es ganz aus der Volksschule entfernt sein?

Mit nichten! Aber erst die Oberstufe ist der Platz, auf den es gehört. Da werden wir uns mit den Kindern in die Propheten des Alten Bundes vertiefen und an ihrer Hand den Heilsweg zurückgehen und vorwärts und sie so das Werk von Gottes Gnade an der Menschheit erst recht verstehen lehren. Daß dabei alle die Geschichten fallen müssen, die für diesen Heilsweg nicht beweiskräftig sind, ist unbedingtes Erfordernis. Mögen auch noch so viele erbauende und ethische Momente in diesen Geschichten enthalten sein, es ist und bleibt ein Unding, die junge Christenseele sich erst durch jüdische Moral und Religion zum

Christgedanken emporringen zu lassen; ja es ist geradezu ein gefährliches Experiment; und man wird nicht fehlgreifen, wenn man die Gleichgiltigkeit der konfirmierten Jugend an allem religiösen Streben und Leben der Gegenwart dem allzulangen Befassen mit dem Judentume zuschreibt. Denn die auf der Oberstufe hinzukommende Bibellektüre erschließt dem Kinde das Falsche der in bestem Sinne redigierten Geschichten des Alten Testamentes, die es in den ersten Schuljahren eingeprägt bekommen hat, und die in dieser ersten Darstellungsweise in seiner Seele festhaften. Erst einmal aber hinter diese mit dem Bibeltexte nicht im Einklang stehende Redaktion gekommen, ist es der Gefahr ausgesetzt, über alles in der Religionsstunde ihm Gebotene ein verallgemeinerndes Urteil zu fällen; und so faßt der erste Zweifel die junge Seele, der sie dann denen zum Opfer reif macht, die systematisch alles Religiöse aus dem Herzen der Jugend reißen wollen, um sie ihren Anschauungen gefügiger zu machen.

Und endlich: Wo bleibt die Zeit für die Ausbreitung des Gottesreiches nach Christi Tod? Der Heilsweg Gottes ist doch heute noch nicht zu Ende; seine Gnade zeigt sich noch heute an jedem einzelnen unter uns, und ich hoffe es stark, die lebendige Gegenwart, voll des echten Geistes Christi, schafft bessere Christen, als alle jüdische Moral. **Kahle, Ilmenau.**

* * *

Sagt Herr Pfarrer Vogelgesang: „Es handelt sich bei der Religionslehre um die Ansammlung und Aneignung eines Schatzes von ewigen Wahrheiten", so läßt sich davon nichts abhandeln, soll auch nicht geschehen; doch fragt es sich, ob sich solche religiösen Wahrheiten nicht besser darbieten lassen durch andere Stoffe als durch alttestamentliche, die in vielen Stücken gradezu unsittlich sind. Das wenigstens ist mit Herrn Meyer die Auffassung aller denkenden Lehrer — ich spreche natürlich nur von den vielen, mit denen ich seit einer Reihe von Jahren Umgang gehabt habe, und die gehören zu den besten unseres Standes.

Herr Pfarrer V. beruft sich auf das Recht der Gemeinden. Die Sache liegt aber so: die Gemeinden — ich spreche von den ländlichen — haben in dieser Angelegenheit erstens kein Recht und zweitens kein Verständnis. Die Stoffe für den Religionsunterricht werden von den Behörden vorgeschrieben, und die Lehrplanmacher — soweit es den Religionsunterricht betrifft, sind es Pastoren — stellen die einzelnen Geschichten fest und fragen keinen Menschen darum. Niemand in der Gemeinde würde sich beschweren, wenn die Lehrplanmacher die alttestamentlichen Geschichten in weitgehender Weise beschneiden würden. Ja ich behaupte: nach 40 Jahren würde die herangewachsene Jugend, die sich jetzt an der Kette der Tradition müde schleppt, den Herren Geistlichen für diese hochherzige That danken.

Daß die Geistlichen sich berufen fühlen, die Gemeinden in ihrer religiösen Entwickelung zu leiten, ist verständlich. Wie die Sache aber jetzt liegt, kann von Entwickelung gar keine Rede sein. Es ist nicht Schuld der Lehrer, daß nach der Konfirmation die Jugend, die sich nach freier Entfaltung sehnt und drängt, führerlos dahineilt. Daran ändern auch die in letzter Zeit zu Tage getretenen Anstrengungen der Geistlichkeit (Jünglingsvereine u. a.) nichts mehr. Was not thut, ist: der Hirte muß seine Herde kennen. Wer nicht bloß von der Kanzel herab aus den andächtigen Gesichtern der Gemeinde auf ihr inneres Leben und

auf ihre Bedürfnisse schließt, sondern das frische, vorwärtsdrängende Leben eines gesund-fortschrittlichen Volkes selbst fühlt, der weiß und kann sagen: wollt ihr dem Volke helfen zeitlich und ewig, so schafft Bildungsmittel, die dem Herzen des Volkes näher stehen, die seinem Denken, Fühlen und Wollen verwandter sind als die, mit denen sich heute unsre Jugend vielfach zwecklos abplagt, Bildungsmittel, die nicht jahrzehntelang unverstanden im Gedächtnis liegen und dann in der Not einmal — vielleicht erst auf dem Sterbelager — über die Lippen fließen. Für unser Volk das beste! Die Gottesanschauung, wie sie uns im Alten Testament entgegentritt, ist für unser Volk, kraftvoll, stark und bildungsdurstig, nicht rein genug. Will die Geistlichkeit uns in dem Streben, dem Volke Besseres zu reichen, nicht helfen, so bleibt kein andres Mittel übrig: sie übernimmt den Religionsunterricht, wie sie ihn zur Erlangung der Seligkeit für nötig hält, allein, und wir Lehrer suchen dem Volke zu helfen, wie wir es mit unserm Gewissen vereinbaren können.

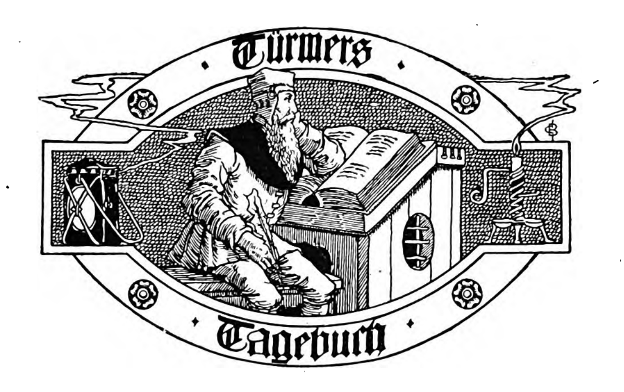
Was Herr Meyer-Markau über die Schwierigkeiten bei der Behandlung der bezeichneten biblischen Stoffe sagt, bleibt für uns Lehrer bestehen. Die von Herrn Pfarrer B. angedeutete revidierte Bibel hat in der Ausdrucksweise herzlich wenig Aenderung geschaffen. Der aufmerksame Leser weiß, daß neuzeitliche Ausdrücke in mittelalterliche zurückrevidiert worden sind. Wie wenig wir in der Abschaffung mittelalterlicher Ausdrücke zu hoffen haben, sehen wir an Luthers Katechismus. Die Ausdrucksweise bei den Erklärungen müssen bis aufs i-Pünktchen so bleiben, wie vor 400 Jahren. Jeder Lehrer weiß, wie schwierig es ist, diese Erklärungen den Kindern anzueignen — man denke nur an das Satzungeheuer in der Erklärung zum 2. Artikel. Auf die Dauer ist es überhaupt unmöglich. Man frage doch nur einen 30jährigen Mann nach den Erklärungen der Gebote; sicher weiß er sie nicht. Für die religiöse Bildung haben sie gar keinen Wert, und kein Mensch wird in irgend einer Lebenslage sich ihrer erinnern, um sein Gewissen zu erleichtern und durch das Hersagen Gnade vor Gott zu finden.

Im weiteren sucht Herr Pfarrer B. jeden Zweifel an dem erzieherischen Werte der alttestamentlichen Geschichten durch Aussprüche Christi zu beseitigen.

Wenn Christus, der auch für uns das Ideal eines Erziehers darstellt, das Alte Testament durch seine Hinweise „geheiligt" hat, so dürfte das für unsre Zeit nicht mehr unbedingte Geltung haben. Christus war ein Volkserzieher und wußte die geeigneten Mittel zu finden, um seinen Zweck zu erreichen. Das Volk Israel war mit seinem ganzen Denken und Fühlen in alttestamentlichen Anschauungen festgewurzelt. Er durfte die im Alten Testamente sich ihm bietenden erzieherischen Gedanken und Gestalten nicht unberücksichtigt lassen — bessere standen ihm nicht zu Gebote. Ich zweifle aber nicht daran, daß Christus zur Erziehung eines Volkes heute, wo eine so reiche nationale Vergangenheit klar aufgerollt vor uns liegt, und wo so mannigfache und vollkommene Bildungsmittel uns zugänglich gemacht sind, ganz andere Mittel als Grundzug seines Erziehungsweges wählen würde.

Die Stimme eines Lehrers in der Prignitz.





Patriotische Sensationen. — Zwei Redner. — Lose Blätter vom Baume der Zeit. — Die Stütze des „Neuen Kurses". — Das Beispiel von oben. — Wozu das „Volk" gut ist.

... So könnten wir denn über das „Chinesische Abenteuer" zur Tagesordnung übergehen, wenn es nicht noch zum Schluß einige Sensationen gebracht hätte, die für die Sittengeschichte unserer Epoche zu bezeichnend sind, um hier übergangen zu werden. Die eine war die vielbesprochene Aufstellung der „fortgeführten" Instrumente von der Pekinger Sternwarte im Parke von Sanssouci, die andere setzte sich aus einer Reihe von Huldigungen zusammen, die dem chinesischen Sühneprinzen von deutschen Patrioten bereitet wurden. Ueber den „Erwerb" der astronomischen Instrumente eine befriedigende Auskunft zu erlangen, hat sich trotz energischer Bemühungen als unerreichbar herausgestellt. Nur so viel wurde bekannt gegeben, daß die deutsche Regierung die Instrumente der chinesischen wieder „zur Verfügung gestellt", diese aber mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Rückbeförderung auf ihr Eigentum verzichtet habe. Wir bleiben also im Besitze der „fortgeführten" Gegenstände, — wie der Prinz Tschun im Besitze der angenehmen Eindrücke, die er von dem nationalen Hochsinn und Mannesstolz deutscher Patrioten mitgenommen hat. Der arme Prinz wußte sich nämlich vor den Loyalitäts- und Ergebenheitserklärungen besagter Patrioten schließlich nicht mehr zu retten. Der Bußgang, meldeten die Blätter, „drohte zu Triumphzügen auszuwachsen". In Danzig wurde er mit begeisterten Hochs begrüßt, bekannte und unbekannte Berliner Bürger drängten sich in edlem Wetteifer, ihn ihrer unentwegten Devotion zu versichern. Ein Komponist hat ihm eine Oper widmen wollen, ein Anonymus sandte ihm die Komposition eines chinesischen Liedes, auf gelber Seide gedruckt, u. s. w. u. s. w. Aber der Prinz verzichtete bescheiden auf die Entgegennahme aller der Kundgebungen loyaler deutscher Gesinnung, er hatte strenge Ordre gegeben, keinen dieser Besucher vorzulassen. Geschenke und Blumen-

sträuße, die ihm von zarter Hand gesandt wurden, nahm er zwar an — aber er bezahlte sie den Gebern in bar und erwies sich so als verständnisvoller Beurteiler europäischer Liebenswürdigkeiten. Die Herren Chinesen scheinen überhaupt ziemlich schnell begriffen zu haben, wodurch sie ihre „Kulturfähigkeit" Europa gegenüber am besten beweisen können und worauf es dessen zivilisatorischen Bestrebungen in erster Linie ankommt. Auch ihr großmütiger Verzicht auf die astronomischen Instrumente legt von dieser schnellen Auffassungsgabe beredtes Zeugnis ab. Wir aber werden unsere Schuljugend an Sonn- und Feiertagen zum Schlosse des großen Königs hinausführen, ihr dort erzählen, wie der freche korsische Räuber Hut und Degen des alten Fritz und die Viktoria vom Brandenburger Thore gestohlen. Und dann werden wir sie vor die neue Sehenwürdigkeit im Parke, die „Pekinger Sternwarte", führen und sie dort das so schöne und zeitgemäße Lied singen lassen:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab ..."

Ob man wohl mit der Annahme fehl ginge, daß die Leute, die den Sühneprinzen in so hündischer Weise angewedelt haben, dieselben sind, die zu Beginn des „Abenteuers" in Hunnentum und Rachegeschrei sich nicht genug thun konnten? Heute Waldersee, morgen der Chinesenprinz — „wie's trefft", dem Hurrapöbel ist das ziemlich gleichgiltig. Wenn ein fremder Eroberer in der deutschen Reichshauptstadt einzöge, so würden ihn diese Braven wahrscheinlich ebenso begeistert begrüßen, wie seinerzeit die königstreuen Berliner den Napoleon mit ihrem aus Leibeskräften gebrüllten, nicht endenwollenden Vive l'empereur! Dem Chinesen ist es vielleicht ebenso gegangen, wie dem Napoleon, der, nachdem er sich von dem Staunen über diesen Empfang einigermaßen erholt hatte, bekanntlich äußerte, „er wisse nicht, ob er sich freuen oder schämen solle". — Wenn nur die entfernteste Möglichkeit winkt, ein Ordensbändchen oder irgend welche materiellen Vorteile zu ergattern, dann ist für manche kein Halten mehr. Ja, es gewährt ihnen schon unendliche Befriedigung, ihren angeborenen knechtischen Gelüsten freien Lauf zu lassen, und würden sie dafür auch nur durch einen wohlwollenden Seitenblick des vorüberfahrenden Angehochten belohnt.

* * *

„... Der große Mann, den wir heute zu feiern haben, ist vielfach verkannt worden. Allmählich aber dringt seine hohe Bedeutung durch. Er hat vieles geschaffen, und alles geschaffen zum Frieden. Er hat weiter gebaut an dem, was sein großer Großvater geschaffen hat im Heer und in der Marine ... In heftigem Streit sind die Stände gegeneinander entbrannt ... Auch hier gilt es Frieden zu stiften, und ich bin überzeugt, daß die erhabene Person, auf die ich die Ehre zu sprechen habe, dieses dringend wünscht. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in die Gegenwart des hohen Herrn zu kommen, wer die fesselnde Art seiner Rede

kennen gelernt hat, der wird verstehen, wenn ich in dieser Weise zu Ihnen spreche. Selten vielleicht ist ein Monarch dagewesen, der so vielseitige Kenntnisse gehabt hat in Wissenschaft und Kunst und Kenntnisse auch auf einem Gebiete, das sonst den Thronen fremd ist, auf dem Gebiete der Technik, das die Herren, die hier anwesend sind, auch vielfach berührt. Meine Herren, seien wir dankbar dafür, daß zum ersten Male durch die erhabene Hand des Kaisers Männer der Technik zu hohen Stellen im Staate berufen sind; die Berufung von Professoren der Technik ins Herrenhaus ist das erste, was auf diesem Gebiete irgendwo geschehen ist. Meine Herren, also gerade in Ihrem Kreise sollte man dankbar anerkennen, daß man das vielseitige Wissen des Kaisers nach allen Richtungen abzuwägen versteht..."

So der preußische Handelsminister Möller auf dem „deutschen Bergmannstag" in Dortmund.

„Am allertiefsten endlich erniedrigt es uns vor dem Auslande, wenn wir uns darauf legen, demselben zu schmeicheln. Ein Teil von uns hat schon früher sich sattsam verächtlich, lächerlich und ekelhaft gemacht, indem sie den vaterländischen Gewalthabern bei jeder Gelegenheit groben Weihrauch darbrachten und weder Vernunft noch Anstand, gute Sitte und Geschmack verschonten, wo sie glaubten, eine Schmeichelrede anbringen zu können... Der wahrhaften, auf sich selber ruhenden Größe gefallen nicht Bildsäulen von der Mitwelt errichtet, oder der Beiname des Großen und der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; vielmehr weiset sie diese Dinge mit gebührender Verachtung von sich weg und erwartet ihr Urteil über sich zunächst von dem eigenen Richter in ihrem Innern, und das laute von der richtenden Nachwelt."

So Johann Gottlieb Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation".

* * *

Ein paar lose Blätter hat mir der Herbstwind wieder auf den Tisch geweht. Wahllos, wie sie mir zugeflogen sind, presse ich sie in mein zeitgeschichtliches Herbarium. Aber auch aus dem kleinsten Blättlein läßt sich erkennen, auf welchem Stamme es gewachsen ist.

*

Im feinen Berlin SW., in der Wilhelmstraße, sieht man bei einem Antiquitätenhändler unter allerhand sonstigen Merkwürdigkeiten, die dort zum Verkauf ausstehen, auch ein aus militärischen Kreisen stammendes Champagnerglas mit eingeätzter Inschrift, über dessen Wesen und Wert das folgende dabei liegende Schriftstück Auskunft giebt:

Officier Casino des
3. Garde Ulanen Regiments
(Stempel.)

Es wird hiermit der Wahrheit gemäß bescheinigt, daß aus beifolgendem Glase (Kelchglas mit der Inschrift: Aus diesem Glase trank am 7. März 1900

Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. auf das Wohl des III. Garde Ulanen Regiments) Seine Majestät der deutsche Kaiser am 7. 3. 1900 getrunken hat.

Potsdam, den 10. März 1900.
(Name, anscheinend:) A. Gehritz
Rechnungsführer des Officier Casino
des 3. Garde Ulanen Regiments.

„Wie mag wohl," fragt der „Vorwärts", „das für loyale Gemüter so hochwichtige Glas in die Hände des jüdischen Antiquitätenhändlers gekommen sein, und das noch dazu so kurze Zeit, nachdem mit ihm jenes wiederum für loyale Gemüter so überaus bemerkenswerte Ereignis passiert ist?"

*

Als Prüfungsaufsatz an einem Berliner Gymnasium ist jüngst das Thema gegeben worden: „Die Beinstellung der Hohenzollern in der Siegesallee."

*

Worin ruhen die „starken Wurzeln unserer Kraft"? — „Im Christentum und in den Hohenzollern von Gottes Gnaden", so belehrt uns ein Mitglied des preußischen Herrenhauses. Königl. Preußische Dreieinigkeit: Vater, Sohn und Hohenzollern.

*

Die ministerielle „Berliner Correspondenz" brachte folgenden Erlaß zur allgemeinen Kenntnis:

„Seine Majestät der Kaiser und König hat anläßlich der in letzter Zeit eingetretenen Häufung der Gesuche von Städten, Gemeinden und Kirchengemeinschaften um persönliche Teilnahme an Einweihungsfeiern bestimmt, daß diese Gesuche und Einladungen künftig zunächst an die Oberpräsidenten eingereicht und von diesen an die Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten oder des Innern je nach der ressortmäßigen Zuständigkeit zur Prüfung weiter gegeben werden sollen."

In welchem Maße muß der so festfreudige Monarch von der Liebedienerei und Zudringlichkeit der betreffenden Kreise belästigt worden sein, bis er sich zu dieser Abwehrmaßregel entschlossen hat!

*

Ein Prophet ist im Lande Oldenburg erstanden! Zur Geburt einer Prinzessin im großherzoglichen Hause bemerkt ein Oldenburger Blatt:

„Einstweilen wird auf Jahre hinaus die Entwickelung des Kindes den Gegenstand liebevoller Pflege seiner Mutter, der Frau Großherzogin, und ernster Fürsorge seines Vaters, des Großherzogs, bilden, bis aus dem Kinde ein mit Vorzügen aller Art ausgestattetes Wesen hervorgeht, das seinen Eltern freudige Genugthuung bereitet und im oldenburgischen Lande seiner selbst wegen allgemeine Verehrung findet."

* * *

Indes — die Zahl der Fürstlichkeiten, auch der ausländischen, einschließlich Ostasiens und Zentral-Afrikas, ist leider nur eine beschränkte, das

Bedürfnis des deutschen Volkes aber, zu huldigen und zu bewundern und anzustaunen, ein schier unbeschränktes. Nicht alle Tage bot sich dem biederen Bürger Gelegenheit, Spalier zu bilden und Hurra zu rufen. Auf der anderen Seite gab es dagegen so viele „Kapazitäten", die, ohne gerade Fürstlichkeiten zu sein, doch zu Ausstellungs- und Bewunderungszwecken ganz vorzüglich zu verwenden waren, und die ihrerseits längst den unwiderstehlichen Drang empfunden hatten, sich ausstellen und bewundern zu lassen. Hier einen Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot nationaler Begeisterung herzustellen und so ein tiefempfundenes Bedürfnis des deutschen Volksgemütes zu befriedigen, mußte für einen feinen Kenner der Volksseele und gewiegten Geschäftsmann eine verlockende Aufgabe sein. Nur Einer hat sie in ihrer ganzen Größe erfaßt, Einer erkannt, welch ein Kapital aus der Dummheit und Bedientenhaftigkeit einer- und der komödiantischen Prahlsucht, dem kollernden Größenwahn andererseits im neuen Deutschland zu schlagen war. „Wirklich, in der Psychologie reicht dem Herrn August Scherl so bald keiner das Wasser", schreibt der „Lotse" in einer längeren Studie über diesen wirklich berufenen Interpreten und Historiker des Neuen Kurses, diesen Künder der modernen Volksseele. „Wer hat so sicher wie er durchschaut, daß Eitelkeit, nein Ruhmsucht die Gebildeten des Volkes mehr denn je beherrscht?" ...

„So schuf Herr Scherl in seiner ‚Woche' die ‚Berühmtheiten des Tages'. Unter ihnen treffen wir Gräfinnen an, deren einziges Verdienst um die Allgemeinheit darin besteht, daß sie in einem eleganten Salon ihresgleichen empfangen, um mit ihnen in nichtssagendem Plaudern die Zeit hinzubringen. Da stoßen wir auf österreichische Leutnants, die meinen, etwas Besonderes geleistet zu haben, indem sie eine kleine beliebte Soubrette heimführten. Da begegnen uns Staatssekretäre und Minister, die befürchten, man könne ihre Beanlagung zu ihren hohen Posten unterschätzen, oder auch Künstler, die die Gleichgiltigkeit des Publikums gegen ihre Meisterwerke verschnupft hat. Da führen sich die höchsten Großwürdenträger vor, die in dem Wahne leben, die Welt aus den Angeln heben zu können, aber nicht im Traume daran denken, dies auch einmal wirklich zu thun. So weit hat es die Verführungskunst des Herrn August Scherl bereits gebracht, daß man sich heute nicht mehr zu verdienstvollen Handlungen, sondern dazu beglückwünscht, daß das geschätzte Konterfei in der ‚Woche' gestanden hat. Niemand will mehr als bescheidenes Veilchen still im Winkel blühen; und die Redakteure beklagen sich bitter darüber, daß sie sich vor den Photographien der Ruhmsüchtigen nicht mehr zu retten wissen. Aber wie denn? Wer giebt denn die erste Anregung zur Einreihung in die Schar der ‚Berühmtheiten des Tages'? Haben nicht verständnisvolle Seelen mit Recht das dicke Fell der Photographen des ‚Berliner Lokal-Anzeigers' und der ‚Woche' bewundert? Müssen diese Herren nicht vielfach mit der Möglichkeit rechnen, sich unversehens vor die Thür gesetzt zu sehen, wenn sie ihr Anliegen vorbringen, d. h. die Er-

laubnis nachsuchen, Seine Exzellenz am Schreibtisch oder im Musikzimmer mit dem Cello oder am Familientisch zur Theestunde ‚abnehmen‘ zu dürfen? O nein, zitiert wird der Künstler, und zwar in den allerverbindlichsten Wendungen; und weder Minister noch Staatssekretäre glauben sich, wie man sich in eingeweihten Kreisen zu erzählen weiß, etwas zu vergeben, wenn sie brieflich um die Ehre bitten, vermittelst der Unterstützung des Herrn August Scherl und seiner Photographen den Unsterblichen angegliedert zu werden. Die Geister, welche den Redakteuren die Hölle heiß machen, sind geweckt; und diese haben nicht den Mut, sie von sich abzuschütteln. Wissen sie doch, daß jeder Berühmtgewordene innerhalb seines Kreises unbewußt zu einem eifrigen Agenten des Herrn August Scherl wird, der ihm neue Abonnenten zuführt und ihm seinerseits hilft, neue Mengen Goldes aufzutürmen. Beurteilen wir Herrn ‚August Scherl, Gesellschaft mit beschränkter Haftung‘, richtig, so ist er binnen Jahresfrist einem neuen unlauteren Triebe seiner Mitmenschen, einer neuen ihnen eigen gewordenen Schwäche auf die Spur gekommen, die sich für seine edlen Zwecke erfolgreich ausnützen läßt. Ja! Gift, nur Gift führt der große Zeitungsfabrikant dem deutschen Volke zu . . .

„. . . Aber niemals hätte er sich zu der Höhe emporarbeiten können, auf der er sich jetzt befindet, wenn ihm von den leitenden Männern des sogenannten Neuen Kurses nicht der kräftigste Beistand geleistet worden wäre. Alle Nachrichten von einiger Bedeutung bezieht er aus erster Hand, so daß den andern Blättern nur übrig bleibt, von dem ‚Berliner Lokal-Anzeiger‘ oder dem neugegründeten ‚Tag‘ abzuschreiben. Die hochoffiziöse ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ hat zwar gegen den Vertrauensbruch gewettert, dessen sich der ‚Anzeiger‘ mit der Veröffentlichung der in der Kaserne des 2. Garde-Regiments zu Fuß gehaltenen bemerkenswerten Rede schuldig gemacht hatte; aber das ist eitel Spiegelfechterei. Wer hat jemals gelesen, daß dieser Vertrauensbruch Herrn August Scherl schlecht bekommen wäre? Keine Thür, so behaupten wenigstens seine Redakteure, giebt es in den königlichen Schlössern und in den preußischen Ministerien, die ihnen nicht offen stände. Und geben ihnen nicht die Thatsachen recht? Um 4 Uhr nachmittags besucht der Monarch das Atelier eines Bildhauers, und zwei Stunden später ist bereits in dem ‚Berliner Lokal-Anzeiger‘ das dort mit dem Künstler geführte Gespräch wortgetreu wiedergegeben. Völlig unvorbereitet traf der Herrscher vor dem Hauptportal der Großen Berliner Kunstausstellung ein. Die Spitzen der Verwaltung hatten nicht mehr benachrichtigt werden können. Zur Stelle mit geradezu verblüffender Pünklichkeit war aber der Reporter des Herrn Scherl, um noch an demselben Tage der Künstler- und Laienwelt mitzuteilen, welche Beurteilung das Geschaute gefunden hatte. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Wie wäre eine so überaus prompte Berichterstattung möglich, wenn die erforderlichen Winke

seitens derjenigen unterblieben, welche von den allerhöchsten Dispositionen die erste Kenntnis erhalten? Die Reporter anderer, inhaltlich das Berliner Lokalblatt himmelhoch überragender Zeitungen erklettern mit pochendem Herzen mühsam die Hintertreppen der Ministerien und Palais und preisen sich glücklich, wenn ein Kanzlist oder Kammerdiener sich herabläßt, ein wenig aus der Schule zu plaudern. Des Herrn August Scherl Berichterstatter steigen in stolzer Haltung die breiten und bequemen Stufen ‚für Herrschaften' im Vorderhause hinauf und unterziehen schlankweg, wenn nicht den Herrn Minister selber, so doch einen seiner höchsten Beamten einem Interview über Fragen, die gerade brennen, oder die sich im Interesse des Geschäfts leicht zum Brennen bringen lassen. Die Rückfahrtkarte sollte erst noch die Giltigkeit von 45 Tagen erhalten, und schon konnte der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' seiner großen Gemeinde verraten, was wenigstens offiziell sich Herr Thielen bei dieser überraschenden Maßregel gedacht hat. Der Feldmarschall Waldersee hatte aber noch nicht im ‚Kaiserhof' seine Koffer auspacken lassen, nachdem er im August vorigen Jahres in Berlin zur Uebernahme des Oberkommandos in China eingetroffen war, und schon sah er sich mit einem Abgesandten des Herrn August Scherl in ein längeres hochpolitisches Gespräch über seine Auffassung von den Wirren und ihrer Bewältigung verwickelt. Sieht es nicht so aus, als wenn der große Zeitungsfabrikant eine der hervorragendsten Stützen des neuen Kurses wäre, ohne die dessen sämtliche Ruhmesthaten sofort in sich zusammenbrechen würden? Für uns steht es fest, Herr ‚August Scherl, Gesellschaft mit beschränkter Haftung', würde auch heute noch ein äußerst bescheidenes Dasein führen, wenn nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms I. Männern von der Ueberzeugungstreue und Vaterlandsliebe eines Bismarck, Moltke und Roon die Führung unserer öffentlichen Angelegenheiten anvertraut worden wäre. Diese hätten nicht zugegeben, daß Herr Scherl sein Gift den großen Massen einimpfte, und damit auch den späteren Geschichtschreiber der Mühe überhoben, von ihm Notiz zu nehmen."

* * *

Aber auch die deutsche Wissenschaft hat Herr Scherl vor seinen Karren zu spannen gewußt. Eine ganze Reihe unserer namhaftesten Universitäts-Professoren hat sich gegen gutes Geld zu Mitarbeitern jenes Unternehmens hergegeben, von dem sie doch ganz genau wissen und wissen müssen, daß es wie kein zweites an der Zersetzung aller ernsten Tüchtigkeit und alles guten Geschmackes arbeitet. Wenn Berufsschriftsteller, die von den Erträgen ihrer Feder leben, sich durch die hohen Honorare des Herrn Scherl ködern lassen, so kann man das verzeihlich finden. Wenn aber akademische Lehrer, die vom Staate dafür bezahlt und gut bezahlt werden, daß sie der Jugend ernsten wissenschaftlichen Sinn einpflanzen und die idealen Güter des Volkes pflegen, wenn diese wohlsituierten, zum Teil geheimrätlichen Herren das Gewicht ihres Namens und ihrer öffentlichen Stellung für derartige geistige Verseuchungsinstitute in die Wagschale werfen, so ist das kläglich genug.

Und da schimpft man auf die „Begehrlichkeit“ des armen Volkes, wo berufene Führer der gebildeten Nation in glänzender Lebensstellung es nicht über sich bringen können, einen Gewinn auszuschlagen, den sie nur durch Förderung mehr als zweifelhafter Zwecke erjagen können! Da schimpft man auf die geistige Verwilderung des Volkes, wo doch die Spitzen der Gesellschaft, wie der „Lotse“ so richtig ausführt, die eifrigsten Förderer jener Verwilderung sind. Nicht aus Arbeitern rekrutiert sich der zahllose Lesepöbel der „Woche“ ꝛc., sondern aus den „Gebildeten“, aus dem „guten“ Bürgerstande und nicht zuletzt aus den Salons derjenigen Gesellschaft, die sich selbst für die „beste“ hält. Mit welchem Rechte will der feingeschniegelte Vertreter der oberen Klassen, aus dessen Paletottasche das rote Heft mit der bösen „7“ hervorguckt, auf den Arbeiter herabblicken, der etwa neben ihm in der Straßenbahn eine seiner sozialdemokratischen Zeitschriften, vielleicht die „Neue Welt“, liest? Muß er sich nicht geradezu vor ihm schämen? Steht nicht die Arbeiterlitteratur, bei all ihrer parteipolitischen Verbohrtheit, turmhoch über dieser geistigen Kost der „Gebildeten“? Wollte man, statt die Charakter-, Gesinnungs- und Geschmackslumperei der Scherlschen Zeitungsfabrik auf jede Weise von oben herab zu fördern, dem Volke die Schatzkammern der echten Litteratur aufschließen, man würde wohl häufig die Erfahrung machen, die sich u. a. im ersten Jahresberichte der öffentlichen Bücherhalle in Hamburg niedergelegt findet: „Es ist zuweilen die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Bücherhalle überwiegend von Leuten benutzt werde, für die sie im Grunde genommen nicht bestimmt sei. Diese Annahme ist indes, wie die Erfahrung bisher gelehrt hat, ungerechtfertigt; vielmehr setzen sich die Leser zum größten Teil gerade aus den Angehörigen der unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung zusammen, die gute Bücher vorher gar nicht oder nur sehr selten lesen konnten. Ein sehr schönes Zeichen für den Bildungstrieb und den entwickelungsfähigen Geschmack der Leser bildet auch die Thatsache, daß die meisten Leser, wenn sie nur ein einziges Mal einen Roman von Gustav Freytag oder Walter Scott, eine Novelle von Theodor Storm oder Peter Rosegger auf die Empfehlung der Beamten hin gelesen haben, immer wieder die Werke dieser Schriftsteller fordern. Die Folge ist gewesen, daß die besten Schriftsteller, obwohl die öffentliche Bücherhalle ihre Werke teilweise in fünf, sechs oder noch mehr Exemplaren besitzt, beständig bis auf den letzten Band verliehen sind.“

Aber je weniger positive Förderung, um so mehr anmaßende, thörichte Bevormundung. So wurde aus dem Spielplan des „Städtebundtheaters“ für den oberschlesischen Industriebezirk, eines von der Regierung geförderten volkstümlichen Unternehmens mit billigen Eintrittspreisen, Schillers „Wilhelm Tell“ als zu freiheitlich gestrichen. Der Spielplan des Direktors unterliegt der Zensur eines aus Bürgermeistern und Werksdirektoren gebildeten Kuratoriums. „Wilhelm Tell“ war von dem Beauftragten des Kuratoriums ausgestrichen worden und angeschlossen war der Vermerk: „Wegen den (!) in

dem Stück zum Ausdruck gebrachten Freiheitsgefühlen für das Volkstheater ungeeignet."

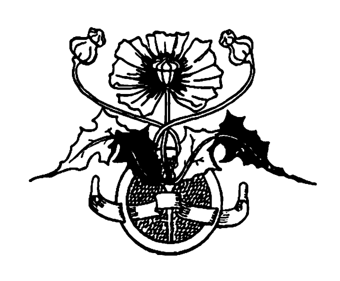
Die Höhe der Gesinnung und Einsicht steht hier ganz auf der Höhe der Grammatik. Leute, die nicht richtig deutsch können, fühlen sich berufen, über Schillersche Dramen zu Gericht zu sitzen und darüber abzuurteilen, wieweit er vom „Volke" vertragen werden kann. Die kleine Episode spricht ganze Bände.

* * *

Und noch eine andere kleine „Episode". Auch sie beleuchtet mit Blitzlicht die Vorstellung, die sich manche Stützen von Thron und Altar noch immer von dem eigentlichen Zweck und der Stellung der „unteren" Klassen machen. Meist freilich nur im geheimen Kämmerlein, denn selten plaudert einer seine wahre Herzensmeinung so frisch und fröhlich aus, wie das ehrliche „Oelsnitzer Amtsblatt" (!), das unter dem 5. September d. J. seine Leser über die Pflichten des Manöverquartierwirts, wie folgt, belehrt: „Ist dein Gast sehr zuvorkommend zu deinen Töchtern und Mägden, so nimm es freudig hin. Es ist ein Zeichen seiner Dankbarkeit. Wird er gar zu vertraulich, so verwehre ihm das mit militärischer Kürze bei deinen Töchtern; bei deinen Mägden brauchst du es nicht zu bemerken; denn es geschieht nicht zum Schaden des Vaterlandes."

„Ob das ‚patriotische' Amtsblatt wegen dieser niederträchtigen Kuppelei wohl oberamtlich auf die unsauberen Hände geklopft wird?" fragt der „Volkserzieher", dem ich die Notiz entnehme. „Fast möchte man es bezweifeln, wenn man sich eines ähnlichen unbeanstandeten Artikels in einem Blatt der Mark Brandenburg vom vorigen Jahre erinnert, in welchem die Gardekürassiere als geeignete Volksverbesserer empfohlen wurden."

Auf zum „Kampf gegen den Umsturz, für Religion, Sitte und Ordnung"!



Zu unserer Kunstbeilage.

Der Türmer bietet seinen Lesern in diesem Hefte eine kleine Vervielfältigung von Karl von Pilotys bekanntem Gemälde in der Neuen Pinakothek: „Seni vor der Leiche Wallensteins“.

Das Bild ist aus zwei Gründen von besonderem Interesse. Einmal war es eben dieses Werk, das 1855 dem damals Neunundzwanzigjährigen die Wege ebnete zu seiner Führerschaft in einer als „realistisch“ bezeichneten, auf das Koloristische gerichteten Schule der Geschichts- und Genremalerei, die der stilisierenden Kartonmalerei der Idealisten vom Geiste Cornelius' den Kampf erklärte. Antwerpen und Paris, Gallait und Delaroche hatten die Anregung gebracht, und Piloty selbst erwarb sich bald den Namen des „deutschen Delaroche“. Man sieht wieder einmal, wie Schlagworte immer nur eine relative Bedeutung haben. Welche Wandlung hat der „Realismus“ von damals erfahren. In der Malerei ganz im besonderen. Die begeisterten Verfechter des Realismus der 80er und 90er Jahre sind — oder sagt man besser „waren“? — nur zu leicht bei der Hand, die Bedeutung der Realisten der Pilotyschule zu unterschätzen.

Gewiß beschränkte sich ihr Realismus vielfach auf eine virtuose Kostüm- und Accessoire-Malerei, und die individuelle seelische Vertiefung stand nicht im Vordergrunde. Aber malen konnten sie alle und die Farbe brachten sie zu Ehren, und ihre Motive suchten sie sich nicht auf der Straße und auf dem Acker und in den Erscheinungsformen des Alltagslebens, sondern in bedeutsamen Vorgängen und Persönlichkeiten geschichtlicher Vergangenheit, wie sie sich wiederspiegelten in der Phantasie und der Empfindungswelt der Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller. Um die Schönheit war es ihnen immer vor allem zu thun, nicht um die äußere Wahrheit, und wenn sie einen solchen Wert auf Kostümmalerei legten, so eben, weil diese Kostüme, die sie malten, schön waren, wie auch das ganze Milieu, in dem sie einst getragen worden. Und dann — noch hatte der Naturalismus nicht aller Romantik ein Ende gemacht, derselben Romantik, die ja jetzt wieder zu Ehren kommt und ihrerseits nun den Naturalismus um die Alleinherrschaft gebracht hat. Von diesem heute für überwunden geltenden naturalistischen Standpunkte aus mutet vielleicht manchen das Pilotysche Gemälde ganz und gar „unrealistisch“ an. Wollte heute ein Geschichtsmaler dieser Richtung dieselbe Scene malen, so würde er an der Hand der neuesten Wallenstein-Forschungen, die zum Teil auch der Schillerschen Dichtung gelten, und die unserem Bilde ein weiteres erhöhtes Interesse zuwenden, sicher einen anderen Seni malen. Man hat bisher an der Hand der großen deutschen Wallenstein-Trauerspiele den Astrologen des Herzogs sich immer als Greis vorgestellt. Das entspricht nicht der Wahrheit. Giambattista Zenno, wie der eigentliche Name des Schillerschen Battista Seni lautete, war erst 56 Jahre alt, als er starb, und das geschah 23 Jahre nach der Ermordung Wallensteins. Dieser selbst aber erscheint auf dem Pilotyschen Gemälde andererseits wohl eigentlich jünger, als es der historische war, als ihn der Mordstahl in Eger traf. Das war 1634; er stand also schon im 51. Lebensjahre.

Freilich — solche Doktorfragen haben mit der wahren Kunst nichts mehr zu thun. Diese Erkenntnis ist eine der Errungenschaften der Kunstbewegung, die sich nach der Blütezeit Pilotyscher Malerei vollzogen hat. Und andererseits wird jedermann zugeben müssen, daß der einstige Münchner Meister gerade im „Seni an der Leiche Wallensteins“ einen tieftragischen Moment in bedeutsamer Weise zum Ausdruck gebracht hat. J. H.





R. S., B. a. H. — F. Z., P. i. S. — G. P., K. (Rh.). — O. P., M. — A. S., G. — X. X. in X. — Gg. L., F. — J. M., W. a. d. P. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Alle Einsender von Handschriften, insonderheit Gedichten, seien wiederholt gebeten, keine Kritik ihrer Einsendungen zu erwarten. Bei den zahllosen Einläufen ist es ganz unmöglich, auch nur ausnahmsweise der einen oder anderen dahin gehenden Bitte zu willfahren. Was dem gerade vorliegenden Bedürfnisse des T.s nicht genügt, braucht darum noch durchaus nicht schlecht und druckunreif zu sein; umsomehr wollen die verehrlichen Einsender sich daran genügen lassen, daß der T. mitteilt, die betr. Einsendung sei angenommen oder abgelehnt. Wünscht er einen ihm sonst genehmen Beitrag in einigen Punkten anders, so begründet er schon ganz von selbst seine Aenderungsvorschläge. — Vollends seien diejenigen, die nach einer Auswahl ihrer Versversuche vom T. zu erfahren wünschen, ob sie „Talent zum Dichten“ haben, darauf hingewiesen, daß schon mehrfach an dieser Stelle auseinandergesetzt wurde, wie unmöglich es in den meisten Fällen ist, nach noch so reichlichen Proben ein allgemeines und abschließendes Urteil zu geben.

R. H., S. Fld. b. S., P. Für Ihren so liebenswürdigen Anteil am T. nicht minder als an der Person seines Herausgebers herzlichen Dank. — Ihren Zweck hinsichtlich der bildenden Kunst erreichen Sie wohl mit am gründlichsten durch A. Springers „Handbuch der Kunstgeschichte“. Sehr unterrichtend ist auch Muthers „Geschichte der Malerei“ und für die Neuzeit Cornelius Gurlitts kürzlich erst im T. besprochenes Buch. Das Vertrautwerden mit einzelnen hervorragenden Künstlern setzt immer erst ein hinreichendes Vertrautsein mit der Kunstgeschichte im allgemeinen voraus. — Freundlichsten Gruß!

Herm. Sch., H. Das Gedicht war fast geeignet und schon in engere Auswahl gezogen, aus der es indessen in letzter Stunde ausscheiden mußte. Gern sehen wir aber weiteren Proben entgegen. Vielen Dank für die freundliche Sympathieerklärung. Es schadet ja nicht, wenn der Leser mit dem einen oder anderen Beitrag nicht übereinstimmt. Das muß sogar vorkommen, denn nur dann läßt sich ein einheitliches Programm (nicht zu verwechseln mit „Tendenz“, „Partei“, „Ismus“ u. s. w.) zielbewußt durchführen. Dazu kann dann aber auch die Aufnahme von Beiträgen gehören, die dem einen oder anderen — von seinem Standpunkte aus vielleicht nicht einmal mit Unrecht — bedenklich erscheinen. Frdl. Gruß!

R. Sch., F. i. L. Verbindl. Dank für die interessante Einsendung, die in der „Offenen Halle“ erscheinen wird. Wenn möglich schon im nächsten Hefte, doch läßt sich das bei der Menge bereits vorliegender Beiträge für diese Abteilung nicht bestimmt versprechen. Jedenfalls werden Ihre dankenswerten Anregungen nicht in Vergessenheit geraten.

F. S., M. i. O. (H.) Für Ihre freundliche Zuschrift aufrichtigen Dank. Der T. denkt gar nicht daran, Ihnen „böse“ zu sein, er wüßte auch nicht weshalb, ebensowenig, wie

er sich entsinnen kann, jemals einem Briefschreiber bewußt wehgethan zu haben. Wenn es vielleicht unbewußt und unbeabsichtigt durch ein sachliches Urteil über eingesandte Manuskripte u. dergl. geschehen sein sollte, so trüge wirklich nicht er die Schuld daran, der sich nur sehr ungern zur Abgabe solcher von ihm geforderten „Urteile" herbeiläßt und damit überhaupt in Zukunft völlig aufhören wird. Nicht alle nehmen sich übrigens die anspruchslosen und unmaßgeblichen Winke in den Briefen so sehr zu Herzen. Also seien Sie von des T.s aufrichtigen Gesinnungen überzeugt und schreiben Sie immer frisch drauf los, wenn Sie etwas für ihn auf dem Herzen haben. Gerade das wünscht er, daß seine Leser ihn nicht als einen Fremden ansehen, daß sie Vertrauen zu ihm haben und wie zu einem alten Freunde mit ihm sprechen. — Nun zu Ihren persönlichen Erfahrungen als Kind und als Mutter in Sachen Schule und Religionsunterricht, die an dieser Stelle nicht weniger Leser finden werden, als in der „Offenen Halle". Sie schreiben: „Ich war seinerzeit eine gute gewissenhafte Schülerin, nahm die vier ersten Schuljahre den obersten Platz in einer Klasse der Volksschule ein und das Lernen fiel mir nicht schwer, wenngleich Nervosität halber es mich anstrengte. Aber geradezu entsetzliche Tage brachte ich bei dem Lernen der biblischen Geschichte zu. Sie ging mir absolut nicht in den Kopf, trotzdem ich meine Gedanken stets zu konzentrieren suchte. Der schwierige Stil tötete wohl bei manchen Erzählungen die Begriffe, sonst wäre es mir wohl leichter gefallen, denn für historische Begebenheiten, sowie Märchen und Erzählungen hatte ich stets ein hervorragendes Interesse. Der Stil ist einem Kinde so wenig geläufig, daß man die Geschichten rein mechanisch auswendig lernen muß, falls dem Kinde die Bücher in die Hand gegeben werden. Eine Religionsstunde bleibt mir daher unvergeßlich. Ich war im vierten Schuljahre, wir hatten eine biblische Geschichte von drei großen Absätzen auf, ich hatte tags zuvor mit Hintansetzung meiner Mahlzeiten bis in die späte Nacht gelernt, doch trotzdem nur einen Absatz in mein armes Hirn gepfropft, diesen allerdings tadellos; und nun fragte der Lehrer: ‚Wer kann die Geschichte erzählen?' Niemand streckte den Finger. Ich wagte es nicht, da mir nur der eine lange Absatz präsent war. ‚Auch du nicht?' wandte sich der Lehrer nun an mich. Ich blieb stumm und wurde rot. Lügen wollte ich nicht und eine Erklärung abzugeben, genierte ich mich. Daraufhin wagte ein neben mir sitzendes Mädchen ziemlich nachlässig die Geschichte zu erzählen (leider weiß ich nicht mehr welche), als Einzige unter 50—60 Schülerinnen, ein Beweis, daß auch den andern Kindern das Lernen zu schwer gefallen. Ich habe mir später nicht verzeihen können, daß ich so wahrheitsliebend war, und vergesse nie die Scham, die ich durchmachen mußte, nachdem ich mich so abgelernt. — Und nun wiederholt sich dieselbe Sache bei meinem 8jährigen Töchterchen, das ein Institut besucht, klug, aber nicht so gewissenhaft ist und die unglaublichsten Geschichten in Folge Verwechslung der Namen und des Stiles heraufbeschwört. Ihr zuhören ist Qual und Komik zugleich. Ich habe den Eindruck, daß die Kinder viel zu viel Stoff bewältigen müssen und es thatsächlich in dieser Weise nur eine Uebung des Gedächtnisses ist. Jedenfalls kommt es auf den Unterricht an. Denn anders mein 9jähriger Junge, dessen Lehrer den Kindern gar kein Buch in die Hand giebt, sondern ihnen die Geschichten erzählt, so daß die Kleinen das Nötige gern und gut behalten. Der Lehrer ist allerdings ein in jeder Hinsicht vorzüglicher Pädagoge, seminaristisch gebildeter Lehrer an der hiesigen Realschule."

C. K., J—an. Gern verwertet. Frdl. Dank und Gruß!

G. B., O. b. P. Verbindl. Dank für Ihr freundliches Interesse. Die Einsendung gern verwertet, jedoch mit Fortlassung der persönlichen Stellen und mit Kürzungen aus räumlichen Gründen. Auch die „Offene Halle" muß haushalten, um möglichst allen gerecht zu werden, die Anspruch auf ihre Gastfreundschaft haben. Freundl. Gruß!

❧

Darmstädter Leser. Einbanddecken sind durch den Buchhandel zu beziehen. Auf Ihre andern Fragen kommen wir später zurück.

W. G. i. B. n. a. Wir wissen nicht, wie Sie zu der Annahme kommen, das Türmer-Jahrbuch enthalte Abdrücke aus früheren Jahrgängen des Türmers. Wir erlauben uns zu erwidern, daß im Jahrbuch nur Originalbeiträge veröffentlicht sind, mit Ausnahme der kleinen Abteilung „Im Narrenspiegel", die auserlesene Texte und Bilder aus der humoristischen Zeitschriftenlitteratur bringt. — Das Jahrbuch kostet 6 Mark, eine Bestellkarte ist diesem Hefte beigelegt. Der Verlag.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



L. Richter fec. Photogravure Bruckmann

DIE CHRISTNACHT



IV. Jahrg. Dezember 1901. Heft 3.

Weihnacht.

Von

Anna Dix.



nd wieder geht von dunklen Zweigen ein
kräftig-herbes Düften aus,
Verbreitet feierlich und eigen ein Glanz in
Hütte sich und Haus.
Die Kindlein in verschloss'ner Kammer erglühn
in Lust und Heimlichkeit — —
Sei uns gegrüßet, wundersamer, holdsel'ger
Traum der Weihnachtszeit!

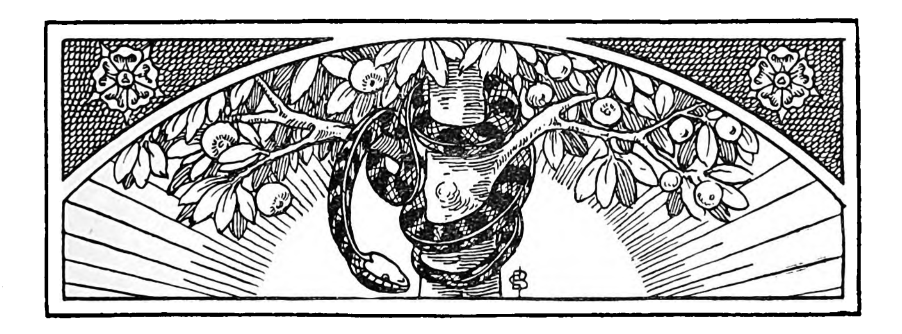
— — — Fühlst du es nicht wie leise Klage durch deiner Seele
Tiefen gehn,
Wenn deiner Kindheit goldne Tage dir in Erinn'rung auf-
erstehn?

Wenn du, als Kind dich wieder schauend, gedenkst der Stunden, selig=bang,
Da du, ersehnend und vertrauend, gelauscht dem Weihnachts=glockenklang?

Und wie die Pforten sich erschlossen, — wie du gestürmt in froher Hast, —
Und stocktest, ganz von Licht umflossen, und zaudertest, geblendet fast —
Sag': hast du je in spätern Stunden, — in Lebensdrang und =Widerstreit,
So rein und innig noch empfunden, — so völlig dich der Lust geweiht?

O daß auch du im Weihnachtstraume vieltausendfach gesegnet seist!
Ein Kindlein in verschloss'nem Raume, des Lichtes harrend, forscht dein Geist.
Wie tief dein Wissen, kühn dein Streben, — du öffnest selbst die Pforten nicht, —
Nur Einer, wisse, kann dir geben den seligen Blick in ew'ges Licht!





Der Kaiser und die Buren.

Im vergangenen Jahre war's. Der nun verstorbene Dr. Georg v. Siemens war zur kaiserlichen Frühstückstafel geladen, an der außerdem noch der König von Württemberg mit seinem Schwiegersohn, dem Erbprinzen von Wied, teilnahm. Das Gespräch kam auf den Transvaalkrieg. Der Kaiser meinte, er könne sich die in ganz Deutschland hervorbrechende Begeisterung für die Buren nicht erklären: „Wo kommt sie nur her?"

„Die Sache ist sehr einfach zu erklären," meinte Dr. v. Siemens, „die Begeisterung für die Buren ist so groß, weil die Frauen und Kinder für die Buren sind. In meiner Familie ist's so, und so wird's wohl überall sein!"

Der Kaiser schlug sich lachend auf das Knie: „Sie haben ganz recht, lieber Siemens, in meiner Familie ist's geradeso. Von den Frauen kommt die Burenbegeisterung. Auch die meine kann morgens kaum die Zeitungen erwarten, die ihr die Siege der Buren melden!"

Diese Mitteilung der „Frankfurter Zeitung" ist inzwischen durch sämtliche Blätter gegangen und hat unzählige Kommentare erfahren. Dem Kaiser wurde bescheidentlich entgegengehalten, daß „auch" Männer in Deutschland sich für die Buren begeisterten, im übrigen freute man sich unbändig, daß die Kaiserin diese platonische Sympathie teilte. Das ist so ganz die Art, wie die große Mehrzahl der deutschen Blätter um den Kern der Dinge — herumzugehen pflegt, wo er ihnen unbequem ist. Jeder unbefangene Beurteiler muß aber auf den ersten Blick erkennen, daß in dem obigen Geschichtchen ein Moment enthalten ist, gegen das alle übrigen zu völliger Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen: die Thatsache, — wenn anders die Mitteilung auf Wahrheit beruht — daß der deutsche Kaiser die deutsche Burenbegeisterung sich nicht zu erklären vermag, daß sie ihm

unverständlich ist, daß er ganz verwundert fragt: „wo kommt sie nur her?“ und sich dann mit der Erklärung zufrieden giebt, sie komme von den Frauen und Kindern her.

Man konnte bisher annehmen, daß nur das deutsche Volk seinen Kaiser nicht verstehe, das Mißverständnis also ein einseitiges sei. Der Kaiser, so durfte man glauben, versteht die Begeisterung seines Volkes für die Burensache sehr wohl, er teilt sie wahrscheinlich auch im innersten Herzen. Aber er hat Gründe, zwingende, dem beschränkten Unterthanenverstande unerfindliche Gründe, dieser Gesinnung keinen äußeren Ausdruck zu geben, in der praktischen Politik ein Verhalten zu beobachten, das seinem innersten Empfinden zuwiderläuft. Nun aber stellt sich heraus, — immer die Wahrheit der obigen Mitteilung vorausgesetzt — daß auch der Kaiser sein Volk in dieser Frage nicht versteht, in dem Maße nicht versteht, daß ihn dessen flammender Enthusiasmus für die Buren in Verwunderung versetzt und er sich bewogen fühlt, von anderen eine Erklärung für dieses ihm unerklärliche Phänomen zu fordern. Da nun aber der Kaiser darnach gar nicht in der Lage ist, seinem eigenen Empfinden Gewalt anthun und schwere Opfer der Ueberzeugung für seine Haltung in der Burenfrage bringen zu müssen, so erübrigen sich auch alle die haarspaltenden und phantasievollen „realpolitischen“ Unterstellungen, warum wohl der Kaiser gerade diese Haltung einnimmt und keine andere. Der Kaiser hat es für seine Person gar nicht nötig, die Begeisterung für die Burensache mit blutendem Herzen irgend welchen zwingenden Gründen der Staatsraison unterzuordnen, da er diese Begeisterung nicht nur nicht teilt, sondern im Gegenteil unverständlich und verwunderlich findet. Diese Thatsache reicht zur Erklärung der Stellung des Kaisers in der Frage vollkommen aus, und so lange sie nicht widerrufen oder widerlegt wird, wolle man uns mit all den geheimnisvollen „realpolitischen“ Gründen gefälligst verschonen. Bei gegebenen Größen braucht man nicht erst nach dem unbekannten X zu suchen.

Noch eins geht aus der Geschichte hervor: daß nämlich — im Gegensatz zu bisherigen Annahmen — der Kaiser über die „in ganz Deutschland hervorbrechende Begeisterung für die Buren“ durchaus unterrichtet ist.

Aber wie ist er darüber unterrichtet? In welchem Lichte ist ihm diese Thatsache dargestellt worden? Denn die Thatsache allein ist noch nicht maßgebend. Es kann sich um idealistische Schwärmerei handeln, wie seinerzeit für die Polen und Griechen — Strohfeuer, das schließlich doch mehr poetisch-romantischen Neigungen ent-

stammte, als der innersten Volksseele. Es kann aber auch ein Feuer sein, das alles ergreift, was im Volksgemüte gut und wahr, stark und stolz und echt ist, alles, was den eigentlichen Kern eines Volkes ausmacht. Eine Brunst, die, wenn sie nicht gelöscht wird oder gar gewaltsam niedergetreten werden soll, im Innern verheerend um sich frißt und schließlich an den Pfeilern emporflammt, von denen ein Volkstum mit seinem ganzen kunstvoll-eigenartigen Gefüge, mit seinen Tempeln und Altären und seiner gekrönten Spitze getragen wird. Und da läßt sich nun aus der Auskunft des Herrn von Siemens vielleicht auf die Methode schließen, nach der kaiserliche Fragen auch sonst beantwortet werden mögen, wenn dem Befragten die Ansicht des hohen Fragestellers bekannt ist. Der Herr von Siemens verwies die Burenbegeisterung sozusagen in die Kinderstube: Pah, Frauen und Kinder! Die können's nun mal nicht lassen, ihre Nase in Dinge zu stecken, die sie nichts angehen, sich für allerlei romantische Ideen zu begeistern. Sentimentalität, harmlose Schwärmerei, die weiter nichts auf sich haben — Ew. Majestät brauchen sich darum nicht den Kopf zu zerbrechen, die ganze Sache ist eigentlich mehr scherzhaft. So der Sinn der Siemensschen Rede, dem Wohlgefallen und der guten, der gnädigen Laune des Herrschers vortrefflich abgelauscht und angepaßt. War dem klugen Herrn nicht bekannt, daß die deutsche Burenbegeisterung ganz vorwiegend und in eminentem Sinne eine männliche ist, daß sie ganz zuerst den männlichen Instinkten des Rechtes und der Gerechtigkeit, der zornigen Empörung gegen schändlichen Rechtsbruch entsprungen ist und schon da war, bevor noch die scheußlichen Grausamkeiten englischer Henkersknechte gegen Frauen und Kinder die weicheren Gefühle des Mitleids und Erbarmens mit den Gefolterten auslösen konnten? Und entspringen nicht selbst die einem männlichen, dem ritterlichen Sinne des deutschen Volkes? Sind die deutschen Offiziere und Soldaten, deren Herzen fast sämtlich begeistert den Buren entgegenschlagen, waren die deutschen Freiwilligen in den Reihen der Buren „Frauen und Kinder"? Es widerstrebt mir, über den Verstorbenen zu urteilen, aber ich kann doch ein Gefühl zornigen Schmerzes nicht unterdrücken, wenn ich daran denke, wie er in einer Sache, die den Besten und Edelsten auf der Seele brennt, mit der Wahrheit umgesprungen ist, wie er die ernst gemeinte Frage des Kaisers in leichten Scherz verkehrt hat, und wie eine so günstige Gelegenheit, den Kaiser durch einen Mann, auf dessen Urteil er Wert legte, aufzuklären und der gerechten Sache geneigt zu machen, so ganz zum

Gegenteil mißbraucht wurde. Mochte Herr von Siemens persönlich sich zu der Frage stellen, wie er wollte: das mußte der als so klug Gerühmte wissen, daß die deutsche Burenbegeisterung nicht aus der Kinderstube und dem Frauengemach stammt, so erfreulich auch die Thatsache ist, daß nicht nur unsere Frauen, sondern auch schon unsere Kinder das Herz auf dem rechten Flecke haben und Recht von Unrecht zu unterscheiden wissen. Wir deutschen Männer schämen uns dessen nicht, daß sie unsere Gesinnungen teilen, denn auf welcher Seite das unverfälschte kindliche und das reine Frauengemüt, da war allemal auch das Wahre und Gute. Wenigstens bei uns Deutschen.

Ein anderer, einer vom Schlage derer, die den großen Friedrich oder den alten Kaiser Wilhelm zu beraten pflegten, hätte auf die Frage Sr. Majestät anders geantwortet. Er hätte etwa gesagt:

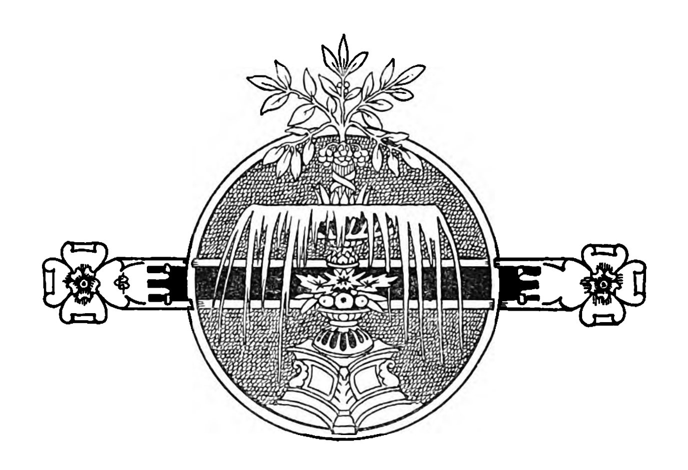
„Ew. Majestät, die Sache ist sehr einfach zu erklären. Die Begeisterung für die Buren ist so groß, weil in Ew. Majestät deutschem Volke das Kapital an Gottesfurcht, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Achtung vor Recht und Gesetz und den Geboten der Moral, Gott sei Dank, auch noch immer ein großes ist. Da es nun diese seine höchsten Ideale von ruchlosen Söldnern in den Staub getreten glaubt, so würde es sich selbst untreu werden, würde es seine moralische und damit auch nationale Existenzberechtigung preisgeben, würde es die Achtung vor sich selbst und vor allem, was ihm teuer und heilig ist, verlieren, wollte es jenem unerhörten Bruch menschlichen und göttlichen Rechtes schweigend und gleichgiltig zuschauen. Das deutsche Volk hätte keinen Anspruch, keine Berechtigung mehr, seine Stellung in der Welt zu behaupten, ihm würde die sittliche Kraft, der aufrechte Stolz, der Glaube an den Sieg der gerechten Sache auch bei der Verteidigung seiner eigenen Freiheit und Rechte mangeln, wäre es so ganz von Gott verlassen, daß es angesichts solcher Greuel gegen ein blutsverwandtes Volk, ja gegen sein eigenes Blut, ruhig bleiben könnte und nicht im Tiefsten erschüttert würde. Dem ist nun glücklicherweise nicht also. Ew. Majestät können es Gott nicht genug danken, über ein Volk zu herrschen, in dem sittliche Mächte noch einer solchen elementaren Kraftentfaltung fähig sind. Denn auf jenen sittlichen Mächten beruht im letzten Grunde auch die bürgerliche Ordnung und Sicherheit im Reiche, seine Kraft und sein Bestand nach außen und nicht zuletzt auch Ew. Majestät Königtum von Gottes Gnaden. Die Burenbegeisterung entspringt derselben Quelle, aus der im Jahre 13 die Begeisterung der Freiheitskriege und im Jahre 70

die Siege über den Erbfeind und die Einigung des Reiches geflossen sind. Nimmer hätte das deutsche Volk jene großen Thaten vollbracht, hätten ihm bei aller Liebe für das Vaterland und den eigenen Herd nicht sittliche Mächte die Kraft dazu verliehen, — die tiefe, unerschütterliche, die religiöse Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache, und daß Recht doch Recht bleiben müßte, und daß Gott es so wollte!

„Ew. Majestät können nun gewichtige Gründe haben, dem stürmischen Drängen der Volksseele äußerlich nicht nachzugeben, die überschäumenden Fluten in ein gefahrloses Bette zu leiten: das deutsche Volk bringt Ew. Majestät Weisheit und Fürsorge volles Vertrauen entgegen. Es verlangt nicht, Ew. Majestät politische Kreise zu stören, wohl aber verlangt es, Ew. Majestät zu sagen, daß es an dieser Frage mit seinen heiligsten Empfindungen und Anschauungen, mit seinem Herzblute beteiligt ist. Sieht sich Ew. Majestät außer Stande, dem praktische Folge zu geben, so fügt es sich der besseren Kenntnis der Verhältnisse und der von höherer Warte aus gewonnenen Einsicht seines obersten Vertrauensmannes. Nur will es in dem, was ihm Herzens- und Glaubenssache, Erde zum Wurzeln und notwendige Luft zum Atmen ist, frei und furchtlos seine Stimme erheben. Kann es dem Rechte nicht mit der That dienen, so will es doch keinen Zweifel darüber lassen, daß es das Unrecht verurteilt und daß es jede Gemeinschaft mit Thaten, die ihm als fluchwürdige Verbrechen erscheinen, mit Abscheu von sich weist.

„Haben Ew. Majestät eine andere Kenntnis und Anschauung von den Dingen, glauben Ew. Majestät, daß eine unerhörte Verirrung und Verblendung der Volksinstinkte vorliegt, so würde das Volk ein solches Auseinanderfallen der Anschauungen zwar auf das Tiefste beklagen, Ew. Majestät abweichender Ansicht aber die schuldige Ehrfurcht auch dann nicht versagen und sie als die freie, nach bestem Wissen und Gewissen gewonnene persönliche Ueberzeugung eines deutschen Mannes, seines höchsten Vertreters, in Ehren halten. Niemand kann über seine beste Ueberzeugung hinaus — ein Volk in seinem einmütigen Gewissensdrange wohl am wenigsten. Ew. Majestät aber wollen in Gnaden erwägen, daß die Völker früher da waren als die Könige, und daß die Könige um der Völker willen da sind und nicht die Völker um der Könige willen."

So etwa hätte an der Stelle des Herrn von Siemens ein — anderer gesprochen. J. E. Frhr. v. G.



Sonnenreligion.

Von

Fritz Lienhard.

Der Winter-Sonnenwende gehen wir wieder zu, dem Weihnachtsfeste, dieser schimmerndgrünen Insel im Grau des nordischen Winters. Gleichviel von welchem religiösen Standpunkte aus dies Fest empfunden oder beurteilt werden mag: sicher ist es, rein menschlich betrachtet, das reizvollste unserer deutschen Feste. Wir Menschen sind nun winterlich zusammengedrängt in die Stuben, sind mehr auf Gegenseitigkeit angewiesen als auf die Natur, anders als beim Oster- und Pfingstfest mit ihrer hinausdrängenden Märzstimmung und Maienpracht; das innere Leben flutet stärker und wärmer im Winter, der zur Verinnerlichung und zum Zusammenhalten der vorhandenen Wärme zwingt; zudem ist das Weihnachtsfest ein leuchtendes Kinderfest, ein Fest der Liebe, des Beglückens, des Spendens überhaupt — die ganze Gemütskraft, besonders im gemütswarmen Deutschland, kann da zur Entfaltung kommen. Fernab ist die räumliche Sonne; aber die Sonnenflamme in uns durchstrahlt und verklärt kraftvoll den kleinen Bezirk, in dem unser Menschentum Macht hat.

In neuester Zeit, getragen von einer unverkennbaren nationalen Strömung, treten allerhand „heidnische", d. h. an altdeutsche Vorstellungsart anknüpfende, eine Art Monismus oder Panpsychismus predigende Richtungen auf den Plan, mit ausgesprochener Feindschaft wider das Christentum. Die Kapelle zu Geismar, wo einst Winfried oder Bonifazius die berühmte Donars-Eiche niederhieb, liegt in Trümmern; eine neue Eiche sproßt aber aus dem Schutt empor. Schon nehmen das manche neuheidnische Vorkämpfer für ein sinniges Zeichen und knüpfen Betrachtungen daran des Inhalts: so wird aus dem Schutt des Christentums das alte Heidentum, weltverklärend, in neuen Formen, wieder emporsteigen. Die jungen nationalen Tiroler wenden ihr ganzes schönes Temperament daran, die alten deutschen Feste, wie die Johannisfeuer und Sonnwendfeuer,

wieder zu beleben. Und in einzelnen nationalen Zeitschriften klingt dieses neue Heidentum — es giebt sogar eine Berliner Wochenschrift: „Der Heide" — als Unterton überall durch und giebt der litterarisch-künstlerischen Anschauung ebenso wie der ethischen Auffassung der betreffenden Kreise das kennzeichnende Gepräge. Kurz gefaßt könnte man sagen: diese Kreise verneinen das Christentum als eine trübe und schwächliche Entartungserscheinung, herstammend aus semitischen Völkern; sie selbst aber wünschen eine künstlerisch-vergeistigte arische Sonnenreligion.

Nun, zunächst wird der künstlerische Mensch in uns seine unbefangene Freude daran haben, wenn uns künstlerische Naturen auf die bunte Poesie um uns her, auf die vielen Farben, in denen sich das eine Sonnenlicht am Erdball bricht, auf die Deutung und Vertiefung dieser Naturpoesie durch unsere Altvorderen, auf den Zusammenhang unserer Mythologie mit heute noch lebendigen Naturvorgängen unseres Klimas, auf Waldmärchen, Pflanzensagen, Volksgebräuche, und dies alles in künstlerischen Formen aufmerksam machen. Das ist in papierenen Kulturzeiten und nüchternen Industriezeiten von auffrischendem Wert. Das stellt die Verbindung unseres Gedankenlebens mit der Sinnenwelt köstlich wieder her. Solche Dichter können Erzieher sein zur Natürlichkeit und Gesundheit. Auch unsere Schule hat da eine sehr ernste Aufgabe vernachlässigt — doch will ich auf dieses Gebiet lieber keine Abschweifung wagen. Wenn ich meinem Freunde, dem Rektor, derlei Dinge vorhalte, so seufzt er. Und er antwortet mit Wendungen wie „Schulrevision, Schulinspektor, zu erledigendem Pensum und überhaupt nichts von Schule hören". Die Methode lastet dort — wie über dem Christentum so oft die Theologie lastet, die gleichfalls immer wieder der Auffrischung bedarf, und wie über der Dichtung die Litteratur lastet. Und darum sind uns sinnenfreudig auffrischende und warmherzig aufbauende künstlerische Naturen, im lautersten Sinne des Wortes, Befreiung und Erhebung. Mein Herz ist also in dieser Hinsicht ganz auf Seiten jener Dichter und Künstler, die auf den Reichtum deutscher Naturpoesie und Naturreligion hinzuweisen suchen.

Aber dies ist nicht der ganze Inhalt der Frage. Kann unserer breiten Kultur, auch im vertieften und religiösen Sinne des Wortes, Naturpoesie allein oder auch nur vorwiegend alles das geben, wessen wir bedürfen? Wir sind eine große und verwickelte Kultur, haben viel und vielzuviel nachgedacht, haben zahlreiche Probleme hochgestapelt; unsere Lebensverhältnisse, Lebensverkehr, Lebensbedürfnisse sind ganz andere geworden — kann uns da, trotz gleichen Klimas und fast gleichen Blutes, die Naturwelt noch das sein, was sie unseren Ahnen gewesen ist? Es ist möglich. Sie kann uns sogar in gewissem Sinne mehr sein: sie giebt uns, durch eine viel reicher entwickelte Landwirtschaft, weit mehr körperlichen Unterhalt her, sie ist künstlerisch viel reicher ausgebeutet worden, ob auch meist in „sentimentalischem" Sinne, sie ist wissenschaftlich tiefer ergründet, sie ist uns Städtern ein Arzt, eine liebevolle Wirtin, eine Sommer-

freundin, ein frischer Kamerad im Winter. Kurz, das Verhältnis der Natur hat sich sogar bereichert und verästelt. Aber — es ist noch viel anderes in unsere Welt eingetreten, was uns keine Natur geben kann.

Dies Neue sind rein seelische Prozesse, die jedes höhere Kulturvolk auf gewisser Stufe durchmacht, so gut wie der reifende Einzelmensch. Das Irrewerden an der Natur und an der naiven Lebensweisheit (Religion), die man bis dahin aus ihr geschöpft, ist ein Uebergang, der keinem erspart bleibt, der sich wahrhaft entwickelt. Es scheint mir nicht bewiesen zu sein, daß nur unter Zuzug oder Einfluß fremder Rasse oder fremden Blutes sich ein Volk oder eine Religion zersetzt oder in Krankheit gerät, wie das der treffliche Gobineau nachzuweisen sucht. Als viel wahrscheinlicher ergiebt sich, aus historischer, natürlicher und persönlicher Beobachtung, die Thatsache, daß Krankheiten, Entwicklungsstillstand, Wucherungen und dergleichen mit mannigfaltigen, nicht auf eine Formel zu bringenden Umständen zusammenhangen. Die Vorstellung, daß einst ein herrliches und lauteres germanisches Heidentum durch die gewaltsam eingedrungene „semitische Pest" (Dühring) des Christentums brutal zerstört worden sei, daß sich also edle deutsche Männer und reine deutsche Frauen von einem schwarzgekleideten, ewig betenden, Augen niederschlagenden Heere von Muckern und Mönchen in Waffenbegleitung hätten beschwatzen und verschüchtern lassen, ist ein plumpes Zerrbild nach der einen und ein phantastisches Idealbild nach der anderen Seite hin und hat nur in Karls Sachsenpolitik einen stichhaltigen Untergrund. Das herrliche Griechentum hat sich zersetzt Jahrhunderte vor dem Christentum, die Römer waren verrottet lange vor Konstantin; mag sein, durch Rassemischungen, jedenfalls nicht durch das Christentum. Und Beispiele, wie Odilia im Elsaß im Gegensatz zur sinnlich entarteten Frankenkönigin Brunhild, beweisen, daß sich gerade die reineren Naturen im allgemeinen absonderten von der verlodderten Kultur jener Jahrhunderte und wo anders Kräfte suchten, um das Volk der wilden Völkerwanderung wieder zu stählen und zu läutern. Männer wie Columban oder Winfried waren Herrenmenschen; Männer wie Bernhard von Clairveaux waren Edelinge.

Und Christus selbst? Man hat ihn unseren Ahnen gelegentlich unter dem Bilde eines Sonnengottes Baldur, getötet durch Loki, in die Anschauung gebracht — was hindert eine starke Natur und Zeit, ihn wahrhaft als eine Sonnen-Natur, wie es kürzlich H. St. Chamberlain in seiner künstlerischen Art gethan hat, vor das Bewußtsein zu halten? Gottessohn: — sind wir nicht gezwungen, das Lichte und Sieghafte in Christus in den Vordergrund zu stellen, wenn eine wahrhaft hoheitvolle und gewaltige Gottesvorstellung in uns lebendig ist? Soll der Sohn des weltallumfassenden und weltalldurchdringenden Geistes („Gott ist Geist") uns immer nur als blutüberströmtes Jammerbild vor der Phantasie stehen? Auf das dogmatische Gewicht dieser Frage, auf die alexandrinischen Erörterungen über die Erlösung und Christi Opfertod oder Sühnetod soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Meine persönliche Art,

in Welt und Geschichte zu schauen, ist nicht dogmatisch veranlagt. Mir scheint, die Menschheit hat auch hier, wie in so manchen anderen Fällen, das Einfache und Kindlich-Klare oft gar nicht schauen können, weil der Organismus nicht in Ordnung war. Aus den Himmeln kommt da ein leuchtender Bote Gottes mit der Mitteilung auf unseren fliegenden Stern, daß Gott Geist und Liebe und allumfassender Vater sei, wir aber seine Kinder, die da blühen sollen wie Lilien, wie Kinder — über diese plastische, geographische, handgreifliche Nachricht eines himmlischen Seemanns zerbrechen wir uns, in dumpfem Weiter-Räsonnieren, aus Logik und Vernunft und Grübelei heraus, ganz unglaublich den Kopf! Es kommt mir vor, als säße ein Reichstag von kinnstützenden Philosophen spekulativ darüber zu Gericht, ob wohl logisch und moralisch ein Amerika denkbar sei, während ein schlichter Seefahrer mit Perlen, Muscheln, Waffen der Indianer lächelnd vor ihnen steht und, unter Vorlegung greifbarer Beweise, von Amerika erzählt. Dieser Mann war in Amerika, kommt aus Amerika — alles spekulative Räsonnieren aus den „Tiefen des eigenen Gemütes" hat also aufzuhören: Offenbarung ist an die Stelle getreten, Schauen und Lauschen, Künstlerworte und praktische Folgerungen, Glaubens- und Wachstumsfreude sind unsere naturgemäße Antwort.

Wer also, der davon durchdrungen ist, daß der Wassertropfen Weltall voll sei von Lebensschwingungen, voll von Ländern und Daseinsmöglichkeiten, mehr als die Pupille unseres Auges und unser enges Gehirn fassen kann, sollte nicht sein ganzes Leben und Schaffen zu einem einzigen Dankgebet gestalten? Tod ist für uns nur Uebergang, Leiden nur Wachstumsstörung, die wir zu unserem seelischen Vorteil ausnützen können; Trennung von wahrhaft wertvollen, geliebten Geistern giebt es nicht; überall im Weltall ist Leben und Bewegung; wir selbst sind als Geister hangen geblieben am Spinnennetz Erde, um hier irgend ein gutes Wort in den Formen dieses Erdballs zu sagen und nach kurzen Jahren wie eine Sternschnuppe weiter zu fliegen — — sollten wir nicht durchdrungen sein von göttlicher Kraft und Freudigkeit? Sollte nicht dieses kosmische Schauen, dieses Offenwerden des inneren und endlos reichenden Blickes, dieses Finden des ruhenden Pols in kleinlicher Erscheinungen Flucht in uns eine Macht werden zu heldenhaft fröhlichem Leben und Wirken für unseren Umkreis, für Nation und Menschheit? „Es kann dir nichts geschehen!" jubeln wir mit Anzengrubers schlichtem Steinklopferhannes, und — „keine Kraft geht verloren", sagen wir modern.

Evangelion heißt Frohbotschaft. Ein Lobgesang der Hirten war die erste Stimme der neuen Zeit. Wie ein stürmisch erobernder Lobgesang drang in den ersten Jahrhunderten das Christentum über Scheiterhaufen und Arena in das Herz der europäischen Menschheit. Sie hatten die Himmel jenseits der Wolken gefunden; sie hatten, durch Jesu Nachricht, die Länder des Weltalls entdeckt, die „Königreiche der Himmel". Nun war die Erde keine einsame Insel mehr; sie und ihre Menschen sind eingefügt in Gottes großen Plan. „In ihm leben,

weben und sind wir!" Welche Fülle von eindringendem Licht und durchstrahlender Wärme! Die Wolkendecke war zerrissen: jauchzend sah man in die Sternentiefe der Ewigkeit, bis in den „siebenten Himmel" hinaus, tief hinein in das uns alle umströmende Lichtmeer Gottes. Man blieb aber dabei auf der Erde — „Dein Reich komme!" — und war dennoch im All daheim. Nur schwächliche Entartung oder Gegensätzlichkeit gegen heillos verrohte Zeit flüchtet ins „Jenseits". Alles ist euer — auch die Erde!

Dies ist für mich die wahre Sonnenreligion. Es giebt keine andere. Nur die Formen und Worte, in denen sich dies fundamentale innere Erlebnis äußert, — denn ein Erlebnis ist dieser Glaube — sind verschieden. Wie Geist und Materie zusammenhangen, ob Gott „immanent" oder „transcendent" oder beides und alles sei — Erörterungen darüber führen zu keinem Ergebnis. Wem aber, wie für Kopernikus und Giordano Bruno das räumliche Weltall, das geistige All mit seiner unausdenkbaren Fülle von göttlichem Leben aufgegangen ist, der ist so durchdrungen von immerzu bewegten Lebensvorstellungen und Lebensmacht, daß aller „Geist der Schwere", wie Nietzsche den Teufel nennt, den uns eigener Körper und Erdball mit seinem Werden und Vergehen aufdrängen, darinnen versengt und vernichtet wird wie in einem reinigenden, immerzu lodernden Sonnenfeuer.

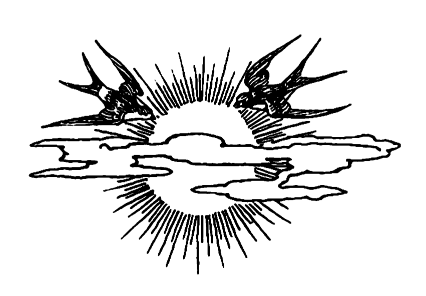
Ich weiß, daß ich hierbei das wichtige Kapitel von der Sünde und der Sündenvergebung, das in der Kirche eine so bedeutende Rolle spielt, nicht unmittelbar erwähnt habe. Ich unterschätze seine Bedeutung nicht. Aber es giebt zweierlei Arten, wie man sich zur Behandlung dieser Thatsache stellt. Man könnte ungefähr so sagen: es giebt der Sündenbehandlung gegenüber zweierlei Naturelle, die sich einmal im liebetiefen Franz von Assisi, dem Dichter eines Sonnen-Hymnus, dem Freunde der Natur — obwohl auch Asketen, was in Zeitverhältnissen lag — und im herben Dominikus Guzman fast gleichzeitig bekundeten. Es wird wohl immer so bleiben, daß moralische Zucht und staatliche Strenge neben dem liebeswarmen künstlerischen Werben und Locken über die Erde gehen — wie Hagel und Sonnenschein, wie Frost und Hitze, die ja nur zwei Seiten derselben Sache sind. Das mag in der Natur unseres Planeten liegen. Wir unsererseits halten es hierbei mit Jean Pauls Ausspruch: „Keine Furcht erschaffe den Gott der Kindheit; die Furcht selber ist vom bösen Geist erschaffen; soll der Teufel der Großvater Gottes werden?" Und weiter: „Wer alles Leben für heilig und wundersam hält, es wohne bis ins Tier und in die Blume hinab; wer durch sein edles Gemüt auf Flügeln schwebt und bleibt, von wo aus das All ringsumher sich in Ein ungeheures Licht und Leben und Wesen verwandelt und ihn umfließt, so daß er sich selber in das große Licht aufgelöst fühlt und nun nichts sein will als ein Strahl im unermeßlichen Glanze, der hat und giebt Religion" (Levana). Man fülle den zu erziehenden Knaben mit siegfriedhaften Vorbildern und stähle seine Männlichkeit, indem man an seinen Stolz appelliert und selbst als Erzieher eine leben-

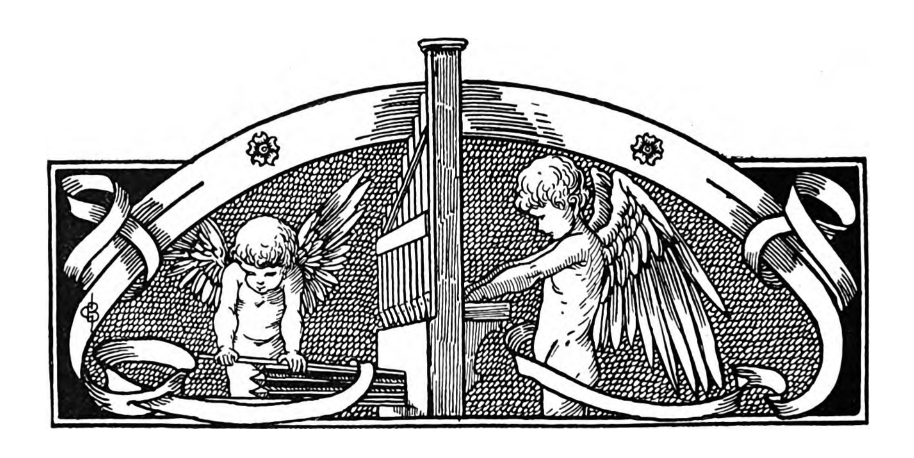
dige Persönlichkeit ist — und man wird mit einer vornehm abwehrenden Handbewegung der Niedrigkeit gegenüber stärkeren Eindruck erzielen als mit ausführlicher Moralpredigt und abschreckenden Beispielen, die nur — die Phantasie mit häßlichen Bildern füllen. Dasselbe gilt in der Kunst und Dichtung. So leuchtend und stürmisch, so rein und licht müßte das Leben aus uns herausstrahlen und herausknistern, daß man gar nicht Zeit und Lust findet, sich breiten Betrachtungen über Wachstumsstörungen hinzugeben. Wie fern ist der „Moralist“ vom Reiche Gottes!

Möglichst viele Leiden kraftvoll in Freuden zu verwandeln, das ist das rechte Mitleid. Man sollte die Mitfreude viel höher stellen. Im Sinne unserer Betrachtung ist das Weihnachtsfest das richtige Sonnenfest; das Christentum in dieser weltüberwindenden Freudigkeit die richtige Sonnenreligion; Jesus, dessen Geburtstag wir feiern, der richtige Sonnensohn.

Sagt man mir: dies ist nicht das historische und nicht das dogmatische Christentum? Du legst dir Christus und Christentum mit viel zu viel Individualismus zurecht? So kann ich antworten: es war von jeher Art der deutschen und überhaupt menschlichen Gemütskraft, sich hohe Geister und „Gott und Teufel“ in persönliche Vorstellung zu zwingen. Der Heliandbichter sang seinen kriegerischen Sachsen von einem Mannenkönig Jesus; Luther warf einem derben Teufel derb das Tintenfaß entgegen; der mildere Goethe gestaltete einen viel gesitteteren Teufel; eine schwächliche Natur wird im Erlöser den Dulder sehen und seufzend mit sich selber vergleichen; ein Professor neigt dazu, Jesu von der theologischen Weisheit her zu fassen und zu verblassen — so war's, so wird's bleiben, nicht nur im Verhältnis zu Jesus, sondern im Verhältnis zur Geschichte überhaupt.

Das Wesentliche und uns allen Gemeinsame ist dies: was für Leben unser Schauen in Ueberlieferung und Geschichte in uns entzünde und mit welcher Kraft dies Leben aus uns herausbreche und unseren ganzen Bezirk machtvoll verkläre!





Der Glöckner.

Eine alte Weihnachtsgeschichte.

Von

Theodor Lindblom.

Man nannte ihn seit jeher nur den „Glöckner", weil er die Kirchenglocke läutete und Kirchendiener war, wofür er, wie der Pfarrer, mit „Boot-Ladungen", d. h. also mit Fischen, besoldet wurde. Wenn jemand ihn bei seinem Namen genannt hätte, würde keiner gewußt haben, von wem er sprach.

Wenn nach soviel Jahren seine hohe, gekrümmte Gestalt in Erinnerungen aus der Kinderzeit wieder vor mir ersteht, so taucht auch zugleich die alte Frage in mir auf, über die ich schon in meiner Kindheit so oft gegrübelt habe. Denn meine Gedanken beschäftigten sich damals viel lebhafter mit dem „Glöckner", als ich mir in Betracht unserer verschiedenen „sozialen Stellung" eingestehen wollte. Sicher war er ein sehr gesuchter und geschätzter Mann, das Faktotum der Gemeinde in allen den Angelegenheiten, die Geschicklichkeit, Energie und Zuverlässigkeit erforderten, und seine vielseitigen Fähigkeiten hatten ihm ein unbestrittenes Ansehen verschafft; aber ich war des Fischerdorfes einziges „Herrschaftskind", so daß zwischen uns doch eine große Kluft gähnte, die ich indes übersprang, um mit dem „Glöckner" in näheren Verkehr zu kommen, da seine Fertigkeiten mein Interesse und meine Bewunderung als Knabe erregten. Er konnte ebenso gut Schweine schlachten, wie er es verstand, ein gutes, braunes Weihnachtsbier zu brauen. Bei der Ausführung des Scharfrichteramtes an den Schweinen entfaltete er eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Und wenn er sich zwischen den Tonnen und Kübeln bewegte und aus den großen Kesseln in die Fässer eingoß, erschien er mir wie eine mythische Gestalt. An der Hobelbank war er Meister, und wollte jemand ein Haus bauen, so bewies er gleiche Meisterschaft im Malen und Anstreichen. Er ging auch

herum und lud zu Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen ein und spielte bei diesen Festlichkeiten den Mundschenk, eine Thätigkeit, die er mit großer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ausübte. Alle diese Eigenschaften bewirkten, daß er eine gewisse angesehene Stellung im Dorfe einnahm und auch gut für seine Dienste belohnt wurde.

Ich sehe ihn noch leibhaftig vor mir, den alten Glöckner, wenn er von Haus zu Haus „einsammeln“ ging. Es geschah am Weihnachtsabend. Der Tag war mit kluger Berechnung gewählt. Sind nicht an diesem Tage alle Thüren und alle Herzen offen? Der Hausvater meint dann, er sei nicht zu freigebig, wenn er zur Schrankschublade hingeht und ein Vierundzwanzigschillingsstück hervorsucht. Und die Hausmutter hat das Essen nicht so genau berechnet, daß sie nicht eine Wurst oder ein Stück eingesalzenes Fleisch entbehren könnte. Immer findet sich für ihn ein Weihnachtsschnaps auf dem Tisch oder im Eßschrank. Keiner wird den alten „Glöckner“ ohne eine Gabe aus seinem Hause gehen lassen. Darum war sein Korb an diesem Abend schwer zu tragen und ebenso schwer sein Körper, denn er hatte hinter seiner Weste so viele „Knöpfchen“ und in den Beinen so viele „Tröpfchen“, daß er mit seinem großen, vollen Korbe auf dem Rücken nur taumelnd und schwankend die schmalen Bergstege zwischen den einzelnen Hütten hinaufklettern konnte.

Die Kinder, die drinnen mit Vater und Mutter um den Tisch mit den beiden Lichtern in den Zinnleuchtern saßen, vor der rauchenden Fischschüssel und der Grützschale mit dem großen Butterklumpen in der Mitte, sahen dann durch das Fenster einen matten Schein, der draußen im Dunkel hin und her schwankte. Ein lustiges Lachen ertönte. „Seht den Glöckner mit seiner Laterne!“ riefen sie. Und alle lehnten sich an die Fensterscheibe und lachten. „Ja, das ist der Glöckner, der heimgeht, Weihnachten feiern!“

Die Hütte lag auf einer Klippe ganz draußen über dem Fisch-Abladeplatze. Sie war an den Berg gebaut, der sie gegen den Nordwind schützte. Grünes und rotbraunes Moos wuchs auf dem Torfdache. Gegen die Bergwand standen die Ruder und der Mast der Jolle gelehnt. Daneben lag umgefallen ein großer Teertopf mit den Füßen nach oben. Unten schlugen die Wellen gegen den Berg und brachen sich an den Pfählen der Strandbuden. Und vor der Hütte lagerte die schwarze, schwarze Nacht, eine undurchdringliche finstere Wand.

Der hin und her schwankende Schein der Laterne tanzte auf dem Stege voraus, und schwerfällige, dumpfe Schritte wanderten nach. So kehrte der Glöckner vom „Einsammeln“ heim.

Den Rücken gegen die Hütte gekehrt, stützte er den Korb an das Dach, sammelte seine Kräfte und setzte die schwere Last behutsam auf den Boden. Dann drehte er mit dem Schlüssel das Hängeschloß auf, drückte die Thürklinke herab, bog den Rücken, so tief er konnte, um nicht mit dem Kopfe an den Thürpfosten zu stoßen, und trat in die Hütte ein. Der schwarze Kater hüpfte

die Leiter vom Bodenraum herab und kam und rieb sich am Bein des Alten. Die grünen Augen leuchteten wie Phosphor. Er spann so lustig, während der Alte mit ihm sprach und ihm seine Tageserlebnisse erzählte:

„Denke dir, Mutter Lena auf Pallen war noch nicht mit dem Backen fertig. Der Kuchen ist noch warm im Korbe, ein feiner Weizenkuchen, weißt du! Aber du sollst frischen Fisch zum Abend bekommen, Peter, und einen ganzen Teller Milch sollst du haben, Peter, Pfarrers-Milch sollst du haben! Haha!"

„Miau! Miau!"

„Nein, du, der Glöckner ist heute nicht betrunken! Siehst du das nicht, Peter? Nun wollen wir uns an den Fisch machen! Ja, du sollst frischen Fisch zum Abend bekommen und einen ganzen Teller Milch! Und die nächste Nacht mußt du in die Kirche und Ratten fressen. Nam, nam!"

„Miau! Miau!"

Die Wanduhr tickte gleichmäßig langsam, dumpf. Auf dem Tische stand das dicke Armlicht, das die Pfarrersfrau jede Weihnachten für den Glöckner goß. Der Alte trat an den Herd und machte Feuer an.

Während der Fisch kochte, setzte er sich hin, legte seine Gaben aus und berechnete die Geldstücke. Nun waren Eßwaren für eine ganze Zeit im Hause. Er konnte den Schrank mit allerhand guten Dingen füllen, und wenn Ole Benjamin mit seiner Yacht das nächste Mal zur Stadt segelte, konnte er sogar eine kleine Kiste mit Brot und „Belagsachen" seinem Sohne Karl Johann schicken, der studierte, um Pfarrer zu werden. Natürlich sollte Karl Johann alles Geld haben. Die Gelehrsamkeit ist teuer, und es war ein Glück, daß der Glöckner ein Tausendkünstler war; denn sonst hätte nur der liebe Gott gewußt, wie Karl Johann mit den kleinen Unterstützungen, die er vom Pfarrer und einigen begüterten Männern des Fischerdorfes erhielt, hätte durchkommen sollen.

Für diesen seinen einzigen Sohn hatte er seine ganze Kraft geopfert, die ihm der Herbst des Alters noch gelassen hatte. Sein Rücken hatte sich unter den Plagen für die Zukunft des Sohnes gekrümmt. Für ihn hatte er die Armut auf sich genommen, die er sonst mit viel weniger Anstrengung von seiner Thüre hätte fern halten können. Jeden Schilling, der so schwer und mühsam erworben war, hatte er für Karl Johann beiseite gelegt, und niemals hatte er einen einzigen Heller bedauert, den er für diesen Zweck fortgegeben hatte. Sein großer Stolz war es, die kleinen Beträge, die er in diesen langen Jahren seinem Jungen geschickt hatte, zusammenzurechnen, und wenn er dann eine große Zahl herausbekam, klatschte er glücklich und zufrieden in die Hände.

„Wer sagt nun, daß der alte Glöckner nicht reich ist?" fragte er mit breitem, gutem Lachen. Und wendete dann jemand ein: „Du selbst hast ja keinen Nutzen davon!" so hatte er sogleich die Antwort bereit: „Gelehrsamkeit ist auch Reichtum! Karl Johann hat eine gute Erbschaft von mir bekommen!"

Der Schullehrer hatte einst Karl Johann „entdeckt". Der Junge saß immer Erster in der Schule, und als er dort nichts mehr lernen konnte, nahm

sich der Pfarrer seiner an und brachte ihm alle seine Kenntnisse in Lateinisch, Griechisch, Geschichte, ja sogar in Hebräisch bei. Trotz dieser geistigen Ausrüstung ging Karl Johann mit einer Bootgesellschaft zur See und fischte ein paar Jahre lang Kabliaus und Dorsche auf Skagens Banken. Aber die Bücher zogen ihn unwiderstehlich ans Land, und schließlich wurde er mit 18 Jahren dazu bestimmt, Pfarrer zu werden.

Ein solches Ereignis hatte sich noch niemals in Langstrand zugetragen. Es war wohl vorgekommen, daß der eine oder andere Junge das Steuermanns- oder gar das Kapitäns-Examen bestanden hatte, aber die Gelehrtenlaufbahn hatte noch keiner eingeschlagen, und daß mit Karl Johann der Anfang gemacht werden sollte, erregte den Neid vieler. War er vielleicht begabter als andere, dieser „Glöcknerjunge", der schon von Kindheit auf so hochnäsig und großthuerisch gewesen war, daß er nicht mit anderen Leuten verkehren wollte? Nun würde er natürlich noch hochmütiger werden. Die ersten Jahre, nachdem Karl Johann in die Schule gekommen, waren bitter und schwer für den Glöckner. Wo er hinkam, mußte er Stichelworte wegen seines Sohnes hören.

Aber Karl Johann wurde nicht hochmütig, sondern eher von Jahr zu Jahr demütiger und bescheidener. Einen einzigen Sommer war er zu Hause gewesen, seit er zur Schule kam, und da ging er mit dem Vater in den Häusern herum, half ihm bei der Tischlerei und Malerei oder war mit draußen auf dem Fjord und setzte Netze aus. In diesem Sommer drehte sich der Wind zu seinen Gunsten. Alle Leute in Langstrand wunderten sich darüber, daß ein Bursche, der „in die Pfarrerlehre ging", sich so erniedrigen konnte, Handarbeit mit zu verrichten und wie die anderen gekleidet zu gehen. Und je mehr sie fühlten, daß er einer der Ihren war, desto mehr näherten sie sich ihm mit Vertrauen, und der ehemalige Neid verwandelte sich in ein Gefühl des Stolzes darüber, daß ein armer Junge aus ihrem Kreise höher emporsteigen konnte, als einer auch der Begabtesten unter ihnen es bisher vermocht hatte, und wenn nun von dem Glöcknerjungen bei Festen, an denen Fremde dabei waren, die Rede war, wurde er immer „unser Karl Johann" genannt.

Als Karl Johann zur Schule kam, mußte er seinen Namen ändern. Der Name des Glöckners war Petrus Corneliussohn. Folglich hätte also der Sohn Petrussohn heißen müssen*); aber diesen Namen wollte der Rektor unter keinen Umständen in das Aufnahmebuch einschreiben — „und ich finde auch nicht, daß Corneliussohn sonderlich schön klingt!" sagte er.

Karl Johann sollte also stehenden Fußes eine so wichtige Zukunftsfrage entscheiden und sich einen neuen Namen geben. Aber er war allzu aufgeregt und allzu niedergeschlagen, um die Verantwortung eines Familienbegründers vor der Nachwelt so stark zu fühlen. Ihm tönten nur Namen auf Strand und Berg in den Ohren, und so schlug er zuletzt vor: „Strandberg, geht das?"

*) In Skandinavien haben die Bauernsöhne den Vornamen des Vaters mit dem Zusatz „sohn" oder nennen sich nach den Höfen.

„Strandberg, na ja, meinetwegen!“

In Langstrand fand man den Namen schön und gut gewählt und man nannte ihn nun bald „unsern Karl Johann“, bald „unsern Strandberg“.

„Wann kommt Strandberg heim?“ war eine ständige Frage, die man an den Glöckner richtete, so oft er in die Häuser kam.

„Nicht, bevor er bei der Weihnachtsmesse predigen kann,“ war seine regelmäßige Antwort.

Es verging Jahr um Jahr, und es schien, als wollte die Weihnachtsmesse niemals kommen. Karl Johann verbrachte die Sommer- und Weihnachtsferien als Hauslehrer auf Gütern. Und beide, Vater und Sohn, warteten sehnsüchtig auf den Weihnachtstag, an dem Karl Johann predigen konnte.

* * *

Seit Maja, die Frau des Glöckners, gestorben, war die Stube niemals so geschmückt gewesen, wie an dem Weihnachtsabend, an dem Karl Johann endlich nach bestandenem Pfarramts-Examen heimkam. So viele Jahre waren vergangen, seit der Glöckner seine geliebte Frau in die Erde gebettet, daß er vergessen hatte, in welcher Weise sie den Weihnachtsabend zu feiern pflegte. Auch Karl Johann konnte sich nicht recht entsinnen, wie sie es zu Mutters Zeit gehabt hatten, denn er war kaum sechs Jahre alt, als sie starb. Seitdem hatte es keine richtige Weihnachtsfeier mehr in der Hütte gegeben. So lange Karl Johann zu Hause war, war er meist bei Pastors und Küsters zum Weihnachtsfeste eingeladen. Da gab es große Tannenbäume mit Lichtern und buntem Schmuck und Kinderfreude und wurden fromme Lieder gesungen, und wenn dann Karl Johann am Abend heimkam, das Herz erfüllt von all dieser reichen Freude und den starken Eindrücken großen Glückes, wirkte der Kontrast so überwältigend auf ihn, daß er zu schluchzen begann und seinen Kopf in das Kissen bohren mußte, um das Weinen zu ersticken. Er wurde dann von tiefem Schmerz über die Armut seines Herzens ergriffen. So arm, so arm war er im Vergleich mit andern Kindern. Vor seinem Blick erloschen alle Weihnachtslichter, und er sah vor sich einen grauen, kalten Herbsttag, ein offenes Grab mit einem Erdhaufen daneben und einen schlichten, schwarzen Sarg. Der Pfarrer las eintönig aus einem großen Buche vor. Der Küster sang mit heiserer Stimme ein trauriges Lied von Grab und Vergänglichkeit. Der Vater stand mit der Pelzmütze in den Händen, zitternd und schluchzend, und große Thränen liefen an den braunen Wangen entlang. Rings um das Grab standen schwarzgekleidete Frauen und hielten die Gesangbücher in den zusammengelegten Taschentüchern. Er selbst, damals ein kleiner Knabe, schmiegte sich, zitternd und frierend, an eine Frau, die oft am Krankenbette seiner Mutter gesessen hatte. Sie sollte sich nun des Kindes annehmen, das von seiner Mutter scheiden mußte, als es sie noch kaum gekannt hatte.

Aber je älter er wurde, desto mehr lernte er sie kennen und lieben, die nicht mehr da war. Diese Liebe zu einem Wesen, das nicht einmal mehr in

seiner Erinnerung lebte, war von einer mystisch-religiösen Art; und als der Knabe später versuchen wollte, sich den Begriff Gott klar zu machen, vermischte sich dieser oft mit dem geliebten Mutterbilde, das er sich in seinem innersten Herzen geschaffen hatte und wie etwas Heiliges verehrte. Die Sehnsucht nach diesem Heiligen, das fern in lichten Räumen lebte, unzugänglich für kurze, erdenstaubbeladene Menschengedanken, war schwärmerisch, wie die von Katholiken der Himmelsbraut geweihte Verehrung. Das war es, was ihn stets über der irdischen Armut und Dunkelheit gehalten hatte, die über seiner Zukunft lag. Dies hatte ihn auch mit hohen Vorsätzen erfüllt und dem Streben, sie zu verwirklichen.

Sein Vater wußte wohl, welche Verehrung sein Sohn dem Gedächtnisse seiner Mutter widmete, und seit dem Tage, da er den Brief von des Sohnes Heimkehr bekam, hatte er nur eine große Sorge, wie er die Stube so einrichten sollte, daß sie den Eindruck eines Heims und Spuren einer ordnenden Frauenhand trug. Eines Tages hatte er seine Sorge der Pfarrersfrau mitgeteilt, und sie hatte, gerührt von dem Feingefühl des Alten, sich in die Hütte begeben, sie vom Boden bis zum Dache reinmachen und putzen lassen, Teller auf den Regalen aufgestellt, ein weißes Tischtuch auf den Tisch gebreitet, einen Tannenbaum ausgeputzt, Tannenreisig auf den Boden gestreut, die Leuchter gescheuert und Armlichte hineingesetzt. Der Glöckner hatte großes prasselndes Feuer im Herd angemacht. Auf dem weißgedeckten Tische stand ein Kaffeeservice und Gebäck.

Um die Mittagszeit kam Karl Johann an, und das ganze Fischerdorf war unten an der Brücke versammelt, um „unsern Strandberg" zu empfangen. Er war mit einer Yacht von der Stadt hergesegelt. Das Wetter war schlecht gewesen mit Sturm und Schneegestöber, und Karl Johann war ganz durchnäßt. Auf der Brücke standen die Männer, die Hände tief in den Taschen vergraben und den Südwester auf dem Kopfe. Die Frauen waren mit Shawls über Kopf und Schultern hinabgekommen. Die Fischerleute hielten sich fern von dem „Studierten". Diesmal würde er doch wohl hochmütig geworden sein.

Aber Karl Johann war verlegener als diese Leute, die meinten, sie begingen eine Unhöflichkeit, wenn sie vorträten und ihm die Hand gäben. Er fühlte wohl unwillkürlich, daß sich zwischen ihnen eine Scheidewand gebildet hatte; aber er wollte sie nicht sehen, da er fürchtete, daß dann auch sie sie gewahr würden. Und er *wollte* einer der Ihren sein. Niemand sollte sagen, daß er seine Herkunft verleugnete. Daher ging er zu ihnen hin, reichte jedem die Hand und nannte sie bei ihren Vornamen, wie es Brauch war, und duzte die Schul- und Bootkameraden. Und da tauten sie schnell auf. Alle Hütten wollten sich ihm öffnen, um ihn aufzunehmen und ihm etwas Warmes zu essen zu geben. Aber er wollte erst in seines Vaters Hütte gehen, und das begriffen sie wohl.

Eine schwache, aber lichte Kindheitserinnerung tauchte in ihm auf, als er durch die niedrige Thüre eintrat. Es war, als wenn seine Mutter dage-

wesen wäre, alles für seinen Empfang bereitet hatte und dann fortgegangen war. Die große Sehnsucht nach ihr, die entschwunden war, bemächtigte sich seiner Seele wieder mit solcher Macht, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte und unwillkürlich ausrief: „Warum ist sie nicht hier?"

Der Vater stand an der Thüre gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen. Auch er empfand in diesem Augenblicke die große gähnende Leere, die seine Frau hinter sich zurückgelassen hatte. Wie an dem grauen Herbsttage vor vielen Jahren sah Karl Johann auch heute Thränen an den runzlichen, braunen Wangen herabfließen, aber zugleich sah er das Bild der ganzen Entsagung und des Arbeitslebens seines Vaters, dieses große, stille Opfer für den Sohn, das er mit so großer Freude, ohne Klage gebracht hatte. Und vielleicht fühlte er jetzt zum ersten Male, wie innig er diesen Greis liebte, wie groß dessen Lebensthat war. Und seine Seele wurde von stillem Glücke darüber erfüllt, daß es ihm, dem einzigen Sohne, allein beschert war, die Größe dieses Werkes zu erkennen, das in einem abgelegenen Weltwinkel vollbracht war, ohne daß ein anderer Mensch, nicht einmal der Alte selbst, dessen ganze Größe und Höhe ahnte. Ueberwältigt von dem Gefühl der Liebe und des Glückes, ging er zu dem Alten hin, drückte lange seine Hände und blickte mit tiefer Rührung ihm in die Augen: „Du bist ja hier, Vater!" sagte er. In diesen Worten lag eine so reiche Belohnung, daß die Brust des Alten sich mit unendlicher Dankbarkeit füllte. In seinen Augen wurde er der Schuldner. Unwillkürlich öffneten sich die Vaterarme, und zum ersten Male ruhten Vater und Sohn Brust an Brust.

Diesen Weihnachtsabend trug der Glöckner keinen Korb auf seinem Rücken, als er in den Hütten mit Karl Johann die Runde machte. Auch wollte er nicht die blanken Vierundzwanzigschillingsstücke oder Riksdalerscheine nehmen, die man ihm nach alter Gewohnheit reichte.

„Verwahrt sie für Karl Johann morgen!" flüsterte er, als sie ihm das Geld in die Hand steckten. Karl Johann sollte nämlich von der Gemeinde „Opfer" bekommen. Aber dafür wurde die Bewirtung um so reicher; es gab nicht ein Haus, wo man nicht „den Stolz der ganzen Gemeinde" feiern wollte. Im Pfarrhause wollte man sie beide zum Abend dabehalten, aber sie verabschiedeten sich, nachdem der Pfarrer mit Karl Johann das Konzept der Predigt durchgegangen war. Es war wohl der letzte Weihnachtsabend, den er in Langstrand verbrachte, und da wollte er im Elternhause sein.

Als die Wanduhr am Weihnachtsmorgen vier schlug, stand der Alte auf und zündete Feuer im Herde an. Karl hörte ihn herumkramen, konnte aber nach der Ermüdung vom Tage vorher noch nicht die Augen aufmachen. Der Alte setzte sich vor den Rasierspiegel und schrapte die Bartstoppeln fort, was nicht ohne eine Menge Schnitte auf den runzlichen Backen abging; aber es half nichts: fein wollte er heute sein, feiner als an seinem Hochzeitstage. Er suchte aus der Schublade ein Hemde hervor, das da seit Majas Tode gelegen, und

hatte große Mühe, es mit seinen steifen Fingern zuzuknöpfen; und noch schlimmer wurde es, als er den Kragen zuknöpfen und das breite schwarze Halstuch knüpfen wollte. Er mußte es aufgeben und warten, bis Karl Johann aufstand. So kochte er inzwischen den Kaffee und gab dem Peter, der von seiner Schlafstelle beim Schornsteinrohr herabsprang, sein Frühstück: Milch und Fisch. Dann erwachte Karl Johann und rieb sich den Schlaf aus den Augen, brauchte aber eine Weile, um sich klar zu werden, wo er sei. Er sah das Feuer auf dem Herde und den Tannenbaum, sah den Alten umhergehen, und da entsann er sich, daß heut der große Tag war.

Während Karl Johann sich anzog, zündete der Alte die Lichter am Tannenbaume und auf dem Tische an, und ein starker, froher Schein strömte durch die kleinen Scheiben des niedrigen Fensters über das eisbedeckte Wasser des schwarzen Fjordes hinaus und über die vielen Hütten und Seebuden hin. Es waren die ersten Weihnachtslichter am Morgen, und sie trugen einen Weihnachtsgruß über das Fischerdorf hin. Die Kinder, die aus ihren Träumen von den Weihnachtsherrlichkeiten erwachten, eilten zum Fenster, angelockt durch das eine Licht, das durch die dunkle Winternacht strahlte und ihnen wie Bethlehems Stern erschien. Als aber die Wanduhr fünf schlug, als es halb sechs wurde, da leuchteten nach und nach in jedem Hause Lichter auf. Der Glöckner mußte sich nun in den Dienst begeben, und Karl Johann half ihm beim Kragen und Halstuch. Dann trank der Alte zwei Schnäpschen, wie es immer sein Weihnachtsbrauch war, zündete die Laterne an und stieg vorsichtig in dem Frühdunkel den steinigen Steg hinab. War es Wirklichkeit, daß dieser Lichtschein, der ihm so oft auf den Stegen vorausgegangen war und den Schein in ein helles Traumland vor ihm geworfen hatte, ihn diesmal zu dem Platze führte, wo der große Traum seines langen Lebens Wirklichkeit werden sollte?

Endlich stand er vor der weißgemalten Thüre des Pfarrhauses. Ein kräftiges Pochen, und ein Dienstmädchen kam in den Flur hinaus und öffnete.

„Einen schönen guten Morgen wünsche ich am Weihnachtstage dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin, den Kindern, der Magd und dem Knecht! Gott gebe diesem Hause frohe Weihnachten!“

Das war sein gewöhnlicher Weihnachtswunsch; aber diesmal klang er feierlicher als sonst. Und als das Mädchen auch ihm „frohe Weihnachten!“ wünschte, sagte er mit Jubel in der Stimme: „Ja, heute ist mein Freudentag!“

Er ging hinein zum Pfarrer und holte die Kirchenschlüssel, bekam in der Küche die Morgensuppe, aber heute ein großes „Weihnachtsbrot“ dazu mit dem Weihnachtsengel darauf, und Butter und Wurst und Kaffee. Dann ging er zur Kirche, stieg die steile Turmtreppe hinauf und setzte mit großer Kraftaufbietung die Glocke in Bewegung. Er hatte in den letzten Jahren beim Läuten Hilfe von jüngeren Kräften gehabt; aber heute wollte er selbst zum Frühgottesdienst sein Glück einläuten. Nie hatte die Glocke so schön geklungen, so stark gejubelt, wie an diesem Morgen; denn jugendliche Kraft durchströmte

heute seine alten Armmuskeln, und er zog die Glocke mit solcher Stärke und Lust, daß der Glockenstuhl krachte und schwankte.

Durch diesen Klang erwachte das Leben im ganzen Fischerdorfe. Es wurden alle Weihnachtsbäume und -Lichter an den Fenstern angezündet. Prächtig strahlte der große Baum mit den vielen Lichtern im Pfarrhause, der nach der Kirche zu hinausleuchtete. Auch die dunkel dastehende Kirche erwachte zu strahlendem Festleben, als der Glöckner vom Turme herabstieg und die Lichter anzündete. In die zweiarmigen Altarleuchter und die zwei messingschimmernden Kanzelleuchter kamen große, dicke Stearinkerzen, in die andern dicke Talglichte; nur der Küster hatte auf seinem Pulte auch zwei Stearinlichte.

Als alle Lichte angezündet waren, stieg er wieder zum Glockenturme hinauf und läutete zum zweiten Male. Die Leute begannen herbeizuströmen. Auf all den humpeligen Bergstegen bewegten sich Laternenscheine, und nägelbeschlagene Absätze schrapten auf den Steinen. Die Männer kamen mit Pelzmützen oder hohen Pelzhüten, gingen krumm und ganz eingezogen, die Hände tief in den Joppentaschen. Die Frauen hatten ihre feinsten Seidentücher und weißen Schürzen über den schwarzen Kleidern umgenommen. Sie gingen immer in Trauer; sie fürchteten die Farben und wagten nicht, sich zu freuen.

Die Kirchenglocke erdröhnte zum zweiten Male durch das Dunkel, als Karl Johann seines Vaters Hütte verließ. Er hatte noch einmal sein Predigtkonzept durchgelesen, noch einmal die Reihe der Gebete, die er sprechen sollte, durchgesehen. Der Weg war jetzt hell, denn aus allen Häusern strömte der Schimmer der Weihnachtsbäume auf den schmalen Steg hinaus, und die lange Reihe von Laternen ringelte sich vor und hinter ihm, wie die blinkenden Glieder einer Kette. Er schritt im Lichte hin, und es schien ihm, als wären diese Lichter für ihn angezündet, als sollten sie ihm zur Kirche leuchten, jetzt, da er hinging, sein Leben einer heiligen Sache zu widmen. Und wie er so im Schimmer der Freundschaft und Liebe dieser derben, wortkargen Leute dahinwanderte, fühlte er sich reich und glücklich.

Im Pfarrhause erwartete ihn der Pastor und ging mit ihm zusammen zur Kirche. Der Glöckner sah sie vom Turme und zog die Glocke so stark, daß seine Armmuskeln krachten. Fünfzig Jahre hatte er für den Pastor die Glocke geläutet; nun läutete er sie auch für den eigenen Sohn. Das Geläut erschien ihm wie eine Jubelhymne zu seines Sohnes Ehre.

Karl Johann trat in die gewölbte Kirche ein, in der Hunderte von Lichtern strahlten. Alle Anwesenden wandten die Gesichter nach der Thüre, und freundliche Blicke folgten ihm, als er hinter dem Pastor durch die im Gange dichtgedrängt stehende Menge hindurchschritt. Als sie in die Sakristei eingetreten waren, drängte sich langsam die hohe, gekrümmte Gestalt des Glöckners, dessen graues Haupt alle überragte, durch die Menge, und er drückte so vielen, als er konnte, die ihm hingestreckten Hände. Alle wollten sie den Alten an seinem Ehrentage begrüßen, der heute so fein aussah, wie sie ihn noch nie gesehen hatten. Er gelangte erst in die Sakristei, als der Küster bereits die

Nummern der Lieder in die Tafel setzte. Der Pastor drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte zu ihm, als er ihm beim Anziehen des Ornates half, so viele lobende Worte über Karl Johann, daß der Alte tief gerührt seine Hand küßte und sagte: „Gott segne dafür den Herrn Pastor!"

Nun stand der Pastor vor dem Altar, und es brach der Jubelgesang der frohen Botschaft los, und die Heilsworte durchhallten die Kirchenwölbung. Sie sangen mit echter Weihnachtsfreude, so daß der Lobgesang all dieser Hunderte in einem Ton zusammenklang. Am jubelndsten aber, all die andern übertönend, klang die zitternde, ihr eigenes Glück hinausjauchzende Stimme des Glöckners, als er in seiner Ecke, mit der Brille auf der Nase, aus voller Lunge anstimmte: „Gegrüßest seist du, schöne Morgenstund'!" Und doch suchte sein Blick über die Brille hinweg hie und da seinen Sohn, der ganz bleich und erregt, mit niedergeschlagenen Augen dort am Tische saß und das Konzeptblatt in seiner Hand nervös zerknitterte. Er sah, daß die Angst des jungen Mannes immer stärker wurde, je näher der Augenblick heranrückte, da er vor das Volk treten sollte. Er wäre so gern zu ihm hingeeilt und hätte ihm ein ermutigendes Wort zugeflüstert, aber es sprach etwas in ihm, er möchte in seinem Winkel stehen bleiben. Es schien ihm, als ginge etwas Heiliges im Innern seines Sohnes vor, das eines Menschen Wort entweihen würde. Auch fürchtete er, daß ihn die Erregung überwältigen könnte, denn das Schluchzen saß ihm im Halse, so daß er kaum die Epistelworte des Pastors mitsprechen und im zweiten Liede nicht mitsingen konnte.

Nun ging der Pastor in die Sakristei hinein. Der große Augenblick war da, auf den er so lange Jahre gewartet hatte. Er sollte dem Sohne den Ornat anlegen, und seine Hände bebten, seine Kniee zitterten, alles verschwamm vor seinen Augen, und er schluchzte laut und so schmerzlich, daß sein ganzer Körper im Weinen erbebte.

Da stand nun sein Sohn im Priesterornate mit dem Buche in der Hand, bereit, in die Kirche hinauszutreten, und er fragte sich verwundert, warum gerade ihm, dem Armen, der von den Almosen von der Reichen Tische gelebt hatte, solch großes Glück zu teil wurde, wo so viele ihre Wünsche und Träume nicht erfüllt sahen. Und er meinte plötzlich eine innere Stimme zu hören, die sagte: „Dein Werk ist vollbracht!"

Das Lied näherte sich dem Ende. Karl Johann mußte auf die Kanzel.

Er fühlte, daß der Blick des Vaters auf ihm ruhte, und drehte sich um. Der Alte stand mit gefalteten Händen da und bewegte die Lippen im stillen Gebet. Ihre Augen begegneten sich in unnennbarem Glück.

Nun wurde es still in der Kirche. Der Glöckner ging durch den Kirchengang zu dem Stuhle an der Thüre, wo er während der Predigt zu sitzen pflegte. Eine klare, milde Stimme füllte den Raum; sie klang wie tönende Silbersaiten, in Schwingung versetzt durch die Poesie einer Jünglingsseele. Es war ein Schluchzen in der Stimme, aber auch ein Jubel. Sie kündete den

Sang von Bethlehems Sternennacht, von den weidenden Herden und frommen Hirten, vom Engelchor in der Höhe, vom Kinde und der Mutter in dem engen Stalle. Es wurde besonders ein Sang von der Mutter, von den Müttern, den reinsten und schönsten Gestalten der Menschheit!

„Du bist des Lebens Königin und dein Bild wird für die Menschen der beste Inhalt des Lebens. Wenn du da an dem Bette deines Kindes kniest, trägst du dessen Seele auf den Schwingen deiner Gebete und brennenden Wünsche zur Höhe hinauf. Wenn du einst fortgegangen bist, hebst du noch durch das unsichtbare, mächtige Band, das uns mit dir vereint, dein Kind zu den himmlischen Welten empor. Deine Erinnerung, dein Bild erzieht unsere Seelen zur Sehnsucht nach Reinheit, Güte und Schönheit und zur Sehnsucht nach Gott."

Es waren seltsame Worte. Aber der Glöckner hörte keine Worte mehr. In seinen Ohren klang nur eine Musik von niemals vernommenen Harmonien, Klänge, die aus der Ewigkeit zu kommen schienen. Er erhob seine Augen zur Kanzel. Die vier Lichter dort oben erschienen ihm vervielfältigt. Sie bildeten eine Glorie von überirdischem Glanze um das junge, lichte Antlitz dort oben. Aber je mehr sein Blick sich in diesen Schein versenkte, desto deutlicher unterschied er die Umrisse eines milden, bleichen Frauengesichtes mit verklärtem Lächeln auf den abgezehrten Zügen. Aus den milden blauen Augen leuchtete ein so seltsam reiches Glück, wie er es noch nie in einem Antlitze geschaut hatte. Diese Augen waren auf ihn gerichtet, sie sprachen zu ihm, sie sagten ihm: dies wäre der seligste Augenblick, den er erleben könnte; er sollte nun Ruhe suchen, da der Traum zur Wirklichkeit geworden sei.

Und die Talglichte in der Kirche brannten herab, die Dochte verkohlten und die Kruste wurde immer größer und größer. Der Glöckner ging sonst herum und beschnitt während des Weihnachts-Frühgottesdienstes zweimal die Lichte, aber heute vergaß er die Lichte und die Lichtputzschere. Sein Blick war auf ein Lichtmeer mit einer seltsamen Erscheinung gerichtet, von der er seine Augen nicht losreißen konnte.

Matt und grau drang der schwache Morgendämmerungsschimmer durch die Fenster hinein. Immer schwächer und schwächer flackerten die Lichter. Eins nach dem andern war ausgebrannt und erloschen, aber die Glorie um die Kanzel glänzte in gleich überirdischer Klarheit weiter; ebenso verklärt und glücklich blickten die milden Frauenaugen auf den Alten herab. Doch plötzlich verstummte der von fern kommende Gesang von Bethlehems Sternennacht und den Herden auf der Weide und dem Kinde und der Mutter. Ein lautes „Amen" hatte ihn beendigt. Und in demselben Augenblick entschwand die Erscheinung den Augen des Alten. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und die Augen. Es war so dämmerig, und ihm so wunderlich im Kopfe, sein Körper wurde von heftigem Frost geschüttelt. Leise und vorsichtig ging er, wie gewöhnlich, den Kirchengang hinauf, während die Gebete gesprochen wurden, und trat in die Sakristei ein. Er setzte sich mit gefalteten Händen in eine Ecke.

Draußen ertönte ein neuer Choral, und Karl Johann trat herein. Der Alte erhob sich mühsam, öffnete seine Arme und drückte seinen Sohn fest an sich.

„Es ist vollbracht, Karl Johann!“ sagte er. „Gott sei dein Leben lang mit dir, mein Sohn!“ Und er legte den Mund an das Ohr des Sohnes, als wenn er fürchtete, ein anderer könnte hören, was er sagen wollte, und flüsterte: „Ich habe deine Mutter gesehen, Karl Johann! Ja, ich habe sie leibhaftig gesehen! Sie war bei dir auf der Kanzel!“

Karl Johann riß sich aus des Vaters Umarmung los, ergriff seine Hände und starrte ihn erschreckt an.

Aber der Alte neigte sich abermals zu ihm vor und flüsterte: „Sie hat mit mir gesprochen! Und sie will, daß ich zu ihr kommen soll!“ — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Sonntage stand Langstrands ganzes Fischerdorf um ein Grab versammelt. Jene Gruft war geöffnet, um die vor vielen Jahren ein kleiner Kreis von Frauen, ein kräftiger Mann und ein junges Kind über einem schlichten, schwarzen Sarg geweint hatten.

Diesmal war es ein großes Leichengefolge. Es war aber auch der getreue Diener des ganzen Ortes, der in die Erde gebettet wurde, und alle wollten ihm das letzte Lebewohl sagen. Er war zwei Tage nach dem Weihnachts-Frühgottesdienst, die Hände des Sohnes in den seinen, still entschlafen.

Die alte Glocke, die am Weihnachtstage noch einen so jubelnd hellen Sang gesungen, erklang nun wie in stiller Wehmut, als sie über die Bucht, über den Fjord und die Klippen die Botschaft trug, daß der Glöckner sein Lebenswerk vollbracht hatte.

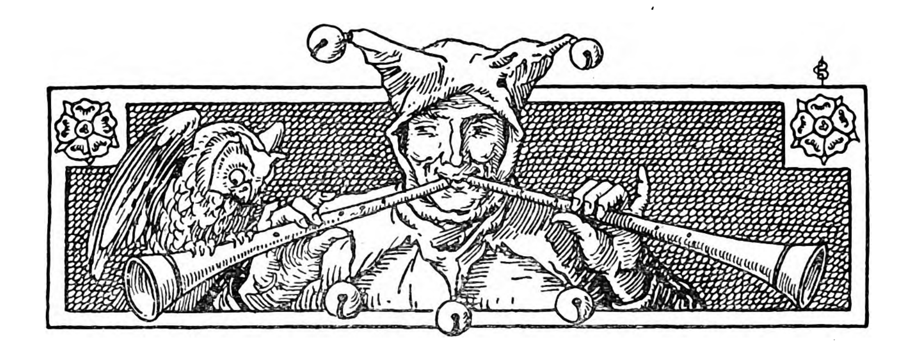
Die Stillen im Lande.

Von

Heinrich Brömse.

Das ist ein Drängen und Stoßen und Zerren,
Möcht' einer dem andern den Weg versperren.
Wenn einer weiß,
Was er kann und will,
Mit ehrlichem Fleiß,
Tapfer und still,
Stark und gut
Seine Arbeit thut,
Der trägt im Herzen echt adliges Blut.
Das sind die höchsten und die besten
Vor allen andern Erdengästen,
Die, ohne ihr eigen Lob zu singen,
Das Rad der Zeiten vorwärts bringen.





Christian Dietrich Grabbe.

(11. Dezember 1801 bis 12. September 1836.)

Von

Prof. Dr. Max Koch.

Zu größerer litterarischer Festfeier ist der hundertste Geburtstag des Detmolder Dichters nicht angethan, und leider werden unsere Theater schwerlich einen verspäteten Versuch mit Aufführung seiner Dramen wagen, obwohl als Festgabe zum 11. Dezember eine Bühnenbearbeitung seines „Kaiser Heinrich VI." von Johannes Henningsen und seines „Hannibal" von C. Spielmann erschienen ist. Die unter Paul Lindaus Leitung in Meiningen erfolgte Aufführung von Grabbes „Don Juan und Faust" hat wenigstens bis jetzt andere Bühnen nicht zur Nacheiferung angeregt. Blieb Grabbe aber auch das Hauptziel jedes echten Dramatikers, die Gewinnung der Bühne, versagt, so gehört er doch keineswegs zu der Unzahl deutscher Dramendichter, deren Werke in ihrer flachen Mittelmäßigkeit und Korrektheit in jenen Danteschen Höllenkreis gehören, wo die elenden Seelen jener ihr Schattendasein beklagen, „die ohne Schimpf wie ohne Lob gelebet". Von seinem ersten Hervortreten an hat Grabbe nirgends Gleichgiltigkeit, sondern warme Bewunderung und heftige Abneigung erregt. Den ersten Lobern seiner wilden Jugendwerke, unter denen kein Geringerer als Ludwig Tieck hervorragt, hat sich mit gutem Grunde bis heute die dauernde Gunst der Leser angeschlossen. Und gelesen zu werden, ist wie in den Tagen, da Lessing den Klopstock-Enthusiasten gegenüber sich mehr Lesen als Loben wünschte, auch heute noch nach dem humorvollen Ausspruch eines vielgelesenen lebenden Dichters in Deutschland eine weit schwierigere Sache, als gelobt zu werden. Beinahe sieben Jahrzehnte sind seit Grabbes frühem Tode verflossen, und noch immer stehen sich die Urteile über den Wert seiner Dramen schroff gegenüber. Für ihre Anziehungskraft ist es jedenfalls kein schlechtes Zeugnis, daß sie noch immer wie die Werke eines unter uns lebenden Dichters der Parteien Gunst und Haß zu erwecken vermögen. Bei solcher Sachlage darf ja Grabbe nicht die sonst zum Jubiläum üblichen einstimmigen Festgrüße erwarten. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages muß aber dafür zu um so ernsterer Nachprüfung der

Gründe jener schroffen Widersprüche in seiner Beurteilung, also zur erneuten Betrachtung seiner Werke selbst führen.

Grabbe spricht in seinen Briefen wiederholt von einem großen, halb geschichtlichen, halb zeitgenössischen Romane und von Novellen, an denen er arbeite. Davon ist so gut wie nichts aus seinem Nachlasse aufgetaucht, und die paar lyrisch-epischen Gedichte, welche wir von ihm haben, verdienen überhaupt keine Erwähnung. Die Briefe, so bezeichnend sie in ihrer Formlosigkeit, Großsprecherei und Unterwürfigkeit für den Menschen sind, liefern uns wohl für die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke wichtige Angaben, besitzen aber keinen selbständigen litterarischen Wert. Den Briefen an seinen Freund und Verleger Kettembeil in Frankfurt a. M. sind Selbstrezensionen beigefügt, die wenigstens lehren, was Grabbe selber an seinen Stücken als besonders gelungen betrachtete; sie leiten uns aber zugleich zu einem nicht unwichtigen Teile seiner Arbeiten, den Aufsätzen und Kritiken, mit denen er Immermanns Düsseldorfer Theaterunternehmen unterstützte. Weder in der Kritik seiner eigenen noch fremden Dramen darf man bei Grabbe den Scharfblick Grillparzers, die Tiefe Hebbels, die dramaturgisch-technische Einsicht Tiecks oder Otto Ludwigs erwarten. Nur vereinzelte Bemerkungen verraten, daß wir es mit einem nicht gewöhnlichen, sondern mit einem selber den Dichterberuf ausübenden Kritiker zu thun haben. Den Theaterberichten war aber 1827 die Veröffentlichung des Aufsatzes „Ueber die Shakspearomanie" vorausgegangen. Wenn Grabbe im Vorwort dazu behauptet, daß von seinen eigenen Werken nur das erste, „Der Herzog von Gothland", Spuren von Shakespeares Einfluß aufweise, so täuscht er sich freilich. Die Einwirkung Shakespeares ist auch in seiner Hohenstaufentragödie, in „Marius und Sulla" und noch in seiner letzten Arbeit, „Die Hermannsschlacht", deutlich erkennbar. Allein gegenüber der einseitigen Shakespeareverehrung der Romantiker, als deren Vertreter Tieck ausdrücklich genannt und bekämpft wird, ist Grabbes Streitschrift trotz ihrer Oberflächlichkeit und historischen Irrtümer bedeutsam gewesen. Wie schädlich der bedingungslose Anschluß an Shakespeares doch durch ganz bestimmte zeitliche und nationale Bedingungen gestaltete Kunst auf deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts wirken mußte, hatten Goethe und Grillparzer warnend vorausgesagt, ehe Otto Ludwig das geradezu tragische Beispiel der Shakspearomanie in seinem eigenen Schaffen lieferte. Grabbes Forderung nach „deutscher Originalität" im Gegensatze zu einseitiger Befolgung des Shakespeareschen Vorbildes lag eine zweifellos richtige Empfindung, wie sie im Gefühle eigener Schaffenskraft wurzelte, zu Grunde. Er selbst hatte sich in seinem Erstlingswerke, der in allen Greueln des Brudermords und Verrats schwelgenden Rachetragödie „Herzog Theodor von Gothland" noch stark von Schillers Vorbild bestimmt gezeigt*), und auch in den beiden Hohenstaufendramen wirken die

*) Lehrreiche Nachweise dafür gab vor kurzem Karl Piper in seinen „Beiträgen zum Studium Grabbes". (Franz Munckers Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, VIII. Heft.) Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1898.

Eindrücke eifriger Schillerlesung aus den Jugendjahren noch fort. Das Streben nach Originalität, oder vielleicht richtiger gesagt geniale Willkür, trägt aber, immer anwachsend, den Stücken ihr Gepräge auf.

Man hat mit Vorliebe Grabbe als einen verspäteten Genossen der Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts, der Klinger, Lenz, Maler Müller, bezeichnet. Wenn wir beobachten, wie Grabbe in seinem „Napoleon“ und bis zur Karrikatur gesteigert in der „Hermannsschlacht“ durch Ausmalung realistischer Volksscenen uns die Masse nahe bringen will, so können wir ihn auch als Vorläufer der neueren naturalistischen Schule ansehen. Ich erinnere nur an die eine Scene, in welcher uns Thusnelda als echte westfälische Hofschulzenfrau mit ihrem Gesinde — Grabbe gebraucht dafür den mundartlichen, in eigener Anmerkung erklärten Ausdruck „Völker“ — beim Essen vorgeführt wird. Grabbe will uns Hermann und seine Cherusker vertraut machen, indem er sie in realistischer Absicht als westfälische Bauern schildert; er will in dem Geplauder von Heinrichs des Löwen Lanzenknechten, die sich aus Italien nach westfälischem Schinken sehnen und deshalb ihren Herrn in Feindschaft mit Kaiser Barbarossa bringen möchten, uns die tiefste Ursache der Unverträglichkeit von Welfen und Waiblingern, Sachsen und Schwaben deutlich machen. Ebenso lernen wir aus der Shakespeares würdigen vorletzten Scene in „Kaiser Heinrich VI.“ aus den knappen, absichtlich an Homer anklingenden Wechselreden der beiden sizilianischen Hirten die Vergänglichkeit der deutschen Gewaltherrschaft auf dem alten Eiland mit Händen greifen. Dem jungen Knechte, der sich vor dem erschrecklichen Kaiser fürchtet, erwidert der alte Hirt: „Sieh' da die Trümmer des Apollotempels, dort die Befestigungen der Karthager, da wieder Römer, hier einen zerfallenen Turm der Byzantiner wider die Korsaren, da Wälle und Linien der Sarazenen, alles zu Stücken. Nur eines ist geblieben: der Hirte wechselt hier mit Hirten, der, welcher hinaustreibt, hört das Rufen dessen, der hereintreibt. Die Halme beugen sich unter ihrer Schwere wie trunken, und breitstirnige Stiere wetzen ihre Hörner im Sande. Unsere Sonne ist heiß, das Blut wird schon trocknen. Vater Aetna ernährt uns alle, und ob der Normanne oder der Hohenstaufe Sizilien beherrscht, heute abend tanzen unsere Landmädchen doch.“ In dieser Schilderung ist des Dichters Streben, uns den Erdgeruch der Landschaft zu geben, aus deren Eigenart heraus die Leute lieben und hassen, deutlich genug. Nicht immer ist diese löbliche Absicht dem Dichter ebenso prächtig geglückt. Das idyllische Atellanenspiel zur Kennzeichnung von Campania Felix, dem der gewaltige punische Feldherr beiwohnt, will nicht in die Scenenreihe der großartigen Hannibaltragödie passen. Allein selbst wenn man nur diesen einen modern realistischen Zug, der in allen Trauerspielen nach dem Schaudern des „Gothland“ bemerkbar wird, ins Auge faßt, wird man die Bewunderung Grabbes nicht grundlos finden. Freilich ist des Verzerrten und bis zur Lächerlichkeit Grotesken in einzelnen Redensarten, z. B. wenn Hannibal die blauen Berge Süditaliens seine zorngeschwollenen Adern, oder Varus die am Rubikon

erhaltene Wunde eines Veteranen „eines der Kommata der Weltgeschichte“ nennt, wie in der Handlung selbst in allen seinen Dramen so viel, daß man auch begreift, wie manche den ganzen Grabbe verurteilten und mit Wilhelm Scherer es für unmöglich erklärten, Grabbe ernst zu nehmen. Sind aber etwa bei Christopher Marlowe nicht genug Dinge, die ähnlich das tragische Pathos über die Scheidegrenze des Erhabenen steigern? Gewiß nimmt Marlowe als Begründer der englischen Volksbühne in der geschichtlichen Entwickelung eine andere Stellung ein als Grabbe, der nach Schillers und Kleists Tod, gleichzeitig mit Grillparzers Meisterwerken seine Dramen schrieb. Aber in diesen teils wildverworrenen, teils skizzenhaften Dramen Grabbes glüht und brodelt so warmes Lebensblut, daß ihre Vorzüge doch nicht von ihren Fehlern verdeckt werden können. Wer einer dramatischen Gliederpuppe, wie etwa Geibels preisgekrönten „Sophonisbe“, Bewunderung zu zollen vermag und Grabbes „Napoleon“ und „Hannibal“ wegen der Verzerrung, die uns so oft neben wirklich Gewaltigem bei ihm entgegengrinst, nicht ernst nehmen kann, dem muß man unmittelbares Empfinden für tragische Größe absprechen.

Grabbe hat Lustspiele und Tragödien geschrieben. Sein Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ ist eine Litteraturkomödie, in welcher er Raupach und die Schicksalstragiker, die Vorliebe für Walter Scott und die Dresdener Poeten verspottet. Er hat also in dem 1822 niedergeschriebenen Stücke ungefähr dieselben Richtungen bekämpft, wie drei Jahre später Graf Platen in seiner „Verhängnisvollen Gabel“. Aber welch ein unüberbrückbarer Gegensatz thut sich auf zwischen diesen beiden Komödiensatiren! Grabbe übernimmt die Selbstironie und Formlosigkeit von Tiecks Litteraturkomödien; Platen schafft etwas Neues, indem er die griechische Kunstform unter leisen Abänderungen mit einem der Gegenwart entnommenen Gehalte füllt. Der Vertreter höchster Formenschönheit und der alles Schönheits- und Formensinnes bare Grabbe sind nicht bloß Zeitgenossen; in ihren Litteraturkomödien und in der Dramatisierung des „Aschenbrödel“ berühren sich die beiden Antipoden auch im gleichen Stoffe. Graf Platen potenziert das Märchen, indem er es mit einem zweiten, dem Dornröschenmärchen, verschlingt, der grimmige Gegner der Romantik schwelgt in der wundervollen Märchenwelt, die den Sinn gefangen hält. Grabbe versetzt sein 1835 vollendetes „Aschenbrödel“ in die lumpigste Gegenwart; er hat weder Gefühl noch Achtung vor den goldenen Flügeln des Falters, an die er seine grauen Stacheln der Satire anklebt. Ueber manchen Sarkasmus in den beiden Grabbeschen Komödien, besonders über seine Behandlung des Teufels, der als Mittel gegen die Schlaflosigkeit Klopstocks „Messias“ liest und sich seinen Huf von einem Dorfschmied neu beschlagen lassen muß, mag man noch immer lachen, allein sie können doch bloß als Anhängsel seiner Geschichtsdramen noch Anspruch auf Beachtung erheben.

Gelegentlich seines „Kaiser Barbarossa“ bittet Grabbe noch 1829, nicht zu vergessen, daß er seiner Natur nach zum Historiker bestimmt gewesen sei und

die Geschichte wirklich genau kenne, wenn er auch als Dramatiker unbekümmert um Richtigkeit in Kleinigkeiten — läßt er doch z. B. Numantia von Scipio nach der Schlacht von Cannä erobern und die Cherusker Stiefel tragen — nur den Geist der Geschichte hervorziehe. Und von seinem „Marius und Sulla“ meinte er, das Trauerspiel zeige trotz aller Fehler, daß sein Autor sich auf historischen Blick verstehe. In der Dramatisierung von Geschichtsbildern — man möchte sie oft als dramatische Epigramme bezeichnen — beruht das Wertvolle und Eigenartige von Grabbes Dichtung. Vom „Gothland“ hat er selbst geurteilt: es gebe in der Litteratur schwerlich etwas Tolleres und Verwegeneres. Die Stimmungsmalerei, wie Zacharias Werner sie im „Vierundzwanzigsten Februar“ geübt hat, ist mit allen Greueln von Shakespeares „Titus Andronikus“ und den gesteigerten Cynismen des medizinischen Dichters der „Räuber“ zu einem dramatischen Ungeheuer vereinigt. Der Mohr Berdra, der den edlen Herzog Theodor zum Brudermord verhetzt, hat Jagos Bosheit geerbt; aber der von den Stürmern und Drängern als dramatisches Motiv beliebte Brudermord wird noch durch Vaterlandsverrat und die Verstoßung des treuen Weibes, die Auflehnung des zur Wollust verleiteten Knaben gegen seinen Vater geschärft. Die Schilderung des im Grabgewölbe eingesperrten und dort von Schlangen angefressenen Rolf hat kaum irgendwo ihr Gegenstück an haarsträubender Gräßlichkeit. Daneben feiert Grabbes Vorliebe für geographische Schilderungen ihre Orgien: das stürmende Meer und das eisige Grenzgebirge Schwedens, Finnen, Lappländer, Mohren werden in wirrem Durcheinander vorgeführt. Aber zweifellos hatte Tieck recht, die dramatische Kraft des Dichters des „Gothland“ höher zu werten, als er seine verderbte Phantasie und Ueberspanntheit tadeln mußte. Zunächst freilich schienen sich diese Fehler mehr als seine Vorzüge zu entwickeln.

Man denkt in weiteren Kreisen, sobald von Grabbe die Rede ist, in erster Reihe an seine Tragödie „Don Juan und Faust“. Wie er selbst sich an dem Gedanken berauschte, durch Gegenüberstellung von Mozarts und Goethes Helden innerhalb eines Dramas alles Vorhandene zu übertreffen, so imponiert diese Paarung des Geistes- und Sinnenhelden auch jugendlichen Lesern immer von neuem. In Wirklichkeit war zur Behandlung des Faustproblems niemand ungeeigneter als Grabbe. Nirgends ist er so vollkommen der Phrase verfallen wie in Fausts Reden. Philosophisches Erfassen lag Grabbe völlig ferne. Um nicht von Goethes gesunder Reife und Abgeklärtheit zu reden, Grabbe fehlten auch völlig Ideen und Grundsätze, auf denen Klinger seinen Faustroman aufbaute. Grabbe vermochte wohl für Freundschaft, niemals für Liebe echte und zu Herzen gehende Töne zu treffen, noch die farbenglühende Sinnlichkeit auszudrücken wie Lenaus Don Juan. Grabbes Tragödie mit dem Doppelhelden erscheint heute trotz vieler einzelner Schönheiten im ganzen ungenießbar. Außer dem Faust wollte Grabbe noch einen andern Fahrenden, den die deutsche Sage zu ihrem Liebling gewählt hatte, zum Helden eines Dramas machen: Eulenspiegel. Nicht als bloßer Spaßmacher sollte er erscheinen,

sondern als Vertreter der „aus dem tiefsten Ernst entstandenen deutschen Weltironie“. Der Plan kam so wenig wie jener eines Kosciuszko=Dramas*) zur Ausführung. Aus den Entwürfen seiner beiden letzten Dramen=Pläne: „Christus“ und „Alexander der Große“ besitzen wir nur einige Verse, die indessen recht deutlich Grabbes Art kennzeichnen. Am Rande des Hellesponts gebietet Alexander seinen Phalangen Halt:

„Drei blut'ge Flecke rückwärts:
Dort Marathon, da Salamis, näher noch
Plätäa! Und noch ein Bergesthor, das einst
Leonidas mit seinem Blut und Namen zierte ... Den Faden
Durchschnitten, der da brausend Asien von
Europa trennt! Die Schiffe her! Wer aber kühn,
Der schwimmt, die Flut zertrümmernd, durch
Wie ich mit Helm und Panzer.“

Und mit dem Rufe: „Wie der Meergott ihm nach!“ folgen ihm die Makedonier in „der Perser unermess'nes Reich.“ Packende Momente, Geschichtsbilder sind es, die derart Grabbes Einbildungskraft fesseln; um diesen Kern gruppiert sich dann bei ihm das Drama. Heinrich von Kleist hat einmal in solcher Weise ein Drama geschrieben, als er die Fehde der „Schroffensteine“ in der wundervoll sinnig=sinnlichen Verkleidung der sich liebenden Kinder so deutlich vor Augen sah, daß es ihn drängte, die Vorgeschichte ihrer Katastrophe zu enthüllen. Grabbe reiht immer und überall solche Bilder aneinander, und ganz natürlich fallen die Zwischenglieder im Verhältnis zu den Hauptmomenten matt aus, ohne daß die Schwung= und Lückenhaftigkeit der Komposition verdeckt wird. So ist es wenigstens in „Marius und Sulla“, dessen großartige Bruchstücke uns am deutlichsten Grabbes bedenkliche Arbeitsmanier verraten, im „Hannibal“ und „Napoleon oder die hundert Tage“, wie im letzten vollendeten Drama, der „Hermannsschlacht“. Grabbe erklärte dieses sein bestes Werk für einen „Koloß, auf durchaus neuen Wegen fortschreitend“. Es war kein neuer Weg, sondern nur der Abstieg oder Sturz auf dem schon in „Marius und Sulla“ eingeschlagenen, bedenklichen Wege. Das Streben nach originaler Ausgestaltung des Geschichtsdramas führte zur Zersprengung jeder Form. Grabbe glaubte sein Drama der Geschichte näher zu bringen, wenn er nicht mehr in Akte, sondern nach dem Verlauf des Kampfes in Tage und Nächte einteilte. In Schlachtenschilderungen schwelgte Grabbe bereits im „Herzog von Gothland“. Aber aus diesen Schlachtendichtungen erwuchs ihm allmählich der Glaube an seine eigene Feldherrnbegabung. Während jeder besonnene Dramatiker Schlachten zu vermeiden sucht, deren scenische Mißlichkeit bereits Shakespeare in den Prologen zu seinem „König Heinrich V.“ beklagte, konnte sich Grabbe im „Napo=

*) Robert F. Arnold, Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Litteratur. Berlin, Mayer & Müller, 1898.



leon", „Hannibal" und in der „Hermannsschlacht" nicht genug thun in Vorführung ganzer Heere mit ihren taktischen und strategischen Bewegungen, Schlachten und Belagerungen. Wir haben ja unter den lebenden Dichtern ein ähnliches Beispiel beobachten können. Auch bei Karl Bleibtreu hat sich aus einer ursprünglich dichterischen Beschäftigung mit Kriegsvorgängen allmählich der Glaube an hervorragende eigene strategische Begabung entwickelt. Wenn Bleibtreu durch dieses Selbstvertrauen sich nicht zu dramatischen Unmöglichkeiten hinreißen ließ, sondern eine eigene, anziehende Mischgattung von Erfindung und Kriegsberichten ausgebildet hat, so hat Grabbes Dramatisierung der Schlachten von Ligny und Waterloo doch auch den Bühnenleiter Immermann, der den „Napoleon" aufführen wollte, „zu freudiger Bewunderung dieser neuen und dreisten Art hingerissen". Die Begeisterung für Napoleon hat Grabbe zudem nicht gehindert, Blücher und Gneisenau mit der preußischen Landwehr warmherzig zu verherrlichen, wie er auch seinem Faust begeisterten Preis Deutschlands in den Mund legte:

„O Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!"

In zweien seiner Werke zum mindesten hat Grabbe mit Ernst und Erfolg nach dramatischer Formgebung seiner großen Geschichtsbilder gerungen. Noch ist es keinem Dichter gelungen, ein lebensfähiges Drama aus dem ungeheuren Stoffe der Hohenstaufenkämpfe herauszugestalten, so viele auch darnach gestrebt haben.*) Immermann, der sich selbst lange mit einem Hohenstaufencyklus abgemüht hatte, zweifelte zuletzt an dem legitim-dramatischen Blute der Hohenstaufen; Richard Wagner gab sein Barbarossa-Drama auf, um „Siegfrieds Tod" zu dichten. Ob ein Dichter der Zukunft Immermanns vorwurfsvollen Zweifel durch die siegreiche That widerlegen wird? Unter den bis jetzt gewagten Hohenstaufendramen stehen jedenfalls Grabbes „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI." in erster Reihe. Den Bedürfnissen der Bühne lassen sich beide unschwer anpassen, und das Wenige, was auch sie von Grabbes Unarten tragen, wäre leicht zu beseitigen oder zu mildern. Kraft und Kühnheit in Vorführung der beiden Kaiser und des welfischen Löwen, der Mailänder und Sachsen, Sizilianer und Sarazenen, geschichtliche und dichterische Größe sind beiden Dramen in einem Grade eigen, daß ihre Fehler dem gegenüber wenig bedeuten. Die Gegenüberstellung des kühl berechnenden Heinrichs VI. und des jeden Augenblick von seinen Leidenschaften hingerissenen Richard Löwenherz zeigen ebenso wie die Entgegenstellung von Napoleons Thatkraft und Ludwigs XVIII. Schwäche, Hannibal und Szipio die Kraft von Grabbes Charakterisierungskunst. Er malt

*) Beiträge zur Geschichte der Hohenstaufendichtungen haben ganz neuerdings geliefert: Gabriel Alexis, „Friedrich von Heyden mit besonderer Berücksichtigung der Hohenstaufendichtungen". Breslau, Verlag von Preuß und Jünger 1900, und W. Deetjen, „Immermanns ‚Kaiser Friedrich der Zweite'. Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen". Leipziger Dissertation 1901.



überall al fresco, aber es sind Farben von bleibendem Glanze. Jedenfalls beweisen die beiden Teile seines Hohenstaufencyklus, daß der Dichter wohl höherer Entwicklung fähig gewesen wäre, wenn nicht Schicksal und Schuld zusammen zum Untergange des Menschen gewirkt hätten.

Wenn wir an Grabbes hundertstem Geburtstage seiner gedenken, so dürfen wir es uns ersparen, oft erhobene Vorwürfe zu erneuern. Ob wirklich erste Jugendeindrücke so zerstörend auf ihn eingewirkt haben, wie er es zu seiner Selbstentschuldigung beklagte in dem Ausrufe: „Was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtnis das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben"? Wenn der Vater als Aufseher des Detmolder Zuchthauses seinen Knaben auch nicht vor den Eindrücken dieses Milieus bewahren konnte, so haben die Eltern doch mit Liebe und Verständnis die Wege des jungen Genies zu ebnen gesucht. Aber in Leipzig und schlimmer noch in Berlin hat Grabbe als Student sich einem wüsten Kneipenleben ergeben. Ihn diesen Versuchungen zu entreißen, gelang Tieck während eines halbjährigen Aufenthalts in Dresden so wenig wie später Immermann in Düsseldorf. Grabbes leidenschaftlichem Wunsche, Schauspieler zu werden, stand sein ungünstiges Aeußere im Wege. In Detmold meinte man es gut, als man ihn als Auditeur anstellte, allein trotz aller ihm gewährten Nachsicht wurde diese Dienststellung für Grabbe unerträglich, nachdem auch seine Ehe sich als ein unseliger Fehlgriff herausgestellt hatte. In den Immermannschen Kreis trat er bereits als ein Tiefgesunkener ein, und wenn sein dramatisches Genie auch bis zuletzt Funken sprühte, die Trunksucht, welche schon den Detmolder Gymnasiasten ergriffen hatte, mußte den in seinen Dichter- und Liebesträumen schwer enttäuschten, von dem drückendsten Geldmangel verfolgten Mann rasch und unrettbar dem traurigen Ende zuführen. Die zunehmende Formlosigkeit seiner Dramen entsprach der Zerrüttung des Menschen, wie der Zwiespalt zwischen genialisch Großem und phrasenhaft Verzerrtem in seinen Dichtungen in dem widerspruchsvollen Aeußeren Grabbes ihr Gegenstück hat. Eine hohe, gewölbte Stirn, so schildert ihn Immermann, Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase, und dazu ein schlaff herabhängender Mund, „der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute". So reißt uns denn auch seine Dichtung bald mit genialem Schwunge empor, um dann durch unerträgliche Geschmacklosigkeiten uns zu enttäuschen.

Grabbe selbst klagt einmal, und zwar gerade in den Monaten, da ihn das Ungetüm „Napoleon" fesselte, seine tolle Lebensart an. Aber welche Genialität, ja welch prophetischer Scharfblick ist in diesem „Napoleon", der noch vor der Julirevolution entstand, zu bewundern. Wer dieses Volksgetümmel im Palais royal, diese wundervollen Kriegsscenen dichten konnte, der durfte wohl (20. Oktober 1831) über sich selbst urteilen: „Daß ich sehr gäre, sehr schlimm jetzt bin, weiß ich auch. Ich habe fünf Seelen im Kopfe. Ich weiß aber auch,

daß ich nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze und Schlacken und Felsen zu sehen, die ich ausgeworfen habe, und sie zu benutzen." Schätze und Schlacken, gigantische Felstrümmer und wertlos glitzernde Kiesel sind in Grabbes Werken durcheinander gemengt. Nicht neben die durch Selbstzucht hervorragenden großen geistigen Führer unserer Litteratur und unseres Volkes darf der Detmolder Dramatiker treten. Aber zu Günther und Bürger, den hochbegabten Sängern, deren Leben und Dichten früh zerrann, gesellt sich der in wilder Selbstzerstörung, aber mit leidenschaftlichem Ernste schaffende, genial schaffende Dramatiker, dessen kraftvolle Dichtungen wohl noch auf lange hinaus zu den Werken gehören werden, welche die Teilnahme jugendlicher wie gereifter Leser zu wecken und zu fesseln vermögen.



Der Abenteurer.

Von

Hans Benzmann.

Wie kühn, saumselige Natur,
Entsprang ich deinen Banden,
An ferner, unbekannter Flur
Als Sieger einst zu landen!

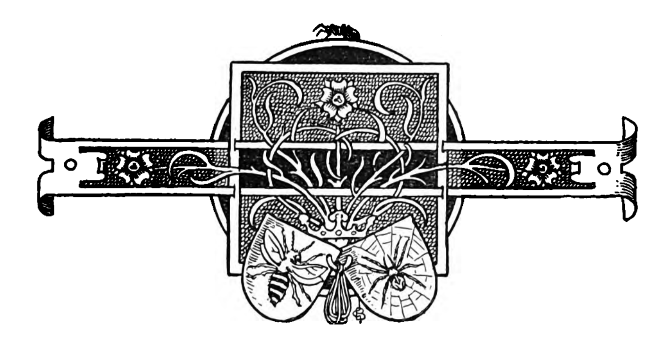
Wie war mein Bogen straff gespannt,
Wie klirrten im Köcher die Pfeile!
In Wintersturm und Sonnenbrand
Späht' ich nach neuem Heile.

In meinem übermütigen Sinn
Schalt ich der Alten Thaten,
Ein Eigner schritt ich prahlend hin,
Unstet und unberaten. . . .

Gar bald hat mich der Feind umstellt;
Auf schlüpfrigem Gelände
Focht ich, ein ungestümer Held,
Und focht bis an mein Ende. . . .

Nun lieg' ich hier auf meiner Wehr,
Auf meines Lebens Scherben,
Und blute hin und wünsch' nichts mehr,
Als ungestört zu sterben.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Es war schon dunkel geworden, und in dem großen Speisesaal, dessen kostbarsten Schmuck die zahlreichen ungerahmten venetianischen Glasspiegel bildeten, brannten bereits die elektrischen Flammen.

„Großartige Idee!" rief Gerd, der sich sein junges Huhn mit Gurkensalat vortrefflich munden ließ, indem er sich umblickte und auf die endlosen Vervielfachungen deutete, die durch die gegenüber hängenden Spiegel hervorgerufen wurden. „Ihr speist hier täglich in großer Gesellschaft und braucht doch nur für zwei zu decken."

Gerd schien vorzüglicher Laune und erzählte unaufhörlich. Er hatte eine bedeutende Gabe, die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Mitmenschen zu erfassen und wiederzugeben, und verstand es meisterhaft, Personen, von denen er redete, in ihrer Sprache und ihren Manieren nachzuahmen. Alma kam aus dem Lachen nicht heraus, und selbst Bernd taute nach und nach auf, was daraus zu ersehen war, daß er selber wacker mit lachte und anstatt des leichten Mosels, den man anfangs trank, sehr bald ein paar bedeutende Marken aus dem Keller heraufholen ließ.

Aber als die Zeit vorrückte, wurde Gerd zerstreut, er blickte nach der Uhr, verlor dabei den Faden seiner Erzählung und rückte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her. Alma merkte, daß es ihm am Herzen lag, mit Bernd seine Angelegenheit zu besprechen, und taktvoll, wie sie war, erhob sie sich, sagte, sie wolle die Herren dem Schicksal und ihren Flaschen überlassen, wünschte gute Nacht und verschwand.

Als sie gegangen war, verfinsterten sich Gerds Züge und er begann sofort von Maria und seinen Plänen zu reden. Seine Anwesenheit müsse möglichst verborgen bleiben, es gebe keinen anderen Weg, Maria zu sehen, als

den der Ueberraschung. Aus seinen hastigen, überstürzten Worten konnte Bernd zu seinem Erstaunen ersehen, wie recht Alma mit ihrer Behauptung gehabt hatte, daß zwischen Gerd und der Gräfin keine intimeren Beziehungen bestanden haben könnten. Er hatte diese intimen Beziehungen vorausgesetzt. Er hatte sich den Umstand, daß sich Maria von Gerd entführen ließ, nicht anders erklären können, als daraus, daß sie eine Leidenschaft, eine Neigung für ihn besaß. Daß sie ihn hernach nicht heiratete, sondern seine Annäherung peinlich vermied, hatte er sich aus der Furcht der Frau vor dem Gespenst des erschossenen Gatten und vor dem Blute, das an den Händen des Geliebten klebte, erklärt. Aber was Gerd heute redete, das offenbarte ihm nicht die Bemühungen eines Liebhabers, der die moralischen Bedenken der Geliebten um jeden Preis überwinden will, sondern das war der Plan eines Wahnsinnigen, der ein ihm abgeneigtes Weib mit Gewalt in seine Bande zu zwingen versucht.

Bernd begann für die Reputation seines Hauses zu fürchten. Noch mehr fürchtete er sich vor Alma. „Hör mal, mein Junge," sagte er, Gerd unterbrechend und die Hand auf seinen Arm legend, „als ich dich hierher einlud, um noch einmal dein Heil bei Maria zu versuchen, da wußte ich nicht, wie du eigentlich mit ihr ständest. Ich dachte, es wär' nur der Geist des Retzau, der euch trennte, und bildete mir ein, du müßtest das der Maria doch endlich ausreden können. Aber wie ich dich heute verstehe, ist zwischen euch nie etwas gewesen."

„Beim Teufel, nein!" rief Gerd ingrimmig aus.

„Nun denn," sagte Bernd, „so bitte ich dich, meine Einladung als deplaciert anzusehen und den Ausgangspunkt für deine Operationen aus meinem Hause anderswohin zu verlegen. Mensch, das, was du vorhast, führt dich ja direkt in das Paragraphengewimmel des Strafgesetzbuches."

„Gut," versetzte Gerd. „Du kannst mir die Gastfreundschaft kündigen. Aber von meinen Vorsätzen lasse ich mich nicht abbringen. Ich miete mich dann eine Stunde von hier im blauen Engel ein und versuche es von da aus, mein Ziel zu erreichen. Uebrigens," fuhr er wieder in einen jovialen Ton zurückfallend fort, „übrigens bist du ein Thor, mon cher frère, wenn du glaubst, ich würde auch bei den gewagtesten Operationen der Gräfin Maria gegenüber die Pflichten und das Benehmen des Gentleman verleugnen. Du kannst in dieser Beziehung ganz ruhig sein, mein Bester. Und nun bitte ich dich, mich noch für eine Stunde zu dispensieren, ich habe noch einiges zu besorgen und möchte auch noch ein wenig im Park promenieren." Er erhob sich. „Du kennst meine Schwärmerei für stille Mondscheinnächte," setzte er mit einem höhnischen Lächeln hinzu.

Bernd stand mit einem Seufzer gleichfalls auf. Er fühlte, daß Gerd gegenüber alles weitere Reden überflüssig war, und er brannte darauf, zu Alma zu gehen und mit ihr die Sache zu bereden. Als Gerd seinen Mantel umgeworfen und das Haus verlassen hatte, begab sich Bernd nach dem Boudoir seiner Frau. Alma war noch wach, sie lag, mit einem Schlafrock von weißem

Kaschmir bekleidet, in einer bequemen Causeuse und blätterte in einem Journal. In großer Aufregung teilte ihr Bernd seine Unterredung mit Gerd und seine Befürchtungen mit. „Ich habe mir seit unserer Verheiratung alle Mühe gegeben, den schlechten Ruf unseres Hauses zu bessern," schloß er, „und es wäre mir äußerst fatal, wenn dieser Unglücksbruder uns durch irgend etwas Rabiates, das er unternimmt, in den Mund der Leute brächte."

Alma hatte das Antlitz hinter ihrem Journal versteckt. Sie war etwas bleicher geworden, aber zugleich war der Ausdruck einer tiefen Befriedigung in ihre Züge getreten. Nun ließ sie das Journal sinken und fragte gleichmütig: „Also es ist so, wie ich vermutete — die Gräfin hat ihn nie geliebt?"

„Es scheint so," bestätigte er.

„Nun denn, mein Freund," fuhr Alma mit großer Bestimmtheit fort, „dann erlaube mir, daß ich dich vor einem unüberlegten Schritte warne. Meiner Ansicht nach wäre es die größte Thorheit, die du begehen könntest, wenn du Gerd in diesem Augenblick dein Haus verschlössest. Denn der Schwerpunkt liegt ja nicht darin, daß Gerd in unserem Hause weilt, sondern darin, daß er dein Bruder ist. Seine etwaigen Extravaganzen werden uns also immer zur Last fallen, ob er sie von hier oder vom blauen Engel aus begeht, ja, der Skandal würde im letzteren Falle nur um so größer sein. Meiner Ansicht nach haben wir keine andere Pflicht als die, deinem Bruder, den du selber eingeladen hast, seine Tage hier so angenehm wie möglich zu gestalten. Das übrige wird sich dann ja historisch entwickeln."

Bernd sah sie bewundernd an. Immer traf sie doch den Nagel auf den Kopf. Wenn sie nur ein wenig hingebender zu ihm sein wollte. Ob er nicht doch vielleicht dem unglückseligen Axel die Schuld bezahlen sollte? Doch bei diesem Gedanken verzerrten sich seine Züge, als ob ihm etwas Bitteres auf die Zunge gelegt wäre.

Sie verließen nun das Boudoir und begaben sich nach dem Schlafzimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Alma lag noch lange wach, und ihr Gemahl hätte sich gewundert, wenn er die Gedanken gekannt hätte, die sie nicht schlafen ließen. Für ihn war Alma immer nur die korrekte Frau, kühl, überlegend, ohne Leidenschaften, die ganz genau wußte, welche Macht sie in ihrer ungewöhnlichen Schönheit besaß, und die diese Macht auch nach allen Seiten hin geltend zu machen verstand, ohne sich dabei innerlich aufzuregen oder gar nach außen hin zu exponieren. So in ihrer ruhigen, überlegenen, fast phlegmatischen Art hatte er sie vor zwei Jahren bei einer Jagd auf dem Gute ihres Vaters kennen gelernt. Schlank und doch üppig, eine von ihrem Piedestal herabgestiegene Germania, hatte ihn ihr erster Anblick bereits überwältigt und den Entschluß in ihm gezeitigt, sie um jeden Preis zu gewinnen. Er war sogar bereit gewesen, die Schulden ihres Bruders, von denen man munkelte, zu bezahlen. Und Alma ging ohne

weiteres auf seine Werbung ein. Nicht als ob sie irgend etwas für ihn gefühlt hätte — so thöricht war Bernd nicht, sich das einzubilden —, sondern weil sie ein starkes Familiengefühl besaß und den Bruder unter allen Umständen retten wollte. Freilich, als Bernd nach der Hochzeit erfuhr, um welche fabelhafte Summe es sich bei Axel handelte, lehnte er jede Hilfe ab. Und Alma wußte sich dafür zu rächen. Sie gewährte ihm scheinbar alles, was er verlangen durfte, und ließ ihn doch zugleich ahnen, daß sie ihm eigentlich nichts gewährte. In den Händen dieser Frau fühlte er sich willenlos. Nichts vermochte ihre Ruhe, ihre Korrektheit, ihre halb gutmütige, halb ironische Ueberlegenheit zu erschüttern.

Und doch kannte Bernd nur das Aeußere seiner Gemahlin. Alma war durchaus nicht die kühle, ruhige, in sich selbst befriedigte und gefestigte Natur, die er in ihr zu sehen sich gewöhnt hatte.

Alma war unter starken religiösen Einflüssen aufgewachsen. Sie stammte mütterlicherseits aus einer Familie, die sich zu den pommerischen Altlutheranern zählte und zur Zeit der Kämpfe gegen die Einführung der Union in Preußen eine gewisse Rolle gespielt hatte. Ihre Großeltern waren erweckte und bekehrte Christen gewesen. Unter den Eindrücken, die es im großelterlichen Hause empfing, war in dem Kinde schon frühzeitig der Entschluß gereift, sich später als Diakonissin oder Johanniterschwester gänzlich dem Herrn zu weihen.

Aber die Großeltern starben, und deren Sohn und Erbe, der älteste Bruder ihrer Mutter, war lau und gleichgiltig. Als er später eine reiche, aber ganz weltlich gesinnte Frau heimführte, trat er sogar förmlich aus der Freikirche wieder in die Landeskirche zurück, um seinen Kindern die Carriere nicht zu erschweren.

Auch Almas Mutter war nicht entschieden genug, um die aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Anschauungen im eigenen Heim aufrecht zu erhalten. Ihr Gemahl, Herr von Drewitz, der sich in seiner Leutnantszeit gründlich ausgetobt hatte, war zwar den äußeren Formen des Christentums sehr zugeneigt, aber er besaß doch mehr Adelsstolz und Ehrgeiz, als sich mit einem wahren Christentum verträgt. Vor allem beherrschte ihn die Idee, daß Axel, sein einziger Sohn, feurig, gewandt und begabt, wie er war, den etwas verblichenen Glanz der alten Familie wieder auffrischen sollte. Für ihn wurde gedarbt und gespart. Alle Mittel, die das tiefverschuldete Gut irgend noch hergeben konnte, wurden auf ihn verwendet. Der Alte trank billigen Wein und rauchte schlechte Zigarren, Frau und Tochter mußten sich in der Toilette, in der ganzen Lebensführung aufs äußerste beschränken, die ganze Familie kam nie aus dem alten, baufälligen, mehr als bescheidenen Herrenhause heraus.

Und doch fühlte Alma gerade jetzt, da die religiösen Eindrücke in ihr zu erblassen anfingen, einen lebhaften Zug nach der großen Welt. Sie konnte ihn nicht anders befriedigen als durch Lektüre. Sie las, unbeaufsichtigt wie sie war, vornehmlich die französischen Realisten, aber auch Ibsen, Tolstoj und

die jüngsten Deutschen. Ausgestattet mit einer gewaltigen Kraft der Phantasie, von den Pflichten des alltäglichen Lebens wenig in Anspruch genommen, lebte sie sich in eine Welt hinein, mit der sie thatsächlich und persönlich kaum eine Berührung hatte. Sie fühlte den tiefen Lebensüberdruß, aber auch zugleich den ganzen prickelnden Reiz, den diese Litteratur in unbefestigten Gemütern zu erzeugen vermag. Aber während sie so mit der Sünde spielte, wurden auch die christlichen Eindrücke ihrer Jugend wieder lebendiger. Mit voller Deutlichkeit erkannte Alma die trostlose Verlogenheit des unseligen Doppellebens, das sie führte. Und doch fand sie nicht die Kraft in sich, ihre Phantasie zu zügeln, ihr Herz zu läutern. Aber sie sehnte sich nach dieser Läuterung. Irgend ein äußerer Anstoß, irgend eine von Gott herbeigeführte Wendung ihres Lebens sollte sie ihr bringen.

Da entdeckte ihr Axel seine Schulden. Der Vater durfte davon nichts erfahren. Er war überhaupt gar nicht in der Lage, zu helfen. Helfen konnte nur Künwald, den Axel bei irgend einem Manöver kennen gelernt hatte. Er würde ihn zur Jagd mitbringen, und Alma solle alles aufbieten, um ihn zu fesseln.

Alma glaubte keine Wahl zu haben. Sie nahm Künwalds Werbung an und ward seine Frau. Aber das erwartete läuternde Ereignis in ihrem Leben war diese Heirat nicht. Das Opfer, das sie zu bringen geglaubt hatte, war umsonst gewesen. Axel wurde in anderer Weise gerettet. Nur die eine Thatsache blieb bestehen: sie hatte sich verkauft, sie hatte sich einem Manne zu eigen gegeben, den sie nicht liebte, für den sich vielmehr ein starkes Gefühl der Verachtung in ihr regte. So sehr sie ihn äußerlich beeinflußte und lenkte, so wenig versuchte sie es, nach innen auf ihn einzuwirken. Dazu fühlte sie sich selbst zu zerrissen und zu befleckt. Und während sie sich so in inneren Gewissenskämpfen verzehrte, spielte sie nach außen die mit sich und ihrem Lose völlig zufriedene, korrekte und unantastbare Frau. Das Leben einer vornehmen Gutsfrau schien ihr völlig zu genügen. Sie hatte ihre Vögel, ihre Hunde, ihre Pferde, ihre Zofe, ihre kostbaren Toiletten, ihr herrliches Haus, ihren prächtigen Park, alles Dinge, die sie früher hatte entbehren müssen. Die große Welt schien für sie keine Reize zu haben. So sahen es die wenigen Menschen an, mit denen sie Umgang pflegte. Aber Alma wußte es besser, warum sie sich von ihrem Manne hier auf dem einsamen Gute einspinnen und festhalten ließ — sie wußte, der erste thatsächliche Schritt in jene Welt hinaus, in der sie mit ihren Phantasien lebte, mußte sie ins Verderben führen.

Sie hatte natürlich, wenn auch immer nur bei kurzen, flüchtigen Begegnungen, den Bruder ihres Gemahls kennen gelernt. Vom ersten Augenblicke an erweckte er ihr lebhaftes Interesse. Sie glaubte einen verwandten Zug in ihm zu entdecken. Daß sie sich äußerlich rein und unbefleckt erhalten hatte, während er bis an den Hals in den Sumpf der Sünde hineingewatet war; daß sie nach außen hin den Schein zu wahren verstand, während er seiner Laster sich rühmte; daß er die Gelegenheit zur Sünde aufsuchte, während sie

sie ängstlich mied — das waren doch nur äußere, durch die Verschiedenheit des Geschlechts, der Einflüsse und Verhältnisse bedingte Unterschiede. Was ihnen gemeinsam war, das war der innere Zwiespalt ihrer Natur. Denn Alma war fest davon überzeugt, daß wie sie selbst, so auch Gerd im Grunde ein wahrhaftiger Mensch war, daß er seine eigenen Ausschweifungen verabscheute und sich wie sie nach Erlösung sehnte. Freilich wieder mit dem Unterschiede, daß Alma genau zu wissen glaubte, daß die Erlösung ihr nur von oben, von Gott kommen könne, während Gerd jeden Gedanken an Gott und Vorsehung als eine Lächerlichkeit verwarf und verspottete.

Und in dieser heutigen Nacht, wie sie so schlaflos dalag, dachte sie darüber nach, wie eigentlich das, was sie für Gerd empfand, zu benennen wäre. War ihre Empfindung der Ausfluß einer unerlaubten, verbrecherischen Liebe, oder entsprang sie nur dem Wunsche, einen Menschen, dessen bessere Regungen sie allein zu kennen glaubte, gerettet zu sehen aus den Banden der Sünde?

Aber alle diese Gedanken verschwanden schließlich in dem einen, mit dem sie endlich auch, da die Dämmerung bereits hinter den Vorhängen aufging, einschlief: die Gräfin liebt ihn nicht. Und er wird das erkennen — vielleicht morgen schon.

Elftes Kapitel.

Gerd von Künwald schritt langsam den breiten Kiesweg hinab bis zu der Seitenpforte des Parkes, durch die er heute nachmittag eingetreten war. Die Nacht war schwül und dunkel, ein trüber Dunst lag in der Luft und dämpfte den Glanz der Sterne und des Mondes, der als schmale Sichel am Himmel stand. In den Bosketts des Parkes schlugen die Nachtigallen so laut und leidenschaftlich, daß sie jede andere Stimme der nächtlich ruhigen Natur übertönten; nur zuweilen klang durch ihr wonniges Schluchzen das melancholische Geschrei einer fernen Rohrdommel. Faulbaum, Jasmin und Flieder dufteten stark. Kein Blatt regte sich in der drückenden Schwüle.

Gerd verließ den Park und schritt an der geschorenen Buchenhecke entlang, bis dort, wo sie an den Drahtzaun einer Viehkoppel stieß. Hier drehte er das runde Schutzkreuz und schritt hindurch. Links und rechts von dem schmalen Fußsteg, den er verfolgte, lagen in träger Ruhe die Rinder, in der Dunkelheit wie große, weiße Steine leuchtend, und begleiteten mit verlorenem Brummen den Gang des späten Eindringlings. Jenseits der Koppel schimmerte ein rötliches Licht. Künwald verließ die Koppel, überschritt einen schmalen Feldweg und stand nun vor einem einstöckigen, langgestreckten und verfallenen Gebäude. Er klopfte an die verriegelte Hausthür. Wütendes, vielstimmiges Hundegebell erscholl hinten vom Hofe her. Zugleich ließ sich hinter der Thür eine seltsam dünne, heisere Fistelstimme vernehmen.

„Wer da?"

„Ich natürlich!" schrie Gerd, so laut er konnte.

Drinnen erklang ein unartikulierter Schrei. Dann flog der Riegel zurück, und im Rahmen der Thür erschien, von innen her beleuchtet, die hagere Gestalt eines alten Mannes, der dem Ankömmling beide Hände entgegenstreckte. „Heilige Mutter Gottes — das Jungchen!" rief die heisere Fistelstimme. „Na, komm rein, Jungchen, komm rein." —

Gerd trat in den Flur und dann in das erleuchtete Zimmer. Eine dumpfe, übelriechende Stickluft quoll ihm entgegen. Sie versetzte ihm den Atem. Und doch weiteten sich seine Nasenflügel und dehnte sich seine Brust, als wäre es eine vertraute Atmosphäre, in die er hier eintrat.

Ja, das war alles noch so, wie er's von seiner Kindheit her kannte. Da war der große tannene Tisch mit seinem Chaos von Tellern, Flaschen, Bürsten, Näpfen, Fallen und Gläsern. Da das alte, an drei oder vier Stellen zerrissene Roßhaarsofa. An den Wänden die vergilbten Stiche berühmter Pferde. Dort der Schrank mit den blitzenden Gewehren. Hinter dem Schrank die Kiste mit den lebendigen Kreuzottern, auf ihr der riesige, in träger Ruhe verharrende Kolkrabe. Und die vielen Spinnen, und der Schmutz und die Unordnung. Alles wie früher. Nur der romantische Schimmer schien davon weggewischt.

Gerd wandte sich um und sah den Alten an. Auch der schien unverändert. Schon vor 25 Jahren hatte man nicht gewußt, ob man ihn für einen Dreißiger oder für einen Sechziger halten sollte. Dasselbe graue, faltige Raubvogelgesicht mit den dichten, hellfarbenen Brauen, der blauen Nasenspitze, den bernsteingelben Augen. Und dieselbe alte, dunkelgraue Joppe, dieselben faltigen Hosen von Hirschleder, dieselben langen, geschmierten, nach Thran duftenden Stiefel. Aber von dieser Gestalt war der Zauber, den sie stets auf Gerd ausgeübt hatte, noch nicht völlig geschwunden. Dieser Alte da ward in gewissem Sinne sein Verhängnis! Er war ihm der Lehrmeister gewesen in allem Bösen. Und doch wußte er, daß ihm jede Faser dieses Menschen gehörte, daß dieser Mensch sich nicht weigern würde, für ihn zu stehlen und zu morden. Das war's, was das Schicksal ihm an Liebe zugedacht hatte — die hündische Zuneigung eines Halbwilden! — Wenn sie allein waren, sagten sie „Du" zu einander.

Er faßte den Alten beim Kragen und schüttelte ihn. „Na, Casprzik, wie geht's?"

Der Mensch schluckte heftig, klopfte Gerd auf die Schultern, streichelte seinen Arm und machte sich dann an dem Tisch zu schaffen, wo er alles planlos durcheinander schob. Die Freude verwirrte ihn. Endlich faßte er sich und sagte: „Ich wußt' ja, daß du kommen würdest."

„So, du wußtest es?" fragte Gerd.

Der Alte kicherte und deutete mit dem Daumen nach der Richtung, wo das Schloß Radöhl lag.

„Ach!“ Gerd biß die Zähne zusammen. „Gieb mir was zu rauchen und zu trinken!“ sagte er.

„Gleich, Jungchen, gleich.“ Er zog unter dem Chaos des Tisches einen Schlüssel hervor und lief hinaus. Gleich darauf hörte ihn Gerd in der Kammer nebenan und dann oben auf dem Boden hantieren.

Er warf sich in das Ledersofa, zog einen Holzschemel heran und legte die Füße darauf.

Seit 30 Jahren etwa mochte der Alte in Schönwalde sein. Als Kesselflicker und Kammerjäger war er auf den Hof gekommen und hatte bei dieser Gelegenheit ein wertvolles Pferd, das schon verloren schien, gesund gemacht. Schon damals wollte ihn Gerds Vater behalten, aber der Mensch hatte weiter gewollt. Plötzlich jedoch, nach ein paar Monaten, war er wiedergekommen und hatte sich freiwillig angeboten. Seitdem war er auf dem Gute geblieben; anfangs nur als Reitknecht, später zugleich als Gärtner, Jäger, Stallmeister, Oberinspektor, als rechte Hand des Besitzers. Er war ein wüster, verkommener Mensch von rohen Gewohnheiten und groben Manieren. Aber er verstand alles. Er hatte Schönwalde nach und nach zu einem Mustergut gemacht. Die zahlreichen Tümpel auf der Feldmark hatte er in Karpfenteiche verwandelt, Park und Wald waren unter seinen Händen zu Sehenswürdigkeiten geworden, namentlich aber hatte er das Gestüt, eine Liebhaberei des sonst so sparsamen Papas, das bis dahin nur das Mark des Gutes verzehrt hatte, zu einer Haupteinnahmequelle für dasselbe gemacht. Alles Getier wußte er sich dienstbar zu machen. Das wildeste Pferd gehorchte ihm bald ebenso wie die giftigen Kreuzottern, mit denen er allerlei Kunststückchen zu machen pflegte. Er war der gesuchteste Viehdoktor der ganzen Gegend. Ein großes Stück Geld verdiente er, war dabei aber persönlich ohne alle Bedürfnisse. Kein weibliches Wesen durfte seine Wohnung betreten. Das Essen brachte ihm ein Hütejunge vom Schloß herunter, das Aufräumen und Reinigen seiner Zimmer besorgte er selbst. Die Leute hatten eine abergläubische Furcht vor ihm — sie behaupteten, er habe einen Mord auf dem Gewissen. Und doch waren seine Papiere, als er vor so langer Zeit nach Schönwalde kam, in bester Ordnung gewesen.

Dieses Mannes unzertrennlicher Begleiter war Gerd einst gewesen. Unbeaufsichtigt, wie er war, brachte er fast jede freie Stunde in seiner Gesellschaft zu. Was gab's da alles zu lernen! Das ganze Leben der Natur schien dieser Mensch mitzuleben — kaum eine Vogelstimme, ein Lockton der Tierwelt, den er nicht nachzumachen verstand, kaum ein lebendes Wesen über oder unter der Erde, das er nicht, wenn er wollte, an sich zu gewöhnen und zu zähmen wußte.

„Merkwürdig!“ dachte Gerd, „daß ich nicht mehr von ihm gelernt habe, Reiten zum Beispiel. Ich bin immer ein schlechter Reiter gewesen. Freilich, eins hat er mir beigebracht: das Schießen. Der Schuß, mit dem ich den Retzau gerade ins Herz traf, stammte von ihm.“

Gerd strich seinen Schnurrbart und lauschte auf die Tritte des Alten, der oben noch immer hin und her ging.

Das war der Genius seiner Jugend gewesen! Ja, dieser Pollack, wie die Leute ihn hinter seinem Rücken nannten, dieser verbitterte und verbissene Halbmensch mit seinen perversen Empfindungen, seinen tierischen Instinkten, seiner grenzenlosen Menschenverachtung halte einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt auf sein Leben.

In einer vertraulichen Stunde hatte er ihm einmal seine Geschichte erzählt. Darnach hieß er Joseph Casprzik, war im Kreise Bischofsburg von katholischen Eltern geboren und hatte auf drei Stellen als Reitknecht, Gärtnerbursche und Jagdgehilfe zur großen Zufriedenheit seiner Herrschaft gedient. Häßlich, wie er war, hatte er bei den Mädels von Anfang an kein Glück gehabt. Aber er machte sich nicht viel daraus. „Mögt ihr mich nicht leiden, so sollt ihr mich fürchten," sagte er sich und wußte sich für jeden Spott, für jede Unbill so empfindlich zu rächen, daß ihn bald niemand mehr schief anzusehen wagte. Nur eine hatte er gemocht, die hatte aber erst recht nichts von ihm wissen wollen. Plötzlich jedoch schlug sie um, sie kam ihm selbst entgegen, und sie wurden ein Paar. Doch da erkannte er, daß die Heirat mit ihm nur den Zweck gehabt hatte, die Folgen ihres Verhältnisses zu dem Gutsherrn, bei dem sie beide dienten, zu verdecken. Casprzik schäumte und dachte an Rache. Er ließ sich nichts merken, legte aber, als er an einem der nächsten Tage dem Herrn das Reitpferd vorführen mußte, dem letzteren eine Handvoll Disteln unter den Schwanz. Das Tier ging durch, und der Herr, der ein schlechter Reiter war, fiel ab und wurde geschleift und starb vier Wochen darauf an seinen Verletzungen. Sein Weib wollte Casprzik anfangs erwürgen. Dann aber überlegte er sich, daß das eine zu teuer erkaufte Rache für ihn wäre. Er stieß sie aus dem Hause und sah mit Befriedigung, wie sie von einer Hand zur anderen ging, wie sie von Stufe zu Stufe sank. Schließlich ging sie nach Hamburg. Da gab Casprzik seine Stellung auf, löste sich einen Gewerbeschein als Kesselflicker und zog ihr nach. Auf dieser Reise hatte er zuerst Schönwalde berührt. Er wollte sehen, was aus ihr werden würde. Er hatte es gesehen. Sie war im Spital gestorben. Da kehrte er um und blieb in Schönwalde.

Casprzik war in gewissem Sinne ein Vollmensch. So leidenschaftlich wie in seinem Haß war er gewiß auch in seiner Liebe gewesen. Und aus der furchtbaren Täuschung, die ihm da widerfuhr, vermochte sich Gerd seine Menschenverachtung und seinen Weiberhaß zu erklären. Aber das war das Traurige, das Verhängnisvolle, daß dieser unselige Mensch sein eigenes Leben kreuzen und beeinflussen mußte.

Als er eben heranwuchs und auf schlimme Wege geriet, da war es Casprzik gewesen, der ihm diese Wege ebnete und bequem machte. Alle galanten Abenteuer seiner Jugend hatten sich unter dem Schutz und Schirm dieses Menschen abgespielt. Und je barbarischer und grausamer sich Gerd benahm, um so

entzückter zeigte sich der Alte. Er pflegte dann in sich hinein zu kichern: „So sind sie alle. Mache dir nur keine Gedanken, mein Jungchen, bist du der erste nicht, so ist es ein anderer. Und nur nicht zeigen, daß man sie lieb hat. Dann quälen sie einen zu Tode. Aber wenn du sie schlägst und mit Füßen trittst, dann kannst du sie um den Finger wickeln." War nicht vieles in seinem — in Gerds Leben — auf diesen Menschen zurückzuführen? Seine brutale, verächtliche Art den Frauen gegenüber, die durch alle äußeren Formen nie ganz verdeckt werden konnte, war sie nicht Casprziks Werk? Und war es nicht vielleicht gerade diese innere Roheit seines Wesens, die Maria instinktiv herausgefühlt, die sie für immer von ihm entfernt hatte?

Gerd hätte den Alten mit seinen Händen erdrosseln mögen. Und doch, da er jetzt wieder in das Zimmer trat, bepackt mit einer Anzahl dickbauchiger Flaschen, mit Pfeifen und Tabaksrollen, da überkam ihn eine Art Heimatgefühl. Seine Jugend hatte ihm nichts gebracht, als Irrtum und Schande, und doch hing er an ihr und an dieser Gestalt, die ihm das wesentlichste Stück seiner Jugend verkörperte.

Casprzik schnitt den Tabak, füllte die Pfeifen und schenkte die kleinen Spitzgläser voll. „Selbst gebraut," sagte er. „Wachholderschnaps. Kann Tote wieder lebendig machen. Und der Varinas ist auch noch derselbe, den du immer so gern geraucht hast. Nimm die Pfeife! — es ist deine, ich konnt' sie vorhin nur nicht gleich finden."

Ein bläulicher, wohlriechender Duft erfüllte das niedrige Zimmer. Gerd trank mehrere Gläser des scharfen Schnapses, und eine wohlige Empfindung durchrann seine Glieder. Hier war er wohlgelitten. Hier war ein Mensch, der bereit war, alles für ihn zu thun.

„Sag mal," fragte er plötzlich aus seinen Gedanken heraus, „wie kommt der Wilm, der Becker, wieder hierher? Ich sah ihn heute nachmittag die Hecke schneiden?"

„Lernt hier den Gartenbau."

„Unsinn! Der alte Kerl! Ist doch gewiß schon dreißig!"

„Nu ja, Unsinn. Aber wenn ein Frauenzimmer dabei im Spiel ist —"

„Ah! Wie denn?"

Casprzik zog den Mund schief und sog heftig an seiner Pfeife. „Du," sagte er, „nimm dich vor dem in acht. Er hat ein paar gute Fäuste. Und er hat noch den alten Tück auf dich wegen seiner Schwester, dem Hannchen —"

Gerd zuckte verächtlich die Achseln. „Nun ja, meinetwegen. Aber deshalb ist er doch nicht hierher zurückgekommen. Er war doch, so viel ich weiß, damals nach Schleswig gegangen?"

„Ja, und da hat er das dumme Ding, die Jette, kennen gelernt und sich in sie verliebt. Sie wollt' nichts von ihm wissen, gab ihren Dienst auf und kam hieher als Stubenmädchen. Da zog er ihr nach und hat den Herrn vom Himmel zur Erde gebeten, bis er ihn wieder annahm."

„Ist das die große, schwarze Dirn' mit den braunen Augen und dem Sammetmieder?"

„Ei, ja doch! Na —?" Der Alte sah ihn erwartungsvoll an.

Gerd schüttelte den Kopf. Er brütete vor sich hin.

Endlich stand er auf, trat an den Alten heran und legte die Hand auf eine Schulter. „Du mußt mir einen Dienst erweisen, Casprzik," sagte er.

„Was denn?" fragte der Alte in einem Tone, der erkennen ließ, daß der andere fordern konnte, was er wollte.

„Du weißt, daß Ma—, daß die Gräfin wieder in Radöhl ist?"

„Ich weiß."

„Nun denn, ich muß sie sprechen. Nicht im Schloß, da würde sie mich nicht annehmen. Ich muß draußen im Wald, im Park plötzlich vor ihr stehen, so daß sie mir nicht ausweichen kann."

Die gelben Augen des Alten funkelten lebhaft. „Gut," sagte er, „ich will sie dir aufspüren und vor die Büchse bringen." Er kraute sich in dem kurzen, borstigen Haar. „Aber weißt du, so leicht wird das nicht sein. Sie macht ja täglich ihren Spaziergang, aber dann ist sie nie allein."

„Wer begleitet sie?" fragte Künwald hastig.

„Ihr Hund."

„Du Narr! Und du glaubst, ich werde mich vor einem Köter fürchten?"

„Na, Jungchen, du weißt, ich verstehe mich auf Hunde. Und mit diesem Hund, das ist so 'ne Sache. Wenn der dich anspringt, liegst du auf dem Rücken und kommst auch ohne seinen Willen nich wieder hoch. Ne, ne — wenn der Hund dabei ist, dann is es nichts. Und überhaupt, hör mal — die Gräfin, da würd' ich nich wieder anbändeln! Die is nich so! Die hat so was —"

Also selbst auf dieses verrohte Gemüt hatte Maria einen besonderen Eindruck gemacht. Künwald seufzte. „Alles hängt daran!" stieß er hervor.

„Na, denn laß sehen —"

Sie setzten sich zusammen an den runden Tisch und begannen leise und flüsternd miteinander zu beraten.

Zwölftes Kapitel.

In nächtlicher Dunkelheit lag das langgestreckte Gebäude, in dem der größere Teil des berühmten Schönwalder Gestütes untergebracht war. Die hochliegenden Fenster waren aufgesperrt, und zuweilen erklang von innen heraus das Klirren einer Halfterkette oder das Stöhnen einer Mutterstute, die im Schlaf ihre Stellung veränderte. An die östliche Längsseite des Stalles schloß sich der Blumengarten an, mit einem kleinen Teich in der Mitte, aus dem eine Figur hervorragte, deren Umrisse in der Dunkelheit verschwammen. Von diesem Teiche breiteten sich strahlenartig die langen Blumenbeete aus, auf denen Veilchen,

Narzissen, Levkojen, Goldlack und all die anderen Zierpflanzen wuchsen, deren ein herrschaftlicher Haushalt zum täglichen Gebrauch bedarf. Ein betäubender Duft stieg von diesen Beeten und Rabatten auf, und mit schwerem Flügel strichen zahlreiche Nachtfalter darüber hin. Auf dem schmalen Stege, der sich an den Spalieren der Stallwand in schnurgerader Linie hinzog, kauerte eine schwarz-weiße Katze, die auf Raub sann oder auf Liebesabenteuer wartete.

Nichts rührte sich — nur dort, wo mit dem Stall zugleich der Garten endete und wo an der geschorenen Buchenhecke, die den letzteren begrenzte, eine niedrige Bank stand, saßen zwei Menschen im leisen, flüsternden Gespräch. Es war ein hübsches, schlankes Mädchen im buntgewebten Rock mit Sammetmieder und ein großer, etwa dreißigjähriger Mann in Arbeitsjoppe und Lederpantoffeln.

Sie saßen nicht wie ein Liebespaar, das miteinander einig geworden ist, in zärtlicher Umschlingung, sondern voneinander entfernt in einer fast feindseligen Haltung.

„Kannst du mich denn nicht ein bißchen, nicht ein kleines bißchen leiden?“ flüsterte der Mann mit erregter, heiserer Stimme.

„Nein, Wilm,“ versetzte sie, die bloßen Arme entschlossen unter der Brust kreuzend, „du bist mir zu wüst und zu grob und zu gewaltthätig.“

„So, und was hast mich denn angeglimmert mit deinen Luchsaugen drüben — dort in Kattenbusch? Was hast mit mir angebändelt und lieber Wilm zu mir gesagt?“

„Ich habe lieber Wilm zu dir gesagt, wie ich auch zu einem lieber Fritz und lieber August sage. Das ist doch nichts. Ich habe nicht mit dir angebändelt und habe dich nicht angeglimmert. Aber du bist mir nachgelaufen, bis ich es nicht mehr aushalten konnte.“

„Ja, ich bin dir nachgelaufen. Da hast du recht. Aber du hast es geduldet. Wenn du mich nicht mochtest, hättest du mir's gleich sagen sollen. Jetzt ist's zu spät. Ich kann nicht mehr von dir lassen.“ Er beugte plötzlich das Haupt tief herab und schlug beide Hände vor die Augen. „Ach, Mädel, Mädel,“ stöhnte er, „hast denn kein bißchen Mitleid — kein bißchen —“

Sie blieb bei diesem Ausbruch nicht unbewegt. Langsam rückte sie näher und legte die Hand auf sein Knie, die er hastig ergriff und mit seinen Fingern zusammenpreßte.

„Aber, Wilm, Wilm!“ sagte sie, „wie kannst du nur so sein. Siehst du denn nich, daß jedes Mädel vor dir Angst haben und weglaufen muß?“

Er sah sie mit seinen grauen Augen ruhig an. „Du brauchst nicht vor mir Angst zu haben,“ sagte er. „Wenn du mich ein bißchen mögen möchtest — ich — ich würde“ — er suchte lange nach einem Ausdruck, fand aber keinen, der ihm genügt hätte, und sagte zuletzt mit gepreßter Stimme: „ich würd' vor dir Tag und Nacht auf den Knieen liegen.“

Eine Weile schwieg sie und schwelgte in dem Glücksgefühl, das auch das niedere Weib empfindet, wenn ihm eine starke Leidenschaft entgegenflammt.

„Warum bist du denn von Kattenbusch weggelaufen?" fragte sie endlich mit absichtlich stark hervorgehobenem Vorwurf in ihrer Stimme. „Du hättest können Obergärtner werden — hier kannst ja gar keine Frau ernähren."

„Das findet sich. Ich kann arbeiten wie ein Pferd und versteh' mein Metier. Aber weshalb ich von Kattenbusch weggelaufen bin, fragst du? Du? Weil ich dich bewachen, weil ich ein Aug' auf dich haben muß."

Sie lachte hart auf. „Du bist ja ein ganz verrückter Narr, du mit deiner Eifersucht!" sagte sie ärgerlich.

„Gut, ich bin verrückt. Du hast mich verrückt gemacht. Aber so verrückt bin ich nicht, daß ich mich bei dir nicht auskenn'. Die schmucken Herren haben dir's angethan, die mit die weißen Hände und die aufgedrehten Bärte. Von denen magst du dir gern was vorerzählen lassen. — Du denkst dir nichts dabei — i bewahre — aber du magst es doch gern! In Kattenbusch der Herr Junker und der Herr Oberförster und der Herr Legationsrat, die strichen ja alle um dich rum, wie die Fliegen um den Honigtopf. Das liegt dir so im Blut, du. Aber nimm dich in acht, du, du kannst dabei zu Schaden kommen. Meinst, ich hätt' es nicht gesehen gestern nachmittag, wie er mit dir scharmuziert hat? Der Schuft, der —"

„Herr Gott im Himmel, schimpf doch nicht so. Ich hab' ihm doch auch gleich richtig Bescheid gesagt. Ich hab' ihm gesagt, ich kratz' ihm die Augen aus —"

„Ja, kratz' ihm die Augen aus — das heißt so viel wie: kommen Sie nur bald wieder, gnädigster Herr, dann werd' ich schon nicht mehr so borstig sein. Du, vor dem nimm dich in acht. Ich hab' dir's gesagt, daß er mir die Schwester verschandiert hat —"

Sie zuckte verächtlich mit der Schulter.

„Du," sagte er, „veracht' mir die Hanne nich. Sie war anders wie du, sie war still und duse, sie hat nach den jungen Kerls und nach den Tanzböden nie nichts gefragt. Aber der Schuft hatte sie rein verrückt gemacht mit seinem vermaledeiten Geschwätz und Augenverdrehen. Sie hätte der alten Mutter das Bett unterm Leibe vorziehen und verkaufen können, bloß um ihm was zu schenken, das er vielleicht in den Staub schmiß. Und dann, als sie dasaß mit dem Kind und mit der Schand', und als das Kind nach ein paar Monaten starb, und als er kam und ihr Geld bot — hol' ihn der Deiwel! — da verlor sie den Verstand und ging ins Wasser! Zehnmal hab' ich mir damals die Büchs geladen, aber ich hängte sie immer wieder weg. Ich war jung und hing am Leben. Aber jetzt, das sag' ich dir, wenn er dich auch zu Grunde richtet, dann ist mir alles egal — ich lad' mir die Büchs, aber ich häng' sie nicht eher wieder an die Wand, als bis ich ihn getroffen hab'."

„Gott, Wilm, wie du redst." Sie sprang erschrocken auf. Er aber faßte sie rauh an den nackten Armen und schüttelte sie, daß sie unter seinen Fäusten hin und her flog und beinahe den Boden unter den Füßen verloren hätte. „Wenn du dich mit ihm einläßt," knirschte er, „bei Gott, es ist sein Tod."

Sie riß sich von ihm los. Das Gefühl eines leisen Mitleids, das sie vorher für ihn empfunden hatte, ging unter in dem Abscheu, den seine Roheit in ihr erregte. „Geh!" rief sie zornig mit gedämpfter Stimme. „Du willst vor mir knieen? Schlagen würdest du mich, gleich am ersten Tage, wenn der Priester uns zusammengegeben hat. Kann ich denn was dafür, daß mir die jungen Herren nachlaufen? Aber den möcht' ich sehen oder die, die mir was nachsagen kann! Ich halt' auf meine Ehr'. Und da kommst du und redst von verschandieren und zu Grunde richten! Aber nun laß mich in Ruh', nun laß mich ein für allemal in Ruh', das bitt' ich mir aus!"

Sie ging von ihm weg, den schmalen Weg hinauf, der am Stall entlang führte. Er eilte ihr nach, und vor dem erregten Paar flüchtete die schwarzweiße Katze, die so lange auf dem Wege gekauert, mit ein paar Sätzen in die schützenden Blumenbeete. „Jette," rief er, „Jette, sei doch nicht bös! — es ist ja nur die Lieb', es ist ja nur die Angst um dich" — und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Aber sie hörte nicht auf ihn und lief weiter, bis dort, wo an der anderen Seite der Blumengarten in den Park überging und wo etwas seitwärts von dem Stalle der weiße Würfel des Herrenhauses sich erhob. Hier blieb sie stehen und sah ängstlich nach den schweigenden, weißverhängten Fenstern.

„Jette," keuchte er dicht hinter ihr, „hab' doch Erbarmen mit mir. Hab' mich ein bißchen lieb, versprich dich mit mir!"

Sie lenkte, einen Skandal befürchtend, ein. „Morgen," sagte sie, „morgen wollen wir alles besprechen, Wilm." Aber innerlich hatte sie fest beschlossen, daß sie ihn nicht mehr treffen wollte.

Er drückte ihr die Hand. „Morgen," sagte er bitter, „immer morgen!" In diesem Augenblick schlug vom Hofe her die große Uhr des Thorhauses zwölf. Nun riß sie sich los und verschwand um die Ecke des Hauses. Bald darauf sah er Licht hinter einem Fenster des Souterrains, wo die Mädchenkammern lagen. Hinter den weißen Vorhängen bewegte sich ihr Schatten ein paar Minuten hin und her, dann erlosch das Licht.

Er atmete tief auf und schickte sich eben an, davon zu gehen, als aus der Tiefe des Parkes ein leises Pfeifen sein Ohr traf.

Gerd, von dem Alten kommend, erregt durch das Wiedersehen und den reichlich genossenen Alkohol, schritt, das Felsenlied aus dem „Fra Diavolo" pfeifend, um den großen Rasenplatz auf das Herrenhaus zu. Vor der Thüre des Gartensalons, zu der er den Schlüssel mitgenommen hatte, blieb er zögernd stehen. Der Gedanke an das hübsche, schwarze Mädchen, das er heute nachmittag getroffen, fuhr ihm durch den Sinn. „Wollen doch mal sehen," dachte er, „ob die Kleine — ich kann ihr ja sagen, daß ich den Schlüssel vergessen hätte — noch zu sprechen ist?" Und er schritt um das Haus herum.

In demselben Moment bückte sich der Gärtner und verbarg sich hinter einem dichten Syringengebüsch.

Gerd traf das richtige Fenster. Er pochte leise an und schien dann mit dem Mädchen hinter den Scheiben zu verhandeln. Lautlos huschte der Gärtner über den Rasen und drückte sich platt an die Wand des Hauses. Mit den Händen tastete er an seinem Körper herunter nach irgend einer Waffe, aber er fand nichts als das Gartenmesser in seiner Tasche. Das zog er hervor, öffnete es und hielt es in der krampfhaft geballten Faust. Zitternd vor Aufregung, mit gespannten Muskeln und hervorquellenden Augen beobachtete er den Vorgang.

Künwald fand keinen Einlaß. Der Gärtner sah, wie er verdrießlich davonschlich, um durch den Haupteingang ins Schloß zu gelangen. Er atmete tief auf. „Heut' ist die Gefahr vorüber," murmelte er, „es hat doch Eindruck gemacht, was ich ihr gesagt habe." Er steckte das Messer wieder in die Tasche. „Nicht eher," sagte er, „als bis die Partie verloren ist. So lang noch ein Spürchen Hoffnung da ist, daß sie mein wird, will ich mir 's Leben nicht verpfuschen."

Er blickte zum Hause empor, wo im zweiten Stock die Fremdenzimmer lagen und wo eben zwei Fenster im hellen Lichtschein erstrahlten. „Du Hund!" knirschte er, mit geballter Faust hinaufdrohend, „laß mir das Mädel zufrieden, es könnte sonst dein Ende bedeuten!"

Leise schlich er in den Blumengarten zurück, wo, dem Pferdestall gegenüber, das große Gewächshaus lag, in dessen Bodenkammer er seine Wohnung hatte.

Dreizehntes Kapitel.

„Station Tramm!" sagte der Schaffner, die Coupéthüre öffnend, „hier wollten die Herren ja aussteigen." Er hatte ein Wohlwollen im Herzen gegen die beiden Herren, die da in dem Coupé erster Klasse saßen. Keiner von all den vielen Reisenden, mit denen er gestern und heute gefahren war, hatte ein Auge gehabt für sein gedrücktes Wesen und seine bekümmerte Miene. Aber diese beiden hatten sich sogleich erkundigt, warum er so traurig wäre. Und als er ihnen erzählt, daß vorgestern seine liebe Frau von Zwillingen entbunden wäre und daß es den Gören zwar gut gehe, daß er aber für die Mutter von großen Besorgnissen erfüllt sei, da hatten sie ihn getröstet und hatten ihm jeder ein Zehnmarkstück gespendet, „zur Begründung eines Sparkassenbuches für die Zwillinge". Kein Wunder also, daß er jetzt stramm und dienstbeflissen an der Coupéthüre stand und wartete, bis die Herren aussteigen würden.

„Na also, dann raus, Kuno," sagte Flemming und erhob sich. „Und mit gleichen Füßen hinein in die freie Natur!"

Kuno sprang mit einem eleganten Satz, wobei er in der Luft die Beine spreizte und wieder zusammenklappte, auf den Perron. Dann beugte er den Rücken, stützte die Hände auf die Kniee und rief, in dieser Bockstellung verharrend: „Ist's vielleicht gefällig, Herr Major?"

Flemming klemmte seinen Reiseführer und seinen Eichenstock unter den linken Arm und flog trotz dieser Behinderung, den Nacken des Freundes nur mit der Rechten berührend, mit einem mächtigen Satz über diesen hinweg.

„Dacht' es mir ja gleich," redete der Schaffner in sich hinein, „Militärs natürlich; Offiziere in Zivil. Sind wohl bei Majestäten in Kiel gewesen." Er salutierte noch einmal und sprang dann, während der Zug sich schon in Bewegung setzte, auf das Trittbrett.

„Adieu," rief ihm Flemming zu, „und gute Besserung für Ihre Frau!"

Der Zug brauste davon, und sie standen in der heißen Nachmittagssonne allein auf dem menschenleeren Perron. Der Postkarren war schon davongerumpelt, der Stationsvorsteher hatte sich bereits wieder in sein Bureau zurückgezogen, nur der halbwüchsige Kellner, der in der Thür des Wartesaales stand, starrte mit offenem Munde die beiden Reisenden an, die auf so sonderbare Weise ihr Coupé verlassen hatten.

„Was nun?" fragte Kuno.

„Was nun?" Flemming lachte. „Lieber Freund, wenn du solch einen Riesendurst hättest, wie ich, dann würdest du nicht erst lange fragen. Ich habe auf meiner ganzen Tour nichts als Cakes und Selterwasser zu mir genommen; ich habe gestern nacht auf Sr. Majestät Schiff Hohenzollern, zur Vermeidung allzu schroffer Uebergänge, die besten Gänge und die edelsten Weine vorübergehen lassen, aber jetzt ist's mit meiner Entsagung zu Ende, jetzt ist nur eine Stimme in mir und die ruft laut, wie in meiner besten Bonner Zeit: Bier her — oder ich fall' um!"

„Bon," versetzte Kuno, „ganz mein Geschmack. Aber hier?" Er blickte sich mißtrauisch um. Das Bahnhofsgebäude warf einen kurzen Schatten in Gestalt eines verschobenen Vierecks vor sich auf den Perron. Vor der Thür des Wartesaales war eine lackierte Holzwand mit bunten Glasscheiben zum Schutze aufgestellt, dahinter standen ein halbes Dutzend Lorbeer- und Oleanderbäume und ebensoviel kleine mit grau und roten Decken verhüllte Tische, auf deren jedem die obligate Plattmenage, der Aschbecher und die Streichholzbüchse standen.

„In unseren kultivierten Zeiten," sagte Flemming, auf einen der Tische zuschreitend, „kann ein durstiger Europäer überall ein Glas Münchener bekommen. Denn wo heute ein grüner Baum steht, da steht daneben auch ein Zapfapparat und sehr häufig auch da, wo kein Baum ist." Flemming befand sich in gehobener Stimmung. Er hatte die taktische Aufgabe, die ihm bei seinem Distanceritt gestellt war, glänzend gelöst und war von Sr. Majestät in Kiel aufs gnädigste empfangen worden. Persönlich hatte ihm der oberste Kriegsherr bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, daß er ihn unter gleichzeitiger Berufung zum großen Generalstab zum Major zu ernennen geruht habe. Am Abend hatte er an dem Souper auf der kaiserlichen Yacht Hohenzollern teilgenommen, und heute morgen, nachdem Kuno zu ihm gestoßen war, den schon vor seinem Auf-

bruch nach Kiel erbetenen Urlaub angetreten. Das stolze Glücksgefühl eines Menschen, der sich sagen darf, daß er die Erfolge, die er errungen hat, nicht fremder Gunst oder blindem Zufall, sondern einzig der eigenen Tüchtigkeit verdankt, beherrschte ihn und drängte momentan selbst den Gedanken an die verlorene Geliebte, der ihn sonst beständig quälte, in den Hintergrund. Zum erstenmal seit zwei Jahren reiste er mit leichtem Herzen, ohne die qualvolle Spannung des Suchens, zum erstenmal schaute er in den Sonnenschein und in die lachende Landschaft hinaus, ohne daß überall die geliebte Gestalt wie eine Vision vor ihm auftauchte. —

Jetzt eben hatte sich Flemming mit Kuno in die aufgeschlagene Spezialkarte vertieft. „Also hier," sagte er, mit dem Finger die Route andeutend, „geht es hinunter nach dem Kloster Tramm. Dort muß ich unter allen Umständen meinen alten Freund Benckendorf besuchen. Wir traten zusammen ins Regiment, und er würde es mir mit Recht übelnehmen dürfen, wenn ich hier durchwanderte, ohne ihm guten Tag zu sagen. Aber lange halten wir uns da nicht auf, wir marschieren vielmehr, sobald wir irgend loskommen können, hier den See entlang bis zu dem berühmten Wirtshaus: ‚Der weiße Springer'. Da schlagen wir unser Quartier für die Nacht auf und besuchen am andern Morgen das Schloß Radöhl."

In diesem Augenblick knirschte der Kies des Perrons hinter der Schutzwand, und die beiden Freunde vernahmen die Stimmen mehrerer Damen.

„Haben Sie nicht den Pompadour meiner Tante gefunden?" fragte eine besonders frische und helle Stimme, „sie muß ihn vorgestern hier irgendwo haben liegen lassen."

„Ich habe nichts gefunden," beteuerte der Kellner, „aber Frau Aebtissin sind ja auch gar nicht im Wartesaal gewesen."

„Der Pompadour der Aebtissin," flüsterte Flemming, „das wird interessant. Was mag er enthalten?"

„Vielleicht wichtige Papiere über die Geschichte des Klosters und seiner Bewohnerinnen," antwortete Kuno ebenso leise. „Du, hör' mal," fügte er hinzu, „die eine hat aber für ein Klosterfräulein eine merkwürdig frische und angenehme Stimme."

„O, unter den Klosterdamen giebt es bisweilen ganz blutjunge und liebreizende Geschöpfe. Kannst du denn nicht einmal um die Ecke gucken?"

Kuno rückte auf der Bank hinauf und brach plötzlich in ein leises Lachen aus — er hatte etwas Weiches berührt und hielt in demselben Augenblick den Pompadour der Aebtissin in seiner Hand. „Hier ist er," rief er leise. „Aber du, da ist etwas Gluckſendes drin — das läßt die hohe Dame ja gleich im allermenschlichsten Lichte erscheinen."

„So bewahre deine Haltung und melde dich als den glücklichen Finder. Vielleicht fällt dann von dem Inhalte etwas für dich ab."

Die drei Damen, die noch mit dem Kellner hin und her redeten, ent-

setzten sich nicht wenig, als plötzlich hinter der Glaswand Kunos lange Gestalt emportauchte.

„Vielleicht," sagte er, seine weiße Mütze lüftend, „bin ich in der angenehmen Lage, den Damen helfen zu können." Und er hielt den rotsamtenen Pompadour zierlich an seinen seidenen Bändern in die Höhe.

Auch jetzt ließ sich das leise gluckſende Geräusch vernehmen. Liesa Grütz wurde blutrot, und Lona Wenkstern und Franziska Hertling konnten ein halb verlegenes, halb amüsiertes Lächeln nicht verbergen. Die Verlegenheit der Damen steigerte sich, als jetzt noch ein zweiter Reisender hinter der Glaswand hervorkam, der ebenfalls höflich seine weiße Mütze schwenkte.

„Der Pompadour lag unter der Bank," sagte er, „wahrscheinlich hat ihn die gnädige Aebtissin fallen lassen, und er ist so den neugierigen Blicken des Publikums verborgen geblieben. — Hoffentlich," fügte er lächelnd hinzu, „ist von seinem kostbaren Inhalt nichts verloren gegangen?"

Kuno machte zu diesen Worten eine Schwenkung mit dem Pompadour und das leise „Gluck, Gluck" ließ sich wieder aus dessen Innern vernehmen.

So weltunkundig die drei jüngsten unter den Percipientinnen des Klosters Tramm auch sein mochten, das war ihnen sofort klar geworden, daß die beiden fremden Herren, die ihnen so plötzlich in den Weg getreten waren, der allerbesten Gesellschaft angehören müßten. Sie überwanden daher ihre Verlegenheit, man stellte sich vor, und da es herauskam, daß die Herren auch nach dem Kloster wollten, um dem Probst von Benckendorf ihre Aufwartung zu machen, kam man dahin überein, den Weg gemeinsam zurückzulegen. Es war das eigentlich gegen Flemmings Programm, der auf seinen kleinen Fußtouren am liebsten allein oder zu zweien blieb, aber da Kuno ein auffälliges Interesse an der Partie bezeugte, fügte er sich leicht, und die ganze Gesellschaft umschritt fröhlich plaudernd das Bahnhofsgebäude und betrat die schattige Ulmenallee, die zu dem kleinen Städtchen hinabführte. Kuno, sonst trotz aller Gewandtheit in den Formen von großer Zurückhaltung gegen Damen, schien seine Natur verleugnen zu wollen; sein hübsches Gesicht glühte vor Vergnügen und Eifer, er überbot sich selbst in guten und schlechten Witzen, protestierte lebhaft gegen jede Trennung von dem Pompadour, den er erst vor den Pforten des Klosters niederlegen wollte, und hielt sich, fast als wollte er ihr etwas den Hof machen, beständig an Liesas Seite.

Die Idee der Herren, heute abend noch zu Fuß nach dem weißen Springer zu gehen und von dort aus das Schloß Radöhl zu besuchen, fand den ungeteilten Beifall der jungen Damen. Es sei das wirklich ein paradiesisches Fleckchen Erde und Schloß und Wirtshaus mit einem Schimmer der Romantik umwoben.

„Sie kennen doch die Geschichte vom weißen Springer?" fragte Liesa ihren Begleiter.

Er hatte sie vorhin während der Reise im Führer nachgelesen, aber er murmelte etwas Unverständliches, um seine kleine Nachbarin beim Reden zu erhalten.

„Nun," begann sie, „das Schloß Radöhl gehörte früher den Retzaus. Unter diesen war ein ganz besonders schlimmer Ritter, der einen Kreuzzug mitmachte, aber da er sich mehr wie ein Strauchritter als wie ein Kreuzritter benahm, von seinen Genossen wieder zurückgeschickt wurde. Der hatte sich aus dem Morgenlande einen Schimmel mitgebracht, der weder Heu noch Hafer, sondern Fleisch, nur Fleisch fraß, und vor dessen Hufen die verschlossenen Thüren von selber aufsprangen. Auch konnte der Ritter mit diesem Schimmel von den höchsten Mauern und Türmen herunterspringen, ohne daß es ihm oder dem Tiere den geringsten Schaden that. So erschien er denn bald hier, bald da, trotz der aufgezogenen Brücken, trotz der verrammelten Thore auf den Höfen der umliegenden Burgen und raubte die Burgfräulein und die Geldsäcke —"

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein," unterbrach Kuno, „das mit den Burgfräulein lasse ich mir noch gefallen, und da möchte man sich unter Umständen einen ähnlichen Schimmel wünschen — aber das letztere, das mit den Geldsäcken, das finde ich gemein."

„Ich finde das andere auch nicht schön," sagte Liesa mit einem feierlichen Ernst, der den Schalk vorzüglich kleidete. „Aber schließlich ereilte den bösen Ritter doch das Verhängnis."

„So? Ja, wissen Sie, irgend ein Verhängnis erreicht schließlich jeden. Gnädiges Fräulein werden das auch noch erfahren."

Liesa schüttelte sich. „Ich erwarte das Schicksal," sagte sie, „aber ich hoffe, daß es mich nicht ganz so grausam behandelt, wie den Ritter von Retzau. Hören Sie nur. Eines Tages brach der Mensch selbst hier in unser stilles Kloster ein — damals war hier noch alles katholisch —"

„Natürlich, das Fleckchen Erde, wo etwas Romantisches passiert, ist immer katholisch —"

„Nun, eines Nachmittags, als die ganze Schar der frommen Karmeliterinnen andächtig zur Hora versammelt war, da springt plötzlich, von unsichtbarer Gewalt bewegt, die Thüre des Kirchleins auf, der Ritter Retzau auf seinem gespenstischen Schimmel braust herein, er ergreift die schönste der Nonnen, hebt sie auf sein Roß, und ehe die andern von ihrem starren Entsetzen sich erholt haben, ist er mit ihr auf und davon. In sausendem Galopp geht's nach der Burg Radöhl. Glücklich gelangt er auch bis zu dem Abhang, der der Burg gegenüber liegt, und wie er es schon so oft gethan, drückt er dem Gaul die Sporen in die Weiche, um durch den Sprung in die Tiefe den Weg abzukürzen. Der Hengst springt auch, aber wie er mit seinen Hufen den Boden berührt, thut sich flammend die Erde auf, und Roß und Reiter verschwinden im gähnenden Abgrund. Die Nonne fand man am andern Morgen als Leiche in der Schlucht; sie hatte das Kreuz des Erlösers, das sie auf der Brust trug, mit beiden Händen umklammert. Von dem argen Ritter aber und seinem Roß ward nie wieder etwas gesehen. Nur die weiße Pferdehaut, die man in der Nähe der toten Nonne fand, war von ihnen übrig geblieben. Natürlich war

es der Teufel selber gewesen, der sich in diese Haut verhüllt hatte. Ein Stück davon können Sie heut abend im ‚Weißen Springer‘ bewundern. — Das Wirtshaus steht genau an derselben Stelle, wo die Nonne und die Haut einst gefunden wurden.“ —

Inzwischen war man an eine Linde gelangt, zu deren Füßen sich der geräumige Klosterhof ausdehnte. Lona Wenkstern und Franziska Hertling verabschiedeten sich, nachdem sie den Dank der Herren für das freundliche Geleit in Empfang genommen, und verschwanden in einem der naheliegenden Häuschen. Liesa dagegen geriet in große Verlegenheit, da Kuno noch immer keine Anstalt machte, ihr den Pompadour der Tante auszuhändigen, und sagte zögernd, indem sie auf ein großes, altertümliches Gebäude in der Mitte des Klosterhofes hinwies, dessen weißgetünchte Mauern hinter riesigen Kastanien hervorleuchteten: „Dort, meine Herren, ist Ihr Ziel. Der Herr Propst hat Hausbesuch, und ich denke, Sie werden die Herrschaften beim Tennis finden.“ —

„Gnädiges Fräulein,“ warf Flemming, die Mütze lüftend, ein, „Ihre Begleitung hat uns den Weg so angenehm verkürzt, daß er uns stets in schönster Erinnerung bleiben wird.“ — Er sah verwundert auf Kuno. — „Aber willst du nicht dem gnädigen Fräulein ihr Eigentum zurückgeben?“

„Ach, weißt du,“ sagte Kuno in einem höchst übermütigen und unternehmenden Tone, „ich kenne ja Herrn von Benckendorf nicht und habe also auch keine Veranlassung, bei ihm vorzusprechen. Jedenfalls werde ich das gnädige Fräulein erst an der Schwelle ihres Hauses verlassen. Dann sehe ich mir vielleicht die Kirche an — und in einer Stunde, oder wie du befiehlst, hole ich dich ab.“

„Nun, wie du willst,“ versetzte Flemming halb erstaunt, halb geärgert über Kunos Aufdringlichkeit, die sonst gar nicht in seiner Natur lag, „aber vergiß nicht, daß man eine Gunst, die einem das Schicksal gewährt, nicht allzusehr ausnutzen darf, wenn man sie nicht verscherzen will.“

„Unbesorgt, mein Alter,“ lachte Kuno, „ich habe heute meinen Glückstag!“

Flemming verneigte sich nochmals und schritt dann, innerlich beunruhigt über Kunos seltsames Benehmen, dem naheliegenden Hause des Propstes zu.

„Gnädiges Fräulein sollten wirklich die Liebenswürdigkeit haben, mich in die Klosterkirche zu führen,“ sagte Kuno zu Liesa, die etwas befangen die Spitzen ihres Sonnenschirms ordnete. „Wenn ich nicht irre, haben Sie da dicht neben dem Altar den Grabstein irgend eines berühmten Feldmarschalls, der nur ein Auge und eine Hand und ein Bein besaß —“

„Aber wie sollte unser stilles Kloster zu einer solchen kriegerischen Reliquie kommen?“ versetzte sie zögernd. „Sie irren, Herr Graf, der Grabstein befindet sich —“

„Nun,“ meinte er leichthin, „das ist denn auch ganz egal, irgend eine Sehenswürdigkeit wird Ihr Kirchlein doch aufzuweisen haben? Und wenn ich ganz offen sein soll — diese Dinge interessieren mich eigentlich auch nicht im

geringsten. Weit lieber würde ich hier noch eine halbe Stunde mit Ihnen plaudern. Das ist ja ein reizendes Plätzchen. Dieser friedliche Hof mit seinen sauberen Häuschen und seinen herrlichen Kastanien und die blühenden Gärten dahinter, in die man hineinblickt wie in lauter kleine Paradiese —". Er deutete auf die runde Bank, die den Stamm der Linde umgab. „Möchten gnädiges Fräulein einem müden Wanderer nicht noch eine kurze Rast in Ihrer Nähe gönnen?"

Liesa überblickte all die vielen Fenster, die auf die Linde gerichtet waren, sie stellte sich vor, wie binnen zehn Minuten, einem Lauffeuer gleich, die Kunde das Kloster durcheilen würde: Liesa Grütz sitzt droben unter der Linde allein mit einem fremden Herrn. Sie sah auch ganz deutlich das Gesicht ihrer Tante, der Aebtissin, beim Empfang dieser Nachricht vor sich — und doch ließ sie sich neben Kuno auf der Bank nieder und setzte das Gespräch mit ihm fort, das für beide von Minute zu Minute interessanter zu werden schien.

Vierzehntes Kapitel.

„Möchtest du mir nicht einmal meinen Operngucker reichen, liebe Mechthild?" sagte das alte Fräulein von Sander zu dem noch älteren Fräulein von Zander, „dort auf der Etagere steht er! Ich möchte doch mal sehen, ob das wirklich Liesa Grütz ist, die da oben unter der Linde sitzt. Richtig," fuhr sie, mit dem Glase vor den Augen, fort, „es ist Liesa — in trautem Verein mit einem wildfremden, jungen Menschen."

Diese Bemerkung veranlaßte das andere Fräulein, nun auch ihrerseits das Auge zu bewaffnen, und sie that es, indem sie sich einen Klemmer auf die Nase drückte, der aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen daran haften wollte.

„Ah," fuhr die erstere fort, „das ist doch unerhört. Wie ein Dienstmädel mit seinem Schatz. Sie sitzt ihm ja beinahe auf dem Schoß. Und dieses ewige Gekicher — o, mein Himmel, wie mir die heutige Welt zuwider ist!"

„Sollte es vielleicht ein Besuch des Propstes sein?" warf die andere ein.

„I bewahre! Siehst du denn nicht, daß er einen langen Stock und einen Rucksack neben sich hat, wie ein richtiger Handwerksbursche? Sicher irgend so'n moderner Tourist, der die schöne Natur genießt und dabei jedem Mädel, das ihm in den Weg läuft, den Hof macht. Und das Mädel, selbst wenn es ein Freifräulein von Grütz ist, geht natürlich mit Freuden drauf ein. Sieh mal, wie sie schwatzt und krakehlt — ich glaube, sie sagt immer zwanzig Worte, wenn er eben eins herausgebracht hat. Und sein ewiges, blödsinniges Gelache dazu — ich will es doch wirklich mal Klotilde sagen! Diese kleine Liesa ist ja ein horreur für das ganze Kloster."

„Eigentlich," wagte die andere einzuwenden, „hat sie doch was Frisches, Nettes, Lustiges —"

„Frivol, Mechthild, frivol!" antwortete die Sander. Was soll dies Geistreichthun und Lustigsein, wenn man keinen gebogenen Heller im Vermögen und nicht die geringste Aussicht auf eine Partie hat? Dann bändelt man freilich mit dem ersten besten Handwerksburschen auf offener Straße und am hellen Nachmittage an."

„Hm, hm," meinte die andere, „allerdings etwas sonderbar."

„Uebrigens," fuhr die Sander fort, „ein chiker junger Mensch. Blutjung, frisches, rotes Gesicht, sehr feine, gebogene Nase, nettes Schnurrbärtchen. Na, um so schlimmer! Sieh nur, jetzt schütteln sie sich schon die Hände — wie ein paar Dragoner oder wie ein paar Marktweiber."

„Ja, du, das ist so modern."

„Ich weiß, ich weiß. Einmal mit steifem Arm und einmal mit krummem Arm. Einmal nur die Fingerspitzen, das andere Mal die ganze Faust. Nächstens werden sie wohl die Nasen aneinander reiben, wie die Eskimos. Ah! Sieh da, sieh da, das zweite Händeschütteln — und nun hält er gar ihre Hand fest. Das ist ja das reine Versprechen hinterm Herd."

Die Zander beugte sich weit vor, um von der interessanten Scene nichts zu verlieren, aber leider fiel ihr gerade in diesem Moment der Kneifer von der Nase und war durch keine Kunst mehr darauf zu befestigen.

„Na," meinte die Sander, „nun ist es wohl Zeit, daß wir zu Klotilde gehen."

* * *

„Gnädiges Fräulein," sagte Kuno, indem er Liesas Hand, die sich ihm leise zu entziehen strebte, mit sanftem Drucke festhielt, „ich nehme noch nicht Abschied. Ich denke, wir sehen uns noch!"

Liesa schwieg, und ihre Hand strebte jetzt so energisch aus der seinen, daß er sie losließ. „Also auf Wiedersehen!" sagte er. „Und ich darf Ihnen den Pompadour der gnädigen Frau Tante wirklich nicht bis vor die Hausthür tragen?"

„Nein! wirklich nicht — es ist besser so."

Er zögerte noch immer, aber nun wandte sie sich mit einem hastigen Gruß von ihm ab und eilte einem der gegenüberliegenden Häuser zu. Er sah ihr nach und wartete. Richtig, an der Schwelle drehte sie sich noch einmal um.

„Omen!" lachte er fröhlich in sich hinein. Er grüßte und sah, wie sie mit dem Kopfe nickte. Dann betrat er in gehobener Stimmung die mit Steinfliesen belegte, kühle und dämmerige Flurhalle der Propstei.

Ein Dienstmädchen wies ihn nach dem Garten, wo er unter einer breitästigen Linde die Herrschaften bei einer Erdbeerbowle antraf.

Der Propst, von untersetzter Figur mit einem gebräunten Antlitz und fröhlichen, blauen Augen, dem der weit auf die Brust herabwallende, zweiteilige rotblonde Vollbart ein stattliches Aussehen verlieh, kam Kuno freundlich ent-

gegen und sagte, ihm die Hand schüttelnd: „Wir wissen schon, Herr Graf, daß Ihre Ankunft leider das Signal zum Aufbruch bedeutet.“

„Ja,“ fügte die Baronin, indem sie neben ihren Gemahl trat, hinzu: „Es ist wirklich schade, daß der Herr Major dem Wiedersehen mit meinem Manne nur eine so kurze Dauer geben will.“

„Gnädige Frau,“ versetzte Kuno, „ich kenne den Major; wenn er auf einer seiner Touren ist, vermag er die Welt nur kilometerweise zu genießen.“

„Aber wir haben doch noch ein Attentat auf Ihre Freizügigkeit geplant,“ fuhr der Propst fort. „Sie werden, wenn Sie jetzt gleich aufbrechen — es ist 6 Uhr — etwa um halb neun beim Weißen Springer sein. Wir werden, während Sie sich im Schweiße Ihres Angesichtes durch den Staub der Landstraße durchwühlen, hier in aller Gemütlichkeit unsere Erdbeerbowle austrinken, ein Butterbrot essen, unsern Wagen besteigen und gegen 9 Uhr gleichfalls in jener berühmten Wegschenke eintreffen. Sie heißt: ‚Der weiße Springer‘. Nun, ich glaube, daß man sich dort mehr vor den schwarzen als vor den weißen Springern zu hüten hat, und wenn ich Ihnen raten darf, lieber Graf, überlassen Sie den eigensinnigen Major seinem Schicksal und kehren Sie mit uns zurück zum Nachtquartier.“

„Zu liebenswürdig, Herr Baron und gnädige Frau,“ versetzte Kuno, „aber mein Los ist nun einmal an das jenes Landsknechtsführers gebunden —“

„Du wirst aber dem Grafen doch wohl ein Glas Bowle erlauben?“ rief der Propst, zu Flemming gewendet, der sich zum Aufbrechen anschickte.

„Aber gewiß, auch zwei, wenn es ihm gelingt, sie beide mit einem kurzen Ruck hintüber zu werfen.“

„Wird gemacht,“ sagte Kuno, indem er das Glas, das die Baronin ihm darreichte, mit einer Verbeugung ergriff und an die Lippen führte. „Aber sehen Sie, gnädige Frau, die Gemeinschaft mit unhöflichen Leuten läßt auch den Höflichen unhöflich erscheinen, und da Jürgen wirklich schon den Stock in der Hand hat, so bleibt mir nichts übrig als die Versicherung, daß über die Kürze des Aufenthalts in Ihrem Hause mich nichts trösten kann als die Aussicht, Sie heute noch einmal begrüßen zu dürfen.“

„Gewiß, wir kommen,“ rief der Propst fröhlich. „Und einige von der Mannschaft — oder wie soll ich sagen, von der weiblichen Besatzung unseres Klosters, bringen wir mit. Natürlich die drei hübschesten. Sie haben ja schon das Vergnügen gehabt, Herr Graf.“

Kuno hatte plötzlich keine Eile mehr, er schob und schnürte an seinem Rucksack, reichte der Baronin das geleerte Glas und fragte, ob sie wirklich ihre Güte so weit treiben wolle, es ihm noch einmal zu füllen.

„Uebrigens,“ fuhr der Propst fort, „kann ich es wohl begreifen, daß Sie die Gesellschaft der jungen Damen der unserigen vorzogen. Diese Liesa Grütz ist wirklich ein zu allerliebstes Geschöpf, die niedlichste kleine Hexe auf

dem Erdenrund. Perlender und schäumender Sekt in einem kristallhellen Glase. Darum ist ihr Lieblingsgetränk auch ein Glas Sillery."

„Fräulein von Grütz," warf die Baronin ein, „ist unsere liebste Hausfreundin, ein wahrer Sonnenschein, ebenso klug als gut. Doch ich fürchte," wandte sie sich an den Gatten, „daß es dir nicht gelingen wird, die Erlaubnis der Frau Aebtissin zu gewinnen. Ihr steht ja wieder einmal auf Kriegsfuß."

„Nun," meinte Benckendorff, „dann wollen wir heute das Kriegsbeil begraben. Ich will hernach sofort hinübergehen."

Unter Lachen, Hin- und Herreden und Abschiednehmen leerte Kuno nun wirklich sein zweites Glas; ein Teil der Herrschaften gab den beiden Wanderern bis zur Linde das Geleit, und dann gingen diese, die Mützen schwenkend, den Weg hinunter, der rechts am See entlang nach dem Schlosse Radöhl und zum Weißen Springer führt. (Fortsetzung folgt.)

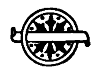


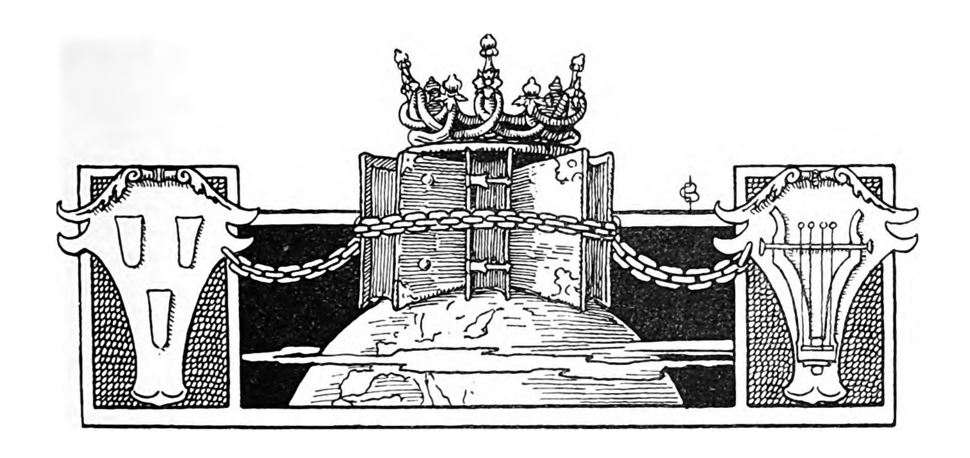
Weiße Rosen.

Von

Hugo Salus.

Im Jahr, da Neros Tollheit grausam ward
Und Neros Grausamkeit verschmitzte Tollheit:
Nur frisches Rot aus Wunden labt sein Auge,
Nur Todesröcheln war Musik dem Ohr,
Und Blutdunst ward zur Wollust seinen Nüstern;
Da Jungfraun Dirnen wurden, ihn zu fliehn,
Und Söhne Muttermörder, ihm zu wehren —
In diesem Jahr gelang dem Lentulus
Zum erstenmal schneeweißer Rosen Zucht
Von solcher Reinheit und so mildem Dufte,
Daß Neid der andern Rosen Blätter kräuselt'
Und früher Herbst sie von den Stengeln warf.
Aus jener Zeit der wilden Todesschreie
Kein fernes Echo drang in unsre Tage,
Und Nero ward ein Wort, dabei uns schaudert,
Ein Wort, ein Hauch, ein Mißklang und nichts mehr.
Es fühlt kein Enkel mehr des Ahnen Angst
Im bebenden Gedächtnis seines Herzens,
Wenn er den Namen spricht, der töten konnte.
Doch keusch und rein, dem Auge Lust und Labe,
Blüht heut wie je mit süßem, sanftem Duft
Der weiße Rosenflor des Lentulus . . .





Weihnachten und das Märchen.

Von

Johannes Trojan.

Weihnachten ist bei uns die richtige Märchenzeit, und darin hat Weihnachten etwas gemein mit dem Frühling. Wenn die Bäume Blütenschnee auf den Zweigen tragen, am Bachrande die Veilchen blühen, goldene Schlüsselblumen über die Wiesen gestreut sind und die kleinen Vögel, die vor dem Winter weit nach dem Süden geflüchtet waren, auf einmal wieder da sind und ihre süßen Lieder singen, dann ist damit etwas Märchenhaftes verbunden, und es erscheint einem so, als hätte alles das der Frühling mit einem Zauberstabe, wie er in den Märchen eine so große Rolle spielt, hervorgerufen. Weihnachten und Frühling gleichen ferner darin einander, daß man an beide schon denkt und sie herbeisehnt, wenn sie noch ziemlich fern sind. Die Tage bis Weihnachten werden schon abgezählt, wenn ihrer noch recht viele sind, um die Zeit schon, wenn das letzte Laub noch nicht von den Bäumen gefallen ist; und so sind auf den Frühling schon Denken, Wünschen und Hoffen gerichtet, lange bevor sich das erste Grün wieder an den Zweigen der Bäume entfaltet hat. Es giebt eine Pflanze, die verbindet Weihnachten und den Frühling miteinander, das ist die Weihnachtsrose, die von den Botanikern Helleborus niger genannt wird. Niger heißt schwarz, an dieser Pflanze aber ist nur die Wurzel schwarz, die Blüte dagegen schneeweiß. Sie gehört eigentlich zu den Frühlingsblumen, entfaltet sich aber um Weihnachten schon unter oder über dem Schnee:

> Eh' die Lerche sang,
> Ist sie wach schon lang.
> In der schweigenden Welt,
> Die der Winter umfangen hält,
> Hebt sie einsam ihr zartes Haupt.

Selber geht sie dahin und schwindet,
Ehe der Lenz kommt und sie findet,
Aber sie hat ihn doch verkündet,
Als noch keiner an ihn geglaubt.

Das ist die märchenhafte Weihnachtsrose oder Christrose, die in der That den Sieg des Lichtes über die Finsternis verkündet, denn sie blüht um die Zeit, da von unseren heidnischen deutschen Vorfahren das Fest der Wintersonnenwende gefeiert wurde. Noch sind es die kürzesten Tage des Jahres, aber das Licht hat doch schon gesiegt, und die Tage nehmen schon wieder zu, wenn auch jeder nur um ein Kleines, um einen Hahnenschrei im ganzen, so heißt es, bis zum Dreikönigstage, dem 6. Januar. In die Zeit des altgermanischen Festes der Wintersonnenwende hat die christliche Kirche die Feier der heiligen Nacht gelegt, in der aus Engelsmund den Hirten auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündet wurde, auch ein Fest, das dem Siege des Lichtes über die Mächte der Finsternis gilt.

Weihnachten, wurde gesagt, ist bei uns die richtige Märchenzeit. Damit stimmt es auch, daß man sich zu Weihnachten etwas wünschen darf. Auch im Märchen kommt es ja vor, daß jemand von einem Könige oder gar von einer Fee freigestellt wird, sich etwas zu wünschen, mit der Aussicht, es zu bekommen. Zum Glück ist es um Weihnachten doch im großen und ganzen die Kinderwelt, der das Wünschen freisteht und der Wunschzettel zum Ausfüllen gegeben wird. Kinder halten in solchem Fall erfahrungsmäßig ihren Verstand beisammen und wünschen sich etwas, das sie wirklich brauchen können und das ihnen Vergnügen macht, z. B. eine Puppe oder ein Schaukelpferd oder eine Trompete. Bei Erwachsenen steht es in dieser Beziehung leider ganz anders: sie verfallen, wie uns auch das Märchen lehrt, zu leicht auf Wünsche, die entweder unerfüllbar sind oder, wenn sie erfüllt werden, ihnen nicht zum Heile dienen. So waren die Großen von jeher und sind noch so. Wenn eine Fee kommt und sagt: „Wünsche dir etwas, es soll dein werden!“ so wird der eine sich einen Goldklumpen wünschen, der andere wünscht sich Macht zu gewinnen, der dritte will berühmt werden; an ein nettes Häuschen mit Garten aber, an die Gesundheit, an treue Freunde und an die Zufriedenheit — von der ewigen Seligkeit ganz zu schweigen — denkt nicht so leicht jemand. Da ist es denn kein Wunder, wenn es solchen Leuten endlich so ergeht wie der ungenügsamen Frau Ilsebill im Märchen vom Fischer und seiner Frau. Kinder aber, wie gesagt, sind verständiger in solchen Dingen, und deshalb wird es ihnen in den meisten Familien auch freigestellt, sich mehr als dreierlei — um dreierlei handelt es sich gewöhnlich in den Märchen — zu wünschen. Ich erinnere mich daran, daß ich in manchen Jahren auf meinen Wunschzettel mehr als zwanzig Gegenstände gesetzt habe. Darunter befand sich aber stets eine ganze Anzahl solcher, die sich mit Aufwand von einem Silbergroschen oder einer Kleinigkeit darüber beschaffen ließen. Außerdem wurde beim Ueberreichen des Wunschzettels bemerkt, daß man gar nicht darauf rechne, alle diese Sachen wirklich zu be-

kommen, nur zur Auswahl und der Vollständigkeit wegen seien sie aufgezeichnet worden. So kam es denn, daß stets am Christabend, in so bescheidenen Grenzen damals auch die Bescherung sich hielt, alle Erwartungen bei weitem übertroffen wurden. Gewöhnlich auch bekam man etwas, woran man gar nicht gedacht hatte, und das war dann von allem das Beste — ebenso wie nachher auch im Leben.

Ganz märchenhaft ist in der Zeit vor Weihnachten das Auftreten des sogenannten Weihnachtsmannes, an dessen Existenz man überhaupt nicht glauben würde, wenn man ihn nicht — er pflegt recht kräftig aufzutreten — manchmal auf Hausfluren, Gängen und Treppen gehen hörte und die Spuren seines Erscheinens in Gestalt von versprengten Nüssen, Aepfeln und Pfefferkuchen auffände. Er ist auch bekannt als der Knecht Ruprecht, und es ist festgestellt worden, daß er ein Knecht des heiligen Nikolaus ist, dessen Namenstag auf den 6. Dezember fällt. An diesem Tage tritt zum ersten Male der Knecht Ruprecht oder der Weihnachtsmann auf, und es ist gut, daß dieses schon einige Zeit vor Weihnachten geschieht, denn er trägt nicht nur einen mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen für die Artigen gefüllten Sack auf dem Rücken, sondern er hält auch in der Hand ein aus Birkenreisig hergestelltes Instrument, mit dem er die Unartigen bedroht. Gut, wenn sie diese Drohung sich zu Herzen nehmen! Vom 6. Dezember bis Weihnachten kann man sich, zumal wenn man noch nicht groß ist, noch sehr zum Bessern verändern. Wenn man schon groß ist, lohnt sich immerhin der Versuch noch. So hat der Weihnachtsmann, was nicht genug betont werden kann, etwas entschieden Erziehliches an sich. Außerdem zeigt er manches Eigentümliche in seinem Wesen. So kommt er in einigen Gegenden um die Nachtzeit in die Häuser — wie er sich durch verschlossene Thüren Eingang verschafft, ist seine Sache — und legt in die Schuhe, die man ausgezogen und vor das Bett oder vor die Thüre gestellt hat, allerlei niedliche kleine Sachen hinein. Das kennzeichnet ihn als einen der deutschen Hausgeister von der Art der Wichtelmänner, Heinzelmännchen oder gutartigen Kobolde, von deren Freundlichkeit und Erkenntlichkeit gutherzigen Menschen gegenüber das Märchen so viel zu erzählen weiß wie von ihrer strengen Gerechtigkeit gegen Habgierige und Mitleidlose. Einige Zeit nach dem Nikolaustage begiebt sich dann etwas, das wohl das Märchenhafteste von allem ist: die kleinen Tannenbäume steigen von den Bergen, auf denen sie gewachsen sind, herunter zu den Wohnstätten der Menschen und stellen sich, allerliebste Wäldchen bildend, auf Straßen und Plätzen auf. Da stehen sie dann auf kleinen Fußbänken und warten darauf, daß Leute kommen und sie in die Häuser tragen, wo sie vorläufig geheim gehalten werden. Im geheimen werden sie ausgeschmückt und behängt, und dann begiebt sich am Weihnachtsabend etwas ungemein Wunderbares:

Was für ein Schimmer nah und fern,
Welch wunderbar Erglühn!
Vom Himmel nieder Stern an Stern
Fällt auf der Tannen Grün.

Man denke doch nur daran, was für einen Eindruck ein ausgeschmückter und im Glanze der Kerzen prangender Weihnachtsbaum auf den machen muß, der zum erstenmal so etwas sieht. Ich denke nach darüber, was für einen Eindruck ein solcher Baum zum erstenmal auf mich selbst gemacht hat, aber trotz alles Nachdenkens — es ist ja auch schon eine ziemliche Reihe von Jahren her — kann ich so recht nicht dahinter kommen. Der Baum, das weiß ich, ist ein anderer gewesen als der, den man heute als Weihnachtsbaum zu sehen pflegt, nämlich eine Kiefer und keine Tanne oder Fichte. Denn in meiner Heimat gab es nur Kiefern, und mit den Gegenden, in denen anderes Nadelholz wächst, waren wir damals noch durch keine Bahn verbunden. Welchen Eindruck aber der erste Weihnachtsbaum, von der Baumart ganz abgesehen, auf mich gemacht hat, kann ich mir doch einigermaßen nach dem vorstellen, was ich nachher beobachtet habe an kleinen Leuten, für die ich selbst den Tannenbaum geschmückt hatte, an ihren großen Augen und an den kleinen Händen, die nach den Lichtern griffen, wie Kinder auch nach den Sternen des Himmels zu greifen versuchen.

Unter den Geschenken, die unter den Zweigen des Tannenbaumes aufgebaut werden, fehlt da, wo kleine Kinder sind, wohl niemals ein Bilderbuch. Häufig ist es ein sogenanntes „unzerreißbares", das sich, wo guter Wille und Ausdauer vorhanden sind, am Ende doch auch entzwei machen läßt. Denen aber, die schon lesen können, wird überall zuerst ein Märchenbuch beschert. Solche Märchenbücher giebt es, seitdem die Gebrüder Grimm, deren Kinder- und Hausmärchen in nicht mehr langer Zeit hundert Jahre hindurch unter den Weihnachtsbaum gelegt sein werden, diese zuerst in die Welt geschickt haben. Herman Grimm, der vor kurzem heimgegangene hochverdiente Kunstgelehrte, dem ich Dank schulde für viele mir erwiesene Freundlichkeiten, spricht in der Vorrede zu der 1897 erschienenen, mit Aquarellen von Paul Mohn illustrierten Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen in liebevoller Weise von seinem Vater Wilhelm und seinem Onkel Jakob. Diese beiden Männer, die grundlegend und bahnbrechend für deutsche Sprachwissenschaft und die Erkenntnis deutschen Volkstums gewesen sind, waren große Freunde der Natur, und besonders liebten sie die Blumen. Jakobs Lieblingsblumen waren der Goldlack, der früher Gelbveigelein hieß, und der Heliotrope, Wilhelms Lieblinge die rosenrote Primel und das Gänseblümchen. Beide pflegten von ihren Spaziergängen allerhand kleine Blumen mitzubringen, die sie dann in Bücher legten. Viele solcher gepreßten wilden kleinen Blumen hat Herman Grimm in den Büchern seines Vaters und seines Onkels, die nachher in seine Hände fielen, gefunden.

Der erste Band der Kinder- und Hausmärchen erschien in erster Auflage 1812, und 1814 folgte der zweite Band. Diese erste Auflage hat Herman Grimm vorgelegen, und er fand darin ein Buchzeichen, in das mit grüner Seide die Worte hineingestickt waren:

„Für Dein Mädchen ohne Hände
Dankten gern zwei Mädchenhände."

„Das Mädchen ohne Hände" ist eines der rührendsten Märchen in der Sammlung der Gebrüder Grimm.

O, ich sehe die beiden rotgebundenen Bändchen der Grimmschen Märchen vor mir, wie sie noch ganz neu unter dem Weihnachtsbaume lagen, und dann, wie sie immer mehr zerlesen wurden. Wo wurden sie aber auch nicht gelesen? In der Kinderstube, auf dem Hausboden und auf dem Aste eines Lindenbaumes. Auch beim Essen wurde, was ja eigentlich nicht erlaubt war, in ihnen gelesen, und das setzte ihnen nicht wenig zu. Mehrere Male mußte der Einband repariert werden, allmählich aber fielen sie doch auseinander, und als noch ein spätes Geschwisterchen ankam, fanden sich nur wenige Bruchstücke von ihnen noch vor, und sie mußten neu wieder angeschafft werden. Damals, als diese Märchen von uns, wie man sich ausdrückte, „verschlungen" wurden, fiel es niemand ein, nach ihrem Ursprung zu fragen. Wären wir danach gefragt worden, wir würden vermutlich erwidert haben: „Die Brüder Grimm haben sie gemacht." Nun, gemacht haben die Brüder Grimm sie nicht, sie haben sie nur gesammelt, wie sie wilde Blumen gesammelt haben. Die Märchen sind ihnen erzählt worden von lauter Personen weiblichen Geschlechts, sie aber haben ihnen eine Fassung gegeben, wie ein geschickter Goldschmied kostbare Steine faßt. Auf den Niederschriften der Märchen haben sich die Namen der Erzählerinnen vermerkt aufgefunden. Davon sind die hauptsächlichsten „Dortchen", d. i. Dorothea Wild, die Tochter des Apothekers Wild in Kassel, eine von sechs märchenkundigen Schwestern, die Wilhelm Grimms Gattin geworden ist, weiter die „Alte Marie", die Kinderfrau im Wildschen Hause war. Aus ihrem Munde stammen u. a. die Märchen „Dornröschen", „Rotkäppchen", „Das Mädchen ohne Hände" und „Des Schneiders Daumerling Wanderschaft". Endlich gehört zu diesen Märchenfrauen die alte „Viehmännin" aus Zwehren, einem nicht weit von Kassel gelegenen Dorfe, die viele Märchen für den zweiten Teil der Sammlung geliefert hat. Alle diese Erzählerinnen, die genannten und die nicht genannten, haben die Märchen selbst von älteren Personen erzählen hören, und auch diese haben sie nicht erfunden, sondern auch ihnen sind sie erzählt worden. Kurz, es handelt sich um eine mündliche Ueberlieferung aus alter Zeit. Auch jetzt noch werden Märchen erzählt. Es giebt eine Blume, Herbstzeitlose genannt, die auch Spinnblume heißt, weil um die Zeit, da sie blüht, gegen Ende des Monats September, in den Bauernhäusern das Spinnen anfängt. Dann sitzen nach dem Abendbrot die Leute beisammen, Frauen und Mädchen beim Spinnrad, die Männer mit Korbflechten oder mit einer Schnitzarbeit beschäftigt oder auch nur rauchend, und wenn sie so beisammen sitzen, werden Rätsel aufgegeben und Märchen erzählt. So geschieht es noch in Mecklenburg und gewiß auch anderwärts noch. Aber die Alten — alte Leute sind das immer —, die Märchen wissen und es verstehen, sie zu erzählen, sterben allmählich aus wie die urwüchsigen alten Eibenbäume. Darum ist es gut, daß zur rechten Zeit noch unser deutscher Märchenschatz gehoben und gerettet worden ist. Man

kann dabei wohl von Edelsteinen, die in Gold gefaßt sind, sprechen; es ist ein Schatz, der an Wert demjenigen gleichkommt, den unsere zum Glück auch rechtzeitig noch gesammelten deutschen Volkslieder bilden. Mit Recht sagt Herman Grimm in der schon erwähnten Vorrede, daß von den Sammlern zunächst an den alleinigen Gebrauch für Kinder und Haus wenig gedacht worden ist. „In erster Linie kam es den Brüdern darauf an, diese bisher unbeachtet gebliebenen Blumen, die der dichtenden Phantasie des Volkes entsprangen, als einen Teil des allgemeinen nationalen Reichtums überhaupt ans Licht zu bringen."

Die Märchen gehören dem Volk an, sie sind im Volk erfunden worden, und wie bei den Volksliedern auch sind die Namen derjenigen, die zuerst etwas von eigener Erfindung vorgetragen haben, nicht bewahrt worden. Manches von den Märchen, was zu dem Lustigen und Schwankartigen gehört, kann ja nicht so sehr alt sein, anderes aber weist auf uralten Mythus hin. Auf mannigfache Weise hat die Hebung des Märchenschatzes fördernd auf unser deutsches Volk eingewirkt, und die gelehrte Forschung hat dabei auch ihr Teil abbekommen. Bald nachdem die Volksmärchen in die Kreise der Gebildeten eingedrungen waren, bemächtigte sich ihrer auch die Kunst, und es entstanden die Märchenbilder, ich meine nicht die meist nicht besonders anmutenden, die das Märchen selbst in allegorischer Auffassung darstellen, sondern diejenigen, denen eine oder die andere Figur aus einem Märchen zum Vorwurf gedient hat. In meinem elterlichen Hause hingen an den Wänden drei Märchenbilder, alle drei Lithographien nach Gemälden tüchtiger Künstler, die ich als Kind jeden Tag angesehen habe. Von diesen habe ich zwei: „Rotkäppchen und der Wolf" von Steinbrück († 1882) und „Rotkäppchen bei der Großmutter" von Kretzschmer († 1890) in meinen eigenen Hausstand hinübergerettet, erfreue mich immer noch an ihnen und denke, daß sie noch einmal einem jüngeren Hausstande angehören werden.

Ein bedeutender Märchenmaler, ein großer Meister auf diesem Gebiete war Moritz von Schwind. Unter den Neueren, die auf demselben Gebiete sich hervorgethan haben, ist Paul Mohn zu nennen. Auch Arnold Böcklin, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, fällt ins Märchenhafte. Ich wüßte kein Bild, auf dem die Märchenpoesie so ergreifend dargestellt wäre wie in seinem „Schweigen im Walde". Dann ist von den Aelteren vor allem noch einer zu nennen, von dem sogleich die Rede sein wird.

Nachdem die Kinder- und Hausmärchen bekannt geworden waren, sind zahlreiche Sammlungen veröffentlicht worden, in denen die einzelnen Provinzen oder Landschaften angehörenden Märchen zusammengetragen sind. Dabei hat sich gezeigt, daß nicht wenige Volksmärchen allgemein verbreitet sind. Sie kehren wieder in allen Sammlungen, wenn auch in etwas abweichender Fassung. Neben der Grimmschen Märchensammlung ist die umfassendste, beliebteste und am meisten verbreitete die von Ludwig Bechstein, die unter dem Titel: „Ludwig Bechsteins Märchenbuch" im Jahre 1845 zuerst erschienen ist und seitdem 45 Auflagen



Titelblatt zu Bechsteins Märchenbuch, Zeichnung von Ludwig Richter.
(Leipzig, Verlag von Georg Wigand.)



Hans im Glück. Hase und Swinegel.

Zeichnungen von Ludwig Richter zu Bechsteins Märchenbuch.

(Leipzig, Verlag von Georg Wigand.)



Rotkäppchen.



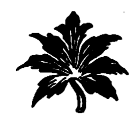
Dornröschen.

erlebt hat. Bechstein ist am 24. November 1801 in Weimar geboren, so daß der hundertste Gedenktag seiner Geburt in dieses Jahr gefallen ist. Er lebte seit 1831 in Meiningen und ist dort am 14. Mai 1860 gestorben. Außer zahlreichen Erzählungen hat Bechstein eine Anzahl von Sammlungen deutscher Sagen und Märchen herausgegeben, unter denen das „Märchenbuch“ und das „Neue Märchenbuch“ am meisten Anklang gefunden haben. Die Bechsteinschen Märchenbücher haben viele Märchen mit der Grimmschen Sammlung gemeinsam, nur ist die Fassung dieser Märchen eine etwas andere, weil sie zwar auch nacherzählt sind, aber andern nacherzählt als denen, die sie im Hessenlande den Gebrüdern Grimm erzählt haben. Bechstein hat sie Leuten im Thüringer Lande abgehört. Sehr stark sind die Abweichungen im Text nicht, denn die wilden Blumen sind in Hessen so ziemlich dieselben wie in Thüringen, Wald und Wasser rauschen hier wie dort und die Vögel singen dieselben Weisen. Bechstein hat aber eine Anzahl Märchen hinzugefügt, die seiner thüringischen Heimat im besonderen angehören. Von „Bechsteins Märchenbuch“ giebt es eine Prachtausgabe (Verlag von Georg Wigand in Leipzig), die mit 153 Holzschnitten und vier Tondruckbildern nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter geschmückt ist, und Ludwig Richter ist derjenige unter den älteren Künstlern, von dem noch besonders gesprochen werden sollte. Der Schmuck, der durch ihn diesem Märchenbuche verliehen worden ist, ist einzig in seiner Art. Mit immer neuem Entzücken kann man eines nach dem andern dieser kleinen Bilder betrachten und wird nicht müde, sie anzusehen. Für die deutsche Volkspoesie, zu der ja auch die Märchen gehören, hat nie ein Künstler so viel Verständnis gehabt wie Ludwig Richter, keiner hat ihr so nachempfunden in ihrer Schlichtheit, Reinheit und Heiterkeit. Er hat die Blume zu finden und zu pflücken gewußt, die im Märchen den Weg zu den kostbarsten Schätzen öffnet. Einige der schönsten und charakteristischten Zeichnungen bringt der Türmer seinen Lesern als Weihnachtsgabe dar.

Wieder naht Weihnachten und wieder heißt es:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich.“

Wieder liegen dann unter dem Tannenbaum die Märchenbücher, und noch einmal wird den Großen die Gelegenheit geboten — wenn nicht anders um die Zeit, da die Kleinen zu Bett sind — sich in die Welt Rotkäppchens, Dornröschens, Schneewittchens und Rumpelstilzchens hinein zu flüchten. Es kommt ja auf einen Versuch an, und daß dieser nicht unbefriedigend ausfallen wird, kann ich aus eigener Erfahrung versichern.





Vom neuen Idealismus.

Es ist erstaunlich, wie kurzlebig die Meinungen und Grundsätze sind, die unsere Litteratur beherrschen. Die litterarische Bewegung der achtziger Jahre ist vom Publikum fast vergessen. Der Naturalismus ist im Begriff, die kaum eroberte Herrschaft an einen neuen Idealismus abzutreten. Die moderne Aesthetik spricht, wenn sie von jenem redet, verächtlich von Erdenschwere und geistlosem Abklatsch des Lebens und fordert wieder große Gesichtspunkte, Typen, Symbole. Unser künstlerischer Glaubenssatz ist wieder das Bekenntnis Gottfried Kellers im „Grünen Heinrich" (III. Bd., S. 14) geworden: „Wie es mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf Einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst." Und zur Warnung aller, die die Programme litterarischer Schulen überschätzen und über den Schlagworten, wie idealistisch, naturalistisch, symbolistisch, die wahren ästhetischen Wertunterschiede des Guten und Schlechten vergessen, mag die Fortsetzung jenes Bekenntnisses dienen: „Darum unterscheiden sich die Künstler nur dadurch von den anderen Menschen, daß sie das Wesentliche gleich sehen und es mit Fülle darzustellen wissen, während die anderen dies wieder erkennen müssen und darüber staunen, und darum sind auch alle die keine Meister, zu deren Verständnis es einer besonderen Geschmacksrichtung oder einer künstlichen Schule bedarf." „In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit alles," sagt Goethe.

Einen guten Einblick in den Hexenkessel aller litterarischen Strömungen der letzten Zeit gewährt das Buch von Emil Thomas: „Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte,"*) eine übersichtliche, recht reichhaltige, wenn auch subjektiv gefärbte und ungleichmäßig geschriebene Darstellung, in der die knappen Charakteristiken oft das Wesen der einzelnen Dichter in glücklicher Weise auf eine treffende Formel bringen, nicht selten freilich wie Schuljungenzeugnisse anmuten. Mit Recht weist Thomas darauf hin, daß es allen symbo-

*) Leipzig, 1900. Verlag von W. Fiedler. 136 S. Preis: 1,60 Mk.

listischen und weltabgewandten Richtungen zum Trotz das unbestrittene Verdienst der neuen — jetzt schon veraltenden — Schule sei, die Litteratur zur stärkeren Anteilnahme am Leben der Gegenwart gebracht zu haben.

Während Thomas für die nächste Zukunft das Heil der deutschen Dichtung „in dem Kompromiß des Alten mit dem Neuen" (S. 28) erblickt, verlangt Hans Landsberg mit dem Kriegsruf: „Los von Hauptmann!" *) eine entschiedene Schwenkung nach rechts, d. h. nach der idealistischen Seite. „Lange genug ist die Kunst," heißt es bei ihm (S. 6), „die Malerei wie die Dichtung, wissenschaftlich gewesen. Nun verspricht sie wieder künstlerisch zu werden. Wir treten in eine Epoche ein, die mit der Romantik große Aehnlichkeit hat. Wir sind Idealisten, Individualisten, Romantiker." Nietzsche, Ibsen, Böcklin heißt das Dreigestirn, dem die neue Kunst folgen soll. Das treue Fixieren des Modells sei nur Mittel zum Zweck, nicht die künstlerische Erfüllung. „Beobachtung ist gut, aber was will sie ohne den Geist, der sie sich dienstbar macht!.. Die wahren Kunstwerke sind alle symbolisch, weil sich die Unendlichkeit in ihnen begrenzt darstellt, weil hier eine ganze Welt, in beschränkte Formen gegossen, stilisiert wird." Ganz entsprechend hieß es einst bei dem Theoretiker der romantischen Schule, Wackenroder: „Das Kunstgenie soll nur ein brauchbares Werkzeug sein, die ganze Natur in sich zu empfangen und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Umwandlung wiederzugebären." Hauptmann, dessen Werke von Landsberg genau und meist treffend erörtert werden, erhält etwa folgenden Urteilsspruch: Er sei ein reiner, schlichter, wahrer Poet, voll weiblich-zartem Empfinden, mit einem starken lyrisch-musikalischen Talente begabt, ein tüchtiger Dichter zweiten Ranges. Aber — und nun kommt das Schuldregister: Hauptmanns Dramen bedeuten nichts über ihr Stoffgebiet hinaus, er besitze nicht die Macht der Persönlichkeit, er habe verflachend auf unsere Dramatik gewirkt. Wo er versuche, statt der Zustandsmalerei typische Gestalten zu schaffen („Die versunkene Glocke"), versage seine Kraft. Landsbergs energisches Buch bildet eine nicht nur fesselnde, sondern auch gehaltreiche Lektüre, aber man vermißt darin eine gerechte Würdigung der Verdienste, die der Naturalismus und mit ihm Hauptmann um unsere Litteratur haben. **) Nur mit Verwertung der Erfahrungen und Lehren, die die jüngst vergangene Zeit gemacht und gegeben hat, kann die deutsche Dichtung es wagen, idealistisch und romantisch zu sein, ohne die Gefahr der glatten Formen und des flachen Inhalts zu fürchten.

Dem streitbaren Verfasser der letztgenannten Schrift reicht F. Vetter die Hand in der Forderung, daß alle wahre Kunst Symbole und Ideen enthalten müsse. Sein Buch: „Vom Geschmack" ***) fällt nur zum Teil ins Gebiet der litterarischen Aesthetik. Es ist eine flotte Plauderei über den Geschmack in allen Lebensfragen, im Essen und Trinken, im Wohnen, im geistigen und künstlerischen Schaffen und Genießen, im Wissen und Glauben. Der Begriff „Geschmack" ist dabei vielleicht etwas weit ausgedehnt — ähnlich wie der Begriff „Wille" bei Schopenhauer. Die Aufsätze bringen viel geistvoll verarbeitetes Material. Die speziell litterarischen Abschnitte stehen nach meinem Geschmack — und dieser ist ja, wie Vetter treffend sagt, „das unveräußerliche Kronrecht der

*) Berlin, H. Walther, 1900. 79 S.

**) Die man aber auch nicht überschätzen darf. D. T.

***) Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller, 1900. 2. Aufl. 93 S.

Individualität" — zu sehr unter ethisch-religiösen Gesichtspunkten, um ästhetisch das Rechte zu treffen.*) Der wesentlichste Faktor im (geistigen) Geschmack ist für den Verfasser das Symbolische. Wie er das meint, mag etwa folgendes Citat sagen: „Wir werden immer weniger Symboliker; und doch beruht das innere Seelenleben auf der Erkenntnis des Kerns in der Schale, des Innern im Aeußern, des Ewigen in und hinter dem Zeitlichen, kurz des Geistes und des Gesetzes in der stofflichen Erscheinung." (S. 45.)

An allen Orten erkennen einsichtige Beobachter des modernen litterarischen Lebens die Bestrebungen, das rein Thatsächliche durchs Typische und Symbolische zu ersetzen oder zu ergänzen. In der Sammlung: „Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit"**) faßt der Verfasser, Richard Maria Werner, den Grundgedanken, der ihn bei der Auswahl geleitet hat, selbst so zusammen: Von Romantik über Realismus zu neuer Romantik. Es ist ein sehr lesenswertes und in sofern eigenartiges Buch, als der Verfasser nicht den sonst häufig beliebten hochmütigen Ton eines alles und alle meisternden Oberrichters anschlägt, sondern nachfühlend, liebevoll, man möchte fast sagen: dankbar zunächst zu begreifen und begreiflich zu machen sucht und nicht nur Interesse, sondern auch Liebe für seine Helden und ihre Schöpfungen zu wecken versteht. Derselben Stimmung mag es entsprungen sein, daß die Mehrzahl der Aufsätze nicht den allgemein genannten und bekannten Dichtern gewidmet ist, sondern für die seitab Stehenden, nur kleineren Kreisen Vertrauten eintritt. Unter verstorbenen Dichtern oder den lebenden der älteren Generation sind besonders eingehend von Leitner, Frankl, Geibel, Pichler, Jacobowski behandelt; von den Charakteristiken der jüngeren seien die von Clara Viebig, Dehmel und Carl Busse hervorgehoben. Durchaus anerkennenswert ist es, daß Werners Kritik von rein ästhetischen Gesichtspunkten geleitet wird. Es brauchte das nicht besonders hervorgehoben zu werden, wenn nicht die heute übliche Praxis sich oft, wenn nicht meist anders verhielte und ein Kunstwerk mit fremdem Maßstabe gerecht zu beurteilen vermeinte.***)

In einer modern-stoffgeschichtlichen Studie erörtert der Verfasser neuere Dichtungen, deren Hauptmotiv „Tod und Sterben" ist. In eindrucksvoller Weise und künstlerischer Sprache analysiert er Werke von Schnitzler, Dombrowski, Przybyszewski u. a. Auch aus diesem Abschnitt ergiebt sich, nebenbei gesagt, welchen Raum die moderne Dichtung der Mystik, den großen Ewigkeitsproblemen giebt. Genau dasselbe Thema behandelt in einer noch ausführlicheren Form Paul Bornstein in dem ersten Aufsatz der verdienstvollen Sammlung: „Der Tod in der modernen Litteratur und andere Essays",†) auf die bei dieser Gelegenheit hier kurz hingewiesen sein möge. Sie enthält neben allzubreit ausgesponnenen Betrachtungen Stücke von beträchtlichem Wert, an denen man lernen kann, daß Künstler die berufensten Kritiker in künstlerischen Dingen sind; — eine Wahrheit, die, wie einleuchtend sie auch ist, so oft vergessen wird. Besonders hingewiesen sei auf die Essays über französische Chansons zur Zeit

*) Wenn hieraus der Schluß gezogen werden sollte, daß das Aesthetische vom Ethisch-Religiösen überhaupt unabhängig sei, so könnte der T. diese Anschauung nicht teilen. D. T.

**) Minden, J. C. C. Bruns, 1900. 320 S.

***) S. oben.

†) Berlin und Leipzig, Johannes Cotta, o. J. 278 S.



der großen Revolution und im 19. Jahrhundert. Auch Philologen wird hier Bemerkenswertes geboten; noch besser würden sie auf ihre Rechnung kommen, wenn den zahlreichen Citaten in sorgfältigerer Weise der Fundort beigefügt wäre. —

Daß „unsere Zeit sich in der naturalistischen Beziehung bereits ausgegeben habe", ist auch die Meinung des Kritikers Arthur Möller-Bruck, der unter dem Gesamttitel: „Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen" eine Sammlung geistreicher, aber auch phrasenreicher Essays herausgiebt. Das neunte Bändchen: „Stilismus" *) ist kürzlich erschienen. Zwei Dichtern ist der Inhalt gewidmet: Bierbaum und Stefan George. In zierlich gespreizter Sprache führt der Verfasser aus, wie Bierbaum — als Lyriker — zunächst „technische Wahlverwandtschaft" zu Liliencron zeigt, der bekanntlich weitaus die meisten modernen Lyriker beeinflußt hat, wie er dann den „nackten Impressionismus" überwand und zu einem Formstil kam, der vielfach derart an alte Muster anknüpft, daß er, wenn man vom „Protestantisch-Pathetischen, vom specifisch Lutherischen, specifisch Schillerischen" absieht, „in seinen lyrischen Stil die Tradition der gesamten deutschen Lyrik sammelte" — von den Minnesängern an, besonders Walter von der Vogelweide und Neidhart von Reuenthal, bis auf Matthias Claudius, Bürger, Goethe, Droste-Hülshoff und bis zu „Heinrich Heines sentimentalischer Eleganz." „Ein Gran Persönlichkeitsberechtigung weniger, und das Unternehmen wäre mit Unfehlbarkeit mißglückt." Der ausgesprochenste Gegner des Impressionismus und Naturalismus in der deutschen Lyrik ist Stefan George, den einige für den genialsten unserer Lyriker halten. Wenn man nach Mustern in der Vergangenheit sucht, kommt man zuerst auf den Namen Platens. Er gehört zu denen, von denen er selbst sagt: „Und Schönheit wird und Sinn, wohin sie sehen." Er ist der eigentliche „Stilist" unserer Tage. Alles Dionysische, Leidenschaftliche ist bei ihm so sehr zu reinen, feierlichen Klängen gedämpft, daß seine Schöpfungen oft den Eindruck des Starren, Kalten machen. Das dekorative Element überwiegt den Gefühlswert des Inhalts. Mehr als bei irgend einem andern Lyriker ist die Sprache bei ihm nicht nur Werkzeug, sondern Gegenstand der Kunst. Im Auslande stehen ihm die französischen Parnassiens besonders nahe. Er liebt Hellas und Italien. Aber man denkt bei seinem Griechentum vergeblich an die wildbewegte Welt des Homer und Aischylos; es ist „aus Abgeklärtheit rein, ist weder rhapsodisch, noch dramatisch, sondern aus Elegie lyrisch, ist sokratisch christlich." Er ist ganz das, was Nietzsche als Apolliniker bezeichnete.

Die ästhetische Auffassung des Lebens und aller Dinge — wie Stefan George ihr dichterische Verkörperung zu leihen sucht, so predigt sie der auch von der Bewegung der achtziger Jahre als Herold bekannte Wiener Schriftsteller Hermann Bahr. Seine „Bildung"**) betitelte Sammlung kritischer Aufsätze, im Goethestil — dem Stil in Eckermanns Gesprächen — geschrieben, ist eine der hervorragendsten Leistungen der neueren Essaykunst, nichtsdestoweniger oft mehr blendend und verblüffend als überzeugend. Das dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen gewidmete Werk beantwortet die Frage, was Bildung sei, etwa so: nicht Wissen, auch nicht Können ist sie, sondern „nur ein volles Dasein im Guten und Schönen selbst, dem jeder frohe Augenblick neue Flügel ansetzen

*) Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1901. 74 S. Preis: —, 50 Mk.

**) Im Insel-Verlage bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1900. 255 S.

wird." Die Kunst soll „nicht mehr ein äußerer Schmuck und bloßer Tand der Menschen sein, sondern die innere Uhr ihres ganzen Wesens". Das leuchtende Ideal ist die ruhige Harmonie Goethes, und wenn die Blicke in die Vergangenheit zurückschweifen, ist immer wieder der Hellenismus — der apollinische voll heiterer Gelassenheit — die Sehnsucht der Neuesten. Nicht Zufall ist es, daß Sokrates' Gestalt so oft in diesem Buche auftaucht. Leider verbietet es der Raum, auf dies sehr eigenartige und bemerkenswerte, übrigens von Widersprüchen nicht freie Werk, das selbst wie ein Kunstwerk wirkt, näher einzugehen, umsomehr, als die zahlreichen Aufsätze, die es umfaßt, auf verschiedenste Gebiete führen. Schließlich wird wohl die Kunst bei der Gelassenheit und abgeklärten Harmonie allein nicht selig werden, sondern immer wieder auch prometheischer Leidenschaft bedürfen.

Eine merkwürdige Parallele zu den Gedanken der deutschen Schöngeister bildet eine Schrift des schwedischen Lyrikers Verner von Heidenstam: „Classicität und Germanismus.*) Mit den Begriffen und mit der Deutung geschichtlicher Thatsachen springt sie etwas gewaltsam um, aber allerlei Wahrheiten und viel Anregung stecken darin. Die Klassizität ist dem Verfasser das Objektive, der Germanismus das Subjektive: in ihm erhoben sich wie nirgends Phantasie und Empfindung zu unbezwinglicher Macht. Gegen die Vorherrschaft des mehr oder weniger formlosen Subjektivismus ruft Heidenstam die Klassizität, die harmonische Abgeschlossenheit und Vornehmheit des Hellenismus, als bessere Herrscherin aus. Nach allen Einseitigkeiten, unter denen der Kampf gegen Volkstümlichkeit und — Humor besonders angemerkt sei, erblickt der Verfasser das Heil der Kunst am Ende doch in einer Verschmelzung jener beiden Elemente. Auf Kompromisse läuft die ganze Weltgeschichte hinaus. Auch in der Kunst wird es sich um Vereinigung der zahlreichen Gegensätze handeln, die oft so einseitig als Parole dienen, wie: Inhalt und Form, Phantasie und Gestaltungskraft (was etwa auch: subjektiv und objektiv genannt werden könnte), Impressionismus und „Stilismus", Naturalismus und Idealismus. Aber vielleicht sind dies überhaupt weniger Gegensätze, als wir uns in unserer Schulweisheit vortäuschen.

Dr. Heinrich Brömse.



Ein Stück Heimatkunst.

Ich glaube nicht, daß der Verfasser des vor mir liegenden Buchs auch nur eine der zahlreichen, mehr oder minder tiefgründigen Abhandlungen über die sogenannte Heimatkunst, ihre besonderen Merkmale, ästhetische Berechtigung, zeitgemäße Notwendigkeit gelesen hat. Der Mann steht schon durch seinen Beruf — er ist praktischer Landwirt im Mecklenburgischen — so außerhalb aller modernen „Litteratur", daß er wohl schwerlich Neigung und Muße findet, sich mit den ästhetischen Eintagstheorien und Schlagwörtern unserer Litteraturpäpstlein auseinanderzusetzen. Seine Art ist mir auch viel zu natürlich und unver=

*) Uebersetzt von E. Stine. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, 1900. 52 S.

dorben, als daß er durch solche Schule gegangen sein könnte. Etwas von dem papierenen Geschmack jener Dissertationen hätte sich dann vielleicht auf sein eigenes Buch übertragen. Mit Bestimmtheit aber glaube ich behaupten zu dürfen, daß er niemals über Heimatkunst geschrieben hat.

Dafür hat er Besseres gethan: er hat ein Stück echter Heimatkunst geschaffen. Ganz naiv, ohne es zu wollen, ohne an irgend welche ästhetischen Regeln und Gesetze zu denken, einfach aus der Kraft und Fülle seines heimatlichen Bodens und seiner urwüchsigen Anschauung und Empfindung heraus. So ist ein ganz persönliches Buch entstanden, das nach fettig glänzender Erde, nach frischgemähtem Heu und feuchtem Walde, nach dem Schweiß ehrlicher Arbeit, meinetwegen auch nach dem dampfender Pferde riecht, nur nicht nach der fatalen papierenen „Litteratur"-Mache.

Karl Schwerin (Trotsche) hat sich bei den Türmerlesern durch seine Erzählung „Herbst" auf das vorteilhafteste eingeführt. Eine Reihe erfreuter Zuschriften aus dem Leserkreise verlangte sofort: „mehr von Schwerin". Unser „Türmer-Jahrbuch" (nochmals: kein Wiederabdruck aus dem Türmer!) bringt eine andere prachtvoll bodenständige, humorvoll-ergreifende Dichtung von ihm. Diese beiden hat er nun mit anderen in einem Bande: „Wilde Rosen und Eichenbrüche" vereinigt, der soeben im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen ist (Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.).

Den Türmerfreunden habe ich also nur wenig über Karl Schwerins Eigenart zu sagen. Sie ist eine so ausgeprägte, giebt sich so abgeschlossen und fest umrissen, daß hier von der Lösung irgend welcher Probleme keine Rede sein kann. Diese Dichterpersönlichkeit ist vielmehr eine so ganz unproblematische und undifferenzierte, daß ich fast fürchte, es sind ihrer ferneren Entwicklung keine allzu weiten Grenzen gesteckt. Sie ist an die Scholle gebunden, hat sich mit tiefen, starken Wurzeln fest in sie hineingesogen und kann sich aus ihr nicht herausreißen. So ist sie wie ein festgewurzelter Baum, der immer Blätter, Blüten und Früchte derselben Art tragen muß — das ist auch ihr Naturgesetz. Aber freuen wir uns des Baumes in unserem Garten oder vor unserem Hause nicht immer wieder von neuem, und wird uns sein Knospen, Blühen, Welken jemals langweilig? Wenn es nur ein echter, lebendiger Baum mit echten lebendigen Blättern und Blüten ist — keine künstlich angestrichene Palme, wie sie so zahlreich nicht nur in den Wintergärten der Restaurants, sondern leider auch in unseren Litteraturgärten aufgestellt sind. Aber vor Selbstwiederholungen hat sich unser Dichter gleichwohl zu hüten.

Echt ist er jedenfalls vom Wipfel bis zur Wurzel. Ich kenne keinen modernen, der noch kräftigeren Erdgeruch ausströmte, noch mehr ein Produkt von Erde und Wasser, Luft und Sonne seiner Heimat wäre. Sein süddeutsches Gegenstück findet er vielleicht an Rosegger, dessen kleineren Heimatserzählungen sich die von Schwerin wohl gegenüberstellen lassen, womit ich nicht sagen will, daß dessen Können auch an die großartige Konzeption und Gestaltungskraft der Roseggerschen „Höhenkunst" heranreichte. Dafür müßte Schwerin erst den Beweis liefern. Auf unserem neueren und neuesten Büchermarkt bedeutet er jedenfalls eine Seltenheit. Denn wo leben sich heutzutage dichterische Persönlichkeiten in ihren Büchern noch in solch unbekümmerter Paradiesesunschuld, solch unverfälschter Natürlichkeit aus? Wo sind denn überhaupt in der Litteratur die ge-

schlossenen gesunden, naiven Persönlichkeiten? Angekränkelt von den ungelösten Problemen, von der Halbheit und Skepsis unserer Zeit sind sie fast alle. Hier aber ist ein Ganzer, einer, dessen Art, Dinge und Menschen zu nehmen, manchen rückständig oder junkerlich erscheinen mag, der aber weiß, was er will, gerade ausschreitet, seinen Herrgott, sein Empfinden und seine Augen für sich hat.

Und ein starkes, leidenschaftliches Empfinden und frische, fröhliche, humorvolle Augen, und gerade darum liegt oft ein feuchter Glanz auf ihnen. Es ist Rasse und männliche Haltung in diesen Dichtungen, und das giebt ihnen ihren eigenen edel ausschreitenden Stil, dem Gange eines mutigen Reitpferdes vergleichbar. Nichts Gemachtes, nichts schief oder durch die Brille anderer Geschautes; kurz, ein Mensch unter Menschen, der auch als Dichter nur sich selbst giebt. Hierin liegt sein Reiz, hierin liegen freilich auch seine Grenzen beschlossen.

J. E. Frhr. v. G.



Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Rudolf Steiner. 2 Bände. Berlin 1900 u. 1901, Siegfried Cronbach. (Bd. XIV von „Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung".)

Der Verfasser, dessen eigene Anschauungen mit denen Ernst Häckels (teilweise auch mit denen Nietzsches) in Einklang stehen, würde, wie er in der Vorrede zum ersten Bande seines Werkes sagt, sich glücklich schätzen, wenn Kundige fänden, daß seine „scharf ausgeprägte eigene Weltanschauung" ihm den Blick für die Gedanken anderer nicht getrübt, sondern geschärft habe. Daß dem so ist, kann nur sehr bedingt anerkannt werden. Bei der Besprechung einiger Philosophen, und zwar meist der älteren, spekulativen (Fichte, Schelling, Hegel, auch F. A. Lange u. a.) bekundet Steiner, daß er in das Wesen ihres Gedankenbaues wirklich eingedrungen ist; ob er aber für eine Reihe neuerer Erscheinungen, wie sie sich im Neukantianismus, Phänomenalismus, überhaupt im Neu-Idealismus verschiedener Färbungen darstellen, volles Verständnis und die richtige Würdigung hat, sei zum mindesten dahingestellt. Sicher ist, daß die Strömungen in der Philosophie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Steiner ziemlich einseitig zum Ausdrucke gebracht werden; manch Wichtiges ging dabei verloren oder kam nicht zur Geltung, z. B. die von W. Wundt eingeschlagene Richtung des Philosophierens. Im einzelnen enthält das Buch eine Reihe treffender Bemerkungen, wie es auch nicht selten alte Dinge in neues Licht rückt. So kann es, mit Vorsicht gelesen, manche Anregung gewähren. Was z. B. Steiner gegen den absoluten Agnostizismus (die Ansicht, daß uns das Wesen der Dinge stets unbekannt bleiben muß) sagt, können wir nur unterschreiben. „Daß man in sich die Kraft und Tragweite des Denkens erlebt, ist die Grundvoraussetzung für alle Weltanschauung. Und erlebt man in sich die Kraft des Denkens, so hat man zu ihm auch das Vertrauen, mit dem alle Erkenntnis beginnt."

Dr. Rudolf Eisler.





Lehren und Lernen.

Die ersten und natürlichen Erzieher jedes Kindes sind seine Eltern. Die notwendige Folge dieser Thatsache wäre die Forderung, daß jeder Vater und noch mehr jede Mutter etwas von Pädagogik verstehen, wenigstens die wichtigsten Grundsätze kennen sollten, nach denen ein Kind zu erziehen ist. Wie viele Eltern aber erfüllen wohl diese Forderung! Die meisten lassen ihre Kinder so aufwachsen, wie sie selbst ihrer Erinnerung nach einmal groß geworden sind, richten sich wohl nach herrschenden Moden und Gebräuchen, machen aber die Kinder gar oft zu Spielbällen ihrer eigenen Launen. Und das ist nicht etwa bloß in einfachen, unbemittelten Familien der Fall, wo die Eltern jeden Augenblick zum Erwerb des täglichen Brotes benützen müssen, sondern auch in den vornehmsten Kreisen findet man leider allzuoft Kinder, die durch eine völlig vernachlässigte oder grundsatzlose Erziehung verdorben sind.

Freilich werden nun manche Eltern zu ihrer Entschuldigung anführen können, daß niemand sie „erziehen“ gelehrt habe. Alles, was zum Kampf ums Dasein und zur Führung des Haushalts notwendig ist, mögen sie gelernt haben; aber wie das Köstlichste, was sie besitzen, wie eine Kinderseele zu behandeln ist, davon haben sie nichts erfahren, das hätten sie auch an keiner Schule lernen können. Glücklicherweise giebt es nun schon seit langem eine Menge Hilfsmittel, aus denen sich jeder, der Neigung dazu hat, das Notwendigste über Kindererziehung aneignen kann. Von neueren Schriften, die diesen Gegenstand behandeln, sei zunächst ein Büchlein von Arthur Foltin genannt: „Unsere Kinder. Winke zur Erziehung.“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) Es giebt auf wenig mehr als 50 Seiten einen leicht faßlichen Ueberblick über die wesentlichsten Grundsätze der Erziehung der Kinder von den ersten Tagen ihres Lebens an. Auf theoretische Erörterungen läßt sich der Verfasser wenig ein, ersetzt diese aber durch eine Menge praktischer Ratschläge, deren Zweckmäßigkeit er selbst an seinen eigenen Kindern erprobt hat. Kleine Ausstellungen, die man bei einzelnen Ausführungen Foltins zu machen hätte, und die ab und zu her-

vortretende Schwerfälligkeit in der Darstellung kommen bei solchen allgemeinen Vorzügen des Büchleins kaum in Betracht.

Wer sich etwas eingehender über die Pflichten der Eltern gegen ihre Lieblinge unterrichten, etwas tiefer in die Geheimnisse der Entwickelung des kindlichen Seelenlebens eindringen will, der greife zu dem Buche „Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre? Für Eltern und Erzieher" von Karl Richard Löwe (Hannover und Berlin SW. 12, Carl Meyer [Gustav Prior]). Mehrfach bekennt der Verfasser ausdrücklich, daß die gute Erziehung „wohl eines der schwierigsten Werke sei, zu denen der Mensch verpflichtet ist". Diese Ueberzeugung und die von der Notwendigkeit, den Eltern ihre schwierige Aufgabe soviel wie möglich zu erleichtern, tritt uns in allen Ausführungen Löwes entgegen. Besonders anzuerkennen ist sein lebhaftes Bemühen, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu zeigen, wie man bei der gesamten geistigen Ausbildung, auch bei den anscheinend unbedeutendsten Dingen immer von der Anschauung ausgehen müsse und nichts behandeln dürfe, wovon das Kind keine eigene Anschauung hat und haben kann. Im einzelnen wird man zuweilen anderer Meinung sein, als der Verfasser. So erscheinen mir manche begrifflichen Erläuterungen entschieden über den Standpunkt eines 5—6jährigen Kindes hinausgehend. Ferner ist er über eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen der Erziehung, nämlich über das Verhältnis des Kindes zu Gott, viel zu rasch hinweggegangen. Er geht da einfach von der Annahme aus, daß die Eltern immer religiös, fromm und womöglich evangelisch seien. „Den persönlichen Verkehr mit Gott eignet es sich durch das Gebet an. Es hört die Eltern beten . . ." Wie nun, wenn das Kind die Eltern nicht beten hört, wenn diese überhaupt nicht beten? Wie sollen sich Eltern, die sich Gott nicht persönlich, sondern nur rein geistig denken können, die etwa Anhänger Spinozas oder Schopenhauers oder gar reine Atheisten sind, ihren Kindern gegenüber verhalten? Ueber solche Fragen wäre eine gründlichere Erörterung in dem betreffenden Kapitel am Platze gewesen. Im übrigen ist das Buch ein verständiger Mentor in allen einschlägigen Fragen.

Eine Fortsetzung zu dieser Schrift giebt Löwe in dem Buche „Wie erziehen und belehren wir unsere Kinder während der Schuljahre?" (In demselben Verlage.) Soviel die Schule auch ihren Zöglingen geben kann, so ist das doch bei weitem noch nicht alles, was notwendig ist, um diese zu charakterfesten, zielbewußten, körperlich, geistig und sittlich widerstandsfähigen Menschen zu machen. Eingehend weist Löwe auf die Aufgaben hin, die hierbei Eltern und Privatlehrer zu erfüllen haben, und giebt diesen durchweg klare und verständige Anleitungen. Dabei geht er noch weit gründlicher vor, als in dem vorigen Buche. Er erörtert zunächst die Entstehung und Entwickelung von Gedanken und Gefühlen im allgemeinen, sowie die bei einzelnen Kindern hervortretenden oder durch die Geschlechter bedingten Verschiedenheiten, und geht dann zu der häuslichen Bearbeitung der Unterrichtsstoffe über, wobei er die einzelnen Disziplinen so gründlich behandelt, daß selbst Fachleute daraus manche beherzigenswerten Ratschläge entnehmen können. So gewissenhaft aber das Buch auch gearbeitet ist, so kann ich doch nicht an einen rechten Erfolg des lobenswerten Unternehmens glauben. Es giebt leider nur zu wenig Eltern, die Neigung haben werden, den weit über 300 Seiten starken Band sorgfältig genug

durchzuarbeiten, um klar zu erkennen, inwieweit sie die Arbeit der Schule erfolgreich unterstützen können. Ein knapper gefaßtes, weniger gründlich vorgehendes Büchlein würde wohl größeren Erfolg haben.

Mehr an die Kreise der berufsmäßigen Erzieher, als an die der Laien, wenden sich zwei Werke, die in ihrem englischen Urtext schon längere Zeit bekannt und geschätzt sind, und auf die hier deshalb nicht näher eingegangen werden kann; zu erwähnen sind sie aber in diesem Zusammenhang, weil der Bamberger Seminarlehrer Dr. J. Stimpfl nach ihren letzten Ausgaben sorgfältige Uebersetzungen angefertigt und sie mit kurzen erklärenden Anmerkungen versehen hat. Es sind dies die „Untersuchungen über die Kindheit" von dem Londoner Psychologen James Sully (dessen Teacher's Handbook of Psychology Stimpfl schon vorher ins Deutsche übertragen hatte) und die „Psychologie der Kindheit" von dem Nordamerikaner Professor Dr. Frederick Tracy.

In demselben Verlage, wie die eben erwähnten Werke (Leipzig, Ernst Wunderlich), ist die wissenschaftlich wertvolle Arbeit „Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde" von Wilhelm Ament erschienen. Mit dem ganzen psychologischen Rüstzeug ausgestattet, das für eine solche Arbeit notwendig ist, und mit allen einschlägigen Werken gründlich vertraut, versucht Ament die Behauptung zu beweisen, daß Haeckels biogenetisches Grundgesetz nicht nur für die körperliche Entwickelungsgeschichte der Lebewesen, sondern auch für die Entwickelungsgeschichte der Sprache gelte und demnach analog zu formulieren sei: „Die ontogenetische Entwicklung (d. i. die des Individuums) der Sprache ist eine kurze Wiederholung der phylogenetischen" (d. i. der Stammesentwicklung), wobei er allerdings auch hier mancherlei Abweichungen zugiebt. Wenn auch nicht diese Behauptung selbst, so kann man doch die Art der Beweisführung als neu bezeichnen; er wendet nämlich die Methode der gesamten Sprachwissenschaft auch auf die Kindersprache an und giebt eine sehr sorgfältige, sowohl auf genaue eigene Beobachtungen, wie auf die Mitteilungen von Bekannten und vorhandene gedruckte Quellen gestützte Laut-, Wort- und Satzlehre; dabei behält er immer die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken, den Zusammenhang der allmählichen Entwickelung der kindlichen Begriffe mit der Entwickelung der Laute, der Wort- und schließlich der Satzformen im Auge und stellt über diese Beziehungen sehr scharfsinnige und lehrreiche Tabellen auf. So gewissenhaft und wertvoll aber diese Untersuchungen ohne Zweifel auch sind, so sind ihre Ergebnisse doch durchaus nicht so sicher, wie sie es auf den ersten Blick scheinen; denn sie beziehen sich nur auf einen sehr kleinen Kreis von Individuen. Und wenn Ament auch selbst wiederholt zugiebt, daß weitere Beobachtungen zu anderen Ergebnissen führen können, so scheint er mir doch noch nicht genügend das rein Zufällige vom wirklich Gesetzmäßigen zu trennen. Erst wenn Hunderte von Kindern — und zwar aus ganz verschiedenen Gegenden und Verhältnissen — in derselben minutiösen Weise beobachtet worden sind, können wir daran denken, eine einigermaßen zuverlässige Grammatik der Kindersprache zu schreiben. Dazu ist aber Aments Schrift jedenfalls ein außerordentlich wichtiger Beitrag. —

Nach den ersten Lebensjahren des Kindes die Schulzeit! Da sind zunächst zwei Arbeiten zu erwähnen, die scharfe Kritik an unseren höheren Knabenschulen üben. In der Schrift „Auf welche höhere Schule soll ein Vater

seinen Sohn schicken?" (Band XII, Heft 6 der „Sammlung pädagogischer Vorträge", hrsg. von Wilhelm Meyer-Markau, Bonn, F. Soenneckens Verlag) wendet sich Dr. Otto Gramzow sehr heftig gegen das Berechtigungswesen, das er als einen Krebsschaden an unserm gesamten höheren Schulwesen hinstellt, und verlangt, daß man auch die Abiturientenprüfungen abschaffe, da diese nur die schon an und für sich bestehenden Vorrechte der Reichen erhöhten, im allgemeinen sehr ungerecht seien und durchaus keine Bürgschaft für wirklich wissenschaftliche Tüchtigkeit gewährten. Manchen Ausführungen Gramzows kann man durchaus beistimmen, insbesondere seiner Forderung, unser Schulwesen müsse eine solche Gestalt erhalten, daß jedem die volle Entwickelung seiner natürlichen Kräfte ermöglicht werde. Zahlreiche Uebertreibungen dagegen verdienen scharfen Widerspruch. Behauptungen wie die, daß wir in den letzten Jahren „bedeutende Fortschritte im Chinesentum" gemacht hätten und „uns gegenwärtig einer Gebundenheit hinsichtlich der geistigen Entwickelung erfreuten, wie sie in keinem andern Staate Europas besteht", gehen entschieden zu weit.

Den Vorwurf der Einseitigkeit und der Neigung zu Uebertreibungen muß man auch der sonst sehr lesenswerten Schrift „Die klassische Bildung der deutschen Jugend vom pädagogischen und vom deutsch-nationalen Standpunkte aus betrachtet" von Dr. Gustav Baumann (Berlin, Verlag von Otto Salle) machen. Der Verfasser will den Unterricht in den alten Sprachen nicht nur eingeschränkt, sondern so gut wie ganz von den Schulen vertrieben wissen; nur etwas griechische und lateinische Wortlehre (!) und Lesung der alten Klassiker in Uebersetzungen will er gelten lassen.*) Alle für das humanistische Studium hervorgehobenen Gründe weist er als nicht stichhaltig zurück, macht dafür vielmehr eine Reihe anderer geltend, aus denen er die jahrelange Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen auf der Schule geradezu für verderblich hält. Daher sollen diese Fächer durch andere ersetzt werden, „durch welche eine wahrhaft allgemeine Bildung gewonnen wird". Das Gedächtnis werde durch Naturkunde, Geschichte, Erdbeschreibung und die neueren fremden Sprachen geschult, der Verstand durch Mathematik, Naturwissenschaft und Uebungen im deutschen Aufsatz geschärft, der Sinn für das Ideale und Schöne durch unsere eigene Litteratur, durch die Musik und die zeichnenden Künste geweckt! Vieles, sehr vieles aus dieser Schrift wird man unterschreiben können und sich jedenfalls der edlen Begeisterung und des regen Eifers freuen, womit der Verfasser für die Pflege des Deutschen und für eine wirklich deutsch-nationale Ausbildung eintritt; dennoch wird man den alten Sprachen gegenüber einen vermittelnden Standpunkt für ersprießlicher halten, als den schroff ablehnenden Baumanns.

Daß die Erziehung auf unseren Gymnasien doch edlere, höhere Zwecke verfolgt, als ihnen in diesen beiden und in vielen anderen Schriften vorgeworfen wird, zeigt recht deutlich das neueste Buch des als Pädagogen wie als Aesthetikers bekannten Gymnasialdirektors Prof. Dr. Alfred Biese: „Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze." (Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder.) In einer der besten der in diesem Bande vereinigten, bisher vereinzelt in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Abhandlungen („Hellenische Lebensanschauung und die Gegenwart") giebt er eine treff-

*) Der unverstandenen und philologisch-zerhackten Lesung der Klassiker im Original dürfte eine solche in guten Uebersetzungen doch wohl vorzuziehen sein. D. T.

liche Antwort auf derartige Angriffe: „Was wollen wir durch Erziehung und Unterricht überwinden? Ist es nicht vor allem die Selbstsucht, ist es nicht der nüchterne, materielle Nützlichkeitsstandpunkt, der nur das an Kenntnissen und Fähigkeiten würdigt, was Gewinn verspricht, was sich in klingende Münze umsetzen läßt? ... Mit den Waffen des Idealismus sollen wir alles Unedle, Niedrige, Gemeine in der Menschenbrust bekämpfen. Und ich denke: die Säulen unseres geistigen und sittlichen Lebens soll heute wie zuvor jene edle Dreiheit bilden: das Christentum, das Germanentum, das Hellenentum, dessen Nachhall in geistiger Hinsicht das Römertum gewesen ist." Das ist die Sprache eines Mannes, der mehr will, als den Gymnasiasten Regeln einpauken und sie anleiten, „mühselige Uebersetzungen der Schriftsteller" anzufertigen, eines Mannes, der von der heiligen Pflicht erfüllt ist, jede Unterrichtsstunde dazu zu benutzen, charakterfeste, ideal gesinnte Männer heranzubilden, der von dem hohen Werte der Vertiefung in die klassische Zeit durchdrungen, aber nicht verknöchert bei ihr stehen geblieben, sondern von modernem Geiste erfüllt ist und den Unterricht in den alten Sprachen und Litteraturen mit modernem Geiste beseelt. Daß an dem heutigen Gymnasialunterricht manches zu ändern, daß vieles dort zu starr, zu formelhaft ist, giebt er selbst unumwunden zu und wendet sich gegen diese vielfach verknöchernde und erstarrende „Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe" in einer trefflichen „Kritischen Zeitbetrachtung"; und in einem anderen, ebenso wertvollen Aufsatz („Zum psychologischen Moment im Unterricht") sucht er auszuführen, wie unsere Jugend „durch Vergeistigung und psychologische Vertiefung des Unterrichts für die Aufgaben der Gegenwart zu erziehen" sei. Wie sehr gerade der sprachliche und besonders der deutsche Unterricht hierzu geeignet ist, zeigt außer einer Gruppe von Aufsätzen über die Behandlung Goethes und Lessings in Prima die tiefgehende Studie „Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule"; überall sucht er das wahrhaft Bildende, das dichterisch Bleibende, das ästhetisch und sittlich Erziehende hervorzuheben.

Eine vermittelnde, allen Arten der höheren Knabenschulen gerecht werdende Stellung nimmt der Geh. Regierungsrat Dr. Adolf Matthias in dem umfang- und inhaltreichen Buche „Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze" (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung) ein, das eine große Anzahl in den letzten 20 Jahren in politischen und wissenschaftlichen Blättern erschienener Abhandlungen enthält. Am anziehendsten sind darunter diejenigen, welche allgemeine Schulfragen erörtern. Zu allen wichtigen Vorgängen des Schullebens, die in den erwähnten Zeitraum fallen, hat der Verfasser hierin Stellung genommen, und wenn sich in diesen Arbeiten auch manches wiederholt und anderes durch die Ereignisse überholt ist, so sind sie doch noch jetzt durchweg lesenswert und bei der amtlichen Stellung des Verfassers nicht ohne Bedeutung. Daß er die humanistische Bildung, die er selbst genossen und jahrelang seinen Schülern übermittelt hat, gegen unberechtigte Angriffe in Schutz nimmt, darf uns natürlich nicht wundernehmen; eher könnte mancher durch den durchaus objektiven Standpunkt überrascht werden, den er nicht bloß Realgymnasien, sondern auch den lateinlosen höheren Schulen gegenüber einnimmt: „Die bildende Kraft der klassischen Studien hat ja ihren hohen Wert für alle diejenigen, die auf dem Gebiete der Kunst und Geisteswissenschaften einmal thätig sein wollen, sie hat aber ihren Wert nur da, wo sie lange, gründ-

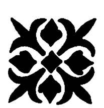
lich und tief eingreifend wirken kann und wo sie von warmer Teilnahme des Lernenden begleitet ist. Wo die klassischen Studien ohne jeden Abschluß einige Jahre hindurch, ohne jedes Interesse und ohne Zweckbewußtsein aufgezwungenermaßen getrieben werden, wirken sie allenfalls verstand- und deutschverderbend." Den Formalismus, der auf manchen Gymnasien herrscht, tadelt er ebenso, wie den übertriebenen Materialismus, durch den sich einige Realschulen hervorthun; im übrigen aber stellt er Gymnasial- und Oberrealschulbildung in ihrem allgemeinen Werte vollkommen gleich, was ja, wenigstens zum größeren Teile, nun auch die Stellung der Regierung ist. Die zweite Gruppe der in diesem Bande vereinigten Aufsätze ist dem deutschen Unterricht gewidmet und enthält für jeden Lehrer des Deutschen eine Fülle schätzbarer Winke und Anregungen; besonders gehaltvoll sind diejenigen, die die Stellung der Schule im Kampfe gegen „Sprachdummheiten" und „Sprachverwilderung", die Frage des deutschen Lesebuches in Prima und die Verbindung allgemeiner und litterarischer Themata im deutschen Unterricht behandeln. Den Schluß des Bandes bilden einige allgemeinpädagogische Aufsätze und zwei Gedächtnisreden auf Kaiser Wilhelm I. und auf Bismarck. —

Schwer ist schon die Kunst der Erziehung bei normalen Kindern; wie viele aber giebt es, die mit geistigen oder körperlichen Fehlern behaftet sind, die sie verhindern, an dem regelmäßigen Unterricht ihrer glücklicheren Altersgenossen teilzunehmen! Für diese müssen besondere Erziehungsgrundsätze aufgestellt, eigene Anstalten errichtet, eigene Lehrer ausgebildet werden. Hilfsschulen oder Hilfsklassen für geistig zurückgebliebene Schüler bestehen gegenwärtig schon in einer großen Reihe von Städten und leisten sehr segensreiche Arbeit. Wohlhabenderen sei für Kinder, die „mit Schwächen oder Fehlern des Nervensystems oder des Seelenlebens behaftet sind", das von dem bekannten Pädagogen und Psychologen J. Trüper geleitete Erziehungsheim und Kindersanatorium auf der Sophienhöhe bei Jena empfohlen, dessen Zöglinge nach den vom Leiter der Anstalt ausgegebenen Berichten und nach allem, was man sonst darüber hört, eine vortreffliche, die körperliche, geistige und sittliche Bildung fördernde und soviel wie möglich individualisierende Erziehung erhalten. Trüper ist auch litterarisch für die Förderung solcher unglücklichen Kinder thätig, in erster Linie durch Herausgabe der Zeitschrift „Die Kinderfehler. Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und sozialem Leben", die er in Gemeinschaft mit Dr. J. L. A. Koch (Staatsirrenanstaltsdirektor a. D. in Cannstatt), Chr. Ufer (Rektor der Reichenbachschulen in Altenburg) und Prof. Dr. Zimmer (Direktor des Ev. Diakonievereins in Zehlendorf bei Berlin) leitet (Langensalza, Verlag von Hermann Beyer und Söhnen). Arbeiten über verschiedene Arten von geistigen und körperlichen, hauptsächlich auch Nervenstörungen, Charakteristiken einzelner mit irgend welchen besonderen Abnormitäten behafteter Kinder, Untersuchungen über den Einfluß des Alkohols und geschlechtlicher Ausschweifungen bei den Eltern auf deren Nachkommen, Ursachen kindlicher Verbrechen und ähnliche, Erzieher, Geistliche, Aerzte und Richter in gleichem Maße interessierende Abhandlungen bilden den abwechselungsreichen Inhalt der ersten 4 Bände. Mit dem Eintritt in den laufenden 5. Jahrgang hat die Zeitschrift eine verdienstliche Erweiterung erfahren. Sie will sich von nun an — unter dem veränderten Titel „Zeitschrift für Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie" —

nicht nur der Erkenntnis und Heilung körperlicher und seelischer Fehler widmen, sondern der Erforschung des gesamten kindlichen Seelen- und Körperlebens. Gleichzeitig ist sie das Organ des aus Aerzten und Lehrern bestehenden „Allgemeinen Deutschen Vereins für Kinderforschung“ geworden. Im Zusammenhang mit dieser Zeitschrift stehen die von Koch, Trüper und Ufer herausgegebenen, in zwangloser Folge erscheinenden „Beiträge zur Kinderforschung“, in deren letztem Heft („Zur Frage der Erziehung unserer sittlich gefährdeten Jugend“) Trüper eine eingehende Kritik des „Gesetzes über die Zwangserziehung Minderjähriger“ liefert. —

Zum Schlusse dieser Umschau noch die Mitteilung, daß die frischen, humorvollen und warmherzigen „Schülerurbilder“ von J. J. Scheel (Hamburg, Verlag von C. Boysen) bereits in zweiter Auflage erschienen sind. Beziehen sich diese Charakteristiken von Volksschülertypen (Herzbube, Pechschulze, Windhund, Schmutzfink, Dummerian, Faulpelz u. s. w.) auch zunächst auf Hamburger Verhältnisse, so werden sie doch überall da, wo Liebe zu unserer Schuljugend vorhanden ist, gern und mit Vergnügen gelesen werden.

Dr. Max Ewert.



Europas Urgeschichte.

Wandern wir in Gedanken rückwärts durch die Jahrhunderte und Jahrtausende in die Vergangenheit, so gelangen wir stets, hier früher, dort später in ein Gelände, wo die historischen Meilensteine an unserem Wege seltener und seltener, und ihre Aufschriften immer undeutlicher werden, bis sie endlich ganz verwischt erscheinen und der letzte Meilenstein hinter uns liegt. Gewiß wird es der wissenschaftlichen Forschung noch gelingen, manchen umgebrochenen Meilenstein wieder aufzurichten und manch verwischte Inschrift zu entziffern, aber auch dort, wo die historischen Meilensteine uns Jahrtausende zurückgeleiten, dehnt sich zuguterletzt hinter dem letzten Meilenstein bis in unbekannte Fernen das Reich der vorgeschichtlichen Zeit aus: Vorgeschichtlich, weil die Menschen noch nicht im stande waren, ihre Erlebnisse aufzuzeichnen, und doch erfüllt mit einer oft überraschenden Menge von kultur- und kunstgeschichtlichen Erlebnissen.

Lange bevor in Assyrien und Aegypten die ersten sagenhaften Berichte der Nachwelt überliefert wurden, lebten Menschen mit einem Herzen voll Leidenschaften und einem Kopf voll schöpferischer Gedanken. Schon in prähistorischen Zeiten gab es Hausindustrie und Handwerk, und sie waren mit künstlerischem Geschmack bemüht, die Gegenstände des täglichen Gebrauches zu verschönern. Kriege wurden geführt, Völker und Kulturen vernichtet, Kulturen im friedlichen Handelsverkehre überwunden, und Völkerwanderungen fanden statt, gerade so wie auch in historischen Zeiten. Manch Jahrtausend, die Prähistoriker nehmen an über 100 000 Jahre, war die Menschheit schon über den Erdball gewandert, ehe sie

sich zum ersten Male an einer Stelle eine Geschichte schuf. Wo die menschliche Urheimat war, wissen wir nicht, und werden es wohl auch nie mit Sicherheit feststellen können; so viel aber ist gewiß: die Wanderungen der Menschheit waren ein Weg aus Nacht zum Licht, aus der Nacht eines tierähnlichen Dahinlebens zum Lichte einer materiellen und geistigen Kulturwelt.

Freilich, der Weg war nicht gerade, sondern oft seltsam verschlungen. Mancher Zweig der Menschheit ist in die Irre gegangen und verschollen; Kulturen sanken früh in Trümmer und wurden vom Sande einer hereinbrechenden Wüste überweht. Klimatische Verhältnisse und Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Länder, in die die einzelnen Glieder der Menschheit gelangten, und die den Rassen eigentümlichen Anlagen förderten hier und hemmten dort die Entwicklung der Kultur. Daher war in einigen Teilen der Erdoberfläche bereits das Reich der Geschichte angebrochen, während in den anderen die Vorgeschichte noch Jahrhunderte und Jahrtausende lang über den Menschen waltete.

Das Nilthal und Mesopotamien besaßen schon eine mehrere Jahrtausende alte historische Ueberlieferung, und Südeuropa war schon seit etwa einem Jahrtausend in das Licht der Geschichte getreten, als über Nordeuropa noch ein vorgeschichtliches Dämmerlicht ruhte. Nordwesteuropa konnte auf eine historische Entwicklung von 1500 Jahren und mehr zurückblicken, als die Erlebnisse der südafrikanischen Völker geschichtlich zu werden begannen. Die Vorgeschichte ist demnach, je nach dem Gebiete, um das es sich handelt, ein zeitlich sehr verschiedener Begriff.

Hochgebirge, Wüsten und Ozeane schufen in der Urzeit der Menschheit große, von einander getrennte Kulturgebiete. Führen auch über jeden Ozean von irgend einer Stelle Inseln von Kontinent zu Kontinent, ist auch kein Hochgebirge so hoch, daß der Mensch keinen Paß hinüber fände, keine Wüste so öde und breit, daß der Mensch keinen Pfad hindurchsuchte, so war der Verkehr hinüber und herüber doch zu selten und beschwerlich, um die Trennungsschranke für die Kulturentwicklung zu beseitigen. Obwohl man Reste menschlicher Existenz und Thätigkeit aus prähistorischen Perioden fast über die ganze bewohnbare Erde gefunden hat, sind die Funde doch nur im westasiatisch-nordafrikanisch-europäischen prähistorischen Kulturgebiet genügend, um aus ihnen wenigstens für bestimmte Teile ein mehr oder weniger greifbares Bild vom Gang der kulturellen Entwicklung zu geben. Unsere Kenntnisse von den Ureinwohnern Ostasiens bilden erst den dürftigen Anfang einer ostasiatischen Prähistorie. Die prähistorischen Funde in Ozeanien sind zunächst noch zusammenhangslose Fragmente. Die vorgeschichtlichen Funde in Mittel- und Südafrika, die sich in den letzten Jahren merklich gemehrt haben, zeigen uns, daß die dortige steinzeitliche Kultur trotz ihrer längeren Dauer in ihrer Entwicklung wesentlich hinter der Nordafrikas und Europas zurückgeblieben ist. Stellenweise, wie z. B. im Hinterlande von Togo, treten Kunstprodukte der Steinzeit, Beile, durchlochte Kugeln u. s. w. in Massen auf. Zieht man in Betracht, daß die Eisen- und Metallbearbeitung unter den Eingeborenen jener Gegenden selbständig eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, also seit der Steinzeit eine lange Entwicklung durchgemacht haben muß, so ergiebt sich als große Wahrscheinlichkeit der Schluß, daß auch in der verhältnismäßig weit zurückliegenden Steinzeit Mittelafrika dicht bevölkert gewesen war. Amerika besaß in Mexiko und im nördlichen Südamerika eigen-

artige und hochentwickelte Kulturen, die, wenn auch mit dem Alter der vorderasiatisch-europäischen Vorgeschichte verglichen, sicher jung, so doch prähistorisch waren. Leider wurden diese Kulturen von den Konquistadoren aus Verständnislosigkeit sinnlos zerstört, so daß ihre Bedeutung für die amerikanische Menschheit jetzt aus ihren Trümmern mühselig wieder entdeckt werden muß. Wahrscheinlich waren diese, im weiteren Sinne mittelamerikanischen Länder Kulturzentren, die ihren Einfluß nach Norden und Süden ausstrahlten. Solche Einflüsse glaubt man in den prähistorischen Felsenwohnungen — cliff dwellings — des westlichen Nordamerikas und im steinzeitlichen Türkis-Bergbaue in den nordamerikanischen Bundesstaaten Arizona und Neu-Mexiko nachweisen zu können.

Bei der Beurteilung vorgeschichtlicher Zeitverhältnisse haben wir uns klar zu machen, daß die prähistorischen Funde uns keinen fortlaufenden Bericht von der Entwicklung geben, sondern daß sie gleichsam vereinzelte, uns hier und dort erhaltene Blätter aus dem Buche der Geschichte vom Leben der prähistorischen Menschen sind. Zwar sind die Ansiedlungen nicht selten, die, wie sich aus den Resten menschlicher Arbeit erkennen läßt, durch mehrere prähistorische Zeiten hindurch — sei es ununterbrochen, sei es periodisch — bewohnt waren; so lebten im prähistorischen Dorfe auf dem Plateau Hautes Bruyères (Viliejuif) im Pariser Becken Menschen zur älteren Steinzeit, zur jüngeren Steinzeit und zur beginnenden Bronzezeit; die prähistorische Ansiedlung am Schweizerbilde bei Schaffhausen gehört dem älteren und dem jüngeren Steinzeitalter an, und die Pfahlbauten am Ueberlinger See waren zur jüngeren Steinzeit und zur Bronzezeit bewohnt. Doch bilden derartige Fälle Ausnahmen. Eine Ausnahme noch seltenerer Art ist es, wenn ein Ort aus der Steinzeit auch in der Gegenwart noch bewohnt wird, wie das elsässische Dorf Egisheim bei Kolmar von sich rühmen kann. Die hier gemachten Funde erzählen uns, daß an dieser Stelle hintereinander lebten: die steinzeitlichen Menschen, Leute der Bronzezeit und der verschiedenen Perioden der Eisenzeit; später kamen die Römer an die Reihe, ihnen folgten Alemanen, Franken, mittelalterliche und neuzeitliche Deutsche. Meist ist uns in den prähistorischen Funden eines Ortes nur ein Blatt aus einer Zeit erhalten, und es ist die Aufgabe des Prähistorikers, aus den einzelnen Blättern ein zusammenhängendes Kulturbild zu konstruieren.

Fehlen für einen größeren geographischen Bezirk die Funde aus einer vorgeschichtlichen Kulturepoche gänzlich, so ist der Schluß gestattet, daß diese Kulturepoche in dem betreffenden Gebiete nicht vertreten war. Daraus ergeben sich bisweilen sehr interessante Ausblicke. So fehlen beispielsweise Funde aus der älteren Steinzeit, dem paläolithischen Zeitalter, in Skandinavien und, sieht man von ganz vereinzelten Spuren in interglazialen Ablagerungen ab, auch in Norddeutschland, soweit dieses zur Eiszeit vom Inlandeise bedeckt war. Ebenso fehlen paläolithische Funde im Gebiete der diluvialen Gletscher der Alpen, der Auvergne u. s. w. Sicher nachgewiesen sind dagegen paläolithische Ansiedlungen in den nicht von diluvialen Gletschern bedeckten Gebieten von Frankreich und Deutschland; und zwar enthalten diese Ansiedlungen die von Menschenhand zerbrochenen und bearbeiteten Knochen der Tierwelt, die für die arktischen Verhältnisse der Eiszeit oder, richtiger gesagt, der durch Perioden eines milderen Klimas, durch sogenannte Interglazialzeiten, getrennten Eiszeiten am Beginn des Quartärs charakteristisch war. Daraus folgt die chronologisch bemerkenswerte

Thatsache, daß die paläolithischen Menschen Zeitgenossen der diluvialen Eiszeit waren. Damit ist freilich die Frage nicht entschieden, ob die einwandernden paläolithischen Menschen die diluvialen Eismassen vorfanden, oder ob, umgekehrt, die Eismassen bei ihrem Vordringen auf menschliche Ansiedlungen trafen. Dagegen dürfen wir aus der Thatsache, daß unweit Berlins beim Herstellen einer Verbindung zwischen zwei Seen in unberührten interglazialen Ablagerungen ein von Menschenhand glatt abgeschnittenes Schulterblattstück eines diluvialen Hirsches gefunden ist, die Folgerung ziehen, daß während der zweiten und dritten Eiszeit in Deutschland Menschen lebten, die dem zurückweichenden Eise nach Norden folgten. Vor dem wieder vordringenden Inlandeise der letzten Eiszeit wichen die Menschen von neuem zurück, um nach Jahrtausenden, als das Eis abermals abschmolz, wieder nordwärts zu wandern. Damals mögen die Menschen gelebt haben, deren Spuren wir in den Lösgruben bei Thiede in Braunschweig und bei Westeregeln in der Provinz Sachsen sehen.

Ueber die Dauer der älteren Steinzeit wissen wir weiter nichts, als daß sie sehr lang gewesen sein muß, länger als die gesamte Zeitdauer, die die Menschheit seitdem durchlebt hat. Eine sichere Periodeneinteilung ist für sie noch nicht gelungen. Zwar haben bereits die paläolithischen Menschen die Bilder der Tiere, die sie sahen, mit oft überraschender realistischer Treue in Horn, Elfenbein und weiches Gestein geschnitten, aber gerade die realistische Treue der Bilder ist der Grund, daß man aus ihnen keine ältere oder jüngere Geschmacksrichtung feststellen kann; ebensowenig ist dies bei den grob zugehauenen Gesteinssplittern und Knochenstückchen der Fall. Man hat dann aus den in den Ansiedlungen vorgefundenen Knochenresten eine ältere Mammut-Periode von einer jüngeren Renntier-Periode geschieden. Wenn auch wahrscheinlich anfangs das Mammut und gegen Ende der älteren Steinzeit das Renntier die wichtigste Rolle im Leben der paläolithischen Menschen gespielt hat, so ist der Uebergang doch ein allmählicher gewesen, und Funde in Böhmen und Ausgrabungen im Keßlerloch bei Thayngen lassen keinen Zweifel, daß der Renntierjäger damaliger Zeit auch Mammutjäger gewesen ist.

Der älteren Steinzeit folgt die jüngere Steinzeit, das neolithische Zeitalter, mit einem kulturell grundverschiedenen Charakter, für den die Thatsache, daß die neolithischen Menschen die Steingeräte glätteten und schliffen, nur einen Zug unter vielen bildete. Stellte die paläolithische Menschheit, trotz des aufflammenden Kunstsinnes in ihren naturgetreuen Zeichnungen, das Bild eines kulturlosen Barbarentums dar, so tritt uns in der neolithischen Menschheit eine Kulturwelt entgegen, die verhältnismäßig rasch von primitiven Formen zur Höhe schreitet. Wir brauchen uns nur an die festen Dorfsitze der Pfahlbauten, an die Webarbeiten, die kunstvolle Bearbeitung harter Steinarten, die geschmackvollen Linienornamente der Keramik, an Ackerbau und Viehzucht der neolithischen Menschen zu erinnern, und wir haben die inhaltreiche Kulturwelt der jüngeren Steinzeit vor Augen: eine Welt, die von zahlreichen Verkehrswegen gekreuzt war, auf denen der Handel weithin die Produkte austauschte, den baltischen Bernstein in die Mittelmeerländer und die zentralasiatischen Halbedelsteine Jadeit und Nephrit nach Südeuropa führte. Neue Kulturideen kamen friedlich mit dem Handel oder feindlich mit vorandrängenden Völkern in die Länder und brachten neue Kunstformen und neue Grabformen mit sich, die sich mit den vorhandenen mischten,

sie allmählich verdrängten oder wieder verschwanden. Lange Zeit standen nach den Funden ältere und jüngere Steinzeit unvermittelt nebeneinander, und die zwischen beiden klaffende Kulturlücke war unüberbrückbar. In letzter Zeit hat man nun in Frankreich, so z. B. am Hügel Campigny im Departement Seine-inférieure, Funde gemacht, die eine Brücke über die Kluft zu bauen scheinen. An der letztgenannten Fundstelle traf man in einer, von einer neolithischen Kulturschicht überdeckten Herdgrube rohbehauene Feuersteinwerkzeuge, die teils paläolithische Typen wiedergeben, teils die neolithischen Formen ankünden, zusammen mit gebrannten Thonscherben und einigen steinernen Handmühlen. Die Entstehung dieser Kunstprodukte, die in nacheiszeitlichen, alluvialen Schichten eingebettet sind, ist demnach in einer Uebergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinzeit zu suchen, wo man zwar schon die Töpferei kannte und Ackerbau betrieb, aber das Schleifen der Steinwerkzeuge noch nicht erlernt hatte. Der gleichen Uebergangsperiode gehört wahrscheinlich auch die Entstehung der sogen. Kjökkenmöddinger (d. h. Küchenabfallhaufen) in Dänemark und Schleswig-Holstein an. Auch ihre Urheber lebten in der Alluvialzeit und bedienten sich häufig einer roh behauenen Feuersteinklinge, die ebenfalls unter den Funden von Campigny vorkommt. In Deutschland hingegen setzt die jüngere Steinzeit unvermittelt ein. Die Forschung ist daher jetzt geneigt, für West- und Südeuropa eine einheimische, sich allmählich entwickelnde und in der paläolithischen wurzelnde neolithische Kultur anzunehmen, während für Deutschland bis jetzt noch das Eindringen einer bereits ausgebildeten jüngeren Steinzeitkultur als wahrscheinlich zu gelten hat. Dies würde dann wieder eine umfassende Völkerschiebung voraussetzen.

Hier wie dort verlieren sich die Anfänge dieser Periode zeitlich im Nebel der Vergangenheit, und es ist bisher noch nicht möglich, die Zeit des Anfanges und damit die Dauer der neolithischen Kultur zu bestimmen. Im Hinblicke auf die hohe Stufe der Entwicklung, die diese in Europa erreichte, müssen wir annehmen, daß sie lange über unserem Erdteile geherrscht hat. Diese Ansicht vertritt auch Siegwart Petersen in seiner resümierenden Schrift über die Chronologie der Urgeschichte Norwegens, für das er den Anfang der Besiedlung durch neolithische Menschen um etwa 4—5000 Jahre zurückdatiert. Vielleicht wird es später gelingen, mit Hilfe der als Bandkeramik bekannten neolithischen Geschirrverzierung, die sich von Norddeutschland über Südosteuropa bis Kleinasien verfolgen läßt, einzelne Epochen der europäischen jüngeren Steinzeit zeitlich mit den uralten historischen Kulturvölkern Vorderasiens zu verbinden.

Das Ende der jüngeren Steinzeit war zugleich der Anfang der Bronzezeit. Der eigentlichen Bronzekultur ging gleichsam als Einleitung in das Metallzeitalter eine kurze Kupferperiode voraus, in der die Gefäße und Werkzeuge aus reinem Kupfer gearbeitet wurden. Hat diese Periode auch in den meisten Ländern unseres prähistorischen Kulturgebietes ihre Spuren zurückgelassen, so wurde sie doch so bald vom Gebrauche der Bronze, anfangs der zierarmen und wenig später der eigentlichen Bronze überholt, daß ihre Erzeugnisse keine scharf begrenzte Kulturschicht erkennen lassen.

Ueberhaupt setzt die Bronzekultur im Gegensatze zur jüngeren Steinzeit nirgends unvermittelt ein, sondern es ist ein allmähliches Eindringen der Bronzegegenstände nachweisbar. Im ersten Stadium kommen Bronzesachen neben Steingeräten vor und sind anfangs sogar die selteneren. Erst nach und nach, wenn

auch verhältnismäßig rasch, werden sie häufiger, überwiegen und werden zuletzt alleinherrschend. Wir haben daraus zu folgern, daß die Bronzekultur nicht, wie man ehemals annahm, von einem in Europa vordringenden Volke getragen war, sondern daß sie sich mit dem Handel friedlich über die Länder verbreitete. Im Einklange mit dieser Entwicklung charakterisieren sich die Bronzewaren der ersten Zeit durch ihren fremdartigen Typus als importiert. Erst als man im Lande selbst die Bearbeitung des neuen Stoffes gelernt hatte, setzt eine einheimische, man möchte sagen nationale Bronzekultur in den einzelnen Ländern ein. Jedes Land Europas hat eine eigenartige Bronzekultur erlebt, die freilich in den verschiedenen Gegenden von verschiedener Stärke und Dauer war und sich in verschiedenen Stilarten ausdrückte. Ueberall schreitet die Bronzetechnik von den einfacheren zu den verzierteren und von den plumperen zu den eleganteren Formen voran.

Auf Grund der Forschungen ist die Heimat der Bronzekultur im südwestlichen Asien, wahrscheinlich im babylonischen Kulturreiche zu suchen. Von dort aus verbreitete sich die Kenntnis der Metallbearbeitung auf dem Handelswege anfangs über Aegypten, Nordafrika und Spanien, der alten steinzeitlichen Verkehrsstraße, bald aber auf dem kürzeren nördlichen Pfade über die Balkanhalbinsel und die Donauländer nach Europa. Es war eine neue Kulturwelle, die von Osten kam und sich durch das ganze Gebiet der neolithischen Kultur Europas fortpflanzte, hier früher, dort später eintreffend.

Damals begann sich im Osten der vorgeschichtliche Nachthimmel im ersten Morgengrauen einer historischen Zeit in Vorderasien und am Nil zu färben. Zwar war es noch nicht Tag, sondern nur das erste Dämmern des historischen Morgens, aber in jenem Zwielichte lassen sich wenigstens die groben Umrisse der zeitlichen Ereignisse einigermaßen erkennen.

Damit war zum ersten Male ein Punkt gefunden, von dem aus die Entwicklung einer vorgeschichtlichen Kulturperiode mit Aussicht auf einigen Erfolg chronologisch beobachtet werden konnte. Schwankungen der chronologischen Feststellungen sind auch hier noch natürlich, wie es sich denn überhaupt nur um runde Annäherungsziffern handeln kann, die durch Vergleichung der typischen Formen an den verschiedenen Fundstellen untereinander gewonnen werden können. In letzter Zeit hat u. a. Oskar Montelius versucht, nicht nur die norddeutsch-dänische Bronzezeit an der Hand von Stiländerungen, die er auf Wandlungen des Modegeschmackes zurückführt, in Perioden einzuteilen, sondern auch eine absolute Chronologie für das Auftreten der Bronze an den verschiedenen Punkten auf ihrer Wanderung aufzustellen. Abgesehen davon, daß das Eindringen der Bronzekultur allmählich geschah, erzählen uns die Bronzefunde natürlich nicht, wann die neue Kultur in der betreffenden Gegend erschienen ist, sondern sie berichten uns nur, daß sie zur Zeit, als man die Bronzesachen gebrauchte, dort bereits ein Heim gefunden hatte.

Indien, Babylonien, Syrien und Aegypten kannten das Kupfer schon im 5. Jahrtausend v. Chr., Bronzesachen gebrauchten die Aegypter bereits um 2500 v. Chr. In Persien, Turkestan, Armenien herrschte die spätere Bronzekultur etwa um die gleiche Zeit. In Kleinasien war Kupfer am Anfange, und Bronze vor Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. bekannt. Auf Kreta wurde das Kupfer um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr., und die Bronze schon vor dessen Ende verarbeitet. In Bosnien begann die Kupferzeit nicht vor der zweiten Hälfte des

3. vorchristlichen Jahrtausends, und in Ungarn wie an den Pfahlbauten am Mondsee in Ober-Oesterreich erst während der ersten Hälfte dieses Jahrtausends. Die älteste Bronzezeit Siziliens fällt in die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr., die Oberitaliens fand spätestens um 2000 v. Chr. ihren Anfang. Die Pyrenäische Halbinsel machte die Bekanntschaft mit dem Kupfer in der ersten Hälfte, Frankreich wie die Schweiz dagegen spätestens um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends. In England und Schottland gab es wahrscheinlich am Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. bereits Bronze. Süddeutschland und Böhmen, die einen regen Handelsverkehr mit Italien und Ungarn besaßen, kannten Kupfersachen um 2500 und Bronzewaren um 2000 v. Chr. Nach Norddeutschland und Skandinavien kamen Kupfer und Bronze etwas später, jenes war dort indessen bereits vor 2000 v. Chr. und dieses in den allerersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt.

Auch Paul Reinicke nimmt an, daß das Auftreten der Bronzekultur in Ungarn vor dem Jahre 2000 v. Chr. stattfand, während Petersen den Beginn der Bronzezeit in Norwegen erst gegen 1500 v. Chr. ansetzt, ein Termin, den auch Montelius früher annahm. Sophus Müller hinwiederum glaubt den Anfang der nordischen Bronzekultur etwa um 1200 v. Chr. suchen zu sollen.

So hatte die Bronze im Laufe von 1000—1500 Jahren ihren Siegeszug durch Europa gehalten, überall anregend und befruchtend. Da die meisten Gegenden Kupfer- und Zinnerze nicht hatten oder ihre Erzlager nicht kannten, so war man gezwungen, die Rohstoffe zu importieren, und es wurde der Handel wesentlich gefördert. Die ersten Zinnerze stammten sicher aus Asien, später wurden auch an anderen Punkten Zinnerze gefunden, und es entstanden die ersten Bergwerke, zum Beispiel die Kupfergrube am Hang des Hochkönigs auf der Mitterberg-Alpe bei Bischofshofen und die Zinnerzgruben in England. Wahrscheinlich waren die dortigen Zinnerze bald nach Einführung der Bronze entdeckt worden. Das Zinn wurde über den Kanal an die Gallische Küste gebracht und von da auf dem Landwege ostwärts und südwärts transportiert. Und wie 2000 Jahre später Kolumbus nach Westen fuhr, um einen Weg zu Wasser nach den Schätzen Indiens zu suchen, so segelten damals, etwa im 7. oder 6. Jahrhundert v. Chr., phönizische Kaufleute nach Westen und fuhren längs der westeuropäischen Küste hin, um den Weg nach den Kassiteriden, den Zinninseln, nach England zu finden.

Zu dieser Zeit war aber schon die neue große Kulturwelle von Osten aus in Europa tief eingedrungen, die der europäischen Menschheit das wichtigste Metall, das Eisen, bringen sollte.

Sehen wir davon ab, daß die Aegypter bereits um 4000 v. Chr. Eisen kannten, das aber nach der Inschriftendeutung von Lepsius als Eisen vom Himmel, d. h. als Meteoreisen, bezeichnet werden muß, so war die Eisendarstellung in Vorderasien während der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt geworden. Als die Israeliten sich der Herrschaft über Kanaan bemächtigten, fanden sie dort die ihnen selbst unbekannte Eisenbearbeitung vor. Ebenso ist im Homerischen Zeitalter des hellenischen Altertums das Eisen gut bekannt, wenn es auch im Homerischen Sagenkranze seltener als Kupfer und Bronze erwähnt wird. Sämtliche Mittelmeervölker besaßen bei ihrem Erscheinen im Lichtkreise der Geschichte die Eisenkultur. Diese löste auch im übrigen, noch vom vorgeschichtlichen Dunkel umhüllten Europa, etappenweise voranschreitend, die Bronzekultur ab.

In Oesterreich herrschte etwa zwischen 900—800 v. Chr. die ältere Hallstätter Eisenkultur und verbreitete sich nach Ungarn und Süddeutschland. Gegen 600 v. Chr. war eine neue Epoche dieser Kultur vorhanden, prägte in der jüngeren Hallstattzeit der süddeutschen Menschheit ihren Stempel auf und war wahrscheinlich von rhätischen Völkerschaften in Bayern und am Mittelrhein getragen. Etwa 200 Jahre später wichen ihre Formen den Typen der La Tène-Eisenkultur, deren Eindringen anscheinend von einem Verdrängen der rhätischen Stämme durch gallische begleitet war. Die gallischen Volksstämme wurden von den auf sie stoßenden Germanen wieder zurückgedrängt. Diese Völkerschiebungen wuchsen auf demselben völkergeschichtlichen Untergrunde, in dem auch die Verhältnisse wurzelten, die die Römer in kriegerische Berührung mit den Galliern und Germanen brachten, zur Eroberung Galliens durch die Römer führten und endlich das Römische Reich unter den Fluten der hereinbrechenden germanischen Völker begruben. In der Zeit etwa, in der in Süddeutschland die Hallstattkultur der La Tène-Kultur weichen mußte, und in Italien die Römer ihre ersten Kriege mit den Galliern führten, d. h. in den Jahren zwischen 400 und 300 v. Chr., hatte die Eisenkultur auch in Norwegen ihren Einzug gehalten, und damit gehörte die Bronzezeit für Europa der Vergangenheit an.

Das vorgeschichtliche Zeitalter war für Nord- und Osteuropa indessen noch nicht zu Ende: Aus vorgeschichtlichem Dunkel brachen die Kimbern und Teutonen und 400 Jahre später die germanischen Scharen der Völkerwanderung hervor, und noch jahrhundertelang blieben Norwegen und die Länder östlich der Elbe im prähistorischen Dunkel. Doch enger und enger wurde der Kreis des vorgeschichtlichen Europas, bis endlich im letzten Viertel des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung die Erlebnisse der Völker auch im hohen Norden und fernen Osten Europas Geschichte geworden waren. Damals aber gehörte die Kulturwelt des geschichtlichen Altertums längst der Vergangenheit an und es blühte eine neue Kulturwelt, die Kultur des europäischen Mittelalters.

Theodor Hundhausen.



Dramatischer Tandelmarkt.

Tout finit par des chansons.
(Beaumarchais.)

Es kommt immer anders. Als vor einem Jahr ein findiger Mann den Gedanken faßte, ein deutsches Gegenstück zum französischen Cabaret zu begründen, das Genre des „Litterarischen Variétés" zu schaffen, das in einem Programm epigrammatisch kurzer, bunt wechselnder Nummern Pantomimen, Tanzlieder, Satiren, Parodien von künstlerischer Qualität bieten sollte, da hätte niemand prophezeien können, welchen maßlosen Erfolg dies Genre beim Publikum haben würde. Einen solch maßlosen betäubenden Erfolg, daß jetzt schon gründliche Uebersättigung eingetreten ist.

Das Wort „Ueberbrettl“ kann schon niemand mehr hören, und an den kleinen Sächelchen, den Petit-Fours der Litteratur hat man sich unheilbar den Magen verdorben.

Das liegt nicht an dem Genre, das so viel Grazie und Charme haben kann in seiner geflügelten Zierlichkeit, seinen spielenden Gebärden, seinen leichten Füßen. Es liegt daran, daß man ihm Gewalt anthat. Sein Wesen ist rein improvisatorisch; diese poésie fugitive läßt sich am wenigsten kommandieren und in eine Institution bringen; ihre schönsten Einfälle sind Geschenke des Moments. Die künstlerische Blüte der Pariser Cabarets war ja auch die Zeit, als sie noch nicht in der Mode waren und noch nicht ihre Produktion in Regel und System gebracht hatten, als sich zwanglos junge Künstler zusammenfanden zu Picknicken des Geistes und ihre Launen blitzen ließen in gegenseitigem funkelnden Anregungsspiel.

Bei uns aber war das Cabaret von Anfang an eine künstliche Züchtung. Was es darbot, war nicht in holder Zwecklosigkeit entstanden, sondern bewußt in der „latest fashion“, im „Ueberbrettlstil“ fabriziert. Und diese Produktion war nicht quellend, sprudelnd und voll Ueberfülle, sondern im Grunde eigentlich mager, mühsam, zwang- und drangvoll ans Licht gefördert. Die Sache gefiel, und dieser Sieg ward ihr nun erst recht gefährlich. Aus dem im Anfang immerhin litterarischen Versuch wurde eine Erfolgsmode und aus der Mode eine geschäftliche Spekulation. Aus der geschäftlichen Spekulation wird aber meistens als Superlativ — der Krach.

Eine Epidemie bunter Theatralik und Ueberbrettelei brach aus. Die neue Form diente als Aushängeschild für Veranstaltungen auf dem Niveau der Kaffeepausenkunst und der Biermimik altbackenster Art. Eine für feinfühlige Menschen fatale und peinliche Persönlichkeits- und Namenpolitik begann. Weil der Vater der Idee die „Siebenzackige“ trug, wollte das Konkurrenzvariété auch gekrönt sein und als Aushängeschild auch ein Wappen haben. Dabei begab sich allerlei Groteskes und Genierliches. Andere solcher Eintagstheaterchen drapierten sich mit großen Worten und pathetischem Faltenwurf, wie das prätentiöse „Cabaret für Höhenkunst“, das Goethesche Gedichte und Schumannsche Lieder dadurch neu für seine Novizen zu entdecken meint, daß es sie in Kostüm vor einer pappenen Gebirgslandschaft im mystischen Zwielicht vortragen und singen läßt — Panoptikumlyrik.

Dem Pariser Cabaret der besten Zeit kam eine Veranstaltung am nächsten, die sich nicht als Unternehmen konstituierte, die nicht begründet wurde, sondern wirklich entstanden war: die Künstlerabende „Schall und Rauch“. Schauspieler des „Deutschen Theaters“, vor allem Max Reinhardt und Friedrich Kayßler, hatten sich mit ein paar Malern und Musikern in zwanglosen Zusammenkünften zu lustiger Welt- und Kunstglossierung vereinigt, ihr Archiv der Zeit war ein witziger und dabei künstlerischer Kulturspiegel. Daß sie ihn dann auch öffentlich zeigten, hatte einen Wohlthätigkeitszweck. Und diese frischen Parodien von der Bühne und aus dem Zuschauerraum, die niemals allein den Witz suchten, sondern immer, wenn auch nur leicht, einen tieferen Lebenszug trafen, bestanden an den wenigen, ganz unregelmäßig angesetzten Abenden, an denen sie einem größeren geladenen Kreis vorgeführt wurden, besser und echter als die Tag für Tag verzapften Geschäftsprodukte der ständigen Cabarets.

Aber auch „Schall und Rauch“ hat seine freien Flügel verloren und ist in den engenden Bauer eines geschäftsmäßig begründeten Theaterunternehmens gekrochen. Auch hier die gleiche Entwicklung: der lustige Einfall ward zur Mode, die Mode zur Spekulation. Möge das, was darauf folgt, wenigstens diesem einst so heiteren Genossen erspart bleiben.

Noch in anderer Hinsicht ist es anders gekommen, als man denkt. Die Cabaretauguren, die nicht schlicht und offenherzig als spekulative Gründer auftraten, sondern im Gewande der Mission [und Berufung vor das Volk traten, hatten orakelt, daß sie erschienen seien, das Variété aus seiner geistlosen Clownerie zu höheren Zielen zu führen, das Spezialitätentheater zu heben, das Brettl zum Ueberbrettl zu steigern.

Nun ist es sehr drollig, daß die vermeintlich niedrigere Gattung des Spezialitätentheaters von der neuen Gründung durchaus nicht gehoben, sondern überhaupt nicht berührt worden ist. In seiner Wirkung auf die Urinstinkte ist es so sicher, daß es von niemand etwas Neues zu lernen braucht. Etwas ganz anderes hat sich vielmehr begeben: die wirklichen Theater sind auf den Erfolg der Miniaturtheater sehr aufmerksam geworden, und statt daß die Spezialitätenbühnen aufgestiegen sind, haben sich unsere Schauspielhäuser zum Cabaret herabgelassen.

Allerlei Versuche, den leichten Vaudeville-, den Chansonton zu treffen, varietémäßiges Maskenspiel, zierliches Tändeln vorzugaukeln, statt Wirklichkeitsbilder Cotillontouren mit bunten Bändern und Reimgeklingel im Wechselreigen aufziehen zu lassen, konnte man dort beobachten. In der modernen Oper ist die sogenannte Spieloper mit ihren scherzenden Rezitativen und Couplets, ihrem Ringelreihen leichter Melodien, mit ihrem heiteren Intrigue- und Liebespfänderspiel, in dem „tout finit par des chansons“, sehr gegen das Musikdrama großen Stils zurückgetreten. Auf unseren Schauspielbühnen scheint umgekehrt dies Genre, freilich ohne Musik, eine neue Periode zu erleben. Und das ist eben Einfluß des Variétéstils.

Neben dem ernsten Drama die leichte Laune, die nicht mehr sein will als ein jeu d'esprit, ein Ball- und Reifenspiel voll Grazie und Eleganz mit geschliffener Pointe; das könnte man sich gefallen lassen. Und wenn der Variétéstil wirklich uns die fröhliche Wissenschaft leichter Anmut als Fächerspiel gegen schwerflüssiges Grübeln beschert hätte, müßten wir ihm lachend dankbar sein.

Aber so verpflichtet hat er uns noch nicht. Die Vaudevilles, die wir in den letzten Wochen in den Theatern sahen und die dank der günstigen Konstellation sicheren Erfolg davontrugen, klingelten zwar emsig mit den gläsernen Schellen virtuoser Reime; sie wollten im tollen Trubel die grande-chaîne der Paare zu lustigem Durcheinander führen, sie mühten sich auch, mit gespitzten Worten und geschliffenen Silben wie mit scharfen Messern zu jonglieren, aber die Reime waren hohl, die grande-chaîne keine verwegene Eskamotage, sondern ein schwerfällig täppisches Vorbeigreifen, und beim Jonglieren merkte man, wie dem armen Artisten ob der ungewohnten Arbeit der Angstschweiß ausbrach.

Um vom Bild zur Sache zu kommen, ich rede von den beiden bitterbösen Scherzspielen der „Fee Caprice“ Oskar Blumenthals und dem „Florio und Flavio“ von Koppel-Ellfeld und Schönthan.

Blumenthals Stück will mit einem koketten Thema, dem Flirt kapriziöser

schöner Frauen, selbst kokett und kapriziös spielen. Wie er um das Thema wirbt, das sollte so wenig ernsthaft sein, wie die Neigung seiner launischen Gräfin zu dem melancholischen Schmachtlyriker, es sollte selbst ein poetischer Flirt werden. Nun ist aber der Weiße Rößlbändiger, trotz aller Komplimente, die ihm eine für Form und Stilnuancen weniger feinfühlige Generation für seine Epigramme machte, absolut kein Elegant der hohen Schule, der in zierlichen Figuren und verschlungenen Touren zu courbettieren weiß. Er meistert auch nicht die gracile Gewandtheit, in der Rostand z. B. mit seinen Verszeilen florettiert („und beim letzten Verse stech' ich"), er ist vielmehr ein Knecht Ruprecht mit einem ungefügen Sack voll Schüttelreimen, die er dem Hörer an den Kopf wirft, daß der Reimklang ihm im Ohr nachbrummt.

Und so wenig wie bei der Form haben beim Geist — wenn man, ohne blasphemisch zu werden, von Geist hier reden darf — die Grazien Pate gestanden. Es ist eine plumpe Kur, durch die die schelmische Gräfin hier von ihren Capricen geheilt wird. Und das Motiv der eheherrlichen Praktik, sich vor dem einen Hausfreund dadurch zu schützen, daß er selbst einen zweiten dazu führt und damit die beiden in Eifersucht Gehetzten an einem ernsteren Angriff verhindert, erfordert, um künstlerisch und menschlich geschmackvoll zu bleiben, einen sehr penibeln Takt. Mir scheint's, als ob der Sänger der Fee Caprice die edle Göttergabe dieses Taktes nicht in vollem Maße sein eigen nannte, doch fordere ich vielleicht zu viel von ihm. Das aber weiß ich zweifellos: wenn sein Takt schon schwach ist, so ist seine Technik noch schwächer. Solch luftiges Genre muß, wenn es auf Verwöhnte wirken soll, in der Technik vollendet sein; die Scenen und Situationen müssen so sicher gefügt sein, sich mit solcher Präzision und Schmiegsamkeit aneinander reihen, gleich der tadellosen Funktion gewandter Gymnastiker im wirklichen Variété. Und wie hier das Komplizierteste ganz leicht und selbstverständlich scheinen muß, so soll auch in der dramatischen Technik das Schwierigste sich wie von selbst darbieten. Hört man keuchen, merkt man die Mühe, so ist das ästhetische Vergnügen an dem eleganten Nehmen des Hindernisses vorbei. In der „Fee Caprice" tänzelt die Technik nun eben nicht auf Elfenfüßen. Das Auftreten und Abgehen der Personen wird so mühsam und hölzern bewerkstelligt, als stände hinter den Kulissen ein ungeschickter Puppenspieler, der seine Figuren mit einem gewaltsamen Stoß auf die Bühne befördert und sie nach erledigtem Spruch hastig wie ein aufgeregter Angler an der Schnur wieder zu sich reißt.

Würdige Nebenmänner dieses Puppenspielers sind Koppel-Ellfeld und Schönthan, die im Schauspielhause auftraten. Auch sie gebärden sich als Zöglinge der Grazienschule. Und sie verdienen gleich jenem das consilium abeundi.

Die beiden dramatischen Konditoren, die Kulturgeschichte lieblich als Zuckerwerk einmachen, es zierlich in Goldpapier einschlagen und eine artige Devise darauf kleben, haben sich in der Maskengarderobe diesmal als Granden kostümiert und kamen spanisch. Aus einem Buch des Mendoza, der mit seinem Lazarillo von Tormes den ersten Schelmenroman geschrieben, nahmen sie einen Spitzbubenstoff und bekannten die Anleihe ehrlich auf dem Zettel. Das ist sehr biedermännlich gehandelt und verdient ein Charakterlob in der Konduitenliste. Leider bewahren sie aber auch in der Behandlung des Stoffes das Biedermännische, statt wirklich lustige Schelme zu werden.

„Florio und Flavio" steht als Ueberschrift über ihrem Spiel, eine Spitzbubenfirma ist es, und „Zweck des Geschäfts" die Ausbeutung der Dummen. Statt nun aber eine Kette übermütiger, humorvoller und geistig überlegener Streiche vorzuführen, wird ein einziges Motiv zu Tode gehetzt. Dies eine Motiv, daß der eine Bursche die Rolle des erwarteten gräflichen Freiers spielt und der andere den Bedientenpart übernimmt, ist an sich schon nicht unzweifelhaft, es wird aber anmaßend dadurch, daß mitten im Stück, als Entdeckungsgefahr bevorsteht, die beiden die Rollen tauschen und dafür heitere Gläubigkeit verlangen.

Ein wesentlicherer Einwand als der Vorwurf unwahrscheinlicher Zumutung ist aber der, daß diese Vorgänge einfach grob stofflich dargeboten werden, daß es den Autoren nicht gelungen ist, ihnen einen Stil zu geben, sie in leicht ironisierendem Gewand etwa als eine dramatische Cotillontour im altspanischen Geschmack vorzuführen. Wäre das geglückt, dann würde man nicht mehr nach Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit fragen, dann würde man sich vergnügen, das gelungene parodistische Spiegelbild einer gespreizten Kultur zu sehen, aber ein naives stoffliches Interesse dafür aufzubringen, wie die Schelme den trottelhaften Don Diego prellen, das ist nicht gut möglich.

Wäre die Kulturnuance gelungen, dann hätte das Stück ein solch litterarisches Vaudeville, ein Spieldramolet, wie ich es eingangs mir vorstellte, werden können.

Die beiden Complicen — ich meine jetzt nicht Florio und Flavio, sondern Koppel-Ellfeld und Schönthan —, die ganz gut wissen, was jetzt Trumpf ist, wollten auch wohl gerne etwas in dieser gang- und dankbaren Art machen, und da es ihren unartistischen Händen nicht gelang, das Clownstück im ganzen durch stilistischen Facettenschliff zu einem objet d'art zu bilden, so putzten sie es wenigstens äußerlich mit Serenaden, mit Musikeinlagen, mit Tanznummern, mit Wendungen ad spectatores aus, gleichsam Variétényummern in einem Rahmen. Sie sorgten dafür, daß tout finit par des chansons. Und wenn die chansons auch dünn waren, als Symptom der Geschmacksrichtung war es charakteristisch.

Es ist wohl kein Zufall, daß in der Zeit solcher Vaudevilleneigungen auch nach Verwandtem in der Vergangenheit gesucht wird und man Neubelebungen probiert. So hat das Schillertheater den glücklichen Einfall gehabt, Beaumarchais' „Tollen Tag" auszugraben, das Urbild von Mozarts „Figaros Hochzeit".

Beaumarchais' Genre ist durchaus litterarisches Variété. Er stand dem Théâtre des chansons sehr nahe, für dieses schrieb er seinen Barbier.

Die Cabaretrichtung, statt seriöser dramatischer Haupt- und Staatsaktionen ein Menu aus lauter Hors d'œuvres zu bieten, pikant, erlesen, miniaturenmäßig, eins zum andern appetitreizend, war im achtzehnten Jahrhundert schon im Schwange. Gegen die Tyrannis der Comédie française richtete sie sich vor allem. Junge verschwenderische Talente, denen man dort den Eintritt wehrte, streuten ihr Talent in kleinen, aber funkelnden Münzen auf eilig aufgeschlagenem Podium übermütig, keck und geistreich aus. Jahrmarkts- und Marionettentheatern wendeten sie sich zu und füllten die dort übliche Form der Pantomimen, der Couplets, der Singspiele, der Pierrot- und Colombinenquodlibets mit neuem, künstlerischem Geist. Das Théâtre de la Foire,*) der theatralische Tandelmarkt

*) Hierüber handelt ausführlich Anton Bettelheim in seiner lebendigen Biographie Beaumarchais'. Frankfurt a. M. 1886.



ward gegründet, und als neue, als zehnte Muse wurde im emblematischen Stil „La Foire“ angerufen, „schön wie Amor, die Tochter von Bacchus und Venus, die vom Vater das Feuer, von der Mutter die Anmut ererbt habe.“ Auf dieser luftigen Bühne gingen Pirons und Delisles politische und soziale Jahrmarktskomödien in Scene. Pirons Improvisation „Arlequin-Deucalion, Monologue en trois actes“, voll souveränem, die Zeit packendem Humor, der Goethe fesselte; Delisles Arlequin sauvage und Timon le misanthrope voll jener feinen und starken Mischung des Humors und der Melancholie, der Groteske und des Tiefsinns, Narrentums und Weisheit.

Sie, vom Anfang des Jahrhunderts, sind geistige Ahnherren Beaumarchais', der mit seiner Schellenpritsche das Jahrhundert ausläutet.

Mit der Schellenpritsche und mit Chansons, wenn es auch heißt, daß der „Tolle Tag“ die Revolution vor der Revolution bedeutet.

Freilich haben die Chansons Stachelreime, freilich rückt man in diesem tollen Tag dem Herrenrecht der bevorzugten Kaste auf den Leib, freilich fliegen Invektiven gegen sie („Ihr gabt Euch die Mühe geboren zu werden, weiter nichts! Im übrigen seid Ihr ein ganz gewöhnlicher Mensch“), und ganz gewiß war das der Ausdruck der Volksstimmung, die begeistertes Echo zurückgab, und nicht minder wirkte das in seiner dreisten Offenherzigkeit auch amüsant auf die Betroffenen selber. Es machte ihnen einmal ein derbes Gegensatzvergnügen, sich die Wahrheit von einem so lustigen Rat sagen zu lassen. Aehnlich wie, psychologisch ganz richtig, Arthur Schnitzler in seinem „Grünen Kakadu“ die Jeunesse dorée avant le déluge einen pikanten Spaß daran finden läßt, sich in einer Winkelkneipe encanaillieren und sich Revolution vorspielen zu lassen. So erlebte auch der „Tolle Tag“ seine private Erstaufführung vor einem adeligen Kreis, der entzückt war.

Etwas Revolutionäres mag man in Figaros Hochzeit schon finden, aber die Revolution Figaros ist nicht die Revolution Robespierres. Figaro ist kein Fanatiker, der das Oberste zum Unteren kehren will, noch weniger ist er ein gracchisch oder brutisch belasteter Volksbeglücker. Er ist ein verschmitzter Filou, dem die Staatsform und die Kasteneinteilung ziemlich gleich ist, wenn es ihm nur gut geht. Nicht seine Ueberzeugung revoltiert, sondern sein Temperament in Momenten, wo er Pech hat. Er könnte auch wohl das Volk in solchen Augenblicken aufhetzen, aber er wäre der erste, der sich besänne, wenn es nun wirklich Ernst würde und er Kopf und Kragen für eine Idee riskieren sollte.

Er ist ein verschmitzter Filou, voll Witz und nie versagender Geistesgegenwart, ein Schalk, der überall Intriguen stiftet und Eulenspiegeleien, und für den es kein größeres Pläsier giebt, als eine verwickelte, von ihm inscenierte Lebenskomödie am Narrenseil zu führen; schleunigst, wenn es schief geht und er sich selbst verwickelt, mit dem Kopf aus der Schlinge zu schlüpfen, den bebänderten Hut zu ziehen und mit einem lustigen Lied alles wieder gut zu machen: „Tout finit par des chansons.“

„Herr da und Knecht dort, wie es dem Glücke gefällt; ehrzeizig aus Eitelkeit, arbeitsam aus Not, aber faul — mit Wonne. Redner je nach der Gefahr, Dichter zur Erholung, Musiker aus Liebhaberei, verliebt aus tollen Einfällen, habe ich alles gesehen, alles gethan, alles gekostet —“ das ist Figaros Selbstporträt; nicht das Bild eines düsteren Barrikadenfanatikers und Königsmörders,

sondern eines Vaudevillehelden, der sein eigenes Leben als Komödie genießt. Und dies Figarobild ist gleichzeitig das Bild seines Dichters.

Beaumarchais war selbst echteste Figaronatur, verschlagen, in allen Künsten gewandt, Politiker, Finanzgenie, Charmeur, dialektischer Advokat, der Dolche reden konnte, stets bereit, alles zu probieren; Aventurier, Spielball in den Händen Fortunas, wie der größte Hazardeur der Zeit, wie Casanova; verliebt in seine überlegene Intelligenz so weit, daß er oft Va banque in seinen Plänen nur aus Freude an der Partie wagte und aus Ueberschlauheit verlor. Sicherlich war Revolutionäres in ihm, der sich den Hochgeborenen überlegen fühlte und grollte, daß er sich mit allen Hunden hetzen müsse, während die anderen in der Höhe „sich nur die Mühe gaben, geboren zu werden“, aber das war rein rechnerisch, nicht fanatisch, denn statt die Aristokratie zu stürzen, wollte er viel lieber ihr angehören, er liebt ihre Formen, ihren Lebensstil, er wollte ihr gleich sein. Er proklamierte sein „génie supérieur aux évènements“, aber eine allgemeine Gleichmacherei lag durchaus nicht in seinem Kalkül.

Diese menschlichen Mischungen, die sich in Beaumarchais mit schöpferischem Künstlertum einten, kamen seiner Dichtung zu gute. Wäre sie wirklich von einem leidenschaftlichen Parteigänger der Revolution als Brandfackel geschleudert, so hätte sie höchstens heut ein historisches Interesse als Tendenzspiegel, so aber in ihrer Buntheit, ihrer Freude am menschlichen Wechselspiel ist diese Komödie reizvoll geblieben bis heute. Und wir genießen in diesem Théâtre des chansons etwas von jenem heiter lächelnden Mozartschen Element, das wir unserer Litteratur, der grüblerischen wie der nervösen, wünschen möchten: „Nicht die Schwere dieser Erden, nur die spielenden Gebärden.“ **Felix Poppenberg.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Baedeker.

Am 3. November d. J. ist der 100. Geburtstag von Karl Baedeker gewesen, dem Begründer des populärsten aller Reisehandbücher, das den Namen Baedeker in die ganze Welt getragen und zu einer Gattungsbezeichnung für zuverlässige Reiseführer erhoben hat. Aus diesem Anlasse hat der bekannte Geograph Friedrich Ratzel in den „Grenzboten“ (Nr. 44) dem Allerweltsbuche mit dem traditionellen roten Deckel eine eingehende Studie gewidmet und ihm darin eine nicht unerhebliche Kulturmission zugesprochen. „Ein Kulturhistoriker,“

meint er, „der einst das beschreiben wird, was man den Mechanismus des geistigen Lebens unseres Zeitalters nennen könnte, wird den Reisehandbüchern einen großen Einfluß auf die Art zu reisen und auf die Erleichterung und Häufigkeit des Reisens zurechnen. Da aber vom Reisen das persönliche Sichkennen, Schätzen und Abstoßen der Völker und die Ausgleichung der Sitten und Gebräuche abhängt, wird er dem Einflusse der Reisehandbücher auch in sehr feinen Aenderungen der Volksseelen begegnen. Er wird eben deshalb den gediegenen Büchern dieser Gattung einen hohen Rang unter den Quellen zur Kulturgeschichte und Volksseelenlehre zuerkennen." An der „durch das Reisen mitbewirkten Steigerung und Verfeinerung des Naturgefühls", die „eine gewaltige Wirkung auf die Schätzung aller Kunst und endgiltig auf die ästhetische Erziehung üben werde", hat das „rote Buch" seinen wohlgemessenen Anteil. Und nicht allein bei der deutschen Nation, sondern bei allen Kulturnationen der Welt. Denn nicht bloß für den reisenden Deutschen ist der Baedeker Führer und Berater par excellence geworden, sondern ebenso sehr, wenn nicht fast mehr noch für die Reisenden anderer Nationen, der Engländer und Franzosen in erster Linie. Der reisende Engländer mit dem roten Baedeker in der Hand ist ja sprichwörtlich geworden. In Frankreich gilt der Name Baedeker als „Signatur für alles, was praktischer, zuverlässiger Führer ist". Hat doch der Franzose gar das Zeitwort baedekeriser gebildet. „Je ne me ferai pas le Baedeker du panorama," sagt der Pariser Reiseplauderer, der uns eine eingehende Schilderung ersparen will; und „le Baedeker électoral" ist der Deputierte, der seinem Provinzialen die Weltausstellung zeigt. Der französische Baedeker für Paris und seine Umgebungen, 1865 zum ersten Male erschienen, nachdem er schon zehn Jahre vorher bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung von 1855 deutsch herausgegeben worden war, ist seither 14mal, der französische Baedeker für die Schweiz gar 21mal, „Les Bords du Rhin" sind 16 und „Allemagne" ist 11mal aufgelegt worden. Die englischen Ausgaben sind zum Teil noch verbreiteter, einige sogar verbreiteter als die deutschen für dieselben Länder. Als Karl Baedeker 1859 starb, waren 9 deutsche Bände da, jetzt sind es bereits 26.

Das Reisehandbuch ist nicht etwa eine Eigentümlichkeit unserer reiselustigen Zeit. Schon das Altertum hatte seine gezeichneten Wegkarten, seine Wegbeschreibungen und Reiseanweisungen. Ein großer Teil der Reisebeschreibungen hatte damals den doppelten Zweck, die Daheimgebliebenen zu unterhalten, zu belehren, vielleicht auch zu erbauen, und den Nachreisenden den Weg zu weisen. Besonders gilt dies im Mittelalter von den Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, deren Zahl schon im 15. Jahrhundert groß war und mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie die ganze Litteratur der Reisebeschreibungen, gewaltig anschwoll. „Vielfach leitete ihre Verfasser ein eingestandenes religiöses Pflichtgefühl: sie wollten den Pilgern, die nach ihnen die schweren Wege nach Jerusalem und an den Sinai einschlugen, ihr frommes Vornehmen erleichtern. Daher nicht bloß genaue Wegangaben, sondern auch Verzeichnisse von Preisen und Warnungen vor Gefahren und Uebervorteilungen. Das 16. Jahrhundert hat aber auf seinen reichen und mannigfaltig ausgestatteten Büchermärkten auch schon allgemeine Reiseanweisungen und Anleitungen zum Reisen in einzelnen Teilen des Abendlandes erscheinen sehen." Eine der gehaltvollsten Reiseanleitungen dieser Zeit ist das „Itinerarium per nonnullas Galliae Belgiae artes" des berühmten Geo-

graphen und Archäologen Abraham Ortelius (1584), dem es aber wesentlich auf die in Belgien zu findenden Inschriften und Antiken ankommt. Das ungemein inhaltreiche von Valckenier 1656 herausgegebene „Hispaniae et Lusitaniae Itinerarium“ stellt bereits eine Anzahl von wirklich gemachten Reisen in diesen Ländern mit allen Zufälligkeiten dar. Etwas später wagten sich auch schon Anleitungen zum Besuche einzelner Städte hervor. Namentlich ist seither Venedig, „das leuchtende Ziel der Bildungsreisen junger Fürsten und Kavaliere“, unzählige Male in der Form von Reiseerinnerungen beschrieben worden. Als Goethe sich für seine erste italienische Reise vorbereitete, waren gerade ein paar gute Werke über Italien erschienen. C. G. Jagemanns Briefe über Italien (Weimar 1778—80) galten für besonders brauchbar.

Mit der Verbesserung der Straßen und Posteinrichtungen ging auch die Herausgabe ausführlicher Verzeichnisse von Postkursen und Postreisekarten, Vorläufern des „Hendschel“ und des Reichskursbuches, Hand in Hand. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts trat zu der italienischen und Schweizerreise als besonders beliebt die Rheinreise. In Aloys Schreibers „Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art den Rhein von Schaffhausen bis Holland zu bereisen“ (Heidelberg 1816) ist freilich das Praktische noch ganz erdrückt von unnötigen geschichtlichen Notizen, Volkssagen, schwungvollen Schilderungen, etymologischen Versuchen. Aber schon traten Führer für „Schnellreisende“ auf, die sich gerade mit dem Praktischen: Posten, Gasthäusern, Ausflügen, beschäftigten und sich erfreulicher Kürze befleißigten. „In den Händen der englischen Reisenden, deren Zahl auf dem Kontinent gerade um diese Zeit ungemein gewachsen war, sah man aber damals zum erstenmal rot eingebundene Bücher, deren praktische Einteilung und kurze, klare Diktion bei großer Reichhaltigkeit den deutschen Reisehandbüchern überlegen war, wie die praktische Reiseausrüstung des eben seit damals sprichwörtlichen ‚reisenden Engländers‘.“

Da trat Karl Baedeker aus Essen auf den Plan. Er entstammte einer alten westfälischen Buchdruckerfamilie und hatte 1827 in Koblenz eine eigene Buchhandlung gegründet. Eines der ersten Bücher, die er für seinen jungen Verlag erwarb, war die 1828 zuerst erschienene Kleinsche „Rheinreise von Mainz bis Köln. Handbuch für Schnellreisende“. „In der vom Verleger selbst bearbeiteten dritten Auflage von 1839 zeigt es sehr klar den Uebergang aus dem alten Reiseführer zum neuen ‚Baedeker‘.“ Die in demselben Jahre erschienenen Reisehandbücher für Holland und Belgien sind direkt den englischen Mustern, namentlich dem „Murray“ nachgebildet. Das erste große Baedekersche Reisehandbuch ist das 1842 erschienene „Handbuch für Deutschland und den Oesterreichischen Kaiserstaat“, im ersten Entwurf zwar auch noch nach dem Muster der Murrayschen Bücher gearbeitet. Aber „beim Fortschreiten der Arbeit zeigte sich immer mehr und mehr, daß nur der Rahmen des englischen Vorbildes beibehalten werden konnte. Die Volks- und Länderanschauung ist von der des Engländers durchaus verschieden ... So ist aus der anfangs beabsichtigten Uebersetzung ein durchaus neues Buch geworden“, heißt es in der Vorrede. Das ist der Ahne der „Baedeker“ für Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Süd-, Nordwest- und Nordostdeutschland, Oberitalien, Schweiz. Der „Murray“ muß als Vorbild nur noch für den Umschlag herhalten, der jetzt der typische rotleinene wird statt des gelben, den der Kleinsche Rheinführer hatte.

Karl Baedeker war selbst Reisender und besonders auch Fußwanderer, und daher das Frische, Unmittelbare in seinen selbstgeschöpften Urteilen und Anweisungen, aber auch seine sachkundige Sichtung der fremden Urteile und Ratschläge, auf die er sich mit der Zeit natürlich immer mehr für einzelne Teile stützen mußte. Und zu diesen Mitarbeitern haben bald die ersten Historiker, Geographen und Archäologen gezählt. Ein Heinrich Kiepert z. B. hat in den Baedekerschen Orientführern die Originale zu einer Anzahl von Karten gezeichnet. Eine unendliche Sorgfalt wird von den Söhnen Karl Baedekers auf jede neue Auflage verwandt, daher das unbedingte Vertrauen zu der Zuverlässigkeit und damit die Unverwüstlichkeit dieser Führer, deren ältester, der Rheinführer, 1899 bereits seine 28. Auflage erlebte.

Prof. Ratzel erwähnt eine englische Besprechung der letzten Auflage des Baedekerschen „Switzerland" (Schweiz), die er erst kürzlich gelesen. Darin hieß es: „Baedeker hat keine Seele. Er will sich in nichts versenken, ihn beschäftigt nur der Fahrplan, die Geldbörse und der Magen. Doch in diesen selbstgezogenen Grenzen ist er unübertrefflich." „Tausendmal lieber", fügt Ratzel hinzu, „einen Reiseführer bloß mit gesundem Menschenverstand als einen lyrischen Schwätzer und Anekdotenkrämer!"



Militärwesen unter Friedrich dem Großen.

In der Zeit des Krosigkprozesses ist es von doppeltem Interesse, von einem Zeitgenossen und langjährigen Vertrauten des alten Fritz zu erfahren, wie es damals in der berühmten Armee des großen Friedrich herging. Der Akademiker Dieudonné Thiébault war im Jahr 1765 vom Könige berufen worden, um den Unterricht in der französischen Litteratur bei der neugestifteten „Académie militaire" zu übernehmen und zugleich des Königs eigene, stets französisch geschriebene Aufsätze auf Sprach- und Stilfehler hin zu korrigieren und sie dann in der Akademie der Wissenschaften zum Vorlesen zu bringen. Thiébault lebte nahezu zwanzig Jahre in nächster Umgebung des Königs, erst 1784 kehrte er nach Paris zurück. In seinen Aufzeichnungen, die zum ersten Male 1804 in Paris veröffentlicht wurden und nun in einer trefflichen deutschen Ausgabe unter dem Titel „Friedrich der Große und sein Hof" (2 Bände, deutsch von Heinrich Conrad, Verlag von Robert Lutz, Stuttgart 1901) erschienen sind, hat er eine Fülle der interessantesten Erlebnisse und Beobachtungen niedergelegt, die uns einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit Friedrichs wie in die Zustände des damaligen Berlins und Preußens gestatten. Der Regent, der Soldat, der Philosoph und Schriftsteller und nicht zum letzten der Mensch in Friedrich wird uns an der Hand dieser Aufzeichnungen ebenso lebendig wie die Gestalten seiner näheren und ferneren Umgebung, seiner Verwandten und seiner vertrauten Freunde, seiner ergebenen Mitarbeiter, der Gelehrten und Militärs, wie der devoten Hof-

schranzen. Der alte Chr. W. von Dohm, der den im Thiébaultschen Buche geschilderten Personen und Ereignissen zum Teil noch persönlich nahegestanden ist, nennt es mit Recht einen „höchst schätzbaren Beitrag zur anschaulichen Kenntnis vom Geiste und Charakter des großen Königs und seinen Umgebungen. Es ist im Tone der guten Gesellschaft und sehr unterhaltend geschrieben."

Das Kapitel, das wir um seiner besonderen Aktualität willen herausgreifen, wird das Urteil Dohms bestätigen.

* * *

Das Gesetz, wonach jeder Preuße, mit wenigen Ausnahmen, auf Lebenszeit Soldat werden mußte, wurde von Friedrich Wilhelm erlassen. Als der Monarch dieses „Stammrollensystem" einführte, herrschte allgemeine Verzweiflung; ganze Dörfer wanderten aus, besonders in Ostpreußen und den westlichen Grenzländern. Nichts war gewöhnlicher, als daß Männer sich einen oder mehrere Finger der rechten Hand abhackten. Am furchtbarsten war den Leuten der Gedanke, daß ihr hartes Los ihnen auf Lebenszeit bevorstand; nach und nach gewöhnte man sich aber an diese Härte, und zu meiner Zeit seufzte man wohl noch darüber, aber man geriet nicht mehr in Verzweiflung.

Das zweite Mittel, um Mannschaften zu erhalten, ist das Werbesystem. Die preußischen Werbeoffiziere liegen in den größeren freien Reichsstädten, an den Grenzen, besonders von Holland und Frankreich, und in der Schweiz, oder vielmehr in dem zu Preußen gehörenden schweizerischen Fürstentum Neuchâtel. Die von diesen Offizieren angeworbenen — oder angepreßten — Mannschaften werden auf die verschiedenen Kompagnien verteilt; sie sollen nicht mehr als ein Drittel der Gesamtzahl bilden.

Diese Ausländer sind meistens Deserteure verschiedener Nationalität, vornehmlich Franzosen. In dem Bülowschen Regiment in Berlin waren nicht weniger als sechshundert Landsleute von mir, als die Garnison in den bayrischen Erbfolgekrieg rückte. All diese sechshundert Mann zogen in heller Freude aus, weil sie dachten, sie würden noch einmal desertieren können; einer von ihnen kratzte auf einer schlechten Fiedel einen Gassenhauer und sang dazu immer dieselben Worte: Nous allons en France! Seine Kameraden, ebenso lustig wie er, stimmten mit ein und tanzten mehr, als sie marschierten. Als zwei Jahre später das Regiment wieder einrückte, waren von den sechshundert Franzosen nur noch sechs übrig: neunundneunzig auf hundert waren gefallen oder desertiert. Beinahe alle diese Deserteure waren sehr schlechte Subjekte und zu allem fähig.

Ich fragte einmal einige von diesen Soldaten, wie sie, um ein paar Tagen Arrest zu entgehen, sich in ein Land hätten flüchten können, wo sie täglich mit dem Rohrstock geprügelt würden. Sie antworteten lachend:

„O, hier in Preußen ist es keine Schande, Prügel zu bekommen."

Ich sprach oftmals mit preußischen Offizieren über diese unmenschliche Prügelei.

„Sie haben unrecht, daß Sie sich darüber beklagen," antwortete man mir, „wenn wir nicht so strenge wären, würde man Sie in Ihrem eigenen Hause ermorden. Ein Drittel unserer Armee besteht aus Taugenichtsen, die man nur mit der Fuchtel im Zaum halten kann. Die geborenen Preußen brauchten wir nicht so scharf anzufassen, weil sie im allgemeinen gutmütig sind; aber das andere Pack muß man entweder verprügeln oder aus dem Lande jagen!"

Leider hatten die Offiziere recht. Trotzdem boten aber diese Scenen einen sehr peinlichen Anblick, besonders wenn man zu einer Zeit ausging, wo die Truppen exerzierten; man konnte keine fünfzig Schritte weit gehen, ohne auf verschiedenen Stellen den Rohrstock niedersausen zu sehen. Ich sah einmal einen fünfzehnjährigen Junker, der wegen eines geringen Versehens einen mehr als fünfzig Jahre alten Grenadier vortreten ließ und ihm mit dem Stock aus Leibeskräften ich weiß nicht wie viele Schläge auf Arme und Schenkel verabfolgte Dem armen Kerl liefen die Thränen über das Gesicht, aber er durfte nicht wagen, auch nur ein Wort zu äußern. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und entfernte mich schleunigst.

Am Abend traf ich mit dem Kommandeur des betreffenden Regiments, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, zusammen, und dieser fragte mich, warum ich so schnell fortgegangen wäre. Ich erzählte ihm den Vorfall, und der liebenswürdige, gebildete und wirklich feinsinnige Prinz hatte darauf nur die achselzuckende Antwort:

„O, mein lieber Freund, das geht nun einmal nicht anders."

Die unmenschliche Strenge brachte viele Soldaten zur Verzweiflung; es hatte sich unter ihnen ein furchtbarer Aberglaube ausgebreitet. Sie sagten sich, es wäre am besten, zu sterben; um aber nicht durch diese Sünde in die Hölle zu kommen, müßte man ein unschuldiges Kind ermorden, das auf diese Weise ins Paradies käme. Wenn man sich dann selbst anzeigte, so hätte man Zeit genug, zu Gott um Verzeihung zu beten, ehe man zum Tode geführt würde. Ich habe viele hinrichten sehen, die sich zu diesem abscheulichen Glauben bekannten.

Friedrich war tief erschrocken und befahl, es dürfe sich kein katholischer oder evangelischer Priester einem solchen gewissermaßen vom religiösen Wahnsinn befangenen Verbrecher mit geistlichem Zuspruch nahen. Auch dieses Heilmittel hatte anfangs nicht viel Wirkung; mit der Zeit aber stellte sie sich doch ein, denn es graute den Soldaten davor, ohne geistlichen Beistand zu sterben, und sie befürchteten, auf diese Weise noch sicherer als durch jede andere Todesart der Verdammnis anheimzufallen.

Ich habe gehört, daß in neuerer Zeit die preußische Disziplin beträchtlich milder geworden ist. Die Menschheit muß dem neuen Herrscher dankbar sein, dessen gutes Herz dahin gewirkt hat. Schon zu meiner Zeit vertrat Prinz Heinrich die Ansicht, daß man sehr wohl ein Regiment exerzieren könne, ohne zu so grausamen Mitteln zu greifen.

„Wenn ein Soldat einen Fehler beim Exerzieren macht," pflegte er seinen Offizieren zu sagen, „so liegt das daran, daß Sie ihn nicht genügend ausgebildet haben. Lassen Sie ihn eine oder zwei Stunden nachexerzieren, damit ist er genug bestraft. Wenn Sie ihn schlagen, so bestrafen Sie ihn für Ihre eigene Trägheit."

Die übertriebene Strenge hatte aber auch zuweilen für die Offiziere selbst unangenehme Folgen. Ich bin in der Lage, einige Beispiele dafür mitzuteilen.

Das Garderegiment hatte vor dem Siebenjährigen Kriege einen so harten Kommandeur, daß die Grenadiere geschworen hatten, die ersten Kugeln, wenn man an den Feind käme, sollten dem General gelten. Man zog ins Feld: der

General hatte von den von seinen Leuten geführten Reden gehört und hatte Furcht. Als das Regiment zum erstenmal ins Feuer kam, machte der Kommandeur fortwährend ohne Feuer Halt, so daß Herr von Möllendorf, der damals als Kapitän eine Kompagnie führte, sich entschloß, Vorstellungen zu machen, die aber übel aufgenommen wurden und keine Wirkung hatten. Möllendorf sah in einiger Entfernung den Fürsten von Anhalt, ritt zu ihm hin und beschwor ihn, die Ehre des Regiments zu retten, indem er Befehle gäbe, deren Ausführung der Kommandeur sich nicht entziehen könnte. Dies geschah; das Regiment erhielt Befehl, sofort anzugreifen, und bei der ersten Salve fiel der General, von fünfzig Kugeln durchbohrt.

Bald nach dem Siebenjährigen Krieg diente in einem in Neiße in Schlesien stehenden Regiment ein junger Franzose, ein auffallend schöner Mann. Da er eine sehr gute Erziehung nicht verleugnen konnte, so richtete man über seine Herkunft Fragen an ihn, deren Beantwortung er aber verweigerte. Seine Offiziere ärgerten sich darüber und behandelten ihn so hart, daß er beschloß, sich zu rächen. Er hatte bei sich eine sehr hübsche Frau, die ebenso gewandt und mutig war wie er selbst; sie betrieb mit anderen Soldatenweibern zusammen den an der Grenze blühenden Schmuggel und brachte von jedem Ausflug ins Oesterreichische ein wenig Pulver und Blei mit. Zu gleicher Zeit gewann ihr Mann andere Soldaten für seine Pläne, ging dabei aber so behutsam zu Werke, daß kein Verschworener vom andern etwas wußte, sondern nur mit ihm allein zu thun hatte. Als er endlich genug Leute gewonnen hatte, setzte er Tag und Stunde für die Ausführung eines furchtbaren Planes fest, der darin bestand, daß Schlag zwölf Uhr mittags sämtliche Wachtlokale in der ganzen Festung gleichzeitig angegriffen und die darin befindlichen Soldaten entwaffnet werden sollten. Er selbst hatte den Angriff auf die Wache an dem nach Oesterreich führenden Thor zu leiten. Die von ihm gewonnenen Leute hielten sich auf dem Platz vor der Wache auf, ohne Waffen und als ob sie nur herumlungerten. Er selbst schliff auf einem Stein neben der Schildwache ein Beil, als wenn er Holz hacken wollte. Mit dem ersten Schlag der Mittagsstunde springt er auf, spaltet dem Wachtposten den Schädel und ergreift dessen Gewehr, zugleich stürzen dreißig Verschworene sich in die Wachtstube, nehmen die Flinten, die sie darin vorfinden, und stürmen auf das Thor los. Eine Schildwache bemüht sich, das Fallgitter in der Mitte der Thorwölbung herunter zu lassen, der Franzose springt herbei und schlägt ihm mit der Axt die rechte Hand ab. Die Mannschaften der äußeren Thorwachen eilen heraus, um die Flüchtlinge aufzuhalten; diese geben Feuer und töten sieben oder acht, der Rest der Wache flieht.

Unser Franzose hatte dreißig Mann bei sich, mit denen er der nur eine starke Meile entfernten österreichischen Grenze zueilte. Die Garnison wurde dadurch gerettet, daß die Uhren nicht miteinander übereinstimmten; das österreichische Thor war eine Viertelstunde zu früh angegriffen. Es wurde Generalmarsch geschlagen, und die verschworenen Soldaten, die den Augenblick zum Angriff auf die übrigen Thore abwarteten, mußten in Reih und Glied treten. Den Flüchtlingen wurde schleunigst eine Kavallerieabteilung nachgesandt, die aber von einem so scharfen Feuer empfangen wurde, daß sie sich mit großen Verlusten zurückziehen mußte. Indessen waren die Deserteure durch das Gefecht so lange aufgehalten worden, daß ein Bataillon Zeit fand, sie einzuholen.



Es war nur noch eine Viertelstunde bis zur Grenze, von der aus österreichische Soldaten und anderes Volk dem Kampfe zusahen. Schmugglerweiber brachten den Flüchtlingen einen neuen Vorrat Pulver und Blei, aber das Bataillon umzingelte die kleine Abteilung. Alle dreißig schlugen sich wie die Verzweifelten, kein einziger ergab sich, alle wurden getötet oder verwundet. Sie hätten den Kampf noch länger fortgesetzt, wenn ihnen nicht die Munition ausgegangen wäre. Ihr Anführer war der letzte, der verwundet wurde; ihm wurde der Schenkel zerschmettert. Er hatte noch eine Ladung Pulver, aber keine Kugel mehr; er riß einen Knopf von seinem Rock und tötete damit den Offizier, der sich seiner Person versichern wollte.

Man führte ihn und die wenigen noch überlebenden Deserteure, die alle verwundet waren, nach Neiße zurück und stellte ihn sofort vor das Kriegsgericht. Man fragte ihn nach seinem wahren Namen, seiner Familie, seiner Heimat.

„Das alles geht euch nichts an," antwortete er. „Verliert eure Zeit nicht mit Fragen, auf die ich doch nicht antworten werde, sondern führt mich zum Tode."

„Wie viele Mitverschworene hat Er gehabt und wer waren diese?"

„Auch hierauf antworte ich nicht. Nur ich allein kenne sie und werde niemals ihre Namen verraten. Mein Geheimnis geht mit mir zu Grabe."

„Und weshalb hat Er ein so fürchterliches Verbrechen ausgesonnen und durchgeführt?"

„Warum? Weil ihr Barbaren seid; ihr seid alle Tyrannen, Henker, Tiger!"

Bei diesen Worten stürzt sein Kapitän wütend auf ihn los, überhäuft ihn mit Schimpfreden und giebt ihm einen Faustschlag vor die Brust. Blitzschnell entreißt der Franzose dem einen der beiden Soldaten, die ihn aufrecht halten, das Bajonett, stößt es dem Kapitän in die Brust und ruft:

„Da, Scheusal! Wenigstens habe ich doch noch den Trost, vor meinem Tode dich zur Hölle zu schicken!"

Er wandte sich darauf zu den anderen Offizieren und sagte:

„Wozu wollen Sie meine Hinrichtung noch aufschieben? Wenn Sie durchaus darauf bestehen, Enthüllungen über meine Person zu erhalten, so bin ich bereit, sie zu geben. Reichen Sie mir Schreibzeug und ich werde an den König schreiben und ihm alles sagen. Aber ich mache zur Bedingung, daß ich den Brief ohne Zeugen schreiben, ihn selbst versiegeln und dem Posthalter persönlich in Gegenwart mehrerer anderer Leute übergeben darf."

Die Mitglieder des Kriegsgerichts befürchteten, in diesem Schreiben selbst angeklagt zu werden; das Anerbieten des Franzosen wurde also zurückgewiesen.

Als Friedrich zur nächsten Revue nach Neiße kam, wurden die höheren Offiziere der Garnison außerordentlich schlecht von ihm behandelt. Er machte ihnen die härtesten Vorwürfe, besonders deshalb, weil sie den Verbrecher am Schreiben verhindert hätten; er wäre überzeugt, daß nur ihr schlechtes Gewissen sie dazu gebracht hätte. Uebrigens wurde die Sache nicht weiter verfolgt, sondern nach Möglichkeit vertuscht und besonders vor der Armee fast ängstlich geheim gehalten. Sie blieb daher im Publikum fast ganz unbekannt.

Ein ganz ähnlicher Vorfall hätte sich beinahe in Berlin selbst zugetragen. Fünfzehnhundert Rekruten hatten während des Siebenjährigen Krieges, als nur ein einziges Regiment in Garnison lag, den Plan gefaßt, sich mit Gewalt zu

befreien. Zum Glück entdeckte einer der Verschworenen das Komplott und zeigte die Häupter desselben an; diese wurden während der Nacht verhaftet und sofort erschossen. Man bewahrte das tiefste Geheimnis darüber und die meisten Berliner erfuhren nicht einmal etwas.

Aus allen diesen Vorfällen geht jedenfalls die triviale, aber leider zu oft vergessene Wahrheit hervor, daß Strenge gegen Untergebene nur dann gut und gefahrlos ist, wenn sie sich durchaus in den Grenzen der Gerechtigkeit hält.

Daß es so selten einem Deserteur gelingt, über die Grenze zu kommen, ist kein Wunder; die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, sind fast unüberwindlich. Jeder Offizier, der auf der Straße mehrere Soldaten beisammen sieht, hat das Recht und sogar die Pflicht, sie mit dem Rohrstock auseinander zu treiben, besonders wenn es Franzosen sind. Jeder Kapitän, dem ein Soldat von seiner Kompagnie desertiert, wird mit Arrest bestraft. Alle Garnisonsstädte sind von Befestigungen oder von Mauern, mindestens aber von Pallisaden umgeben. Auf der inneren Seite dieses Ringes führt ein breiter Weg entlang, der von so vielen Schildwachen besetzt ist, daß jeder Posten seine beiden Nebenposten sehen und hören kann. Die Schildwachen, zwischen denen ein Deserteur sich durchschleicht, werden beide mit Spießrutenlaufen bestraft, wenn die Thatsache sich ihnen nachweisen läßt. Alle Soldaten müssen jeden Abend dreimal, in Zwischenräumen von einer Stunde, zum Appell antreten. Wenn einer beim Aufruf nicht antwortet, wird sofort nach ihm gesucht; ist er beim nächsten Appell noch nicht zur Stelle, so wird die Lärmkanone gelöst; diese ist ein Geschütz von grobem Kaliber, das auf einem erhöhten Punkt steht, so daß der Schuß auf allen Dörfern der Umgegend vernommen wird. Die Bauern müssen auf dieses Signal sofort sich bewaffnen und alle Wege besetzen. Für die Ergreifung jedes Deserteurs erhält das Dorf eine Belohnung von zehn Thalern; wenn dagegen ein fliehender Soldat die Dorfmark überschreitet, ohne angehalten zu werden, so werden die Bauern mit einer Buße in gleichem Betrage belegt.

Zum Durchkommen gehört also ein fast übernatürliches Glück oder eine ungewöhnliche Gewandtheit, umsomehr, als die Soldaten von keinem Menschen Hilfe zu erwarten haben. Auf der Post werden ihre Briefe nicht angenommen, wenn sie nicht von ihren Offizieren gelesen und als zuläßig bezeichnet sind. Jeder Bürger, der einem Soldaten Kleider verschaffte oder ihm sonst Vorschub leistete, würde sofort entweder unter das Militär gesteckt oder, wenn er schon zu alt wäre, auf die Festung geschickt werden.

Die preußischen Werber, die in den freien Städten und an den Grenzen lauerten, waren im vollsten Sinne des Wortes Menschenräuber. Ihr Handwerk war sehr gefährlich, denn wenn man sie erwischte, so wurden sie gehängt, und mit vollem Recht, denn sie verdienten wegen ihrer Schandthaten die härteste Strafe.

Während des Siebenjährigen Krieges kam ein französischer Rittmeister Namens de M** in ein einsam am Rhein gelegenes Wirtshaus, in welchem mehrere preußische Werber sich aufhielten. Von den Antillen kommend, war er tags vorher in Holland gelandet und hatte preußischen Boden überhaupt noch nicht betreten; trotzdem hielten die Preußen seinen Wagen an unter dem Vorwande, er hätte vielleicht einige Deserteure darin verborgen. Sein Bedienter entfernte sich, um auf der nahe gelegenen Post frische Pferde zu bestellen. Gott weiß, was aus ihm geworden ist, man hat ihn niemals wiedergesehen. Der Ritt-

meister selbst wurde entwaffnet, am anderen Morgen mit anderen Rekruten abgeführt und mußte den ganzen Rest des Krieges als gemeiner Soldat in einem Infanterieregiment mitmachen. Unzählige Male schrieb er an den König, der ihm nicht antwortete, und an seine Freunde und Verwandten, die seine Briefe niemals erhielten. Nach dem Friedensschluß kehrte sein Regiment in seine schlesische Garnison zurück und wurde noch in demselben Jahre wie gewöhnlich vom König besichtigt. Bei dieser Revue fragte Friedrich, ob nicht ein Soldat Namens de M** in dem Regiment stände. Der Franzose trat vor, präsentierte das Gewehr und meldete sich Seiner Majestät.

„Wollen Sie als Offizier in meinen Diensten bleiben?“ fragte der König.

„Sire, ich kann es nicht, da ich die Ehre habe, der französischen Armee anzugehören.“

„Nun, so gebe man dem Herrn seinen Abschied. Er kann gehen!“

Das war alles!

Ein polnischer Edelmann, der zur Revue gekommen war, hörte von dieser Geschichte, suchte Herrn de M** auf und lud ihn ein, mit nach seinem Gute zu kommen, wo er auf das Eintreffen seiner Gelder warten könnte. M** nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und erhielt einige Zeit darauf aus Paris seine Wechsel, die auf Warschau lauteten. Er begab sich, um sie einzuziehen, dorthin und traf einen alten Bekannten, den Marquis de L'Hôpital, der als Gesandter nach Petersburg ging. Er schloß sich diesem an; „denn,“ sagte er, „die Rückreise nach Frankreich über Rußland ist für mich die angenehmste; ich kann teils zur See reisen, teils zu Lande über Schweden und Dänemark; das ist mir lieber als die öde Landreise durch Ungarn, Böhmen und Oesterreich. Durch Preußen will ich um keinen Preis reisen, obwohl dies der nächste Weg ist; ich würde bei jedem Schritt fürchten, wiederum Werbern in die Hände zu fallen.“

Ein Bekannter von mir, der auf der Reise in Rußland oft mit ihm zusammengetroffen war, fragte ihn eines Tages lachend, ob er als preußischer Soldat auch gefuchtelt wäre?

„O, sprechen Sie mir nicht davon!“ rief der Rittmeister. „Mir ist, als fühle ich die Schläge noch!“

Im Jahre 1767 ließ die Kurfürstin-Witwe von Sachsen einen jungen Militärarzt aus Lyon kommen. Er reiste der Billigkeit wegen allein und mit eigenem Pferde, was wegen der Unsicherheit der Landstraßen damals nicht ungefährlich war. In der Nähe von Frankfurt traf er einen Rekrutentransport mit preußischen Offizieren, die ihm zuredeten, er solle sich ihnen anschließen, sie würden ihn vor jeder Gefahr räuberischer Ueberfälle schützen und bis ganz in die Nähe von Dresden bringen. Der junge Arzt ging darauf ein und die Offiziere zeigten sich als liebenswürdige Reisegefährten; aber in Halberstadt ließen sie die Maske fallen, der Franzose wurde überwältigt, gefesselt und zunächst nach Magdeburg, von da nach Berlin gebracht, wo man ihn in ein Infanterieregiment steckte. Er war schon länger als einen Monat Rekrut, als er eines Mittags auf der Straße dem Regiedirektor Pernety begegnete, der mit großem Erstaunen den jungen Arzt, den er in Lyon persönlich gekannt hatte, im Soldatenrock sah. Er erfuhr das traurige Schicksal des armen Menschen und beschloß, sich für ihn zu verwenden. Zunächst ging er zu dem General, der das betreffende Regiment befehligte; dieser verwies ihn an den Generalinspektor, von dem nach seiner Be-

hauptung die Freilassung eines Soldaten abhinge. Aber der Generalinspektor schickte ihn wieder zum Regimentskommandeur. Pernety begab sich also abermals zu diesem und erhielt auf seine Bitte jetzt eine Weigerung in aller Form.

„Aber Sie sollen den Mann ja nicht umsonst losgeben; ich erbiete mich, einen anderen Rekruten an seiner Stelle zu bezahlen."

„Das würde noch nicht genügen; Ihr Landsmann ist ein wahrer Schatz: er ist zugleich ein guter Chirurg und ein guter Soldat; so etwas findet man selten."

„Nun, so werde ich zwei Rekruten für einen bezahlen."

„Sehr angenehm — das heißt, wenn diese beiden Rekruten zwei französische Chirurgen sind — sonst brauchen Sie kein Wort mehr über diesen Gegenstand zu verlieren."

Pernety entfernte sich entrüstet; wir teilten seine Entrüstung und sprachen überall von diesem Akt der Barbarei, so daß die Geschichte endlich dem Prinzen Heinrich zu Ohren kam. Dieser bewirkte die Freilassung des jungen Mannes.

Ich kannte im Raminschen Regiment einen braven Grenadier, der in der französischen Armee Fechtmeister gewesen war. Er hatte als Freiwilliger an einem Patrouillengang teilgenommen und war mit vier anderen in einem Gehölz umzingelt und gefangen genommen worden. Statt die Leute als Kriegsgefangene zu behandeln, hatte man sie so lange gefoltert, bis sie endlich preußische Dienste nahmen. Sie hatten sich anfangs geweigert; man gab ihnen darauf als einzige Nahrung gesalzene Heringe und verweigerte ihnen auch nur einen Tropfen Wasser, bis der fieberhafteste Durst sie übermannte. Der Fechtmeister wurde bald darauf vor Kummer und Heimweh krank und man gab ihm den Abschied; ich sammelte für ihn hundert Franken, mit denen er nach Frankreich abmarschierte. Er war während seiner Dienstzeit niemals geschlagen worden, weil er gleich von vornherein seinen Offizieren erklärt hatte: er würde nach besten Kräften seine Schuldigkeit thun, aber für jeden, der ihn mit dem Stock berühren würde, hätte er eine Kugel bereit.

Die preußischen Offiziere leiden übrigens fast ebenso sehr unter der straffen Mannszucht wie die gemeinen Soldaten, ein freies und zügelloses Leben, wie es in anderen Armeen die Offiziere führen, ist in Preußen eine Unmöglichkeit.

Der König allein kann ihnen Urlaub bewilligen, und Friedrich that dies nur auf sehr triftige Gründe hin; es ist daher ein Ausnahmefall, wenn nicht alle Offiziere bei ihrer Truppe sind. Selbst von den kleinen Dienstobliegenheiten kann nur ernstliche Krankheit sie befreien; die Kavallerieoffiziere z. B. müssen jeden Tag von sechs bis acht Uhr früh und von vier bis sechs abends beim Pferdeputzen zugegen sein. Der Graf von Reichenbach, mit dem ich sehr befreundet war, ist während seiner elfjährigen Dienstzeit im Regiment Gendarmes jeden Tag viermal in den Ställen gewesen, ohne auch nur ein einziges Mal um eine Minute die angesetzte Zeit zu versäumen.

„Ich bin in einer furchtbaren Lage," sagte er mir einmal, „schon oft habe ich beim Zubettgehen zu mir selbst gesagt: morgen kommst du vielleicht, ohne daß du die geringste Schuld hast, für Lebenszeit auf die Festung. Denn das ist die Strafe, wenn man in der bescheidensten Weise einem Vorgesetzten, der einen ungebührlich behandelt, zu antworten wagt. Man hat also in einem solchen Falle nur die Wahl: entweder ein Feigling zu sein oder sich gegen die Disziplin zu vergehen und die harte Strafe dafür zu erleiden. Ich persönlich bin fest ent-

schlossen, um keinen Preis eine Beleidigung zu erdulden, auch von meinen Vorgesetzten nicht, und diese wissen es wohl. Aber das ist noch nicht alles: Wenn ich mich aus einem begründeten Anlaß mit einem Kameraden im Duell schlage, so wird kein Wort darüber verloren, vorausgesetzt, daß die dabei gebrauchten Waffen Säbel oder Pistolen waren. Bekomme ich dagegen mit einem Bürgerlichen Streit, so bin ich gezwungen, ihn zu töten. Lasse ich mich auf einen regelrechten Zweikampf mit ihm ein, so werde ich aus dem Regiment ausgestoßen und degradiert, sogar wenn das Recht auf meiner Seite gewesen ist. Ich muß ihn dahin bringen, daß er mich an meiner Ehre beleidigt, und ihm auf der Stelle meinen Säbel durch den Leib rennen: dann komme ich mit zwei Jahren Festung davon und bleibe Offizier."

Man hat oft gesagt, die Stärke der preußischen Armee beruhe auf der Zahl und Tüchtigkeit der Unteroffiziere. Die Anzahl ist wirklich so groß, daß immer auf drei Mann ein Korporalstock kommt. Ein Franzose sagte sehr treffend:

„Ich wundere mich gar nicht, daß ihr Preußen so tapfer vorrückt: ihr marschiert zwischen zwei Feinden, und von diesen beiden Feinden ist der nähere, dem ihr nicht entrinnen könnt, die Reihe von Unteroffizieren, die mit ihren Stöcken in der Hand hinter euch hergehen."

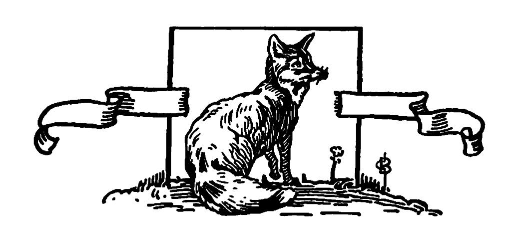
Diese Unteroffiziere werden durchweg nur unter den Landeskindern ausgesucht, und da der Militärdienst lebenslänglich ist, so hat man die Wahl unter alten Soldaten von erprobter Tüchtigkeit...

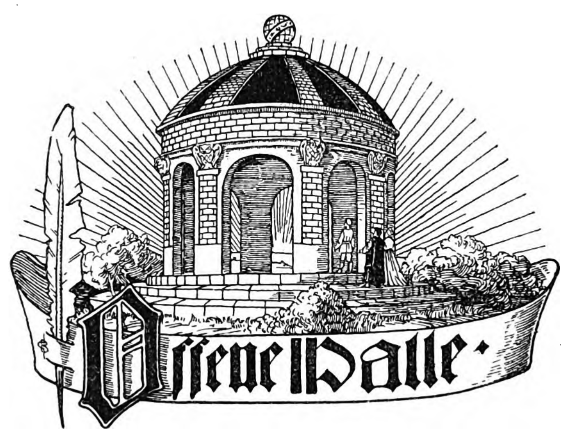
Friedrich war noch nicht lange König, als er den Plan faßte, Schlesien zu erobern. Um einen Vergleich zu gebrauchen, wie mein General Buddenbrock sie liebte: sein Großvater hatte einen Laden aufgemacht, sein Vater hatte bedeutende Speicher dazu angelegt, Friedrich selbst betrieb das Geschäft im großen.

Er hatte das Genie dazu und verfügte auch über die Hauptmittel: das wohlausgebildete Heer und einen starken Staatsschatz. Nachdem er mit Schwerin und dem Fürsten von Anhalt in Charlottenburg die Operationen beraten hatte, ergingen seine Befehle an alle Generäle, und es wurden unter dem Vorwande einer Revue sechzigtausend Mann zusammengezogen. Friedrich fragte dabei den ihn begleitenden „alten Dessauer", was er am meisten bewundere?

Der Fürst erwähnte die gute Haltung der Truppen und die Vorzüglichkeit ihrer Bewegungen. Aber Friedrich erwiderte:

„Das Wunderbarste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder dieser Leute ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind, und doch hält sie die Subordination und der Geist der Ordnung in Schranken, obwohl ein jeder von ihnen stärker und besser bewaffnet ist als wir beide."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Sozialdemokratie und Christentum.

Auch ich gehöre zu der großen Zahl derer, die jedes neue Heft des Türmers mit Freude in die Hand nehmen, ja ich freue mich sogar, wenn auch nicht immer im ersten Augenblick, über jede Aeußerung, die meinen Widerspruch kräftig herausfordert, denn da giebt's dann gewöhnlich irgend etwas zu lernen. So habe ich auch den neuesten „Artikel“ über Sozialdemokratie und Christentum (Heft 2 d. Jhgs.) mit warmer Teilnahme gelesen, und wenn ich mir nun erlaube, dazu einige Anmerkungen zu machen, so will ich auch meinerseits dem unbekannten Nikodemus nichts beweisen — denn durch Beweisen lernt der Mensch, wenn er ausgewachsen ist, nach meiner Erfahrung nichts mehr — ich möchte nur den Grundsatz „audiatur et altera pars“ zur Geltung bringen und zu diesem Zwecke einige Einzelheiten herausgreifen.

Nikodemus schreibt (S. 136): „Im Lager der ‚Christen‘ werden die wenigen wirklichen Nachfolger Christi ... sich immer mehr der Sozialdemokratie nähern,“ und weiter unten: „Und dann wird man in der Sozialdemokratie das Christentum Christi entdecken.“ Darauf muß ich nach meiner Ueberzeugung erwidern: nein, mein lieber Nikodemus, das wird nicht geschehen. Warum nicht? Weil eben auch die wenigen wirklichen Christen rettungslos vom Gift des Kapitalismus verseucht sind? Nein, nicht deshalb, sondern weil sie einsehen gelernt haben, daß es nur Einen Feind des Glücks auf Erden giebt, die Selbstsucht, die sich in den Kreisen der Sozialdemokratie ganz ebenso breit macht wie in jenen des Kapitalismus. Von Jesu haben jene Christen gelernt, daß ihnen viel höhere Aufgaben gestellt sind als die, am Kampfe zweier gleich selbstsüchtiger Gewalten teilzunehmen, und sie würden Christi Evangelium übel verkehren, wenn sie seine Spitze, die sich gegen alle Menschen kehrt, mit der Sozialdemokratie nur gegen eine bestimmte Klasse richten wollten. Nikodemus unterscheidet zwischen dem Christentum Christi und dem offiziellen Kirchenchristentum. Das Recht dazu soll ihm nicht bestritten werden, aber dann gestatte er auch uns,

einen ähnlichen Unterschied zu machen zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie. Sozial zu denken und zu handeln, das müssen, das wollen wir „Christen“ immer besser lernen, aber in der Sozialdemokratie ist dem Sozialismus mehr als ein böser Wildling aufgepfropft.

Nikodemus erkennt das selber an, wenn er fortfährt: „Die Sozialdemokratie aber wird mit der Zeit einsehen, daß zum Aufbau und zur Erhaltung eines sozialistisch organisierten Gemeinwesens andere psychologische Voraussetzungen notwendig sind, als im heutigen Gesellschaftswesen“ u. s. f. (S. 136 unten). Es wäre von Interesse, zu hören, woher der Sozialdemokratie bei ihrer zugestandenen, wenn auch nicht offiziellen Christentumsfeindschaft diese Einsicht kommen soll. Mir ist diese Feindschaft immer wunderbar erschienen, denn in wessen Namen will eigentlich die Sozialdemokratie ihre berechtigten Forderungen geltend machen, es sei denn im Namen des vielgeschmähten Christentums? Dann aber, wenn jene Einsicht sich durchsetzte, müßte sie freilich aufhören das zu sein, was sie ist: Die organisierte Selbstsucht der unteren Hunderttausend gegenüber der organisierten Selbstsucht der oberen Zehntausend; dann müßten ihre Führer die ersten Groschen dranrücken, um den Besen zu kaufen, mit dem man vor der eigenen Thüre kehrt.

Woher stammt die Christentumsfeindschaft der Sozialdemokratie? Nikodemus erklärt sie uns (S. 137): „Tausende religiös angelegter Naturen sind irre geworden am Christentum durch die Vertreter desselben.“ Wären Leute da, die unter gänzlicher Enthaltung von Proselytenmacherei als Christen leben würden, so stände es anders. Schreiber dieser Zeilen gehört zu den „offiziellen Vertretern des Christentums“, zu den „Dorfpfaffen“ (ich zitiere das Wort ohne jede Animosität), er will aber versuchen, zu der angeführten Aeußerung so unbefangen als möglich Stellung zu nehmen. Schwer gefehlt muß die Kirche, auch unsre evangelische Kirche haben, das sage ich mir auch, sonst wäre die eingetretene Entfremdung fast unerklärlich. Aber die Gründe ihrer Fehler waren vielleicht doch andere, als die Sozialdemokratie annimmt. Schuld an diesen Fehlern war weniger die unlösliche Verkettung mit dem Kapitalismus (Nikodemus weiß vielleicht nicht, was für „Kapitalisten“ wir Pfarrer manchmal sind und wie nötig wir es oft haben, namentlich als Familienväter, die vierte Bitte des Vaterunsers zu beten) als das rasche Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Organisation, auch der „Zukunftsstaat“, kann nicht bestehen ohne einen gewissen Konservativismus; ist es gerecht, der Kirche eine gewisse Schwerfälligkeit im Eingehen auf die neuen Verhältnisse in dem Maße übel zu nehmen, daß man sie einfach zum alten Eisen wirft? Aber was ist die ganze Kirche? Der Blick bleibt an den einzelnen Vertretern des Christentums haften, insbesondere wohl den „offiziellen“ — da sind die Fehler, die in die Augen springen! Wirklich? Ja; es ist keine Phrase, wenn ich sage, wir haben alle Grund, Buße zu thun; wer darf, besonders wenn er Pfarrer ist, anders als mit Furcht und Zittern bekennen: ich bin ein Christ? Dennoch hat die Sache auch noch eine andere Seite. Meinen Bauern habe ich schon gesagt: ihr könnt euren Pfarrer gar nicht so schlecht machen, wie das städtische Arbeiter nicht selten thun, weil ihr ihn kennt. Kennt man in den Kreisen der Sozialdemokratie die geschmähten „Pfaffen“ auch wirklich? Und wenn man vielleicht den und jenen im üblen Sinne kennen gelernt hätte — nun, die Sozialdemokratie rühmt sich so gerne, daß

sie auf dem Boden der Wissenschaft stehe, und eine sehr nützliche Wissenschaft, die Logik, warnt vor unbegründeten Verallgemeinerungen. Ich weiß mich frei von Haß gegen die Sozialdemokratie; wenn ich sie jetzt mit Einem Federstrich aus der Welt schaffen könnte, so würde ich ganz ruhig meine Feder weglegen und diesen entscheidenden Strich nicht führen, aber mitthun ist wieder eine andere Nummer. Krankenträger brauchen nicht gerade feig zu sein, weil sie auf keiner Seite mitkämpfen; sie haben eine andere Aufgabe. Eben deshalb erlaube ich mir nun aber Nikodemus gegenüber noch eine Bemerkung: Sind an der Abneigung gegen das Christentum wirklich nur dessen Vertreter schuld? Es ist schon lange her, da lebte ein Mann, der das Christentum in absolut unanfechtbarer Weise vertrat. Er war ein reicher Mann und hatte vielerlei zu geben. Er gab Brot, da strömten Tausende ihm zu und wollten ihn zum König machen. Aber Brot war nicht seine beste Gabe; das waren Worte, die ins Herz hineingriffen. Als er diese Gabe den Menschen anbot, blieben bei ihm zwölf Männer und unter diesen hieß noch einer Judas Ischarioth, das war doch wohl der Mann, der eben vor allem Brot und eine Krone wollte. Diese Thatsache, verglichen mit dem Wort Matth. 23, 37, giebt mir immer wieder zu denken. Das Richten habe ich ziemlich verlernt, wenn ich auch manchmal noch ein rasches Wort spreche, aber über die Frage komme ich nicht weg: ist nicht die Feindschaft bei Sozialdemokraten und Nichtsozialdemokraten gegen das Christentum darum so groß, weil die „altruistischen Gefühle" noch so gar unentwickelt sind und so gerne unentwickelt bleiben? Es ist für uns Menschen immer wieder eine so angenehme Beschäftigung, aus den Fehlern unsrer Mitfehlenden Schürzen zu flechten, mit denen wir die eigene Blöße uns und andern verbergen.

Noch zu manchem anderen Gedankenaustausch würde der anregende Brief unsres Nikodemus Anlaß geben, aber es soll damit genug sein; ich bin vielleicht, wider Willen, schon zu sehr zum Schulmeister geworden. Es wird, wenn einst die Hülle fällt, besonders schön sein, wenn Menschen, die sich hier noch nicht so ganz einigen konnten, einig werden.

Ihr ergebenster **L. F.**



Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen.

Zu meinem Bedauern gestaltet sich die an die Abhandlung des Herrn Meyer-Markau angeknüpfte Diskussion — bis jetzt — ausschließlich zu einem Redekampf zwischen Lehrern und Geistlichen, bei dem in mehr oder weniger vorurteilsfreier Beurteilung der Frage immer der beiderseitige Beruf allzu stark in den Vordergrund tritt und ausschlaggebend für die Stellungnahme wird. Warum hält der Hausvater, der Erzieher seiner Kinder, zu deren Segen — so hoffen wir — die Frage aufgeworfen ist, mit seiner Ansicht zurück? Gerne hätte auch ich einer berufeneren Feder das erste Wort in dieser Richtung überlassen, aber unter den obwaltenden Umständen gestatten Sie es mir wohl, lieber

Türmer, meine Gedanken über die angeregte Frage und deren Behandlung in kurzen Worten zusammenzufassen.

Wenn Herr M. zunächst von der Ueberbürdung unserer Schuljugend mit religiösem Lehr- und Lernstoff spricht, so ist das allerdings in der Hauptsache mehr eine lehrtechnische Frage und wird auch vielleicht auf unsere Verhältnisse in Süddeutschland nicht überall zutreffen. Zum mindesten habe ich in unsern badischen Schulen, wo neben der „biblischen Geschichte“ nur nach dem kleinen Katechismus mit seinen fünf logisch aneinandergereihten Hauptstücken gelehrt wird, noch keine schlimmen Klagen gehört. Für Württemberg, wo neben der sog. „Kinderlehre“ (einem Auszug aus dem Brenz'schen Katechismus), noch ein eigenes „Spruch- und Liederbuch“ und ein besonderes „Konfirmationsbüchlein“ in oft sinnverwirrender Aufeinanderfolge und Wiederholung den Unterrichtsstoff liefern, und wo die veraltete Sprachform noch ganz besonders gepflegt wird, mag manches von Herrn Ms. Ausführungen zutreffen.

Aber zu dem zweiten Punkte, wie sich das Alte Testament für den christlichen Religionsunterricht in der Volksschule eigne, sollte gerade der Laie („die Gemeinde“) seine Ansicht und seine Erfahrung am eigenen und am Kindesleben rückhaltslos äußern, und die Gegner des Herrn Meyer sollten staunen, wie viel überzeugte Christen und Nachfolger Jesu Christi mit Herrn M. in der Hauptsache übereinstimmen. Wie einleuchtend muß doch für einen vorurteilsfreien Christen der einfache Satz (S. 352) sein, „daß die Gottesidee der alttestamentlichen Juden eine sehr unvollkommene war“. Von „Verachtung des Alten Testamentes“ kann hier nicht die Rede sein; aber wenn wir die Richtigkeit des obigen Satzes zugeben müssen — und wir müssen sie zugeben —, dann müssen wir dagegen protestieren, daß unsere Kinder auf diesem Umwege zu Jesu und zu Gott geführt werden, müssen dagegen protestieren, daß mit gleicher Bedeutung und in unmittelbarem Zusammenhange unserm Kinde die Geschichte von Esaus Linsengericht, das Märchen vom Riesen Goliath (siehe die Abbildungen hiezu) und die Schilderung der Geburt und des Lebens unseres Heilandes eingegeben wird. Die Juden, die kein Neues Testament hatten, führte das Studium des Alten Testamentes zu Christus, selbstverständlich, aber für uns besteht die Nachfolge Jesu zunächst nur im Studium *seines* Lebens und Wirkens und Sterbens, und darum sollten auch unsere Kinder zu allererst an seine Krippe geführt werden. Und wenn sie dann erst mit der Person unseres Heilandes vertraut sind, — und das wird ohne voraufgegangenes Lernen des Alten Testamentes natürlich rascher und unmittelbarer, aber auch gründlicher geschehen können —, dann wird die Vorgeschichte des Volkes, in dem Jesus Christus gewirkt hat, immer noch seinen erzieherischen und erläuternden Einfluß ausüben können.

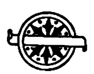
Als dritten Punkt möchte ich noch die Mahnung anfügen, daß wir doch bei Fragen von solcher Bedeutung noch unparteiischer und vorurteilsfreier zu Werke gehen möchten, und vorurteilsfrei kann ich's nicht nennen, wenn Herr Pfarrer E. (S. 547) z. B. behauptet, mit demselben Rechte, mit dem Christus den verlorenen Sohn (im Gleichnis!) als Muster hinstellt, könne Jakob als Muster hingestellt werden. Die Art, wie Christus in kurzen, brandmarkenden Worten vom liederlichen Leben des verlorenen Sohnes und nachher mit rührend schlichten Worten von der Freude des vergebenden Vaters spricht, ist doch wohl eine wesentlich andere als die fast behagliche Art, in der von den Betrügereien

eines Jakob aufs anschaulichste erzählt wird. Ich meine, der Unterschied sollte hier so gut wie bei der Gegenüberstellung (ebenfalls S. 547) von Abrahams heidnischem Opfersinne mit dem größten Verbrechen der Menschheit auf Golgatha ohne weiteres klar sein — in seiner Wirkung aufs Kindergemüt. Vorurteilsfrei kann ich's auch nicht nennen, wenn Herr Pfarrer V. (S. 543) vier Bibelstellen als Beleg beizieht, daß auch Christus uns unsern „Gott als den zornigen Richter schildert", und wenn drei von diesen Stellen nur Gleichnisse aus menschlichen Verhältnissen und von menschlichem Zorne enthalten und die Anwendung aufs Himmelreich und Gottes Gerechtigkeit dem Hörer überlassen, während die vierte Stelle absolut nicht von Gottes Zorn handelt.

Auf Christus will auch ich mich zuletzt berufen und auf eines seiner größten und schönsten Worte verweisen, das ganz gewiß gerade für den Religionsunterricht viel Beherzigenswertes enthält, auf das Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht," — wehret ihnen nicht, ihr Geistlichen und Lehrer, daß sie gleich in der ersten Schulwoche zu Jesu kommen, hütet euch, ihnen Darstellungen zu geben, an denen sich ihr zartes Gemüt ärgern muß — „denn solcher ist das Reich Gottes".

In treuer Gesinnung für den Türmer Ihr ergebener

Stuttgart. Architekt K.



Die Schöpfung und das Sechstagewerk.

Herr Pf. Chr. Rogge wirft im Türmer (Heft 12, III. Jahrg.) die Frage auf: Was ist von den ersten Kapiteln der Bibel mit ihren Erzählungen über die Schöpfung und die Urgeschichte der Menschheit zu halten? Seine Antwort ist, Diese sind selbstverständlich Sagen (!?), aber die Kirche hält daran fest (!) und jene Geschichten bleiben uns teuer und wahr (!). — Wenn nun Herr Rogge auch bemüht ist, der letztern Behauptung den Sinn unterzulegen: Nicht der geschilderte Vorgang, sondern der durch die Schilderung bezweckte Eindruck auf die Gläubigen soll den Stempel der Wahrheit an sich tragen, so muß ich auch dieser Auffassung widersprechen.

Bedenklich ist zunächst, daß von einer biblischen Schöpfungsgeschichte gesprochen wird. Der erste Satz der Bibel lautet: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Ist dies eine Schöpfungsgeschichte? — Mögen alte Völker vor Jahrtausenden schon Schöpfungsepisoden erdichtet haben, mögen noch viele, viele Jahrtausende lang zahllose Kommentare darüber geschrieben werden, nimmer wird man weiter kommen als: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Eine wirkliche Schöpfungsgeschichte wird es nie und nimmer geben.

„Am Anfang" — so beginnt der Satz. Dies ist keine faßbare Zeitbestimmung. Unserm Geiste mangelt ja überhaupt der Begriff über das Wann und über die Dauer des Anfangs. Ist denn überhaupt die Vergangenheitsform „schuf" ganz unzweifelhaft richtig? sollte nicht schafft richtiger sein,

was nämlich bedeuten würde, daß in undenklicher Ferne wohl jetzt ein gleicher Schöpfungsakt seinen Anfang haben kann? Sind wir doch sogar gewöhnt, jeden Schöpfungsverfall, resp. jeden Weltuntergang und jede Erdrevolution als „Schöpfung" anzusehen. Man bringt ja gewöhnlich das erwähnte „schuf" mit dem nachfolgenden Sechstagewerke in Zusammenhang, um dann eine ganze Schöpfungsgeschichte zu haben, aber nur auf Erdumwälzungen erstreckt sich das Sechstagewerk. —

1. Mos. 1 wird durchaus nicht gesagt: Am Anfang schuf Gott das Weltall. Bewahre! der undenklich große Raum, mit all den Weltkörpern, die wir nachts über uns leuchten sehen, ist wohl nur ein kleiner Winkel des Weltalls, von dessen Ausdehnung wir nicht Maß noch Begriff haben. Da möchte ich mir eben von einem großen Gelehrten in tiefdurchdachter Kosmogonie erklären lassen, wie unser unermeßlicher Weltwinkel ursprünglich von Stoffatomen erfüllt wurde. Nun, Herr Kosmolog, können Sie mich belehren, in welchen Wechselbeziehungen damals unser Weltallwinkel zu andern vorgeschritteneren oder rückständigeren Weltallgegenden gestanden haben mag?

Ah, das wissen Sie nicht? Dann werde ich allerdings auch nicht von Ihnen erfahren können, woher der Stoff kam. Aber wissen müssen Sie, ob unser unendlicher Stoffball Bewegung hatte. Nicht wahr, im ersten Anfang mag das eine regellose, mangelhafte, zentripetale Bewegung gewesen sein, die auf Verdichtung hinzielte. Unter dem Verdichtungsdruck mangelte sicherlich jede Lichterscheinung. „Es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem (Wasser?) Wogenden und Wallenden." (Nicht das Wesen der Gottheit wird durch letztere Worte gekennzeichnet, sondern die Beschaffenheit des Urstoffs). Haben Sie, Herr Kosmolog, gegen diese Annahmen etwas einzuwenden? Infolge ungleicher Dichtigkeit — leerer Räume und kompakter Klumpen — entstand dann wohl eine Zentrifugalbewegung, — Herr Kosmolog, wissen Sie es vielleicht anders? — und großklumpige Sonnensysteme wurden nun wohl weit ab in neue, geregelte Bahnen geschleudert, und unsre Sonne schleuderte das Klümpchen Erde so neben sich her.

Nun, Herr Kosmolog, könnten Sie genau bestimmen, wann allmählich der Moment eingetreten ist, daß alle Körper in Glut gerieten, sowie auch, ob etwa langwierige chemische Prozesse vorausgingen, ehe eine sichtbare Erscheinung (Licht) aus der Gluthitze sich ergab?

Da schuf Gott das Licht. „Er schied das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht."

Ei! wie mögen die Beschauer gestaunt haben, als alle Körper und alle Räume von einem strahlenden Fluidum erfüllt waren, das die Augen blendete. Aber — wer hatte denn Augen? wer empfand den Lichtreiz? wer erfreute sich des ersten Tags und der ersten Nacht? Auch könnte es ja Licht gewesen sein, das noch gar nicht „zu sehen" war, denn wir sehen ja heute die ultravioletten (wärmsten) Strahlen noch nicht. Aber Tag und Nacht gab es natürlich zu je 12 Stunden (?). Jedoch — ihr großen Gelehrten — verkündigt ihr denn nicht schon seit einer Reihe von Jahren, daß Licht, Wärme, Kraft und Leben die verschiedenen Erscheinungen eines einheitlichen Zustandes seien? — Vergeßt das nur jetzt nicht! beschreibt vielmehr einmal den Grundzustand! sagt auch, wie sich damals Tag und Nacht geltend gemacht haben könnten!

Wenn ich an die Worte denke: Lasset uns wirken, so lange es Tag ist! es kommt die Nacht, da niemand wirken kann, — so möchte ich meinen, daß „Tag“ die Zeit des Entfaltens und der Höhe des Daseins, die „Nacht“ aber die Zeit des Veraltens, des Verfalls gewesen sei. Nur — mit einem Tage von zweimal 12 Stunden zu rechnen, als es noch keine „Zeichen für Zeiten, Tage und Jahre gab (1. Mos. 1, 14), wäre doch gar zu toll für eine gelehrte, wie für eine gedankenlose Deutung des Sechstagewerks.

Rechnet den Tag zu vielen Millionen Jahren! Der eine Urzustand ging zu abendlicher Rüste und ein morgendliches Umgestalten war im Gange, — „da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Vielleicht war es ein Millionen-Jahrtag höchster Glut, an welchem die Erde so hell wie die Sonne strahlte. Sehr ernstlich muß nur hervorgehoben werden, daß das Sechstagewerk sich bloß auf Erdumwälzungen und sonst nichts weiter bezieht.

Allgemach machte sich bei der Erde die Erkaltung geltend. Die eigne Lichtstrahlung der Erde verlöschte, die aufsteigenden Dünste ballten sich in finstre Wolkenhaufen zusammen, die Niederschläge begannen, Wasserströme stürzten hernieder („vom Himmel“), um sofort als Dünste wieder empor zu steigen. Fließendes Wasser konnte es auf der heißen Erdoberfläche noch nicht geben. Das wolkige Reservoir nannte Gott: „Die Veste des Himmels“. So ward in vielen Millionen Jahren aus Abend und Morgen der zweite Tag.

Wiederum nach vielen Millionen Jahren war die Erde so weit abgekühlt, daß sich die Dämpfe zu fließendem Wasser verdichteten; zugleich entstand eine feste Erdkruste. Alsbald begannen Pflanzen zu wachsen, fort und fort in immer neueren, vollkommeneren Arten. Bemerkt muß werden, daß noch kein Sonnenstrahl die Erdoberfläche traf, denn die Dunsthülle war sichtlich zu mächtig und für die Lichtstrahlen undurchdringlich.

Nachdem aus Abend und Morgen der dritte Tag geworden, bereitete sich im Verlaufe desselben der vierte Tag vor. Die Abkühlung verminderte die Dichtigkeit der Dunsthülle und — jetzt sah man besondere Lichter an der Veste des Himmels stehen: Sonne, Mond und Sterne. Nun erst gab es Erdentage, nach welchen — dem strikten Wortlaut gemäß — zuvor nicht gerechnet wurde. Statt Dämmerungszeiten hatte die Erde nunmehr klare Tage, mondhelle Nächte.

Was nun die beiden letzten Tagewerke — die Erschaffung der Lebewesen — betrifft, so mangelt eine genaue Klassifizierung der Arten und eine strikte Reihenfolge, durch deren Festsetzung die Gelehrten sich verdient machen könnten. Es scheint, als ob die ersten Lebensbedingungen mittels des Wassers gegeben worden wären. Sind die ersten Lebewesen vielleicht nur einfache Zellengebilde gewesen, so hat doch die Frische des Lebensquells das baldige Auftreten erschrecklicher Ungeheuer (Saurier ꝛc.), die durch Wasser und Luft dahin schossen, begünstigt.

Sind in den ersten vier Tagewerken tausend Millionen Jahre dahingerollt, so kommt es auf weitere hundert Millionen Jahre nicht an, die es nach Meinung der Gelehrten etwa bedurfte, um aus einer Tierart eine andere, vollkommenere nach und nach hervorgehen zu lassen. Der Zeit wegen besteht also kein Hindernis und der biblische Bericht sagt auch nichts dawider. — Zuletzt nahm Gott der Herr einen Erdenkloß und machte einen Menschen daraus. Ob er an

dem Erdenkloß etwa mit Modellierhölzern herumbossiert hat, wie etwa ein Bildhauer am Thonklumpen? Wer schüttelt nicht bei solcher Frage entrüstet den Kopf? Nun wohl! Gott hat einen Körper geformt, vielleicht ward das ein Orang-Utang oder ein Gibbon, jetzt ist's ein Mensch, aber — ein Erdenkloß war es ursprünglich und — Erde wird es wieder. Bei der Schöpfung des Menschengeschlechts ist das Wesentlichste: Der Mensch ist mit göttlichem Geiste begabt worden. Den Körper aber konnte der Schöpfer in langen, langen Jahren sehr wohl aus unvollkommner in die vollkommenste Form umschaffen. Wie viel Vorstufen etwa der Mensch in der Tierwelt gehabt habe, kümmert uns nicht. — Daß am Körper des Menschen Abänderungen getroffen worden sind, wird sogar 1. Mos. 2, 21 ausdrücklich gesagt (Gott nahm eine Rippe weg). Dem Worte „Rippe" traue ich aber nicht; es könnte ebensogut wohl ein tierisches Anhängsel oder das haarige Kleid (Fell) oder sonst dergleichen gewesen sein; dies ist Nebensache. Die Hauptsache bei der Schöpfung des Weibes war ja doch die Erkenntnis des Adam von ihrer künftigen Zusammengehörigkeit und den festen Banden der Ehe: „Es ist Bein von meinem Bein, man wird sie Männin heißen."

Ganz unwesentlich ist, wie lange das Menschengeschlecht schon auf der Erde existiert. Es könnte uns gar wohl jemand den Beweis bringen, daß die ersten menschlichen Spuren auf tierähnliche Individuen, auf Kannibalen und dergleichen hinwiesen, oder daß die Menschheit nicht von einem, sondern von mehreren, verschiedenen Paaren seinen Ausgang genommen habe, so würde doch der richtige Adam derjenige sein, dem zuerst göttlicher Geist, göttliche Kundgebungen und göttliche Leitung zu teil wurde. Selbst wenn der Adam als Kollektivfigur für Menschengruppen zu gelten hätte, so gäbe auch das keinerlei Anstoß, — der Sachverhalt bliebe immerhin der gleiche. Die Urgeschichte der Menschen ist eben im Lapidarstile und in naiver Art geschrieben. Daher möchte man auch die Umgangsweise und die Gespräche Gottes mit den Menschen nicht bemängeln, ist doch oft hinter den naivsten Angaben ein tiefer Sinn und hoher Ernst verborgen; z. B. 1. Mos. 3, 8 wird erzählt: Adam und Eva hörten (nach dem Sündenfall) die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühle geworden war. Man beachte: „Sie hörten," — es ist nicht gesagt, daß sie ihn hätten gehen sehen, doch aber — bei ihnen war nach der sündigen That die frevle Hitze verflogen, ihnen ward es kühl im Herzensgrunde, daß sie erschauerten; Gott nahte und sie zitterten.

Und die Gespräche? Nun — unsre christliche Religion basiert darauf, daß der menschgewordne Gott auf der Erde herumwanderte und mit den Menschenbrüdern verkehrte, — da müssen wir denn doch zugeben, daß auch Gott bei den ersten Menschengeschlechtern Kundgebungen getroffen und Aussprüche habe verlauten lassen, um sich als Vater und Gebieter zu erweisen. **Reinh. Schulze.**



Zum Zweikampf in Mainz.*)

(Vgl. Heft I ds. Jahrgs., S. 113.)

Das Aufsehen, das durch ein hier am Himmelfahrtstage stattgehabtes Duell zwischen zwei Offizieren unserer Garnison herbeigeführt worden ist, hat immer noch nicht zu Ende kommen können, obgleich das Kriegsgericht längst sein Urteil gesprochen hat. Mag Neuigkeitskrämerei vielfach die Triebfeder sein, immer wieder von der Sache anzufangen: daß sie nicht ruhen will, ist insofern doch wieder ein gutes Zeichen, als dadurch bewiesen wird, wie allseitig der gesunde Sinn gegen das Duellunwesen sich wehrt. Der Christ und Patriot muß Interesse an der Sache nehmen. Darum wäre es wohl gerechtfertigt, wenn in solchen Fällen von hiezu ermächtigter Stelle aus — natürlich erst nachdem die Sache gerichtlich erledigt ist — eine kurze Darlegung für die Oeffentlichkeit erfolgte. Das ist nicht Brauch. Darum aber finden die abenteuerlichsten Berichte ihren Weg in die Oeffentlichkeit, werden geglaubt und als verbürgt weitererzählt. So war es auch bei dem Mainzer Fall. Bald nach dem das Duell stattgefunden hatte, wußte — um nur eins zu erwähnen — eine Zeitung zu melden, die beiden Duellanten hätten vor dem Zweikampf das heilige Abendmahl genossen. Das ist thatsächlich in freilich längst vergangener Zeit Brauch gewesen. Gustav Freytag teilt es in seinen „Bildern" aus der Zeit der Anfänge des preußischen Heeres mit. Aber in unserem Fall ist es nicht geschehen, wie Schreiber dieses aufs allerbestimmteste zu versichern in der Lage ist. Rätselhaft bleibt nur, wie solche Nachricht entstehen konnte.

Da nunmehr endlich der letzte Akt der ganzen unseligen Geschichte eben erst erledigt ist, mag hier eine Mitteilung über ihren Verlauf erfolgen. Eine junge Offiziersfrau ohne Kinder sieht häufig Kameraden ihres Mannes als Gäste in ihrem Hause. Es werden gemeinsame Vergnügungen unternommen: Ausflüge zu Rad, zu Pferde u. s. w. Die Frau vergißt ihre Pflicht. Was alle Welt ahnt, ahnt bloß der harmlose Mann nicht. Kein Kamerad, kein älterer Vorgesetzter fühlt sich veranlaßt, den Betrogenen aufmerksam zu machen. Er entdeckt alles endlich selbst. Das ärgste, schmerzlichste, was einem Manne begegnen kann, wird, wie die Gesetze nun einmal sind, nicht gesühnt durch eine Strafe, wie sie — wenn überhaupt — den Räuber der Ehre und des häuslichen Glückes trifft. Diese Lücke im Gesetz kann nach der Anschauung des Offiziers nur die Selbsthilfe ausfüllen. Das ist traurig! Auch in unserem Falle erkannte das der Ehrenrat an, und am Morgen des Himmelfahrtstages, gerade als die Glocken den christlichen Feiertag begrüßten, fallen die Schüsse. Wie gewöhnlich trifft die Kugel den Beleidigten. Seine Waffe hatte mehrfach versagt. Der Beleidiger geht unverwundet aus dem Zweikampfe hervor. Schwer war allseitig die Entrüstung über das Verhalten des Beleidigers, eines jungen Menschen, der eben erst Offizier geworden war, allgemein die Befriedigung über seine harte Bestrafung. Das Heer konnte ihn nicht mehr brauchen; er ist aus der Reihe der Offiziere entfernt worden und wird hoffentlich seine zwei Jahre vollständig absitzen. Der beleidigte Offizier, der für seines Hauses Ehre eintrat, kam, nach

*) Der Türmer würde auf den überaus traurigen Fall nicht zurückkommen, wäre ihm nicht der Abdruck der obigen Einsendung von dem durchaus vertrauenswürdigen Verfasser als erwünscht im allgemeinen Interesse bezeichnet worden, und handelte es sich nicht gleichzeitig um eine Berichtigung schädlicher Gerüchte und falscher Folgerungen. D. T.



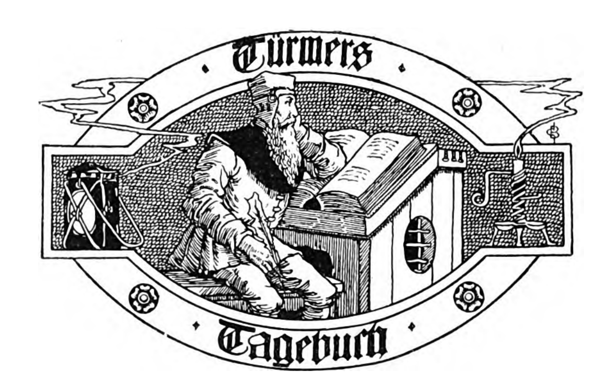
einigen Wochen wiederhergestellt, mit sechs Wochen Festung davon; nach Verbüßung des kleineren Teiles der Strafe erfolgte seine Begnadigung. Seine Versetzung in eine von ihm gewünschte Garnison zeigt, daß die Vorgesetzten ihm wohlwollten, und daß dem Heere ein braver Offizier erhalten blieb.

Aber die Frau! Die abenteuerlichsten Gerüchte wollten auch nach Erledigung der Duellangelegenheit nicht schweigen. Leider waren sie nur zu begründet. Die Verhaftung der Frau R. wegen Diebstahlsverdachtes mußte erfolgen. Im September fand die Verhandlung statt und endete mit der Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis. Die unglückselige Frau war geständig, zwei wertvolle Ringe entwendet zu haben. Das Gericht nahm auch noch mehrere Gelddiebstähle als erwiesen an, die freilich die Beschuldigte nicht zugab. Sehr schmerzlich und in hohem Grade peinlich war es, als eine große Anzahl von Offiziersdamen und Kindern Zeugnis ablegen mußten gegen eine Frau, die Gattin eines Offiziers, die Tochter eines früheren hoch angesehenen Bataillonskommandeurs, die Schwester zweier Offiziere im Regiment! Alles Reden im Volke, hier werde parteiisch vorgegangen und von Kleptomanie gesprochen werden, erwies sich als irrig. Streng und gerecht hat das Gericht gewaltet.

Leider war damit die ganze Sache immer noch nicht zu Ende. Bei der Verhaftung der Frau R. hat ein Polizeibeamter in unerhörter Weise seine Pflicht vergessen. Er hat Frau R. gegen ihren Willen geküßt; gewiß die ärgste Schmach und Strafe, die Frau R. widerfahren konnte; zeigt doch das Verfahren des Beamten, wie hoch er Frau R. einschätzte! Die Angegriffene hat den Beamten wegen seines Verhaltens zur Anzeige gebracht. Das Urteil wird in Kürze gesprochen werden, nachdem die Verhandlungen bereits stattgefunden haben. Die in gehässiger Weise aus der ganzen Sache gezogenen Schlüsse, als sei der sittliche Standpunkt, auf dem die Familie des deutschen Offiziers, insbesondere im Westen des Vaterlandes, stehe, ein niedrigerer als der der Familie auf gleicher Bildungsstufe im Beamtentum und Handelsstand, sind falsch und müssen aufs schärfste zurückgewiesen werden. Der Fall ist doch, Gott sei Dank, ein vereinzelter. Es ist kein Grund da, ihn zu verallgemeinern und aus ihm auf den Standpunkt des ganzen Standes zu schließen. Die Familie, aus der Frau R. hervorging, genießt allgemeine Achtung. Die Söhne sind solide, tüchtige Offiziere, der Vater noch heute Regimentskommandeur. Die Familie ist tief zu bedauern, ebenso der Truppenteil und die Garnison Mainz. Ein heilsamer Schrecken ist aber durch die Seelen gefahren.

Ein Ergebnis aber mag der Fall haben: Den höheren Offizieren im Heere soll er ans Herz legen, sich noch mehr als bisher um das Verhalten der jüngeren Kameraden zu kümmern. Bietet sich, auch mit Bezug auf das Familienleben, der geringste Anlaß zur Mahnung: Rückhaltsloses Vorgehen! Das ist heute schwerer als früher, denn der Wechsel in den höheren Stellen geht gar zu schnell vor sich. Ein Sicheinleben in das Offizierkorps des Regiments oder gar in die Familien ist den höheren Offizieren kaum möglich. Um so größer soll aber für die Berufenen die Sorgfalt sein. Wäre in dieser Beziehung jüngst in Mainz alles geschehen, was geschehen konnte, mancher tief zu bedauernde Vorgang wäre den schwer geprüften Familien, dem Truppenteil, dem Heere erspart geblieben.

W.



Der Gipfel der Schmach. — Ein völkerpsychologischer Prozeß. — Der Stern von Bethlehem.

Die südafrikanische Schmach hat ihren Gipfel erreicht. Es läßt sich kaum noch etwas ersinnen, was die in jüngster Zeit von dort gemeldeten Greuel übertrumpfen könnte. Was wiegt die That Kains, der seinen Bruder im Jähzorn erschlug, gegen die lange Kette wohlüberlegter Scheußlichkeiten feiger Henkersknechte gegen wehrlose Frauen und Kinder? Ist größere Niedertracht denkbar, als sie von der 76jährigen Frau Cremer, einer Schwägerin des niederländischen Kolonialministers, kurz vor ihrem Tode im Lager zu Kronstadt erzählt und von anderen bestätigt wurde? „Am 6. Juni", so lautet der bekannte Bericht, „fielen die Buren bei Graspan, in der Nähe von Reitz, den englischen Transport an, bei welchem sich Frau Cremer und die anderen Frauen mit Kindern befanden. Als die Engländer einige Verwundete bekamen und die Buren immer näher rückten, wurde den Frauen und Kindern befohlen, aus den Wagen zu kriechen und sich vor die Soldaten hinzustellen; diese schossen unter ihren Armen durch auf die nahenden Buren. Auch hinter Frau Cremer hatte sich ein Soldat postiert, der unter ihrem Arm durchschoß. Durch das Feuer der Buren fielen acht Frauen und zwei Kinder. Als die Buren dies sahen, stellten sie das Feuern ein; schrieen wie ‚wilde Tiere' und drangen mit den Kolben in den Kreis der Soldaten ein; sie schlugen die Tommies tot wie tolle Hunde. Zuvor wurden aber wohl noch gegen 20 Buren in kurzer Entfernung von den englischen Soldaten erschossen."

„Bei Middelton", berichtet ein irländischer Soldat in englischen Diensten, „waren wir von den Buren eingeschlossen. Unsere Lage war gefährlich. Da kamen unsere Offiziere (!!) auf die Idee, Frauen und Kinder zwischen uns und neben die Kanonen zu stellen. Das Geschrei der Armen war, um wahnsinnig zu werden. Sie kreischten wie Irrsinnige, als eine Granate eine von ihnen tötete und zwei verwundete. Gott sei Dank übersahen die Buren die Lage und stellten das Schießen ein.

Unsere Offiziere gaben Befehl, zu retirieren, und wir kamen heiler Haut davon... Auch sind viel Kaffern als Rekruten eingestellt worden. Diese Banditen bekommen denselben Sold wie Europäer und dann noch Extraprämien; für einen gefangenen Buren 3 Pfd. Sterl., für einen toten 5 Pfd. Sterl. Die Schufte liefern begreiflicherweise keine gefangenen Buren ein."

Unter den Augen von Kitchener, so wird weiter berichtet, wurde ein aus 15 Wagen bestehender Train von Lebensmitteln aus Rache verbrannt. Dieser Train sollte 600 Frauen, Mädchen und Greise, welche 2000 Kinder unter 12 Jahren zu verpflegen hatten, mit Lebensmitteln für eine Woche versorgen. In jener Woche starben darum Hunderte von Kindern und Frauen den Hungertod. Ueberhaupt beträgt jetzt die Kindersterblichkeit in den Konzentrationslagern 43 Prozent!!

Das sind nur einige wenige dieser Scheußlichkeiten unter unzähligen. Man kann sie sich nicht oft genug vor Augen halten, sie sollten sich mit Flammenschrift in die Gewissen der gesamten christlichen Kulturmenschheit einbrennen, die sich durch feige Duldung zum Mitschuldigen von Verbrechen macht, wie sie die Welt in solcher Verruchtheit kaum je gesehen hat. Giebt es denn für die menschliche Selbstsucht überhaupt keine Grenze, wo ihre „berechtigten Interessen" endlich, endlich aufhören und die Gebote der Religion, Moral und Menschlichkeit anfangen wirksam zu werden? Giebt es denn gar kein Maß von Schändung und Entehrung des Christen- und Menschennamens, das jemals zum Ueberlaufen und zur Abwehr fernerer Schmach gebracht werden könnte? Was da in Südafrika von einem „christlichen" Volke verübt und von den anderen „christlichen" Völkern geduldet wird, das ist ein grauser Hohn auf alles, was die Menschheit in Jahrtausenden errungen zu haben, als unantastbares Gut verehrt zu haben wähnte. Es braucht sich nur Einer auf seine angeborene Bestienfreiheit zu besinnen, und er kann getrost über den Schwächeren herfallen und ihn und die „Heiligtümer der Menschheit" erbarmungslos zerfleischen, ohne daß diese „Heiligtümer" sonderlichen Schaden zu nehmen scheinen und die „gottgewollten" Ordnungen nicht nach wie vor „gottgewollte" blieben!

Einem englischen Blatte, das im übrigen von dem Rechte der stärkeren Bestie tief durchdrungen und gegen den Vorwurf der Burenfreundschaft siebenfach gefeit ist, dem „Morning Leader", waren gleichwohl einige Zweifel an der Gottseligkeit des Frauen- und Kindermordens seiner frommen Landsleute aufgestiegen. Es hat also an die 8000 Geistlichen aller Konfessionen, die in London selbst und einem Umkreis von 130 Kilometer leben, Postkarten gerichtet, die die amtliche Statistik über die Kindersterblichkeit in den Burenlagern zusammenfassen und daran die Frage knüpfen: „Haben die Kirchen nicht die Pflicht, einzugreifen, um die noch übrigen Kinder zu retten und unsere Nation vor dem Vorwurf der Nachwelt zu bewahren? Wollen Sie nicht zu Ihrer Gemeinde reden?" Das Blatt stellt nun fest, daß 55 v. H. der Antworten einfach grobe Beschimpfungen enthalten, 14 v. H. mehr oder

weniger höflich die Ansicht des Blattes bekämpfen, 17 v. H. Zweifel äußern und nur 14 v. H. ganz zustimmen und zu ihren Gemeinden zu reden versprechen. Einer der geistlichen Herren bedauert, daß er den Redakteur nicht „lynchen“ kann, ein anderer möchte sein „Bureau zertrümmern“. Einer meint, der Versuch, die Kinder zu retten, „zeigt einen verräterischen und unenglischen (!) Geist“. Viele sehen in dem Sterben der Kinder eine Heimsuchung Gottes (!!) für die früheren Grausamkeiten der Buren gegen die Schwarzen. Zweifellos aber werden sie alle für die armen Sünder, die Buren, „inbrünstig beten“, daß der gerechte Engländergott ihr verstocktes Herze erleuchten und sie für die Segnungen des englischen „Christentums“ empfänglich machen möge. Hat doch auch ihr frommer König Eduard VII. bei einer Festtafel an Bord seiner Jacht in Portsmouth in einem Trinkspruch wohlgefrühstückt versichert, er „bete inbrünstig um Wiederherstellung des Friedens und der Wohlfahrt“! Es ist wirklich alles Mögliche und beweist die tiefe, über allem irdischen Thun und Lassen erhabene Frömmigkeit des Königs, daß er für den Frieden „betet“, während seine Söldner in seinem Namen das Volk der Buren mit allen Mitteln vom Erdboden zu vertilgen trachten.

Dafür lieben die Engländer aber auch ihren König, und sein Leben ist ihnen kostbar. Deshalb haben sie es auch sehr hoch — versichert. Die Londoner „Allg. Korr.“ berichtet nämlich: „Eine sehr große Versicherung ist bei Lloyds auf das Leben des Königs abgeschlossen worden. Ein Syndikat derjenigen Leute, besonders Kaufleute, die große Summen verlieren würden, wenn die Krönung im nächsten Jahre nicht stattfände, hat sie eingeleitet. Die Versicherung soll nur 12 Monate von jetzt ab umfassen; die Versicherungsrate beträgt 10 Pfd. St. 10 Sh. für je 100 Pfd. St.“ Das „Geschäft“ ist durch die bekannten Gerüchte von einer Erkrankung des Königs veranlaßt worden. Von Leuten, denen das Leben des eigenen Königs als Spekulationsobjekt dienen muß, darf man freilich nicht erwarten, daß sie Freiheit und Leben fremder Völker achten. Die Triebfedern des ganzen Krieges lassen sich gar nicht einfacher und treffender formulieren, als es in dem Inserat eines englischen Blattes in Natal geschieht. Dort werden Freiwillige mit dem Versprechen angeworben: „70 v. H. des Ertrages der Beute wird unter die Offiziere und Soldaten verteilt werden, eine sichere, gute Einkunft!“

„Eine sichere, gute Einkunft“ — damit ist alles gesagt, einer weiteren Begründung bedarf die Aufforderung zu Raub, Mord und Totschlag nicht. Giebt es denn auch noch Höheres auf der Welt, als eine „sichere, gute Einkunft?“

* * *

Wenn die europäischen Regierungen meinen, daß das Wüten der losgelassenen menschlichen Bestie in Südafrika sie nichts angehe, daß deshalb zu Hause doch alles hübsch beim alten bleiben werde, so sind sie mit verhängnisvoller Blindheit geschlagen. Die einfachste Ueberlegung sollte sie lehren, daß

ein derartiges zügelloses Walten des bösen Prinzips unter den Augen der ganzen Welt nicht ohne Umwälzung in den Anschauungen der übrigen Völker bleiben kann, und daß es namentlich die moralische Autorität und die sittlich-religiösen Grundlagen der christlichen Monarchien, wie der bestehenden Ordnung überhaupt, auf das tiefste erschüttern muß. Wenn die südafrikanische Schmach in der bisherigen Weise bis zur Neige ausgekostet wird, ohne daß irgend eine sittliche Kraftentfaltung von seiten der dazu Berufenen stattfindet, kann eine Revision vieler bisher heilig gehaltener Anschauungen und Ueberlieferungen nicht ausbleiben. Der Nimbus zum mindesten, der die Regierungen als Bürgen für die höchsten Güter der Menschheit, als Wächter über die letzten, unveräußerlichen Menschenrechte bisher immer noch umgab, dieser Nimbus muß notwendig im grellen Lichte des afrikanischen Mordbrandes verblassen. An Stelle gläubiger Pietät, geheiligter Tradition wird mehr und mehr die kalte, nüchterne Kritik treten, die sich von Fall zu Fall den Nutzen ausrechnet, den die eine Institution gegenüber der anderen gewährt. Das braucht nun keineswegs unmittelbar zu äußeren Umwälzungen zu führen, aber es ist doch gleichbedeutend mit einer Entseelung der Autoritäten, die diesen Namen nur so lange verdienen, als an sie noch wirklich geglaubt wird. Eine Autorität, die von Fall zu Fall erst darauf geprüft werden muß, ob sie auch wirklich eine ist, hat aufgehört Autorität zu sein. Ob nun aber gerade das christlich-monarchische Deutschland, das sich ganz wesentlich durch Ueberlieferung, Autorität und Pietät erhält, einen solchen psychischen Zersetzungsprozeß ohne schwere Schädigung bestehen kann, erscheint mir fraglich. Dagegen ist mir nicht zweifelhaft, daß die moralische Schwächung der bestehenden Gewalten durch den südafrikanischen Krieg eine moralische Stärkung der sozialdemokratischen Bestrebungen auf der ganzen Linie im Gefolge haben muß. Denn eine beredtere Bekräftigung der sozialdemokratischen Lehre: daß in der bestehenden Gesellschaftsordnung der Kapitalismus und die brutale Macht des Stärkeren einfach allmächtig, die sittlichen Faktoren hingegen ohnmächtig seien, hätte sich die Sozialdemokratie selber nicht wünschen können. Der innere Umwandlungsprozeß, der sich bei den Buren unter dem Drucke eines unsäglichen Geschickes vollzieht, wird auch bei anderen Völkern, die dieses Geschick in atemloser Spannung mit durchleben und sich ihre eigenen Gedanken darüber machen, nicht ausbleiben.

Mit ergreifenden Worten schildert der unermüdliche Dolmetsch der Burensache in Deutschland, Vikar Schowalter, in der „Christlichen Welt", wie aus den südafrikanischen Greueln ein neues Geschlecht hervorgeht, das — einen anderen Glauben haben wird, als den Glauben seiner Väter:

„Gott wird uns die Intervention schicken: war Krügers Trost, als er die Nachricht erhielt, daß ihn der deutsche Kaiser nicht empfangen wolle. Gläubig sprachen ihm die Seinen das Wort nach. Gott schickte keine Intervention. Soll denn Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, für seine Sache — wenn die gerechte Sache seine Sache ist — nicht einen Helfer ge-

winnen können oder wollen unter den ‚christlichen‘ Völkern des Erdenrundes? Oder — — ist denn der Gott der älteren Kulturvölker ein anderer als der des einfachen Buren? — —

„Es gab eine Zeit, da war das Werk der Mission unter den Buren in Verachtung gekommen, und der englische Missionar — auch andere Missionare litten schon darunter — ist den Buren ein Greuel, während der Pfarrer die höchste Autorität nach dem Präsidenten ist. Darum, weil der Bur überzeugt ist, daß Glaube im Munde des englischen Missionars nichts anderes ist als Mittel zum Zweck der Machtausdehnung Englands. Der religiöse Wert des Glaubens wurde für den Buren durch den Missionar in Frage gestellt. Das mag ein Irrtum (? D. T.) der Buren sein; auf alle Fälle war seine Erfahrung für ihn eine schwere Versuchung, den Glauben abzuschütteln und ohne Glauben das Volkstum aufzubauen. Heute ist nicht bloß durch die Missionsthätigkeit, sondern durch eine Reihe direkter religiöser Erfahrungen und objektiver religiöser Beobachtungen das Glaubensbewußtsein des Buren irritiert. Die Beobachtung, die er in seinem Verkehr mit der Welt, in seinem Harren auf die Hilfe Gottes durch äußere Mächte, bei seinem Aufenthalt in Europa gemacht hat, hat ihm zunächst das niederdrückende Gefühl gegeben, daß der Glaube im öffentlichen Leben mächtig zurückgeht, daß vor allem die Bedeutung des Glaubens und damit Gottes für den Ausbau und die Erhaltung des Staates nach ‚modernerer‘ Anschauung (und noch mehr: Praxis) sehr gering sei und ersetzt werden könne durch Staatskunde und ähnliche Wissenschaften, und daß seine Art des Glaubens nicht auf der Höhe der Zeit stehe.

„Es ist damit nicht gesagt, daß der Bur nun auf dem Wege sei, religionslos zu werden. Aber das ist sicher: er muß den Weg zum Gott seines Volkes, zu seinem Gott, erst wieder finden. Einen neuen Weg, denn der alte ist einstweilen verschüttet. Und dieser neue Weg führt zu einem weiteren, mehr philosophischen Gottesbegriff, der Raum hat für die Erfahrungen der letzten Jahre und sich den Verhältnissen auch des modernen Lebens anzupassen weiß. Darin liegt einerseits ein Fortschritt, zum mindesten ein theoretischer Fortschritt zur Herausbildung einer reineren, erhabeneren, von jedem anthropomorphistischen Rest gereinigten, die menschliche Thätigkeit in den Rahmen der göttlichen Weltordnung besser einordnenden Anschauungsweise; aber andererseits auch die Gefahr der spiritualistischen Verflüchtigung, der nichtssagenden Verallgemeinerung und der allzu bequemen Akkomodierung des Glaubens an die Verhältnisse. Kurz gesagt: der Bur ist auf dem Wege zum modernen Glauben, dessen praktische Schwächen sich bei ihm stärker geltend machen werden als seine theoretischen Vorzüge.

„Neben der religiösen Erfahrung ist es eine sittliche, die den Bur innerlich beschäftigt und Macht über ihn zu gewinnen droht. Das ist die Erfahrung, daß im modernen Leben die Frage: ‚recht oder unrecht?‘, ‚sittlich oder nicht sittlich?‘ fast völlig verdrängt wird von der anderen: ‚ist es diplo-

matisch?‘ ‚ist es klug?‘ ‚schadet es unseren Interessen oder unserer Verwandtschaft?‘ ‚ist es militärisch?‘ ꝛc. Ungeheuerliche Dinge dürfen geschehen: für den Mächtigen giebt es keine Gesetze und keine moralische Verurteilung. Weder auf den Verkehr der Fürsten, noch auf das Verhältnis der Staaten zu einander hat die sittliche Würdigung auch nur den allergeringsten Einfluß, und nichts ist ‚unangebrachter‘ oder ‚undiplomatischer‘ oder ‚unmoderner‘ als sittliche Entrüstung in ‚politischen‘ Dingen. Immer mehr Gebiete werden der Einflußsphäre der Ethik entzogen und auf sich selbst gestellt. Nicht einmal auf das persönliche und öffentliche Leben der alten Kulturvölker bleibt diese Umwertung der Werte ohne Einfluß; wie muß da erst die ethische Basis eines kaum in seiner Kultur gefesteten Volkes wie das der Buren erschüttert werden!

„Man denke sich nur einen der alten Buren, die vor jeder Härte im Kriege warnten, nicht bloß weil das gottlos sei, sondern auch weil dadurch der sittliche Gemeingeist der Völker verletzt werde. ‚Wenn wir etwas thun, was auch nur ungerecht erscheinen könnte, so verlieren wir die Sympathie Europas; denn die Völker Europas — die Regierungen dachten sie sich natürlich eingeschlossen — werden nur auf Seite dessen stehen, der unzweifelhaft das Recht und die Gerechtigkeit für sich hat.‘ Arme Buren, wie habt ihr euch getäuscht! Ihr wolltet nicht einmal die Zerstörung der Minen von Johannesburg zugeben, weil die ausländischen Inhaber der Papiere sich zu Unrecht geschädigt fühlen könnten. Der Europäer hätte in gleicher Lage nur ein Wort gehabt — aber das neue Geschlecht der Buren wird es auch haben —: ‚militärische Notwendigkeit‘.

„Wie skrupellos ist dagegen England vorgegangen. Der britische Schriftsteller Salous sagt in einer Schrift über den Rhodesschen Staat vom Jahre 1893: ‚Right or wrong, ob Recht ob Unrecht: es ist nun einmal ein britischer Charakterzug, von jedem Lande Besitz zu ergreifen, das wir des Besitzes für wert halten.‘ So wurde freventlich der gegenwärtige Krieg heraufbeschworen, und auch auf die Art, wie man ein verteidigtes Land erwerben will, scheint dieser Grundsatz ausgedehnt. Da wurden die Frauen und Kinder erst in die unwirtlichen Fiebergegenden geschickt, dann in die Hungerlager gebracht, wo die ärztliche Pflege völlig ungenügend war und die an ansteckenden Krankheiten Leidenden nicht isoliert werden konnten. Auf offenen Wagen in Gluthitze und Regenschauern wurden die Armen hingesandt, während viele erst auf langen Umwegen an ihr Ziel gebracht wurden, damit sie den Expeditionen länger Schutz bieten konnten gegen Ueberfälle. Frauen wurden gemaßregelt, weil sie mehr wußten, als sie verrieten, oder weil sie ihre Männer nicht bewogen, das Gewehr wegzulegen. Das Land ist in unerhörter und ganz sinnloser Art verwüstet; die Not ist so groß, daß die Frau des Gouverneurs von Pretoria Amerika um Hilfe anruft — und doch wurden schließlich noch die Kaffern losgelassen auf ein paar Distrikte, um da

zu rauben und zu plündern, zum Teil unter Führung englischer Offiziere. So wenig hat man im Feinde den Menschen geehrt, daß man nicht einmal des Präsidenten letztes Telegramm an seine sterbende Frau durchließ und daß eine Reihe englischer Blätter fortwährend auf die ‚Banditen‘ und ‚Rebellen‘ schalt und noch schärfere Maßregeln verlangte. Die St. James Gazette forderte schon im August 1900 die Deportation der Frauen und Kinder, die Pall Mall Gazette im Januar 1901 die Erschießung Dewets und seiner ‚Banditen‘, die Times gleichzeitig die Erschießung aller in Khaki gekleideter Buren (andere Kleider giebt's gar nicht mehr), die Daily Mail stellt noch anfangs Juni die Buren mit Matabeles, Afridis, Halbwilden und Nomaden auf gleiche Stufe, und vor ein paar Wochen hat Edgar Wallace, der die Blakfonteiner Greuel erfand, öffentlich ‚um der Gleichberechtigung willen‘ gar die Erschießung der Frauen verteidigt, der Daily Graphic aber schrieb im April zu seinem Vorschlag, den Krieg mit allen Mitteln zu Ende zu bringen: ‚Ob diese Politik gut oder schlecht scheine, sie ist die einzige, die den Krieg in absehbarer Zeit beenden kann.‘ Der Begriff ‚Menschlichkeit‘ scheint da nicht mehr zu existieren; daß es mit den Begriffen ‚Lüge‘ und ‚Verleumdung‘ ebenso aussieht, sei nur nebenbei bemerkt.

„Mir kommt es geradezu wunderbar groß vor, wie unter all diesen Erlebnissen einer der in Cradock kürzlich gehängten Rebellen die Seelenstimmung finden konnte, um unter dem Galgen zu sprechen: ‚Herr, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun,‘ oder ein anderer, der ungerecht erschossen wurde, sich und seine Eltern damit zu trösten vermochte, daß ‚unser Herr Jesus ja noch Schlimmeres hat erdulden müssen‘.

„Aber dieses Gefühl herrscht auch nicht überall. Auf der großen Versammlung von Burenfreunden in München rief eine dort studierende Dame aus Transvaal in zorniger Entrüstung bebend aus: ‚Lieber Kaffern unterworfen als Engländern!‘, und oft habe ich es erlebt, wie bei der Nachricht von neuen Thaten und Plänen der englischen Heeresführung und des imperialistischen Jingotums Buren qualvoll aufstöhnten: ‚Ist's denn möglich, so etwas zu thun und gar in Europa kalt zu berichten oder zu besprechen, ohne von der ganzen Kulturmenschheit in Acht und Bann gethan zu werden?‘

„Ach, leider ist's möglich; weder der nationalen noch der internationalen gesellschaftlichen Stellung der leitenden Männer hat's Eintrag gethan, in ‚politisch‘ denkenden Kreisen bewundert man womöglich noch ihre ‚Größe‘ und ihren ‚Patriotismus‘, die Regierungsmaschinen von Europa gehen aber ruhig weiter. Nicht eine Sekunde standen sie vor Entsetzen still . . .

„Es ist hier nicht der Ort, eine Schilderung oder auch nur Aufzählung aller Verbrechen und alles Elendes zu geben. Ich will nur das Eine feststellen: alle diese Greuel, das Verhalten der ‚neutralen‘ Regierungen dazu und die Verurteilung, die sein eigenes ‚starrsinniges‘ Verhalten so vielfach erfährt, hat auf die sittlichen Anschauungen des Buren verwirrend wirken müssen. Die

Schule dieses Krieges und die Lehren, die er aus dem internationalen Verkehr empfängt, drohen alles umzustoßen, was ihm im Kreise seiner Familie und seines Volkes gewiß geworden. Wird er denn nicht zum Intransigenten, zum Chauvinisten, ja zum Verbrecher und Mörder seines Volkes gestempelt, weil er kämpft für die idealen Güter bis zum letzten Hauch trotz Not und Elend, — dazu gestempelt sogar von Vertretern der Kirche, die den Heldenmut des Glaubens großzieht in Luthers Kampfgesang: ‚Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib! Laß fahren dahin!‘? Und muß er nicht hören, wie gleich ihm so auch seinen Freunden, denen, die mit ihm leiden, kämpfen und hoffen und in der Zuversicht gleichen Glaubens ihn stärken: wie denen die Verantwortung für die Greuel des Krieges mit aufgeladen wird? Steht denn die Welt heute auf dem Kopfe? Von Staats wegen wird in der ganzen Welt in den Schulen die Jugend gelehrt, die kleinen Griechenhäuflein, die das Vaterland gegen die übermächtigen Scharen der hereinflutenden Feinde verteidigten, als Helden zu ehren und die alten Rhetoren zu bewundern, die ihre Landsleute zum Verzweiflungskampfe aufgerufen haben: aber für die Helden der Gegenwart haben dieselben Staaten kein Wort. Auch uns erregt das, aber den Buren erschüttert's.

„Die Eigenart eines kleinen Volkes scheint kein Existenzrecht mehr zu haben neben dem Streben, möglichst große Gebiete unter e i n e r Regierung zusammenzufassen zur Erleichterung des Handels, zur Förderung des Verkehrs und der Industrie. Güterumsatz, Landerschließung, das gilt heute als die höchste Kulturaufgabe. Wes die Regierung ist, muß dabei gleichgiltig werden, wenn sie nur die Macht hat, Ordnung zu schaffen und für Brot zu sorgen. Hab und Gut zu opfern, Frau und Kind, Leib und Leben dahinzugeben für das Recht, vielleicht eine Zeitlang noch als Volk zu leben und von Männern des eigenen Volkes regiert zu werden: der Einsatz ist zu hoch.

„Dumpfe Resignation bemächtigt sich des Kämpfers, der dieser Zeitströmung zum Opfer fällt oder sie als unüberwindlich auch nur ansieht. Seine Freudigkeit, für die höchsten Güter der Menschen zu kämpfen, erstirbt, sobald er die Ueberzeugung gewinnt, daß diese Güter gar nicht so unentbehrlich sind, als man früher gemeint hat, und daß unter ihrem Mangel die Größe und der Kulturwert eines Volkes gar nicht leidet . . .

„Ich fürchte aber, das Geschlecht, das dem öffentlichen Leben der nächsten Jahrzehnte seinen Stempel aufdrücken dürfte, wird, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Weltschulmeister England es vorgemacht hat, etwas von dieser praktischen Klugheit an sich haben, die das Ideal zeitweise auf die Seite zu setzen vermag; es wird ‚realer‘ und ‚diplomatischer‘, d. h. skrupelloser denken und handeln. Die junge Generation, die nun jahrelang in der politischen Schule Englands und der andern europäischen Großmächte gewesen ist, wird nicht mehr so ‚hinterwäldisch‘ sein wollen, die Ethik über diesen direkten staatlichen Nutzen zu setzen . . .“

Alle diese Betrachtungen lassen sich aber fast Satz für Satz auch auf die anderen Völker anwenden. Wie hätte sich ein so einmütiger Schrei des Entsetzens, ein solcher Sturm der Entrüstung gegen die Schandthaten in Südafrika erheben können, wenn man solche Thaten und ihre stillschweigende Duldung überhaupt noch für möglich gehalten hätte? Dieser Auf- und Angstschrei der ganzen zivilisierten Menschheit beweist, daß ihr ein inneres Besitztum zerstört worden ist, ein Glaube, der ihr tröstliche Gewißheit war: daß es letzte sittliche Instanzen giebt, in deren Schutz wenigstens gewisse, unveräußerliche Menschenrechte sicher geborgen sind. Und nun war das — ein Traum, aus dem sie jäh emporgeschreckt worden ist — in der Wirklichkeit giebt es solche sittliche Instanzen nicht, in der Wirklichkeit sind für die Menschheit am letzten Ende immer noch die Gesetze maßgebend, die das Tier beherrschen. Verfügt das Tier nur über die nötige Stärke und Verschlagenheit, so kann es auch heute noch seinen ungezähmten Gelüsten folgen, und niemand kann und wird es hindern, seine Tatzen in die zuckenden Leiber der Schwächeren zu schlagen. Eine solidarische Menschheit mit solidarischen Rechten und Pflichten giebt es nicht. Alles, was darüber gefabelt worden, ist theoretisches Geschwätz, schönrednerische Phrase, wenn nicht Lüge und Heuchelei. Alle die angeblichen „heiligsten Güter": Religion, Kultur, Humanität, Moral sind nur so lange „heilig", als sie den angeborenen selbstsüchtigen Instinkten der Menschenbestie schmeicheln und dazu dienen, diese Instinkte zu verfeinern und zu überfirnissen. Werden sie ihr lästig, so wirft sie die Bestie mit einem unwilligen Mähnenschütteln ab — als etwas Fremdes, das nichts mit ihrem eigentlichen Wesen, nichts mit den Gesetzen, die sie in Wirklichkeit beherrschen, gemein hat. Und nun — richtet euch darnach!

Ich sage nicht, daß dieser Gedankengang richtig ist, ich schildere nur objektiv einen psychologischen Prozeß, der sich — unbewußt meist — in Millionen Zuschauern des südafrikanischen Trauerspiels vollziehen wird. So himmelschreiend die Blutschuld an den Buren, noch ungeheuerlicher ist das Verbrechen Englands an der Menschheit, deren Glauben an eine irdische Gerechtigkeit und sittliche Weltordnung, an ein höheres Menschentum es im Tiefsten verwundet und geschändet hat. Dieser unerhörte Triumph des schrankenlos waltenden, von niemand gehemmten bösen Prinzips, diese kalte, feige Verleugnung der rettenden und erbarmenden Menschenliebe, der christlichen und sittlichen Pflichten gegen verzweifelt um Hilfe schreiende, zu Tode gemarterte Menschenbrüder, gegen schwache Weiber und unmündige Kinder, dieser vor den Augen der ganzen Welt sich vollziehende Sieg scheußlicher Barbarei über alles, was menschlich gerecht und göttlich gut ist, kann nicht spurlos an der sittlichen Weltanschauung der Völker vorübergehen! Tua res agitur! Um unser aller Sache wird dort im fernen Südafrika gekämpft. Es sind die letzten Helden des alten Glaubens, die dort verbluten!

Und Europa, das so wunderbar „neutrale“? Es liefert den englischen Truppen Proviant, Munition, Waffen, Pferde! Und der biedere Deutsche beteiligt sich eifrig an dem „Geschäft“. Auf deutschen Dampfern sind für Transvaal bestimmte deutsche Pferde und Lebensmittel abgegangen. Und das wird geduldet? Wie will man denn das noch beschönigen? Oder sind es auch „realpolitische“ Gründe, die Deutschland zwingen, seine Neutralität zu brechen? „Eine gute, sichere Einkunft“ freilich — wir haben schon viel von unseren englischen Lehrmeistern gelernt und werden sicher noch mehr von ihnen lernen. Nur das nicht, was das Beste an ihnen ist, mag es zur Zeit auch bis zur unkenntlichen Fratze verzerrt sein: ihr selbstbewußtes Freiheitsgefühl und ihren aufrechten nationalen Stolz. Hätten wir ihnen mehr davon gezeigt, statt uns liebedienerisch vor ihnen bis zu Schergendiensten zu demütigen, ein Chamberlain hätte sich wohl schwerlich erdreistet, unsere vaterländischen Helden aus dem Jahre 70/71 mit seinen feilen Soldknechten und Spießgesellen auf die gleiche kot- und blutbespritzte Stufe zu stellen und unsern ehrlichen Namen zu besudeln. Und jetzt wird gar die so bitter notwendige und berechtigte Bewegung gegen diesen unerhörten Schimpf „von oben“ abgewiegelt! —

Muß denn übrigens ein bloßes Wohlwollen für die Buren, ein bloßer Versuch, ihnen zu helfen, schon gleichbedeutend mit Krieg sein? Wenn das wäre, wir müßten uns ja schämen der Ohnmacht, der wir so bald nach unserer großen Zeit verfallen sind! —

* * *

Und während die Mächtigen dieser Erde in blasser Furcht den englischen Greueln zuschauen, spielt sich in den Tiefen der Völker ein unerhörter, bewundernswerter, ergreifender Vorgang ab. Arme Proletarier, einfache Arbeiter beschließen das zu thun, wovor die Reichen und Großen entsetzt zurückscheuen: für die gerechte Sache mit der That einzutreten und dem südafrikanischen Verbrechen Einhalt zu thun.

Es mag dahingestellt sein, ob der von Hafenarbeitern in aller Herren Ländern geplante Boykott englischer Schiffe, die sie nicht mehr beladen und entladen wollen, einen praktischen Erfolg haben wird. Die Thatsache, daß eine solche Bewegung unter solchen Umständen in den „untersten“ Schichten um sich greifen konnte, ist an sich so beschämend-überwältigend und eröffnet andererseits solche Zukunfts-Perspektiven, daß man hier geradezu vor einem sozial- und kulturhistorischen Phänomen von unabsehbarer Tragweite steht. Sollen wirklich, mit Wilhelm Raabe zu reden, „die Befreier“ wieder „aus der Tiefe steigen“? Soll wieder einmal „der Acker der Menschheit aus der Tiefe erfrischt“ werden? Es ist, als wäre uns in finsterer Nacht ein einsamer Stern aufgegangen, einsam, doch hell genug, um uns den rechten Weg zu weisen und uns den Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen zurückzugeben. Mögen kluge Leute immerhin das Unternehmen mit überlegenem Achselzucken „Utopie“ nennen — ohne

solche „Utopien“ müßte die Menschheit zu Grunde gehen. Auch die Wiege des Heilands hat unter einfachem Volke gestanden. Möge uns jener Stern der Selbstbesinnung auf unsere Menschen- und Christenpflicht der Stern von Bethlehem sein!

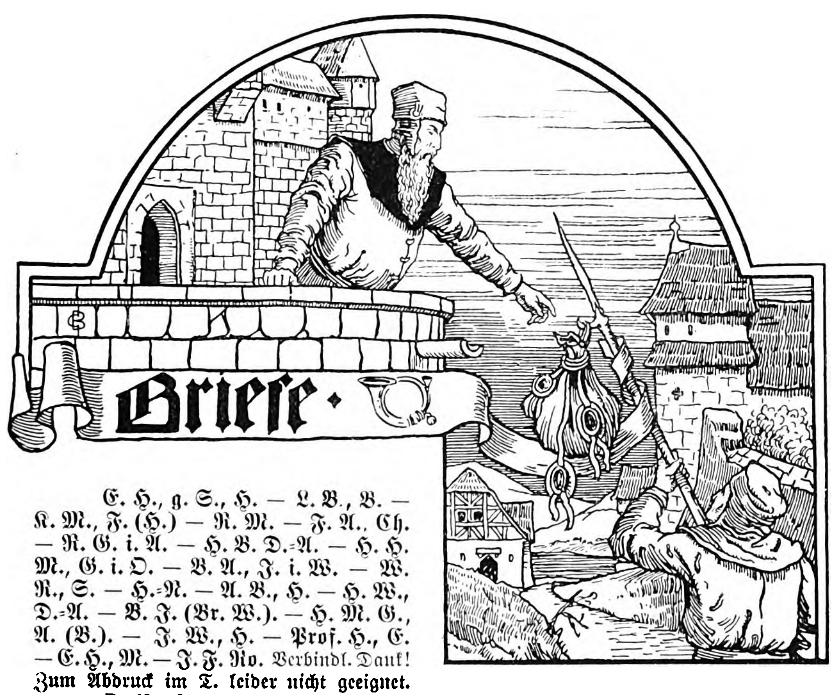


Zu unserer Kunstbeilage.

In der Christnacht steht der Stern von Bethlehem hoch am Himmel und sein Schein bringt den Menschen Heil und Freude. Da rüsten die Engel einen prächtigen Lichterbaum, betten unter seinen Zweigen wie in einer Laube das Christuskind auf weiche Kissen, holen Aepfel, Blumen und Spielzeug aller Art in Körben aus dem Vorrat des Paradieses und schweben in Glanz und Herrlichkeit mit der frohen Botschaft für Alt und Jung zur Erde hinab. Dort unten in der dunklen Stadt erwarten wir das schöne Wunder: vom Kirchturme her blasen die Musikanten das „Ehre sei Gott in der Höhe“, der Prediger schickt sich an, seiner Gemeinde den tiefen Sinn des Festes ans Herz zu legen, und in den Häusern bereitet sich inzwischen die Feier, die Eltern, Kinder und Angehörige in herzlichster Eintracht und liebevollem Behagen vereinigt.

So faßt Ludwig Richter, dessen Radierung „Die Christnacht“ (aus dem Verlage von Alphons Dürr in Leipzig) wir in diesem Hefte wiedergeben, die Weihnachtsstimmung zusammen, und wahrlich: der echt deutsche Meister stellt das Fest, das kein Volk so gemütlich begeht wie das deutsche, mit reiner Empfindung und liebenswürdiger Naivetät seinen Inhalt erschöpfend, auf das anmutigste dar. Ihm war gegeben, was so manchem unserer Künstler fehlt: die Fähigkeit, die Welt und unser Leben wahrhaft poetisch aufzufassen; und da er sich weniger in das Traurige und Tragische versenkte, vielmehr zum Heiteren und Gesunden sich hingezogen fühlte, so verklärte er in seinen Werken die Mühsal des Tages, indem er zeigte, daß über jedes Schicksal ein lindernder Frieden sich breiten kann, wenn der Mensch es über sich gewinnt, sein Herz den tausend Fröhlichkeiten unter der Sonne nicht zu verschließen. Als Richter, ein 81jähriger Greis, 1884 starb, war längst entschieden, daß der Schwerpunkt seiner Thätigkeit und sein Hauptverdienst nicht in der Landschaftsmalerei lag, obgleich er als Jüngling in Italien sich zu diesem Berufe gebildet und dann auch an der Akademie seiner Vaterstadt, in Dresden, die Professur für das Fach erhalten hatte. So reizvoll manche seiner Gemälde auch sind, so ist er doch weniger durch sie unsterblich als durch die zahllosen Holzschnitte, mit denen er deutsche Märchen-, Lieder- und Geschichtenbücher aller Art verzierte und die Gestalten unseres Volkes in einfachen, treuen Formen festhielt. **W. v. B.**





E. H., g. S., H. — L. B., B. — K. M., F. (H.) — R. M. — F. A., Ch. — R. G. i. A. — H. B. D.-A. — H. H. M., G. i. O. — B. A., J. i. W. — W. R., S. — H.-N. — A. B., H. — H. W., D.-A. — B. J. (Br. W.). — H. M. G., A. (B.). — J. W., H. — Prof. H., E. — E. H., M. — J. F. Ro. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

O. R., St. Besten Dank! Wie Sie sehen, für Off. Halle verwertet.

N. H., S., Kr. Kr. Ihr Brief hat den T. aufrichtig erfreut, und Sie werden weiter unten sehen, in welcher Weise er davon Gebrauch gemacht hat. Verbindlichen Gruß!

K. M., H. i. O. Da eine Karte, die wir am 21. Septr. an Sie unter der von Ihnen angegebenen Adresse richteten, nach vielfachen Wanderungen als unbestellbar an uns zurückkommt, teilen wir Ihnen an dieser Stelle mit, daß wir Ihr Gedicht „Abendstimmung im Odenwald" für den T. angenommen haben. Wir bitten um Ihre neue Adresse.

W., M. Besten Dank für die aufklärenden Mitteilungen über den traurigen Fall, die der T., wie Sie sehen, verwertet hat. An das betr. Lesezimmer soll ein Heft geschickt werden, ob es aber gelingen wird, den T. in jenen Kreisen dauernd einzubürgern, ist bei der dort vielfach noch vorwaltenden Geistesrichtung einer- und des Türmers unverblümter Art andererseits immerhin zweifelhaft. Bei den einzelnen findet der T. auch dort Anklang und Gesinnungsgenossen, ob man aber auch offiziell den Mut und die objektive Gerechtigkeit haben wird, ihn zu dulden? Auf einen Versuch soll's uns jedenfalls nicht ankommen. Ergebensten Gruß!

Einsender der „Deutschen Warte" (vom 6. Novbr.). Dieser Versuch, die „Mitnahme" der Pekinger astronomischen Instrumente als „Poesie des Kriegshandwerks" zu verherrlichen, ist in der That so — verblüffend, daß wir die mit „Soldatensohn" unterzeichnete Zuschrift an das genannte Berliner Blatt ohne jeden Kommentar hier wiedergeben wollen. „Es ist ein gutes Zeichen", heißt es da, „daß sich in ganz Europa das öffentliche Gewissen gegen Aneignung von Privatbesitz in China aufgelehnt hat. Aber es erscheint mir übertriebene Sentimentalität, die Wegnahme der Pekinger astronomischen Instrumente und der alten Kanonen auf der Stadtmauer als tadelnswert hinzustellen. Sollen denn unsere Kinder und Kindeskinder vom Feldzuge in China nur aus den Büchern erfahren? Jeder Krieg und auch dieser ist zweifellos ein Greuel; aber die Benachteiligung des chinesischen Volkes durch Wegnahme von Fern- und Schießrohren ist gegenüber den sonstigen Leiden, welche ihnen zugefügt wurden, eine so verschwindend geringe, daß jedes Wort dagegen fast überflüssig erscheint. Und soll denn das Kriegshandwerk durchaus jeder Poesie

entkleidet werden? Ist denn wirklich die uns bedungene Kriegsentschädigung ein genügendes Aequivalent für die Kraftleistung, welche das deutsche Volk am anderen Ende des Erddurchmessers vollbracht hat? Das Deutsche Reich könnte eher auf einige Hundert tausend Mark der ja noch gar nicht bezahlten Kriegsentschädigung als auf jene Trophäen verzichten." — Ihre Randbemerkung dazu ist von so erfreulicher Kraft, daß wir sie — lieber nicht wiedergeben wollen.

A. S., S. Ihrer frdl. Anregung wollen wir folgen und fortan jedem fremdsprachlichen Citat die deutsche Uebersetzung in Klammern beifügen. Von Ihren Anmerkungen zu der Frage des Religionsunterrichtes in unsern Volksschulen sei hier das wesentlichste wiedergegeben: Die Briefe Pauli sind an Christen geschrieben; die größten unter ihnen, besonders der Römerbrief, strotzen von alttestamentlichen Zitaten. In der Provinz Sachsen sind an vorgeschriebenem Memorierstoff genau festgelegt nur die Sprüche und Lieder. Bekannt müssen den Kindern 164 Sprüche mit zusammen 292 Versen sein, einschließlich der Psalmenstellen 1; 23; 90, 1—12; 103, 1—13, 17, 18; 121; 139, 1—12. 23 f. Meyer nennt 337 Sprüche und giebt 212 Liederstrophen an. Hier werden nur 20 Lieder mit 136 Strophen verlangt. Das ist eher zu wenig als zu viel. Kommen doch auf ein Jahr nicht einmal 3 Lieder. In der Salzaer Volksschule werden 52 alt- und 53 neutestamentliche Geschichten eingeprägt; auch weniger als bei Herrn Meyer (105 zu 133). Hier könnten freilich für das Alte Testament manche Geschichten wegfallen, sogar viele, wenn in dem letzten Jahre ein Bibellesen eintritt, das unter tüchtiger, verständiger Leitung auch Stellen der Lehr- und prophetischen Bücher berücksichtigt. Soweit Ihre Bemerkungen zur Sache. — Markau ist der Geburtsort des Verfassers, der als Lehrer und Herausgeber der „Sammlung pädagogischer Vorträge" in Duisburg lebt.

Fr. B. i. B. Das Urteil des T. über die „Woche" bezieht sich weniger auf die einzelnen Beiträge, als vielmehr auf die Art, wie hier auf die niedrigsten Instinkte spekuliert wird, auf Sensationslüsternheit, Neugier, Eitelkeit, Oberflächlichkeit der Leser wie der Mitarbeiter. Wie hier das letzte Spürchen guten Geschmacks und Kunstempfindens, das noch im Volke, in der breiten Masse lebte, zu Tode gehetzt wird durch die grob klischierten Platten und Plattheiten der unglückseligen Momentphotographie. Und das schlimmste dabei ist, daß alle anderen, bisher als vornehm geltenden Organe den Reigen glauben mitmachen zu müssen, ihre „Bilder vom Tage" haben müssen, ihre „aktuellen" Sensationsartikel, ihre schwer bezahlten und ach! so leicht zugänglichen Tagesgrößen mit und ohne Porträt. — Der künstlerische Schwerpunkt bei Gorjkis Skizze „In der Steppe" und bei Gorjki überhaupt liegt nicht im Stofflichen, das sogar meist abstoßend bei ihm ist, auch nicht in der bloßen Naturwahrheit der Schilderung, sondern in der bei diesem Autor einzigen Kunst, die Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft dem Leser menschlich nahe zu bringen und sie selbst mit einem Hauche von poetischer Stimmung zu umgeben. Die grandiose Schilderung der russischen Steppenlandschaft in unserer Skizze dürfte vollends mit dem „Schaudern und Grausen" versöhnen, das Sie beim Lesen dieser „Mord- und Diebstahl"-Geschichte empfunden haben wollen. — Was endlich die Nachgiebigkeit des Prof. Schell gegen „das allmächtige Roma" anbetrifft, so mögen Sie ganz beruhigt sein: aus dem Streite, den Prof. Schell mit der Indexkongregation zu bestehen gehabt hat, ist seine wissenschaftliche Ueberzeugungstreue unangetastet hervorgegangen. Die Veröffentlichungen im Türmer sollten Ihnen das wohl gezeigt haben. Ueberdies hat es der T. lediglich mit den ihm vorliegenden Beiträgen zu thun, nicht mit irgend welchen außerhalb liegenden Fragen und Vorgängen, über die zu Gerichte zu sitzen er sich keineswegs berufen fühlt. Freundlichen Gruß!

P. J., S. b. H. Aufrichtigen Dank für Ihre Zustimmung! Ihre Auslassungen enthalten zweifellos viel Wahres. Leider ist die Frage, ganz wesentlich durch Verschulden derer, die sie lösen zu wollen vorgaben, derart verfahren, daß man nicht vorsichtig genug sein kann, um nicht gründlich mißverstanden und mit allerlei sehr zweifelhaften Elementen in einen Topf geworfen zu werden. Freundlichen Gruß!

H. G. v. B., B. Gewiß hat der Herausgeber des T.s Kenntnis von den Vorträgen des Dr. Johannes Müller, und es hat ihn immer wieder gefreut, daß gerade auch unter aktiven Offizieren so große Teilnahme an solchen tiefernsten Fragen zu finden ist. Verbindlichen Dank für Ihr freundliches Interesse und ergebensten Gruß.

Ein Schwabe und dankbarer Leser des Türmers. Ihre sachlichen Bemerkungen zu den „Zahlen und Verhältnissen der evangelischen Volksschulen Württembergs" würden

wir, sofern sich noch in einem der nächsten Hefte Gelegenheit dazu findet, gern zum Abdruck bringen, wenn Sie sich uns vorstellen wollten. Anonyme Zuschriften können wir aber grundsätzlich nicht berücksichtigen. Es ist selbstverständlich, daß die Personalien der Einsender auf Wunsch nur zur Unterrichtung der Redaktion dienen, also nicht weiter mitgeteilt werden. Die Redaktion aber muß unter allen Umständen wissen, mit wem sie die Ehre hat. Es handelt sich indessen bei Ihnen wohl nur um eine unbeabsichtigte Versäumnis, die leicht nachzuholen ist.

Fr., K. (O.-Schl.). Verbindlichsten Dank! Zeitung und Theaterzettel liefern ja den so erfreulichen wie handgreiflichen Beweis, daß Schillers „Wilhelm Tell" — entgegen den im November-Tagebuche wiedergegebenen Mitteilungen der Tagespresse — vom „Oberschlesischen Volkstheater" nun doch aufgeführt worden ist. Sollte aber die Aufführung nicht gerade infolge der Preßerörterungen und nach ihnen stattgefunden haben? Die Mitteilungen der Blätter über den Fall waren doch viel zu glaubwürdig-detailliert, um erfunden zu sein. Auch sind sie nirgends widerrufen worden. Das hätte aber doch — wo angängig — durchaus geschehen müssen, wenn schon aus keinem anderen Grunde, dann allein schon wegen sträflicher Mißhandlung des Deutschen, deren das Kuratorium beschuldigt wurde! Es sollte bekanntlich das Schillersche Drama „wegen den (!) in dem Stück zum Ausdruck gebrachten Freiheitsgefühlen" für „ungeeignet" erklärt haben. Um so erfreulicher ist, was Sie schreiben: „Das Volkstheater, das man vor seinem Entstehen ein ‚totgeborenes Kind' zu nennen nur zu leicht geneigt war, blüht und gedeiht zu unserer Freude immer mehr, dank der tüchtigen Kräfte unseres Ensembles und der Theaterlust unseres Publikums. Bis jetzt spielte man nur vor ausverkauftem Hause. Gottlob! Nun hat auch des Deutschen Reiches verrufenste Ecke seinen lebensprühenden Musentempel."

J. W. Sch., L.-N. In der Annahme, daß es Sie — und vielleicht andere auch — interessieren wird, was Prof. Schell selbst zu unserem Meinungsaustausch sagt, sei die betr. Briefstelle mitgeteilt: „Ich war sehr erstaunt, daß meine Behandlung des Protestantismus im religionsgeschichtlichen Entwicklungsgang des Christentums seitens eines Protestanten Beanstandung fand. Sie haben ja bereits hinreichend geantwortet; allein es ziemt sich doch, daß ich nicht bloß das von Ihnen Gesagte bestätige, sondern dahin ergänze: Ich habe den Protestantismus mit den Idealen der Neuzeit charakterisiert, die alle als absolut wertvoll anerkennen müssen, resp. der vollbewußten Persönlichkeit. Damit trat der Protestantismus der Renaissance gegenüber, indem er ihr Bestes nahm und ein Christentum vom religiösen Standpunkt aus vertrat. Darin sind auch alle protestantischen Richtungen einig. Gegen den Vorwurf der Zersetzung schützte ich den Protestantismus durch die Einschränkung des Prinzips der freien Forschung, die nur die Kirche als Mittlerin, nicht aber Christus, Bibel und Offenbarung als Ziel gleichgiltig mache. Ich hatte eher gedacht, von katholischer Seite als Philo-Protestant, wie öfters, angegriffen zu werden. Heute empfange ich die Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung 469 (Beilage), welche in einer Besprechung meines Werkes Religion und Offenbarung meine Wesenscharakteristik des Protestantismus ausdrücklich anerkennt." — Und vielleicht überzeugt Sie vollends ein Brief, den aus gleichem Anlasse ein katholischer Pfarrer aus der Rheinprovinz an den T. gerichtet hat. Er lautet: „Mit großem Interesse und großer Freude habe ich im 1. Heft des 4. Jahrgangs des ‚Türmers' Ihre Briefkastennotiz betreffs Ihres Standpunktes bezüglich der Mitarbeit katholischer Autoren an Ihrer Zeitschrift gelesen. Gerade das war es, weshalb ich Ihre Zeitschrift kennen lernen wollte, und weshalb ich, nachdem ich in diesem Probehefte meine Erwartungen erfüllt gefunden, auf dieselbe von jetzt an abonnieren werde: ich suchte ein Organ, in welchem die Anhänger der beiden christlichen Konfessionen gemeinsam mitarbeiten könnten an der geistigen Hebung unseres Volkes. Wie ‚bitter not' thut es uns, daß alle, die an Christus glauben und in ihm die Grundlage aller Wohlfahrt und wahrer Kultur erkennen, sich zusammenfinden, um unsere christliche Gesittung und unser deutsches Volksleben zu verteidigen gegen den Ansturm des modernen und so ganz undeutschen Heidentums auf allen Gebieten des Lebens! Allzuviel Bitterkeit und Verbitterung ist aber in die Herzen von Katholiken und Protestanten gesät worden durch die religiösen Zänkereien, und aus dieser Saat ist traurige Entfremdung und Zwietracht zwischen Brüdern aufgegangen zur hohnlächelnden Freude des Unglaubens, der um so ungestörter seine Ernte halten kann, weil die, welche ihm wehren sollten, ihre Schwerter gegen einander kehren. Wie viele Geisteskraft ist schon auf diesen Bruderkampf der Christen verwendet worden, die viel besser für die sittliche Hebung des Volkes nutzbar gemacht worden wäre. Gewiß, die Wahrheit über alles, und nur durch

Wahrheit zu wirklicher Wohlfahrt. Aber muß nicht auch ein Evangelischer sich sagen, daß ein gläubiger Katholik viel mehr von der Wahrheit, die Christus ist, hat, als diejenigen Elemente, die heute in Presse und Litteratur, in Kunst und öffentlichem Leben den Ton angeben? Warum sollen diese Quellen ihr unreines und ungesundes Wasser spenden, dagegen katholische Geisteserzeugnisse mit ängstlicher Sorgfalt evangelischen Lesern verborgen bleiben? Gott sei es geklagt, daß wir Deutsche, Söhne einer und derselben Mutter, nicht bloß im Glauben getrennt sind, sondern daß durch diese Glaubensspaltung auch ein tiefer Riß, eine gähnende Kluft die Herzen scheidet. Ja, vielfach verstehen wir uns nicht einmal mehr: es ist, als ob die Worte hüben und drüben einen anderen Sinn hätten. Da erachte ich es als eine eminent christliche und deutsche That, wenn der ‚Türmer' beiden getrennten Brüdern Gelegenheit bietet, ihre Anschauungen kennen zu lernen. Da werden sie erkennen, daß sie auf dem Boden einer gemeinsamen Weltanschauung stehen, und daß auf jeder Seite ein großes Kapital von ‚Gemüt und Geist' nicht nur, sondern von Kulturfaktoren jeder Art ruht, ein Kapital, welches nunmehr zum Besitz des gesamten Volkes werden kann. Haben wir uns aber auf diese Weise gegenseitig kennen und achten gelernt, dann wird wohl auch wieder mehr gegenseitige Liebe bei uns einkehren, ein unschätzbarer Gewinn in so liebearmer Zeit! Die Geistesarbeit katholischer Männer aber aus dem Grunde abweisen oder ignorieren, weil sie aus katholischen Anschauungen herausgewachsen ist, das hieße ja, vielen Millionen deutscher Brüder das Recht absprechen, mitzuarbeiten an dem kulturellen Fortschritt des Volkes, das hieße, viele Kräfte zurückweisen, die bei diesem großen Werke doch sicher nicht überflüssig sind. — Der alte Held Herkules war unbezwinglich. Als aber der heimtückische Kentaur der arglosen Dejanira das vergiftete Gewand geschenkt und diese es, ohne seine schlimme Wirkung zu kennen, dem Herkules geschickt hatte, da verfiel er in Raserei und tötete sich selbst. Auch unser deutsches Volk ist stark und mächtig und allen Feinden gewachsen. Wird ihm aber das vergiftete Gewand des religiösen Haders und Streitens um die Schultern geworfen, dann beginnt es, gegen sich selbst zu wüten und sich zu zerfleischen, und was kein Feind fertig bringt, das thut es selber: es zerstört sich selbst. Darum meine Freude, daß der ‚Türmer' seine Hallen beiden Konfessionen zu friedlicher Mitarbeit öffnet."

R. S., B. Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, mit dem Sie dem T. eine aufrichtige Freude bereitet haben. Denn gewiß ist es für ihn von hoher Bedeutung, die Jugend für sich zu haben. In erfreulichem Sinne interessant war ihm besonders Ihre Bemerkung: „Unsere jugendliche festgepropfte Ehrfurcht vor allem Bestehenden bekommt manchmal bedenkliche Püffe, und doch danke ich es gerade Dir, lieber Türmer, daß Du den Auflösungsprozeß, den Tolstoi und andere mit mir angefangen hatten, in Bezug auf Patriotismus, wieder zum Stehen gebracht hast . . ." An anderer Stelle meinen Sie, daß die Leser öfter an die Werbepflicht für den T. erinnert werden sollten, und zwar im Türmer selbst: „Wir müssen doch für unsere Sache arbeiten, das Schönfinden allein thut's nicht. Zwar sind es nur 2 neue, die ich Dir bringen kann — aber es sind doch zwei. Ein Türmer wird hinauswandern nach der Goldküste an Afrikas heißem Strand." Wir haben die Bestellungen mit Dank an den Verlag weitergegeben, der sie inzwischen wohl ausgeführt hat. Ihren, auch von vielen anderen Lesern geteilten Wunsch, die Hefte aufgeschnitten zu erhalten, werden Sie fortan erfüllt sehen. Herzlichen Gruß und Handschlag!

Türmer-Leserin Adele? Bei einer der Unterdrückung von Briefen dringend verdächtigen Person ist eine Briefeinlage gefunden worden, in der eine Dame mit Vornamen Adele (vielleicht Lehrerin) ihrer Schwester (Frieda) u. a. mitteilt, daß sie jetzt mit einer Kollegin zusammen das „sehr schöne" Journal „Der Türmer" halte. Die unbekannte Absenderin des Briefes wird ersucht, ihre Adresse umgehend mitzuteilen der Kaiserl. Ober-Postdirektion in Köln (Rhein).

Herrn Ferdinand Avenarius, Herausgeber des Kunstwarts, Dresden. Ihr wenig vornehmer Ausfall gegen den Türmer ist zu spät zu dessen Kenntnis gelangt, um noch in diesem Hefte gebührend zurückgewiesen zu werden. Auch möchte der Türmer seinen Lesern die Weihnachtsstimmung nicht mit Ihren kleingeistigen Gehässigkeiten trüben. Im nächsten Hefte wird er sie in vollem Umfange wiedergeben und Ihnen seine Meinung darüber nicht vorenthalten.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER IV. Jhrg. Heft 4



Raffael pinx. Photogravure Bruckmann

POESIE



IV. Jahrg. Januar 1902. Heft 4.

Der Christ und das Alte Testament.

Ein Wort zur Verständigung

von

Christian Rogge.

So ist denn auch der „Türmer“ in die Erörterung über den Wert des Alten Testaments für die Christenheit eingetreten, ein Zeichen, daß niemand an dieser Frage vorübergehen kann, dem die Klärung der religiösen Probleme unserer Gegenwart am Herzen liegt. Allerdings ist die Frage nach der Wertung des Alten Testamentes nicht gerade eine moderne, sie ist so alt wie das Christentum selber. Wenn wir z. B. von dem Gnostiker Marcion im zweiten Jahrhundert lesen, daß er dem guten Gott des Evangeliums den gerechten Israels entgegenstellte und das Alte Testament verwarf, weil harte Gerechtigkeit, Eifer, Streitsucht und Unbarmherzigkeit darin herrschten, so muten uns seine Ausführungen an, als wären sie für ein heutiges Blatt geschrieben. Fast in allen den 19 Jahrhunderten nach Christi Geburt hat hie und da der Kampf um das Alte Testament getobt, bisher immer mit dem gleichen Erfolg. Keine der größeren christlichen Bekenntnisgemeinschaften hat sich entschließen können, das Alte Testament aus ihrer Bibel zu entfernen.

Sollten wir nicht aus dieser geschichtlichen Entwicklung einen einfachen Schluß ziehen? Nämlich, daß in der That im Alten Testament für das sittlich-religiöse Empfinden des Christen eine Reihe von Anstößen vorhanden ist — sonst wäre der immer erneute Ansturm dagegen nicht zu begreifen; aber ebenso, daß für die Erbauung der Christenheit das Wertvolle im Alten Testament die anstößigen Partien weit überwiegt — sonst wäre die völlig einheitliche Haltung der kirchlichen Gemeinschaften schwer verständlich. Sie alle haben, wie verschieden sie auch im einzelnen zum Alten Testament stehen, gefürchtet, sich durch seine Verwerfung einer unverantwortlichen Vergeudung religiöser Güter schuldig zu machen.

Sicher findet sich im Alten Testament vieles, was uns Anstoß giebt. Wenn im 137. Psalm neben der ergreifenden Sehnsucht nach der Heimat, nach Jerusalem, der Haß der gefangenen Israeliten gegen ihre Peiniger sich Luft macht: „Tochter Babel, du Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du an uns gethan! Wohl dem, der deine zarten Kinder packt und schmettert an den Felsen,"*) wem graute da nicht vor dieser Tiefe des Hasses! Dieses alte „Auge um Auge, Zahn um Zahn" ist für uns als ethischer Grundsatz seit der Bergpredigt abgethan. Oder lesen wir, daß die Juden beim Auszug aus Aegypten noch alles, was sie an silbernen und goldenen Gefäßen der Aegypter auftreiben konnten, entwendeten, so wird uns diese Uebertretung des siebenten Gebotes nicht dadurch entschuldbarer, daß sie 2. Mos. 3, 22 auf Gottes Befehl zurückgeführt wird, sondern wir erkennen in diesem Handeln einen unterchristlichen religiösen und sittlichen Standpunkt.

Vergessen wir aber nicht, was diesen Anstößen an Wertvollem im Alten Testament gegenübersteht! Zunächst eine geschichtliche Bemerkung. Jesus und seine Apostel lebten und webten im Alten Testament. Das Neue Testament ist ohne das Alte kaum zu verstehen. Das gilt nicht nur für den gelehrten Theologen, der fast Vers für Vers in Sprache und Gedanken Anklänge an das Alte Testament findet, sondern ebenso für jeden Bibelleser, der nach eindringenderem Verständnis strebt. Gewiß, die Sprüche der Bergpredigt, die Gleichnisse und Thaten Jesu behalten ihre unvergängliche Schönheit, auch wenn man sie nur als einzelne Perlen betrachtet und den Rahmen verwirft, in den sie gefaßt sind, aber erst das Alte Testament ermöglicht es uns, Jesus in die geschichtliche Reihe einzustellen, in die er sich selbst als Ziel und Höhepunkt der Entwicklung eingereiht hat. Altes und Neues Testament zusammen verkünden uns erst einen der elementaren Sätze, durch die sich das Christentum von den alten und modernen Naturreligionen, wie von philosophischen Konstruktionen unterscheidet: *Gott wirkt und offenbart sich in der Geschichte der Menschheit*; Religion ist nicht etwas, was vom Himmel fällt oder erdacht wird, etwas, was man willkürlich schaffen oder abschaffen kann, sondern das

*) Zitiert nach der trefflichen Textbibel von Kautzsch.

Christentum ist die Blüte der Geschichte, ein Gruß aus der Urzeit des Menschengeschlechts, ein Gruß an das Endziel der Menschheit, das lebendige Band, das die Jahrtausende miteinander verknüpft. Und stellt sich in dieser klaren Form, wie wir es hier aussprechen, diese Erkenntnis wohl nur dem geschichtlich Gebildeten dar, eine erste Ahnung davon schleicht sich auch in das Herz des Kindes wie des einfachen Bibellesers, wenn ihm die biblische Geschichte das Walten Gottes vorführt von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht. Dabei kommt gar nichts darauf an, ob dieses Bild in jedem einzelnen Zuge mit historischer und naturwissenschaftlicher Exaktheit gezeichnet ist, oder ob hie und da sagenhafte Bestandteile sich eingedrängt haben, die Hauptsache bleibt, daß unser Glaube uns aus der Vereinzelung ins Allgemeine versetzt, uns ein Weltbild giebt: Die Weltgeschichte ein Ganzes und Gott darin und darüber; die Menschheit auf dem Wege von Gott mit Gott zu Gott. So ist es klar, daß ein christlicher Religionsunterricht nicht erst mit Jesus Christus beginnen kann, als hätte es vorher gar kein Walten Gottes gegeben.

Von größter Bedeutung ist ferner das Alte Testament dadurch, daß es den Sinn für religiöse Wirklichkeit und Wahrheit in dem Leser weckt. Seine Bücher sind im großen Ganzen, litterarisch betrachtet, das Erzeugnis eines gesunden Realismus, der Augen hat für die guten wie für die bösen Seiten, für die göttlichen wie für die widergöttlichen Kräfte im Menschen, und vor allem dafür, daß in jedem Menschen, er sei, wer er sei, beide Seiten wunderbar gemischt sind. Diese Bücher treiben keine Schönfärberei und malen die Menschen nicht frommer und idealer, als sie sind. Sie zeigen ihre Helden mit allen ihren Ecken und Fehlern, aber durchweht von einem Hauche göttlichen Geistes. Unter diesem Gesichtspunkt müssen viele dem allzu leicht aburteilenden Leser anstößigen Stellen der Bibel betrachtet werden. Carlyle, der wahrlich strenge sittliche Maßstäbe anlegte, sagt darüber: „Ueberhaupt machen wir zu viel aus Fehlern; die Einzelheiten verhüllen den eigentlichen Mittelpunkt vor uns. Fehler? Der Fehler größter, möchte ich sagen, ist, sich keiner bewußt zu sein. Bibelleser vor allen sollte man eines Besseren belehrt denken. Wer wird dort ‚ein Mann nach dem Herzen Gottes' genannt? David, der Hebräerkönig, war in Sünden genug verfallen ..., worauf denn der Ungläubige spottet und fragt: Ist das euer Mann nach dem Herzen Gottes? Der Spott, ich muß gestehen, dünkt mir nur schal. Was sind Fehler, was sind die äußerlichen Einzeldinge eines Lebens, wenn sein inneres Geheimnis, die Gewissensangst, die Anfechtungen, die wahrhaftigen, oft fruchtlosen, nie aufgegebenen Kämpfe außer acht gelassen werden? ... Davids Leben und Geschichte, so wie sie in seinen Psalmen für uns niedergeschrieben liegen, halte ich für das wahrste Bild, das je von eines Menschen sittlichem Fortschritt und Kampf hienieden gegeben worden ... Arme menschliche Natur! Ist dies nicht in Wahrheit immer des Menschen Gang: ‚Auf einander folgendes Fallen'? Der Mensch kann nun einmal nicht anders. In dem wilden Elemente eines Lebens muß er vorwärts drängen; nun gefallen,

tief erniedrigt; und immer mit Thränen der Reue, mit blutendem Herzen hat er sich wieder aufzuraffen und aufs neue vorwärts zu drängen." Menschen, mitkämpfende Menschen, will das Alte Testament zu Lesern haben, nicht solche, die es für ihren Lebensberuf halten, überall nur mit roter Tinte die Fehler anzustreichen. Dann wird es auch immer von neuem seine charakterbildende Kraft beweisen. Hätten wir nur in unserer molluskenhaften Zeit Männer wie die Propheten, die nicht in einem „freien", mit Vereins- und Versammlungsrecht, Preß- und Redefreiheit ausgestatteten Volke, sondern in dem despotischen Orient mannhaft und unerschrocken nach oben und unten ihren Glauben und Standpunkt vertraten ohne Rückhalt außer an Gott, aber freilich an Gott! Ihr tadelt das Alte Testament? Möchtet ihr es nicht einmal aufmerksamer lesen und zusehen, ob Jesus etwa unrecht hatte, als er, trotz aller darin beschriebenen Härten und Grausamkeiten, doch „Liebe Gott und liebe den Nächsten!" als Grundzug des ganzen Buches, von „Gesetz und Propheten", fand?

Auch der pädagogische Wert des Alten Testamentes (und zwar nicht nur für kleine Kinder) soll nicht unerwähnt bleiben. Er liegt in der großen Einfachheit der treibenden Beweggründe bei seinen Gestalten. Ihnen fehlt noch ganz die moderne Kompliziertheit, die uns in so verwickelte Konflikte treibt, da wir so viel verschiedenen Lebenskreisen zugleich angehören. Die alttestamentlichen Persönlichkeiten sind durchsichtig und leicht zu verstehen. Ihre Bilder sind mit wenigen reinen und markanten Linien gezeichnet und werden dadurch zu klassischen Mustern der Frömmigkeit und des Glaubenslebens, wie der religiösen und sittlichen Verirrungen der Seele. Kinder werden durch das Alte Testament oft mehr als durch das Neue angezogen, weil sie seine einfachen, menschlich leicht verständlichen Helden durch ihr ganzes Leben, in einer Reihe oft lebendiger und spannender Situationen verfolgen können. Aber auch dem Erwachsenen und Gereiften bietet das Alte Testament einen tiefen Einblick in die „Anatomie des menschlichen Herzens" und damit inneren Gewinn und reiche Gelegenheit zur Vermehrung der Kenntnis des eigenen Herzens.

Alles in allem: Das Wertvolle im Alten Testament überwiegt weit die unleugbar vorhandenen Anstöße und Aergernisse.

Sollen wir uns nun hiermit zufrieden geben, oder ist nicht vielmehr die Hauptaufgabe noch zu lösen? Hüten wir uns, daß es uns beim Alten Testament gehe, wie den Amerikanern in dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten. Beibehaltung der Sklaverei! so schrieen die einen; nein, Aufhebung der Sklaverei! war das Feldgeschrei der andern; an die Hauptaufgabe, das viel schwierigere Problem, an die Erziehung der Neger zur Freiheit, wagte sich keiner von beiden, und die Negerfrage ist aus einem akuten zu einem chronischen Leiden geworden. So geht es auch bei dem Streite um das Alte Testament. Hier: Fort damit! Dort: Nein, beibehalten! Wir wollen ernster dem Streit auf den Grund gehen und fragen: Ist es möglich, einen rechten Gebrauch des Alten Testamentes in unsern Gemeinden zu befördern, der mit prüfendem Sinne die Anstöße beseitigt, das Wertvolle behält?

Der erste, der vor diese Frage gestellt wurde, war der Apostel Paulus*), und er löste sie, indem er von der Wissenschaft seiner Zeit die damals herrschende Methode, die allegorische, entlehnte. Ihm ist die Kirche durch anderthalb Jahrtausende, zum Teil bis in unsere Zeit, darin gefolgt. So durfte man das „Christliche im Alten Testament" einfach übernehmen, alles Widerstrebende umdeuten. In allen Einrichtungen und Geboten des Alten Testamentes sah man direkte Weissagungen, Vorbilder, Hinweise auf Christus. Selbst die glühende Liebesleidenschaft des Hohenliedes wurde dem Mittelalter zum geheimnisvollen Bilde des Bundes zwischen Christus und seiner Gemeinde, so daß Bernhard von Clairvaux, der große Prediger seiner Zeit, über Texte aus diesem Buche, deren Verwendung wir ablehnen würden, eine Reihe der herrlichsten Predigten hielt.

Daß diese Methode der Auslegung falsch ist, brauche ich unserm Leserkreis wohl nicht erst ausführlich auseinanderzusetzen. Immerhin ist sie besser als die noch heute viel beliebte Art, die Schwächen des Alten Testamentes zu beschönigen und zu vertuschen. Was soll man dazu sagen, wenn eine vor wenigen Jahren viel gebrauchte Bibelerklärung das vorhin erwähnte Entwenden silberner Geräte beschönigt: „Die Aegypter bitten und treiben Israel selbst fort und schenken ihnen, so viel sie vermögen, um sie sich geneigt zu machen; und so kommt es ohne Rechtsverletzung (!) dahin, daß das arme, unterdrückte Volk seine Tyrannen beraubt und mit ihren Schätzen beladen auszieht!" O, über diese engherzigen, überfrommen Seelen, die da glauben, mit ihren Advokatenkünsten der Bibel zu Hilfe kommen zu müssen! Mit Recht sträubt sich das sittliche Empfinden unserer Gemeinden gegen solche Künste. Böse bleibt böse, auch wenn es sich um Patriarchen und Propheten handelt, das muß der erste Grundsatz unserer religiösen Pädagogik bleiben.

Wie aber sollen wir verfahren? Ganz einfach: Ernst machen mit dem selbstverständlichen Satz, daß das Alte Testament die geschichtliche Vorstufe zum Neuen ist. Darin liegt seine Schranke, die nicht verhüllt werden darf; darin sein Wert: es ist der Keim zu den Früchten des Geistes im Neuen Bunde.

Einige Anwendungen werden die Regel erläutern. Im geschichtlichen Werden ist es inbegriffen, daß die verschiedenen Bücher des Alten Testamentes verschiedenen Wert haben. Anders reden zu Herzen die lebendigen Bücher Samuelis und der Könige, als die trockenen Tabellen der Chronik. Somit wird selbstverständlich gerade bei den Erzählungen des Alten Testaments eine sorgfältige Auswahl getroffen werden müssen im Kinderunterricht. Doch sind zwei Klippen zu vermeiden. Die Zahl der Geschichten darf nicht zu beschränkt sein. Würde Herr Meyer-Markau z. B. durchdringen (s. Juliheft 345), so würde die Kenntnis des Alten Testamentes derartig oberflächlich werden, daß

*) Ein besonders charakteristisches Beispiel für das, was Paulus im Alten Testament anstößig war, und wie er es beseitigte, bietet 1. Kor. 9, 9—11.

sie besser ganz aus der Schule verschwände. Auch dürfen die Anstöße, die das Alte Testament bietet, nicht ganz beseitigt werden. Sie stellen vielmehr dem geschickten Pädagogen die größte Aufgabe. An ihnen soll er das sittliche und religiöse Gewissen des Kindes schärfen und den geschichtlichen Sinn wecken. Da gilt es den Maßstab des Neuen Testamentes gebrauchen lehren, und andrerseits das Kind vor Geringschätzung des Alten Bundes zu behüten, indem ihm begreiflich gemacht wird, daß über Frömmigkeit, Sitte und Glauben die Menschen vieles erst allmählich von Gott erfahren haben. Freilich ist solche Aufgabe schwerer als ein einfaches Ausstreichen aller dieser Geschichten aus dem biblischen Lesebuche, wobei man übrigens doch recht schwer einen Ersatz für sie finden dürfte. Dieses Nichtbeseitigen von Anstößen gilt namentlich auch in einem gewissen Maße von den Stellen der Bibel, die geschlechtliche Dinge berühren. Die Bibel ist kein Familienroman für höhere Töchter, und daß sie sich von der modernen Prüderie, die sehr oft mit großer praktischer Laxheit Hand in Hand geht, fern hält, möchten wir ihr nur hoch anrechnen. Daß dabei in einem für die Jugend bestimmten Lesebuch eine ganze Menge derber derartiger Stellen nicht zum Abdruck gelangen, ist selbstverständlich und durch die obige Bemerkung natürlich nicht verwehrt.

Viele Anstöße beruhen übrigens auch auf Mißverständnissen oder einseitiger Betrachtung der Geschichten. Wie vielen macht die Geschichte von Isaaks Opferung trotz ihrer herrlichen, epischen Darstellung Not! „Ich kann's in meinen Kopf nicht bringen," hat Frau Käthe Luther zu ihrem Eheherrn einmal gesagt, „daß Gott so grausam Ding von jemands begehren sollte, sein Kind selbst zu erwürgen." Und die Antwort, die der Gottesgelehrte D. Martinus darauf gegeben, daß Abraham lernen sollte an eine Auferstehung der Toten zu glauben, wird sie wenig befriedigt haben. Bedenken wir aber, daß im Orient Menschenopfer an der Tagesordnung waren — wir können es im Alten Testament noch verfolgen, wie schwer es war, sie selbst in Israel auszurotten —, so tritt diese Erzählung in ein anderes Licht. Sie hält den Augenblick fest, wo Gott der Menschheit zum ersten Male offenbart, daß er nicht Menschenopfer verlangt, wo zum ersten Male eine Ahnung von dem Adel einer Menschenseele, von milder Menschlichkeit die grausige Dumpfheit der morgenländischen Kulte durchbricht.

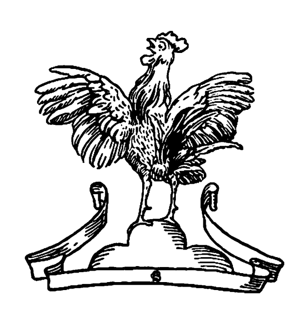
So bleibt für den Leser wie für den Lehrer des Alten Testaments die Hauptsache immer, vor Augen zu behalten, daß das Alte Testament vor dem Neuen steht. Es ist ein Fehler vieler Geistlicher und Christen, daß sie das Alte Testament, weil es mit dem Neuen in einen Deckel gebunden ist, auch mit ihm auf dieselbe Stufe der Gotteserkenntnis stellen wollen, während andere wieder ihm unrecht thun und es verwerfen, weil es noch nicht die Höhe der Gottesoffenbarung erklommen hat. Aber Gottes Offenbarungen sind in der Geschichte stufenweise erfolgt, und wir haben kein Recht, diesen Gang zu mißachten. Behalten wir das im Gedächtnis, so schwindet von selbst, was im Alten Testament Anstoß giebt, denn wir hören auf, in seinen Gestalten ohne weiteres

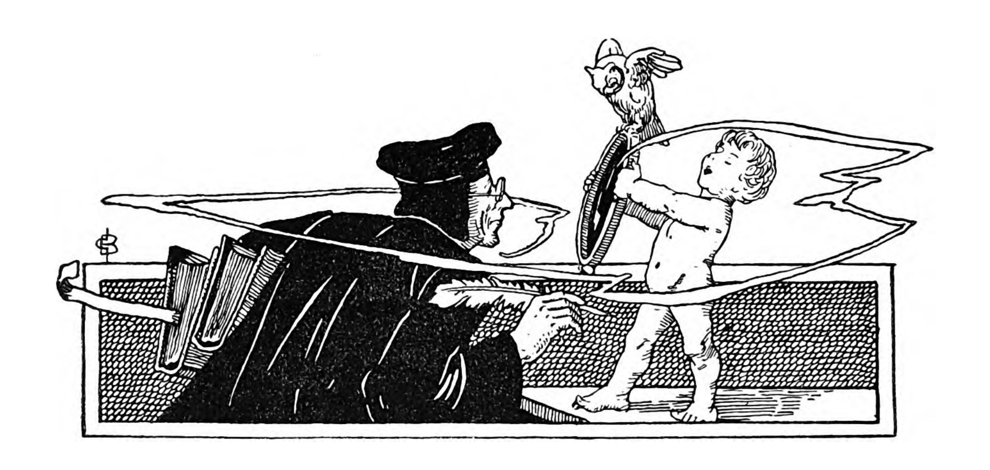
christliche Ideale zu suchen. Sie werden uns zu den klassischen Typen der Frömmigkeit, die in ewig giltiger Weise das innere Leben der Seele, ihren Umgang mit Gott, wie ihre Versuchungen und Verirrungen darstellen. Aus der ganzen Sammlung der alttestamentlichen Bücher aber erkennen wir das Walten Gottes in der Geschichte, wie Gott allmählich Schleier um Schleier von seinem Wesen zieht, bis endlich der verborgene Gott, der im Dunkeln wohnet, uns ganz offenbar wird als der Vater Jesu Christi und unser Vater.

Diejenigen, die für dieses alles kein Auge haben und immer nur die Schattenseiten des Alten Testamentes sehen, seien gebeten, einmal ihren Shakespeare aufzuschlagen und eins seiner Dramen im Zusammenhang, womöglich laut zu lesen. Auch da werden ihnen Ecken und Härten genug aufstoßen und manche derbe, ja unflätige Stelle, die für uns verfeinerte, fast überfeinerte Kinder des 20. Jahrhunderts unverdaulich ist. Werden sie deswegen Shakespeare aus Schule und Haus verbannen? Nein, sogar selbst von dem Shakespeare for families doch schließlich immer zum Originale zurückgreifen. Warum? Goethe hat es einmal ausgedrückt:

> Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten
> Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Sollte dem Alten Testament, in dem göttlicher Geist spürbar weht und die Keime zur edelsten Sittenlehre liegen, nicht billig sein, was Shakespeare recht ist? Wir haben keinen Grund, die Schattenseiten und Schlacken des Alten Testaments, seine Fehler und Schranken zu vertuschen und zu verbergen, aber wir haben ein Recht, zu verlangen, daß es nicht nur hienach, sondern nach seinen treibenden und gestaltenden Kräften, wie nach seiner geschichtlichen Bedeutung und seinem bleibenden Wert beurteilt wird. Auch für das Alte Testament gilt: Nimm und lies!





Der Regenschirm des Herrn Konrektors.

Novelle von Hans Bittenberger.

Es war schon eine Weile über vier Uhr. Um diese Stunde sollte die Post von Sand nach Bruneck abgehen. Rucksäcke, Bergstöcke waren schon auf das Wagendach gepackt, Briefbeutel und Postpakete rückwärts im Verschlage verwahrt, aber weder Pferde noch Postillon waren zu sehen. Die Fahrgäste — fast lauter Touristen, die von den Zillerthalern herkamen — umstanden ungeduldig die Kutsche, besonders die Damen waren schon ziemlich nervös geworden. Eine von ihnen schaute während einer einzigen Minute dreimal auf ihre Uhr, und wie jetzt der Herr Postmeister im Hausthor auftauchte, breit und gemütlich lächelnd wie die Morgensonne, da stellte sie ihn höchst energisch wegen der Verzögerung zur Rede. Er ließ sich nicht aus der Fassung bringen, lächelte noch etwas gemütlicher als zuvor und meinte mit gemütlichem Achselzucken: „Es wird schon werden.“

Ja, das ist so eine schöne Sitte in Tirol: die Leute haben da noch Zeit, und sie lassen sich auch Zeit. Ich kannte diesen vortrefflichen Landesgebrauch und hatte mir's daher an einem der Tische vor dem Gasthof zur Post bequem gemacht. In aller Ruhe trank ich mein Bier und zwischendrein — gleichsam als Nebenbeschäftigung — musterte ich die ungeduldigen Gruppen vor mir.

Endlich aber erschien doch der Postillon, der brave Stabele, und spannte mit Hilfe eines baumlangen Hausknechtes die Pferde vor. Jetzt war's Zeit; ich rief nach der Kellnerin, die denn auch nach einer Weile kam. Eben als ich zahlte, schwenkte um die Ecke von der Dorfstraße her ein etwas wunderlich ausstaffiertes Männlein, dem ein Führer folgte. Mit einem biederen „Grüß

Gott!", wie's in den Bergen Sitte ist, schritt er an mir vorüber und blieb dann stehen, offenbar überlegend, an welchem Tisch er sich niederlassen sollte. Er sah in der That recht absonderlich aus. Die kurzen, aber strammen Beine staken in einer hellen, großkarrierten Hose, die mehrmals und so hoch aufgestreift war, daß man von den Schäften der Röhrenstiefel ein gut Teil sehen konnte; um den Oberkörper bis zu den Knien hinab schlotterte ein weiter, langschößiger brauner Rock, wie oben im Hochgebirg der Nebel um eine Felsenzacke wogt, und den weißlockigen Kopf bedeckte ein steifer Filzhut von einer ganz merkwürdigen Form. Statt des Rucksackes führte der Mann eine Art Weidtasche aus sehr verbrauchtem Leder mit sich, die Rechte stützte sich auf einen Alpenstock mit der weitausgreifenden Gebärde eines Kriegers, der seine Lanze auf den Boden stemmt, unter dem linken Arm aber trug er — ja, was war's denn nur? Mein Gott, ein Regenschirm! Und was für ein Regenschirm! Der Griff war eine Keule, das Dach, jetzt zusammengefaltet, hatte den Umfang einer mäßigen Pappelkrone und erstrahlte in einem Gemische der seltsamsten Farben. Und mit welcher Würde, mit welcher Grandezza der alte Herr dies Monstrum unter dem Arme hielt und schwenkte! Er war offenbar vom Schwarzenstein gekommen; ich stellte mir vor, wie er sich da oben auf den Eisfeldern ausgenommen habe mit seinem Regenschirm, und ich mußte dabei unwillkürlich lachen.

Da drehte er sich nach mir um, und ich konnte es nicht mehr hindern, daß er mein Schmunzeln bemerkte. Das schien ihn aber nicht im mindesten zu verdrießen. Seine hellen blauen Augen sahen mich gutmütig lächelnd an, und ich glaube, er wollte mich eben freundlich ansprechen. In diesem Augenblicke jedoch kletterte der Stabele auf den Kutschbock, und jetzt hieß es wirklich eilen. Ich nahm meinen Platz im Wagen und sah nur noch, wie mir der alte Herr vergnüglich zunickte. Dann zogen die Pferde an, und lustig ging's ins Thal hinaus . . .

Ich war etwas beschämt. Mir kam der gute Mann auf einmal gar nicht mehr so lächerlich vor, wie er mir noch eben vorhin erschienen war. Zwar wenn ich an seinen Aufzug dachte, mußte ich auch jetzt noch, in der Erinnerung, lachen. Aber sein heller, freundlicher Blick — da lag eine stille Macht drin, die sachte bezwang. Es war etwas Eigenes in seiner Art, mit den Augen zu grüßen. Wenig Leute giebt es, die das können, und ich habe noch immer gefunden, daß sie nicht aus dem Dutzend waren; nicht alle besser, aber doch gewiß in irgend einem Dinge freier als der Durchschnitt. Und seine heitere Gelassenheit, mit der er meinen spöttischen Blick so ruhig und sicher ertragen hatte! Er war offenbar ein Philosoph, der sich gelegentlich auch selbst belächeln konnte. Schade, es hätte sich wohl verlohnt, den Mann kennen zu lernen . . .

Aus diesem Nachsinnen scheuchte mich meine Sitznachbarin auf. Sie erbat sich genauen Bescheid über die Gegend, fragte mich, ob man in Toblach auch unangemeldet Unterkunft finden könne, wie lange der Schnellzug dahin

brauche, wie das Wetter in den nächsten Tagen sein werde, welche Bergtour in den Dolomiten die gefährlichste sei, und hundert andere Dinge, über die ich belustigt mit größter Sicherheit Auskunft gab, obwohl ich zumeist selbst nichts davon wußte. Dieses anmutige Frage- und Antwortspiel dauerte fast die ganze Fahrt, und als ich in Bruneck ausstieg, hatte ich den alten Herrn mit seinem Regenschirm schon völlig vergessen.

Zwei Tage blieb ich bei Verwandten in dem wunderschönen Nest an der Rienz, am dritten aber machte ich mich früh morgens auf die Wanderung ins „Ennebergische".

In Pedraces hielt ich Mittagsrast. Es saß sich nach dem anstrengenden Marsche recht angenehm in der kühlen Veranda, die sich nur, wie dies bei allen alten Tiroler Häusern der Fall ist, just nach der Seite öffnete, wo man auch nicht die Spur einer Aussicht entdecken konnte. Nun, es verschlug mir nichts. Ich war rechtschaffen hungrig und that dem Mahle, das mir die hübsche ladinische Kellnerin auftrug, alle Ehre an. Das Beefsteak war verzehrt, ich wartete auf die Omelette, schlürfte derweile nachdenklich vom roten Weine und blickte auf die sonnige Straße hinaus.

Da kam etwas Seltsames angewandelt, etwas, das sich ausnahm wie ein Riesen-Fliegenpilz auf einem sehr kurzen Strunke. Es kam gemächlich näher. Eine freudige Vermutung stieg in mir auf, und richtig! — es war mein alter Herr aus Sand. Er blieb vor dem Wirtshause stehen, schloß umständlich seinen Regenschirm, dann zog er aus der Tasche hinten im Rocksack ein gelbes Schnupftuch von beachtenswerter Größe, nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirne. Hierauf stieg er die Stufen hinan, die zu der Veranda führten.

Unwillkürlich grüßte ich. Er dankte mir in seiner freundlichen Art, und ich sah wohl, daß auch er mich sofort erkannt hatte.

Er setzte sich zu mir an den Tisch, nachdem er zuvor mit altväterischer Höflichkeit um Erlaubnis gebeten hatte. Bald war bei Mahl und Trunk ein lebhaftes Gespräch im Gange; nach seinem Accente hielt ich ihn für einen Thüringer. Wir sprachen über Land und Leute; er wußte sehr angenehm zu plaudern, und ich bemerkte zu meiner Freude, daß er die guten Tiroler viel besser begriff als die meisten seiner Landsleute aus dem Reiche, die in ihnen gewöhnlich nicht viel mehr als eine interessante Staffage der herrlichen Gegend erblicken. Er aber hatte eine unverkennbare Freude daran, diese kräftigen, wurzelfesten Bauernnaturen so recht aus ihren Lebensbedingungen zu verstehen; das gefiel mir und wunderte mich zugleich, zumal er mir sagte, er sei erst zum zweiten Male in Tirol.

Wir mußten aufbrechen. Sein Ziel war St. Kanzian, meines Colfuschg, und so fügte sich's, daß wir eine Strecke dieselbe Straße gingen. Die Sonne schien heiß hernieder, er spannte seinen Regenschirm auf und lud mich freundlich ein, mit ihm unter dessen Schatten zu wandeln. Platz war in der That genug da; allein ich lehnte dankend ab: mir käm' es gar nicht darauf an, mich von der lieben Sonne ein wenig braten zu lassen.

Da zuckte es in seinen Augen schelmisch auf. „Ach ja,“ sagte er, „Sie haben ja schon einmal . . .“

Er vollendete den Satz nicht, ich aber wurde gewaltig verlegen und suchte nach Worten der Entschuldigung.

„Nu, nu,“ half er mir gutmütig heraus, „Sie müssen sich nicht gleich hinter den Busch stecken. J du mein Gott, das Ding da ist ja wohl ein bißchen komisch, aber sehn Sie, ich hab' mich einmal so daran gewöhnt. Es ist ein altes Möbel. Vor so'n dreißig Jahren etwa hat's mir ein guter Vetter vom Lande geschenkt, bei einer festlichen Gelegenheit: ich trat damals meine Hilfslehrerstelle an. Sie wissen wohl, wenn die Leute bei uns daheim etwas schenken, dann reimen sie auch dazu; das ist, glaub' ich, seit Goethe und Schiller so geblieben, wenn sie's auch nicht ganz so schön mehr können, und so band mir auch der brave Vetter was Gereimtes mit ein.

‚Wird's dir zu eng in deiner Kammer,
So nimm den Schirm nur frisch zur Hand!
Zur Stadt hinaus und über Land!‘

Und so weiter, und so weiter. Na, die Verse waren übel genug, aber gut gemeint waren sie und auch wahr.“

„Der Schirm ist also dreißig Jahre alt?“ fragte ich erstaunt.

„Jawohl, jawohl!“ antwortete er eifrig. „Jahrelang hab' ich ihn in einer Ecke stehen lassen, aber dann hat er mir einmal in einer schweren Stunde geholfen. Seitdem hab' ich mich nicht wieder von ihm getrennt. Er ist mit der Zeit wohl wackelig geworden und zerschlissen, aber mit einem bißchen Schlauheit konnte man's wohl richten. Ich ließ einmal das Dach erneuern, und hernach wieder einen neuen Stock einfügen. 's ist just wie beim Menschen; der bekömmt ja auch alle sieben Jahre einmal vom Kopfe bis zu den Füßen ein neues corpus und bleibt doch derselbe.“

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

„Ja,“ sagte er lustig, „Sie haben gut lachen. Sehen Sie, ich kann mir doch wenigstens einbilden, es sei noch immer das alte Möbel. Ich häng' einmal dran. Es ist mir wie ein guter Freund. Ja, ich kann wohl sagen, der Schirm da ist mein Präzeptor geworden, der mich so was wie ein neues Leben gelehrt hat.“

„Der Schirm da?“ fragte ich aufs neue verwundert.

„Ja, ja, der Schirm!“ antwortete er nachdenklich. „Nicht wahr, das kann man doch nicht von jedem solchen Dinge sagen?“

Ich schwieg. Auch er verstummte. Das Haupt leicht geneigt, blickte er vor sich hin auf den staubigen Weg, als ob ihm da allerlei Bilder und Gestalten entgegenkämen. Dann hob er mit einem jähen Rucke den Kopf, und sein leuchtender Blick schweifte an mir hinweg links hinüber zu der breiten, schroffen Wand des Heiligenkreuz-Kofels, die sich in zartestem Rosa von dem

tiefen Blau des Himmels abhob, mächtig und doch leicht, wie eine schimmernde Wolke. Er blieb stehen und sah mich eine Weile an, prüfend oder überlegend. Ueber seinem ehrlichen Gesichte lag's wie eine Mischung von Heiterkeit und Wehmut.

„Ich kann's Ihnen ja wohl erzählen," begann er endlich mit merkwürdig leiser Stimme, die mir ein wenig zu vibrieren schien. „Wir sind da so zufällig zusammengekommen und keins weiß den Namen des anderen, eine Weile gehen wir nebeneinander in den schönen Tag hinein, dann heißt's ade, und ich denke, wir werden uns wohl nicht wieder sehen. 's ist auch recht so. Sehen Sie, ich hab's noch niemandem erzählt, und so dem guten Freunde hier und dem lieben Nachbar dort, denen könnt' ich's auch nicht erzählen. Aber zwischen uns zweien, da geht's so geradewegs von Mensch zu Mensch, nicht wahr?"

Er blickte mich fragend an, ob ich seine Geschichte auch hören wolle. Ich bat ihn aufrichtig darum.

„Sie dürfen sich nichts Besonderes erwarten," fing er an, indem er sachte wieder vorwärts schritt. „Etwas ganz Gewöhnliches. Was mir geschehen ist, das wissen ja auch so ziemlich alle draußen in dem Neste, wo ich daheim bin; aber was ich dadurch geworden bin — ich meine: in mir geworden — das wissen sie nicht, und das ist just das Beste daran.

„Sehen Sie, ich bin armer Leute Kind. Mein Vater war Handwerker, ein wackerer, fleißiger Mann. In meinem Elternhause galt strenge Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das war denn ein gutes Beispiel, und Vater und Mutter sorgten dafür, daß es von uns Kindern auch beherzigt wurde. Ich war der Aelteste, und ich sollte höher hinaus. Man schickte mich auf das Gymnasium. Es ist mir nicht gerade leicht geworden, das muß ich ehrlich sagen. Denn wissen Sie, wenn ich auch meinen braven Durchschnittsverstand hatte, mehr war eben nicht vorhanden: 's ist ja keine Schande, das zu bekennen.

„Da hieß es denn, sich wacker auf die Hosen setzen und sich — just wie der Vater — von früh bis abends ans Zeug halten. Nun, es ging denn auch, besser sogar als bei manchem andern, der's mit seinen Gaben leichter hatte. Das Abiturium war gemacht, meine Eltern lobten mich, was nur selten geschah, und nun ging's mit vollen Segeln, aber schmalem Beutel nach der Universität. Natürlich Philosophie! Gymnasiallehrer werden, das war mein Ideal. Daß das Ding nicht gerade viel für ein behäbiges Leben abwirft, darnach fragten weder ich noch meine Eltern. So kleinen Leuten, wie wir waren, ist's noch vor allem um Ehr' und Ansehen zu thun — freilich, wie sie's eben verstehen. Da gilt, was so recht würdig ist, der Lehrer und der Pastor.

„Hatt' ich mich durch das Gymnasium redlich und mit saurem Schweiße durchgearbeitet, so ward das auch auf der Universität nicht anders. Ich war lange nicht so'n flotter Kerl wie meine Kommilitonen, und ich verspürte auch gar keine Lust darnach; mein Blut war da zu schwer und mein Kopf zu hart

— Erbteil von meinem Vater, das ließ sich nicht ausmerzen. Ich war nur glücklich, wenn ich meinen Tag wacker abgeraspelt und abgerackert hatte, mochten mich da die andern auch einen Büffler und Philister schelten. Dabei kam ich meinem Ziele Tag um Tag näher, und das war mir eine heimliche Freude, die mir über alle Entbehrungen hinweghalf und die ich für nichts hingegeben hätte. Ich kannte allzeit nur ein Wort: Pflicht — und wissen Sie, wer sich der einmal verschrieben hat, der kommt so leicht nicht drüber weg zu etwas anderem.

„Die Jahre vergingen schnell, und schließlich kam ich sogar mit einigem Glanze durchs Lehrerexamen. Meine Eltern waren glückselig, ich natürlich nicht minder. Nun fing freilich eine etwas bängliche Zeit an: das Warten auf eine Anstellung. Du lieber Gott, ich hofmeisterte mich eben durch, so gut es gehen wollte, und endlich gelang's mir ja doch, unterzuschlüpfen: ich wurde Unterlehrer in einem kleinen Neste. Na immerhin, ich war ein junger Mann mit schönen Aussichten, und Sie können sich denken, daß da alsbald mancherlei wohlgemeinte Pläne von fürsorglichen Müttern angesponnen wurden. Auch ohne solche Nebenabsichten hätte sich mir Gesellschaft genug geboten. Jawohl, nur war ich nicht der richtige Mensch dazu. Ich drillte meine Jungen, die gewaltige Furcht vor mir hatten, denn ich war streng, sehr strenge sogar — und plagte mich in den Mußestunden zu meinem Vergnügen mit philologischen Arbeiten. Ich konnte mir in der That nicht vorstellen, daß es auf der Welt noch etwas Schöneres gebe, als lateinische oder griechische Texte kritisch zu revidieren und scharfsinnige Konjekturen anzustellen. Natürlich war ich bald ein geschätzter Mitarbeiter aller philologischen Zeitschriften, sonnte mich nicht wenig in diesem Ruhme und ließ alles andere hübsch draußen vor meiner Thüre.

„Mit der Zeit rückte ich vor und kam auch in eine etwas größere Stadt. Das erlebten meine Eltern noch, dann starben sie kurz hintereinander. Die guten! Sie hatten wenigstens noch, wie Moses, das gelobte Land gesehen: Ehr' und Würden ihres Sohnes.

„Meine Tage glichen sich wie ein Ei dem andern, und aus den Tagen wurden Jahre. Ich war meinen Gewohnheiten treu geblieben und im Laufe der Zeit ein geradezu leidenschaftlicher Stubenhocker geworden; meine alten Schmöker, das war meine ganze Welt. Peu à peu kam ich denn in die kritischen Jahre, es ging so langsam an die vierzig heran. Meine Ferien verbracht' ich zumeist auf größeren Bibliotheken, und so fuhr ich denn auch einmal nach Berlin.

„Nun, wissen Sie, mit dem Studieren wollt's diesmal nicht so recht vom Fleck — das erste Mal in meinem Leben, kann ich wohl sagen. Es hatte damit aber auch eine eigene Bewandtnis. Na, kurz gesagt: ich habe mir damals meine Frau geholt. Jawohl, meine Frau. Das Töchterchen der Leute, bei denen ich wohnte. Ein frisches, blondes Ding, das allerliebst zwitscherte. Das ging so um mich herum auf leisen Sohlen und wartete nur immer, mir

was Freundliches zu thun. Und das alles so gar nicht aufdringlich, nein, ganz selbstverständlich und sachte, so mit einem leichten Husch. Und das plauderte und lachte und trieb Unsinn und war dann plötzlich wieder ganz still mit großen verwunderten Augen . . .

„I du lieber Gott! 's ward mir altem Knaben ganz merkwürdig warm und behaglich dabei. Ich dachte mir anfänglich gar nichts Arges, aber endlich merkt' ich's doch, wo's mit mir hinaus wollte. Aber wie ich's einmal merkte, da war's auch schon um mich geschehen. Daß so'n zwanzigjähriges, allerliebstes Geschöpfchen sich in mich alten Knasterbart verguckt hatte, das war doch gar zu niedlich. Da gab's kein Wehren und — nun, Sie wissen ja, sie wurde meine Frau.

„Für mein liebes thüringisches Nest war das keine kleine Ueberraschung. Eine Berlinerin, denken Sie nur! Ich war wohl ein wenig verlegen, als ich mit ihr die nötigen Besuche machte, das muß ich schon sagen; aber ich war auch ungeheuer stolz auf sie. Wie schön sie war! Viel schöner als unsere Provinzlerinnen und auch viel ungezwungener. Sie hatte so was Zierliches, Elegantes, und ich merkte wohl, daß die andern sie darum beneideten. Das machte mich ganz eitel.

„Sie war ein bißchen obenhin und leicht hinaus. Dagegen war ich ja gewiß nicht blind, aber, lieber Himmel, ich war verliebt und ich sagte mir, das sei eben das Rechte für so 'nen trocknen Gesellen, wie ich einer war. Vergnügungen wollte sie haben — warum denn nicht? Sie war ja ein Kind, das noch an alle dem Schnickschnack Gefallen fand, ich konnte doch nicht verlangen, daß sie mit mir Philologie trieb, und so ward ich ihr zuliebe gesellig — was man so bei uns gesellig nennt. Ich gab mir wenigstens alle Mühe. Sogar Bälle macht' ich mit und freute mich königlich, wenn ich sah, wie *sie* immer Königin war. Freilich, meine Freude ward ein wenig getrübt, wenn ich mich selber betrachtete. Es schien mir zuweilen, als macht' ich nicht gerade die beste Figur und käme neben ihr doch ein wenig gar zu linkisch und täppisch heraus. Ich sagte nichts, aber es muß wohl in meinen Augen gewesen sein, so etwas wie eine leise Furcht, ob ihr das nicht auch auffalle. Manchmal liebkoste sie mich dann und hieß mich neckend ihren guten alten Bären. Ich machte ein freundliches Gesicht dazu, aber heimlich verdroß es mich doch, und es fiel mir in solchen Augenblicken oft recht schwer aufs Herz; ich ertappte mich über dem Gedanken, daß dies ganze Leben mir fremd sei, daß ich nicht hinein taugte, lächerlich würde, und dann spürt' ich — wie soll ich's denn sagen? — beinah' eine leise Feindseligkeit gegen meine Frau. Und dabei macht' ich mir natürlich auch Vorwürfe wegen meiner alten Freunde aus Rom und Hellas, die bei dem lustigen Treiben, wie das nicht anders möglich war, gewaltig zu kurz kamen. Aber alle diese Stimmungen gingen ja vorüber.

„Nach Jahresfrist kam etwas Kleines, ein Mädchen. Nun war's erst ein Glück. Die ersten Wochen hatt' ich gar keinen andern Gedanken im Kopf

als an das liebe kleine Wesen. Es wuchs und gedieh vortrefflich. So nach dem ersten Glücke, da ich mich an das Vatersein ein wenig gewöhnt hatte, fing ich an, mich nach meiner Art über das, was war und was kommen müßte, zu besinnen. Ich dachte, nun sei alles im besten Gleise. Meine Frau war jetzt Mutter, sie hatte nun eine Pflicht, und da würde sich wohl von selbst der nötige Ernst einstellen. Ich malte mir das wunderschön aus: meine alten Gewohnheiten, das ruhige, stille, arbeitsame Leben von einst würde wieder erstehen, und dazu hätt' ich dann noch all das neue Glück um mich herum.

„Bald aber mußt' ich merken, daß ich mich in diesen Hoffnungen getäuscht hatte. Nicht daß meine Frau ihre Pflicht etwa geradezu vernachlässigt hätte — 's war ja doch ihr Kind. Aber der richtige Ernst wollte nicht kommen. Sie herzte das Kleine und trug's auf den Armen und sang die allerliebsten kleinen Lieder und lachte und scherzte. Auch hatte sie ein merkwürdiges Geschick, das Kind mit billigen Mitteln herauszuputzen wie ein Prinzeßchen. Aber, aber ... es war doch alles so'n bißchen Spielerei, das konnt' ich mir nicht verhehlen.

„Ich hatte gedacht, sie würde nun nur mehr fürs Haus leben. Ei ja, sie versucht' es auch wohl, denn sie hatte den besten Willen, allein ich sah ihr an, daß es ihr dabei eng wurde wie einem Vögelchen im Bauer. Nun, dacht' ich mir, das ist eben ihre Natur, sie kann ohne Vergnügungen einmal nicht sein. Ich bot ihr dann selber die Hand dazu, und da waren wir bald wieder im alten Fahrwasser. Natürlich that ich so, als ob ich das gar nicht anders erwartet hätte, aber 's ist wohl möglich, daß ich doch ein leises Unbehagen merken ließ. Ich konnte eine gewisse Verlegenheit unter vielen vergnügten Leuten gar nicht mehr los werden. Das spürt' ich selber, und ich sah auch, wie mich meine Frau manchmal mit vorsichtigen, fast scheuen Blicken musterte.

„Gern hätt' ich mit ihr auch einmal über ernste Dinge geredet — man kann doch nicht immer nur scherzen — aber so oft ich's versuchte, wurde sie beinah' ängstlich und gab mir stockende Antworten. Endlich gab ich's auf, aber das machte die Sache nicht besser. Es kam mir mit der Zeit vor, als ob sie mir auswiche. Und dann fiel's mir auf, daß sie in Gesellschaft noch viel übermütiger wurde, als sie von Natur war, fast ausgelassen manchmal. Sie ließ sich von allen Herren den Hof machen. Wenn sie aber dann zufällig nach mir sah, dann kam wieder das Scheue, Aengstliche in ihren Blick ...

„Mir machte das viele schwere Stunden. Oft saß ich in meiner Kammer und grübelte und grübelte. Ja, war sie denn nicht glücklich mit mir? War's ihr in meinem Hause zu kalt und freudlos? Eine unheimliche Angst fiel mir aufs Herz. Da hört' ich sie aber vom Kinderzimmer her die hellen Liederchen singen, und ich hörte das fröhliche Lachen meines Töchterchens, das ja nun schon munter lief, und ich sprang auf und ging hinüber, und da sah ich denn, wie Mutter und Kind lustig in der Stube herumtanzten ... eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei ... die helle Freude!

„Aber dann kamen wieder trübe Stunden. Ich sah gar keinen rechten Grund, nur so viel merkt' ich: etwas war verfahren. Endlich glaubt' ich's herausgefunden zu haben: meine Frau sehnte sich nach Berlin zu ihren Eltern hin und trug es schwer, daß sie des Kindes wegen nicht fort konnte. Also Heimweh! dacht' ich; da konnte ja geholfen werden. Ich schrieb an meine Schwester und bat sie, zu uns zu kommen. Das that sie denn auch gerne, und meine Frau konnte fort. Bei meiner Schwester war das Kind recht wohl aufgehoben — besser als bei meiner Frau sogar. Ich wollte mir das zwar nicht Wort haben, aber ich konnte den Gedanken manchmal doch nicht verscheuchen.

„Ungefähr sechs Wochen war meine Frau in Berlin geblieben. Als sie wiederkam, hatt' ich meine helle Freude an ihr. Da war ja wieder die alte Unbefangenheit, der harmlose Frohsinn von einst. Es waren glückliche Tage. Nur hielt das leider nicht lange an, die gedrückte Stimmung kam wieder, das Scheue, Fremde, und bald mußt' ich mir sagen: es war schlimmer noch als vorher.

„Um diese Zeit machten wir die Bekanntschaft eines jungen Architekten aus Leipzig, der in unser Städtchen gekommen war, um in hohem Auftrag eine Villa zu bauen. Er war ein hübscher, lustiger Mensch und hatte so was Unbekümmertes und Energisches an sich, so'n bißchen was von einem strammen Offizier. Ziemlich oft kam er zu uns ins Haus. Meiner Frau schien er eigentlich nicht recht zu gefallen. Sie war in seiner Gegenwart ganz merkwürdig zurückhaltend, und seine Huldigungen nahm sie äußerst kühl, ja, wie es mir vorkam, beinah' unfreundlich auf. Auffallend war mir nur, wie häufig die beiden trotzdem zusammenkamen. Aber mein Gott, wem kann man in einem so kleinen Städtchen entgehn? Jawohl, jawohl, ich war eben blind ... blind! ...

„Nun, Sie haben's ja schon erraten, was da vor sich ging ...

„Er hatte Abschied genommen und war wieder nach Leipzig zurückgekehrt. Ein paar Zeilen von ihm an meine Frau fielen mir in die Hand und entdeckten mir alles.

„Man muß so was erlebt haben, um zu wissen, wie's thut. Eiskalt rann's mir durch die Glieder, und dann stieg's mir wieder glutrot und siedendheiß zu Kopfe. Ich — ich, der ich beinah' alles geopfert hatte, was mir mein Leben lang lieb gewesen war, bloß weil ich sie noch lieber hatte! Auf mich selber, auf das, was ich im Innersten war, hatt' ich verzichtet, nur damit sie nichts von sich aufzugeben brauchte — und für all das nun belogen und betrogen! Und wenn ich an das Kind dachte! Und an die Schande! Die Schande —!

„Denken Sie nur, was das für mich war mit meinem Stolz: keinen Schritt vom Wege der Pflicht, keinen Schritt mein Leben lang. Und nun in meinem Hause, an meinem eigenen Leibe eine solche Schmach erleben müssen, eine solche Demütigung! So erbärmlich dastehen vor allen Leuten!

„Mir ekelte vor ihr ...

„Aber dann dacht' ich wieder an mich selber und an das Geklatsche der lieben Nachbarn und Freunde, an das Gespött und Bedauern, das nicht ausbleiben würde. Ein gebrochener Mann, aus dem Geleise geworfen! Und wie ich das dachte, faßte mich eine sinnlose Wut, und ich wollte zu ihr und Rechenschaft fordern ...

„In diesem Augenblicke trat sie mit dem Kinde in mein Zimmer, zum Ausgehen gerüstet. ‚Sag Vater hübsch adieu!' Und das kleine, liebe Geschöpf streckte die Aermchen nach mir, liebkoste mich mit seinen warmen Händchen und küßte mich. Und die hellen, blauen Kinderaugen leucheteten so fröhlich, so ahnungslos glücklich ... Da erstarb mir das Wort auf den Lippen ...

„Aber sie mußte bemerkt haben, was in mir vorgegangen war, oder es doch ahnen. Sie wurde bleich, starrte mich aus erschreckten Augen an und wagte nicht, mir die Hand zu bieten. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie mit dem Kinde fort.

„Ich war nun wieder mit mir allein. Ich brach zusammen und weinte. Dann aber rafft' ich mich endlich wieder auf. Etwas mußte ja geschehen. Nur was? Was? — Ich war unfähig, zu überlegen. Hundert Gedanken gingen mir durch den Kopf, wirr durcheinander, oft ganz kindische und ganz gleichgiltige. So besann ich mich, daß ich für morgen Schülerarbeiten auszubessern hatte. Dann sah ich immer wieder das liebe Gesichtchen meiner Kleinen vor mir. Auch ihr Glück war ja verstört worden; auch dieses unschuldige Leben hatte einen Bruch bekommen, der nicht heilen würde. Und durch wen? Durch einen Buben, einen Elenden, der meiner spottet und mein Unglück, meinen Schmerz, meine Schande verlacht!

„Ein wilder Grimm faßte mich. Ich ballte die Fäuste und schlug die Wände wie ein Wahnsinniger. Aufsuchen mußt' ich ihn, aufsuchen. Und wenn ich ihn dann hätte, dann wollt' ich ihn mit meinen Händen — ach, was weiß ich, was ich in meiner sinnlosen Wut alles wollte.

„Hastig wühlt' ich in den Schränken. Mit zitternden Händen sucht' ich das Nötigste für die Fahrt zusammen. Und wie ich so wühlte, da fiel plötzlich etwas vor mich auf den Boden hin. Es war der Regenschirm.

„Mechanisch hob ich ihn auf und seltsam! wie ich ihn so in der Hand hielt, nur um ihn wieder in den Schrank zu stellen, da sann ich mich einen Augenblick lang aus all der bitteren Gegenwart unwillkürlich zurück in die glückliche Vergangenheit. Was waren das für Zeiten — damals, als mir der Vetter den Schirm schenkte! Ein armer Hilfslehrer, aber stolz und aufrecht und voll von dem Segen belohnter Arbeit. Frei war die Bahn vor mir und mein Herz leicht, ich war selig mit meinen Büchern und meiner Pflicht, mit mir und der Welt zufrieden.

„Das war jetzt vorbei, alles, alles — auf immer vorbei! Und wenn ich mich jetzt auch wieder in meine Bücher vergraben wollte und mich rackern und arbeiten, wie ich nie gearbeitet hatte, das würde nicht helfen. Für mich

gab's keinen Trost mehr. Und ich würde ja auch nicht arbeiten können, ob ich zehnmal wollte; ich würde doch immer an das andere, das Unerträgliche denken müssen.

„So ging's mir zuckend und ringend durch den Kopf. Und dabei hielt ich noch immer den Regenschirm in der Hand. Wer mich so gesehen hätte, der hätte wohl gelacht. Aber ich konnte mir nicht helfen: das Sinnen und Ueberlegen hatte nun einmal angefangen, und davon kam ich nun nicht mehr los. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber, blitzschnell, und immer wieder sagt' ich mir, was sie an mir gethan hatte und was aus mir geworden war. Wie war denn das alles nur möglich gewesen? Wie hatte denn das kommen müssen? Und die Gedanken wühlten und bohrten in mich hinein und marterten mich. Es war, als ob sie aus mir selber irgend etwas, wie eine Schuld herausgraben müßten . . .

„Das verwirrte mich und legte sich um mich wie ein schwerer Nebel. Der jähe Grimm von vorhin war einem peinigenden Schwanken und Zweifeln gewichen. Ich fühlte nicht mehr die Kraft, den Entschluß auszuführen, der noch vor wenigen Minuten alle meine Fibern gespannt hatte, und leise schlich sich der Gedanke in mich: du bist ja gar nicht der Mann, so etwas zu thun, gar nicht der Mann dazu . . .

„Ein Gefühl entsetzlicher Hilflosigkeit überkam mich, ein Gefühl der Feigheit und Unfähigkeit — viel furchtbarer, drückender, zermalmender als der tobende Schmerz vorhin.

„Da glitt mein Blick wieder über den Regenschirm, und es fiel mir ein, daß der freundliche Geber eine Widmung damit verbunden hatte . . . ja, ja . . . eine Mahnung, für jeden Kummer draußen in der Natur Trost zu suchen. Hinaus ins Freie! Ueber Land! —

„Unwillkürlich atmete ich auf bei dem Gedanken.

„Ich trat ans Fenster. Draußen war's so'n recht tolles Frühlingswetter. Braune Wolkenfetzen und dazwischen leuchtender Himmel. Grelle Sonnenstrahlen, die plötzlich verlöschten und dann gleich wieder aufflammten. Ein warmer Windhauch streifte mein Gesicht und brachte mir einen eigentümlichen Duft wie von feuchter Ackererde entgegen.

„Das alles beobachtete ich ganz genau, als ob ich um nichts anderes zu sorgen hätte, und dabei war's mir doch so schwer im Herzen, und im Kopfe summten mir unaufhörlich die quälenden Gedanken. Mir war's, als hört' ich sie wirklich summen.

„Und dazwischen fiel mir immer wieder der Vetter und seine Widmung ein. Ich konnte mich der Worte nur mehr ungefähr besinnen, und das marterte mich heimlich. Geschah's aus alter, eingefleischter Gewohnheit, mein Gedächtnis auch in den geringfügigsten Dingen zum Gehorsam zu zwingen, oder war's das unwillkürliche Bedürfnis, meine Gedanken nach etwas Gleichgiltigem abzulenken, kurz, ich mühte mich ab, mir Wort um Wort zurückzurufen, und ich

hörte damit nicht früher auf, als bis es gelang. Mechanisch sagt' ich mir die alten, schlechten, treuherzigen Verse vor, erst nur in Gedanken, dann leise zwischen den Zähnen murmelnd:

‚Wenn Kummer hält dein Herz gebannt,
Nur frisch hinaus und über Land!'

„Ach, wenn das so leicht wäre! Und doch, es war etwas so Freundliches und Beschwichtigendes in diesen ungefügen Worten, wie ein stiller Trost, eine milde Verheißung. Allmählich ward es mir, als gewännen sie eine merkwürdige Macht über mich, als müßt' ich ihnen folgen. Hinaus ins Freie! Eine Sehnsucht überkam mich, als könnt' ich da draußen mir selbst entlaufen und meiner Qual.

„Und ich ging — zwecklos, ziellos, nur weil ich mußte, weil ich's daheim nicht mehr ertrug.

„Eilends schritt ich dahin, zur Stadt hinaus, auf Wiesenwegen und zwischen Feldern. Weit lag das wellige Land vor mir, und da rückwärts hinter den Matten, da stiegen dann die waldigen Höhen sacht' empor, Hügel bei Hügel, und die lockten den Blick in ihre dunklen Fernen hinein. Achtlos sah ich darüber hinweg, ich fühlte nur den schweren Druck in meinem Herzen. Aber das Weite, Freie um mich her that mir doch wohl. Die Brust hob sich mir hoch und schlürfte in langen Zügen die reine Luft ein. Gierig trank ich diese köstliche Luft; mir war's, als hätt' ich schon lange nach ihr gelechzt, als hätt' ich bisher in einem abscheulichen Dunstkreise von allerlei Fäulnis geatmet und müßte mich nun von all dem Moder rein baden. Und mir schauderte vor den Zimmern, in denen ich so Schreckliches erlebt hatte, wie wenn sie daran schuldig wären. Mir kam's vor, als hätten sie mich erdrücken müssen und ich wäre gerade noch vor dieser Zermalmung heraus ins Freie entflohen.

„Der warme Wind erhob sich und schlug mir entgegen. Da war wieder jener seltsame Duft von frischen Ackerschollen. Und auch der Geruch vom Wiesengras und von blühenden Sträuchern mischte sich darein. Ein kräftiger Schwall, so etwas Drängendes, Aufrüttelndes, das wie mit Stacheln an die Brust greift und in allen Sinnen wühlt. Etwas Ungebärdiges, Stürmisches wie der heiße Atem des Lebens und das wilde Verlangen nach Glück.

„Glück! — Glück! — Ach ja, da war's ja um mich. Wie vielen Menschen mocht' es dieser Frühlingstag nicht bringen! Und meins? Meins war verloren.

„Mein ganzes Weh kam wieder über mich. Aber es war, als würd' es allmählich wieder eingelullt vom Frühlingswind und von dem Duft um mich her betäubt.

„Langsamer ging ich. Ich fühlte, daß meine Gedanken erlahmten und unklar wurden. Wolkig schoben sie sich durcheinander und verflatterten. Ich hatte das schon einmal empfunden — an dem Abende, da meine Mutter starb.

Ich setzte mich da mit meinem Schmerz in einen Winkel und weinte bitterlich. Aber ich war von langen Nachtwachen erschöpft, Müdigkeit überfiel mich und löste meinen Schmerz. Ich spürte noch mit einer eigens wohligen Empfindung, wie mir die Lider zufielen, es ward mir so leicht, freundliche Bilder umgaukelten mich, und ich schlief ein. Das war genau dasselbe. Ich erinnerte mich jetzt daran, aber auch diese Erinnerung verschwebte undeutlich und unfaßbar in die Ferne.

„Wie im Schlafe schritt ich dahin — wie lange, weiß ich nicht. Nichts, gar nichts ging in mir vor, nicht einmal etwas, was einem Traume ähnlich gewesen wäre.

„Als ich aus diesem sonderbaren Zustand erwachte, fing ich an, an allerlei Gleichgiltiges zu denken. Ich merkte das, hatte jedoch nicht die Kraft es zu ändern. Auch wohl kein Verlangen.

„Ich sah der Lerche zu, die vor mir aufschwirrte und sich trällernd emporschwang, ich betrachtete eine Blume am Feldrand oder eine Raupe, die über den Weg kroch, und plagte mich ganz ernstlich mit der Frage, welcher Schmetterling wohl draus entstehen würde. Dann schweifte mein Blick über Wiesen und Felder, wie hier das frische Grün im grellen Sonnenlichte schimmerte und dort breite Schatten darüber wegkrochen. Und da und dort, überall zerstreut, blitzten in dem Grün weiße Flecken auf: Gehöfte, kleine Dörfer oder auch wohl blühende Hecken und Obstbäume.

„Das alles sah ich und dachte nicht an mein Leid. Heimlich trug ich es freilich mit mir herum. Aber das war so wie des Abends, wenn leiser Glockenklang aus einem fernen Thalgrund herüberdringt, im Winde verwehend ...

„Tief empfand ich die Einsamkeit. So ruhig war's um mich her, so fast heilig still.

„Seltsam! Ich war doch auch sonst wohl einmal — freilich nur selten — über Feld gegangen, und ich kann nicht sagen, daß ich dabei etwas Besonderes empfunden hätte. Jawohl! Da hatt' ich eben immer die Stadtluft und meine Stadtgedanken mit hinausgenommen. Diesmal aber war ich ausgegangen, die Natur zu suchen, freilich, ohne daß ich's wußte.

„Es fing an zu regnen. Ein milder, freundlicher Regen, der den Weg vor mir in einen leichten Schleier hüllte. In solch einem Regen dahinzugehen, ist etwas Trauliches, etwas Tröstliches, als ob der milde Segen, der auf die Erde niederträufelt, auch unser Herz erquickte.

„Nun war ich an dem Wald angekommen. Ich schritt hinein. Ueber mir im jungen Laubdache raschelten die Tropfen, ein sanftes, gleichmäßiges Rauschen, so friedlich, so beruhigend, so einlullend. Die Tropfen glitten von den schwankenden Blättern herab über die Aeste und rieselten die Stämme hinunter, daß die Rinden glänzten und strotzend aufzuquellen schienen. Das Moos auf dem Waldgrund sog das frische Naß ein, und seine hellgrünen Polster wölbten sich höher. Aus dem Boden stieg der warme, feuchte Brodem — schwer,

fast betäubend. Ein Wachsen und Dehnen, ein Keimen und Knospensprengen ringsum, ein unermeßliches Leben voll urgewaltiger, unerschöpflicher Kräfte. Und doch dieses tiefe, tiefe Schweigen; kaum daß einmal ein Vögelchen, vom Laube gedeckt, ein paar kurze, schüchterne Zwitscherlaute hören ließ.

„Da packte mich's im Innersten, bebend spürt' ich die Macht der Natur um mich her, Bewunderung, Staunen, Schauder faßte mich vor dieser stillen, unausweichlichen Allgewalt, und endlich kam's über mich wie erlösende Demut. Was war ich denn mit all meinem Leid in diesem ungeheuren, unzerstörlichen Leben, das schweigend und geheimnisvoll aus tausend Keimen sproß? Was war ich denn?

„Ich fing wieder an, mich auf mich selber zu besinnen, und überlegte alles, was nun einmal gekommen war. Weh war mir ums Herz, unsäglich weh, aber ich war doch im stande, ohne Zorn und Wut daran zu denken.

„Ich trat aus dem Walde. Der Regen hatte schon eine Weile aufgehört, die Wolken waren verflogen. Vor mir lag ein blühendes Thal, friedlich und heiter, erfüllt vom Sonnenglanze.

„Eine Thräne trat mir ins Auge und ich blickte zu Boden.

„Ich erinnere mich noch: da sah ich gerade, wie eine kleine Spinne eine Ameise beschlich, sie gierig umklammerte und den Lebenssaft aus dem zuckenden Körperchen sog. Mich ergriff diese kleine Tragödie der Vernichtung, die sich so still und so selbstverständlich abspielte. Und über mir schmetterten die Finken in den schlanken Zweigen, und in den Büschen schlugen die Amseln, und rings war ein Blühen und Gedeihen. — — —

„Spät am Nachmittag erst kam ich nach Hause. Ueberwunden hatt' ich den Schmerz natürlich nicht; wie wäre das so schnell möglich gewesen? Aber ich war doch gelassener und fester in mir geworden, und das war gut für die schweren Stunden, die mir noch bevorstanden.

„Ich traf meine Frau weinend über das Kind gebeugt, das friedlich in seinem Bettchen schlummerte. Sie hatte also wirklich erraten, daß ich um alles wisse, und nun schüttelte sie die Angst vor dem, was sie verlieren werde.

„Wie ich sie so sah, krampfte sich mir das Herz zusammen, und ich überlegte, ob es nicht besser sei, die Nacht darüber hingehen zu lassen. Allein ich überwand mich. Ich bat sie, mir auf mein Zimmer zu folgen, und willenlos gehorchte sie. Sie sank vor mir auf die Kniee und beschwor mich, ihr zu verzeihen. Um des Kindes willen beschwor sie mich, das sie nicht verlassen könne. Ihr Flehen erschütterte mich und machte mich wankend — freilich nur einen Augenblick. Also das Kind? Nur das Kind? Und kein einziger Gedanke an mich! Sie würde bei mir bleiben, aber sie würde nicht aufhören, den andern zu lieben. Ertragen würde sie, ertragen — um des Kindes willen.

„Ich hielt ihr das vor, und sie war ehrlich genug, weder mich noch sich selbst zu täuschen. Damit war's zwischen uns entschieden.

„Es waren noch bittere Zeiten durchzukämpfen, sie litt darunter nicht

minder als ich, das sah ich wohl — aber es mußt' einmal sein, und da ließ sich nicht helfen.

„Die Trennung wurde mit so wenig Aufsehen wie möglich vollzogen. Das Kind blieb bei mir. Meine Schwester war gerne bereit, sich meiner Verlassenheit anzunehmen und meinen Haushalt zu besorgen; sie hat mir im Laufe der Jahre treulich geholfen, die Kleine groß zu ziehen. Von meiner Frau hört' ich, daß sie den Architekten geheiratet habe."

Der alte Mann hielt inne. Schweigend gingen wir eine Weile nebeneinander her, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann begann er wieder:

„Wenn ich's so recht überlege, so hab' ich mich draußen in Gottes freier Natur losgekämpft von meinem schweren Geschicke. Ich habe damals natürlich noch nicht alles verstanden, kaum geahnt hab' ich es, was sie mir zu sagen wußte, meine freundliche Trösterin. Aber ich bin wieder und wieder gekommen, so oft ich nur konnte. Wissen Sie, die meisten Leute gehen in Feld und Wald und in die Berge doch nur, um sich die steifen Beine wieder rührig zu laufen, im besten Fall, um sich an der schönen Aussicht zu ergötzen. Ich aber bin zur Natur gegangen wie ein Schüler, der ihren geheimen Lehren horchen will, und ich habe da mancherlei gelernt, was mich endlich frei gemacht hat — frei in mir selber.

„Sehen Sie, wir leben immer nur von Mensch zu Mensch, und das ist der Fehler. Dadurch kommt etwas Falsches und Trügerisches in unsere Beziehungen. Wir haben uns losgelöst von dem Boden, dem wir entwachsen sind, und damit sind die Wurzeln unseres Daseins an die Luft geworfen. Wir kennen nur unseren Nebenmenschen. Wir fragen, was er uns bieten kann, wenn's hoch kommt, sogar, was er von uns verlangt. Alles, was wir thun und lassen, bringen wir nur in Beziehung zu ihm, thun und lassen wir nur aus Furcht vor ihm oder aus Liebe zu ihm. Wir vergessen aber ganz zu fragen, wie das alles sich zum Ganzen stellt, und wir haben uns völlig entwöhnt, an unseren Zusammenhang mit allem Lebendigen zu denken. Wir glauben mit unsersgleichen allein zu sein auf der Welt oder doch allein etwas zu bedeuten und Anspruch zu haben. Damit aber haben wir die natürlichen Bedingungen unseres Daseins untergraben und dem kleinen, niedrigen Egoismus das Thor in unsere Herzen geöffnet. Ich meine jenen verlogenen Egoismus, der immer die schönsten Mäntelchen trägt. Das Wort ‚soll' ist so auf die Welt gekommen. Dieses ‚soll' giebt's nur unter Menschen. Es ist in neunundneunzig Fällen unter hundert eine Verfälschung dessen, was sein muß. Darum taugt's nicht, es ist hinfällig und hindert nur die Ehrlichkeit zwischen den Menschen.

„Wenn wir aber mit unseren Wurzeln fest in dem Boden stehen, da ist's ganz anders. Da fühlen wir, daß wir im Grunde keinen anderen Gesetzen gehorchen, als das Reh, das draußen im Walde springt, als der Tiger, der im Dschungel lauert, als ein Baum oder ein Strauch. Das ist keine Entwürdigung; es ist

nur Demut. Und die thut uns not. Sie macht uns heiter, frei und stark. Unser Menschenhochmut bringt uns nur Enttäuschung, Sünde, Reu' und Qual. Wer sich aber mitten hineinstellt in die Natur und nicht mehr sein will, als er ist, ein winziges Teilchen der Schöpfung, der findet die Ruhe. In dem lebendigen Zusammenhange mit allem, was Leben hat und giebt, hat er einen sicheren Halt; daraus gewinnt er Kraft und Vertrauen. Und wenn einmal ein Sturm kommt und ihn zaust, an dem Baum im Walde hat er seinen Bruder. Im tiefsten Herzen spürt er es, daß etwas in ihm ist, was alle Stürme überdauert, etwas, das unzerstörbar bleibt — auch über den Tod hinaus.

„Sehen Sie, das hab' ich so gelernt, und das ist meine Zuversicht geworden.

„Auch über mein Schicksal hab' ich viel nachgedacht, und ich urteile jetzt milder und gerechter darüber. Wenn ich nach dem eigentlich Schuldigen fragte, immer und immer wieder nach meiner Art, so mußt' ich mir endlich sagen, daß ich es war. Was lockte mich denn — den beinahe vierzigjährigen Mann — die Hand nach dem blutjungen Mädchen auszustrecken? Und was trieb sie zu mir? Hätt' ich zuzeiten ehrlich darnach gefragt und mit freiem Blick für das Natürliche, so hätt' ich gewußt: auf ihrer Seite war's eine kindische Schwärmerei, auf meiner die liebe Eitelkeit. Ich hab' aber, wie das schon so geht, die schönsten Umschreibungen dafür gehabt, und in der Ehe? Du lieber Gott! da spinnt man den Faden weiter, den man einmal aufgenommen hat; das enge Beieinandersein, die Gewohnheit schaffen Beziehungen, die nach wer weiß was aussehen, aber im Nu zerreißen, wenn's eine ernste Probe gilt. Man glaubt nicht, wie viel man sich vormacht, nur weil man Angst hat, sich so zu sehen, wie man ist. Heute weiß ich es genau: damals, als ich die Untreue meiner Frau erfuhr, peinigte mich mehr der Gedanke an die Schande vor den Leuten, die Qual der erlittenen Demütigung als wirklicher Schmerz darüber, daß ich ihre Liebe verloren hatte.

„Ach ja, das ist ja nun gottlob alles längst vorüber, und ich bin ein ganz anderer Mensch geworden. Bei alledem sind meine alten Griechen und Römer im Grunde nicht zu kurz gekommen. Ich lese sie zwar nicht mehr so häufig wie früher, aber immer noch gerne und vor allem mit ganz, ganz anderen Augen. Konjekturen und antiquarische Notizen zu machen, den Ehrgeiz hab' ich mir abgewöhnt; dafür hab' ich in ihnen so manches Menschliche gefunden, für das ich früher keinen Blick hatte. Und was mich eigentlich lockt, was mir Maßstab für alles geworden ist und die tiefste Seele immer wieder von neuem erquickt, das wissen Sie ja.

„Mein Töchterchen hab' ich in meinem neuen Glauben erzogen. Ich hab' ihr alle Hochmutsgedanken aus dem Kopfe getrieben und sie gelehrt, mit Fröhlichkeit demütig zu sein. Ich habe sie gelehrt, über alle Menschenreden hinweg auf die Stimme der Natur zu horchen, nie zu fragen: was soll ich? aber immer ehrlich und mit treuen Sinnen zu forschen: was muß ich? und

darnach zu thun. Sie hat's beherzigt bisher, so weit das eben Menschen können. Sie ist ein frisches, freies Geschöpf geworden, und ich habe sie wohl lieber, als andere Väter ihre Kinder haben.

„So ist mein Herbst doch noch gesegnet. Ich bin zufrieden mit mir und glücklich über mein Kind. Jeder Tag, den ich lebe, ist mir ein frohes Geschenk. Ich diene nun längst über meine Jahre hinaus; so lang ich arbeiten kann, will ich nicht müßig gehn. Für Fleiß und gute Sitten hat man mich denn zum Konrektor gemacht. Nun ja, ohne Titel geht's einmal nicht ab.

„Vor zwei Jahren ist meine Schwester gestorben, und heuer ist mein Töchterchen von mir fortgezogen: sie hat geheiratet. Ich bin wieder ganz allein. Da wachte die Sehnsucht nach den Bergen in mir wieder auf, die ich schon einmal — damals mit meinem Kinde — gesehen hatte.

„Wie schön ist's hier, wie wunderschön! Sehen Sie, allein ist man nur zwischen seinen vier Wänden, Nachbar rechts und Nachbar links, Nachbar hüben und drüben. Das ist so eng und beklemmend, und dabei alles so brüchig und morsch. Aber hier außen, auf den Bergen oben, da wird's einem weit und wohl. Da ist das Leben, das große gewaltige, das alles umfaßt, und darin mag sich einer wohl gesund baden."

Wir waren an der Stelle angekommen, wo der Weg nach St. Kanzian von der Straße abbiegt, und blieben stehen.

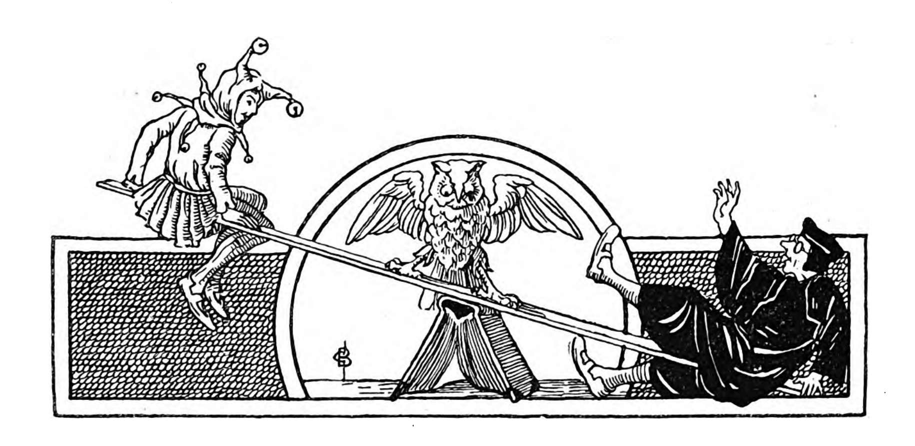
„So, nun kennen Sie meine ganze Geschichte," sagte der alte Herr. „Und da wissen Sie denn auch, wer mir den Weg zur Natur gewiesen hat. Kein anderer als mein alter Regenschirm. 's ist ein häßlicher Bursche, das will ich ja zugeben, aber er hat mir einen bessern Freundschaftsdienst erwiesen als irgend ein Mensch. Begreifen Sie jetzt, warum ich so an ihm hänge und mich von ihm nicht trennen will?"

Ich nickte.

„Nun aber adieu!" mahnte er zum Aufbruch und reichte mir die Hand, die ich herzhaft drückte. „Hoffentlich hat Sie meine Geschichte nicht gereut. Und" — setzte er mit einem stillen Lächeln hinzu — „denken Sie manchmal an mich und an meinen Regenschirm!"

Damit wandte er sich und verschwand bald zwischen den Tannen.





Milieukunst und Kunstmilieu.

Von

Dr. Paul Harms.

Nicht den Streit um Darmstadt wieder aufzurühren, bezweckt dieser Titel. Das sei ferne. Darmstadt war, wie jetzt nicht gut mehr zu bezweifeln, nur eine Episode. Episoden aber entspringen aus Zeitströmungen, und es möchte nun allerdings kein unnützes Unternehmen sein, dieser künstlerischen Strömung einmal in — wenn auch nur skizzenhaftem Zusammenhang nachzugehen; dieser merkwürdigen Strömung, die uns Künstlerkolonie und Ueberbrettl und einiges andere mehr beschert hat; zu untersuchen, von wannen sie kam und wohin sie führt, und womöglich festzustellen, was daran Gesundes und was Ungesundes daran ist.

Künstlerkolonie und Ueberbrettl haben sich schließlich in Darmstadt nicht zufällig zusammengefunden, sie sind in der That Blüten — vielleicht Auswüchse — von einem Baum, der Milieukunst, die damit auf eine Spitze getrieben wird, von wo es fast nur mehr Umkehr oder Absturz giebt. Vor allem daher eine Frage: Was ist Milieukunst? Man wird sich über den Begriff am leichtesten verständigen, wenn man von seinem Gegensatze ausgeht: von der milieulosen Kunst. Dabei wolle man nicht außer acht lassen, daß eine völlig milieulose Kunst undenkbar ist. Eine Kunst, die unabhängig wäre von dem Boden, worauf sie erwachsen, von dem Volkstum, dessen reinster Ausdruck sie ist, hat es nie gegeben und wird es nie geben. Mit dieser selbstverständlichen Einschränkung ist die milieuloseste Kunst, die wir kennen, die klassische des alten Hellas. Der Mensch und sein Geschick war ihr in erster und letzter Linie der Gegenstand, um dessentwillen künstlerische Bethätigung sich allein lohne, ohne Beziehung auf den sie kaum einen Zweck habe. Der Grundsatz l'art pour

l'art war dem echten Hellenen völlig fremd, Kunst und Leben waren für ihn keine getrennten Gebiete. Nur was jeder gesund und harmonisch gebildete Mensch völlig zu begreifen und mitzuempfinden verstünde, war ihm würdig, von Künstlerhand gestaltet zu werden. Die vollendetsten Werke dieser Kunst sind daher vom besonderen Milieu so weit unabhängig, so in sich beruhend und aus sich allein sprechend, daß sie ihre Wirkung auf keinen, mit künstlerischem Empfinden begabten Menschen verfehlen; die in ihren äußeren und inneren Vorzügen über menschliches Maß erhöhten Menschenbilder, wie der olympische Zeus und die Venus von Melos so wenig, wie die in reinen, wuchtigen Linien gezeichneten Schicksalsbilder vom Hause des Tantalos oder des Lajos, aus denen menschliche Mitbestimmung schier ausgeschaltet ist. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit das Milieu auch in dieser Kunst eine Rolle spielte, wie anders diese Rolle etwa bei Phidias und Praxiteles, bei Aischylos und Sophokles geartet war. Genug, die Kunst der Menschendarstellung ist mit gleicher Freiheit und Unabhängigkeit nie wieder geübt worden wie im alten Griechenland. Und da Menschendarstellung notwendig das Endziel jeder Kunst sein und bleiben muß, so ist es kein Wunder, daß die künstlerische Bethätigung aller Kulturvölker, bei Romanen sowohl wie bei Germanen, immer wieder an die Antike angeknüpft hat. So auch die Periode unserer Litteratur, die wir eben darum die klassische nennen. Als ihre hochragende Spitze erkennen wir heute wohl allgemein den ersten Teil des Faust an; nicht um der Beziehungen willen, die er zu einer bestimmten Umgebung hat, sondern im Gegenteil: um deswillen, weil er Menschen und ihre Schicksale, frei von zufälligen Beziehungen in Zeit und Ort, in allgemein giltiger, allgemein verständlicher, fast absoluter Form darstellt.

Jede künstlerische Richtung indes trägt den Keim zu ihrer Uebertreibung in sich. Die absolute Kunstform der Klassiker setzt, bei starker Schöpferkraft, ebensoviel Selbstzucht voraus. Fehlt eines von beiden, oder beides, so entartet sie gar zu leicht zur Karikatur. Haben Klassiker die Neigung, Menschen und ihre Schicksale ins Ueberpersönliche und Uebermenschliche zu *steigern*, so pflegen Epigonen und Romantiker sie ins Pathetische und Phantastische zu *übertreiben*. Dagegen erfolgt dann notwendig eine Reaktion. Diese fußt auf einer doppelten Entdeckung. Einmal hat sie beobachtet, daß, was in der klassischen Steigerung unterstrichene Wahrheit ist, in der romantischen Uebertreibung zur Unwahrheit, zur Lüge geworden sei. Und dann hat sie gefunden, daß die klassische Art der Menschendarstellung doch ein gar großes Gebiet unbeachtet und unbeackert liegen läßt, das, um seiner *Beziehungen* zum Menschen willen, für die Kunst recht wohl nutzbar gemacht werden könnte; ja, da der Mensch ohne solche Beziehungen nicht denkbar ist, *müßte*: die Umgebung, das Milieu. Aus beiden Gründen drängt die Reaktion zurück zur Wirklichkeit. Diese neue Richtung, der Realismus, bedeutet zunächst eine Bereicherung des Kunstschaffens, insofern sie auf tiefere Charakteristik des Menschlichen drängt

und auch für seine Umgebung eine liebevollere Pflege verlangt. In der Folge verfällt auch diese Richtung der Uebertreibung in doppelter Hinsicht: sie artet aus in Wahrheitsfanatismus und Milieuanbetung. Die eine dieser Uebertreibungen, den Wahrheitsfanatismus der Naturalisten, scheinen wir eben jetzt überwunden zu haben; in der zweiten, der Milieuanbetung, segeln wir noch mit vollem Winde. Oder denken wir schon an die Umkehr? Wie dem auch sei: herrschend ist in der Kunst der Gegenwart jedenfalls keine andere Richtung, wenn nicht die, die in Milieuschilderung aufgeht, und sich nicht damit begnügt, die Ansprüche des Milieus im Rahmen des Kunstwerks bis aufs äußerste zu vertreten; nein, sie noch darüber hinaus erweitern möchte. Jedes Kunstwerk soll als solches wiederum Anspruch auf ein besonderes Milieu haben, bis — ja, vermutlich, bis die Milieukunst das ganze Leben erobert und in lauter Kunstmilieu verwandelt haben wird.

Klassische, romantische und naturalistische Epochen sind besonders in der neueren Dichtkunst Frankreichs wie Deutschlands gut voneinander zu scheiden. Indes laufen die verschiedenen Richtungen doch auch vielfach in- und durcheinander, ja sie kreuzen sich oft genug innerhalb derselben Künstlerpersönlichkeit. Der Klassiker Goethe war in seinen besten Tagen zugleich ein starker Realist, der sogar recht naturalistisch derb werden konnte; Schiller neigte nicht minder stark zur Romantik. Es möchte sich daher empfehlen, die theoretischen Unterscheidungen an einigen Beispielen auf das richtige Maß praktischer Bedeutung zurückzuführen. Nicht an künstlerischen Totgeburten natürlich, sondern an Werken, die ihr Publikum haben. Wohl das vollendetste Beispiel erzählender Milieukunst ist Flauberts Salammbo. Eine fremde Kultur, ein fremdes Volkstum, innerlich uns noch fremder als in seinen äußeren Daseinsformen, ist da mit einer erstaunlichen Sicherheit, einer auch das Kleinste beherrschenden Meisterschaft dargestellt; ob so, wie es wirklich war, wer wollte das nachweisen? Jedenfalls aber so, wie es hätte sein — können. Und das ist in der Kunst das Entscheidende. Aber gerade die Salammbo zeigt deutlich die Gefahr, die die einseitige Ausbildung einer „Richtung" für den Künstler birgt. So vollendet das Milieu des alten Karthagos geschildert ist, so dürftig ist die Schilderung seiner Menschen geblieben. Von ihrer Kleidung bleibt uns kein Knopf unbekannt, in ihre Charaktere schauen wir nicht allzu tief. Salammbo bleibt uns ein Schatten, ihr Liebhaber eine Schablone, alle anderen mehr oder minder dasselbe. Am empfindlichsten macht sich dieser Mangel psychologischer Vertiefung bei dem Vertreter jener Familie geltend, um derentwillen uns Karthago künstlerisch allein interessiert, bei Hamilkar Barkas. Von seinem Genie sehen wir immer nur die Wirkungen; seine historisch beglaubigten Thaten werden uns mit historischer Treue berichtet; wie aber diese Thaten im Geiste Hamilkars geboren wurden, davon erfahren wir bitter wenig. Krasser noch wird dieses Mißverhältnis bei Zola, wo gelegentlich schon die Milieuschilderung versagt. Dreimal müssen wir uns in Au bonheur des dames durch den Ausverkauf eines Riesenmagazins

durcharbeiten, mit allen ermüdenden und verwirrenden Einzelheiten; wie es aber zuging, daß die kleine Denise den rücksichtslosen Draufgänger Octave Mouret unterjochte, das bleibt uns in seinen eigentlichen Beweggründen verborgen. Wir müssen's, bis auf flüchtige Andeutungen, als vollendete Thatsache hinnehmen.

Es ist denn auch bezeichnend, daß uns von Zola und seiner Schule nicht sowohl die Milieukunst als der Naturalismus überkommen ist. Der führte in unserer Erzählungskunst zunächst einen schroffen Bruch mit der Tradition herbei, woraus sie sich zu etwas wie einem einheitlichen Stile noch nicht durchgearbeitet hat. Den Naturalismus hat auch sie überwunden, die zum Selbstzweck gewordene Milieuschilderung lastet noch schwer auf manchem Buch, „gedruckt in diesem Jahr"; Erzähler von der Bedeutung eines Flaubert und Zola hat das Geschlecht, das nach dem Jahre siebzig heranwuchs, überhaupt noch nicht hervorgebracht. Das Schwergewicht unserer litterarischen Entwicklung lag ja im Drama! Hier brauchte keine Tradition abzureißen, auch für die Milieukunst nicht. Erbförster — Maria Magdalena — Viertes Gebot, das sind in einzelnen Teilen mustergiltige Beispiele für die Bedeutung, die dem Milieu im Kunstschaffen zukommt: uns anschaulich machen zu helfen, wie diese Menschen in diesem Milieu diese Schicksale haben müssen. Und insbesondere von Anzengrubers Viertem Gebot führt eine schnurgerade Linie zu Sudermanns Ehre und anderen „Vorderhaus-Hinterhaus-Dramen". Diese deutsche Tradition, die auf Ludwig, Hebbel und Anzengruber zurückgeht, lernte von Frankreich den Naturalismus und mancherlei Aeußerlichkeiten der Technik. Ein weit tiefer wirkender Einfluß aber kam ihr von skandinavischen Schriftstellern, Meistern in der Schilderung des — wenn der Ausdruck gestattet ist — innern Milieus. Die Tolstoj und Dostojewski, die Ibsen und Strindberg sind unermüdliche, oft selbstquälerische Beobachter innerer Zustände und haben es in der Kunst ihrer Bloßlegung zu einer vordem unbekannten Vollendung — im kleinen und kleinsten gebracht. Diese nordischen Einflüsse haben auf niemand mehr gewirkt als auf das stärkste dramatische Talent unserer neuesten Litteraturepoche, auf Gerhart Hauptmann. In allen seinen Dramen spielt das Zuständliche eine Hauptrolle, einige kommen aus dem Zuständlichen nicht heraus; so der Biberpelz, dessen Bühnenwirkung lange darunter gelitten hat, so der Fuhrmann Henschel. — Der brave Fuhrmann hat ja ein Schicksal. Aber in ihm ist nichts, was dies Schicksal anzöge, wie Jason die Medea, und Medea den Jason. Hätte er statt der bösen Hanne eine gute Magd ins Haus bekommen, er hätte eines friedlichen Todes sterben können. Oder, da es nun einmal die Hanne war: er hätte sie im ersten Wutanfall niederschlagen und dann „in die Gerichte" gehen, oder er hätte das Kind auf den Arm nehmen, die Hanne sitzen lassen und in die weite Welt wandern können. Und was da aus ihm geworden wäre, hätte rein von zufälligen Umständen abgehangen. Im Charakter des Fuhrmanns Henschel vollzieht sich vor unseren Augen keinerlei Entwicklung, die mit Notwendigkeit auf den einen oder den anderen Weg wiese.

Und der Fuhrmann Henschel war der letzte, durchschlagende Erfolg jungdeutscher Bühnenkunst. Dann kamen eine Reihe mehr oder minder glücklicher Versuche, und dann kam — das Ueberbrettl. Das schlug mit einer unheimlichen Geschwindigkeit durch und wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, mit einer ebensolchen Geschwindigkeit abwirtschaften. Was hat das zu bedeuten? Oder, um in geordneter Reihenfolge zu fragen, wie kam es, daß die Herrschaft der Milieukunst umschlug in eine Herrschaft des Kunstmilieus? Das ist nicht ganz leicht zu sagen, denn wir stehen noch zu tief in der Entwicklung drin. Ein paar der wirkenden Ursachen aber möchten doch festzustellen sein. Da ist zunächst der Umstand, daß es dem größten, schöpferischen Genie der neueren Kunst, Richard Wagner, gelang, nicht nur *in* seiner Kunst, sondern auch *für* seine Kunst ein eigenes Milieu zu schaffen. Bayreuth konnte sich bei der großen Menge nur langsam durchsetzen, eigentlich erst nach seines Schöpfers Tode, als seine Musik den beispiellosen Erfolg hatte, das feindliche Frankreich zu erobern. Dann aber riß der Gedanke, daß das „wahre" Kunstwerk nur an besonderer, weihevoll zubereiteter Stätte genossen werden könne, nicht mehr ab. Bungert sollte ein eigenes Festspielhaus für seinen „Trompeter von Ithaka" bekommen, der betriebsame Herr von Possart gründete seiner höheren Regiekunst das Prinzregententheater, und Enthusiasten verlangten für den Parsifal ein Ausnahmegesetz. Der dürfe von seinem Bayreuther Milieu nimmer getrennt werden, und ehe das deutsche Volk ihn ohne das zu hören bekäme, lieber solle er ihm für immer vorenthalten werden. Das war die eine Strömung, die von einem Mächtigen im Reiche der Geister ausging; eine andere ging aus von einem Mächtigen dieser Welt, dem mächtigsten Manne im Deutschen Reiche. Kaiser Wilhelm II. ist der einflußreichste Förderer, wenn nicht der Begründer der Geschmacksrichtung, deren letzte Blüte das Ueberbrettl ist. Des Kaisers künstlerische Anschauungen bewegen sich in einem eigenen Milieu, voll romantisch-prunkhafter Vorstellungen. Es hat mit der Kunst ursprünglich gar nichts zu thun, stammt aus dynastischer Ueberlieferung. Aber was der Kaiser hat thun können, dies sein inneres Milieu der Kunst seiner Zeit aufzuzwingen, das hat er gethan. Das in seinen Grenzen ganz achtbare Talent eines Joseph Lauff wurde angespannt, um Dramen mit kaiserlichem Milieu zu schreiben, Dramen, bei denen, wie bei der großen Wasserpantomime im Zirkus, die äußere Ausstattung die Hauptsache ist. Das in seinen Grenzen noch achtbarere Talent von Reinhold Begas wurde angespannt, um die bildende Kunst in dasselbe kaiserliche Milieu zu zwingen. Die ehrwürdige Gestalt des alten Wilhelm und schließlich gar der aufrechte Recke Bismarck wurden geknetet und hergericht', bis sie in den allegorischen Theaterplunder dieses Pseudo-Kunstmilieus paßten. Und Herr Begas durfte sich rühmen, wie viel „Einfälle" ihm beim Bismarckdenkmal gekommen seien, ohne dafür — anderthalbhundert Jahre nach Lessing! — ausgelacht zu werden; als ob „Einfälle" den Künstler machten, und nicht vielmehr *der* Einfall! In Aeußerlichkeiten geht die staatliche und höfische Kunstförderung

des neuen Kurses auf — die Siegesallee ist wirklich und wahrhaftig das erste, plastische, Ueberbrettl — und man sollte sich wundern, wenn der nicht selten gewaltsame Druck, womit sie sich durchsetzt, allmählich zersetzend und zerstörend auf den guten Geschmack einwirkt? Wenn die Zersetzung schließlich auch ernst zu nehmende Künstlercharaktere ergreift? Es waren ganz vernünftige Bestrebungen, die in das Tohuwabohu unserer Kunstausstellungen einigen Sinn und Verstand bringen wollten. Aber als sich die Darmstädter dann vermaßen, ein Stück Leben aus dem Boden zu stampfen, das mit Kunst ganz und gar durchsetzt sein sollte, bis zum — man verzeihe! — bis zum künstlerisch durchgebildeten Nachtgeschirr, da war man mit der Ueberschätzung des Kunstmilieus hart an der Grenze, wo Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage wird.

Die einzige Kunst, die von dieser Strömung bis in die jüngste Zeit nur wenig berührt war, die sich noch mehr um das Milieu im Kunstwerk als um das Drumherum kümmerte, war die Lyrik. Ihr einziges Ausdrucksmittel war das Wort, das sogar fast das einzige Ausdrucksmittel des griechischen Dramas gewesen war. Das mußte anders werden, es war die höchste Zeit! Erst trat an Stelle des sinnvoll gesetzten Wortes ein hilfloses Gestammel, dann ward der „Buchschmuck“ wichtiger als das Buch, endlich versuchte man es mit dem Vortrag in besonders hergerichteten Räumen, und zuletzt machte Herr von Wolzogen, angeregt durch den Roman eines Lyrikers, den entscheidenden Sprung: hinein mit der ganzen Lyrik in ihr besonderes Milieu. Das ist die eigentliche Bedeutung der Ueberbrettelei: die Flucht der Lyrik ins Kunstmilieu.

In alledem steckt ja unzweifelhaft ein berechtigter Kern. So ist es recht vernünftig, in der Lyrik wieder das gesprochene Wort an Stelle des gedruckten treten zu lassen. Ob es noch vernünftig ist, den Vortragenden in ein besonderes Kostüm zu stecken, wird vom Kunstwerk abhängen, das er vorträgt; Bierbaums Lustigem Ehemann schadet's gewiß nichts, beim Erlkönig oder dem Fischer wär' es schon eher vom Uebel. Je mehr ein Kunstwerk für sich selber spricht, je mehr es demgemäß auch den Hörer in Anspruch nimmt, um so weniger Sinn hat es, die Aufmerksamkeit der Hörer auf Aeußerlichkeiten abzulenken; was denn freilich nur zu oft einen Rückschluß zuläßt auf den Wert jener Kunst, die eines besonderen Brimboriums von Aeußerlichkeiten um keinen Preis glaubt entraten zu können. Einseitig ist die Richtung, die die Milieuschilderung in der Kunst zur Hauptsache macht; vollends krankhaft aber wird sie, wenn ihr das Milieu um die Kunst geradezu über die Kunst selber geht. Es ist nützlich und gut, wenn man dem äußern Rahmen und der innern Anordnung unserer Kunstausstellungen mehr Sorgfalt zuwendet, als man früher für nötig hielt. Die Hauptsache ist das aber doch nicht; die Hauptsache sind — gute Bilder. Raphaels Madonna della Sedia oder die Sixtina kann man zur Not allein an eine schmucklose graue Wand hängen, wenn sie nur gutes Licht haben. In sezessionistisch verzierten Zeitschriften kann man nicht selten von der „Barbarei“ lesen, etwa einen Böcklin neben einen Liebermann zu hängen. Ist das Un-

glück wirklich so groß? Einen Beschauer mit gesunden Sinnen hindert doch nichts, nach der vollwichtigen Persönlichkeit des einen Künstlers die eines andern auf sich wirken zu lassen. Der Wechsel kann sogar recht lehrreich werden, wem er aber Schmerz bereitet, dessen Kunstempfinden ist eben schon bedenklich verweichlicht. Es hat noch niemand gut gethan, in Watte gewickelt und vor jedem Lüftchen ängstlich behütet zu werden. Es kann auch dem Kunstempfinden unmöglich gut thun, beständig in die Watte künstlerischen Milieus gewickelt und vor dem kräftigen Lufthauch starker Kontraste ängstlich gehütet zu werden.

Man wolle doch einem normalen Menschen nicht einreden, er dürfe, nachdem ein Schubertsches Lied in ihm verklungen ist, keine Beethovensche Symphonie anhören, ehe er nicht allerlei vermittelnden Hokuspokus habe über sich ergehen lassen! Man wolle uns nicht glauben machen, es gebe vollwichtige Bühnenwerke, die nur in eignen Festspielhäusern genossen werden dürften. Man fürchte doch nicht, der Deutsche möchte seinen alten Kaiser nicht mehr erkennen, wenn nicht ein paar langbeinige Begassche Friedensengel um ihn herumstehen oder ein paar Löwen in grimmigem Bauchweh den Rachen aufreißen. Man hoffe aber auch nicht, einer papiernen Litteratenlyrik dadurch zu blühendem Leben zu verhelfen, daß man sie von kostümierten Herren und Damen in stilvoller Umgebung vortragen läßt.

Was Herr von Wolzogen, der „Ueberbaron", einst von der Veredelung des Tingeltangels erzählte, darf niemand irre machen. Das gehörte so mit zur Reklame. Das Tingeltangel folgt seinen eignen Gesetzen, wobei es sich zur Abwechslung auch mal „veredeln" mag. Die Ueberbrettelei aber trägt zu deutlich die Kennzeichen litterarischen Ursprungs, sie will die Lyrik unter die völlige Herrschaft des äußern Milieus zwingen, wie die Darmstädterei die bildenden Künste der Herrschaft dieses Milieus sklavisch unterthan machen wollte.

Diese verweichlichende Alleinherrschaft des Kunstmilieus konnte vielleicht nur deshalb so rasche Fortschritte machen, weil ihr eine verweichlichende Alleinherrschaft der Milieukunst in Litteratenkreisen vorgearbeitet hatte. Denn auch die vollendete Milieukunst führt schließlich zu einer Scheu vor Kontrasten, vor starken Wirkungen, vor der einfachen, geraden, großen Linie. Die leidenschaftliche Beobachtung des Zuständlichen, die da immer noch kleine und kleinste Uebergänge entdeckt, wo das unbewaffnete, gesunde Auge nur schroffe Gegensätze sieht, erzeugt die Abneigung des Forschers gegen jede Bewegung. Es ist geradezu typisch, wie in Ibsens Rosmersholm dieselben Zustände in rückschauender Betrachtung unermüdlich hin und her gewendet werden. Und da kann man eine hübsche Beobachtung machen: diese Menschen, die ausschließlich dem Studium ihres innern Milieus leben, lachen nicht. Das Lachen beruht auf starken Kontrastwirkungen. Vielleicht ist es nur die physische Lösung für einen psychisch nicht zu lösenden Kontrast zwischen zwei Vorstellungsreihen. Das echte Lachen nun, das der Freude an unlösbaren Kontrasten — nicht dem Schmerz oder der Wut darüber — entspringt, lachen Ibsensche Personen überhaupt nicht.

Dies Lachen schien auch aus der deutschen Kunst zeitweise verbannt werden zu sollen. Dies Lachen und sein Gegenstück, der tragische Schmerz. Starke Leidenschaften waren verpönt und ihre Ausbrüche galten, wunderlicherweise, als unrealistisch. Als ob sie nicht die realste Erscheinungsform wären, worin sich der Charakter des Menschen offenbart! Sudermann, der von allen modernen Dramatikern zeitweise das feinste Empfinden für die Bedürfnisse des Modegeschmacks hatte, hat in seinem Dienst eine ausgesprochene Furcht vor der natürlich gegebenen Entwicklung bekommen, wenn sie, wie im Johannisfeuer, deutlich zur tragischen Katastrophe drängt. Und was bei Sudermann möglicherweise nur Rücksicht auf den Zeitgeschmack war, das war bei andern — künstlerische Impotenz, aus der sie alsbald eine Tugend machten. Nachdem aber die wirkungsfähigste Kunst erst einmal vor ihren stärksten Wirkungen geflohen war, bedurfte es nur eines Schrittes auf diesem Wege weiter, um diese Wirkungen, das heilige Lachen und den heiligen Schmerz, auch aus der Umgebung der Kunst zu verbannen. Im Dunstkreis eines Kunstwerkes sollte überhaupt nicht mehr geweint und gelacht, sondern nur mehr stilvoll-feierlich „empfunden" werden. Man forderte für jedes Kunstwerk ein sorgsam abgetöntes Milieu, das profan-heftige Regungen nicht aufkommen ließe. Zwar das Ueberbrettl gestattete, aus Rücksicht auf den bisherigen Geschmack des zahlenden Publikums, noch ein kräftig Zötlein hie und da; in Darmstadt aber waren blutlos-verschwommene Stimmungsbilder das Höchst-Zulässige, was man auf der Bühne noch dulden wollte. Und nicht das Schlechteste an dem „Dokument deutscher Kunst" soll gewesen sein, wie es sich als „Ueberdokument" nach Art der Ueberbrettl selbst parodierte.

Und mit der Geschmacksrichtung wären wir nicht auf dem Gipfel der Ungesundheit? Freuen wir uns, wenn's so ist, denn auf dem Gipfel, das ist doch wenigstens ein Trost. Weiter geht's nicht mit der Ueberbrettelei, weder mit der litterarischen des Herrn von Wolzogen, noch mit der architektonischen der Darmstädter, noch mit der plastisch-historischen des Kaisers. Die vollendete Herrschaft des Kunstmilieus wird überwunden werden, wie der Naturalismus überwunden ward. Sie ist der äußerste Ausläufer einer Richtung, die, weil es ihr an selbstschöpferischer Kraft gebrach, ihre und des Publikums Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die Umgebung des Kunstwerks lenkte und diese zur Hauptsache machte. Wie man sieht, ist hier eine Steigerung nicht mehr möglich, es bleibt nur mehr der Verfall übrig oder die Umkehr. Echte Künstler werden über die Mode hinwegschreiten und zurückkehren zur Kunst, Menschen darzustellen, und ihr Freud' und Leid, ihre Schicksale zu schildern, in Tönen und in Worten, in Farben und in Stein. Auf dem Rückwege werden sie aufsammeln, was sie von der überwundenen Richtung gebrauchen können: die ganze Milieukunst, soweit sie nicht Selbstzweck ist, sondern als ein dienendes Glied an ein Ganzes sich anschließt; soweit sie uns den Boden kennen lehrt, worauf Menschen erwuchsen, die in ihrem Denken, Fühlen und Handeln von diesem Boden und seiner Stimmung abhängig sind. Und vom Kunstmilieu werden

die echten Künstler nehmen, was günstige Umstände, was „ihr“ Milieu ihnen erlaubt. Die Dramatiker in Ton und Wort werden ihre Schöpfungen lieber in Festspielhäusern aufführen lassen als auf Schmierentheatern. Die Maler und Bildhauer werden ihre Werke lieber in den Häusern reicher Kunstfreunde sehen als im staubigen Laden des Trödlers. Und die Lyriker werden ihre Verse lieber selbst auf Ueberbrettln deklamieren, als sie in den Lagerräumen der Buchhändler verschimmeln zu lassen. Auch wird es allen Künstlern förderſam sein, wenn ein freundliches Schicksal sie noch bei Lebzeiten in ein anständiges Milieu bringt. Aber eigentlich: war das nicht zu allen Zeiten so? Auch Phidias wäre wohl nicht ganz Phidias geworden, wäre nicht Perikles sein Freund und Gönner gewesen.



Junges Jahr.

Von

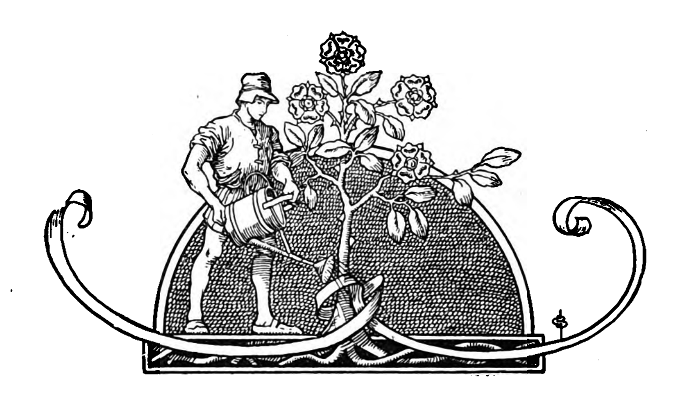
Anna Dix.

Sinnend lieg' ich wach bei Sternenschein.
Horch! ein sachter Schritt auf meiner Stiegen,
Tritt ein Kind herein
Lächelnd und verschwiegen.

Seines Auges Glanz erhellt die Nacht.
Grüßend hör' ich meinen Namen nennen.
Tief in mir erwacht
Inniges Erkennen.

Junges Jahr! so ruf' ich hoffnungsbang,
Junges Jahr! — was hast du mir zu bieten?
„Echo deinem Klang, —
Früchte deinen Blüten!“





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Es war gegen neun Uhr abends, als Flemming und Kuno schweißtriefend und staubbedeckt den Kamm des Hügels erreichten, von wo aus man den See überblickt, an welchem das Wirtshaus zum Weißen Springer liegt. Wie eine ungeheure silberne, mit den wunderbarsten Farbenreflexen überflutete Platte nahm sich das Wasser aus. Vorn die breiten, grünlichen Schatten des Geländes, dann ein hellblitzender Streif, dahinter das bläulich verschwimmende jenseitige Ufer. Und im Westen, wo die Sonne eben unterging, alles rot und leuchtend, als wäre ein feuriger Blutstropfen in den See gefallen und löse sich langsam in dessen Wassern auf.

„Schön!" sagte Flemming, der sich auf seinen Stock gelehnt hatte und sich mit dem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Er war, wie stets, wenn er sich eine große körperliche Anstrengung zugemutet hatte, in der besten Laune und fuhr lachend fort: „Es bleibt doch wahr, man genießt eine Landschaft, mag sie im Norden oder im Süden liegen, nur dann, wenn man sich um sie vorher etwas abgeradert hat."

Kuno war auf dem Wege ziemlich einsilbig und zerstreut gewesen. Auch jetzt stützte er beide Hände auf den Stock, starrte auf den glitzernden See und antwortete nicht. Aber plötzlich sagte er, wie aus tiefen Gedanken heraus: „Ob er wohl Sillery hat?"

„Wer?" fragte Flemming erstaunt.

„Schockschwerenot! — der Wirt zum Weißen Springer natürlich."

„Ach so! Ja, mein Bester, da fragst du mich wirklich zu viel. Aber sag mal, was ist dir eigentlich? Du bist ja so schnurrig?"

„Schnurrig? Nein! Aber hungrig!“ Er deutete mit der Hand in die Landschaft hinaus. „Sieh mal, das ist ja alles recht schön, aber man wird doch davon nicht satt. Also schlage ich vor, daß wir so schnell wie möglich ein ‚Tischlein deck dich‘ suchen.“

Das Wirtshaus lag dicht vor ihnen, ein niedriges, leuchtend weißes Gebäude, von der mit stattlichen Linden bepflanzten Chaussee durch einen Rasenplatz getrennt. Um den Rasenplatz herum kam ihnen der kleine, behäbige Wirt lächelnd und dienernd entgegen. Aber die Aussichten auf ein Nachtquartier waren nicht ganz sicher. „Alles überfüllt — Sommerfrischler aus Berlin und Herr Schmiedekampf von der großen Hamburger Firma: Schmiedekampf & Söhne. Ja, wenn die Herren vorlieb nehmen wollten, eine Kammer wäre noch da und ein kleines Zimmer daneben; aber in der Kammer wäre das Bett nicht besonders, und in dem Zimmer befänden sich noch die Hochzeitsgeschenke seiner Tochter, die kürzlich geheiratet und ihre neue Wohnung in Berlin noch nicht bezogen habe.“

„Siehst du, mein lieber Kuno,“ sagte Flemming, „das ist die echte Reisepoesie. Nun, Herr Wirt,“ wendete er sich an diesen, „Sie werden das alles schon einrichten. Zunächst weisen Sie uns nur einen Raum an, wo wir unsere Wäsche wechseln und uns ein wenig abspülen können, und dann sorgen Sie für ein kleines Souper und ein gutes Glas Wein.“

Eine Viertelstunde später saßen die Freunde bei einem schmackhaften Kotelett und einer Flasche köstlichen Rüdesheimers in dem kühlen, schattigen Garten, der hinter dem Hause unmittelbar an den See anstieß. Die Sonne war nun völlig untergegangen und nur hier und da leuchtete noch ein mattes Rot durch die dichtbelaubten Wipfel der alten Ulmen. Der See lag unbeweglich, grauschimmernd vor ihnen; er warf seine Wellen träge an den Strand und verschwamm in der Ferne mit dem Waldessaum in einem breiten violetten Streifen. Ein frischer Wind zog über die Wasserfläche und brachte Kühlung.

Zur linken Hand saßen an sauber gedeckten Tischen die Berliner Sommerfrischler, wie überall, so auch hier sich gebärdend, als ob mit ihnen erst das Licht in dieser dunklen Gegend aufgegangen sei. Im Vordergrunde spielten ein paar junge Mädchen und halbwüchsige Burschen Croquet, die hellgekleideten Gestalten der ersteren hoben sich angenehm von dem grauen Hintergrunde des Sees ab. Zwischen ihnen und den einzelnen Tischen wanderte ein langer, junger Herr im weißen Flanellanzug mit einer blauseidenen Schärpe um den Leib rastlos auf und ab, bald hier, bald da stehenbleibend und mit mißvergnügter Stimme längere Reden haltend. Dabei hielt er die Ellenbogen eng an den Leib gepreßt und ließ die mit vielen Ringen geschmückten Hände vorn an der Brust herabhängen. „Das reine Känguruh,“ wie Kuno Flemming zuflüsterte. Das war Herr Schmiedekampf jun. in Firma Schmiedekampf & Söhne — „Hamburger Export, Welthaus“, wie er hinzuzufügen pflegte. Seit ihn seine Firma im vorigen Jahre nach Südamerika geschickt hatte, war er dem Größenwahn verfallen. Er glaubte nun, die Welt und ihre Genüsse bis auf

den Grund kennen gelernt zu haben. Er hielt sich für so blasiert, daß er nichts mehr in derselben Weise zu thun vermochte, wie andere Menschen. Er schlief bis zum Mittag und wachte bis vier Uhr nachts, ging spazieren, wenn die anderen tafelten, und tafelte, wenn sie spazieren gingen, und trank nur noch klares Brunnenwasser „mit einer Idee Cognac" drin — „wissen Sie, nur eine Idee, denn mehr vertragen meine Nerven nicht." Er litt ganz kolossal an den Nerven — „wissen Sie, wenn einer niest, so fühl' ich's, als ob hundert Schwerter durch meine Brust gehen." Herr Schmiedekampf ließ durchblicken, daß er kolossal reich sei, und das machte ihn bei den Berlinern, namentlich bei denen, die noch Töchter zu vergeben hatten, zu einer beachteten Persönlichkeit. Er machte auch Anspruch auf Beachtung, schwadronierte und krakehlte den ganzen Tag umher, störte den Leuten die Gemütlichkeit und war tödlich beleidigt, wenn sie seine langweiligen Expektorationen nicht mit der größten Aufmerksamkeit anhörten.

Dann war bei der Gesellschaft noch ein etwas klein geratener Sekundaner, der sich in der für ihn und seine Mitmenschen einigermaßen aufregenden Periode der auffallenden Shlipse und der beständigen Verliebtheit befand. Er hatte seine Wahl zwischen den anwesenden Damen noch nicht treffen können, weil er nicht die rechte Beachtung fand, und war fest entschlossen, Herrn Schmiedekampf, der ihm im Lichte stand, gelegentlich erst zu ohrfeigen und dann auf zehn Schritt Distance über den Haufen zu schießen.

Bei diesen Herrschaften hatte sich ein Streit erhoben, wer wohl die beiden Fremden sein möchten. Die meisten, namentlich die Damen, rieten ganz richtig auf Offiziere in Zivil, aber Herr Schmiedekampf, der sich schon dadurch verletzt fühlte, daß neben ihm überhaupt noch ein männliches Wesen die Beachtung der Damen fand, zuckte mit den Schultern und sagte verächtlich: „Offiziere! I, Gott bewahre — Kommis, die sich einen vergnügten Tag machen." Und als man ihm lebhaft widersprach, sagte er: „Na, wollen gleich mal sehen" und näherte sich, die Hände vor der Brust balancierend, dem Tisch der beiden Freunde.

„Du," sagte Kuno, „das Känguruh geht auf uns los."

„Um Gottes willen!" versetzte Flemming mit komischem Entsetzen. Und nun sahen sie dem Ankömmling mit einer Miene höflichen Erstaunens entgegen, die auf ihren Gesichtern förmlich festzufrieren schien, je mehr sich Herr Schmiedekampf ihnen näherte.

Diesen Blicken hielt der tapfere Weltreisende nicht stand, er bückte sich plötzlich zur Erde, hob einen dürren Zweig auf, besah ihn, knickte ihn durch und kehrte langsam zu seinen Berlinern zurück.

„Nun," wurde er gefragt: „Haben Sie sich überzeugt? Sind es wirklich Kommis?"

„Pah!" versetzte Herr Schmiedekampf und richtete sich zu seiner ganzen stolzen Länge empor. „Und wenn es Leutnants wären — was ist ein Leutnant gegen ein Mitglied der Weltfirma Schmiedekampf & Söhne! Sehen Sie,

ein Leutnant gegen unsere Firma — das ist so — so, wie dieser trockene Ast gegen die Ulme dort."

Der kleine Sekundaner rückte nervös an seinem schmetterlingsförmigen Shlips und fragte sich ernstlich, ob dies nicht der gegebene Moment sei, Herrn Schmiedekampf zu ohrfeigen.

Der war aber in seinem Behagen doch etwas gestört, und als nun gar ein paar Wagen vorfuhren, der Propst mit seinen Gästen den Garten betrat, Flemming und Kuno sich mit ihnen begrüßten, der Wirt und die beiden flinken Mägde hin und her rannten, und seine getreuen Berliner nur noch Augen und Ohren für die vornehme Gesellschaft besaßen, die da plötzlich hereingewirbelt war, da verließ Herr Schmiedekampf zornig das Lokal und ging nach dem nächsten obskuren Dorfkrug, wo er sich ein Glas Brunnenwasser, „nur mit einer Idee Cognac", geben und sich von ein paar Knechten wortlos anstarren ließ, die nicht recht wußten, ob sie ihn für verrückt oder für betrunken halten sollten.

Da, wo Kuno und Flemming gesessen hatten, war bald eine lange, mit weißen Laken bedeckte Tafel für die Gesellschaft hergerichtet. Der Propst schlug vor, eine Bowle zu brauen, zu der er die Erdbeeren mitgebracht habe, während das übrige im Keller des Weißen Springer zu finden sein werde. Man stimmte ihm zu, und bald stand er mit zurückgeschlagenen Manschetten und einer Serviette unter dem Barbarossabart hinter einer Batterie von Flaschen und Gläsern als „Braumeister aus Neigung", wie Flemming ihm scherzend zurief.

„Daß wir uns wiedersehen würden, mein gnädiges Fräulein," sagte Kuno zu Liesa, neben der er Platz genommen hatte, „das wußte ich — aber daß es heute abend noch geschehen durfte, betrachte ich als ganz besondere Gunst des Schicksals."

Liesa schwieg. Sonst stets heiter und unbefangen, fühlte sie heute eine gewisse Verlegenheit. Gleich nach ihrer Rückkehr zur Tante waren die Damen von Sander und von Zander bei der Aebtissin erschienen und hatten über Liesas tête-à-tête mit dem „fremden Herrn" ausführlich berichtet. Hätte die Tante das zwanglose Beisammensein unter der Linde selber entdeckt, sie würde Liesa gründlich den Kopf gewaschen haben. Aber da die Anklage von diesen beiden spinnenartigen Damen ausging, die der Aebtissin gründlich zuwider waren, hatte sie die Nichte in Schutz genommen und, nur um jene gründlich zu ärgern, sogar die Erlaubnis erteilt, daß sie mit Benckendorffs nach dem Springer fuhr. Solche Ausflüge liebte Liesa, und der heutige erfüllte sie mit ganz besonderem Entzücken. Und doch saß sie zunächst einsilbig und zerstreut neben Kuno.

Jetzt wurden die ersten Gläser herumgereicht, und in demselben Augenblick ließ der Klosterjäger, den der Propst in seinem Wagen mitgebracht hatte, und der inzwischen in einem Boote auf den See hinausgerudert war, von dorther einige Volksweisen auf dem Cornet à piston ertönen. Er blies rein und sicher, und hier in dieser frohen Gesellschaft, an diesem köstlichen, von Düften

geschwängerten, von einer lauen Brise gekühlten Abend trug seine Kunst, im Verein mit der wieder trefflich geratenen Bowle, nicht wenig zur Erhöhung der Stimmung bei. Kuno aber, der schon lange darüber gegrübelt hatte, wie er es anfangen sollte, Liesa zu ihrem Lieblingstrank zu verhelfen, ward durch den Klang des Hornes auf einen guten Gedanken gebracht.

„Wie wär's," sagte er, auf ein paar Böte deutend, die unweit an einem Stege festgekettet lagen, „wie wär's mit einer kleinen Bootfahrt — haben gnädiges Fräulein nicht Lust, sich draußen ein wenig im Mondschein schaukeln zu lassen?"

„Das ist ja ein herrlicher Gedanke!" rief Liesa freudig aus.

„Nun, so will ich mal erst die Flottille auf ihre Seetüchtigkeit prüfen," rief Kuno und eilte davon. Er gab dem Wirt eine kleine Instruktion und kehrte bald darauf wieder, um die Damen nach dem Boot zu führen. Liesa, die Baronin, Lona Wenkstern und eine jugendliche Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend vertrauten sich seiner Führung an, während die übrigen Herrschaften es vorzogen, bei der Bowle zu bleiben.

Kuno hatte die Ruder ergriffen und trieb mit ein paar mächtigen Schlägen das Fahrzeug aus dem Schatten des Ufers weit hinaus auf den mondbeschienenen See. Dabei straffte sich seine lange, sonst nicht selten etwas schlaff erscheinende Gestalt, und sein bartloses Antlitz nahm die gespannte und beherrschte Miene des Sportsman an, die dem Laien stets imponiert. Noch ein paar Schläge und er zog die Ruder ein. Das Boot lag nun fast bewegungslos auf der schimmernden Fläche.

„Wie herrlich!" rief die Baronin aus, auf das gegenüberliegende, bewaldete Ufer deutend, dessen herrliche Buchenwand wie mit bengalischem Licht übergossen erschien. „Nicht wahr, Graf, unsere holsteinischen Seen sollen gelten?"

„Gnädige Frau, ich habe nur ein halbes Auge für den See."

„Das bedeutet doch wohl, da Sie im Besitze Ihres vollen Sehvermögens zu sein scheinen, so viel als ein ganzes? Also, wenn Sie nur ein Auge für den See haben, wem gehört das andere?"

„Der Anmut, der Schönheit, der Grazie, die ich zu fahren das Glück habe."

„Also ein Auge für den See, eins für uns — da bleibt für das Boot und für die Ruder nichts übrig. Ist das nicht etwas gefährlich?"

„Unbesorgt, gnädigste Frau," lachte Kuno, „um Sie von diesem stillen Wasser wieder sicher ans Land zu bringen, bedarf ich der Augen nicht." Er griff hinter sich unter die Bank und brachte einen zinnernen Champagnerkühler hervor, aus dem drei goldene Flaschenköpfe verlockend herausblickten.

„Ein Glas Sillery," sagte er, Liesa keck in die Augen blickend, „wird den Reiz der Situation nicht verringern."

„Gütiger Himmel!" rief die Baronin mit komischem Entsetzen. „Es ist ja sehr freundlich von Ihnen, lieber Graf, daß Sie selbst hier noch für einen kühlen Trunk gesorgt haben — aber eins müssen Sie uns schwören, daß Sie diese Flaschen erst leeren wollen, nachdem Sie uns an Land gebracht haben."

Kuno reichte lachend die Gläser herum und ließ dann die Propfen in die Luft knallen.

„Was war das?“ rief der Propst drüben im Garten und setzte sein Glas auf den Tisch. „Entweder knallte da eine Sektflasche im Boot, oder es spielt sich eine Tragödie in ihm ab.“

„Beruhige dich,“ lachte Flemming, „es ist Sekt, Sillery. Kuno hat den ganzen Vorrat aufgekauft und eingeschifft.“

„Was? Nun seht mir diesen blonden Grafen! Entführt uns die Schönsten unseres Kreises und kneipt mit ihnen hinter unserem Rücken Sekt. Ein gefährlicher Mensch! Dem müssen wir nach und ihm die Beute abjagen — das sind wir unseren Damen schuldig. Also auf, Freunde!“ Er sprang empor und intonierte mit seinem flotten Tenor die Barcarole aus der Stummen von Portici. Ein paar Herren folgten ihm, und sie bestiegen das letzte Boot, das noch am Stege lag.

„Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd,“ klang die Stimme des Propstes über den See.

„Sehen Sie,“ sagte die Baronin zu Kuno, „Sie sind in Ihrer Gefährlichkeit erkannt.“

Kuno hatte mit den Damen angestoßen und sah lächelnd auf das sich pfeilschnell nähernde Boot. Er setzte sein Glas ruhig neben sich auf die Bank. „Wenn die Damen befehlen,“ sagte er, „so sollen sie uns nicht kriegen.“ Und seine schlanken, weißen Hände legten sich straff um die Ruder.

Aber die Baronin wurde ängstlich. „Ach nein, lieber Herr Graf,“ sagte sie, „nein, erkaufen wir uns lieber die Freundschaft der Piraten, indem wir ihnen einen Teil des süßen Trankes opfern, um den es ihnen ja doch allein zu thun ist.“

„Wie Sie befehlen,“ versetzte Kuno, zog die Ruder ein und wehte mit dem Taschentuch. Bald war das andere Boot heran, und unter Lachen und Scherzen ließ man die Pfropfen knallen und stieß mit den schäumenden Gläsern an.

Da zogen ein paar leise zitternde Töne über den mondbeschienenen See, die die laute Fröhlichkeit verstummen machten. Kuno horchte auf. „Das ist Jürgen,“ rief er aus, „ich kenne seinen Strich unter Tausenden. Und er spielt den Elfenreigen von Vieuxtemps. Wo mag er nur die Geige aufgetrieben haben?“

„Die hab' ich mitgebracht,“ sagte der Propst, „ich wollte ihn gern mal wieder hören!“

Süß, mit zauberischer Gewalt klangen die Töne herüber, wunderbar sich verschlingend und lösend.

Die Insassen der Boote lauschten andächtig, Liesa saß in sich versunken und sah mit weitgeöffneten Augen träumerisch vor sich hinaus. Als Flemming geendet hatte, sagte sie mit einem tiefen Seufzer zu Kuno: „Ihr Freund ist ein Künstler — ein großer Künstler.“

„Ja," versetzte Kuno warm, „und mir ist er mehr — je nach Bedürfnis, mein Zuchtmeister und mein guter Kamerad."

Man fuhr nun zu Land, stieg aus und begab sich wieder zu den zurückgebliebenen Herrschaften. Die Stimmung der Gesellschaft steigerte sich mehr und mehr, und schließlich wurde sogar das Verlangen nach einer Rede laut, in der der unvergleichliche Abend seinen würdigen Abschluß finden sollte.

„Wenn heute geredet werden soll," rief Liesa aus, „so kann es nur auf den Mond sein oder auf den Herrn Major, denn die beiden haben zum Gelingen des Abends entschieden am meisten beigetragen."

„Da haben Sie also Ihr Thema, Benckendorff," wandte sich einer der älteren Herren an den Propst, der wegen seiner launigen Gelegenheitsreden berühmt war, „nun schießen Sie los!"

Aber der Propst hatte eben das Schnauben seiner Pferde draußen vor dem Garten vernommen, und da es einer seiner Grundsätze war, seine Pferde nie warten zu lassen, so zog er sich diesmal ziemlich eilfertig aus der Affaire. „Ja, meine Herrschaften," sagte er, sein Glas erhebend, „auf den Major zu toasten, muß ich mir leider versagen, dessen Verdienste sind zu hoch, als daß ich es wagen sollte u. s. w."

„Sehr liebenswürdig!" lachte Flemming.

„Also auf den Mond! Möge er niemandem von uns auf den Kopf fallen! Prosit!"

In die lebhaften Protestrufe gegen diese Rede, die keine Rede sei, tönte plötzlich dicht vom Ufer her das Waldhorn des Klosterjägers. Er blies das Lied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli hinaus." Und gleich nach dem letzten Ton sah man ihn den Kahn anlegen und durch den Garten eilen.

Der Propst trat auf Flemming zu und schüttelte ihm die Hand. „Es war eine kurze Freude, Jürgen, die du uns bereitet hast, aber doch eine Freude. Hab Dank dafür. Und viel Glück auf den Weg."

Man brach auf und eilte dem Saale zu, wo die Damen abgelegt hatten. Wenige Minuten später hatte die Gesellschaft bereits in den Equipagen Platz gefunden. Liesa saß neben der Baronin im Wagen des Propstes, während der Propst selber noch im Schenkzimmer damit beschäftigt war, die Zeche zu begleichen.

„Hast du denn nichts um, Liesa?" fragte die Baronin. „Die Temperatur hat sich abgekühlt und wird auf dem Wagen doppelt empfindlich."

„Ach, mein Cape!" rief Liesa aus; „ich hab's im Saal vergessen."

Kuno stürzte davon und kehrte nach einigen Sekunden mit einem Etwas wieder, das sich bei näherer Betrachtung als eine schwarz-weiß-rote Fahne erwies, die der Wirt, weil sie nicht mehr ganz neu war, kürzlich eingezogen hatte.

„Ah," lachte die Baronin, „das ist also die Fahne, auf die Sie schwören, Graf? Vielen Dank, daß Sie sie uns noch gezeigt haben — aber ich fürchte, Fräulein von Grütz wird nicht viel damit anfangen können."

„Malheureux qui je suis," stammelte Kuno und verschwand abermals im Hause, kehrte diesmal aber nicht wieder zurück.

„Ich will nur selber gehen," sagte Liesa, „ich weiß ja genau, wo ich das Ding hingelegt habe."

Als sie den Hausflur betrat, kam ihr Kuno mit einer im Zugwind flackernden Lampe vom Garten her eifrig und erhitzt entgegen. „Nirgends etwas zu entdecken," sagte er, „was auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einem Stück von Ihrer Garderobe hätte."

„Es thut mir wirklich leid, daß ich Ihnen so viel Mühe mache," versetzte Liesa, „aber, bitte, wollen Sie nicht die Güte haben, mir in den Saal zu leuchten?"

„Es ist wirklich nichts da," beteuerte er. Als er die Thür aufriß, erlosch die Lampe. Er setzte sie auf den nächsten Tisch und sah in dem dunkeln, nur vom Monde schwach beleuchteten Zimmer die zierliche, helle Gestalt vor sich stehen. Da überkam ihn ein seltsamer Taumel. Er schloß Liesa in seine Arme, küßte sie auf den Mund und stammelte: „Ich liebe dich, ich liebe dich!"

Liesa stand einen Moment unbeweglich. Da tönte vom Wagen aus die Stimme der Baronin: „Liesa, das Cape hat sich gefunden, der Jäger hatte es bereits in den Wagen gelegt."

Liesa stürzte hinaus, an Flemming vorüber, der noch mit dem Propst am Wagenschlage stand. Flemming bemerkte ihren verstörten Blick, ihre seltsame Blässe und erschrak. Aber der Ausbruch vollzog sich nun so rasch, daß er nicht zum Nachdenken kam. Als Kuno einen Augenblick später ins Freie stürzte, hatten sich die Wagen bereits in Bewegung gesetzt.

Kuno schwenkte heftig seine weiße Mütze, aber niemand sah sich nach ihm um — wenige Sekunden, und in dem Schatten der nächtlich dunkeln Allee waren die Gefährte verschwunden.

Flemming legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sag mal, lieber Junge, ist Benckendorffs Wunsch vorhin doch vielleicht zu spät gekommen?"

„Du meinst bezüglich des Mondes? Nun, beruhige dich, mir ist nicht der Mond auf den Kopf, wohl aber das Glück in den Schoß gefallen."

„Freilich, das soll die Menschen mitunter auch etwas kurios machen. Aber willst du dich nicht deutlicher erklären?"

„Ich habe mich eben verlobt."

„Potz Blitz!" Flemming besah ihn mit seinen ruhigen, klaren Augen von oben bis unten. „Das ist etwas plötzlich."

„Ich dachte ja auch anfangs bis morgen zu warten — aber als sie da vor mir stand im zauberischen Licht des Mondes, die zarte, schmiegsame Elfengestalt, da" — er breitete die Arme aus und lachte behaglich in sich hinein — „da hab' ich sie an mein Herz gezogen und ihr einen Kuß gegeben."

„Nun," meinte Flemming, „daß sich jemand binnen sechs Stunden in ein anmutiges Mädchen sterblich verliebt, das kommt öfters vor. Daß er

dem Ueberschwang seiner Gefühle in einem Kusse Luft macht, wird auch schon dagewesen sein. Aber völlig neu dürfte die Identifizierung eines solchen Vorganges mit einer richtigen Verlobung sein."

„Jürgen!"

„Ja, sieh mal, Freund, bei dir ist ja für jeden, der dich kennt, jede andere Deutung, als die einer ernsten und bindenden Werbung, von vornherein ausgeschlossen. Aber die Baronesse kennt dich doch eben nicht. Sie könnte doch vielleicht die ganze Sache der Bowle und dem Sillery zuschreiben und für einen etwas deplacierten Leutnantsscherz halten. Wenigstens sah sie, als sie den Wagen bestieg, ganz verstört aus."

Kuno lachte. „Natürlich, ich habe ihr die Löckchen etwas verwirrt — das macht die jungen Damen immer verstört."

Er schritt auf Flemming zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm fest in die Augen. „Du solltest in dieser Stunde nicht so reden wie ein alter, weiser Onkel, Jürgen — du solltest mir vielmehr Glück wünschen."

Flemming zog ihn mit einer warmen Aufwallung an die Brust. „Ich thue es, mein Junge," sagte er, „ich thue es. Gott segne euch beide!"

„Morgen ist Sonntag," versetzte Kuno wieder mit seinem strahlenden Lächeln, „da hole ich mir mein Glück — du weißt doch, daß ich ein Sonntagskind bin."

Schweigend standen sie noch eine Weile vor der Hausthür, jeder in seine Gedanken versunken. Bei reiflicherem Nachdenken schien Flemming diese etwas gewaltsame Verlobung doch ganz im Charakter Kunos zu liegen. Kuno war weich und lenkbar, er schien bisweilen schwerfällig und unentschlossen. Aber das alles war nur ein Ausfluß seiner übergroßen Bescheidenheit, als ob er es aller Welt gewissermaßen abbitten müßte, daß das Schicksal gerade ihn zum Grafen Wolkenstein gemacht habe. Dabei konnte er aber in bestimmten Dingen seinen Willen mit großer Energie durchsetzen. Er war als Kind für schwächlich gehalten worden und darum nicht für die militärische, sondern für die diplomatische Carriere bestimmt gewesen. Aber schon nach einjährigem Studium hatte er, ohne sich mit jemand vorher besprochen zu haben, erklärt, daß er Offizier werden wolle. Und er war es geworden. Wiederum hatte ihm der Hausarzt den Sport und den Training verboten. Allein Kuno nahm sich einen anderen Arzt und fing nun gerade an zu reiten und zu rudern. Selbst die Thränen der abgöttisch verehrten Mama konnten ihn von diesen Entschlüssen nicht abbringen. In gewissen Dingen, die ihm wichtig und entscheidend dünkten, hatte er seinen eignen Kopf. So war es eigentlich ganz natürlich, daß er auch den wichtigsten Schritt seines Lebens ganz aus der eigensten Initiative heraus unternommen hatte.

Das sieghafte und zuversichtliche Vertrauen Kunos auf sein Glück berührte Flemming angenehm, und doch erfüllte es seine Seele mit einer wehmütigen Trauer. So stolz und zuversichtlich hatte auch er einst das Glück an

sich reißen zu können geglaubt, und schon am nächsten Morgen hatten die Scherben zu seinen Füßen gelegen.

Merkwürdig, daß gerade Kunos Erlebnis den alten Schmerz in seiner Brust wieder aufstörte. Gerade in diesen letzten Tagen hatte er sich freier und ruhiger gefühlt, hatte er hoffen können, daß er vergessen werde. Was er am Tage des Carlshorster Rennens in Ursulas Augen gelesen, hatte sich schmeichelnd in seine Seele eingeschlichen und ließ ihm den Gedanken, bei ihr Heilung, Genesung zu finden, nicht mehr fremd und ungeheuerlich erscheinen. Und nun war die alte Pein, die alte Sehnsucht mit einem Male wieder in ihm wach.

„Laß uns schlafen gehen!" sagte er endlich, mit der Hand über die Stirn fahrend.

Kuno wollte von dem Vorschlage anfangs nichts wissen, er wäre viel zu glücklich, um schlafen zu können. Und nun nahm er Flemming beim Arm und ihn auf der staubigen Chaussee hin- und herführend, begann er ihm seine Liesa zu schildern — ihren Geist, ihre Schlagfertigkeit, ihre eigentümliche Grazie und ihr goldgutes Herz, das sich in jedem ihrer Worte und in jedem ihrer Scherze unwillkürlich immer wieder offenbare.

Flemming, auf den Liesa auch einen angenehmen und sympathischen Eindruck gemacht hatte, hörte eine Zeitlang geduldig zu, dann aber unterbrach er den begeisterten Freund und fragte ihn, wie er sich eigentlich die Fortsetzung seines Romans denke. Er sowohl wie die Baronesse seien doch noch sehr jung, und ob es nicht rätlich wäre, daß er ihr erst Gelegenheit gebe, ihn näher kennen zu lernen, ehe er das bindende Gelübde von ihr verlangte.

Aber Kuno wollte von allen diesen Bedenken nichts wissen. Er stellte sich in dieser Angelegenheit voll und ganz auf das alte Volkswort: „Jung gefreit, hat noch niemand gereut!" Er wollte also morgen so früh wie möglich nach Tramm zurück, um sich des ausdrücklichen Jawortes von Liesa und der Zustimmung der Aebtissin, sowie des Vormundes zu versichern. Dann würde er nach Berlin zurückkehren, seine Mutter, die von Liesa entzückt sein werde, aufklären, und in einigen Tagen könne dann die offizielle Verlobung stattfinden.

„Nun, ich sehe," sagte Flemming, „du bist in dieser Angelegenheit ein für allemal kurz entschlossen. Und da wird mir nichts übrig bleiben, als meine Reise morgen allein fortzusetzen. Aber nun," fügte er hinzu, „schlage ich wirklich vor, daß wir schlafen gehen."

Sechzehntes Kapitel.

Es war vier Uhr, als Flemming, wie er sich vorgenommen hatte, erwachte. Froh, dem unbequemen Lager entrinnen zu können, sprang er auf und öffnete das Fenster. Eine kühle, balsamische Luft umfing ihn. Draußen lag noch alles in tiefen, von dem Tau und von den Dünsten der Nacht durchzogenen Schatten, nur über der Hügelkette im Osten schimmerte bereits der helle

Glanz der aufgehenden Sonne. Flemming kleidete sich notdürftig an und warf dann einen Blick in die Nebenkammer. Er hatte mit Kuno verabredet, in aller Frühe im See zu baden; als er ihn jedoch in tiefem Schlummer erblickte, brachte er es nicht übers Herz, ihn zu wecken. Sein feiner, schmaler Kopf lag seitwärts geneigt auf dem groben Kissen, und es war merkwürdig, wie er mit den geschlossenen Lidern, den langen Wimpern und den feinen, etwas geöffneten Lippen an Ursula erinnerte. Flemming trat lächelnd zurück und verließ das Zimmer. Unten händigte ihm der Wirt, mit dem schon am Abend alles verabredet war, ein sauberes Badelaken aus und versprach, ihn bei seiner Rückkehr mit einer vorzüglichen Tasse Kaffee zu erquicken.

Leise schritt Flemming durch den schattigen, taufrischen Garten, in dem die Stare bereits beim Morgenimbiß beschäftigt waren. Am Steg löste er einen Nachen und fuhr auf den See hinaus.

Schon glitzerten die ersten Sonnenstreifen auf der weiten Wasserfläche. Unendliche Stille ringsum. Nur das Klatschen der Ruder im Wasser und das knarrende Geräusch in den Prahmen. Ein paar schimmernde Libellen umgaukelten eine Zeitlang den Kahn, drüben über den Wiesen am Waldrand stand ein Habicht in der Luft, nur dann und wann mit ein paar Flügelschlägen seinen Standpunkt kaum merklich verändernd. Aus dem grünen Wasser stieg eine wohlthuende Kühle auf.

Flemming warf die wenigen Kleidungsstücke, die er angelegt hatte, ab und sprang aus dem Kahn ins Wasser, den ersteren mit schnellen, sicheren Stößen umkreisend, damit er ihm nicht fortgeführt würde. Dann, sich auf den Rücken werfend, ließ er sich langsam vor dem Kahn dahintreiben. Er trieb nach dem nördlichen Ufer des Sees. Noch lagen seine bewaldeten Ufer in ziemlicher Entfernung, aber deutlich erhob sich über ihnen ein starker, viereckiger Turm mit einer schimmernden Kupferkuppel. Das mußte, wenn er sich nicht irrte, Schloß Radöhl sein, wo er vor drei Tagen durchgeritten war, das Schloß der schönen Gräfin, die sich mit ihrem ruinierten Namen in die Einsamkeit ihrer polnischen Wälder geflüchtet hatte. Er hatte sich für diese Skandalgeschichte nie sonderlich interessiert, aber jetzt, da er dem Schauplatze so nahe war, auf dem sich die Tragödie abgespielt hatte, deren Mittelpunkt die schöne Frau gewesen war, gewann die Sache mehr Bedeutung für ihn. Er hatte den Grafen Retzau nur vom Hörensagen gekannt. Die einen hielten ihn für einen Idioten, die andern für einen Bösewicht. Jedenfalls war er mit der größten Unrühmlichkeit aus seinem Regiment geschieden. Was hatte die schöne, reiche Komtesse Bärenburg bewegen können, diesen Menschen zu heiraten? Ja — was? Darüber war eine Zeitlang in der Gesellschaft viel geredet worden, bis ein neuer Klatsch die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und die Affaire Bärenburg-Retzau darüber in Vergessenheit geriet.

Flemming hatte sein Bad beendet, hatte sich geschickt wieder in den Kahn hineingeschwungen, seine Kleider angelegt und nach zehn Minuten den Steg,

von dem er abgefahren war, wieder erreicht. Nachdem er sich vergewissert, daß noch niemand von den Gästen im Garten war, huschte er schnell ins Haus und setzte sich oben in seinem Zimmer vor den großen Tisch, auf dem ein Teil der Aussteuer der jüngst vermählten Tochter des Hauses ausgebreitet war. Der Mann, der dies Wirtstöchterlein heimgeführt, hatte sicher keine schlechte Partie gemacht. Da waren kostbar gerahmte Bilder, Bronzesachen, Kristallschalen und eine Reihe von Lederkästchen, die auf einen noch kostbareren Inhalt schließen ließen.

Als Flemming damit beschäftigt war, in seinem Rucksack nach seinen Toilettenbürsten zu suchen, stieß er an eines der Bilder, das auf dem Tische verkehrt gegen die Wand gelehnt stand und nun mit lautem Krachen zu Boden fiel.

„Alle Wetter," dachte Flemming, „was habe ich da angerichtet — aber die Sache scheint glücklicherweise noch glimpflich abgegangen zu sein." Er hob das Bild auf, drehte es um und stieß einen lauten Schrei aus.

Aus dem kunstvoll geschnitzten Eichenrahmen blickte ihm Maria entgegen — seine Maria.

Er konnte das Unerhörte nicht fassen. Ein solch zitterndes Glücksgefühl überkam ihn, daß er sich auf den Stuhl niederlassen mußte. Zwei Jahre hatte er sich in Sehnsucht verzehrt, hatte er sie in Qual gesucht, schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben, schon hatte sein Herz von fernher nach der Möglichkeit getastet, anderswo seine Ruhe und seinen Frieden zu finden — und nun —

„Nun hab' ich dich ja!" rief er laut und nickte dem in natürlicher Größe photographierten Kopfe zu. „Nun hab' ich dich ja!"

Und wie hatte er mit dem Schicksal gehadert! Er schämte sich darüber. Und in diesem Moment des höchsten Glückes beging er etwas, was mit all seinen Anschauungen im Widerspruch stand. Er faltete unwillkürlich die Hände und betete. „Alles gut, alles gut!" flüsterte er. „Gesegnet seien die zwei Jahre der Pein, denn nun erst weiß ich's ja, wie ich dich liebe, wie ich dich liebe!"

Er riß das Bild von neuem an sich. Er konnte sich nicht satt sehen. Ja, das war sie. Gerade das Charakteristische dieses eigenartigen Kopfes, die wunderbare Mischung von Neckerei und Schwermut in den Augen und um die Lippen gab das Bild in unvergleichlicher Weise wieder. Das war die breite, von dem blonden Lockengewirr verdeckte Stirn, das waren die großen, nachtschwarzen Augen mit dem Blick des scheuen Rehes, das waren die sanft gerundeten Wangen, der knospenhaft zarte Mund, das feste und doch liebliche Kinn. Es fehlte zum Leben nur Ton und Farbe. Ton! Ja, wie deutlich hörte er in diesem Augenblick wieder die klangvolle Frauenstimme aus dem Walde von Lonau.

Aber wie war ihm denn? Hatte er nicht vorhin, als er das Bild ahnungslos aufhob, zu bemerken geglaubt, daß auf der Rückseite etwas geschrieben stand? Er drehte das Bild um, richtig, da waren auf dem dunkelgelben Karton die großen, festen, ihm so wohlbekannten, an Geibel erinnernden

Schriftzüge. Wie hatte er das nur übersehen können! Das, was da geschrieben stand, war ja erst die eigentliche Lösung des Rätsels, das seine Seele so lange gemartert hatte.

„Maria Gräfin Retzau ihrer treuen Betty zum Hochzeitstage."

Er las das und seine Gedanken verwirrten sich. Maria — Gräfin Retzau? Das war ja nicht möglich. Seine Maria — die Frau mit dem befleckten Namen? Nein, so grausam konnte der Gott, vor dem seine Seele eben auf den Knien gelegen, mit ihm nicht spielen!

Es klopfte.

Der Wirt trat ein mit einer Tasse dampfenden Kaffees und mit einem Uebermaß höflicher Redensarten.

Flemming stand langsam auf und ging ihm entgegen. Und so hart hatte die stete Gewohnheit, die heißen Wallungen seiner Seele zu zügeln, den Mann gemacht, daß er sich auch in dieser schweren Stunde äußerlich vollkommen beherrschte. Er nahm dem Wirte die Tasse ab, that Zucker hinein und begann mit dem Löffel darin zu rühren. Dann wies er mit der Hand auf das Bild und sagte leichthin: „Ein interessanter Kopf. Wen soll er darstellen?" Dabei stand ihm der Atem still und seine Augen erweiterten sich.

Der Wirt zog die Brauen hoch und sagte mit einem eigentümlichen Flüsterton: „Die Gräfin von Retzau."

Dieser Ton brach Flemming das Herz. Er hatte sich abgewandt und atmete schwer.

Der kleine, bewegliche Wirt mochte sich die Gelegenheit, mit seinem vornehmen Gaste zu plaudern, nicht entgehen lassen. Das Thema war ja auch interessant genug, selbst für einen Major von den Gardekürassieren. „Meine Tochter," begann er eifrig, „war drei Jahre Zofe bei der Gräfin. Ich war anfangs sehr dagegen, wegen der eigentümlichen Verhältnisse — der Herr Major werden davon gehört haben. Aber die Betty wollte ja durchaus, und das muß ich sagen, wir haben's nie zu bereuen gehabt. Gut hat's meine Betty gehabt bei der Frau Gräfin. Eine schöne Frau! Eine leutselige Frau! Und dabei doch von einer Vornehmheit! — Vor vierzehn Tagen war sie noch bei der Hochzeit. Sie war einen Augenblick hier unter uns. Alle waren hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit —"

„Sie war hier?"

„Ja, wohl eine Viertelstunde hat sie unter den Gästen gesessen und so schön und sanft und still wie ein Engel. Nun, die Betty hat ja auch immer drauf geschworen, und sie schwört noch heute drauf, daß die gnädige Frau unschuldig ist, sie sei nur das Opfer dieser beiden Schurken geworden, des Grafen Retzau und des Herrn von Künwald. Nun, Herr Major, meine Betty ist ein kluges Frauenzimmer, aber man weiß ja, Frauenzimmer stehen einander bei. Es ist doch schwer zu glauben, daß eine Frau ganz ohne ihre Schuld in solch eine heikle Lage kommt."

Ein finsterer Ausdruck in dem Gesicht des Majors machte den kleinen Mann verstummen. „Himmel," dachte er, „im Zorn möcht' ich nichts mit dem zu thun haben."

„Sie war hier?" wiederholte Flemming mit einem seltsam starren Ausdruck im Gesicht.

„Gewiß, Herr Major, und ist noch hier. Sie will diesen ganzen Sommer in Schloß Radöhl verleben."

„Dort in dem Schloß?" Er deutete mit der Hand die Richtung an.

„Ja, in ihrem Schloß Radöhl. Es ist ja viel schöner als das alte, düstere Tornow und eine Sehenswürdigkeit der Gegend. Herr Major können es in einer Stunde erreichen."

„In einer Stunde!" Flemming sprach es mechanisch nach, ohne zu wissen, was er redete. So nahe war ihm die lang Gesuchte. Ein heißes Verlangen überkam ihn, zu ihr zu eilen. Und doch fühlte er, daß er sie nicht eher sehen durfte, als bis er sich innerlich vollkommen gefaßt hatte. Er mußte versuchen zu denken, zu überlegen. Das würde er am besten im Walde können.

Er vollendete hastig seine Toilette, befahl dem Wirt, seine Sachen unberührt liegen zu lassen, da er im Laufe des Tages noch einmal vorkehren werde, trug ihm einen Gruß an Kuno auf und verließ das Gasthaus.

Unmittelbar hinter den letzten Häusern des Dorfes that sich dicht über dem Ufer des Sees der herrliche Buchenwald auf. Flemming verlor sich auf einem schmalen Fußwege in dem Schatten der Bäume.

Siebzehntes Kapitel.

Es war Sonntag.

Auf den Steinfliesen unter der alten Linde an der Gartenseite des Schönwalder Herrenhauses war der Morgentheetisch für die Familie von Künwald hergerichtet.

Die Frühpost war eben angekommen. Bernd hatte sich bereits in seine geliebte Kreuzzeitung vertieft, Alma las einen Familienbrief, und Gerd stierte übernächtig und bleich auf den Annonceteil eines landwirtschaftlichen Blattes.

Alma beobachtete ihn über den Rand ihres Briefes hinweg. Eine gewisse Aehnlichkeit der Brüder war nicht zu leugnen. Nur war bei Bernd alles gedrückt und verschrumpft, was bei Gerd gerade und ebenmäßig war. Er war nach Figur und Antlitz wirklich ein klassisch schöner Mensch. Und doch war es, als habe eine unsichtbare Gewalt diese Schönheit von innen heraus zerstört. Aber gerade das, dies Düstere, Zerfahrene, Zerrissene, das sich auch in Gerds äußerer Erscheinung aussprach, zog Alma mächtig an. Sie schloß daraus, daß Gerd sich nicht willenlos dem Strome überließ, der ihn fortriß, sondern daß er bisweilen innerlich gegen ihn ankämpfte. Und das war ihr etwas Verwandtes, Sympathisches.

Es war bereits warm. Oben im Lindenwipfel brütete die Sonne, summten die Insekten, warteten ein paar Finken, leise zwitschernd, auf die Abfälle des Theetisches. Am Rande der Steinfliesen wärmte sich lang ausgestreckt Bernds kurzhaariger, brauner Hühnerhund in der Sonne. Bunte Falter umgaukelten ihn, verließen aber alsbald den trägen Gesellen und flogen hinaus auf den sonnenbeschienenen Rasenplatz vor dem Hause. Von den Stallgebäuden her klang zuweilen der Laut einer Menschenstimme oder das Brummen einer Kuh — sonst herrschte tiefe, ungestörte Sonntagsstille.

Alma kannte das Leben auf dem Lande von Kindheit an. Aber sie hatte es nie ohne Sorgen gekannt. Jetzt, als reiche Frau, genoß sie es in vollen Zügen.

„Das ist interessant!" rief Bernd hinter seiner Zeitung hervor. „Wir sprachen gestern noch von ihm. Flemming ist Major geworden. A la bonne heure. Ich glaube, er wurde ein Jahr vor dir Fähnrich."

„Soll das ein Vorwurf gegen mich oder gegen den obersten Kriegsherrn sein?" fragte Gerd träge.

„Nun, höchstens doch gegen den letzteren," versetzte Bernd. „Er scheint deine Verdienste noch nicht recht würdigen zu können."

„Ja, mein Lieber, mir fehlt eben jedes Strebertum."

„Sag mal," warf Alma in der ruhigen, überlegenen Weise hin, die sie nach außen hin stets festzuhalten verstand, „weshalb nennt ihr eigentlich jeden Offizier, der des Glaubens ist, daß sein Beruf auch eine ernste Seite hat, und der sich demgemäß noch um etwas anderes als um Pferde und Balletttänzerinnen bekümmert — einen Streber?"

„Gnädigste Schwägerin offenbarten schon gestern ein beneidenswertes Interesse für den Herrn Rittmeister — Pardon, für den Herrn Major."

Alma lächelte. „Nun freilich," versetzte sie, „solche Männer, wie Flemming, interessieren mich riesig. Ich hab' ihn ja nur einmal gesehen bei der großen Armee vor zwei Jahren. Er stand neben mir auf der Tribüne und unterhielt sich mit Nehringen. Sein offener, freier, kühner Blick fiel mir auf. Er hat ein Paar Augen, vor denen es schwer sein muß, etwas zu verbergen, und unmöglich, eine Gemeinheit zu begehen."

Gerd blickte mit einem höhnischen Grinsen zu Bernd hinüber. „Mein Herr Bruder," sagte er, „muß Ihrer Liebe sehr sicher sein, daß er diesen Erguß über Männeraugen im allgemeinen und über Flemmings Augen im besonderen mit solcher Ruhe anzuhören vermag!"

„Wie sich Axel wohl freuen wird, wenn er diese Nachricht über Flemming liest," sagte Alma.

„Hm, hm" — meinte Gerd sarkastisch, „ist dem Herrn Major wohl stark verpflichtet — was?"

Almas große, ruhige Augen bohrten sich in dem Antlitz ihres Schwagers fest. Er fand diese Frau banal, lächerlich und gouvernantenhaft, und doch begann er sich gewissermaßen vor ihr zu fürchten.

Bernds Kopf war, sobald als Axels Name genannt wurde, wieder hinter der Kreuzzeitung verschwunden. Jetzt ließ er das Blatt abermals sinken und fragte etwas unsicher: „Wie ist es — fahren wir heute nicht zur Kirche?"

„Natürlich, nach Gehren," antwortete Alma. „In einer halben Stunde wird der Wagen vorfahren."

„Zur Kirche?" fragte Gerd gedehnt. „Ach so, ich vergaß," wandte er sich an seinen Bruder, „daß du es dir seit deiner Vermählung zur Aufgabe gesetzt hast, den etwas anrüchigen Namen Künwald wieder zu Ehren zu bringen. Dazu gehört natürlich, daß man wöchentlich seine anderthalb Stunden Kirchenschlaf absolviert. Du lieber Himmel, wenn ich noch an unsern lieben, alten, seligen Solemacher denke — ich war gerade in den Ferien zu Hause, als er eben sein Amt hier angetreten hatte. Er war schon ein älterer Herr, aber Papa hatte ihn gewählt, weil er ein Eiferer war und etwas Larmoyantes in seinem Wesen hatte. Papa liebte die larmoyanten Pastoren. Nun, ich hörte ihn einmal über die christliche Liebe predigen. ‚Meine Lieben,' begann er und schlug dabei bums! auf das Kanzelpult, ‚meine Lieben, die Liebe ist die schönste Christentugend,' bums! ‚Die Liebe ist sanftmütig' — bums! ‚Die Liebe ist geduldig' — bums! bums! ‚Die Liebe eifert nicht' — bums! bums! bums! und so weiter. Papa, der in solchen Dingen stets praktisch war, ließ ihm später ein eisernes Kanzelpult machen, weil er die hölzernen alle entzwei schlug."

„Nun ja," meinte Alma, „es gab früher solche Exemplare —"

„Ein ganz merkwürdiges Exemplar!" fuhr Gerd fort. „Wehe dem armen Mädel, das nicht ganz zweifelsohne vor den Altar treten konnte. Aber dem Herrenhaus gegenüber war dieser Elias ganz Toleranz und Ergebenheit. Wenn er im Kirchengebet die Worte gebrauchte: Gott segne den Patron dieser Kirche, unterließ er es nie, gegen den Herrenstuhl eine Art Knix zu machen, selbst wenn niemand außer uns Jungens darin saß."

„Und von einem solchen Menschen habt ihr die ersten religiösen Unterweisungen empfangen — traurig!" sagte Alma. „Nun ja," fuhr sie fort, „es mag auch jetzt noch hier und da unter den Geistlichen solche Leute geben, denen es weniger vielleicht an Ueberzeugungstreue als an Rückgrat fehlt. Aber das ist dann nicht selten gerade unsere Schuld. Des Adels. Wir wollten unseren Holländern, unseren Jägern, unseren Kammerdienern eine billige Wohlthat erweisen und verhalfen ihren Söhnen zu Pfarren. Dann behandelten wir sie von oben herab und sind hinterher verwundert, daß sie eine gewisse Beklommenheit uns gegenüber nie ganz verleugnen können. Aber das sind doch immer nur Ausnahmen. Wenn Sie Gelegenheit gehabt hätten, mit Vertretern des geistlichen Standes öfter in Berührung zu kommen, würden Sie mir zugeben müssen, daß es gerade hier eine große Reihe von Männern giebt, die, oft unter den schwierigsten äußeren Umständen, mit idealer Begeisterung ihre ganze Person in den Dienst der Sache stellen, der sie ihre Kräfte geweiht haben. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß das die Männer sind, auf denen die Zu-

kunft ruht. Oder, wenn der große Kladderadatsch kommt, von dem jetzt so viel geredet und geschrieben wird — was, meinen Sie, wird bestehen? Unsere Wappenschilder? Ach, du lieber Himmel! Oder die Armee? Nun, gerade ein durch und durch disziplinierter Organismus wird am schnellsten der Träger verheerender Ideen. Oder leidet nicht auch der gesunde Körper mehr als der kränkliche, wenn er vom Fieber ergriffen wird? Brennt nicht ein sorgfältig geschichteter Holzstoß schneller nieder als ein Hause regellos zusammengeworfener Scheite von verschiedener Art und Beschaffenheit? Nein, bei dem Zusammenbruch aller geistigen Gewalten wird nur eine Bestand behalten, das Evangelium, die Predigt von dem Sohne Gottes, der in die Welt gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war."

Gerd lehnte sich erstaunt in seinem Korbstuhl zurück. Diesem Erguß gegenüber war er einen Moment fassungslos.

„Darum", fuhr Alma ruhig fort, „sollten wir alles thun zur Hebung des geistlichen Standes. Wir sollten unsere Töchter in diesen Stand verheiraten und unsere Söhne in ihn eintreten lassen."

„Sie sehen mich dabei so liebenswürdig an, meine Gnädigste," sagte Gerd, sich allmählich von seinem Erstaunen erholend, „als ob Sie der Ansicht wären, daß auch ich mich in Talar und Bäffchen nicht übel ausnehmen würde."

„Wer weiß," versetzte Alma, „ob Ihnen nicht bedeutend wohler wäre, wenn Sie Theologie studiert hätten. Die Beschäftigung mit dem Worte der Offenbarung, mit dem lebendigen und lebenspendenden Worte Gottes kann auf niemand ohne Einfluß bleiben."

„Amen!" sagte Gerd. „Aber was brauchen wir da noch nach Gehren zu fahren? Wir haben hier ja die schönste Predigt."

„Nun, so hört sie auch zu Ende. Ich bin noch nicht fertig," erwiderte Alma. „Wir werden heute abend unsern jetzigen Seelsorger, Herrn Pastor Müller, bei uns zum Thee sehen. Eine höchst achtenswerte Persönlichkeit, gelehrt, fromm und ein ausgezeichneter Kanzelredner. Zugleich mit ihm aber wird Herr Pastor Brandt aus Reichertswalde erscheinen — ein Mann" — Alma lächelte — „nun, in seiner Art ein Mann wie Flemming: eben ‚ein Mann, nehmt alles nur in allem'!"

„Ah — ah — ah," sagte Gerd. „Und sind die Ehehälften dieser geistlichen Häupter auch solche Lumina?"

„Sie sind beide unverheiratet," versetzte Alma. „Ja, ich bitte Sie, lieber Gerd, wo ist denn heutzutage ein junger Pastor auf dem Lande überhaupt noch im stande, zu heiraten? Und nun gar in Gehren und in Reichertswalde. Bernd hätte beide Stellen längst aufbessern sollen."

Bernd hustete und griff sofort nach der Kreuzzeitung.

Gerd dagegen sah seine schöne Schwägerin nachdenklich an. Also das war die fade, blonde Alma, die früher, als sie noch Baroneß Drewitz hieß,

nicht „piep“ sagen konnte. Sein Bruder Bernd konnte doch der Pygmalion nicht gewesen sein, der dieser schönen Statue Geist eingehaucht hatte. Wer also?

„Ich hoffe nun,“ fuhr Alma mit einem liebenswürdigen Lächeln fort, „mein lieber Herr Schwager wird sich heute in Gegenwart der beiden geistlichen Herren daran erinnern, daß es zur Zeit nicht mehr für ganz modern gehalten wird, über religiöse Dinge zu spotten.“

Gerd schickte sich eben an zu erwidern, da klang ein Doppelpfiff durch die Luft, der ihn zusammenfahren ließ. Das war Casprzick, das war von früher her das Zeichen, daß der Alte ihm etwas zu sagen hatte. Er stand auf und trat aus dem Schatten der Linde auf den sonnenbeschienenen Kiespfad. — „Verzeiht!“ rief er zurück, „ich wollte mir nur einmal Bernds Dreijährige ansehen.“ Und schnell ging er an dem Giebel des Wohnhauses vorüber, den langen Stall entlang bis dort, wo eine kleine Pforte in der Mauer aus dem Garten auf den Hof führte. Von hier, schien es, war der Pfiff gekommen.

Er täuschte sich nicht, denn als er durch die Pforte trat, fand er seitwärts derselben Casprzick im Schatten des Gebäudes seiner wartend. Der Alte schien eben einen anstrengenden Ritt hinter sich zu haben. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und atmete schwer. „Heute kannst du sie treffen,“ flüsterte er keuchend. „Sie ist nach Reichertswalde zur Kirche gegangen — ohne den Hund.“

Es überkam Gerd wie eine Lähmung. Er würde sie sehen, sprechen — der Gedanke erfüllte ihn mit Wonneschauern. Und doch ließ derselbe Gedanke, Maria zu sehen und zu sprechen, seine Kniee vor Furcht erbeben. In ungeheurer Erregung blickte er, des Wortes unfähig, den Alten an.

„Ich hab' im Radöhler Stall nachgeforscht,“ fuhr Casprzick fort, „es ist keiner von den Kerls zum Anspannen bestellt. Also geht sie auch zurück zu Fuß. Dann kann sie nur den Weg am See nehmen, denn die Landstraße ist sonnig und staubig und führt eine Viertelmeile um. Auf dem Seeweg im Wald kann sie dir nicht entgehen. Aber es sind drei Meilen bis dahin — also vorwärts — schnell — du weißt doch den Weg —“

„Ja, ja — ist ein Gaul parat?“

„Alles fertig.“ Casprzick kniete vor ihm nieder und schnallte ihm mit fliegenden Händen die schon bereit gehaltenen ledernen Gamaschen an. Dann führte er einen gesattelten, dunkelbraunen Hengst aus dem Stall. „Er geht sonst ruhig,“ sagte er, „aber paß nur auf, daß er nichts Weißes sieht — keine Chausseesteine — da scheut er leicht.“

Gerd empfand, daß er sich eigentlich von Bernd und Alma verabschieden müsse. Aber Bernd würde ahnen, daß er nach Radöhl wollte, und würde vielleicht versuchen, ihn daran zu hindern. Es würde ein Gefrage und Gerede geben — jetzt — wo jede Minute kostbar war. — Er schwang sich aufs Pferd. „Sage meinem Bruder —“ rief er aus —

„Ja, ja" — drängte Casprzick, „ich werd' ihm schon was sagen. Mach' nur, daß du fort kommst! Und winsele nicht, mein Junge, jammere nicht, zeig ihr die Zähne. Sie wird schließlich auch so sein wie alle Weiber."

Der Hengst war schon in Bewegung. Er hatte einen wundervoll gleichmäßigen, weit ausholenden, mächtig fördernden Trab. Wie ein Pfeil flog er zum Thor hinaus und zwischen den blühenden Knicks dahin, überall eine mächtige Staubwolke hinter sich lassend. Gerd saß vornübergebeugt, unfähig, bei der heftigen Bewegung seine Gedanken zu sammeln. Aber so war's auch gut, so, wie ein Sturm, wollte er der Entscheidung seines Schicksals entgegenfliegen.

Nach einstündigem Ritt hatte Gerd die Chaussee erreicht, die er gerade an der Stelle schneiden mußte, wo das Gasthaus zum Weißen Springer lag. Vor dem Rasenplatz, dicht an der Chaussee, stand groß und unbeweglich, von Kopf bis zu Fuß in weißen Flanell gekleidet, Herr Schmiedekampf, unter der vorgehaltenen Hand nach dem eiligen Reiter spähend.

Kaum hatte der Hengst die seltsame Gestalt erblickt, so stutzte er und begann zu schnarchen. „Bitte, zurücktreten!" keuchte Gerd atemlos.

„Wie beliebt?" fragte Herr Schmiedekampf, der nicht recht verstanden hatte, und trat hastig einen Schritt vor.

„Schafskopf!" knirschte Gerd. Der Hengst setzte mit einem gewaltigen Sprung zur Seite, und sein Reiter flog in den Sand.

„Verdammter Schafskopf!" rief Gerd noch einmal. Er hatte den Zügel in der Hand behalten, richtete sich blitzschnell auf und lief ein paar Schritte neben dem Hengste her. Das Tier, nachdem es den ihm unsympathischen Reiter seine Macht hatte fühlen lassen, beruhigte sich wieder. Gerd stieg auf und war in der nächsten Sekunde bereits im Staube der Chaussee verschwunden.

Aber der „verdammte Schafskopf" war auf dem Vertreter des Welthauses Schmiedekampf & Söhne sitzen geblieben. Er blickte sich um. Hinter ihm in der Veranda saßen ein paar von seinen Berlinern und kicherten leise. Herr Schmiedekampf richtete sich majestätisch auf. „Ich werde den Kerl fordern," sagte er mit dumpfer Grabesstimme — „wer war es?" Aber niemand wußte es ihm zu sagen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche hatte begonnen, man sang bereits das Predigtlied. Es wurde in Reichertswalde nie gut gesungen, aber heute klang der Gesang besonders schlecht. Bisweilen setzte eine hervorragend laute Stimme aus, um dann nach einiger Zeit falsch und mißtönig wieder einzufallen. In der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche herrschte eine gewisse Unruhe. Die guten Leute hatten etwas zu sehen. Drüben, im alten Bärenburgschen Patronatsstuhl, dicht neben dem Altar, saß die Gräfin Retzau. Man hatte anfangs nicht gewußt, wer es war, aber bald hatte es sich flüsternd

herumgesprochen. Nun richteten sich die Blicke immer wieder dorthin. Dabei wurde mit den Füßen geschurrt, leise gefragt und geantwortet, bisweilen fiel auch einer besonders Neugierigen das Gesangbuch polternd zur Erde.

Die Kirche hatte eine flache, von Balken getragene, um den Himmel anzudeuten, blau angestrichene und mit silbernen Sternen besäte Decke. Ueber dem Bärenburgschen Patronatsstuhl war durch eine vergoldete Leiste ein kleiner Separathimmel abgeteilt, wo die Sterne besonders dicht standen und sogar ein paar pausbäckige Engelsköpfe herniederlugten. An der Wand über dem Stuhl war das Bärenburgsche Wappen in mindestens zehn verschiedenen Größen angebracht. Dort befand sich auch ein Fenster. Ein breiter, durch die draußen stehenden Linden gemilderter Lichtstreif fiel durch dasselbe in das Gotteshaus.

In dem Glanze dieses Lichtstreifens saß Maria. Sie war ganz in Weiß gekleidet. Ihre Augen hafteten auf dem Gesangbuch und leise sangen ihre Lippen den Text des Kirchenliedes: Befiehl du deine Wege.

Weiß, wie ihr Gewand, war auch Marias Antlitz — in dem hellen Sonnenschein leuchtete es wie eine fleckenlose, mattschimmernde Perle.

„Ne, wo is sei schön — kiek, wo sei utseiht". — Die allgemeine Aufmerksamkeit blieb Maria zugewandt, auch als der Prediger schon auf der Kanzel stand.

Er hatte nichts Auffallendes oder Imponierendes an sich: eine mittelgroße, schlanke Gestalt, ein gewöhnliches, gesund gefärbtes Antlitz mit blondem Haar und Vollbart. Aber schon die Art, wie er das Vaterunser sprach, berührte eigentümlich. Er sagte es nicht auf, er betete es wirklich. Dann verlas er den Text, die wunderbare Speisung der Viertausend in der Wüste. So konnte nur ein geschmackvoller, hochgebildeter Mensch lesen: klar, ohne Pathos, jeden Ton auf der richtigen Silbe. Und dann begann die Predigt. Er stellte zunächst das Wunder als solches dar, es seinen Zuhörern überlassend, sich darüber klar zu werden, ob sie überhaupt an Wunder glauben wollten oder nicht. Dann wies er auf das größere Wunder hin, wie der Herr noch heute die Kräfte der Natur, die Säfte der Erde, den Regen des Himmels, die Wärme der Sonne verwende und segne, um nicht Tausende, sondern Millionen damit zu speisen. Aber nicht das sei die vornehmste Offenbarung der Wunderkraft unseres Heilandes, daß er noch heute die Kreatur, die er ins Dasein rief, leiblich versorge, sondern darin offenbare sich seine Gottesmacht am allerherrlichsten und am allerschönsten, daß er nach wie vor derjenige sei, der allein den geistlichen Hunger der Menschenseele zu stillen vermöge. Und nun hatte er sein Thema gefaßt und schilderte zunächst den qualvollen Zustand der Seele, die, fern von Jesu, auf selbstgewählten Wegen das Glück und den Frieden sucht, und dann die Seligkeit eines Menschen, der Jesum gefunden und angenommen habe und also sprechen könne: mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'.

Die Aufmerksamkeit der Gemeinde hatte sich längst von Maria abgewandt und dem Prediger zugekehrt. Er hatte eine markige, klangvolle Stimme,

eine mächtige Fülle und Tiefe der Gedanken, die er stets mit großem Geschick der Fassungskraft seines einfachen Zuhörerkreises nahe zu bringen wußte. Seine Sprache war klar und volkstümlich, aber zugleich edel und erhebend. Und doch lag in dem allen nicht das Herzbezwingende seiner Rede. Der gewaltige Eindruck seiner Predigt lag in ihrer unendlichen Innigkeit, in ihrer lauteren Aufrichtigkeit — man merkte es dem Manne an, er hatte alles, was er schilderte, selber durchkämpft und durchlebt und war nun bereit, für alles, was er sagte, mit seinem letzten Blutstropfen einzutreten.

Der Sonnenstrahl, in dem Maria gesessen hatte, war weiter in die Kirche hineingerückt und spielte nun um die Häupter von drei oder vier Greisen, die auf der vorderen Bank saßen. Der eine davon hatte sein neues Gesangbuch sorgsam in ein blaues, baumwollenes Taschentuch eingeschlagen und es beim Beginn der Predigt mit beiden Händen gegen die Brust gedrückt. In dieser Stellung hatte er nun schon eine halbe Stunde verharrt. Hinter ihm saß ein halbwüchsiges Mädchen, das regungslos zur Kirchendecke emporblickte. Für sie schien der gemalte Himmel verschwunden zu sein, und sie schien dahinter den Himmel Gottes zu erblicken, wo die Engel auf und nieder stiegen. Ein tiefes andächtiges Schweigen lag über der lauschenden Gemeinde.

„Und wenn du alle Tage deines Lebens herrlich und in Freuden lebtest," rief der Prediger, „wenn dir das Leben alles brächte, was das Auge ergötzt und die Sinne erquickt, wenn es dir das höchste brächte, was du von ihm erwartetest, die Erfüllung deines sehnlichsten, heißesten Herzenswunsches — siehe, wenn du es nun in Händen hältst, das heißbegehrte Glück, es ist doch nicht das Glück, es kann doch nicht den tiefsten Hunger deiner Seele stillen, es ist ja nicht der Friede, der Friede. Der Friede ist nur in ihm. Und wenn du alles hättest ohne ihn, du wärest dennoch arm, und wenn du alles hingeben müßtest für ihn, du bliebest dennoch reich." Die Predigt schloß mit einem Hinweis auf die Ewigkeit, wo die begnadigte, von allem Erdenleid, von aller Erdensehnsucht befreite Seele im Herrn ihr volles Genügen findet.

Als das Amen des Predigers wie ein heller, zuversichtlicher Siegesruf durch die Kirche klang, lösten sich zwei große Tropfen langsam aus Marias Augen und fielen in ihren Schoß.

„Ja, der Friede" — dachte sie —, „wer ihn finden könnte!"

Der letzte Liedervers und der Segen vom Altar verklangen, die Leute hielten ihr stummes Gebet und wandten sich zum Ausgang. Jetzt, da der Prediger sie aus seinem Bann entlassen hatte, drehten sich die meisten wieder nach Maria um.

Die saß noch still und in sich versunken mit ihrem weißen, ernsten Gesicht.

„Wer den Frieden finden könnte!"

Sie erhob sich und schritt langsam aus der Kirche. Draußen standen in vereinzelten Gruppen die Kirchgänger: Bauern, Taglöhner, kleine Pächter mit ihren zugehörigen Frauen und Mädchen. Alle Männerhüte flogen von den

Köpfen, als die Gräfin daherkam. Sie grüßte ernst. Sie sah nicht nach rechts, noch nach links, sondern ging schweigend über die Landstraße nach dem nahe gelegenen Pfarrhaus.

Pastor Brand empfing Maria in seinem Studierzimmer. Jetzt, im kurzen, schwarzen Jackett, sah er noch weniger geistlich aus als in seiner Amtstracht. Er hatte weder etwas Verbindliches, noch etwas Salbungsvolles in seinem Wesen.

Maria war ihm in der Kirche aufgefallen, aber er hatte nicht gewußt, wer sie sei. Jetzt, da sie ihren Namen nannte, fiel ihm alles ein, was in der Welt über diese Frau gesprochen wurde. Und er erschrak, daß diese mädchenhaft zarte Gestalt von unvergleichlicher Schönheit die berüchtigte Gräfin Retzau sein sollte. Aber sein Antlitz spiegelte nichts von seinen Empfindungen wieder. Er lud Maria durch eine Handbewegung zum Sitzen ein und wartete, daß sie ihm ihre Wünsche kundgeben sollte.

Sie hatte die mit langen, dunkeln, dänischen Handschuhen bekleideten Hände im Schoß gefaltet und blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich bin hier hergekommen,“ hob sie endlich mit ihrer leisen, tiefen Stimme an, „um mit Ihnen, Herr Pastor, über einen Gedanken zu sprechen, den Ihre Predigt vorhin in mir angeregt hat.“

Er nickte und sie fuhr fort: „Wenn ich Sie recht verstanden habe, so sprachen Sie in Ihrer Predigt die Meinung aus, daß der Mensch, wenn er zum wahren Frieden gelangen wolle, vorher auf jedes Erdenglück verzichten müsse.“

„Verzeihen Sie,“ antwortete er, „aber so allgemein habe ich den Satz nicht aufgestellt. Gott streut doch auch irdische Güter in reichem Maße unter die Menschen aus, beispielsweise das Glück der Familie oder das Glück des reichen und gesicherten Besitzes. Durch freiwilligen Verzicht auf diese Güter, also durch selbsterwählte Ehe- oder Besitzlosigkeit würde niemand zum Frieden kommen.“

„Der Mensch,“ fuhr Brandt fort, als Maria die Augen aufhob und aufmerksam zu ihm hinüberblickte, „kann auch nach irdischen Gütern streben, er darf um das, was ihm als Glück erscheint, ringen und kämpfen, und wenn's ihm wirklich zum Heil gereicht, wird sein Kampf von Erfolg gekrönt sein. Aber wehe der Seele, die nicht aufhören kann, ein Glück zu begehren, das eine höhere Weisheit ihr vorenthält.“

„Es würde uns leichter werden, zu entsagen,“ versetzte Maria, „wenn diese Weisheit sich nicht so streng vor uns verhüllte. Aber die Wege Gottes sind uns ebenso unerforschlich, wie den Heiden ihr Schicksal. Was haben wir eigentlich vor ihnen voraus?“

„Die gewisse Zuversicht,“ rief der Pastor, „daß ein Gott über uns waltet, der mit allem Schweren, was er uns zufügt, nur das Heil unserer Seele bezweckt.“

„Nun ja," sagte Maria, „man lernt das ja von Jugend auf, und man glaubt auch daran, aber der Trost fehlt. Man hat äußerlich entsagt, aber das Herz findet den Frieden nicht —"

Sie stockte. „Ich führe seit Jahren einen sieglosen Kampf — glauben Sie, daß ich noch eine Aussicht habe, ihn zu gewinnen?"

„Erlauben Sie mir eine Gegenfrage," versetzte er. „Haben Sie jemals im lebendigen Verkehr mit Jesus gestanden — ich meine, haben Sie jemals gebetet?"

„Ja!" antwortete sie.

„Auch damals, als Ihr Glück sich verdunkelte?"

„Ja!" wiederholte sie.

„Und als die Wolke immer nicht wich, als die Trübsal immer schwerer wurde — haben Sie nicht aufgehört zu beten?"

„Ich hörte auf," versetzte sie. „Mein Mut, meine Kraft, mein Glaube, alles ist in diesem furchtbaren Kampf verzehrt. Mein Herz ist zerbrochen."

Er ergriff ihre Hand und drückte sie heftig. „Beten Sie wieder," rief er leise und innig, „fangen Sie wieder an, mit Ihrem Gott zu reden, wie ein Kind mit seinem Vater redet. Das ist der Weg, der einzig, aber auch sicher zum Frieden führt."

Sie sank, seine Hand festhaltend, langsam auf die Kniee nieder. „Beten Sie mit mir!" flehte sie leise.

„Nein." Er machte seine Hand los und stand auf. „Sie beten schon — warum wollen Sie die stummen Seufzer Ihrer Seele in erborgte Worte kleiden?"

Ein Strom von Thränen brach aus Marias Augen. Sie legte die Stirn auf den Stuhlrand und weinte lange.

Ein tiefes Mitgefühl überkam ihn mit dem herrlichen Weibe, das seiner Meinung nach von einem schweren Schuldgefühl zu Boden gedrückt wurde. Er stand regungslos da und hielt den Atem an. Man hörte nur ihr leises Schluchzen.

Maria stand auf. Sie fühlte sich unendlich erleichtert. Es war ihr, als sende die Sonne des Heils verheißend ihre ersten Strahlen in ihre Seele. Sie trocknete ihr Antlitz mit dem weißen Batisttuch und reichte dem Pastor abermals die Hand.

„Gott segne Sie!" sagte er warm. „Und wenn Sie wieder anfangen, Gott zu suchen, suchen Sie ihn da, wo er uns am gnädigsten entgegen kommt, im Bilde des Gekreuzigten. Der vergiebt uns alle unsere Sünde und heilet alle unsere Gebrechen."

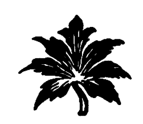
Maria senkte das Haupt. Ein leises Lächeln flog über ihr mattweißes Gesicht. „Sie irren sich," sagte sie ruhig — „ich habe die Sünden nicht begangen, die man mir zuschreibt."

Eine große Verwirrung malte sich in seinen Zügen.

„Aber ich will trotzdem in Demut das Angesicht meines Gottes suchen! Leben Sie wohl — ich darf doch wiederkommen?“

„Zu jeder Zeit!“ Er öffnete ihr die Thür und blickte ihr nach, wie sie über den Hof auf die Landstraße schritt.

(Fortsetzung folgt.)

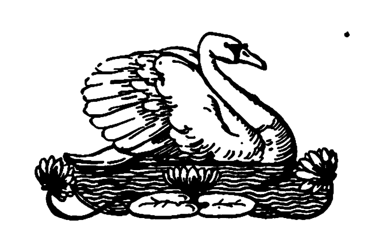


Liebe meiner sechzehn Jahre.

Von

M. Herbert.

Wenn du zu mir wiederkehrtest, Liebe meiner sechzehn Jahre,
Kämst du nicht, wie du gegangen, schwank und stolz mit dunklem Haare.
Kämst du nicht mit jenem Funken tollen Mutes in den Augen,
Kämst du nicht mit jenen Schritten, die noch nicht zum Zögern taugen.
Kämst auch nicht mit deinem Lachen, das die ganze Welt besiegte,
Mit dem freien Selbstbewußtsein, das sich wie ein Falter wiegte.
Kämest ernst und kämst bedächtig im Cylinder gegen elfe,
Starr und klug die grauen Augen, kahl der Kopf, daß Gott mir helfe.
Kämst mit tausend schönen Phrasen von der Höflichkeit gedrechselt —
Alles Gold in deinem Wesen längst in Kupfer umgewechselt.
Kämst mit einem schwachen Lächeln, das dir zur Gewohnheit worden,
Kämst als Diplomat und Weltmann, auf der Brust viel hohe Orden.
Hast des Lasters Pfad betreten, glatt — die Seele voller Flecken,
Freust dich selbst, daß schöne Worte dein Gebrechen mir verstecken.
Und ich flehe, daß mein Schicksal mich vor dieser Gunst bewahre,
Daß du nie mir wiederkehrest: Liebe meiner sechzehn Jahre.





Die litterarhistorische Biographie.

Dreifacher Art sind die Aufgaben des Litterarhistorikers. Zunächst liegt es ihm ob, das Rohmaterial seiner Wissenschaft zusammenzutragen und verwendungsfähig zu machen. Hierher gehören Sammlungen von Schriften und Lebensdaten, Herstellung korrekter Texte, Ausgabe von Werken, Briefen, Tagebüchern, Untersuchungen über spezielle Streitfragen, bibliographische Zusammenstellungen, Sonderabhandlungen über einzelne Dichtungen, ihre Quellen und ihre Entstehungsgeschichte, Monographien zur Stoffgeschichte, Darstellung in sich geschlossener Perioden und Litteraturgeschichtskreise und dergleichen mehr. In zweiter Linie steht die Biographie, die den einzelnen Menschen aus der Masse heraushebt und nach allen Seiten hin erschöpfend behandelt, um ihn am Ende wieder einzuordnen in die organische Entwicklung der Gesamtheit. Die letzte Aufgabe endlich besteht in der Erfassung großer geschichtlicher Zusammenhänge, die den einzelnen nur als Glied einer Kette, die in den Persönlichkeiten nur Träger von Ideen sehen; liegt in der Schöpfung großer Litteraturgeschichtswerke, die in der Geschichte der Nationallitteratur gipfeln, nicht in der Geschichte der Weltlitteratur, die ihrer oft unorganischen Zusammenhänge wegen gar zu leicht im Registrieren stecken bleibt, falls sie sich nicht zu gewaltsamen Geschichtskonstruktionen versteigt.

Der Litterarhistoriker, der nicht auf der ersten, handwerksmäßigen Stufe verharrt, berührt sich in seinem Schaffen, wie jeder wahre Historiker, mit dem Schaffen des Künstlers. Er produziert; er stellt etwas hin, was sich von selbst nicht zusammensetzen würde. Er muß den toten Stoff mit seinem Geiste durchtränken und beleben. Er ist der Baumeister, der einen wohldurchdachten Entwurf planvoll ausführt, der Maler, der durch weise Verteilung von Licht und Schatten charakteristische Bilder erzeugt. Er muß sich mit seinem Stoffe souverän auseinandersetzen, ihn kritisch durchdringen; er muß sichten und sondern, das Individuelle vom Typischen trennen, das Bedeutungslose keck abschneiden und unter eigener Verantwortung als nicht vorhanden betrachten. Insonderheit ist der biographische Historiker wissenschaftlicher Künstler, denn das höchste Studium des Menschen ist und bleibt einmal der Mensch. Ihn aus der Fülle des Zufälligen

herauszuheben, das Primäre und Bestimmende in ihm aufzudecken und die sekundären Beimischungen als unorganisches Rankenwerk zu erkennen, den geheimen Parallelismus zwischen äußerer Lebensführung und geistigem Schaffen, zwischen Anlagen und Werken zu verfolgen, ist Ziel des litterarhistorischen Biographen. Er muß dabei als geschulter Psycholog vorgehen und hat viel mit Imponderabilien zu rechnen. Nicht nur durch den Mangel an lückenlosem Material, sondern auch durch die Natur seiner Aufgabe, die ihn nötigt, zwischen den Zeilen zu lesen, sieht er sich gezwungen, vom Boden der reellen Thatsachenschilderung zur ideellen Ausdeutung, zum philosophischen Postulat aufzusteigen. Er kann eben dem Seelenleben eines anderen nur mit dem eigenen, nicht mit dem Verstande allein nachkommen. Es sprechen bei ihm Gründe des feinen Gefühls, des Taktes vielfach mit. Um eine Persönlichkeit zu schildern, muß man selbst eine sein, und zwar in der Regel eine der zu schildernden verwandte. Ein Litterarhistoriker, der heut eine Biographie Miltons beendet, um morgen mit einer Biographie Heines zu beginnen, muß notwendig Mißtrauen erwecken. Freilich werden gerade neuerdings Biographien sehr handwerksmäßig abgethan. Die zahlreichen Sammelunternehmungen sehen auf Vollzähligkeit der Namen, ohne ihnen individuell Rechnung zu tragen, und schreiben ihren einzelnen Mitarbeitern Anlage und Raum gleichmäßig vor; Körner und Hauff sind in derselben Bogenanzahl abzuhandeln wie Lessing und Schiller. Solche Bücher scheiden dann auch zum großen Teil von vornherein aus, wo von künstlerischen Biographien die Rede ist.

Besonders bedarf der Biograph auch insofern eines feinen Taktes, als er sonst allzu leicht einer, infolge langer vertrauter Beschäftigung mit dem Gegenstande zwar menschlich wohl begreiflichen, darum aber wissenschaftlich nicht entschuldbaren Ueberschätzung seines Helden verfällt. Die Liebe zur Sache darf den Blick nicht trüben. Darum darf der Biograph seinen Helden auch nicht hermetisch abschließen von dem Gesamtverlauf der Litteraturgeschichte, sondern er muß diese vielmehr zum Hintergrunde nehmen, auf dem er sein Bild abspiegelt und entwirft. Er muß sich hüten, etwas von seinem Helden Geschaffenes zu sehen, wo etwas in diesem historisch Gewordenes vorliegt. Er muß dessen Entwicklungsgeschichte studieren, seinen geistigen Stammbaum aufstellen und von solchem Standpunkt aus seine Leistungen verstehen und abschätzen. Die echte Biographie, die eine Gegenwart beschreibt, muß zugleich in Vergangenheit und Zukunft übergreifen. Sie muß zunächst feststellen, was ihrem Helden von Vorgängern überkommen ist, sodann, wie weit er in eigener Verwaltung den litterarischen Schatz gewahrt hat, zu dritt, was er seinen geistigen Erben hinterlassen hat. Denn die Person einer Biographie ist „ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte“. So formuliert Friedrich Vischer das Problem in einer gehaltvollen Abhandlung, die er David Friedrich Strauß, einem der vorzüglichsten deutschen Biographen, gewidmet hat.

Eine Musterbiographie ist Goethes Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert“, das in unübertrefflicher Weise seinen Helden in den großen Zusammenhang einreiht und alle Faktoren vorführt, die auf ihn eingewirkt haben. Nur eine kleine Anzahl deutscher Biographien haben von diesem Muster gelernt und können uns weiterhin als vorbildlich gelten: vor allem Justis Winckelmann, Hayms Herder und Erich Schmidts Lessing. Alle drei gehören sie dem 18. Jahr-

hundert an, alle drei geben sie eine Geschichte im kleinen von diesem besterforschten der neueren Jahrhunderte. Weltrichs nur allzu langsam fortwachsende Monumentalbiographie Schillers (die gleich den Schiller-Biographien von Minor und Brahm noch immer ein Torso ist), strebt nach derselben Universalität, während eine ähnlich weit ausgreifende Goethe-Biographie uns immer noch fehlt.

Nur bei umfassender Umsicht und Weitsicht ist eine unbefangene Biographie von objektivem Werte möglich. Nur aus gewisser Entfernung ist man in der Lage, über Größenverhältnisse richtig zu entscheiden. Wer zu dicht vor einem Berge steht, sieht nur ihn, nicht aber das Gebirge, von dem er ein Teil ist; so vermag nach einem Aphorismus der Frau Marie v. Ebner-Eschenbach der kleinste Hügel die Aussicht auf einen Chimborasso zu verdecken. An Beispielen für solche Verkennung der wahren Verhältnisse ist auch unter den jüngsten biographischen Werken kein Mangel. Wertet schon Otto Berdrow Rahel Varnhagen zu hoch, so gilt das noch mehr von Schwering gegenüber Friedrich Wilhelm Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden"; vollends verliert die Maßstäbe Joseph Müller hinsichtlich Jean Pauls, und gar über Eugen Reichels krankhaft gesteigerte Gottsched-Manie können nur die Worte tröstend hinweg helfen, die Goethe einmal an Schiller schreibt: „Wenn Künstler und Kunstwerke sich nicht immer, wie die Bleimännchen wieder von selbst auf die Beine stellten, so müßten sie durch solche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden."

Die Personalunion zwischen dem einsichtig forschenden, unbefangenen Gelehrten und dem warm empfindenden, künstlerisch gestaltenden Schriftsteller ist nicht häufig. So groß der kürzlich verstorbene Herman Grimm dasteht, dem wir einen Goethe, einen Raffael, einen Michelangelo verdanken — historisch abschließende Werke zu schaffen war seine Sache nicht. Der großzügige Künstler in ihm sah auf den in musivischer Kleinarbeit sich abmühenden Philologen geringschätzig herab. Er konnte ein Buch über Homer schreiben, ohne von den Studien Wilamowitz-Möllendorffs und anderer auch nur Kenntnis zu nehmen. Seine Werke sind als Ausstrahlungen einer reichen und interessanten Persönlichkeit durchweg von hohem Werte, aber ihre historische Bedeutung steht nicht auf gleicher Stufe; von wissenschaftlicher Allgemeingiltigkeit sind sie ziemlich weit entfernt, so wenig verkannt sein darf, daß Herman Grimms „Goethe" noch immer zum besten gehört, was über den Dichter bisher geschrieben worden ist. Und auf der andern Seite sehen wir Gelehrte wie den greisen, unermüdlich arbeitenden Heinrich Düntzer, der einen Goethe, einen Schiller, einen Lessing u. s. w. geschrieben hat, ohne daß es ihm gegeben wäre, sich über den Pegel des Urkundenstroms herauszuheben, den Staub der Akten abzuschütteln. Der frei verknüpfende Blick des geschichtlichen Beobachters fehlt ihm so gut wie ganz. Hier Philolog, hier Historiker, hier Schriftsteller — so ertönt oft das dreistimmige Feldgeschrei der Gegner, die doch Verbündete sein müßten.

Es giebt eine Zwischenstufe der biographischen Schriftstellerei, die von vornherein auf alle künstlerische Thätigkeit Verzicht leistet und sich nur als Vorarbeit der großen Lebensbeschreibung fühlt. Sie ist als solche freudig zu begrüßen. Sie befolgt nach dem Vorbilde der englischen Life and letters-Werke die Methode, die behandelte Person nach Möglichkeit selbst zum Worte kommen zu lassen und sich mit einem Kommentar zu begnügen. Sie stellt etwa den Briefschatz zusammen, teilt ihn in Perioden und leitet jede durch eine zusammen-

fassende Betrachtung ein. Als ein Muster dieser Gattung kann Jakob Bächtolds dreibändiges Werk über Gottfried Keller hingestellt werden. —

Jahraus jahrein werden eine Anzahl von Lebensbeschreibungen verfaßt. Gehen wir heute an der Hand der vorausgeschickten Grundsätze an eine Musterung der wiederum als neu vorliegenden biographischen Litteraturgeschichtswerke.

Wolfgang v. Wurzbach hat in einem 382 Seiten umfassenden Buche „Gottfried August Bürger, sein Leben und seine Werke" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. Leipzig 1900) darzustellen unternommen. Er hat nichts weniger als eine Biographie großen Stils geschrieben, sondern nur eine gelehrte Handwerkerarbeit verfaßt. Wurzbach, der nicht Litterarhistoriker von Fach ist, hat es an umfassenden Vorarbeiten nicht fehlen lassen; Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit sind ihm nicht abzusprechen. Aber das Detail wird ihm zum Selbstzweck und überwuchert jeden Ansatz zur eigentlichen Charakteristik. Sein Buch ist eine Biographie aus Kirchenbüchern und Akten; Bürgers Persönlichkeit ist aus dem Wust der Einzelnachrichten nicht herausgearbeitet. Des Dichters Leben und Werke stehen zu äußerlich nebeneinander, anstatt ineinander aufzugehen und einander zu erklären. Wurzbach verfügt nur in geringem Grade über die ästhetischen Vorbedingungen des Biographen und legt darum das Schwergewicht einseitig auf die Lebensbeschreibung. Kein kleiner Zug, keine Anekdote aus Bürgers Leben wird uns geschenkt, auch wenn sie zu seinem Bilde keinen Strich hinzufügt. Und das ist falsch. Der Biograph soll jedes Detail kennen, aber nur das von bestimmender oder erläuternder Bedeutung berücksichtigen. Wurzbachs Buch ist nur das Skelett einer Biographie, ein Skelett, dem auch das kleinste Knöchelchen nicht fehlt; dagegen vermissen wir das blühende Fleisch, das jenes umkleidet und lebendig macht. Bürgers Werke kommen sehr zu kurz; wir erhalten für sie nur die äußerlichen Daten über Anregung, Quellen, Entstehung, Ausbreitung, nicht aber ihre innere Lebensgeschichte, die der Seelenbiographie ihres Dichters parallel geht. Die „Lenore" wird einmal über das andere als „gewaltig" oder „titanisch" gepriesen, aber dem Gefühl aufgezeigt und erklärt wird ihre Größe und Schönheit nicht. Da sich Lebensbeschreibung und analysierende Würdigung der Werke innerlich durchdringen müssen, kann man nicht einmal die erste als gelungen bezeichnen, so tüchtig und brauchbar sie als Vorarbeit für die große kritische Bürger-Biographie ist, die wir noch immer nicht besitzen. Wurzbachs Darstellung ist im Anfang trocken und schwunglos, ja stellenweise nicht ohne Pedanterie, wird aber im weiteren Verlauf merklich lebhafter und anschaulicher. Die Verlagshandlung hat als dieselbe, die einst des Dichters Werke übernahm, durch gute Ausstattung des Werkes eine Pflicht der Pietät erfüllt. Dem Buche ist ein reicher Bilderschmuck beigegeben, freilich nur in Autotypien. Das Titelblatt ist dem Titelkupfer der zweiten Gedichtausgabe nachgebildet. Die übrigen Abbildungen (im ganzen 42) zeigen eine Anzahl Porträts und viele, z. T. Chodowieckische Stiche, die einst die Originalausgaben Bürgers schmückten.

Als ein Buch von ähnlichem Werte wie die allerdings ihrem Umfang und ihrer Eigenforschung nach viel bedeutendere Bürgerbiographie Wurzbachs ist die kleine Uhlandbiographie Max Mendheims in der Sammlung der Philipp Reclamschen Dichter-Biographien anzusehen. Sie bringt nichts Neues, ist nach keiner Seite hin bedeutend, thut für die ästhetische Wertung der Werke ver-

schwindend wenig, bietet aber einen fleißig bearbeiteten und zuverlässigen Lebensabriß. Eine größere Uhland-Biographie haben wir in den nächsten Jahren von Erich Schmidt zu erwarten.

Der gelehrte Jesuit Wilhelm Kreiten, der im Verein mit seinem Ordensbruder Diehl für die Kenntnis katholischer oder (z. T. auch nur angeblich) katholisierender Dichter wie Brentano und Novalis schon viel gethan hat, hat nun auch der größten deutschen (nicht nur der größten katholisch-deutschen) Dichterin Annette Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff eine umfassende Arbeit gewidmet. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses hat er die gesammelten Werke der Dichterin herausgegeben und erläutert. Von dieser Ausgabe (Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1900) liegt bereits ein zweiter Abdruck vor. Der erste Band bringt eine 525 Seiten in Anspruch nehmende „Biographie", wie Kreiten den einleitenden Lebensabriß nennt. Es ist, um das vorwegzunehmen, keine Biographie im höchsten Sinne, insofern auch Kreiten die ästhetische Betrachtung von der Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse loslöst und in Sondereinleitungen zu den einzelnen Werken in den folgenden Bänden verweist; er meint, das kritische Urteil über die einzelnen Werke wäre dem objektiven Ton des „Lebens" hinderlich gewesen! Die Biographie ist somit auseinandergerissen, und daß dies möglich war, beweist eben nur, daß wir es mit einer wahren Biographie nicht zu thun haben. Den vorliegenden ersten Band, wie es geschieht, selbständig in die Welt ausgehen zu lassen, ist daher ein sehr bedenkliches Unternehmen. Sieht man von dem aufgestellten Idealbegriff einer Biographie ab und betrachtet das Buch nicht als das, was es sein will, sondern als das, was es ist, so hat man es mit einer respektablen litterarhistorischen Leistung zu thun. Auch dieses sehr fleißige Buch macht den Eindruck großer Zuverlässigkeit. Kreiten beherrscht die ausgebreitete Droste-Litteratur vollkommen. Er fußt natürlich in erster Linie auf den wichtigen Werken von Johannes Claassen und Hermann Hüffer sowie auf dem im Jahre 1893 uns bescherten Briefwechsel Levin Schückings mit der Dichterin, konnte aber daneben in reichem Maße aus dem ungedruckten Nachlaß schöpfen, so daß sein Werk augenblicklich den Höhepunkt der Droste-Forschung darstellt. Unter den zahlreichen bisher ungedruckten Briefen sei nur auf einen besonders schönen hingewiesen, den Wilhelm Grimm am 7. Dezember 1819 an die Dichterin richtete. Kreiten druckt überhaupt viel fremde Stimmen ab; sein Buch gewinnt dadurch als Quellenwerk, was es als biographisches Kunstwerk verliert. Er holt bei der Schilderung einzelner Personen und Oertlichkeiten oft fast allzuweit aus, unterläßt es dagegen, die Dichterin und ihre Poesie so recht in den Gesamtverlauf der deutschen Litteraturgeschichte einzuordnen. Die Darstellung selbst ist lebendig und geschmackvoll und, was der Verfasser selbst betont, unparteiisch. Nur wenn er behauptet, daß (der bekanntlich in seinem späteren Leben zum Katholizismus übergetretene) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg das Beste der vorgoetheschen Richtung in seiner Poesie vereinigt habe, so schaut ihm dabei der Ordensbruder über die Schulter; denn daß — von Lessing zu schweigen — die Lyriker Klopstock und Bürger unvergleichlich viel größer sind als Stolberg, unterliegt keinem Zweifel. Das Buch ist sehr gediegen ausgestattet. Eine vortreffliche Reproduktion nach der marmornen Drostebüste A. Rüllers, sowie ein interessantes Faksimile-Blatt sind ihm beigegeben. Als litterarhistorische Arbeit ist es ein Zwitter. Für eine einfach orientierende Einleitung

ist es zu umfangreich, für eine Brief- und Aktensammlung zu unvollständig, für eine innerlich erschöpfende Biographie zu dürftig, zu unpersönlich und unkünstlerisch.

Die beste, wirklich künstlerisch angefaßte, wenn auch keine mustergiltige, unter den diesmal vorliegenden Biographien ist einem Dichter des Auslands gewidmet, einem der größten der Weltlitteratur — Dante. Ihr Verfasser ist Karl Federn, als geschmackvoller Essayist wie als feinsinniger Poet gleichermaßen bekannt. Die Gefahr, im biographischen Detail zu versanden, ist bei Dante von vornherein ausgeschlossen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil wir verschwindend wenig gut beglaubigte Daten über ihn besitzen. Boccaccio, der erste akademische Dante-Philolog, ist eine sehr wenig zuverlässige Quelle. In jeder Dante-Betrachtung muß das Typische das Individuelle, das Allgemeine das Besondere überwiegen. Federn zerschneidet sein Buch in zwei Teile, deren erster „die Zeit", deren zweiter „Dante" selbst behandelt. Der erste ist vielleicht im Verhältnis zu breit geraten; er bietet sehr interessante, fast selbständige und mit Dante sich nicht immer eng genug berührende Einzelessays, z. B. „Die Neuen sittlichen Ideale", „Der Kulturkampf", „Wissen und Weltanschauung", „Die Scholastik", „Die Franziskaner". Der zweite Teil führt Dantes Leben durch die so vorweg geschilderte Zeit; er ist „ein subjektives Spiegelbild des ersten". Also auch hier fehlt es an innerlicher Durchdringung, was hier freilich besonders schwer zu erzielen ist. Sonst ist Federn als Künstlernatur zu seiner Aufgabe vorzüglich befähigt. Weder Wurzbach noch Mendheim noch Kreiten hätte sich an ein Dante-Buch wagen dürfen. Federns Belesenheit und sein Wissen sind nicht nur groß, sondern auch lebendig wirksam. Seine Auffassung ist reif und modern, seine Darstellung glänzend und geistreich. Er ist ein wirklich historischer Kopf, der die großen Ideenfäden eines Zeitalters mit souveräner Hand zusammenzuknüpfen weiß. Sein Buch ist kein streng wissenschaftliches, sondern ein großer Essay, der zur Einführung in das Werk des großen Florentiners vorzüglich geeignet ist. Die Commedia divina wird erst am Schluß in raschem Ueberblick analysiert. Das ist angängig, weil wir ihre Vorbedingungen bereits aus dem ersten Teile kennen. An Stelle eines systematischen Kommentars zur Commedia erhalten wir eine planmäßige Schilderung der Zeitverhältnisse, die durch reiche Hinweise auf das Werk illustriert werden. Diese Methode, die den Vorzug interessanter Lebendigkeit hat und ermüdende Anmerkungen und Aufzählungen ausschließt, ist für einen weiteren Leserkreis glücklich gewählt; und eine wissenschaftlich erschöpfende Biographie konnte und wollte Federn hier ja nicht geben. Dante lehrt uns in seinem Werke die Zeit kennen, Federn in der Schilderung der Zeit das Werk. Vielfach stellt sich Federn auch als guter Dante-Uebersetzer vor, und besonders hervorgehoben sei die psychologische Feinheit, mit der er das Bild Beatrices entwickelt. Das Buch ist in der von Rudolf Lothar herausgegebenen Sammlung „Dichter und Darsteller" erschienen, deren bis jetzt vorliegende Bände meist durchaus befriedigen. Es ist mit über 200 fast sämtlich vorzüglichen Abbildungen geschmückt, unter ihnen Darstellungen nach Giotto, Sandro Botticelli, Raffael, Luca Signorelli, nach Rossetti, William Blake, Schnorr v. Carolsfeld, Genelli, Preller, Alfred Rethel, Böcklin. Dazu kommen viele Miniaturen aus den Codices, Faksimilia, Abbildungen von Oertlichkeiten u. dergl., so daß das Buch ein ungemein reiches kulturhistorisches Archiv

und Museum darstellt. Der Preis von 4 Mark ist als sehr mäßig zu bezeichnen.

Noch ein zweites, einem Ausländer gewidmetes biographisches Buch liegt mir vor. „Jacob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Von Viktor Ottmann." Es ist ein Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen, und in seiner Eigenschaft als Bibliophilenwerk liegt auch sein Hauptwert. Das Buch muß das Entzücken jedes Bücherliebhabers erregen. Es ist auf wundervollem echten Büttenpapier gedruckt und mit Einbandschmuck, Exlibris, Signet von R. E. Hirzel, einer vorzüglichen Porträtradierung, Faksimilibus und einer Anzahl von Kartonbildern glänzend ausgestattet. Der Stoff des Buches ist weniger bedeutend als interessant. Casanova ist ein Genie von jener glänzenden Verruchtheit, die es nur im 18. Jahrhundert der französischen Marquis geben konnte. Ein Mensch von unerhörter Gewissenlosigkeit, als internationaler Schwindler großen Stils ein Gegenstück zu Cagliostro; ein cynischer Abenteurer und ränkevoller Conquistadore, aber ein unverkennbares Talent, das leider nie dazu kam, gute Früchte zu ernten. „Einen Narren hinters Licht zu führen, ist ein Unternehmen, das einen Mann von Geist ziert," das ist so ein Pröbchen aus dem Katechismus dieses Edlen. Für alles begabt, zu nichts berufen, aber originell und fesselnd durch die Buntheit seines Lebens, mit dessen geistvoller und glänzender Beschreibung sich Casanova eine allerdings nicht zu überschätzende Heimatsberechtigung in der Litteraturgeschichte erworben hat. Geistreich und glänzend ist auch die Art, in der uns Ottmann seinen Helden vorführt. Er verspricht freilich im Titel mehr, als er zu halten in der Lage ist. In Wahrheit giebt er nur Beiträge zu einer Biographie, eine aus neueren Quellen geschöpfte Ergänzung zu C. F. Bartholds zweibändigem Casanova-Werk. Den Anspruch, wissenschaftlich Abschließendes zu geben, erhebt Ottmann auch keineswegs. Seine eigenste Leistung besteht in einer fleißig zusammengetragenen Bibliographie. Der Nachdruck ist auf die Wiedererzählung von Casanovas Leben gelegt; eine litterarhistorische, ästhetisch-kritische Würdigung ist kaum versucht. Casanovas berühmte Flucht aus den Bleidächern des Dogenpalastes von Venedig, die oft angezweifelt worden ist, wird von Ottmann nachgewiesen und auf Grund persönlicher Besichtigung der grausigen Oertlichkeit, nach allerlei Akten u. dergl., auch an der Hand einiger Abbildungen erläutert. Eine Uebersetzung von Casanovas Tragikomödie „Das Polemoskop" ist dem prächtigen Buche angehängt.

Außer diesen sich wenigstens als Biographien gebenden Büchern seien noch einige andere herangezogen, die nur Materialsammlungen zu Biographien darstellen. Zunächst einige Beiträge zur Goethe-Philologie. Eine äußerlich wie innerlich wertvolle Schrift ist die Festgabe des Wiener Goethe-Vereins zur jüngst erfolgten Enthüllung des Hellmarschen Goethedenkmals in Wien. Es bringt reiche Erinnerungen an Goethe, vor allem hochinteressante, mit vollendeter Technik wiedergegebene Faksimilia und eine Reihe schöner Goethe-Abbildungen. Von den wissenschaftlichen Beiträgen seien hervorgehoben: Goethe und Königin Friederike von Hannover von Heinrich Buck, Goethe und Castelli von Karl Ruland, Zum zweiten Teil des Faust von Jakob Minor, Goethe und seine Besucher von Alexander v. Weilen. Ein humorvoll aufgetragenes Zwischengericht serviert Erich Schmidt: die enthusiastischen Erinnerungen der von ihm selbst noch gekannten Köchin Henriette Hunger, die in dem berühmten Frommannschen Hause

zu Jena in Diensten stand, Goethe ein halbes Jahr lang das Mittagessen kochte und ihn so an Jena fesselte, wo er es sonst nicht so lange ausgehalten hätte.

Eine der reichsten Gaben der neuen Goethe-Litteratur stellt das Lebensbild dar, das Jenny v. Gerstenbergk nach persönlichen Erinnerungen von Goethes Schwiegertochter Ottilie entworfen hat (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1901). Es ist eine Briefsammlung mit verbindendem Text, ein life and letters-Werk von geringem Umfang. Ottilie v. Goethe hat ein volles Anrecht auf litterarhistorische Würdigung, denn sie ist dem Dichter viel gewesen. Wir lernen sie kennen als eine hochbegabte, anmutige Frau von einem nur zu leicht überschäumenden Temperament. Sie war eine — bis auf vorübergehende Ausnahmen — würdige und feinsinnige Repräsentantin des Namens Goethe, nachdem dessen Hauptträger dahingegangen war. Sie war eine treue Mutter der beiden Goetheschen Enkel Wolfgang und Walther, die das schwere Geschick des Epigonentums zu tragen hatten; namentlich fällt auf die Tassonatur Wolfs ein helles Licht. Man denkt bei seinen unglücklichen Versuchen, sich in der Künstlersphäre anzusiedeln, an das bittere Wort Heinrich v. Kleists: „Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel giebt ein ganzes oder keins.“ Erst aus diesen Briefen erkennen wir so recht, wieviel Dank man Goethes Enkeln schuldet als den treuen, zu jedem Opfer bereiten Hütern des Dichternachlasses, der endlich durch ihr Testament an das großherzoglich Weimarische Haus kam und zur Gründung des Goethe- und Schiller-Archivs führte. Jennys v. Gerstenbergk Schilderung ist, abgesehen von einem leicht entgleisenden Stil, recht geschickt und sehr warm; sie ist vielleicht zu warm, und man hat nicht selten das Gefühl, daß manche Schatten künstlich verwischt sind. Das Buch ist, ohne es zu wollen, zugleich ein Ehrendenkmal für das vor kurzem verschiedene großherzogliche Paar. Es war ein seltenes Paar, auch rein menschlich betrachtet, dieser gediegene und tüchtige, dabei aber stets anspruchslose und bescheidene Fürst, und die edle, überaus kluge Fürstin, die beide viel Segen ausgestreut haben in ihrem langen und reichen Leben. Der den Band beschließende Brief Karl Alexanders, der Jenny v. Gerstenbergk ein unersetzlicher Mitarbeiter war, ist ein vortreffliches Zeugnis für die feine Einsicht und Menschenkenntnis dieses sehr zu Unrecht von der witzelnden Legende ergriffenen Fürsten. Der Brief beweist eine seltene Charakterisierungskunst von schlagender Prägnanz. Eine sehr zu wünschende Biographie Karl Alexanders würde erst zeigen, wie unendliche Verdienste sich dieser Fürst um das deutsche Geistesleben erworben hat. Wir sind an solchen Fürsten wahrhaftig nicht reich und können sie wahrhaftig nicht entbehren.

Auch ein Schiller-Beitrag liegt vor, ein angeblicher wenigstens: Die Briefe seiner ältesten Tochter Karoline an ihre Freundin Ferdinande v. Richthofen, die Freiherr Dr. B. v. Maltzan herausgegeben hat (Wilhelm Süsserotts Verlagsbuchhandlung. Berlin 1901). Goethes Schwiegertochter zu behandeln war man berechtigt, Schillers Tochter nicht. Ihr Briefwechsel hat durchaus keinen litterarischen Wert; ein einziges Mal spricht Karoline v. Schiller von dem unbedeutenden österreichischen Dichter Collin, dem sie „einen recht herrlichen Genuß“ verdanke, und dem sie geradezu ihren Vater an die Seite stellt. Von ihrem Vater hat Karoline kaum einen Hauch; sie hat ihn ja auch kaum gekannt

und seiner Erziehung nichts verdanken können. Sie ist eine weiche, gedrückte, kränkliche Natur von pietistischer Gläubigkeit und Wortfrömmigkeit. Ihr Charakterbild ist nicht interessant, und ihr Briefwechsel ist es noch weniger. Die Ausstattung des Buches mit seinem blauen Deckel und seinem gelben, unechten, Packpapier ähnlichen Büttenpapier läßt an Geschmacklosigkeit wenig zu wünschen übrig.

Viel wertvoller sind die Beiträge, die Oskar Klein-Hattingen zum „Liebesleben Hölderlins, Lenaus und Heines“ beibringt (Berlin 1901. Ferdin. Dümmlers Verlagshandlung. Preis: geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.60). Es sind recht unbefangene und gediegene Auseinandersetzungen mit dem durchweg bekannten Material, denn das Neue, das Klein-Hattingen bringt, liegt nicht in der Verbreiterung, sondern in der Vertiefung des Wissens. Er geht als gut geschulter Psycholog, der er mehr ist als Litterarhistoriker, an die Akten jener Liebesverhältnisse heran, knüpft an die in Betracht kommenden Briefe und Dichtungen an, deutet sie aus und holt mit ebensoviel Scharfsinn wie Takt heraus, was zwischen den Zeilen steht. Das geht freilich nicht ohne eine große Breite ab, weil es dem Verfasser an einer rechten Methode fehlt. Eigentlich wissenschaftlich sind seine Untersuchungen nicht. Er bedient sich einer gar zu gehobenen Sprache, spart rhetorische Sentiments keineswegs und verfällt zuweilen, vom Boden der realen Forschung sich aufschwingend, in eine Art von Romanstil. Er hilft der exakten Forschung unbedingt weiter, aber objektive Wahrheit kann er nicht für sich in Anspruch nehmen. Einige Geistreichelei und die Neigung zu sentimentalischer Verbrämung läßt ihn oft über das Ziel hinausschießen. Da man also seine Ausführungen immer erst wieder auf den Stand der Wirklichkeitsschilderung herabschrauben muß, ist Klein-Hattingens Verdienst nur ein halbes. Am gelungensten erscheinen mir die Auseinandersetzungen über Heine, die den ganzen Menschen in ein eigenes Licht stellen. Sie müssen für jeden Heine-Biographen von hoher Bedeutung sein. Namentlich wird ausführlich und überzeugend Heines unglückliches Leben mit Mathilde Mirat dargelegt. Daß Heine übrigens nicht 1799, sondern 1797 geboren ist, sollte nach den Forschungen Ernst Elsters und Hermann Hüffers feststehen. Bei Hölderlin nimmt Klein-Hattingen im Gegensatz zu Litzmann mit Recht ein leidenschaftliches Verhältnis mit Diotima (Susette Gontard) an; auch sein Versuch, Sophie Löwenthal von der ihr bisher meist — auch von mir — aufgebürdeten Schuld an Lenau zu entlasten, hat mich überzeugt. Das Buch ist als ernste, anregende und lehrreiche Lektüre namentlich den Frauen und allen Liebesleuten zu empfehlen.

Anhangsweise seien endlich noch genannt das Lebensbild Gutenbergs, das Albert Köster bei der vorjährigen Jubelfeier als Festredner entworfen, eine feine und kluge Arbeit (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner); und eine andere Festschrift, die der Scheffelbund dem ostmärkischen Dichter Anton August Naaf zum fünfzigsten Geburtstage gewidmet hat (Wien und Heidelberg 1900).

Dr. Harry Maync.



Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zweite, erheblich vermehrte Auflage. Mit sechs Lichtdruck-Porträts. Berlin, E. Hofmann & Co., 1902. (Preis Mk. 3.50, geb. Mk. 4.60.)

Der geistige Gehalt von Schopenhauers Persönlichkeit ist in den Schriften von ihm und über ihn im wesentlichen festgelegt. Etwas ganz Neues ist also von vorliegender Schrift kaum zu erwarten. Trotzdem hat es einen besonderen, ja intimen Reiz, einen Ausnahmemenschen wie Schopenhauer zu belauschen, wie er, vom Kothurn streng philosophischer Beweisführung herabsteigend, in ungekünsteltem, fast familiärem Plauderton — im Gespräche mit sich selbst oder im Verkehr mit anderen — über Dinge mannigfachster Art sich vernehmen läßt. Daß hiebei von diesem stets regsamen Geiste aus, je nach der Veranlassung, auf verschiedene Gebiete seines Systems auf den ersten Blick frappierende Streiflichter fallen, ist selbstverständlich, und keiner der Leser dieses Büchleins wird folgendes, im allgemeinen gewiß wahre Urteil Schopenhauers auf diesen konkreten Fall angewendet wissen wollen: „In der Regel hinterläßt jedes Gespräch — das mit dem Freunde oder der Geliebten ausgenommen — einen unangenehmen Nachgeschmack, eine leise Störung des innern Friedens. Dagegen hinterläßt jede Selbstbeschäftigung des Geistes einen wohlthuenden Nachklang. Unterhalte ich mich mit den Menschen, so empfange ich ihre Meinungen, die meistens falsch, flach oder erlogen sind, und in der armseligen Sprache ihres Geistes" (S. 132). — Goethe teilte Schopenhauer eines Tages mit, daß er am Hofe habe Stücke von Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte. Darauf Schopenhauer: „Ist unser Leben etwas anderes als eine solche Komödie? Der Philosoph ist einer, der willig den Statisten macht, um desto bester auf den Zusammenhang achten zu können" (S. 13). — Frauenstädt fragte Schopenhauer einst, wie es denn komme, daß in seinem System, besonders in seiner Theorie des Heiligen, der Intellekt, das Wesen des Lebens durchschauend den Willen aufhebe, der Diener, das Werkzeug, sich über den Herrn und Schöpfer erhebe, — ob dieser höhere Intellekt nicht einen höheren Willen voraussetze. Schopenhauer wollte von einem höheren Willen nichts wissen und wies — allerdings mehr geistreich als die Lösung der Frage fördernd — den Einwurf also zurück: „Ein Wanderer verfolgt, mit einer Laterne in der Hand, einen Weg; plötzlich sieht er sich an einem Abgrund stehen und kehrt um. Der Wanderer ist der Wille zum Leben, die Laterne der Intellekt; beim Lichte dieser sieht der Wille, daß er auf einem Irrwege sich befindet, an einem Abgrunde steht, und er wendet sich, er kehrt um" (S. 21). — Interessant ist folgender Beitrag zur Psychologie des Hasses. Das Objekt bildet natürlich einer von der bekannten Trias von „Philosophieprofessoren", in unserem Falle Hegel. Als Hebler aus Basel, dessen Gespräch wie das mit Becker und Asher in der 2. Auflage neu hinzugekommen ist, konstatierte, daß Schopenhauer in der Hochschätzung der Oper Zauberflöte zufällig mit Hegel übereinstimme, „fuhr der Frankfurter Philosoph zusammen und beruhigte sich erst wieder", als Hebler erklärte, er meine nur insofern, als auch Hegel sich des Schikanederschen Textes annehme. „Ach so! Man muß ordentlich erschrecken, wenn man hört, daß man mit Hegel in einem Punkte gleicher Ansicht sei" (S. 71). — Alles in allem: Der die verschiedensten Gebiete des geistigen Daseins streifende Inhalt des Büchleins bildet einen Genuß für jeden Freund einer geistreichen Lektüre.

Dr. Carl Gebert.





Heinrich Düntzer.

Acht Tage vor Weihnachten ist wohl der populärste aller Goethe-Forscher, den gewiß viele für längst verstorben hielten, als Achtundachtzigjähriger dahingegangen. Unsere Väter erinnern sich noch der Zeit, da sie in Düntzers allverbreiteten „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern" „Gedanken" für ihre Primaneraufsätze aufspießten. Der Jugend galt er sprichwörtlich für das Urbild eines trockenen und kleinlichen Pedanten. An Breite der Produktion dürften Düntzer wenige Gelehrte gleichgekommen sein. Seit er im Jahre 1836 (!) zuerst hervortrat, hat er in fünfundsechzigjähriger fleißiger Arbeit ein Buch neben das andere gestellt. Am 12. Juli 1813 zu Köln geboren, erwählte Heinrich Düntzer die klassische Philologie, für welches Fach er sich im Jahre 1837 zu Bonn habilitierte. Seine Lehrthätigkeit war indessen nicht von besonderem Erfolge gekrönt, und so übernahm er im Jahre 1846 die Stelle eines Bibliothekars am Katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt, der er fortan treu blieb. Seine Schriftstellerei galt in erster Linie der antiken und der deutschen Litteraturgeschichte; daneben lieferte er eine Anzahl philologischer Schriften zur klassischen und indogermanischen Sprachwissenschaft, eine Reihe von Schulausgaben, und — so schwer es zu glauben fällt —, ein Bändchen Liebesgedichte, das unter dem Titel „Adelina" 1860 anonym erschienen ist, hat gleichfalls Düntzer zum Verfasser. Sein Hauptgebiet wurde mehr und mehr fast ausschließlich die Litteratur unserer deutschen Klassiker, ganz besonders Goethe; ihm, Schiller und Lessing hat er „Biographien" gewidmet und außer ihren Werken auch die Wielands, Herders, Uhlands mit nur allzuweitschweifigen und elementaren Erläuterungen versehen. Er war der erste wissenschaftliche Faust-Forscher; sein Faust-Kommentar ist jetzt ein halbes Jahrhundert alt. Als er zum ersten Male ein Faust-Kolleg ankündigen wollte, glaubte die besorgte Alma mater von Bonn noch ihr Veto einlegen zu müssen! Lange leben heißt viel erleben, heißt viel überleben und heißt — unter Umständen überlebt werden. Das letztere wurde früh schon Düntzers Teil. Mit der gelehrten Goethe-Forschung, zu deren ältesten Vertretern er gehörte, lebte er seit Jahrzehnten in Groll und Fehde. Noch vor zwei Jahren

trat er mit einer Schrift „Mein Beruf als Ausleger" hervor, die so wenig Spuren hinterließ wie viele frühere. So hat Düntzer ein trauriges Los gehabt; tragisch wäre es nur zu nennen, wenn seine Befähigung es besser verdient hätte. Freilich ist ihm auch manche Ungerechtigkeit widerfahren; mancher Professor, der zu seinen Studenten mit geringschätzigem Lächeln vom alten Düntzer sprach, hatte ihn bei der Herstellung seines Kollegheftes oft genug zu Rate gezogen. Je mehr die junge Forschergeneration den Alten übersah, desto verbitterter und ungerechter wurde dieser, der am Ende kaum noch einen unpolemischen Satz niederschreiben konnte. Die große Weimarer Goethe-Ausgabe, an der er nicht beteiligt war, hätte er am liebsten negiert, und in Erich Schmidt, der dem alten Veteranen gegenüber niemals die Pietät außer acht gelassen hat, sah er so etwas wie den Räuber seiner Krone. Düntzer liefert das deutlichste Beispiel für den Satz, daß niemand an der Geschichte und Ausdeutung der Kunst mit Erfolg arbeiten kann, der nicht selbst einen Tropfen Künstlerblutes in seinen Adern hat. Düntzer besaß — trotz „Adelina" — nicht das Atom eines solchen Tropfens. Er war der reine Papiergelehrte; kurzsichtig und nüchtern reihte er Daten an Daten, erklärte er Wort für Wort, ohne für das Große und Ganze einen Blick zu haben, ohne sich darüber klar zu werden, daß ein Mensch und daß ein Kunstwerk organische Ganze seien, die von einem geistigen Mittelpunkt aus psychologisch zu erschließen sind. Für ihn gab es nur Personen, keine Persönlichkeiten. Probleme haben ihm nie große Kopfschmerzen gemacht; glaubte er doch Goethes Faust, diese „manchem vertrackt scheinende Dichtung zu durchsichtiger Klarheit gebracht zu haben!"

Düntzer war klein im großen, und er war dabei nicht einmal groß im kleinen. Wohl danken wir seinen umfassenden Kenntnissen und seinem unermüdlichen Fleiße manchen guten Nachweis, und manche Probe seiner philologischen Scharfsichtigkeit hat sich die Forschung dankbar angeeignet, aber im allgemeinen war er von einer seltenen geistigen Flachheit, die seine unbestreitbaren popularisatorischen Verdienste doch stark beeinträchtigt. Wäre er wenigstens bei dieser wissenschaftlichen Handwerksarbeit stehen geblieben, so wäre der Arbeiter seines Lohnes wert gewesen; aber er hielt sich zu weit Höherem berufen. Um so offenbarer trat seine geringe Begabung hervor. So wird sein Name, der mit keiner bedeutenden Geistesthat verknüpft ist, vergessen werden, wiewohl er manchen kleinen Stein zum großen Bau der Litteraturgeschichte herbeigetragen und behauen hat.

Dr. H. M.



Neuere Forschungen über Schlaf und Traumleben.

Die Rätsel des Schlafes und des Traumes haben von jeher Gelehrte und Ungelehrte eifrig beschäftigt. Die wissenschaftliche Erforschung und Aufhellung dieser Rätsel hat auch heute noch nicht zur völligen Aufklärung der vielen Fragen führen können, die so alltägliche Vorgänge dem Forscher stellen. Immerhin hat die unausgesetzte Beschäftigung mit diesen Problemen uns einige Schritte vorwärts thun und weitere Einblicke erhoffen lassen.

Die Theorien der Physiologen über den Schlaf befriedigten bis in die jüngste Zeit hinein wenig und hielten eindringender Kritik nicht stand. So konnte sich die chemische Theorie von Preyer, wonach die Anhäufung der ermüdenden Milchsäure den Schlaf hervorruft, schon deshalb nicht behaupten, weil eine schlaferzeugende Wirkung der Milchsäure nicht nachzuweisen war. Auch wäre bei der Annahme der Erzeugung von Ermüdungsstoffen in den Muskeln als Ursache des Schlafs nicht zu verstehen, wie das völlig ruhende, fast bewegungslose, neugeborene Kind diese Stoffe hervorbringen sollte, welche seinen Schlaf fast beständig gestalten, wie ferner bei den oft am meisten in Muskelthätigkeit und dauerndem Hin- und Herbewegen befindlichen alten Leuten der Schlaf so schlecht und unausgiebig wird, wie ferner bei Tieren mit Winterschlaf und bei Eintreten eines ununterbrochenen Schlafzustandes über Wochen und Monate die Produktion und Erhaltung solcher Massen von Ermüdungsstoffen entstanden sein sollte. — Auch die Definition des Schlafes von Landois befriedigt nicht; nach ihm ist der Schlaf eine Phase der Periodizität des thätigen und ruhenden Zustandes des Seelenorgans. Es sei eine verminderte Erregbarkeit des gesamten Nervensystems vorhanden. Der Schlafende gleiche einem Wesen mit herausgenommenen Gehirnkugeln.

Wie unzutreffend diese Definition des berühmten Physiologen ist, hat C. L. Schleich in jüngster Zeit nachgewiesen. Erstens ruht das Seelenorgan im Schlafe nicht, sonst könnte es keine Träume geben. Zweitens gleicht der Schlafende nicht einem Wesen mit entfernten Gehirnkugeln, da im Traum seelische Eindrücke, Phantasien, logische Gedankenverknüpfungen, zum mindesten Willensvorstellungen unbestreitbar vorhanden sind und bei bestimmten Formen des Schlafes zweckmäßige Bewegungen ausgeführt werden. Man kann auch nicht einmal sagen, daß im Schlafe das Bewußtsein aufgehoben ist, denn im Traume besteht ein sehr deutliches Ichbewußtsein, wenn auch nicht das Situationsbewußtsein für Zeit und Ort, in welchem sich der Schlafende befindet. Es besteht also nur eine Herabsetzung, keine Ausschaltung der direkten Außenwelts-Wahrnehmungen im Schlafe, eine Fesselung sonst freier Lebensäußerung. Dies giebt sich sogar im Spiele der Traumphantasie kund. Nichts ist häufiger, als daß irgend ein schweres, ärgerliches, drückendes, lastendes Hindernis unsere freien Entschlüsse im Traume zu unserer Qual nicht zur Ausführung kommen läßt. Man will über die Straße gehen — die Beine sind gelähmt; man will eine Rede halten — der Kiefer geht nicht auf, man ist stumm geworden; man will in einen prächtigen Ballsaal voller Menschen treten — es geht nicht, man ist splitternackt.

Schleich, dem wir die Einführung der örtlichen schmerzlosen Operationen verdanken, hat nun selbst eine Theorie des Schlafes aufgestellt („Psychophysik des Schlafes" in seinem oft aufgelegten Buch: „Schmerzlose Operationen", Berlin, Springer). Er nimmt an, daß die Neuroglia, der Nervenkitt, der überall im Gehirn zwischen Ganglien und Nerven vorhanden ist, als Hemmungsorgan im Gehirn thätig ist. Er faßt nun den natürlichen Schlaf auf als einen durch Anpassung und Vererbung erlernten Mechanismus der Hemmung, der die Thätigkeit des jüngsten Teiles der Großhirnrinde ausschaltet, weil dieser der Bildung, des Wachstums und der Schonung noch bedürftig ist. Der Schlaf tritt ein, wenn von bestimmten anderen Hirnteilen aus unwillkürlich die Neuroglia in Thätigkeit versetzt wird. Dies geschieht entweder periodisch und ist eine dem Körper von außen aufgezwungene Notwendigkeit (bei Eintrit der Nacht, Fehlen des Sonnenlichts), oder der Schlaf stellt sich ein, wenn dieser Vorgang auf andere Weise zur Auslösung gelangt (Uebermüdung, Hypnose, Vergiftungen, Störungen der Gefäß- und Nerventhätigkeit). Die Neuroglia-Hemmung des Schlafes bringt nichts weiter zur Ausschaltung, als die Vorstellung der Situation, den Anschluß an die gewollten Bewegungen und den Umsatz sinnlicher Wahrnehmung in augenblickliche logische Verbindung (Hemmung des Moment- und Situationsbewußtseins). Diese Schleichsche Erklärung des Schlafes erscheint bisher immerhin als die einleuchtendste, weil sie mit den beobachteten Erscheinungen sich überall vereinigen läßt.

Die herkömmliche Annahme, daß Schläfrigkeit und Ermüdung sich decken, hat A. Forel mit Recht bekämpft. Er betont, daß der Schlaf nicht durch Ermüdung erzeugt wird. Wenn auch die wirkliche Erschöpfung des Gehirns gewöhnlich Ermüdungsgefühl hervorruft, so macht andererseits nicht selten starke Erschöpfung schlaflos, ferner wird man durch Schlaf immer schlafsüchtiger, die Schläfrigkeit erscheint in der Regel zu bestimmter, gewohnter Stunde, und, wenn man sie besiegt hat, verschwindet sie nachher trotz wachsender Erschöpfung; und endlich ist es Thatsache, daß Ermüdungsgefühl, Schläfrigkeit und wirkliche Erschöpfung oft ganz unabhängig voneinander vorkommen.

Einige Physiologen, wie Kohlschütter, haben die Tiefe des Schlafes durch die Schallstärke messen wollen, welche zum Wecken nötig ist. Wie wenig damit bewiesen ist, zeigt die Thatsache, daß ein gewohntes Geräusch bald nicht mehr weckt, auch wenn es sehr stark wird (z. B. eine Weckuhr), leise, ungewohnte Geräusche dagegen sofort. Manche sorgsame Mutter wird durch das leiseste Geräusch ihres Kindes geweckt, während sie beim Schnarchen ihres Ehemannes oder bei sonstigem gewohnten Lärm durchaus nicht erwacht.

Stille, sowie langweilige, eintönige Vorgänge, welche den Wechsel der Vorstellungen nicht fördern, machen uns schläfrig, ebenso bequeme Lage des Körpers und Dunkelheit. Dabei treten begleitende Erscheinungen ein, wie Gähnen, Einnicken, Gliederausstrecken, die das subjektive Schläfrigkeitsgefühl noch erhöhen, und die bekanntlich von Mensch zu Mensch sehr ansteckend sind. Auch ein bestimmter Ort, die Stimme einer bestimmten Person, das Liegen in ein und demselben Lehnstuhl, wo man gewöhnlich einschläft, das Liegen in einer bestimmten Körperstellung, bei dem einen eine Roßhaar-, bei dem andern eine Federmatratze, vor allem noch der Lidschluß, die Schwere der Augenlider, sind sehr gewöhnliche schlaferzeugende Mittel.

Subjektiv kennen wir unsern Schlaf nur durch das Träumen. Wir fühlen, daß unser Traumbewußtsein anders ist als unser Wachbewußtsein, sich diesem jedoch um so mehr nähert, als der Schlaf leichter ist.

Ueber das Traumleben sind neuerdings durch experimentelle Untersuchungen wichtige Aufschlüsse gewonnen worden. Schon vor längeren Jahren hatte Maury die rätselhaften Vorgänge beim Träumen durch Versuche am eigenen Leibe aufzuhellen versucht. Er ließ sich bei seinem Nachmittagsschläfchen Träume soufflieren, um zu erforschen, wie die von außen empfangenen Anregungen innerlich verarbeitet werden. Umfassender und aufschlußreicher waren die Versuche, die Vaschide in den letzten Jahren in der Pariser Salpêtrière an einer größeren Anzahl von Personen der verschiedensten Lebensalter angestellt und eine lange Reihe von Monaten systematisch fortgesetzt hat, um die Erscheinungen des Traumes zu ergründen. Die Versuchspersonen blieben die ganze Nacht oder wenigstens während eines großen Teiles derselben unter beständiger Aufsicht, und ihr Gebärdenspiel, ihre Bewegungen, die Veränderungen des Gesichtsausdrucks, die Worte, die sie während des Schlafes von sich gaben, wurden beständig überwacht und aufgezeichnet. Auch die Tiefe des Schlafes wurde nach den Methoden, welche verschiedene Forscher für diese Messungen angegeben haben, festgestellt, dann die Schläfer geweckt und ihre Aussagen über die eben unterbrochenen Träume mit den gemachten objektiven Aufzeichnungen verglichen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen widersprechen merkwürdigerweise vielfach den herrschenden Annahmen. Wichtig ist besonders die festgestellte Thatsache, daß es beim Menschen keinen traumlosen Schlaf giebt. Die Menschen träumen während des gesamten Schlafes, selbst während des tiefsten. Man hatte sonst angenommen, daß wenigstens der Tiefschlaf traumlos sei, und daß das Traumleben sich hauptsächlich in der Zeit des Ueberganges vom Wachen zum Tiefschlaf und aus dem Schlaf zum Erwachen, im sogen. Halbschlaf entfalte. Vaschide wies gerade das Gegenteil nach; der Tiefschlaf ist die Zeit der vollständigen Entfaltung des Traumlebens; erst dann, wenn vollständige Bewußtlosigkeit des Schläfers eingetreten ist, herrscht die unbewußte Gehirnthätigkeit schrankenlos, und während dieser Zeit werden auch jene Probleme häufig gelöst, über deren im Wachen vergeblich versuchte Lösung der Schläfer erstaunt. Die vielen Menschen, die versichern, niemals geträumt zu haben, und sich ihres „gesunden Schlafes" rühmen, weil sie gleich nach dem Hinlegen in gewohnter Ruhelage in Tiefschlaf versinken und daraus ebenso unvermittelt erwachen, diese anscheinend traumlosen Personen sind demnach einer Selbsttäuschung zum Opfer gefallen. Sie erinnern sich ihrer Träume nicht, weil man sich in der Regel nur der Träume des Morgenschlafes erinnert, dieses Halbschlafes, aus dem man leicht erwacht. Bei vielen Personen ist dieser Halbschlaf so kurz, daß davon nach dem Erwachen nichts mehr erinnerlich ist. Nur ganz ausnahmsweise kann ein tiefer Schlaf insofern traumlos sein, als ja auch im Wachen vorübergehend völlige Unthätigkeit des bewußten Denkens eintreten kann.

Uebrigens behaupteten schon die Philosophen Descartes und Leibniz, daß es keinen traumlosen Schlaf gebe. Auch Professor A. Forel in Zürich hatte schon vor etwa zehn Jahren die Behauptung aufgestellt (in seinem Buch „Der Hypnotismus"), daß alle Menschen im Schlaf fortwährend träumen. In Wundts „Philosophischen Studien" hatte F. Herwegen unter Kräpelins

Leitung „Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf“ veröffentlicht, die auf den eigenen Angaben vieler Personen beruhten. Die Angabe jener Personen, daß sie viel träumen, wenig träumen oder gar nicht träumen, war dabei maßgebend. Mit Recht wies Forel demgegenüber darauf hin, daß auf diese subjektiven Erinnerungen oder Nichterinnerungen von Träumen nichts zu geben ist, weil viele Menschen einfach alle ihre Träume und fast alle Menschen den größten Teil ihrer Träume vergessen. „Man kann mich z. B. zu keiner Nachtstunde noch so unerwartet wecken, ohne daß ich wenigstens das letzte Bruchstück einer Traumkette erwische, das ich aber sogleich wieder total vergesse, wenn ich es nicht sogleich aufschreibe oder mir mehrmals im Wachzustande energisch wieder vorstelle. Was mir dann als Erinnerung bleibt, ist das Bild der im Wachzustande erneuten Vorstellung, nicht die direkte Erinnerung an den Traum, denn die letztere verwischt sich fast immer kurz nach dem Erwachen.“

Die Träume des Halbschlafes und Tiefschlafes sind grundverschieden; die Franzosen unterscheiden deshalb mit Recht „rêve“ und „songe“. Den Tiefschlafträumen fehlt das „Chaos des Traums“ und die Anknüpfung an neuerliche Erlebnisse, wie sie d'Hervey als „Gedächtnis-Klischee“ charakterisiert hat, und die dem Halbschlaftraum eigentümlich ist. Sie beziehen sich meist auf frühere Erlebnisse und Vorgänge und stehen der Gegenwart ferner. Je leichter und oberflächlicher der Schlaf ist, desto mehr treten die alltäglichen Beziehungen in den Vordergrund und desto mehr spiegelt der Traum Vorkommnisse der jüngsten Zeit wieder. Während die Halbschlafträume oft ziemlich zusammenhanglos oberflächlichen Associationen der Gedanken folgen und nicht lange bei einer Vorstellung verweilen, scheinen die Tiefschlafträume geregelter zu verlaufen, denn bei mehrmals in der Nacht geweckten Personen konnte ein gewisser Zusammenhang, eine Ordnung der Ideen festgestellt werden. Auch zeigte sich, daß Träume von mittlerer Lebhaftigkeit besser im Gedächtnis hafteten und einen Zusammenhang darboten als sehr energische, die trotz äußerlich kundgegebener starker Erregungen nach dem Erwachen spurlos aus dem Gedächtnis geschwunden waren.

Auch eine wissenschaftliche Traumdeutung hat man neuerdings versucht, so Sante de Sanctis in seiner Schrift: „I sogni“ (Torino, 1899) und nach ihm S. Freud („Die Traumdeutung“, Leipzig u. Wien 1900, F. Deuticke). Der letztere läßt, um das Wesen des Traumes zu ergründen, die einzelnen Traumvorstellungen der Reihe nach nennen, ohne ein weiteres Nachgrübeln darüber zu gestatten. Er verzeichnet dann die ohne Absicht und Kritik dazu sich ergebenden Einfälle, der Traum wird also in seine Elemente zerlegt und zu jedem dieser Bruchstücke die anknüpfenden Einfälle notiert, mithin eine Traumanalyse erstrebt. Auf diese Weise ergiebt sich ein Material von Beobachtungen, welches die auf den ersten Blick sinnlos erscheinenden Vorgänge als eine Kette von korrekt und sinnreich sich darstellenden Associationen zu Tage fördert. Aus den einzelnen Traumerinnerungen (dem „manifesten Trauminhalt“) werden durch Analyse die fehlenden Gedankenverbindungen (der „latente Trauminhalt“) gesucht. Der Vorgang der Verwandlung des latenten Trauminhalts in den manifesten ist die „Traumarbeit“. Von Einfluß auf die Gestaltung des Traumbildes sind u. a. kurz vorher erfolgte Erlebnisse oder der Wunsch des Träumenden, widrige Ereignisse in ihr Gegenteil verwandelt zu sehen.

Auch die Hygiene des Schlafes — ein sehr wichtiges Kapitel! —

ist in der letzten Zeit wiederholt Gegenstand der ärztlichen Fürsorge in den Fachzeitschriften gewesen, so in Abhandlungen von O. Dornblüth und Quincke. Einige beachtenswerte Gesichtspunkte haben sich hierbei ergeben, die zum Teil den landläufigen Ansichten und Gewohnheiten widersprechen. So ist das Schlafen im kalten Schlafzimmer keineswegs als gesund zu empfehlen; es soll auch im Winter 12—15° C. warm sein, dabei gut gelüftet und gehörig verdunkelt. Auch mit der Abhärtung ist ein gesunder Schlaf nicht immer zu vereinigen. Kalte Waschungen vor dem Schlafengehen, gymnastische Uebungen vor der Schlafenszeit, das Schlafen bei offenem Fenster, so populär das alles ist, werden besser vermieden; das offene Fenster stört den Schlaf durch eindringende Geräusche, durch die Luftbewegung, die wechselnde Temperatur u. dgl., kalte Waschungen und Gymnastik erregen die Herzthätigkeit und das Nervensystem zu sehr, deren Ruhe für den Schlaf unentbehrlich ist. Eine zweischneidige Regel ist auch die Einschränkung der Abendmahlzeit; es giebt mindestens ebensoviel Menschen, die schlecht schlafen, weil sie abends zu wenig gegessen haben, wie solche, die wegen Ueberladung ihres Magens nicht schlafen. Namentlich deutet oft das Erwachen nach einigen Stunden Schlafens darauf hin, daß abends zu wenig gegessen wurde. Das beste Heilmittel ist dann meist, daß man vor dem Einschlafen regelmäßig noch ein Glas Milch trinken oder eine Kleinigkeit essen läßt. Für manche ist ja ein oder zwei Glas schweren (etwa Kulmbacher) Bieres abends ein guter Schlaftrunk, aber abgesehen von den allgemeinen Einwendungen gegen alkoholische Getränke verliert sich ihre schlafmachende Wirkung mit der Gewöhnung sehr oft.

Wer an mangelhaftem Schlaf leidet, muß nach dem Abendbrot, also in den zwei bis drei Stunden vor dem Einschlafen, völlige Ruhe halten, auch ernstere Lektüre vermeiden. In Fällen, wo durch schwere Gemütsbewegungen, Ueberanstrengung während der Examensvorbereitungen u. s. w. der Schlaf verscheucht ist, wirkt künstliche Herbeiführung der Gehirnruhe geradezu heilend; mit einigen wohl durchschlafenen Nächten ist alles ausgeglichen, während sich sonst leicht eine länger anhaltende Nervosität entwickelt. Häufig sind hier die leichteren Formen der Wasserbehandlung angebracht: ein Prießnitzscher Umschlag (nasses Leintuch, in kaltes bis stubenwarmes Wasser getaucht, gut ausgerungen, rings um den Leib, ein trockenes Flanelltuch darüber, gut befestigt), der die Nacht hindurch liegen bleibt, oder ein Paar in kaltes Wasser getauchte, gut ausgerungene Baumwollstrümpfe, über die ein Paar trockene Wollstrümpfe gezogen werden, ebenfalls für die ganze Nacht, oder ein halbminutenlanges Sitzbad im Wasser von 15° C. oder ein ebensolanges Fußbad in noch etwas kühlerem Wasser.

Sehr wichtig ist der Wechsel der Wäsche, der möglichst täglich vorgenommen werden sollte. Gerade für nervöse Menschen wirkt diese einfache Prozedur, ein frisches Hemd, oft merkwürdig beruhigend, von dem Reinlichkeitsstandpunkt ganz abgesehen. Das Bett, „unsere Kleidung bei Nacht“ nach Pettenkofer, ist bei uns oft nicht zweckmäßig. Zweck des Lagers ist, dem Körper unter Muskelentspannung eine Ruhelage zu gewähren. Die norddeutschen Federbetten haben manche Vorzüge: sie halten im Winter warm, geben dem Körper eine ausgedehnte Unterlage und schmiegen und passen sich den verschiedenen Lagen an. Aber im Sommer sind sie zu warm, ferner sind sie zu schwer, hemmen die Ausdünstung, und ihre Gestalt wird durch das Körpergewicht oft unzweckmäßig. Die Roßhaarmatratzen mit federnder Unterlage haben sie deshalb vielfach ersetzt. Die

großen Kopfkissen verwirft H. Quincke ganz und gar, weil sie zur Muskelthätigkeit zwingen, dem Zweck des Ausruhens zuwider, und nicht selten Rückenschmerzen bedingen. Er empfiehlt eine wagrechte Lage des Körpers, auf nicht zu weicher Matratze, mit Ausgleich der Höhlung im Nacken durch ein schmales, weiches Kissen oder eine Rolle. Letzteres ist die Form der in England, Frankreich und Italien üblichen Betten. Die Rolle ermöglicht zugleich in zweckmäßigster Weise die Seitenlage des Körpers mit bequemer Unterstützung des Kopfes und ohne die Schulter zu drücken. **Dr. med. Georg Korn.**



West-östliches Schauspiel.

Die beiden theatralischen Eindrücke, die die Zufälligkeit des Monats zusammengeweht hat, waren diesmal so extrem wie nie: märkische Nebelstimmung und Kleinbürgerlichkeit; Alltagsausschnitte vorstädtischer Enge, Dialekt von Friedrichshagen, Kirchenglocken, Polizei und Feuerwehr auf der einen Seite und auf der andern Kirschblüte unter japanischer Sonne, Geishatänze, leuchtende Seidengewänder, seltsame halberstickte Leidenschaftslaute östlicher Fremde, mystische Gongtöne, Ritter-, Räuber- und Liebesromantik eines fernen Wunderlandes. Und beide Spiegelungen, Hauptmanns Tragikomödie aus der Niederung „Der rote Hahn“ und die Lebensscenen, die die japanische Schauspielerin Sada Yacco hier darstellte, waren aus der gleichen künstlerischen Absicht gegeben, mit möglichster Naturtreue Wirklichkeit abzubilden, oder vielmehr das, was diesen Bildnern als Wirklichkeit erscheint. Dem Betrachter aber erwuchs daraus die nachdenkliche Erwägung, welch ein verschiedenes Gesicht die Wirklichkeit haben kann.

Doch scheint es mir verfänglich, hier in einem litterarischen Jongleurspiel die Stileindrücke dieser beiden Welten durcheinander zu wirren, zu einem vielleicht blendenden, aber unfruchtbaren westöstlichen Capriccio. Die reinliche Scheidung und die isolierte Betrachtung wird ausgiebiger und orientierender sein.

* * *

Hauptmanns neuestes Stück,*) das den erwartungsgespannten Hörern eine schwere Enttäuschung bereitete, hat eine Signatur, die den kundigen Diagnostiker erschrecken kann. Ein peinlich-unsicheres Tasten und Greifen nach allen Ecken und Enden des dichterischen Inventars fällt fatal auf; ein völliger Mangel sicheren Zusammenballens, Kreuz- und Quergehen, Verlieren auf Seitenwege, gewaltsame Sprünge. Und ähnlich wie im Michael Kramer werden drei Akte mit äußerem Vorgang, breit ausgeführten Genrebildern gefüllt, um im letzten endlich innere Stimmen zum Sprechen zu bringen, nur diesmal leider ohne tieferen Klang.

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.

Wie um festeren Halt zu gewinnen, griff Hauptmann auf sein konsequentestes und technisch am schärfsten konturiertes Bühnenwerk zurück, den „Biberpelz". In diesem Zeichen überlegen kecker Weltironie, der Komödie der Irrungen mit beschaulichem Hintergrund, dem humorvollen Spiel poetischer Ungerechtigkeit wollte er noch einmal siegen. Aber diesmal sollte es nicht nur das witzige Epigramm werden, daß die schlauen, energischen, zielbewußten Schelme Recht behalten und der, der den Schaden hat, auch noch den Spott dazu bekommt, vielmehr sollte die Stimmung, die durch Hauptmanns letzte Phase geht, den Ausklang bilden; die Resignation: am Ende bezahlt jeder seine Rechnung, jeder Schelm wird schließlich auch betrogener Betrüger, einer frißt den andern, und das Leben ist stärker als sie alle.

Die Heldin des „Biberpelz" kehrt also wieder, Mutter Wolffen, die Fanatikerin des Corriger la Fortune. Hauptmann hatte damals in vollendetem Guß diese zähe Lebenskämpferin gestaltet, die ohne jeden Skrupel ihren Plan verfolgt, sich und den Ihrigen bessere Existenzbedingungen zu verschaffen und wenigstens „einen heraufzukommen"; die in der harten, kühlen Erkenntnis, mit der „ehrlichen Arbeit" wird es nicht gehen, sich ihr Piratenrecht konstruiert und ihren Vorteil außerhalb der ihren Zwecken so unpraktischen „sittlichen Ordnung" in allerlei bald kleinen, bald größeren Mein-und-Dein-Verschiebungen sucht und die dabei — das war die lustige Ironie — auf dem besten Fuße mit der staatserhaltenden Behörde steht.

Der Humor dieser Gestalt lag in ihrem naiven Rechtsbewußtsein, ihrer Auffassung berechtigter Notwehr, und in der Mischung, daß sie einerseits ein veritabeler, dem Strafgesetzbuch verfallener Spitzbube und andererseits ein „guter Kerl" ist, gar nicht so egoistisch, mehr an den Mann und die Kinder denkend als an sich, in ihrer Freibeuterei nie einen Armen schädigend, sondern immer nur den, der es übrig hat, ob mit Wilddieberei den Staat oder den holz- und biberpelzfrohen reichen Rentier.

Diese Wolffen, der man nach ihrer Erfolgstaktik die Erfüllung ihrer Wünsche, des eigenen kleinen Häuschens mit den Sommergästen und des „besseren" Schwiegersohns für die „gebildet" erzogenen Töchter, hätte voraussagen mögen, sieht man in diesem neuen Stücke in ihrem zweiten Leben genau auf dem alten Fleck wieder. Ja, sie ist eigentlich eher einen herunter statt herauf gekommen. Trotz ihres „Triebes zum Höheren" hat sie als Witwe Wolff den Flickschuster Fielitz geheiratet, den sie in des „Biberpelz" Tagen als „lausigen Denunzianten" einfach und kurz abthat. Mutter Wolffen ist also nun Mutter Fielitzen, aber sonst hat sich nichts geändert. Sie hadert mit dem zweiten Mann wie mit dem ersten, aber was damals amüsant war, wirkt jetzt ermüdend. Und wie früher wälzt sie ihre Pläne, statt auf dem langweiligen geraden Wege auf irgend einer verschmitzten krummen Fährte vorwärts zu bringen. Das Eigenhaus mit der Beletage ist immer noch ihr idealer Lebenszweck. Mit Kleinigkeiten aber giebt sie sich nicht mehr ab, sie geht aufs Ganze. Ihr elendes Häuschen muß abbrennen, die Versicherungssumme soll das neue bauen, und mit großem Raffinement simuliert sie sich die Brandstiftung aus.

Das ist der Stoff des ersten Aktes, seine Vorgänge sind ähnlich denen im ersten Akt des „Biberpelz". Dort aber spiegelt sich in der lebendigen Reproduktion äußeren Lebens menschliches Charakterwesen, ein inneres Interesse

keimte, wir sahen in eine originelle Vorstellungswelt und witterten für die Folge ein spannendes Spiel der Kräfte, spekulative Strategie, Tummeln der Intelligenz. Hier aber bleiben die Vorgänge einfach stumpf an der Oberfläche; daß ein Mensch eine Brandstiftung plant, wird uns als Mitteilung, das starke ästhetische Vergnügen an der dramatischen Transparenz, d. h. daran, in äußeren Vorgängen innere Bewegungen zu erkennen, bleibt aus. Und es stellt sich auch im nächsten Akt nicht ein. Denn der — man steht vor dieser unökonomischen Technik fassungslos — hat auch wieder nur den Mitteilungscharakter. Er teilt mit, daß es bei Fielitzens brennt. Das ist der ganze Ertrag eines langen Aktes, und dieser Ertrag ist mit einer Menge bunten Zufallfüllsels, Genrebildern von der Dorfstraße, Chargenscenen und Croquis aus der Schmiede garniert, die ganz ad libitum vermehrt oder verkürzt werden können. Einzelnummern sind's, an sich sehr hübsche und echt gelungene realistische Miniaturen, aber in diesem Zusammenhang ganz unfruchtbar; jedes innere künstlerische Recht, sich so breit zu machen, fehlt ihnen. Ja, man empfindet sie schließlich als schwatzhaft, Schwätzen um des Schwatzens willen, und man wird ungeduldig.

Nun kommt der dritte Akt, der wirksamste. Mit dem dankbar bewährten Mittel der Verhandlung vor dem beschränkten Amtsvorsteher Wehrhahn operiert er.

Aber auch hier kann man nur eine Vergröberung der feingeschliffenen Wirkungen der entsprechenden Biberpelzscene konstatieren. Dort sprangen im Kreuzfeuer die Funken, es blitzte von indirekten Ironien; Hauptmann verstand es virtuos, alle die inneren Verbindungsfäden der Situation, die den Handelnden auf der Bühne verschleiert sind, in ihrem vielfältig bunten Hin- und Herschießen für die Zuschauer sichtbar zu machen; auf Messersschneide ging's, immer dicht an der Enthüllung des Thatbestandes vorbei, und das war, ohne jede künstlerische Mühsal, mit leichter Eleganz der Technik gemacht.

Solche Finessen giebt es hier nicht, sondern auch wieder nur Produktion an der Oberfläche. Zum Klichee erstarrt ist das verbrauchte Motiv, daß Wehrhahn immer pathetisch etwas kombiniert, was das Publikum viel besser weiß, und matter giebt sich hier die Satire, daß dieser Ortstyrann in seinem Sozialistenkoller alles Kriminelle politisch ausbeutet, daß ihn simple Strafgesetzvergehen eigentlich gar nicht interessieren, sondern nur Worte und Werke, gegen die er sich als Schützer der „höchsten Güter der Nation" bethätigen kann. Im „Biberpelz" war diese Gestalt eine Gesamtcharakteristik, hier ist sie nur ein Automat, um unfreiwillige Komik zu produzieren, ein Typ, ähnlich dem „Serenissimus" der Witzblätter. Die Ironie, auf der in präziser Folgerichtigkeit der „Biberpelz" aufgebaut war, hat hier nur sekundäre, chargenmäßige Bedeutung, sie ist ein Intermezzo mehr in dieser Serie der Intermezzi.

Erst am Schluß des Aktes — es ist der vorletzte — scheint nun endlich Hauptmann entschiedener auf ein gewisses Ziel loszugehen. Tragik kommt in die Groteske, denn ein Unschuldiger wird von Wehrhahn der Brandstiftung verdächtigt, und nicht nur ein Unschuldiger, sondern ein Unzurechnungsfähiger, der idiotische Sohn des pensionierten Wachtmeisters Rauchhaupt. Und der Akt schließt mit einer schweren Gemütserschütterung und einem elementaren Ausbruche des in seinem Ehrgefühl aufgewühlten Vaters.

Die nicht zu leugnende Wirkung dieser Scene ist jedoch eigentlich nur ein rein stofflicher Situationseffekt. Immerhin aber entwickelt sich nun, nach vielem

Aeußerlichen, Oberflächlichen, Zufälligen, eine menschlich-innerlich spannende Beziehung. Zwischen der Fielitzen und dem aufgestörten Rauchhaupt spinnt sie sich. Das Blatt hat sich jetzt verschoben, früher stand die verschmitzte Freibeuterin gegen die Gesellschaft, gegen den Staat, plünderte frech froh, wo es zu plündern gab, und man sah dem lustigen Krieg der schlauen Armen gegen die dümmeren Besitzenden zu. Jetzt aber hat ihre That, ohne daß sie es wollte, in ein menschliches Leben schwer eingegriffen, und der, den sie dabei geschädigt, ist keiner von der mächtigen Gegenpartei, sondern einer ihresgleichen.

Um diese Beziehung dreht sich nun der letzte Akt. Es ist — und hier fühlt man nun zum erstenmal persönlicheren Rhythmus — der Akt der Resignation.

Aeußerlich ist diesmal das Schelmenstück geglückt, der Plan gelungen, das neue Haus wächst auf und alte Wünsche scheinen sich zu erfüllen. Aber die Fielitzen wird nichts mehr davon haben. Mit ihr ist's vorbei. Sie liegt krank und elend im Stuhl, und in dieser Ausgangsstimmung beginnt sie, worin sie einst so stark war und was sie in diesem Stück so wenig gethan hat, von „Lebenssachen" zu sprechen. Und sie tauscht sie mit Rauchhaupt aus. Der ist auch kein Kämpfer mehr, er ist müde und mürbe geworden; nach dem mißglückten Selbstmordversuch aus gekränkter Ehre vergrub er sich in der Stille, immer mit dem einen fixen Gedanken, den Schuldigen zu ermitteln.

Als Widersacher sitzen sich die beiden gegenüber, er der Spürhund und sie die Gehetzte.

Aber, als er auf sie einredet, da wehrt sie ihm diesmal überlegen ab. Das Gefühl, daß sie vor dem Tode steht, giebt ihr eine tiefere Einsicht in ihr ganzes Leben, als sie sie je in den Tagen ihrer hochmütigen Klugheit gehabt hat. Und sie macht ihm klar, ohne etwas einzugestehen, daß sie beide Stiefkinder des Schicksals sind; sie, die so oft die anderen überlistet, hat schließlich doch das Spiel verloren, alles Hoffen, Planen, Wägen ist zu nichte, und wirklich ist für sie nur noch der Tod. Und besser als sie beide, die das Leben hin und her gescheucht, hat es im Grunde der blöde Junge Rauchhaupts, der jetzt im Irrenhaus sitzt, nichts von der Welt weiß und vor sich hin lächelnd auf die Glocken hört.

Und Rauchhaupt, der den philosophischen Zug hat, hört nachdenklich zu. Sein Hassen und sein verbissenes Forschen wird still in ihm. Als die Fielitzen ihm das Glas reicht, mit ihr anzustoßen, weigert er es ihr nicht. Und dann sinkt die Alte zurück und der Tod nimmt ihr das letzte Wort von den Lippen. Was sie sagen will („man langt, man langt nach was"), ist der Ausdruck jenes dumpfen Wünschens der dunklen, gedrückten Menschen aus der Hauptmannschen Welt; am einfachsten und rührendsten klang es einst in den zaghaften Worten des schlesischen Webers: „A jedes hat sa Sahnsucht." So matt und arm wie im „Roten Hahn" ist diese Stimmung aber nie von Hauptmann ausgedrückt worden.

Was er geben wollte, bringt er mühsam; es wächst nicht aus der Gesamtheit des Stückes heraus, sondern er setzt es von außen darauf. Technisch auf das denkbar ungünstigste gebaut, räumt es allem Nebensächlichen den breitesten Raum ein, die Zufallsmomente überwuchern, und die fruchtbaren Momente (in Ibsens Technik ist ein Stück eine enggeschlossene Kette nur fruchtbarer Momente) sind so undankbar gestellt, daß sie nicht zeugungsfähig werden. So ergiebt sich aus dieser scheinbar äußeren Schwäche die innere, daß das Zustandsmäßige, Schildernde, Illustrative (die Verhörscene wirkte gleich einem Simplicissimus-

ausschnitt) weitaus das Psychologische, die Vorgänge der seelischen Handlung verdrängt. Nebenpersonen, wie der Schmiedemeister, wie der Arzt, füllen ganz unökonomisch mit genrehaften faits-divers weite Strecken des Abends, und die Menschen, die für den tieferen Lebenszusammenhang der Fielitz wichtig sind, werden ganz sparsam abgethan, nur so im Vorübergehen gezeigt, wie eine En passant-Bewegung auf der Straße. Das gilt vor allem von Rauchhaupt, in dem alle Ansätze zu einer originellen Gestalt liegen. Ein Geringer ist er, aber voll schwerer Versonnenheit unter dem Druck des Lebens, voll Grübelei und zähen Sinnierens.

Wäre Hauptmann schöpferfrisch gewesen, diese Gestalt hätte ihm voll erwachsen müssen, so aber ist sie ein Schatten geblieben, und selbst im letzten Akt dient sie eigentlich zu nichts, als Resonanz zu sein für die letzten Meditationen der Fielitzen, ein ähnlicher Monologableiter, wie es der unselige Lachmann für die Todesgedanken Michael Kramers sein mußte.

Noch eine Gestalt ist für die Fielitzen beziehungsvoll: ihr Schwiegersohn, der Baubeflissene Schmarowski, der das Erfolgmachen und das moyen de parvenir ohne Strafgesetzkollisionen offenbar viel besser und sicherer versteht, als die Schwiegermutter; der zuerst mit Frömmigkeit bei den Edelsten der Nation schmarotzt und dann, als er dort abgegrast, sich den Sozialdemokraten in die Arme wirft, alle brandschatzt und vor allen die Fielitzen selber, die blind in ihn vernarrt bleibt bis ans Ende. Es ist ein gelungener Zug, daß in ihren letzten Augenblicken, gleichzeitig mit ihrer resignierten Lebenserkenntnis, die alte Filounatur sich in ihr noch einmal regt und sie Rauchhaupt, während sie mit ihm Frieden macht, gleichzeitig zu Gunsten Schmarowskis in einer Grundstückssache übertölpeln will. Aber im Gefüge des Stückes ist Schmarowski wie Rauchhaupt — die beiden einzigen, die Erregungsfaktoren sein könnten, um die Charakteristik der Hauptperson reicher, vielfältiger zu entfalten — nur statistenmäßig behandelt und alles bleibt unfruchtbar.

Der Biberpelz war ein Webemeisterstück,*) wo ein Tritt tausend Fäden regt, die Schifflein herüber-, hinüberschießen, und vor unseren Augen mit spielender Sicherheit geistreich nachdenkliche Ornamente, Sinnzeichen comoediae vitae humanae sich bildeten; der „Rote Hahn" ist nur eine zusammengestückelte Flickendecke ohne das Wählerische künstlerischen Taktes.

* * *

Und nun zum Osten, zu den Künsten der japanischen Schauspielerin, die das große, einfach und tief Menschlich-Gemeinsame, die Leidenschaft und den Tod, in der Sprache einer uns seltsam fremden und zugleich vertrauten Welt zum Ausdruck bringt.

Ueber eines muß man sich zuvor einig werden. Wer ethnographisch wißbegierig hier einen Eindruck von der Art des wirklichen japanischen Theaters bekommen will, der wird sich irren. Aus den Büchern der Forschungsreisenden (z. B. Adolf Fischers) wissen wir, daß die Tradition dieses Theaters eine ganz andere ist, daß in ihm wesentlich Haupt- und Staatsaktionen, Legenden, Heldengeschichten in tagelangen Handlungen sich abspielen, daß als Höchstes immer noch die starre Schauspielkunst geschätzt wird, die in dem Stil der alten Marionetten agiert, daß auch heute noch die Frauenrollen von Männern dargestellt werden, und daß Kawakami, der Gatte der Sada Yacco und der Direktor dieses Gast-

*) Auch den „Biberpelz" vermag ich so hoch nicht einzuschätzen. D. T.

spiels, mit seinen Versuchen modernen europäischen Charakters, vor allem mit dem Traditionsbruch, Frauen auf die Bühne zu bringen, in seiner Heimat Fiasko machte.

Was dieser Kawakami, der in Paris gelebt hat, will, ist thatsächlich etwas Westöstliches. Die knappe Katastrophentechnik des europäischen Einakters, die eruptive Gefühlsscene in einem gesteigerten Lebensmoment, das ist's, worauf er ausgeht, und das will er in japanischem Rahmen und in japanischem Gewande geben. Nicht etwa als eine Maskerade des Gefühls, sondern eher als eine Akklimatisierung. In Europa entdeckte er die künstlerische Bedeutsamkeit einfach-menschlicher Vorgänge, ohne den barocken Apparat der Haupt- und Staatsaktionen, und er kleidete diese allgemein-menschlichen Gefühlsvorgänge nun in die Ausdrucksformen, die sie in seinem Stamm annehmen würden.

In dem einen der kleinen Stücke ist der die Handlung bildende Affekt die Eifersucht. Eine Geisha verfolgt den Ritter, der sich mit ihrer Nebenbuhlerin in ein Kloster geflüchtet hat, tötet in Raserei die Rivalin und stirbt in einem Herzkrampf. In dem andern begiebt sich ein Liebesopfer, Kesa streckt sich an Stelle ihres Mannes auf das Lager, und der eifersüchtige Morito, der den Mann töten und sie erringen will, ersticht unwissentlich die, die er liebt, und vollzieht dann an sich die Sühne des Harikiri.

Die Kunst der Sada Yacco besteht nun nicht, wie falsche reklamehafte Duseparallelen behaupten, darin, die Charakteristik einer Gestalt zu geben, sondern nur darin — das allerdings vollendet —, den Ausdruck eines Affekts mit suggestiver Kraft des Moments festzuhalten. Es ist weniger die Schauspielkunst, in der alles fließt, in der die Uebergänge, das Zusammengesetzte des Wesens, Entwicklung, Aktion und Reaktion die Hauptsache sind, sondern eher eine Modellkunst des Ateliers, die mimische Reproduktion eines Gefühlsaugenblicks. Sie weiß die Angst, das starrende Grausen, die Wut plastisch zu verkörpern, wie eine Art Reinkultur des Zustandes.

Unsere Sprache hat den Begriff: Er ist ganz Entsetzen, ganz Verwunderung.

Dieser Zustand, daß in einem Menschen alle Lebensfunktionen sich auf Minuten zu einem Affekt verdichten, der ist das künstlerische Ziel der Japanerin. Und hierin wie in den schreckensvollen Sterbescenen, bei denen Blut sichtbar aus den mörderischen Wunden quillt, mit ihren konvulsivischen Zuckungen, qualvollen Spasmen, gurgelndem Würgen macht sich ein konsequenter naturalistischer Zug bemerkbar, Illusion der Wirklichkeit auf jeden Fall zu geben.

Aber der Naturalismus ist nicht das letzte dieser Kunst. Aehnlich geht es in ihr wie im japanischen Kunstgewerbe. In ihm herrscht strengste Anlehnung an die Wirklichkeit der Natur. Jedes Requisit, jede Flügeldecke eines Käfers, jeder Blütenzweig beruht auf frömmstem Naturstudium, auf einer Treue und auf einem heiligen Respekt gegen die große Meisterin, aber mit diesen Objekten wird künstlerisch vollkommen frei geschaltet; im Arrangement, in der Auswahl, in der Disposition im Raum gilt nur der Takt der Auslese und nicht die Zufälligkeit (wir mußten bei Hauptmann dies Wort oft brauchen) wahllosen, wenn auch naturgetreuen Konglomerats. Mit einem Wort, der Naturalismus wird hier zum Stil. Mit dieser dekorativen Kunst hängt nun diese schauspielerische Darbietung auf das allerengste zusammen, und wer japanische Holzschnitte, Bronzen und Holzskulpturen kennt und liebt, konnte an dem Erkennen dieser Verwandtschaft,

an dem Zusammenklingen der Stileindrücke, an den Associationen amateurhaftes Vergnügen finden.

Ueber diesen „kunstgewerblichen“ Charakter (nach dem Vorhergeschickten wird man verstehen, was ich meine), der mir das Wesentliche der Sada Yacco-schen Scenen zu sein scheint, wäre noch einiges zu sagen.

Nicht die Worte, sondern alles Mimische, Bildliche betonen sie. Der Tanz als Ausdruck der Stimmung wird beliebt. Sada Yacco tanzt im ersten Stück, um die Mönche zu bewegen, ihr den Eintritt in das Kloster zu gewähren. Und wunderbare Koloristik entfaltet sie in ihren Gewändern, im Spiel der weißen Kirschblüten, und die Art, wie hier mit Farbenmischungen operiert wird, wie die Seidenshawls wechseln, wie die Geisha allein strahlend in Rot und Gold glänzt, und dann unter den verzückt mittanzenden dunkelgrauen Mönchen mit silbergrauen, schwarzhalmigen Flügelärmeln anftaucht, das ist erlesen. Und man kann das nicht einfach als einen Ausstattungseffekt in unserem Sinne bezeichnen, als ein Intermezzo, um Kostümluxus zu entfalten. Diese Schönheitsnuancen sind in Japan enger mit dem Alltagsleben verwachsen als bei uns. Wir wissen, daß es als ein wichtiges und ernstes Geschäft gilt, Blumen in einer Vase zu ordnen, und daß ein Geschmacksfehler in der Zusammenstellung ebenso peinlich empfunden wird, wie bei den Europäern mangelnde Kultur beim Gebrauch von Messer und Gabel.

Auch die häufig variierten Ring- und Fechtscenen dieser Stücke, die zuerst ganz ethnographisch-zirkusmäßig erscheinen und ihre Abkunft von dem alt-japanischen Theater mit seiner Gauklermischung verraten, lassen sich in diesen Zusammenhang ziehen. Die jähen Bewegungen, die zuckend geschnellten Kampf-stellungen, bei denen die Köpfe sich schräg in die Höhe recken, wir kennen sie aus den Holzschnitten, an denen wir oft die Seltsamkeit der starren, gleichsam im Affekt versteinten Linie beobachteten, und aus den Skulpturen. Und nach diesen Reproduktionen sehen wir nun zum erstenmal diese eigentümliche Stilisierung momentaner Gestikulation lebendig. Wie Einzeletappen kinematographischer Serien wirken diese seltsamen Ritardandos mitten in der Erregung, und sie verraten den starken artistischen Sinn der Japaner für alles Bildnerische, für die Formen-sprache und die Figurationsmöglichkeiten menschlicher Körper.

In Bildern löst sich die Erinnerung an Sada Yacco auf. Wie eine tragische Maske, wie eine japanische Medusa erschien sie in der Furienscene des ersten Stückes. Und diese Maske mischte raffiniert, wie wir es von den Bronzen- und geschnitzten Masken kennen, das Grauen mit einem Stich ins Groteske. Sie hat das glatt gemalte Gesicht der lächelnden Geisha, ein zierlich porzellanenes Puppenköpfchen, aber darin rollen die Augen einer Rasenden in irrem Feuer, und die Haare, statt als zierliches Chignon die Anmut zu krönen, flackern wie züngelnde Schlangen schwarz und wüst.

Und ein Bild von Outamaro ist die Schlußscene des zweiten Stückes: der zierlich durchbrochene Holzschrein des Häuschens in der Landschaft blühender Bäume, schmale Bildstreifen an den Wänden, verschleierter Schimmer des rosa Lampionleuchters, auf den grüner Schatten des Laubes fällt; im Hintergrunde, auf dem seidenen Lager unter gestickter Decke, von matten Lichtern überspielt, der Körper der Kesa. Sie starb in Schönheit.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Wie geht's?

Sind schon unsere alltäglichen Begrüßungszeremonien zu bloßen Aeußerlichkeiten erstarrt, deren man sich meist mechanisch und gedankenlos bedient, so vollends unsere Begrüßungsredensarten. Aus dem schwäbischen „Grüß Gott!“ mag noch eine persönliche Note klingen; gewiß nicht mehr aus den Grußformeln des geschäftigen Städters, der sich kaum noch die Mühe giebt, guten Morgen, guten Tag und guten Abend zu wünschen, sich vielmehr nur noch zu den Rudimenten: „Morgen“ (womöglich noch zu „Moin“ verflüchtigt), „Tag“, „N'abend“ aufzuschwingen vermag und „Mahlzeit“ wünscht statt einer „gesegneten Mahlzeit“.

Das Gedankenloseste, Nichtssagendste aller Grußformeln aber scheint gerade die zu sein, die grammatikalisch auch heute noch die vollständigste ist, ordentlich aus Subjekt, Prädikat, Objekt und „Umstand der Art und Weise“ besteht, also einen Satz mit allen möglichen Attributen bildet. Es sei denn, daß man dem Plauderer der „Grenzboten“ (Nr. 42) recht geben will, der die Antwort auf die Grußfrage: „Wie geht es Ihnen“ für noch nichtssagender, gedankenloser, unnützer ansieht als die Frage selbst.

„‚Guten Morgen! Wie geht's?‘“ — heißt es da — „so rufst du deinen Freund Mayer an, der dir in der Königsstraße begegnet, und schüttelst ihm etwa mit einer Verneigung und lächelnder Miene die Hand. ‚Wie geht's Ihnen?‘ — also das soll doch wohl heißen: ‚Wie haben Sie heute nacht geschlafen? Was ist Ihnen heute morgen schon für ein Glück oder lieber Unglück begegnet? Erfreuen Sie sich zur Stunde noch der Nüchternheit? Desgleichen einer ungestörten Verdauung? Wie? oder sollten Sie zur Abwechslung an dem und dem leiden? oder an Herzklopfen, das zu so bösen Zufällen führt? oder an Kopfweh, das so oft vom Herzklopfen kommt, öfter aber davon, daß man herzlos arbeitet, lebt, genießt? Oder ist es ein Uebel weiter drin oder weiter außen: Menschenhaß? Leuteschеu? Mangelnde Kundschaft? Launischer Prinzipal? Drohender Prozeß? Häuslicher Zwist? Mißratende Kinder? Böse Nachbarn? Peinliche Zeitung? Anonyme Briefe?‘ — Mindestens dies und noch vieles andere ist der Inhalt deiner Frage ‚Wie geht's‘; und du verlangst in der kurzen Frist, während du deines Mayer Hand wieder losläßt und einem Kollegen, der hinter dir vorbeistreift, zuwinkst, und vor der Dame, die auf der andern Seite der Straße einherfregattet, den Hut tief ziehst, um dann mit einem Blick auf deine Uhr dich zu empfehlen, weil du keine Minute übrig habest, keine Sekunde — in diesem kurzen Augenblick verlangst du eine Antwort auf alle diese Fragen, was dasselbe ist, als daß er, Mayer, schon vor seinem Einschwenken von Haus auf die Straße seinen Spruch abschnurren gelernt habe, heute so, morgen anders, um nicht von der Wucht der plötzlichen Frage ‚Wie geht's?‘ überwältigt zu werden. — Mensch! bedenke die Zumutung! — Wenn du auf den elektrischen Knopf

drückst, und ein Geläute erfolgt; wenn du am elektrischen Schalter drehst, und es Licht wird, so ist das ein Wunder von Wirkung, aber immer nur entspricht hier einer Bewegung eine Erscheinung. Deinen Freund oder Scheinfreund — zufolge stiller Uebereinkunft nämlich ists dein Feind — nimmst du heran, drückst ihm auf den Knopf und verlangst die Leistungen des Phonographen, ha! des Psychophonen, nämlich Generalbeichte seines Erlebens, Thuns und Leidens in der Kürze und Rhythmik der elektrischen Klingel! Ist das Vorahnung neuer Erfindungen? oder gedankenlose Anmaßung? oder grausame Tortur? Wahrlich! Tortur ist's, berechnete Tortur, ausgedacht von der Neuzeit und gekleidet in die Form der allgemeinen Höflichkeit, deren wir uns ja mehr und mehr rühmen. Die Kultur, die Verfeinerung der Sitten erklärt alles. Wir spucken nicht mehr voreinander aus, ballen nicht die Faust, weisen nicht die Zähne, wir werden nicht einmal rot vor Zorn, wenn wir unsern Feind sehen; wir fragen: ‚Wie geht's?' — sehen kalt lächelnd, wie der andere sich krümmt zwischen der Pflicht der Artigkeit, etwas Vernünftiges zu antworten, und der Gewißheit, daß wir einstweilen von ihm denken: Hol dich der Teufel!

„Am jüngsten Tage giebt man Rechenschaft von jedem unnützen Wort. Gehört dazu nicht auch die Frage: ‚Wie geht's?' Mit nichten. Sie hat ihren Sinn und Nutzen, gewinnt dem Feind den Vorteil ab oder macht dem Freund das Leben sauer. Unnütze Worte wird dereinst nur der zu verantworten haben, der auf die Frage ‚Wie geht's?' jemals etwas erwidert hat."



Brandenburger Dramen.

Im Oktoberheft der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht der französische Romanschriftsteller und Kritiker Edouard Rod eine interessante Studie über „Brandenburger Dramen", worin er besonders an dem Beispiele Ernst von Wildenbruchs aufzeigt, daß das Hohenzollerndrama eigentlich eine künstlerische Unmöglichkeit sei. Die zielbewußte, disziplinierte, aber nüchterne Tüchtigkeit des märkischen Dynastengeschlechts schließe jeden wahrhaft dramatischen Konflikt aus, es sei denn, daß man alle historische Wahrheit außer acht lassen wollte.

„Die ‚Philosophie der Geschichte' Herrn von Wildenbruchs," so urteilt der genannte Pariser Schriftsteller, „ist durchaus eine elementare, so zwar, daß man sie in einen einzigen Satz zusammenfassen kann: Gott hat die Welt für Brandenburg geschaffen, Brandenburg und sein Herrscherhaus, eines für das andere. Dieser Grundsatz, ich brauche das wohl nicht erst noch zu sagen, findet sich bei Herrn von Wildenbruch natürlich nicht wörtlich ausgedrückt, aber er geht mit schreiender Ersichtlichkeit daraus hervor. Die bedeutendsten Ereignisse der modernen Zeiten — die übrigens nicht immer diejenigen sind, welche man voraussetzt — sind vom Schicksal derartig vorbereitet und geleitet worden, daß am Ende des 19. Jahrhunderts

Brandenburg sich an die Spitze des von den Nachfolgern seiner einstigen Burggrafen wieder aufgerichteten Deutschen Kaiserreiches gestellt sieht, die Stunde erwartend, in welcher es das Erbe der Habsburg antreten und das Heilige Reich wiederherstellen wird. Herr von Wildenbruch hat zwar nicht den Traum des Weltreiches zum Ausdruck gebracht, welcher von Periode zu Periode immer wieder auftaucht. Man bemerkt aber sehr wohl, daß er ihn voraus fühlt, und ich wäre gar nicht erstaunt, ihn demnächst, verkörpert in Karl dem Großen oder Barbarossa, im ‚Schauspielhause‘ anlangen zu sehen. (Beide Brandenburger? D. Uebers.) Eine solche Auffassung moderner Geschichte genügt zweifellos für die Schaffung vaterländischer Theaterstücke, und das ist immerhin etwas. Wie aber sollte sie Meisterwerke erzeugen können?

Zu diesem Zwecke müßte sie sich zu dramatischen Vorwürfen von einer erhabenen Größe, einem tiefgehenden Interesse verwirklichen. Und solche liefert die Geschichte Brandenburgs Herrn von Wildenbruch nicht. Die Hohenzollern, um welche sie sich bewegt, sind keine Familie großer Tragödien. Erpicht auf Ordnung und Regelmäßigkeit, haben sie von Anfang an auf die starke Organisierung ihrer Staaten hingearbeitet und keine Atriden geschaffen. Beschirmer aller Ueberlieferungen von einer außerordentlichen Zähigkeit, haben sie ihre Politik in gerader Linie verfolgt, ohne sich durch die Ereignisse von ihrem Wege abbringen, ohne sich durch psychologische Verwicklungen stören zu lassen, als Fürsten, überzeugt, das ‚Fatum‘ auf ihrer Seite zu haben.

Von Zeit zu Zeit, so unter Georg Wilhelm, erbleichte wohl auch ihr Stern infolge eines Fehlers oder irgend einer Schwäche, aber niemals so lange, daß er vielleicht hätte ganz und gar verlöschen können. Bald hatte er seinen alten Glanz wiedergefunden. Die Tugenden der Hohenzollern sind bürgerliche und militärische Tugenden. Den Fortschritten ihrer Macht sehr günstig, schließen sie die Leidenschaften aus, welche das gewöhnliche Rüstzeug des Theaters sind, sie entfernen uns weit genug von jenem Sturm und Drang, aus welchem die Dramen hervorsprudeln.

Welch Unterschied von der Geschichte Englands, aus der Shakespeare seine ‚Könige‘ schnitt! Dort ist alles ‚Sturm und Gewalt‘, der Orkan pfeift ohne Unterlaß, die Ereignisse liefern einen so reichen Webefaden, daß die Einbildungskraft des Dichters ihnen nur zu folgen braucht, um sich auf jene prachtvollen Gefilde zu schwingen, wo die gewaltthätigsten Leidenschaften sich vor ihr zu Rückfällen furchtbarer und zugleich erhabener Wildheit ausatmen. Er wird, wie man zu sagen pflegt, ‚von seinem Gegenstande getragen‘, die einzige zu überwindende Schwierigkeit ist, die Ereignisse auf seine besondere Welt zu übertragen, ohne ihren Charakter zu schwächen, ohne ihre Größe zu verringern.

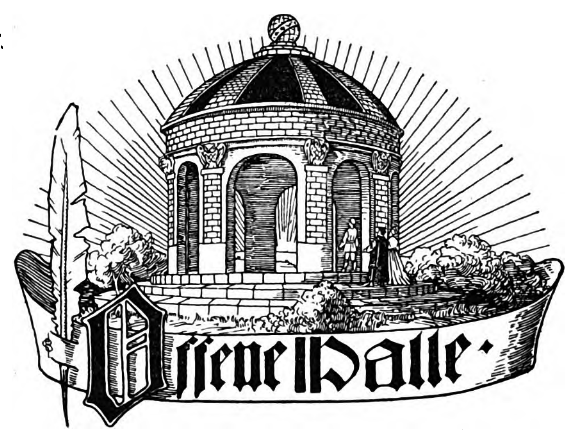
Anders der Fall Herrn von Wildenbruchs, welcher uns durch eine sehr bedeutungsvolle, aber poetisch wie der Sand der Mark trockene Geschichte führt. Er ist daher gezwungen, zu erfinden, zu verstärken oder zu gestalten, zu einer Lyrik seine Zuflucht zu nehmen, welche niemals ein wahrhaftiges dramatisches Element bildet; oder seinen Gegenstand, wenn man so sagen darf, in dem Marsche der undankbaren Geschichte zu suchen. Diese liefert ihm zwar Helden, aber keine Intriguen. Ganz im Gegensatze zur neuen Schule nun hält Herr von Wildenbruch an der Intrigue fest, er kann ein Stück weder erdenken noch ausführen, in welchem diese fehlt. Wie also dem Dilemma entgehen?

Die authentischen Persönlichkeiten der Hohenzollern sind geheiligt. Unmöglich, ihnen Abenteuer oder Leidenschaften anzudichten, welche sie nicht gehabt haben. Dieses liefe der Wahrheit zuwider und auch dem Respekt, was für Herrn von Wildenbruch nicht minder bedenklich wäre. Kann man sich den Großen Kurfürsten wie einen Helden Racines, von der Liebe gepeinigt, vorstellen? Oder Friedrich II., gegen seine Leidenschaften kämpfend, wie einen Helden Corneilles? Oder die Mitglieder dieser disziplinierten Familie sich unter einander würgend, wie die York oder die Lancastre? Das wäre schon nicht mehr Erfindung, sondern geradezu Lüge und Majestätsbeleidigung. Die Hohenzollern haben von jeher nur an dem Frieden in der Mark gearbeitet, dann an deren Ausdehnung, ohne dabei das Wohl ihrer Unterthanen außer Auge zu lassen. Das ist sehr schön und aller Hochachtung wert, das heißt eine ausgezeichnete Politik. Aber wo bleibt da das Drama? Es muß also gezwungenerweise ‚nebenher' laufen.

Um die hierarchischen Gestalten der Herrscher muß der Verfasser Personen seiner Erfindung stellen, oder solche, die er ohne Schädigung der Geschichte, nach Gefallen zustutzen kann. Sie sind es, welche Leidenschaften haben, Fehler und Verbrechen begehen, romantische oder dramatische Abenteuer erleben werden. Herr von Wildenbruch versteht sich darauf ebenso gut wie irgend ein anderer, und ohne die monarchische Schwierigkeit wäre alles in bester Ordnung. Die Abenteuer dieser Persönlichkeiten, ohne welche das Drama eben nicht zu stande käme, könnten gleichviel wo vorfallen. Ihr Daseinszweck besteht lediglich darin, einen dramatischen Rahmen den Hohenzollern zu liefern, welche inzwischen hinter den Coulissen ihre weise Politik ruhig weiterführen. Es handelt sich also allein darum, diese privaten Episoden mit der Nationalgeschichte zu verknüpfen, das heißt, ein Manöver anzubefehlen, bei welchem sich das ganze Interesse zwar um die Soldaten dreht, das aber trotzdem die Führer in das hellste Licht stellen soll. Hier hat die Geschicklichkeit einzusetzen, die eine Begabung ist, aber noch keine Poesie; hier hat sich Herr von Wildenbruch leider gezwungen gesehen, durch einen großen Aufwand von Gewandtheit die schlichte und tiefe Kunst der Meister zu ersetzen, denen er so gern folgen gewollt und deren er immerhin öfters auch würdig ist."

Die patriotische „Dramatik" des Herrn Majors Josef Lauff scheint der französische Kritiker nicht zu kennen. Und doch verhalten sich Wildenbruchs Brandenburger Dramen zu denen Lauffs immer noch ähnlich wie etwa das Original zu seiner Parodie. arn.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Sozialdemokratie und Christentum.*)

(Vgl. Heft 2 u. 3 d. Jhrgs.)

Sehr geehrter Herr Nikodemus! Ich drücke Ihnen im Geiste die Hand für Ihre trefflichen Ausführungen über Sozialdemokratie und Christentum in der Novembernummer des Türmers und weiß mich mit Ihnen einig im Geiste. Ihr energischer Protest gegen alle Heuchelei und Verkehrtheit, die heute unter der Flagge des Christentums segelt, Ihre Betonung der wahren Nachfolge Christi, Ihre frohe Hoffnung auf eine zukünftige Versöhnung von Sozialdemokratie und Christentum — das alles ist mir, einem evangelischen Pfarrer, und, wie ich glaube, vielen meiner Amtsbrüder aus der Seele gesprochen.

Sie erklären uns, weshalb die Stellung der Mehrzahl Ihrer Parteigenossen zum Christentum teils eine gleichgiltige, teils eine schroff ablehnende ist. Vielleicht ist es Ihnen von Interesse, aus der Feder eines evangelischen Pfarrers auch etwas über die Stellung der Kirche und ihrer Diener zur Sozialdemokratie zu hören. Sie wissen natürlich, daß die Pfarrer in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl sich ebenso ablehnend zur Sozialdemokratie verhalten, wie die Mehrzahl Ihrer Parteigenossen zu Kirche und Christentum; und mancher sozialdemokratische Agitator wird wohl davon berichten können, daß ihm bei seinen Agitationsversammlungen in Stadt und Land evangelische Pfarrer entgegengetreten sind und die schärfsten und schneidigsten Waffen gegen ihn geschwungen haben. Woher diese ablehnende Stellung?

Ein großer Teil meiner Amtsbrüder ist wohl der Ansicht, daß positives Christentum und konservative Parteistellung zusammengehören. So ist's ja bisher in Deutschland gewesen: in der konservativen Partei hat das Christentum — oder sagen wir besser das Kirchentum — seine entschiedensten Anhänger gefunden; in

*) Trotzdem es eigentlich überflüssig sein sollte, sei doch auf die Bemerkung am Kopfe dieser Abteilung wiederholt besonders aufmerksam gemacht. D. T.

den liberalen Parteien aller Schattierungen vom Nationalliberalen bis zum Sozialdemokraten seine heftigsten Feinde. Es ist nicht überall so: in England decken sich die beiden Begriffe — politischer und religiöser Konservatismus beziehungsweise Liberalismus — keineswegs. Der liberale Gladstone stand auf ultrakonservativer kirchlicher Seite, der konservative Beaconsfield war religiöser Freigeist. Ja noch mehr, die Männer des 17. Jahrhunderts, die das alte englische Staatswesen umgestürzt und sich mit den radikalsten politischen und sozialen Gedanken getragen haben, sind religiös die positivsten Leute gewesen. Auch in Deutschland beginnt nach und nach eine andere Anschauung sich Bahn zu brechen, und es dürfte wohl mehr die ältere Generation von Theologen sein, die an der alten Anschauung festhält.

Ein anderer Teil meiner Amtsbrüder beschäftigt sich eifrig mit nationalökonomischen und wirtschaftlichen Problemen. Sie erkennen bereitwillig an, wieviel Berechtigtes in den Forderungen Ihrer Partei ist — und dennoch verhalten sie sich ablehnend gegen die Sozialdemokratie. Was stößt sie ab? Zwei Punkte: der Atheismus und der Internationalismus, oder, wie man sich auch ausdrückt, die „Vaterlandslosigkeit" der Sozialdemokratie. Deshalb vermöchten sie sich wohl der national-sozialen Partei anzuschließen, niemals aber der sozialdemokratischen.

Es ist wohl nur ein kleiner Teil meiner Amtsgenossen, die der Sozialdemokratie noch näher stehen und sich auch durch jene beiden Punkte nicht abstoßen lassen; auch ich gehöre zu ihnen. Den sogenannten *Atheismus* der Sozialdemokratie erkläre ich mir, wie auch Sie, mehr als Kirchenfeindschaft, denn als Religionsfeindschaft. Daß aber die Sozialdemokratie kirchenfeindlich ist, ist ihr wahrlich nicht zu verübeln. Die Kirche sollte eigentlich ihrer Idee nach ein Hort und Anwalt aller Bedrängten und Unterdrückten sein; sie sollte sich freuen, wenn geknechtete Bevölkerungsklassen frei, ungebildete gebildet werden, hungernde und darbende zu einer befriedigenden Existenz kommen; denn das Evangelium, das wir predigen, ist doch die große Botschaft von der Herstellung des göttlichen Ebenbildes, mit andern Worten gesagt der Menschenwürde, durch Christum und verträgt sich nicht mit menschenunwürdigen Zuständen, nicht mit der Knechtung einer großen Bevölkerungsklasse. Hat die offizielle Kirche dieser Idee entsprochen? Leider nicht. Der Abschaffung mittelalterlicher Greuel und veralteter Zustände hätte die Kirche vor allem das Wort reden und vorne dran stehen sollen im Kampfe für dieselbe. Wie war's aber in früheren Jahrhunderten? Wer hat z. B. auf Abschaffung der Hexenprozesse gedrungen? Die Kirche nicht; sie hat vielmehr den Hexenglauben geteilt und jene zahllosen greuelvollen Justizmorde gutgeheißen; erst einer *kirchenfeindlichen Richtung*, der Aufklärung, hat man die Abschaffung zu verdanken. Es war nicht anders mit der Aufhebung der Tortur, der Adelsvorrechte, der Leibeigenschaft, mit den Verfassungskämpfen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In allen diesen Kämpfen ist die Kirche stets auf der Seite des Rückschritts, der Beharrung gestanden. Wohlgemerkt: die offizielle Kirche, die Kirchenregierungen. Einzelne Geistliche hat es immer gegeben, deren Stellung eine andere war; aber die Kirchenregierungen sind immer konservativ, rückschrittlich gewesen. Kein Wunder, denn die evangelische Kirche ist seit ihrem Bestehen so innig mit dem Staate verflochten, daß sie kaum anders kann als für das Bestehen der jeweiligen Staats- und Gesellschaftsordnung einzutreten. Die Fürsten sind Landes-

bischöfe der evangelischen Kirche: wie sollte sich die Kirche von ihnen emanzipieren und auf die Seite der Opposition treten können?

Ist es angesichts dieses Thatbestandes zu verwundern, wenn die Sozialdemokratie der Kirche den Vorwurf macht, sie stehe im Dienste der herrschenden Klassen? Die Kirche hat Ihrer Partei von Anfang an als eine derjenigen Mächte gegolten, die am festesten am Alten, Ueberlebten, Bestehenden halten; darum galt ihr Kampf von Anfang an nicht bloß der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, sondern auch der Kirche. Daß eben viele von Ihren Parteigenossen Kirche und Religion nicht zu scheiden vermögen, das Kind mit dem Bade ausschütten und wie die Kirche, so auch Religion und Christentum bekämpfen, vermag ich ihnen nicht so sehr zu verdenken; dergleichen Verwechslungen passieren auch andern Leuten.

Ich finde, die Stellung der sogenannten staatserhaltenden Parteien zu Christentum und Kirche ist vielfach keine freundlichere, eher eine feindlichere, weil unaufrichtigere als die der Sozialdemokratie zu nennen. Für manche hochkonservativen Herren des preußischen Ostens ist die Kirche nur ein Werkzeug, um die Adelsprätensionen aufrecht zu erhalten und die unteren Klassen im Zaume zu halten. Sie selbst machen ja darum der Kirche gewiß ihre Reverenz, aber von dem Willen Christi wissen sie sich klüglich zu emanzipieren: der Duellunfug und die laxe Moral in geschlechtlicher Hinsicht beweisen es. Nicht besser steht's in den liberalen Kreisen: dem liberalen Großindustriellen ist auch die Kirche ein Mittel zur Zähmung der Arbeiter; die sollen von ihr in der Unmündigkeit erhalten bleiben — er selbst aber macht keinen Gebrauch von seiner Kirchenzugehörigkeit; der satte Mammonsdiener hat kein Verlangen nach Gott, und nehmen sich vollends Pfarrer heraus, auf die Seite der Arbeiter zu treten, so verwandelt sich rasch seine Kirchenfreundschaft in Kirchenfeindschaft; man vergleiche Stumms Verhalten zu den sozialen Pastoren des Saarreviers. Ist ja doch von allerhöchster Seite die Losung ausgegeben worden: der Altar ist ein Mittel, um den Thron zu stützen, das Vaterunser ein Mittel, gute Soldaten zu machen. Somit: die Kirche ist recht, wenn sie unsern Willen thut und unsern Interessen dient; im andern Falle ist auch bei staatserhaltenden Parteien die Kirchenfeindschaft nicht geringer als bei der Sozialdemokratie. Und wollte man vollends ein religiöses Examen mit den Führern der staatserhaltenden Parteien anstellen — es würde wohl kaum positiver ausfallen als bei den Führern der Sozialdemokratie. So scheint mir denn die Haltung der letzteren zu Kirche und Religion nicht feindlicher, wohl aber ehrlicher und aufrichtiger zu sein als die der übrigen politischen Parteien.

Dagegen haben Sie ganz recht, wenn Sie sagen: die Sozialdemokratie treibt unbewußtes Christentum. Der Kampf gegen den Mammonismus unserer Tage ist in der That christlich. Jesus hat den Mammon aufs energischste bekämpft; das Anhäufen von Millionen in einer Hand, das ganze Geschäftsleben der Gegenwart mit seiner brutalen Rücksichtslosigkeit, seiner Vergewaltigung des Schwächeren, seinem schrankenlosen Egoismus, das alles ist unchristlich; der Herr hat nicht umsonst das Wort gesprochen: ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Ja, hat nicht sogar das schroffe sozialdemokratische Wort: „Eigentum ist Diebstahl" eine Analogie an Christi Lehre, daß irdisches Gut nicht Eigentum des Menschen sein kann, sondern nur anvertrautes Gut; daß der, der den Mammon im Dienste seines Egoismus verwendet, ein untreuer Knecht ist,

ein Dieb an Gott und an seinem Nächsten? Sollte darum nicht die Kirche, wenn sie den Willen Christi thun will, in erster Linie den Kampf aufnehmen gegen die furchtbaren Uebergriffe, die sich heute das Großkapital erlaubt? Sollte sie nicht zuerst ihre Stimme erheben gegen das Aussaugungssystem, das heute von Ringen und Syndikaten durch maßlose Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Kohle, Petroleum zc., an allen Volksklassen geübt wird und unter dem die unteren Klassen am meisten leiden müssen? Das wäre eine Aufgabe für die Kirche, und wenn sie dieser nachkäme, so könnte sie sich nicht bloß auf Jesu Wort, sondern auch auf jenen Propheten Amos berufen, der die Auswucherung der unteren Klassen durch die herrschenden Geldmenschen mit so schneidenden Worten bekämpft hat. Wer die Ausschreitungen des Kapitalismus bekämpft, der thut ein Werk, das Gott gefällt. Thut's die Kirche nicht, so wird sie ihrer Aufgabe und ihren Idealen untreu; thut's die Sozialdemokratie, so treibt sie Christentum, wenngleich unbewußtes.

Und wie steht's denn mit dem andern Punkte, der viele so sehr von der Sozialdemokratie abstößt, mit der internationalen Gesinnung, der „Vaterlandslosigkeit"? Darauf ist zu sagen: die Hochfinanz, das Großkapital, die Großindustrie ist genau ebenso international wie jene, nur in einer viel abstoßenderen Weise, weil sie ihre vaterlandslose Gesinnung mit heuchlerischen patriotischen Phrasen übertüncht. Wie haben es denn die beiden Eisenkönige Krupp und Stumm gemacht, von denen namentlich der letztere sich so gern als Generalpächter des Patriotismus aufspielte? Der erstere hat die Chinesen mit Kanonen ausgerüstet, und zwar zu einer Zeit, wo er genau wissen mußte, daß es früher oder später zu einem bewaffneten Zusammenstoß in Ostasien kommen mußte; unsere deutschen Soldaten durften sich von deutschen Kanonen totschießen lassen. Merkwürdig: wäre der Lieferant ein Sozialdemokrat gewesen, so hätte man über diese Vaterlandslosigkeit Zetermordio geschrieen. Bei Krupp fand man es nicht anstößig; man fand es so begreiflich, daß er sich die Gelegenheit, weitere Millionen zu verdienen, nicht entgehen lassen wollte. Selbst der Kaiser nahm keinen Anstoß daran, verlieh dem patriotischen Eisenkönig vielmehr den Titel Exzellenz. Und wie war es vor kurzem mit der famosen Nickelstahlpanzerplattenlieferung an das Reich? Die Herren Krupp und Stumm bewiesen ihren Patriotismus dadurch, daß sie dem eigenen Vaterlande für die Tonne 60 Mk. mehr abverlangten als den Vereinigten Staaten. Das Vaterland ist ihnen „die melkende Kuh, die sie mit Butter versorgt"; doch was sage ich mit Butter? Das wäre noch verzeihlich, denn das ist ein notwendiges Lebensbedürfnis; vielmehr mit weiteren Millionen. Man kann wohl sagen: so gegen die Interessen des eigenen Vaterlandes hat die Sozialdemokratie noch nicht gehandelt wie diese Großindustriellen, die gute Patrioten sein wollen.

Ist es da verwunderlich, wenn die Sozialdemokratie auch international ist? Ihr Hauptfeind, das Großkapital, ist international; sie kann ihn nur bekämpfen auf gleichem Boden und ihre Ideale nur erreichen auf internationalem Wege. Oder ist etwa der „Nationalismus" spezifisch christlich, der „Internationalismus" und Kosmopolitismus unchristlich? Mit viel mehr Recht kann man doch behaupten, daß die Niederreißung der Schranken, die jetzt die Nationen voneinander trennen, im Sinne und Geiste Jesu sei. Auch diese sogenannte Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie kann ich für so schlimm nicht halten.

Wenn allerdings Ihre Partei so energisch den Militarismus bekämpft, so greift sie damit vielen Patrioten ans Herz, die einmal gewöhnt sind, in Heer und Flotte die Größe des Vaterlandes verkörpert zu sehen. Aber im Grunde genommen verfolgt doch auch dabei die Sozialdemokratie ein großartiges Ideal, das Ideal des allgemeinen Weltfriedens. Wer sollte eigentlich von diesem Ideal sich mehr angezogen fühlen, wer es begeisterter vertreten als die Kirche Christi, als diejenigen, die das Evangelium des Friedens verkündigen und am Christfest der Menschheit zurufen: Friede auf Erden? Was sehen wir aber statt dessen? Einzelne Pfarrer sind wohl für die Friedensidee eingetreten, aber die große Mehrzahl und vollends die offizielle Kirche treibt Opportunitätspolitik und schilt jenes große Ideal eine Utopie, ohne zu bedenken, daß das, was Jesus auf Erden anstrebt, eigentlich doch, menschlich geredet, die größte Utopie ist, und weiß jeden Krieg zu rechtfertigen, sei er noch so ungerecht. Die Kirche hat wohl Worte der Entrüstung über den südafrikanischen Krieg, aber zum chinesischen Abenteuer hat sie ihren Segen gegeben, und doch sind beide nur in der Ausführung, nicht aber in den Motiven, die hier wie dort die Ländergier sind, voneinander verschieden. Und die Kirche von England hat es auch fertig gebracht, den südafrikanischen Krieg mit allen seinen Greueln zu verteidigen. — Wenn die Sozialdemokratie die Friedensidee vertritt, so treibt sie wiederum unbewußtes Christentum. Thatsächlich hat die Kirche einige der großen Ideale, für die sie kämpfen sollte, der Sozialdemokratie überlassen.

Ich sehe also in der That keinen triftigen Grund, weshalb ein Pfarrer der Sozialdemokratie sich nicht anschließen sollte. Sieht man doch auch nichts Arges dahinter, wenn sich Pfarrer der konservativen oder liberalen Partei oder dem Bauernbunde anschließen. Und wenn vollends das, was Sie hoffen, in Erfüllung geht, daß nämlich die Sozialdemokratie ihr unbewußtes Christentum ins bewußte umsetzt, daß Ihre Parteigenossen mehr und mehr von Christo lernen, und die Partei erkennt, daß ihre großen Ideale nicht erfüllbar sind ohne die Liebe, die aus dem Geiste Jesu kommt, so wäre vollends kein Grund mehr vorhanden, weshalb ein Pfarrer der Sozialdemokratie feindlich gegenüberstehen sollte. Ja, wenn die Sozialdemokratie mehr mit christlichem, die Kirche mehr mit sozialem Geiste erfüllt würde, so könnten die beiden noch die besten Freunde werden.

So wie die Sachen stehen, glaube ich allerdings eher das erstere als das letztere annehmen zu müssen. Die offizielle Kirche ist und bleibt Dienerin des heutigen Staates. Das Vorgehen der Konsistorien gegen soziale Pastoren zeigt, wie wenig Hoffnung vorhanden ist, daß die Kirche als solche je mit sozialem Geiste sich erfüllen und ihre Mission darin sehen werde, den Mammonismus zu bekämpfen und allen von ihm Bedrängten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Blumhardt und Göhre sind nach ihrem Uebertritt zur Sozialdemokratie ihres Pfarrerstitels entkleidet worden, obgleich sie nicht angestellt waren und vom Pfarrer lediglich nichts mehr hatten als den Titel. Wer es ihnen nachmachen wollte, müßte ihr Los teilen; ja auch eine energische Thätigkeit für die national-soziale Partei ist nach oben nicht genehm und kann zu Maßregelungen führen.

Sie schreiben anonym, weil Sie die Zeit noch nicht für gekommen erachten, in der Sie öffentlich mit Ihrem Bekenntnis zu Christo hervortreten könnten. Ich mache es ebenso. Es muß natürlich jeder um seiner Ueberzeugung

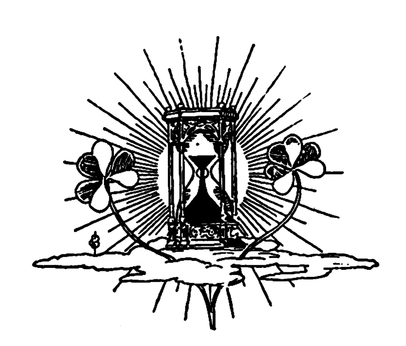
willen auch ein Martyrium auf sich nehmen können; aber die Frage ist, ob es für jetzt nicht noch wertvoller ist, innerhalb der Kirche und ihres Dienstes zu bleiben und in derselben im stillen im Geiste Christi der Armen und Elenden sich anzunehmen und im Kampfe gegen den Mammonismus zu wirken. Das thue ich zunächst und gebe die Hoffnung noch nicht völlig auf, daß die Kirche sich noch auf ihren wahren Beruf besinnen werde; und im Geiste Christi weiß ich mich eins mit allen denen, die — bewußt oder unbewußt — Jesu Willen thun, vor allem aber mit Ihnen, sehr geehrter Herr Nikodemus.

Ein evangelischer Pfarrer.



Zur Frage „Religionsunterricht in unseren Volksschulen"

liegt dem T. noch eine Reihe von Kundgebungen vor. Mit Rücksicht auf die an der Frage weniger interessierten Leser erschien es angemessen, eine kleine Pause eintreten zu lassen; andererseits glaubte der T. den beteiligten Parteien das Wort noch nicht endgiltig abschneiden zu dürfen. Er hofft nun allen Teilen gerecht zu werden, wenn er die Erörterung im nächsten Hefte noch einmal aufnimmt, sie aber damit vorläufig abschließt. D. T.





Vom Duell.

„Es muß dem Manne, dessen Ehre verletzt ist, Gelegenheit gegeben werden, sie wiederherzustellen. In solchem Falle tritt an ihn der Konflikt heran, ob er als Christ zu leben hat, oder ob er das Gut seiner Ehre wiederherzustellen versuchen soll."

So äußerte sich noch vor einigen Jahren der evangelische Pastor Schall, Abgeordneter für Osthavelland, im Reichstage. Hier stellte also ein christlicher Pfarrer die Ehre in direkten Gegensatz zum Christentum: entweder Christ oder Ehrenmann. Demnach kann man als glaubenstreuer Christ in die üble Lage kommen, ehrlos handeln zu müssen.

„Vom religiösen Standpunkt aus", erklärte Graf Mirbach, „läßt sich das Duell nun und nimmer verteidigen. Aber es sind Fälle denkbar, wo ein Duell unabweisbar ist, die in die Ehre und in die Familie hineinreichen, wo es absolut unmöglich ist, dem Gebote der Religion zu folgen. (!!) Mögen Sie das Duell selbst mit Zuchthaus bestrafen, mit Vermögenskonfiskation, ich würde lieber als Bettler und Zuchthäusler meine Heimat verlassen, als daß ich es unterlasse, meine Ehre in der von mir angedeuteten Weise wiederherzustellen."

Gott hat also den Menschen Gebote gegeben, deren Erfüllung ihnen „absolut unmöglich" ist. Gott ist zwar allmächtig und allwissend, aber Graf Mirbach ist noch allwissender und daher in der Lage, ihm Irrtümer nachweisen zu können, bei denen der liebe Gott an gewisse Möglichkeiten, z. B. die Notwendigkeit des Duells, nicht gedacht hat. Denn sonst hätte er den Menschen nicht Unmögliches befohlen. Graf Mirbach behält sich vor, in solchen Fällen die Gebote Gottes nach eigenem besseren Ermessen einer Revision oder Korrektur zu unterziehen. Der liebe Gott, hofft er, wird ein Einsehen haben und sich von ihm überzeugen lassen.

Die preußische Generalsynode von 1897 hatte zahlreiche Anträge auf Beseitigung des Duells erhalten und sie einer Kommission überwiesen. Der Re-

ferent der Kommission berichtete im Plenum der Synode, daß man davon Abstand genommen habe, dem Duell den Makel der „Sünde" anzuhängen, da ja in der Generalsynode selbst sehr viele Mitglieder wären, die zwar gute Christen seien, aber doch das Duell nicht ganz entbehren zu können glaubten. Daher spreche die Resolution nur aus, daß das Duell — „gegen Gottes Gebot" sei.

Gewiß waren die synodalen Anhänger des Duells von dieser weitgehenden Rücksicht auf ihren Standpunkt sehr befriedigt? O nein, ihr Wortführer erhob sich zu folgender Erklärung: „Wir erkennen an, daß das Duell wie jede andere Form des ernsthaften Waffenganges zu den Dingen gehöre, die vor dem Sündenfall kommen. Den weitergehenden Urteilen der Kommission über das Duell können wir nicht zustimmen. Da aber die Beratung im Plenum zu einer weiteren Klärung nicht führen wird, die Diskussion möglicherweise auch das von uns gestellte Verlangen nach Verringerung der Duelle behindern könnte, so verzichten wir auf Beteiligung an der Debatte."

Triumphierend stellt das Blatt, das diese Thatsachen wieder auffrischt, fest: „Keiner von den Dienern der Kirche meldete sich zum Wort, die Sache endete mit der debattelosen Annahme der denkbar zahmsten Resolution."

Heute stehen wir vor dem grausigen Menetekel des Insterburger Falles, und noch immer wagen sich Anschauungen, wie die obigen, ans Licht. Zwar hat der unglückselige Fall eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen und gewiß auch manchen Anhänger des Duells wenigstens zur Einkehr in sich selbst, zu tieferem Nachdenken über die Frage veranlaßt. Schon damit ist viel gewonnen, denn das Uebel wurzelt nicht zum kleinsten Teil in der kritiklos übernommenen Anerkennung des Duells als einer unvermeidlichen „Notwehr", ohne welche die „Gesellschaft" nun einmal nicht bestehen und die ebensowenig abgeschafft werden könne wie der Krieg. Gerade der Krieg beweist aber, daß allgemein menschliche Uebel, deren Beseitigung im großen noch nicht möglich ist, innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft sehr wohl und mit Erfolg bekämpft werden können. Das bloße Recht des Stärkeren, das im Kriege entscheidet, wird im bürgerlichen Leben keineswegs als letzte Instanz anerkannt. Der Bürger, der sich sein vermeintliches Recht selbst holen will, wird von der Staatsgewalt sehr nachdrücklich eines Besseren belehrt. Verbrechen und Vergehen werden zwar immer vorkommen, wer aber möchte sie deshalb rechtfertigen, sie im Prinzip als berechtigt anerkennen, auf ihre energische Bekämpfung und Unterdrückung verzichten? Es ist also völlig verfehlt, das Duell — wie die Kreuzzeitung das thut — dadurch zu rechtfertigen, daß überhaupt „keine menschliche Einrichtung sich mit der christlichen Weltordnung deckt, solange das Gesetz der Sünde in unser aller Gliedern herrscht und wir der Gnade bedürftig bleiben, die unsere irdische Unvollkommenheit allein auszugleichen vermag". Mit diesem „Gesetz der Sünde" und diesem augenverdrehenden Appell an die göttliche Gnade könnte jeder Mörder und Totschläger verständnisvolle Schonung verlangen. Das

Christentum kann in den Augen des Volkes gar nicht schlimmer verdächtigt werden, als indem es zur Beschönigung sehr menschlicher Schwächen und Eitelkeiten erniedrigt wird.

Im „Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen“ will der Herausgeber, Pfarrer E. Strauß, „der Duellfrage nicht die Bedeutung beimessen, die ihr vielfach beigemessen wird“. Für unser Volksleben im großen und ganzen sei die ganze Frage ziemlich bedeutungslos, praktisch würden nicht einmal die gebildeten Kreise sehr stark dadurch berührt. Andere Vergehen und Verirrungen zerstörten viel mehr Menschen- und Familienglück.

„Nun könnte man sagen, es sei einerlei, wie viel oder wie wenig praktische Bedeutung die Frage habe. Wenn das Duell verwerflich ist, so muß es eben verworfen werden. Aber mir liegt auch die sittliche Frage keineswegs so einfach, wie sie zu liegen scheint. Daß Lüge, Diebstahl und dergleichen sittlich verwerflich sind, liegt für jeden auf der Hand, obwohl auch da sehr viel auf den einzelnen Fall ankommt. Aber viel schwieriger liegt die Sache doch bei dem Zweikampf. Gewiß, wo Rauflust und leichtsinniges Spiel mit eigenem und fremdem Leben einem Menschen die Waffe in die Hand drückt, und auch wo Rachsucht und ähnliche Gefühle zum Zweikampf treiben, da liegt die sittliche Frage einfach genug. Aber wenn wirklich mit Grund behauptet wird, der Zweikampf sei einstweilen noch ein unentbehrliches Mittel der Disziplin, dann mag man das sehr betrübend finden, das Duell wird dadurch versittlicht. Und auch das ist nicht nur denkbar, sondern Thatsache, daß es Männer gegeben hat, die es für ihre Gewissenspflicht hielten, in gewissen Fällen zur Waffe zu greifen. Ich habe nicht den Mut, ihnen den christlichen Namen abzusprechen. *Jeder steht oder fällt seinem Herrn*; und ich möchte in diesem Falle *nicht einmal wagen, von einem irrenden Gewissen zu reden*; nicht einmal so weit möchte ich mir richterliche Befugnis zumessen.“

Hier begegnen wir also wieder einmal der Entschuldigung des Duells durch das Bibelwort: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn!“ Diese eigenartige Interpretation hat schon früher der kirchenfeindlichen Presse Gelegenheit gegeben, das evangelische Christentum der Heuchelei zu bezichtigen und ganze Eimer von Hohn und Spott darauf auszugießen. Denn das ist auch dem blödesten Auge klar, daß jenes Wort auf das Duell so gut paßt, wie die Faust aufs Auge. Wer in offener Auflehnung *gegen* Gottes Gebot stirbt, der stirbt eben *nicht* „dem Herrn“, sondern er stirbt seiner eigenen Eitelkeit, Vermessenheit und Thorheit. Ebenso gut könnte man das Wort auf den Selbstmord anwenden oder auf irgend ein „Sterben“ in Schmach und Schande. Herr Pastor Strauß verkennt aber auch durchaus den Schwerpunkt der Frage, wenn er ihre Bedeutung nach der Zahl der Fälle bemißt. Nicht das ist entscheidend, ob ein paar Menschen mehr oder weniger jährlich im Duell fallen, ein paar Familien mehr oder weniger unglücklich gemacht werden. Das verschlägt in der That

nicht viel gegen die Fülle des aus anderen Quellen rinnenden unermeßlichen Elends, so sehr auch jedes vermeidbare Uebel zu bekämpfen ist. Sondern die Frage ist: Darf das Christentum, darf die Kirche auch nur einen Buchstaben vom Evangelium, von der reinen Lehre Christi, vom christlichen Ideal preisgeben, um mit menschlichen Schwächen und Unvollkommenheit zu paktieren? Gott ist gnädig und barmherzig, und wir Menschen haben gewiß keine Ursache, strenger zu sein als er. Wir sollen nicht richten und sollen unserem Nächsten seine Schuld vergeben. Aber das ist ein ganz anderes, als die Rechtfertigung der Schuld, die grundsätzliche Anerkennung des Unrechts als einer berechtigten und erlaubten Handlung. Vieles, was sich nicht entschuldigen läßt, kann und muß vergeben werden. Vergeben und Entschuldigen — das Wort in seinem eigentlichen Sinne verstanden — ist zweierlei. Das Christentum kann dem einzelnen Duellanten vergeben, — das Duell entschuldigen, als erlaubte Handlung, als mit Gottes Gebot verträglich hinstellen, kann und darf es nun und nimmer, oder es ist seines Namens nicht wert, ist unbewußter Selbstbetrug oder bewußte Heuchelei, unwürdiger Humbug. Vom christlichen Standpunkte aus ist das Duell unter allen Umständen bedingungslos zu verwerfen, gleichviel wie wir uns vom rein menschlichen zu dem einzelnen Falle stellen. Wie da ein christlicher Pfarrer bei dem Duellanten „nicht einmal wagen möchte, von einem irrenden Gewissen zu reden", ist meinem schlichten Laienverstande einfach unfaßbar. Das „Gesetz der Sünde" ist wahrlich in unser aller Gliedern schon allzu mächtig, Soll es da noch bei der Religion entgegenkommende Unterstützung finden? Wenn wir in unserer Schwäche und Fehlbarkeit nicht einmal mehr zu unserem religiösen Ideale als zu einem vollkommenen aufblicken können, wenn auch dieses „Ideal" sich den Gesetzen menschlicher Unvollkommenheit unterworfen erweist, woher sollen wir dann den Mut und die Kraft hernehmen, dem Höchsten zuzustreben, wo ein Höchstes, Vollkommenes nicht einmal in der Idee existiert?

Den „christlichen Namen" sprechen wir einander auch sonst nicht ab, die wir doch alle im Grunde keinen Anspruch auf ihn haben. Wir sprechen ihn nicht dem Uebertreter anderer göttlicher Gebote ab, sofern er sich nur aufrichtig zu Christo bekennt. Warum sollen wir ihn also dem Duellanten absprechen? Er übertritt ein göttliches Gebot, wie wir anderen auch göttliche Gebote übertreten, ohne daß wir deshalb auf den „christlichen Namen" verzichten möchten. Um diesen Sprachgebrauch handelt es sich aber nicht, sondern um die Frage, ob das Duell eine Uebertretung des göttlichen Gebotes ist oder nicht, ob es als solches vom christlichen Standpunkte aus verurteilt werden muß oder nicht, ob es von diesem Standpunkte eine unsittliche Handlung ist oder nicht. Für den Christen aber giebt es nur eine Ehre und eine Sittlichkeit: die christliche.

Aber eben um diese Frage drücken sich die Anhänger des Duells mit Vorliebe herum. Bezeichnend für eine gewisse Art ihrer Beweisführung ist der „offene Brief", den ein „alter Offizier" an den allverehrten Pastor v. Bodel=

schwingh in der „Täglichen Rundschau“ gerichtet hat. Bodelschwingh hatte bekanntlich in seinem ergreifenden Aufruf an die christlichen Gewissen das Duell einen „Mord“ und eine „Schmach der Christenheit“ genannt. Darauf wird nun der arme, ahnungslose Pastor von dem „alten Offizier“ mit wahrhaft vernichtendem Mitleide apostrophiert:

„Mein sehr geehrter Herr Pastor v. Bodelschwingh, sollte es Ihnen ganz unbekannt sein, daß Kaiser Wilhelm I. in Allerhöchstseinen Verordnungen über die Ehrengerichte vom Jahre 1874 ausspricht, daß er keinen Offizier in der Armee dulden werde, der seine Ehre nicht zu wahren wisse, womit auch derjenige gemeint ist, der nicht gegebenenfalls im Zweikampf sein Leben für die verletzte Ehre einsetzt? Begehen Sie nicht einen Frevel an dem Andenken dieses so hoch verehrten Fürsten, der als das Muster eines echten deutschen Ehrenmannes gilt und damals auf eine lange und reiche Erfahrung zurücksah, wie sie nur wenigen Fürsten geworden? Wissen Euer Hochehrwürden nicht, daß Fürst Bismarck als Bundestags-Gesandter in Frankfurt die Anmaßung seines österreichischen Kollegen durch den Vorschlag beseitigte, ihre Differenz sofort durch einen Zweikampf auszugleichen? Daß derselbe große Staatsmann als preußischer Ministerpräsident seinen parlamentarischen Gegner, von dem er sich beleidigt fühlte, zum Zweikampf herausfordern ließ? Daß der ‚große Reichskanzler‘, nachdem seine Anschauungen und Empfindungen in jahrelanger Ruhe sich zu wunderbarer Klarheit und Objektivität erhoben hatten, sich im Jahre 1896 bedenklich über die damals schon geforderte Abschaffung des Duells und seine Zweifel aussprach, ob nach einer solchen das Offizierkorps noch seinen bisherigen Wert behalten werde? Und Fürst Bismarck, der nationale Heros, war ein Mann, dessen echt christliche Gesinnung sich ebenbürtig seiner gigantischen Fähigkeit, alle Verhältnisse mit seltener Treffsicherheit richtig zu beurteilen, an die Seite stellte.“

Was ist denn nun damit bewiesen? Doch nur, daß auch die Größten und Besten Menschen sind, in den Anschauungen ihrer Zeit und den engen Grenzen menschlichen Könnens befangen; daß Fürsten und Staatsmänner insbesondere sich oft genötigt sehen, den göttlichen Geboten die Rücksichten menschlicher Zweckmäßigkeit voranzustellen. Für oder gegen die religiöse und sittliche Berechtigung des Duells ist durch derartige Berufung auf *Menschen*, und mögen sie noch so verehrungswürdig sein und noch so hoch im Leben stehen, für den *Christen* absolut *nichts* bewiesen. Der „alte Offizier“ beschuldigt den Pastor „eines Frevels an dem Andenken“ des alten Kaisers; daß er aber selbst einen Frevel an dem Andenken seines Herrn und Heilandes begeht, indem er menschliche Weisheit und Gerechtigkeit höher stellt als die Lehre, das Leiden und Sterben seines Erlösers, ficht den gewiß sehr bibelfesten und rechtgläubigen Ankläger weiter nicht an. Und was wird vollends bewiesen, wenn der „offene Briefschreiber“ weiter sagt:

„Weniger bekannt dürfte es Ihnen sein, daß mancher Ihrer Herren *Amtsbrüder noch in späterem Alter* seiner in der Jugend gewonnenen

Auffassung treu geblieben ist und es bedauert, durch die Rücksicht auf sein Amt von dem Duellwesen ausgeschlossen zu sein"?

Nun fürwahr, über diese Art Seelenhirten, die es bedauert, von dem christlichen Liebeswerk der Tötung ihres Nächsten ausgeschlossen zu sein, brauche ich wohl keine Worte zu verlieren. Sie thäten wohl daran, ihr geistliches Gewand lieber heute als morgen auszuziehen, und sie hätten noch besser gethan, es überhaupt nicht anzuziehen.

Nun macht aber der Briefschreiber eine überraschende Wendung. Er führt den, wie er sich ausdrückt, „übrigens verruchten" Nietzsche ins Feld. Würde sich die Auffassung der Duellgegner völlig mit der christlichen decken, dann, so etwa schließt er, wäre Nietzsche in der That berechtigt, das Christentum eine Religion der Feigen und Schwachen zu nennen. Wenn also das Christentum nicht so will, wie wir wollen, wenn es zu große Opfer an äußerer „Ehre", gesellschaftlicher Stellung, militärischem Schneid, wenn es Demut und Gehorsam vor Gott verlangt, dann lieber der „übrigens verruchte" Nietzsche! Und weiter heißt es: „Sollte Ew. Hochehrwürden nicht bange werden bei Ihrer wenigstens teilweisen Glaubensgenossenschaft mit dem Vertreter des jüdischen Materialismus, der im Reichstage überhaupt die ritterliche Gesinnung als Don-Quixoterie bezeichnete? Und weshalb von jener Seite der leidenschaftliche Kampf in Reichstag und Presse gegen die Duelle? Weil man in ihnen ganz richtig den idealen und sittlichen Zug herauserkannt hat; ihn will man treffen und vernichten. Wohin aber kommen wir, wenn auch hier der Materialismus siegen sollte. Wenn übrigens derselbe Abgeordnete im Reichstag weiter sagt: Wer sich duelliert hat, gilt als halbadelig, so mag da die Wahrheit zum wenigsten gestreift werden, insofern man nämlich unter Adel nicht den Geburtsadel, der bekanntlich keinen besonderen Stand mehr bildet, auch nicht den Offizierstand allein, sondern die ganze gebildete Gesellschaft versteht, die nach dem Grundsatze „noblesse oblige" jederzeit bereit ist, für höhere Lebensauffassung, für Ehre und Sitte mit Einsetzung des Lebens einzutreten, die sich mit Erfüllung solcher freiwillig übernommenen Verpflichtung erst das Recht der führenden Klasse erwirbt. Allerdings Geld zu verdienen giebt es dabei nicht. Bangt Ihnen, Herr Pastor, auch nicht vor der Gesinnungsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten, die natürlich als solche gegen jeden Idealismus in den bestehenden Auffassungen eifern?"

Wen will denn der Verfasser mit diesem roten Lappen: „Gesinnungsgemeinschaft mit der Sozialdemokratie", heutzutage noch gruselig machen? Glaubt er wirklich, daß denkende Menschen eine wohlbegründete Ueberzeugung und Forderung nur deshalb aufgeben werden, weil die Sozialdemokratie dieselbe Forderung vertritt? Es giebt mehr als eine, bei der sich die Besten aller Parteien mit der Sozialdemokratie „in Gesinnungsgemeinschaft" befinden. Man denke nur an alle die Bestrebungen zum Schutze der Frauen- und Kinderarbeit, wie überhaupt der Schwächeren gegen die Uebermacht des Kapitalismus! Befindet

sich da unser „alter Offizier" etwa nicht auch in „Gesinnungsgemeinschaft mit der Sozialdemokratie" und ist ihm deshalb schon jemals „bange" geworden?

Ich will gern zugeben, daß nicht alle Gegner des Duells sich ausschließlich von lauteren Beweggründen leiten lassen, daß die Frage vielfach zu politischen Zwecken ausgebeutet wird, und der Kampf in manchen Blättern wenig anständige Formen angenommen hat. Daß bei manchen, die auf hohem sittlichen Rosse gegen das Duell ausreiten, Haß und Neid gegen die bevorzugten Klassen stärker sind als die reine Begeisterung für wahre Sittlichkeit oder gar für das Christentum. Ich will weiter gern zugeben, daß viele von denjenigen, die sich an sittlicher Kritik der Duellfreunde nicht genug thun können, in Wirklichkeit sittlich unter ihnen stehen, und daß auch die allgemeine Lebens- und Weltanschauung vieler Duellanhänger eine weit idealere ist als die vieler, besonders lauter Gegner des Duells. Aber an dem reinen Sittlichkeits-, an dem christlichen Ideal gemessen, bleibt sie darum doch eine durchaus minderwertige, eine individualistische und materialistische und darum verwerfliche. Denn sie stellt die materiellen Güter des gesellschaftlichen Ansehens und Wohlbefindens, der persönlichen Genugthuung, kurz des Egoismus über die Forderungen der reinen Sittlichkeit und der Religion. Das Kennzeichen der materialistischen Weltanschauung ist keineswegs nur — sit venia verbo — „Fressen und Saufen" und dergleichen, sondern überhaupt die Befriedigung der egoistischen Gelüste auf Kosten der altruistischen Ideale. Das Gieren nach Befriedigung der persönlichen Eitelkeit, nach Macht und Herrschaft, nach allen äußeren Gütern und Genüssen ist im Prinzip genau so materialistisch wie das bloße Geldverdienen und der Sinnengenuß. Wer es für richtig hält, seinen Nächsten zu töten, um daraus für sich selbst Vorteile oder Befriedigungen irgend welcher Art zu ziehen, stellt sich damit praktisch auf materialistischen Boden, indem er seinen persönlichen Nutzen allen anderen, idealen und altruistischen Erwägungen überordnet.

Es wird wohl nirgends über den „Subjektivismus", den zügellosen „Individualismus" unserer Zeit so kläglich gejammert, wie in den Kreisen und Organen — der christlichen Duellfreunde. Ist denn aber nicht das Duell selbst der „ideale", der schulgerechte Subjektivismus? Das Subjekt setzt sich über alle Schranken der Religion, der bürgerlichen Ordnung und Moral, des Rechtes, der Pflichten gegen die Familie und den Staat hinweg, es erkennt keinen andern, keinen höheren Richter über sich an, als nur sich allein, sein eigenes Ermessen. Nirgends tritt das autonome Individuum so souverän in die Erscheinung, wie gerade im Duell. Wer ihm huldigt, sollte mindestens ehrlich und geschmackvoll genug sein, über den „Subjektivismus" und ähnliche Sünden der Zeit gefälligst den Mund zu halten.

Hierher gehört auch das letzte, das schlagendste Argument, das der militärische Vorgesetzte dem armen Pastor für den Schluß aufgespart hat. Leset und zittert, ihr evangelischen Geistlichen:

„Sie wollen beantragen, daß auch seitens der protestantischen Kirche zum

mindesten gegen den einen der jedesmaligen Duellanten vorgegangen werde. Gestatten Sie mir die Erwiderung: Wir Protestanten sind der Kirche gar keinen Gehorsam schuldig. Wir handeln, wie wir es vor Gott und unserem Gewissen zu verantworten gedenken, nehmen event. die weltlichen Strafen willig hin, fürchten uns aber auch nicht vor den kirchlichen. Dagegen würde das Eingreifen der protestantischen Kirche in die Duellfrage nur weite Kreise noch mehr als bisher von ihr abwendig machen."

Für die Einschätzung der evangelischen Kirche in gewissen Kreisen kann nichts bezeichnender sein, als obiges. Wenn alle Gründe versagen, die störrischen Pfaffen zur Raison zu bringen, dann giebt es immer noch einen unwiderstehlichen: den Wink mit dem Zaunpfahl, die Drohung mit der Kündigung. Daß das „Volk" sich von der Kirche abwendet und damit auch den Respekt vor der „Herrschaft" verliert, wird tief und ehrlich beklagt. Kirchen werden gebaut und Vereine gegründet. Wagt aber die Kirche zu ungelegener Zeit den Mund aufzuthun und ein ungelegenes Wörtlein zu stammeln, und nicht nur zum „Volke", sondern auch zur „Herrschaft", dann heißt's: „Die Kirche hat uns gar nichts zu sagen."

Den „lieben Gott", vor dem sie sich „zu verantworten gedenken", sollten die Duellfreunde lieber aus dem Spiele lassen. Sie wissen ganz genau und geben das ja auch teilweise zu, daß sie ihre That vor Gott nicht verantworten können. Die naiven Gemüter, die ihrem Gott die Vergebung dadurch abzulisten glaubten, daß sie vorher noch schnell das Abendmahl nahmen, dürften heute doch schon ausgestorben oder — weggeschossen sein. Wozu also den lieben Gott unnütz bemühen?

Und nun der „ideale und sittliche Zug des Duells". Betrachten wir ihn einmal in der Praxis. Ich bin genötigt, hier einige Fälle vorzuführen, die schon durch die Tagespresse bekannt geworden sind, aber im Zusammenhange dieser Erörterungen werden sie den Lesern vielleicht manches Neue sagen:

Erster Fall. Am Morgen des 16. August v. Js. erschoß der im 29. Jahre stehende Rechtsanwalt Dr. B. im Zweikampf den 21jährigen Studenten der Rechte Richard Oe. Die Vorgeschichte des Duells ist die folgende: Der stud. jur. Oe. war Mitglied der Thuringia, einer studentischen Korporation in Leipzig, aber aus persönlichen Gründen ausgetreten. Eines Tages traf er im Palmengarten mit einem Studiosus C. zusammen, der ihm einen Bekannten, welcher der Verbindung „Alsatia" angehörte, vorstellen wollte. Oe. lehnte die Vorstellung mit den Worten ab: „Ich verzichte auf die Bekanntschaft eines Inaktiven der Alsatia." Dadurch fühlte sich C. gekränkt. Es kam zu schriftlichen Auseinandersetzungen, und schließlich wandte sich C. an den ihm bekannten Rechtsanwalt B., einen „alten Herrn" der „Alsatia", er solle versuchen, von Oe. eine ihn zufriedenstellende Erklärung zu erlangen. Rechtsanwalt B. übernahm den Auftrag, er forderte den Oe. auf, die Erklärung zu unterschreiben, die er ihm anbei ein-

sende. Oe. lehnte das scharf ab, und auf einen zweiten Brief B.s äußerte er sich dahin, er halte B.s Vermittelung nicht für angebracht. Er ließ durchblicken, B. vermittele lediglich des Honorares wegen, auch soll er ihn einen „Kneifer" genannt haben. Dann reiste er zu seinem Bruder. Der Rechtsanwalt B. ist ihm nun nachgereist, er begab sich in die Oe.sche Wohnung, wo er den Studenten noch im Bette liegend antraf. Nun hat er den jungen Mann mit einer mitgebrachten Reitpeitsche drei- bis viermal kräftig ins Gesicht geschlagen, so daß der Peitschenstiel zerbrach. Darauf hat sich B. zum Bahnhof begeben. Oe. ist ihm dahin gefolgt, im Wartesaal ist es zu einer wüsten Scene gekommen, beide haben mit Stock und Schirm aufeinander eingeschlagen. Die Forderung zum Duell war der Schluß. Oe. erhielt einen Schuß in die rechte Seite der Brust, das Rückgrat ist schwer verletzt worden, er starb nach wenigen Stunden im Krankenhause. Rechtsanwalt B. wurde wegen Zweikampfs zu 3 Jahren 6 Monaten Festungshaft, wegen qualifizierten Hausfriedensbruchs zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt, dagegen von der Anklage der Körperverletzung freigesprochen. Zu bemerken ist, daß B. seinen Gegner deshalb mißhandelt hat, damit er der Geforderte sei.

Zweiter Fall. Der frühere Korpsstudent bei der „Hercynia"-Göttingen und jetzige Bergbaubeflissene Leonhard K. hatte sich wegen Mißhandlung und Beleidigung des Referendars Otto P. zu verantworten. K. kam eines Sonntags zum Frühschoppen, wo seine Kommilitonen allerlei anzügliche Redensarten fallen ließen, aus denen er entnehmen mußte, daß man über ihn etwas Unliebsames gesprochen hatte. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, daß der Referendar P. zu anderen erzählt habe, er (K.) sei während seiner Abwesenheit in den Weihnachtsferien ausgepfändet worden. Diese Mitteilung war völlig entstellt, denn P. hatte nur gelegentlich einer Unterhaltung mit anderen Bergakademikern eine an ihn gerichtete Frage in ganz harmloser Weise dahin beantwortet, daß „ein Bergbaubeflissener gepfändet worden sei". Den Namen des Betreffenden hatte er nicht genannt. K. wurde trotzdem von seinen Kommilitonen aufgestachelt, P. zu ohrfeigen; denn daß ein etwa zusammenberufener Ehrenrat diese Sachlage zu einem Zweikampfe nicht für ausreichend erachtet hätte, war sowohl dem Angeklagten wie auch dessen Kommilitonen klar. K. hat sich nunmehr einen Grund für den Zweikampf schaffen wollen und ist sofort zu P. gegangen. Er traf diesen in einem Gasthofe, wo er ihm eröffnete, daß er „sehr offiziell" mit ihm zu reden habe. Als der nichts Böses Ahnende den Grund des Gebarens erfuhr und den Angeklagten aufzuklären sich bemühte, ließ dieser, dem offenbar an einer Aufklärung nichts gelegen war, P. gar nicht zum Worte kommen, sondern schlug ihm mit den Worten „Sie Lümmel!" mehrmals ins Gesicht. K. hat auch ohne weiteres zugegeben, daß er den Referendar nur in der Absicht geschlagen und beleidigt habe, um einen Zweikampf herbeizuführen.

P., der entschiedener Gegner des Duells ist, beschritt den Weg der Privatklage, und das Schöffengericht verurteilte den K. wegen thätlicher Beleidigung zu sechs Monaten Gefängnis, wogegen dieser Berufung einlegte. In der Berufungsinstanz kam ein Vergleich zu stande; K. gab eine Ehrenerklärung ab und zahlte 1000 Mark an die Armen. Aber die vorgesetzte Behörde des beleidigten Referendars griff nun die Sache auf, und so hatte sich K. vor der Strafkammer zu verantworten. Interessant waren die Mitteilungen des Beleidigten über die Folgen, die sein duellgegnerisches Verhalten für ihn hat. Er ist zunächst unter dem Eindruck der ihm widerfahrenen Behandlung nicht unbedenklich erkrankt und bis heute noch nicht wieder hergestellt. Die Hauptsache sind aber die gesellschaftlichen Nachteile, die ihm aus dem Verzicht auf ein Duell erwachsen sind. In Hildesheim, wohin er bald nachher versetzt wurde, hat man ihm sofort zu verstehen gegeben, eine Anmeldung zur Tischgesellschaft der Juristen zu unterlassen, da er doch nicht aufgenommen würde. Auch hat er seine Laufbahn ändern müssen. Das Gericht verurteilte den Angeklagten K. zu einem Monat Gefängnis, indem es annahm, daß die Beleidigung eine absichtliche war und nur den Zweck hatte, den Referendar zum Duell zu zwingen. Es sei dies als eine Frivolität sondergleichen anzusehen, und es sei sehr bedauerlich, daß von den Kommilitonen des Angeklagten eine solche Ansicht geteilt würde.

In einem dritten Falle, bei dem sich ein Rechtsanwalt und ein Referendar, beide Reserveleutnants, gegenüber standen, ist dem Kampfe mit der Waffe gleichfalls der Kampf mit der Faust vorausgegangen! Einer der Duellanten ist soeben, nachdem er einen Teil seiner Strafe verbüßt hat, begnadigt worden.

Es gehört ein bescheidenes Gemüt dazu, in solchen Heldenthaten einen „idealen und sittlichen Zug“ zu entdecken! Einer der beliebtesten „Gründe“ zur Rechtfertigung des Duells ist bekanntlich die Behauptung, es werde dadurch Thätlichkeiten vorgebeugt und der „gute Ton“ der Gesellschaft gewahrt. Nun sehen wir aber in Wirklichkeit, daß das Duell nicht nur nicht im stande ist, Pöbelhaftigkeiten vorzubeugen, sondern daß es in vielen Fällen sogar den Anlaß zu solchen bildet, also zur Verrohung der Sitten beiträgt. In dem einen Falle stellt das Gericht ausdrücklich fest, daß die thätliche Beleidigung keinen andern Zweck hatte, als den Gegner zum Duell zu zwingen, in dem andern will sich der Held die Rolle des Geforderten durch den Gebrauch der Reitpeitsche sichern. Ja man kann wohl sagen: in den allermeisten Fällen ist die Prügelei dem Zweikampfe vorausgegangen, da doch mündliche Beleidigungen in der Regel gütlich beigelegt werden, sofern eben nicht die Institution des Duells dem einen oder andern Teile nahelegt, sich die Wohlthaten dieser idealen Einrichtung dadurch zu verschaffen, daß er

seinen Beleidiger mit der Faust oder Reitpeitsche bearbeitet. Und würde nicht auch mancher vor dem Ehebruch zurückschrecken, der ja so häufig den Anlaß zum Duell giebt, wenn sich ihm statt der Hoffnung, seine „Ehre“ in dem Blute des beleidigten Gatten rein zu waschen, nur die Aussicht auf eine exemplarische körperliche Züchtigung, eine nicht minder exemplarische gerichtliche Bestrafung und auf gesellschaftliche Aechtung böte? Es ist eine empörende, an Wahnwitz grenzende Ungerechtigkeit, ein wahrer Hohn auf alle Vernunft, wenn der Mann, dessen Lebensglück freventlich durch einen andern zerstört worden ist, nun auch noch gezwungen wird, sich der Kugel des Schänders seiner Ehre preiszugeben. Und diese Kugel wird meist sicherer treffen als die seine. Denn der Desperado, der scham- und gewissenlos in fremde Heiligtümer einbricht, ist auf solche Fälle in der Regel besser vorbereitet als der Sitte und Gesetz achtende friedliche Bürger. Und so ist es denn auch in der Mehrzahl der Fälle der Beleidigte, der außer seinem Familienglücke und seiner häuslichen Ehre auch noch seine gesunden Glieder, wenn nicht sein Leben einbüßt.

Man mag dem Duell gewisse gute Wirkungen nachsagen, man mag diese noch so hoch einschätzen —: sie verschwinden gegen die Summe der Unvernunft und Ungerechtigkeit, der Roheit und Verletzung höherer Pflichten, die es direkt und indirekt im Gefolge hat. Es ist ein wahrer Hemmschuh jeder höheren christlichen Kultur und sittlichen Entwicklung in den oberen Schichten. Die altruistische Hingabe für das Vaterland hat doch wahrlich nichts gemein mit der verzweifelten theatralischen Bravourprobe des Duellanten für eine rein äußerliche egoistische „Ehre“, die, wenn sie ihren Namen wirklich verdiente, wo anders säße, als im Laufe der Pistole.



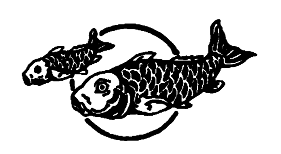
Raffaels „Poesie".

Zu unserer Kunstbeilage.

Als Raffael 1508 nach Rom kam, erhielt er alsbald vom Papst Julius II. den Auftrag, eine Reihe von Gemächern im Vatikan mit Decken- und Wandgemälden zu schmücken. Diese gewaltige Arbeit, zu der ihm die Gelehrten des Hofes ein genaues, die mannigfaltigen und doch einheitlich gedachten Gegenstände anordnendes Programm geliefert haben müssen, begann er mit der Ausmalung des Saales, in dem die Gnadenerlasse des Papstes untersiegelt wurden, der Stanza della Segnatura. Hier hatte er das gesamte Wissen seiner Zeit darzustellen, also etwa das, was wir mit dem Begriff der vier Fakultäten bezeichnen könnten: die Theologie, die Philosophie (Naturwissenschaft), die Jurisprudenz und die Poesie, unter der die humanistische und künstlerische Bildung gemeint war. Jede Fakultät wurde in einer allegorischen Person an der Decke des Saales verkörpert, durch ein kleines historisches Bild, ebenfalls am Gewölbe, erläutert und in dem Hauptgemälde an der entsprechenden Wand durch die Abbildung ihrer berühmtesten Vertreter in zusammenhängenden Gruppen weiter ausgeführt. So zeigt der Parnaß mit Apollo, den Musen und den großen Dichtern und Gelehrten das Wesen der Poesie; Apoll, wie er den schlechten Kunstrichter Marsyas bestraft, giebt das historische Beispiel, und die über alles herrliche Gestalt der Poesie selbst, die (nach einem Kupferstich von Volpato wiedergegeben) als Kunstbeilage das erste Türmerheft im neuen Jahre schmückt, ist die dazu gehörende Allegorie. Wahrlich aber keine trockene und unverständliche! Auf Wolken steht ihr Thron, Sterne zieren den Saum ihres Gewandes; sie entfaltet die mächtigen Schwingen der Phantasie; das schöne, lorbeerbekränzte Haupt wendet sie sinnend zur Seite, gleichsam Gedanken, Bilder und Töne suchend für die Leier und das Buch in ihren Händen. Zwei Engel befinden sich zu ihren Seiten, sie halten Spruchtafeln, auf denen: „Numine afflatur" — der Geist begeistert — zu lesen ist. Die ganze edle Gestalt durchzieht ein wahrer Wohlklang der Linie, ein überirdisches Leben; sie mahnt an Goethes Worte im „Faust":

„Heilige Poesie,
Himmelan steige sie,
Glänze, ein schöner Stern,
Fern, und so weiter fern!
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern."

W. v. B.



Zur Abwehr.

Der von Ferdinand Avenarius herausgegebene „Kunstwart“ brachte in seinem 2. Novemberheft vom vorigen Jahre folgenden Erguß:

„Ist das öffentliche Zitieren von Privatbriefen zu Reklamezwecken ein Unfug oder ist's keiner? Wären wir Engländer, wir würden fragen: ist's gentlemanlike? Früher war das gar keine Frage, denn das Nein schien als Antwort selbstverständlich. Privatbriefe sind eben nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben, sondern für Privatlektüre: Wohlwollen, Höflichkeit, auch konventionelle Redensart stehen unter ganz andern Bedingungen, wenn man dem unmittelbar Beteiligten unter vier Augen eine Meinung sagt, als wenn man unter sachlicher Verantwortung vor der Oeffentlichkeit ein Bekenntnis ablegt. So war die altmodische Ansicht, die neumodische aber ist wesentlich anders. Grotthußens ‚Türmer‘ z. B. — ja, leider Grotthußens ‚Türmer‘! — hat nicht nur einen Briefkasten, in dem privates Lob aus dem Leserkreise ausgehängt wird, sondern er weist auf solches Privatlob auch noch in seinem Prospekte mit so gerührter Gebärde hin, als wüßt' er nicht, daß jede nur einigermaßen persönlich geleitete Zeitschrift derartiges Lob aus dem Kreise der Gesinnungsgenossen hundert- und tausendfach erfährt. Aber auch unsre jungen Poeten, Geucke z. B., finden in solcher Marktschreierei nichts Arges, sonst würden sie ihren Verlegern die betreffenden Privatbriefe doch wohl nicht für ihre Inserate liefern. So nähert sich die Litteratur-Reklame derjenigen, die bisher nur für Sortiments-Zigarren und Bandwurmmittel üblich war. Soll das so bleiben?“

Wenn die Leser sich vergegenwärtigen, daß dieser Ausfall nicht der erste ist, den sich der Kunstwart des Herrn Avenarius gegen den Türmer geleistet hat, daß der Kunstwart seit Jahren bei den verschiedensten Gelegenheiten bemüht gewesen ist, mich und meine Zeitschrift herabzusetzen und zu verdächtigen, so werden sie es mir wohl glauben, daß mich nur die Notwehr zwingen konnte, endlich aus meiner Zurückhaltung herauszutreten und die systematischen Gehässigkeiten des Kunstwarts und seines Leiters einmal gebührend zu kennzeichnen. Es ist mir schon öfter nahegelegt worden, diesem wenig vornehmen Treiben entgegenzutreten. Mein Widerwille war aber zu groß, und er war um so größer, als Herr Avenarius es für zweckmäßig erachtete, seine Feindseligkeiten hinter ein Wohlwollen zu verstecken, dessen Eigenart ich nun doch ein wenig beleuchten muß.

Im ersten Novemberheft 1898 des Kunstwarts werden meine, nun in 10000 Exemplaren ausgegebenen „Probleme und Charakterköpfe“ von Herrn Adolf Bartels, dem kritischen Intimus des Blattes, heruntergerissen. Ob es — geschmackvoll ist, daß der Verfasser ähnlicher Werke über seine nächsten Mitbewerber auf dem allereigensten Gebiete zu Gerichte sitzt, darüber will ich mit Herrn Avenarius ganz gewiß zuletzt streiten. Hält er es doch für angemessen, über seine Mitbewerber auf publizistischem Gebiete abzuurteilen. Zur Kennzeichnung der „Kritik“ des Herrn Bartels genüge dessen eigenes Eingeständnis, daß es „herausgerissene Einzelheiten“ seien, mit denen er gegen mein Buch zu Felde zieht. Es ist unter Hunderten ehrenvollster Besprechungen aus

den verschiedensten Parteilagern meines Wissens die einzige in diesem Sinne und Tone gehaltene.

Im ersten Novemberheft 1899 wird „die prachtvoll satirische Art, mit der Bonus die Grotthußschen Bücher . . . sezierte,“ als eines von Bonussens „unschätzbaren Verdiensten an der Sache der Kunst“ u. s. w. gepriesen. Es handelt sich um ein hämisches, stellenweise in rohe Späße ausartendes Elaborat über meinen „Segen der Sünde“. Schon der unwürdige Ton hätte ein vornehmes Blatt abhalten sollen, derartige Ausschreitungen der Kritik als „unschätzbares Verdienst an der Sache der Kunst“ anzupreisen, mochte es im Urteile noch so sehr mit dem Verfasser übereinstimmen.

Inzwischen wurde der Türmer begründet. Im Februar 1900 entschließt sich der Kunstwart, ihm folgenden treuherzigen Willkommensgruß zu widmen:

> „Der von Grotthuß herausgegebene Türmer will (!) . . . gern (!) ein christliches Familienblatt werden (!). Schade, daß sein Herausgeber in litterarischen und künstlerischen Dingen ziemlich kritiklos ist. Man merkt's am Türmer öfter als gut. Aber seine Absichten (!) sind vortrefflich, und vornehme Gesinnung (!) ist für solch ein Blatt sehr, sehr viel wert.“

Eine klassische Probe Avenariusscher wohlwollender Förderung! Als Herausgeber eines Kunstblattes weiß er ganz genau, daß er dem Türmer nichts Schlimmeres nachsagen kann, als „Kritiklosigkeit in litterarischen und künstlerischen Dingen“. Damit, das weiß Avenarius, ist der Türmer in den Augen der Kunstwartleser einfach gerichtet. Denn in der Kunst, die ja doch Können bedeutet, sind gute „Absichten“ und „Gesinnungen“ allein noch sehr, sehr wenig wert.

Im zweiten Februarheft 1900 veröffentlicht der Kunstwart den in diesen Blättern zurückgewiesenen Angriff des Freiherrn von Gumppenberg. Herr Avenarius begnügt sich aber nicht mit dem bloßen Abdruck des Angriffs, sondern er bringt ihn erst seinerseits sozusagen auf eine „Formel“, giebt ihm eine vergiftete Spitze, die noch über die Anschuldigungen des Angreifers hinausgeht. Und zwar in folgender Einleitung:

> „Wir haben im vorigen Hefte den von Jeannot von Grotthuß herausgegebenen Türmer empfohlen (Wirklich? Man vergleiche obige einzigartige „Empfehlung“! D. T.) Deshalb dürfen wir aber der folgenden ‚Erklärung‘ die Aufnahme doch nicht verweigern, in welcher ein Mitarbeiter des ‚Türmers‘ seiner Redaktion nichts Geringeres als Fälschung seines Urteils vorwirft. Hoffen (!) wir, daß es Herrn von Grotthuß gelinge (!), sich von diesem überraschenden Vorwurf zu reinigen (!).“

Man weiß nicht, worüber man hier mehr staunen soll: über die — Unbefangenheit, mit der ein vernichtendes Urteil als „Empfehlung“ eingeschwärzt wird, um den folgenden Angriff im Lichte strengster Unparteilichkeit erscheinen zu lassen; über die gehässige Zuspitzung des Angriffs; oder über die als bloße bescheidene „Hoffnung“ auftretende Zumutung an den Herausgeber des Türmers, sich von irgend welchen einseitig erhobenen, ungeprüften Anschuldigungen zu „reinigen“.

Der Türmer brachte dann die entsprechende Abfertigung, und Herr Avenarius sah sich zu folgendem Rückzuge genötigt:

„Nach dieser (ausführlichen Gegenerklärung) bleibt dem ‚Türmer‘ nichts vorzuwerfen, als kleine Unkorrektheiten im redaktionellen Verkehr, wie sie wohl überall einmal vorkommen; von einer bewußten Fälschung der Meinung eines Mitarbeiters kann nicht mehr die Rede bleiben . . . Wir weichen in der Beurteilung litterarischer Erscheinungen oft sehr weit vom ‚Türmer‘ ab. Um so mehr freut es uns, unsre jüngst ausgesprochene Meinung, daß er ein ehrlich nach bestem Gewissen geleitetes Blatt sei, trotz Herrn von Gumppenberg aufrecht erhalten zu können.“

Ob Herr Avenarius sich darüber wirklich so sehr gefreut hat? Die lüsterne Bereitwilligkeit, mit der er den Gumppenbergschen Angriff zum besten gegeben, und die ätzende Lauge, in die er ihn vorher selber getunkt hatte, ohne den Angeschuldigten überhaupt gehört zu haben, sprechen nicht dafür. Herr Avenarius bedurfte keines besonderen Wohlwollens für den Türmer, er brauchte nur der einfachsten Anstandspflicht zu genügen, brauchte nur — „gentlemanlike“ zu handeln, um erst den Angeschuldigten zu hören, bevor er derartige Verdächtigungen und noch dazu in einer so ehrenrührigen Einkleidung an die große Glocke hing.

Eine kleine, aber sinnige Aufmerksamkeit erweist mir auch das erste Maiheft 1900 des Kunstwarts, wo Herr Adolf Bartels den „frommen“ Freiherrn von Grotthuß erwähnt. Ich muß dieses Lob als unverdient ablehnen, es fehlt mir leider sehr viel dazu. Aber man weiß ja, welchen Eindruck man, namentlich vor einem litterarischen und künstlerischen Publikum, erzielt, wenn man jemand das Wörtlein „fromm“ anhängt. Das riecht dann so recht abscheulich nach muffiger Kirchenluft, nach heuchlerischer „Orthodoxie“ und beschränkter Unduldsamkeit, und auf allen Gesichtern erscheint sofort ein mitleidiges Lächeln. Ich erwähne den kleinen Zug nur beiläufig, er ist immerhin bezeichnend.

Nach alledem werden sich die Leser wohl nicht mehr im unklaren darüber sein, in welchem Lichte auch der letzte, oben wiedergegebene Ausfall des Kunstwarts zu betrachten ist. Die von Herrn Avenarius geflissentlich aufgebauschte Sache liegt sehr einfach. Die Anregung zur Verwertung einzelner Stellen aus Zuschriften aus dem Leserkreise des Türmers ist von der Verlagshandlung ausgegangen. Mir erschien der Gedanke zuerst ungewöhnlich. Aber eben auch nur ungewöhnlich und nicht mehr. Die betr. Zuschriften an den Türmer rühren sämtlich von begeisterten Freunden des Blattes her, deren Wünschen und Absichten es durchaus entspricht, an ihrem Teile zur Förderung ihrer Zeitschrift beizutragen, und die es nur mit Freuden begrüßen, wenn ihnen die Möglichkeit dazu geboten wird, und sei es auch nur durch Abdruck ihrer Kundgebung. In vielen Fällen äußern die Briefschreiber ausdrücklich den Wunsch, ihre Zustimmung im Türmer veröffentlicht zu sehen. In Herrn Avenarius’ Darstellung gewinnt aber die Sache einen Anstrich, als handle es sich hier um etwas wie ungefähr Verletzung des Briefgeheimnisses!

Ich hatte um so weniger Anlaß, der Anregung der Verlagshandlung nur wegen der bloßen Nichtüblichkeit des Verfahrens zu widerstreben, als diesen Zuschriften von gänzlich unbeeinflußten, wildfremden Privatleuten aus der Elite des deutschen Lesepublikums, aus den besten Kreisen des deutschen Volkes in sehr vielen Fällen sehr viel mehr Wahrhaftigkeit und innerer

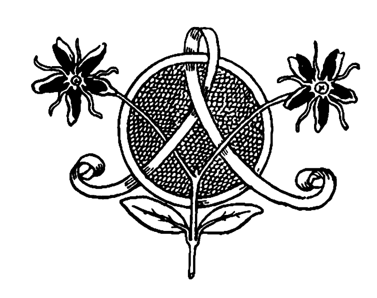
Wert beizumessen ist, als den Besprechungen eines gewissen Teils der Presse, deren Aeußerungen doch auch der Kunstwart in seinen Reklamen ausgiebig verwertet. Wie dort nach Partei- und Geschäftsrücksichten, mit oberflächlichen Phrasen und gedruckten Waschzetteln, mit Kameraderie und Clique vielfach gewirtschaftet wird, das weiß ja niemand besser als Herr Avenarius, und gerade Herr Avenarius. Muß das Urteil eines dem Herausgeber völlig unbekannten gebildeten Privatmannes in angesehener Lebensstellung durchaus niedriger eingeschätzt werden als das Urteil irgend eines Schmoks, als die Kritik der Clique über das Cliquenmitglied u. s. w. u. s. w? — da giebt es ja, wie Herr Avenarius wiederum ganz genau weiß, die sonderbarsten Spielarten. Herr Avenarius legt hier denn doch auf das gedruckte Wort ein Gewicht, das er ihm sonst nicht beizulegen pflegt. Ich gestehe, daß ich zu solchen privaten Urteilen fremder Leute mehr Vertrauen habe, als etwa zu den Empfehlungen der Werke des Herausgebers in dessen eigenem Organ, wie solche in manchen Blättern, z. B. in Avenariussens „Kunstwart" — ja, leider Avenariussens Kunstwart! — verzapft werden. Dort empfiehlt nämlich der Bartels den Avenarius, und der Kunstwart-Avenarius den Bartels. Und dann empfiehlt der Bartels seine eigenen Sachen, und der Kunstwart-Avenarius thut desgleichen. Wünschen Sie Proben, Herr Avenarius, mehr als eine? Ich kann Ihnen damit aufwarten und noch mit manchem andern mehr. Ihr „Kunstwart" ist ja eine wahre Fundgrube für wohlwollende Selbsteinschätzung, und Sie reden ja, ach, so gern von Ihren eigenen Tugenden, Verdiensten und Erfolgen! Aber damit werden Sie sich nicht „reinigen", daß Sie zur Empfehlung Ihrer Werke im redaktionellen Teile Ihres Blattes Fußnoten bringen, in denen Sie mit „gerührter Gebärde" oder, wie Sie so hübsch zitieren: „mit einem heitern und einem traurigen Auge" beklagen, daß der liebe böse Bruder Bartels den löblichen Brauch des „Kunstwarts" durchbreche, im „Kunstwart" nie über die Werke seines Herausgebers und seiner Mitarbeiter zu sprechen. Mit solchen Scherzen werden Sie bei mir und wohl auch bei anderen — „kritiklosen" Leuten wenig Glück haben. Und wer hat Sie denn überhaupt zum Sittenrichter über Ihre mitstrebenden Kollegen bestellt? Woher maßen Sie sich an, die Gebarung anderer Blätter, die Ihnen persönlich ja vielleicht unbequem sein mögen, denen Sie selbst aber die anständige Gesinnung nicht absprechen können, vor Ihren unfehlbaren Richterstuhl zu laden? Haben Sie die Briefschreiber des Türmers etwa beauftragt, ihre Rechte gegen ihn wahrzunehmen und gegen das von ihm geübte, durchaus einwandsfreie Verfahren Verwahrung einzulegen?

Es ist eine ungehörige Unterstellung, wenn Herr Avenarius behauptet, ich schauspielerte eine „gerührte Gebärde" vor, „als wüßt' ich nicht, daß jede nur einigermaßen persönlich geleitete Zeitschrift derartiges Lob aus dem Kreise der Gesinnungsgenossen hundert- und tausendfach erfährt". Das weiß ich in der That nicht und kann es auch nicht wissen, weil die Behauptung einfach Unsinn ist. Wo sind denn die vielen „persönlich geleiteten Zeitschriften", und wo sind die unter ihnen, die überhaupt Tausende von Abonnenten haben? Denn die müssen doch wohl zunächst da sein, um die „hundert- und tausendfachen" Zustimmungen zu schreiben. Mag sein, daß der Kunstwart ebenso viele oder noch mehr empfängt als der Türmer — ich weiß es nicht, bezweifle es aber. Sollte

es sein, so würde das den Kunstwart noch lange nicht berechtigen, die Thatsache als eine ganz gewöhnliche, selbstverständliche hinzustellen und mir unterzuschieben, daß mir diese in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Thatsache bekannt sei. Ich habe es nicht nötig, „gerührte Gebärden" zu machen, das überlasse ich Herrn Avenarius, wenn er die Lobsprüche seines litterarischen Intimus Bartels in seinem Blatte „Der Kunstwart" mit dem bekannten — humoristischen Augenaufschlag begleitet.

„Ja leider Grotthußens Türmer!" — genügt nicht diese einzige Wendung, um den Geist des Avenariusschen Wohlwollens, in das sich zu hüllen er nun einmal für opportun hält, zu kennzeichnen? Ueber den Vergleich der Werbeschriften für die Türmersache mit den Anpreisungen von „Bandwurmmitteln" möchte ich mit dem Herausgeber des „Kunstwarts" nicht streiten. Es ist das wirklich Geschmackssache. Auf der Höhe einer Kunstwarte hätte ich allerdings einen vornehmeren Geschmack angenommen.

Ich habe lange genug geschwiegen. Endlich bin ich es aber doch unsrer guten Sache und mir selber schuldig, mich zur Wehr zu setzen. Es war, wie die Leser gesehen haben, Notwehr. Ich bedaure aufrichtig, in die Zwangslage versetzt worden zu sein, diese Abrechnung vorzunehmen. Es ist wahrlich nicht meine Art, über persönliche Menschlichkeiten zu Gerichte zu sitzen. Aber — was blieb mir übrig? **J. E. Frhr. v. G.**



Briefe.

K. A., B. — P. G., J. — F. W., L. p. C., O. — G. S., A. — A. G., R. — A. Kl. T. in W. — M. B. (E. S.), B. — B., K. J. W. — H. H. M. in G. — H. M. G., A. (B.). — A. v. R. (A. v. L. P.). — Frau Pfarrer H., T. b. B. — C. B. W. — Dr. Th. M., R. (W.). — P. M., W. — H. B., Thüringen. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Fr. B., H. Vielen Dank für Ihren poetischen Weihnachts- und Neujahrsgruß und freundl. Gegengruß!

K. S. in K. So umfangreiche Gedichte haben von vornherein wenig Aussicht, im T. einen Platz zu finden. Immerhin käme es auf den Versuch an, dessen Erfolg wir freilich nicht verbürgen können.

Auch ein Deutscher. Der T. muß es sich grundsätzlich versagen, anonyme Zuschriften zu berücksichtigen, sonst würde er gern auf Ihr Schreiben eingehen.

S. R., z. Zt. W. Warum sollten Sie sich nicht aussprechen? Der T. hat das immer gern. — An dem betreffenden „Krach“ ist die Regierung allerdings nicht ganz ohne Schuld. Es hat vor allem an der nötigen Aufsicht gefehlt. — Ihr Urteil über das Goethefest in der Berliner Philharmonie ist auch das des T.s. Dank für Ihre freundl. Gesinnung.

O. i. A. Von den Gedichten hat uns „Abendsegen“ am besten gefallen, Abdruck können wir freilich nicht versprechen. Verbindl. Dank für Ihre freundl. Wünsche.

A. H., R. Von dem freundl. eingesandten Aufsatz der „Rhein.-Westf. Ztg.“ hat der T. mit lebhafter Zustimmung Kenntnis genommen, und auch Ihre Bemerkungen dazu sind durchaus zutreffend. Gott erlöse uns von dem Uebel der Engländerei! Wir wollen ja mit den Herren Vettern jenseits des Kanals gern in Frieden leben und auch alles Gute und Große an ihnen, namentlich aus früherer Zeit, neidlos anerkennen. Aber an Gemüt und Geist ver—engländern, das wollen wir nicht. Entschuldigen Sie freundl. die verspätete Antwort, die letzten Monate haben wieder sehr große Ansprüche an Zeit und Arbeitskraft des T.s gestellt.

J. K., O. Ihre Zuschrift hat den T. sehr erfreut, zum Abdruck konnte er sich aber nicht entschließen, da das leicht wie Selbstlob ausgesehen hätte. Verbindl. Dank.

Dr. G., K. Im Anschluß an unsere briefliche Antwort können wir Ihnen noch mitteilen, daß neue Einbanddecken bereits bestellt sind. Sie werden ganz im Stile unserer sonstigen künstlerischen Ausstattung gehalten sein. Nebenher werden die einfacheren, aber um 1 Mark teureren Decken in Halbfranz, ohne jede dekorative Pressung, nur mit Goldschrift (Titel u. s. w.) auf dem Rücken, weiter abgegeben werden.

A. M., B. Die eingesandten Gedichte verraten zwar poetisches Empfinden, berechtigen aber noch nicht zu dem Schluß, daß Verf. berufen ist, auf diesem Gebiete Bedeutendes zu leisten. Ein auch nur einigermaßen sicheres Urteil darüber ist ohne Kenntnis der näheren Umstände, wie z. B. des Lebensalters, unmöglich. Diese Frage läßt sich mit einiger Sicherheit überhaupt nur im positiven Sinne beantworten, d. h.: wenn eine Reihe vorliegender Proben bedeutend ist, so muß der Verfasser eben über eine bedeutende Gabe verfügen. Umgekehrt, d. h. im negativen Sinne, braucht das Exempel aber nicht immer zu stimmen. Wenn also die vorliegenden Proben nicht bedeutend sind, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß der betr. Verf., der vielleicht noch in jugendlichem Alter steht, nicht doch vielleicht einmal noch wirklich Gutes schaffen könnte. Hat der Verf. die Jahre der Reife und Lebenserfahrung erreicht und bisher noch nicht Bedeutendes geschaffen, so ist freilich anzunehmen, daß ihm dies auch in Zukunft nicht gelingen wird, daß ihm also die eigentliche dichterische Gabe versagt ist. Aus diesem wollen Sie und die anderen verehrl. Einsender freundlichst ersehen, wie recht der T. daran thut, wenn er allgemeine Urteile auf Grund einiger Proben und ohne Kenntnis der Persönlichkeiten der Verf. und ihrer näheren Lebensumstände nicht abgeben will. Ganz abgesehen davon, daß es ihm durchaus und in jeder Hinsicht an Zeit dazu mangelt. Denn wollte er den Wünschen der verehrl. Einsender entsprechen, so müßte er einfach die Herausgabe des Türmers einstellen und den ganzen Tag nichts weiter thun, als lyrische Gedichte begutachten, was ihn dann, trotz seines nicht immer erfolgreichen Bemühens, ein leidlicher Christ zu sein, am Ende noch zum Selbstmord treiben könnte. Und das werden so weiche Gemüter, wie es Dichterinnen und Dichter wenigstens sein sollten, doch gewiß nicht wünschen. Dies nur ganz allgemein gesprochen, denn Ihr liebenswürdiges Schreiben ist nicht dazu angethan, so trübe

Gedanken nahezulegen. Ihre freundliche Gesinnung hat dem T. aufrichtig wohlgethan, er sagt Ihnen seinen herzlichen Dank und hofft, daß Sie auch in Zukunft Freude an ihm finden werden. Er jedenfalls bleibt der alte.

G. W., Chefred., St. Verbindlichsten Dank für die freundl. übersandten Nummern der Str. Zeitg. Wir haben Ihrem Wunsche gemäß ein Exemplar an den Verfasser des Artikels „Sozialdemokratie und Christentum" gesandt.

„Protest." Bereits Veröffentlichtes kommt für den T. nicht mehr in Betracht. Die beiden ungedruckten Gedichte entsprechen leider nicht ganz unsern Wünschen. Mit besonderer Genugthuung nehmen wir von Ihrem persönlichen Verhältnis zum T. Kenntnis, das Sie dahin formulieren: „Man mag ja in kleineren Sachen auseinandergehn, die Hauptsache ist, daß man in den Hauptfragen Schulter an Schulter kämpft." Freundlichen Gruß!

Journalismus. Wir nennen Ihnen in erster Linie „Kürschners Handbuch der deutschen Presse" (Verlag von Hermann Hillger, Berlin), das in seinem ersten Teil ein vollständiges Lexikon der Blätter deutscher Sprache giebt, mit ausführlichen Angaben über Inhalt und Richtung, Art des Erscheinens, Verbreitung, Personalien u. s. w., im dritten Teil sie noch einmal, nach Fächern, bezw. ihrem politischen Glaubensbekenntnis geordnet, aufzählt. Außerdem finden Sie in Emil Thomas' „Schriftsteller- und Journalisten-Kalender" (Verlag von Walther Fiedler, Leipzig) Jahrgang 2 (1900) die wichtigsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften, sowie die namhaftesten englischen und französischen Tagesblätter und Revuen zusammengestellt; daneben eine knappe „Charakteristik litterarischer und verwandter Blätter". Im gleichen Verlage erschien soeben auch ein „Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller" unter dem Titel „Die Praxis des Journalisten" von Johannes Frizenschaf, das Ihren Wünschen vielleicht entspricht. Als bloße Verzeichnisse wären noch zu nennen: Sperlings jährlich erscheinendes „Adreßbuch der deutschen Zeitschriften", der Mosse'sche Zeitungskatalog und Twietmeyers „Verzeichnis der gangbarsten ausländischen Zeitschriften".

Arthur Graun's Verlag, Zittau. Mit bestem Dank bestätigen wir Ihnen den Eingang Ihres hübschen und augenscheinlich sehr praktischen, als Mappe ausgeführten Notenhalters.

Verlagsbuchhandlung Gustav Fischer, Jena. Wir bringen gern hierdurch zur Kenntnis, daß das im Türmer-Jahrbuch in der Rubrik „Philosophie" von Dr. Eisler empfohlene Buch von E. Mach, „Die Analyse der Empfindungen" in Ihrem Verlage erschienen ist, und nicht, wie der Verf. dort irrtümlich angegeben hat, bei Barth in Leipzig. Auch nehmen wir von Ihrer Mitteilung Notiz, daß demnächst die dritte Auflage dieses Buches erscheinen wird.

G. H., T. Nein, das glauben wir nicht, daß sich „Kunstsinn lehren läßt". Man hat ihn oder hat ihn nicht. Wer aber auch nur ein Spürchen davon hat, kann ihn weiterbilden an den Werken unserer Meister. Das (rein theoretische) K u n s t v e r s t ä n d n i s kann dann noch durch gleichzeitiges Studium von Litteratur- und Kunstgeschichten gefördert werden. Für Ihre freundl. Wünsche für das neue Jahr besten Dank.

Pastor S. S., M. i. L. Verbindlichen Dank für die Zusendung der Schl.-H. V.-Z. Auf die Artikelserie kommt der T. vielleicht noch zurück.

A. B., Hannover. Ihr Empfinden ist ein ganz richtiges, wenn es sich von der breitgetretenen Zote zurückgestoßen fühlt, die einen Teil der windigen Ueberbrettelei ausmacht. Und lassen Sie sich in Ihrem Urteil auch nicht dadurch beirren, daß eine vielleicht sonst ganz ernsthafte Zeitung das Ueberbrettl „als eine Vorkämpferin ernster Kunst gepriesen"; eine gewisse Art unserer öffentlichen Kritik schläft leider dort am festesten, wo die Reklametrommel am lautesten lärmt. Was an der Ueberbrettelei bedeutsam ist als Uebergangserscheinung in der Entwickelung unseres Kunstlebens, das finden Sie im vorliegenden Hefte in dem Aufsatze „Milieukunst und Kunstmilien" ausgeführt. Freundl. Gruß!

W. H. B. Von Schriften, die die Beziehungen Kaiser Wilhelms II. zu Litteratur und Kunst zum Vorwurfe haben, wüßten wir augenblicklich nur zu nennen: Conrad Alberti, „Wilhelm II. und die Litteratur"; diese unseres Erachtens schon deshalb ohne positiven Gehalt, weil sie bereits im Jahre des Regierungsantritts Kaiser Wilhelms erschien, also auf bloßen Kombinationen beruht. Die 1892 bei Schabelitz in Zürich anonym erschienene Broschüre „Wilhelm II. als Romantiker" kennen wir auch nur dem Titel nach; sie hat den verstorbenen Ludwig Jacobowski zum Verfasser. — In Sachen „Religionsunterricht" u. s. w. hat sich Herr Meyer-Markau für alle Fälle ein Schlußwort vorbehalten, sofern ein solches noch notwendig werden sollte. — Von den beigelegten Gedichten konnte der T. leider nichts für sich auswählen. Freundl. Gruß!

M. G., St. i. T., B. J. Wir vermögen in den vorgelegten Proben leider nicht soviel poetische Begabung zu entdecken, um Sie zu weiterem Schaffen zu ermutigen. Aus Ihrem Briefe klingt aber soviel Freude am Lesen, daß der Genuß, den die Aufnahme fremder Geistesschätze Ihnen gewährt, Sie gewiß für das Aufgeben eigener dichterischer Bethätigung reichlich entschädigen wird. Daß Sie für den T. so erfolgreich werben, verpflichtet ihn zu aufrichtigem Dank. Freundlichsten Gruß!

H. R., B. Verbindl. Dank für Ihre Zuschrift, die von erfreulichem Interesse für unsern alten Raabe zeugt. Am Schlusse Ihres Briefes fragen Sie: „Können Sie mir aber auch sagen, warum ich an der Lebensphilosophie der Mutter des ‚Hungerpastor' zweifeln muß? Und gerade in Bezug auf ihre Menschenliebe? Soll man beim Lesen die ideale Seite dieser Frau rückhaltlos anerkennen und darf man keine Vergleiche mit wirklich Gekanntem und Erlebtem ziehen? Thue ich nämlich das letztere, dann kann ich nicht an eine solche Frau glauben, in der Gestalt, wie sie uns der Dichter vor Augen führt. Von diesem Zweifel, hier etwa falscher Sentimentalität zu huldigen, möchte ich mich frei wissen." Ob die einfache Schustersfrau ihre Worte so schön und klar zu setzen wüßte, wie der feine Künstler Raabe sie sprechen läßt, mag bezweifelt werden, obgleich auch das nicht einmal unwahrscheinlich ist. Dem rechten Empfinden pflegt sich zur rechten Zeit auch der rechte Ausdruck zur Verfügung zu stellen. Und warum soll an diesem zarten und tiefen Empfinden gezweifelt werden? Weil die Frau einfachen Standes ist und in ärmlichsten Verhältnissen lebt? Es ist die Frage, wo das tiefere und reinere Gemütsleben gedeiht: unter den sogenannten oberen Zehntausend, oder bei gewissen, von der Blasiertheit und dem Raffinement der Großstädte noch unberührten Volkskreisen in abgelegenen Provinznestern, wie sie Raabe mit Vorliebe — und auch im „Hungerpastor" — schildert. Wenigstens aus meiner Kindheit erinnere ich mich ähnlicher rührender Gestalten aus dem Volke, wie jener Raabeschen. Seltener mögen sie wohl inzwischen geworden sein, daß sie aber schon gänzlich ausgestorben sind, möchte ich nicht annehmen. Frdl. Gruß!

P. R., R. (O.-Schl.). Herzl. Dank für Ihr so wohlwollendes Urteil, auch für die offene Aussprache Ihrer Bedenken gegen die Fußnote im Dezemberheft S. 316: „Der unverstandenen und philologisch-zerhackten Lesung der Klassiker im Original dürfte eine solche in guten Uebersetzungen doch wohl vorzuziehen sein." Hiezu schreiben Sie: „Gegen die wörtliche Auffassung dieser Note habe ich nichts einzuwenden, und ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein, wenn ich unter der Rubrik ‚Briefe' eine Antwort in dem Sinne enthielte, daß diese Fußnote wörtlich zu verstehen sei. Aber dem ganzen Zusammenhange nach scheint mir doch Ihre Bemerkung den Sinn zu haben, daß Sie für den Gebrauch in höheren Schulen die Uebersetzungen der Klassiker den Originalen mindestens gleichstellen wollen. Ich kenne die Litteratur darüber, von Mager bis auf die modernen Theoretiker des Reformübergymnasiums, ich kenne auch ‚gute Uebersetzungen' (Herders ‚Stimmen der Völker', Luthers Bibelübersetzung, Schlegel-Tiecks Shakespeare halte ich für das Beste), aber doch lese ich keinen Psalm und kein Kapitel aus dem Evangelium Johannis in Luthers Uebersetzung, wenigstens für mein persönliches Studium und meine Erbauung. Jede Sprache hat neben ihren Wörtern, Redewendungen, Versmaßen, die sich alle mehr oder minder gut übersetzen lassen, doch den Klang, das sonderartige Gemisch von Konsonanten und Vokalen, und diese Mischung läßt sich nicht übersetzen. Homer und Sophokles, Mickiewicz und Morawski, Horaz und Tacitus, Boileau und Molière lassen sich nicht übersetzen, und ihre Größe würde durch Uebersetzungen gar nicht verstanden werden. Ja ich meine, keiner dieser Männer hätte seine eigenen Werke in eine andere Sprache übertragen können (selbst bei genauester Kenntnis derselben), ohne daß ein großer Teil des Wertes verloren gegangen wäre. Mag sein, daß die neueren Schriftsteller, die im internationalen Zeitalter des Verkehrs leben, adäquate Uebersetzungen eher ermöglichen, weil die Völkergegensätze sich in mancher Hinsicht abschleifen — aber bei den Klassikern ist's nicht möglich." — Die erwähnte Fußnote ist allerdings wörtlich zu verstehen. Sie sollte ausdrücken: wenn es nicht möglich ist, die Schüler so weit in den betr. Sprachen zu fördern, daß sie die Originale im Zusammenhange und mit Verständnis des thatsächlichen Inhalts und des Geistes zu lesen vermögen, dann ist der unverstandenen Lektüre der einzig vollwertigen Originale die verstandene der, allerdings minderwertigen Uebersetzung vorzuziehen. Denn in dem einen Falle hätte der Schüler von der Lektüre, außer etwa philologischen Brocken und dem rein musikalischen, sinnlichen Wohllaute der Sprache, so gut wie nichts; in dem andern würde er immerhin den Inhalt und Geist der Werke kennen lernen, was schließlich doch die Hauptsache ist. Es handelt sich bei dieser Fragestellung um das kleinere Uebel: ein Un-

vollkommenes ist zweifellos die Lektüre in der Uebersetzung, aber noch unvollkommener die des Originals mit einer so ungenügenden sprachlichen Vorbildung, daß dem Schüler der Zusammenhang des Ganzen entgeht, daß er, um es kurz zu sagen, nicht weiß, was er „gelesen" hat. Ob nun die Schule der Gegenwart ihre Zöglinge in der That so weit bringt, daß sie die Originale mit Verständnis und Genuß fließend lesen können oder nicht, ob sich ihr die Möglichkeit bietet, dieses Ziel unter den heute obwaltenden Umständen zu erreichen, — von der Entscheidung dieser Frage wird die der andern abhängen: Original oder Uebersetzung, oder auch vielleicht: Wieviel Original und wieviel Uebersetzung? Thatsache ist, daß jenes, allerdings ideale Ziel bei sehr vielen und nicht den unbegabtesten Schülern nicht erreicht wird. So hat z. B. ein Dichter wie Liliencron offen gestanden, der Homer sei ihm durch die Schule auf Jahrzehnte hinaus verekelt worden. Wenn nun die stärksten poetischen Veranlagungen, Jünglinge von so reicher und williger Phantasie, wie sie doch ein Liliencron gewiß schon als Knabe besessen hat, sich von einem Dichter wie Homer mit Schaudern abwenden konnten und das infolge der Lektüre des Originals, so muß bei dieser Lektüre doch irgend etwas nicht stimmen, so muß die „Lektüre" doch eben eine unverstandene, „philologisch-zerhackte" geblieben sein. Es hängt eben alles davon ab, ob die Schüler beim Lesen des Originals in der bitteren philologischen Schale stecken bleiben, oder ob sie bis zum süßen poetischen Kern vordringen und auf Grund ihrer sprachlichen Schulbildung vordringen können. Diese Frage für die Zukunft zu entscheiden, möchte ich den Fachmännern überlassen, für die Gegenwart müssen aber auch die gesammelten Erfahrungen der gebildeten Laien maßgebend sein. Eine Entscheidung der Frage will ich mir also nicht anmaßen, ich will nur die Frage richtig stellen, und damit wäre, bei der babylonischen Sprachverwirrung, die hier herrscht, und die Leute, die im Grunde dasselbe wollen, zu erbitterten Gegnern macht, schon sehr viel gewonnen. Was Sie über den höheren Wert der Originale sagen, ist unantastbar, und wer diese lesen und genießen kann, befindet sich gegen den, der mit Uebersetzungen fürlieb nehmen muß, natürlich sehr im Vorteile. Aber alles Wissen bleibt doch Stückwerk, alle Sprachen, in denen Schönes geschrieben ist, können wir doch nicht beherrschen, und wenn wir uns die geistigen Reichtümer der fremden Völker nur im großen und ganzen zu eigen machten, so wäre das schon sehr viel. Was verdanken wir nicht unserem deutschen Shakespeare, und würden wir ihn uns wohl englisch vorführen lassen, auch wenn der englische Sprachunterricht in den Schulen ausgiebiger wäre als heute? — Herzl. Gruß!

Ad. P., B. Verbindl. Dank für die Einsendung des Zeitungsblattes mit der in der That „geharnischten" deutschen Antwort. Der Verfasser führt eine gediegene Klinge — allen Respekt! Solch hagebüchener furor teutonicus ist jedenfalls tausendmal gesünder und sympathischer als die erbärmliche Schlappheit gewisser geaichter „Patrioten". Spalierbilden und Hurraschreien, wo's nichts kostet, allenfalls was einbringt, und dann auf den leisesten Wink von oben meuchlings ins Mauseloch kriechen — von der Sorte haben wir wahrlich über- und übergenug.

❧

K. T. in E. Ihre Beschwerde über unpünktliche Lieferung bitten wir an die Buchhandlung zu richten, bei der Sie abonniert haben. Hat das keinen Erfolg, so bestellen Sie gefl. den Türmer vom nächsten Vierteljahr an bei dem Postamte Ihres Ortes oder bei uns.

Der Verlag.

❧

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen ꝛc. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstr. 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** ꝛc.) werden **ausschließlich** in den „**Briefen**" des „**Türmers**" beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER IV. Jhrg. Heft 5



Jan Steen pinx. Photogravure Bruckmann

DIE KINDSTAUFE



IV. Jahrg. Februar 1902. Heft 5.

Entnationalisieren!

Ein Ausrufungszeichen habe ich zu der Ueberschrift gesetzt. Warum? Nicht nur, weil dieses Wort vielerorts zu einem Schlachtruf geworden ist, sondern auch, weil es einen Schmerzensruf bedeutet. Unter dem, was dieses Wort besagt, leiden heute Millionen von Menschen.

Das Schwerste bei diesem Leidenszustande aber ist, daß den Bedrückten, die ihrem gepreßten Herzen Luft machen in einer Klage, von seiten der Stammesgenossen in der Heimat meist nur ein kühles Achselzucken oder ein flüchtiges Bedauern als Antwort zu teil wird. Wohl hört man hier und da den Ausdruck der Entrüstung über das „Wie" der Entnationalisierung, über die Zerstörung alter Kultur, über die Thatsache an sich giebt's keine Diskussion.

Da heißt's wohl: Dergleichen sentimentale Skrupel sind ein beschränkter politischer Standpunkt, Kirchturmspolitik! Seht euch mal in anderen Ländern um, da lernt man anders urteilen! Deutsche sagen ihren ausländischen Stammesgenossen überlegen lächelnd: Das geht nicht anders; wir machen es ja gerade so! — Allgemein ist diese Ansicht. Ist sie aber deshalb richtig? Der Frage möchte ich etwas näher treten.

Woher die Sucht stammt, den Mitmenschen ihre Nationalität zu rauben, sie sich gewaltsam zu assimilieren, mögen andere, Berufenere darlegen. Für uns

genügt die Thatsache, daß dies Bestreben vorhanden ist. Deutschland germanisiert, Rußland slavisiert, Oesterreich möchte eines von beiden, weiß nur noch nicht was. Geschlossen, einheitlich, wie nach außen, möchten all diese Staaten auch im Inneren dastehen. Daher heißt die Losung: „Entnationalisieren!“

Es ist zuzugeben, daß der Staat wohl am festesten gefügt sein wird, seinem Ideal am nächsten kommt, in dessen Grenzen nur ein Volk wohnt, wo alle, vom Könige bis zum Bettler hinab, einer Nation angehören. In der Wirklichkeit ist das fast nie der Fall. Namentlich ist diese Möglichkeit überall dort ausgeschlossen, wo ein erstarkendes Volk beginnt, sich über die Grenzen seiner engeren Stammesheimat hinaus auszudehnen, Weltpolitik zu treiben.

Sowie sich in einem solchen Staate die fremden Elemente mehren, taucht auch die Frage auf, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten habe. Soll der Staat auf die Verwirklichung seines Ideals: ein Volk, eine Sprache! verzichten oder sie anstreben mit allen verfügbaren Mitteln?

Die Entscheidung wird doch wohl davon abhängig zu machen sein, ob man die Buntscheckigkeit der Bevölkerung für staatsgefährlich hält oder nicht.

Es wäre eine interessante und zeitgemäße Aufgabe für einen Historiker, zu untersuchen, wie sich alle großen Kulturvölker bisher zu dieser Frage gestellt haben, wann etwa die Gefährlichkeit bejaht worden ist, ob in Zeiten der Blüte oder des Verfalles? Sicher ist, daß einst deutsche Staaten (Preußen, Württemberg) und Rußland verneinend gestimmt haben, Rußland, als es Balten und Finnländern die größten Freiheiten zusicherte, Deutschland, als es den verschiedenartigsten Emigranten seine Thore mit weitgehender Zuvorkommenheit öffnete, ohne auf sprachlichem oder nationalem Gebiete einen Druck auszuüben.

Ich für meine Person kann nun aus der Geschichte dieser Staaten nicht herausfinden, daß solches Vorgehen ihnen zum Schaden gereicht hätte. Der Beweis dürfte auch schwer zu führen sein. Durch die Mischung der Völker wurde der kulturelle Zusammenhang zwischen ihnen gefestigt, sie blieben bewahrt vor Stagnation, die hinter chinesischen Mauern bald einzutreten pflegt. Gerade jene Fremdlinge gaben das verbindende Element ab, daher trat ihnen niemand zu nahe.

Ich meine daher, daß man die Frage nach der unbedingten Schädlichkeit gemischter Bevölkerung auf Grund geschichtlicher Erfahrung zu verneinen habe.

Natürlich liegt die Sache anders in dem Falle, wo solche Fremdlinge dem Staate, dem sie eingegliedert sind, feindselig gegenüber stehen, hochverräterischen Plänen nachjagen, auf des Reiches Schwächung losarbeiten, die Hilfsmittel zu seiner Verteidigung verweigern oder den inneren Ausbau hindern. Wer offen den Kampf wider den Staat aufnimmt, hat die Folgen zu tragen. Notwehr ist jedem Individuum, auch dem Staatenindividuum erlaubt. Dieses hat das Recht und die Pflicht, seine Gegner zu unterdrücken, aber — wohl gemerkt — einerlei, welchem Volke die feindseligen Elemente angehören. Sowie dagegen solche Volkssplitter beginnen, in uneigennütziger Weise mitzuhelfen am

Ausbau des Reiches, darf ihnen aus der Zugehörigkeit zu einer anderen Nation kein Vorwurf gemacht werden. Man ächte die Reichsfeindlichkeit, nicht die Nationalität! —

Doch ich höre den vorsichtigen Staatsmann sprechen: ich soll also warten, bis die Feindseligkeit offen zu Tage tritt, erst dann beginnen, mich zu wappnen und zu wehren? Das wäre schlechte Staatskunst! Nein, es gilt gerade vorbauen und vorbeugen, damit es womöglich gar nicht zu solchen Verwickelungen komme! Jene Fremdlinge bilden eine fortwährende latente Gefahr für den Staat! Also: entnationalisieren!

Ist man sich dessen bewußt, was man damit thut? Man teilt die Bürger eines Reiches, die vor dem Gesetz gleiche sein, d. h. gleiche Rechte haben sollen, in zwei Klassen: Unterthanen erster Klasse, das ist die herrschende Nation, und Unterthanen zweiter Klasse, geringerer Güte, das sind alle, die eine andere Sprache sprechen. Erstere werden gefördert auf alle Weise, letztere zurückgesetzt, mißtrauisch beobachtet. Und warum? Nicht weil man ihnen schon was Böses nachsagen oder nachweisen könnte — dagegen giebt es Gesetze —, sondern weil sie doch mal was Böses thun könnten! Verdächtig sind sie, weil sie (doch ohne ihr eigenes Zuthun) einer anderen Nation angehören, verdächtig, so lange sie sich ihre nationale Eigenart und Sprache, ihr ureigenstes Wesen nicht nehmen, sich nicht stillschweigend vergewaltigen lassen wollen!

Ist das nicht ein unerhörtes Vorgehen, das auf keinem anderen Gebiete seinesgleichen hat? Wißt ihr, die ihr einstimmt in das Feldgeschrei: „Entnationalisieren!" was das heißt, wenn ein Mensch sein Leben lang mit einem Kainszeichen auf der Stirn umherlaufen muß, nur deswegen, weil er nicht das Glück hat, der herrschenden Nation anzugehören? Wenn jeder Lump der bevorzugten Rasse — und der thut's am ersten — sich erlauben darf, nach höherem Vorbilde auf seinen stillen, treuen Mitbürger mit dem Finger zu weisen: ein Fremder, also ein Verräter! Könnt ihr es ahnen, ihr Reichen, was für eine ideale Liebe zur Nationalität dazu gehört, um trotz aller Verachtung und Aechtung, die einem zu teil wird, sobald man nur aus seinen vier Wänden hinaustritt, doch stolz daran festzuhalten: ich bin ein Deutscher? Was für aufopfernde Treue das ist, die allen Verdächtigungen und Verleumdungen zum Trotz doch spricht: ich bin und bleibe ein Deutscher?

Wer das selbst durchgemacht hat oder sich in diese Lage hineinzuversetzen vermag, den wird ein Grauen packen vor jener Ueberklugheit, die, um einen nur möglichen Schaden abzuwehren, bereit ist, solche Mittel in Anwendung zu bringen, solches Unrecht anderen zuzufügen. —

Ja, was soll denn der Staat thun? Soll er die Hände in den Schoß legen, auf jene ideale innere Einheit verzichten? Oder soll er gar die Erhaltung jener anderen Nationalitäten begünstigen? Das ist gewiß nicht seine Pflicht. Sein Ziel muß immer jene Einheit bleiben. Die mag er fördern mit allen gesetzlichen Mitteln, auf alle Art die Verschmelzung der verschiedenen

Elemente anbahnen. Er kann von seinen Bürgern erwarten, daß sie sich die Reichssprache aneignen, um das Militärwesen, die Verwaltung und Justiz einheitlich zu regeln; er soll vor allem für alle seine Unterthanen gleich gut sorgen, eine Einheit der Interessen und Ziele zu schaffen suchen. Thut er das in friedlicher Weise, so wird sich nach aller geschichtlichen Analogie eine Verschmelzung der verschiedenen Völker anbahnen oder es wird sich eine höhere Einheit bilden über den Nationalitäten. Das wird ein ganz natürlicher Prozeß sein, ohne alles Wehegeschrei, ein Prozeß, der selbstverständlich leichter, schneller vor sich gehen wird bei kulturell niedriger Stehenden, weniger entwickelten Stämmen, langsamer bei gleich oder gar höher Stehenden. Der Eingeborene der Karolinen wird rascher germanisiert sein als der gebildete Spanier.

Aber auch wenn der gewünschte Erfolg sich nicht zeigen will, zur Vergewaltigung einer Nation darf man deshalb noch nicht schreiten. Kommt der fremdsprachige Bürger all seinen Verpflichtungen nach, so hat oder sollte wenigstens die Macht des Staates ein Ende haben.

Selbst das halte ich für unberechtigt, wenn der Staat die Kinder der Fremdvölker durch die Schule in der aufgedrängten Reichssprache zu entnationalisieren sucht. Mir erscheint das als ein Mißbrauch der Schule, als eine Erniedrigung dieses Bildungsmittels zu einem Kampfesmittel. Auch wenn der nationale Staat nichts opfern wollte für den Unterhalt fremdsprachiger Schulen, und das kann man nicht verlangen: — ist Bildung der einzige Zweck der Schule, so sollte er wenigstens gestatten, daß jene anderen Nationalitäten sich selbst Schulen erbauen auf eigene Kosten, wo sie sich die Bildung, die der Staat fordert, aneignen in ihrer Sprache. Eine gute Bildung in fremder Sprache macht noch keinen Menschen zu einem schlechten Unterthanen oder Hochverräter! (Vgl. die französischen Schulen der Emigranten in Deutschland, die deutschen sogen. Kirchenschulen in St. Petersburg, in denen viele Russen erzogen werden.)

Wer für die Schule als Entnationalisierungs-Institut schwärmt, der versetze sich doch einmal hinein in die Lage solcher Eltern, die gezwungen sind, ihr Kind in eine derartige Schule zu schicken. Welche Qual für sie, zu sehen, wie ihr Kind nicht zur vollen Entwicklung seiner natürlichen Fähigkeiten kommen kann, weil die fremde Sprache zu große Schwierigkeiten macht; oder gar zu entdecken, daß es der staatlichen Schule gelungen ist, dem Kinde die Sprache und Nationalität der Eltern, diese Heiligtümer für jeden normal denkenden Menschen, verächtlich zu machen, die Thaten der Väter durch eine tendenziöse Geschichtsdarstellung herabzuwürdigen — alles in majorem gloriam der herrschenden Nation!

Sprache und nationale Eigenart sind nun einmal Dinge, die sich nicht ohne weiteres ablegen lassen. Das geht um so weniger, seitdem allenthalben das nationale Gewissen erwacht ist. Erzwingt man das dennoch, so ist im Falle des Gelingens ein sittlicher Niedergang, eine moralische, innerliche Schädigung die Folge.

Das erkennen selbst die Verteidiger jener Zwangsmethode meist an, doch suchen sie sich zu rechtfertigen mit den Worten: Eine Generation, ja, die leidet, die wird vielleicht stark geschädigt — die nächste wird es dafür um so besser haben! — Glauben diese Menschen wirklich, daß ihre Schultern breit und kräftig genug seien, um diese ungeheuere Verantwortung zu tragen für die sittliche Schädigung einer ganzen Generation oder auch nur eines einzigen Menschen? Für all das unverdiente Leid, das sie über treue Unterthanen und Mitbürger bringen?

Wo soll das hinaus? Heute wird ein Grenzstrich germanisiert. Da ist es ein Staatsverbrechen, ein Slave zu sein! Staatengrenzen sind nicht für die Ewigkeit bestimmt. Morgen wird das Land slavisch, und — die Qual und Not kehrt in neuer Auflage wieder, denn nun ist es ein Unrecht, ein Germane zu sein! Was soll das Ende sein? Keiner kann das sagen! Das scheint mir aber doch ein sicheres Zeichen dafür, daß sich die Staaten mit ihrem Prinzip des Entnationalisierens auf einer schiefen Ebene befinden. — Und was dann, wenn der Versuch mißlingt? Dann wird wohl der nationale Hader und Zwiespalt ins Unermeßliche gemehrt, der Rassenhaß gepredigt werden von seiten des Staates gegen einen Teil seiner eigenen Unterthanen! Will sich aber dennoch kein Erfolg zeigen, ist die Liebe zur Nationalität stärker als aller Haß, was bleibt dann schließlich dem Staate übrig? Er muß entweder sein Unvermögen eingestehen, und das wäre eine gefährliche Niederlage, oder zu der ägyptischen Methode greifen, nach der alle israelitischen Knäblein ins Wasser geworfen werden sollten!

Man wende mir nicht ein: das klingt alles ganz gut und schön, das Staatsinteresse aber erfordert was anderes, die Einheit! Wir müssen schnell ein Volk werden, dann sind wir stärker!

Gewiß, das ist wahr! Doch ebenso gewiß ist es auch, daß es ein gewaltiger Vorzug und eine Kraftquelle für den Staat ist, wenn alle Bürger eines Glaubens sind, zu einer Konfession gehören. Wird man da auch den Schluß wagen: das Staatsinteresse erfordert die Einheit im Glauben, so schaffen wir sie! In Rußland hat man konsequenterweise diesen Grundsatz aufgestellt, in jedem anderen Staate würde sich ob solchen Vorgehens ein Entrüstungssturm erheben, dem keine Regierung standhalten könnte.

Warum der Sturm? Wie lange ist es denn her vom Standpunkt der Geschichte, daß der Grundsatz: „cujus regio, ejus religio“ in der ganzen Welt anerkannt war? Aber seitdem ist, zuerst in den Herzen einzelner Männer, die Ahnung von dem Recht auf Gewissensfreiheit aufgegangen, ja, diese Gewissensfreiheit ist zu einem Allgemeingut aller Kulturländer und -völker geworden, ohne die keiner mehr zu leben im stande wäre.

Sprache und Nationalität, die uns von Gott gegeben sind, müßten als geistige Güter auch frei sein wie Glaube und Gewissen. Noch sind sie es nicht. Noch meint ein Teil der Menschheit den anderen auf diesen Gebieten unge-

straft und ungescheut vergewaltigen zu dürfen. Doch auch die Zeit wird vorübergehen! Die geistige Freiheit muß und wird auch in diesen Dingen zum Siege gelangen. Länder wie die Schweiz und Nordamerika, wo diese Ideen schon teilweise verwirklicht sind, beweisen, daß das kein Hirngespinst ist. Dann werden die Menschen sich wundern, wie man ohne diese Freiheit habe leben können, wie ein Märlein wird es ihnen erscheinen, wenn sie hören werden von unsern Kämpfen, von unsern Leiden.

Zu den hohen Gütern haben moderne Menschen schon Sprache und Nationalität zu rechnen gelernt, sie zu erkennen als heilige, unantastbare Güter — das ist die Aufgabe der Zukunft, und an der Spitze der Zivilisation werden wieder die Völker schreiten, die Verständnis haben für das Neue, das sich in der Geschichte Bahn bricht. —ng.



Schnee.

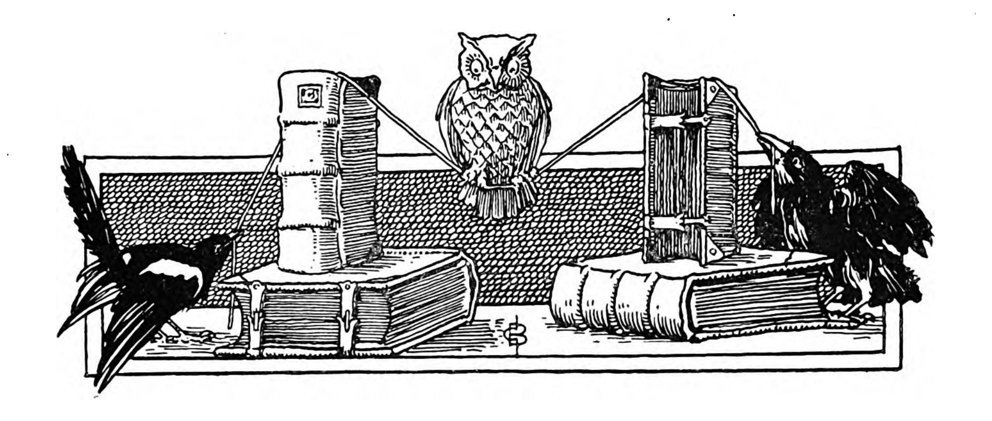
Von

Reinhard Volker.

Hag und Halde, Wald und Weide
Hüllten sich in sel'ge Ruh',
Rebenhang und wilde Heide —
Alles deckt die Liebe zu.

Und die weißen Flocken schweben
Lind auch in den Dornenstrauch;
Einst die Nesseln, wie die Reben
Weckt der gleiche Frühlingshauch.





Etwas von Ludwig Anzengruber.

Von

Peter Rosegger.

Ein bedeutender Mensch, der sein Lebenswerk der Allgemeinheit dargebracht, hat kein Privateigentum. Nicht bloß, daß er seine Kraft und sein Gut dem Werke opfert, sein ganzes Fühlen, Können und Haben aufs Werk verwendet: auch nach dem Tode, wo andere Leute endlich ihre Ruhe haben — gehört der Unsterbliche den Menschen. Sie geben sich nicht zufrieden mit seinem Werke, sie wollen jede Spur seines Erdenlebens haben; jedes Kleid, das er getragen, jedes Werkzeug, das er gebraucht, jedes Blättchen Papier, das er vollgeschrieben, wird ihnen zur Reliquie. In Stein gräbt man seine Gestalt. Selbst an sein Grab legen sie Hand, exhumieren seine Ueberreste, um sie nach ihrem Sinne zu betten und zu ehren, oder reihen seine Knochen in anatomische Kabinette ein und schnürfeln in seinem fahlen Schädel nach dem Genius. Und über diesem persönlichen Gedächtnis- und Reliquienkultus wird leider recht oft des eigentlichen Werkes vergessen. Da giebt es Leute, die sich um eine Zeile Handschrift des Dichters abmühen, aber die Dichtungen selbst zu lesen kommt ihnen nicht in den Sinn. Da giebt es Leute, die mit Fleiß die Stirnknochen messen, die Höhlung des Totenschädels mit größter Wichtigthuerei durchforschen nach Ursachen und Anzeichen jener Kraft, die sie im Leben so oft bekrittelt, bespöttelt, zurückgesetzt haben. Ach, der Tote kann sich nicht mehr zusammenpacken; anstatt sich aus dem Staube zu machen, ist es am besten, sobald als möglich in Staub zu zerfallen. Erst wenn alle Erdenspuren von ihm verweht sind, leuchtet sein geistiges Werk ruhig und rein über der Menschheit.

Aber es giebt doch auch Ueberbleibsel eines Lebens, die viel beitragen zum Verständnis der vergangenen Person und ihres bleibenden Werkes. Solche

haben wir zu ehren und zu bewahren. Ich spreche nicht von jedem Brennmaterialbestellzettel, den er geschrieben. Aber Briefe, Privatbriefe bedeutender Menschen giebt es, die der Litteratur angehören und besonders bei Dichtern als Kommentare ihres Seins und Schaffens die besten Dienste leisten. Der Schlüssel zur intimen Persönlichkeit eines Dichters ist auch der Schlüssel zum gänzlichen Verstehen ihrer Dichtung. Das am meisten dann, wenn die Dichtung echt ist, das heißt mit der Person des Dichters sich deckt. Das stimmt bei Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann wird immer lebendiger, je länger er tot ist. Nachdem seine Volksstücke und Dramen Gemeingut der deutschen Bühne geworden, nachdem seine Bücher das gebührende Interesse gefunden haben, kommt nun eine neue interessante Kunde von des Dichters Leben und Persönlichkeit. Bei Cotta in Stuttgart erschienen vor kurzem zwei stattliche Bände: „Briefe von Ludwig Anzengruber, mit Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Litterarhistoriker werden wahrscheinlich lebhaft in diesem Werke wühlen und darüber geistreiche Abhandlungen schreiben, worauf wir uns schon freuen dürfen. Ich will hier vom Buche bloß einiges andeuten, was freilich für einen, der mehr weiß, als drinnen steht, eine gewisse Selbstbeherrschung verlangt. So viel darf gleich gesagt werden, daß der Anzengruber-Biograph mit Herausgabe dieser Schriften der deutschen Litteraturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hat. Das sind wahre Röntgenstrahlen aus der und in die Dichterseele. Aber auch in ihr nächstes Bereich, in den bunten Kreis der Anzengruber-Freunde. Manche dieser Persönlichkeiten, die nicht ihr eigenes Licht haben, werden durch Anzengrubers Briefstrahlen freundlich beleuchtet und vor früher Vergessenheit bewahrt. In der Nähe eines großen Mannes zu stehen hat sein Gutes, aber auch sein Mißliches. Das Publikum ist geneigt, alles dem Einen zu geben, dem, der im Vordergrunde steht und dessen Stimme man hört. Gerne möchte man in diesem Werke oft auch die Gegenbriefe lesen und die dazwischenfallenden persönlichen Begegnungen kennen, um alles ganz und, was noch wichtiger wäre, recht zu verstehen. Wo sich bei öffentlichen Briefen eine solche Ergänzung und Gegenseitigkeit herstellen ließe, sollte es geschehen.

Es ist nicht dasselbe gleiche Gesicht, das Anzengruber jedem seiner Brieffreunde und -freundinnen zeigt, aber es ist stets ein echtes Anzengrubergesicht. Scheinbar herrscht in den Briefen alltägige Angelegenheit vor, aber dazwischen sprüht und glüht es, scherzt und neckt, geistert und stürmt es, und zwar in einer oft ganz merkwürdigen Art. Ein göttlicher Humor spielt von Blatt zu Blatt, so daß die Bekenntnisse und Geständnisse von Sorge, Enttäuschungen, Krankheit und allerlei anderem Mißgeschicke, an denen sein Leben so verzweifelt reich war, sich oft wie Humoresken lesen. Oder großes häusliches Elend, persönliches Leid wird mit einem Herzensseufzer blitzartig gestreift, dann nichts mehr davon — stolz und trotzig, vielleicht gar mit einem Clownsprung darüber hinweg. In den Briefen der ersteren Jahre an Lipka, Schlögl, Ada Christen und mich rumort zeitweise eine geniale Bummelwitzigkeit, die

ihresgleichen kaum hat. Ernste Dinge besprach er mit den Freunden lieber mündlich; in den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Es waren eben die paar Jahre des Glückes nach seinen großen ersten Erfolgen. Doch wie anders ist die Stimmung, wenn er z. B. mit seinem Freunde Gürtler spricht, der ein stets beklemmter und beklommener Theatermensch aus der Provinz war. Trostspendend, ratend, hilfebereit, wenn es möglich war. Möglich war es freilich nicht immer. Alles, was glänzt, ist selbst bei einem erfolgreichen und berühmten Schriftsteller nicht Gold. Viele Leute wollen aber Gold, auch vom Dichter. Sie denken, einer, der gar so schön schreibt, gar so gut edelherzige Menschen darzustellen weiß, muß selber so sein. Sie übersehen, daß „Edelherzigkeit" nicht genügt, daß man mit der Phantasie zwar allerhand machen kann, nur nicht Gold, bares, wirkliches Gold! Und am allerwenigsten gelingt diese Alchymie einem österreichischen Dichter.

Als Geschäftsmann war unser Anzengruber ja großartig. Alle Achtung, da dachte er schon tüchtig an den Vorteil. Aber an den — des Verlegers. Trotz des steten Dranges seiner wirtschaftlichen Not stellte er die denkbar bescheidensten Forderungen und fürchtete dabei immer noch, sein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Oesterreich also ging ihm der goldene Stern nicht auf. Verleger im Reiche betteten ihn besser; doch um „Cotta" zu erleben, mußte er freilich erst einmal sterben.

Je geringere Anforderungen er stellte, sei es an die Geschäftsleute oder an die Freunde, je fester blieb er darauf stehen. Handeln ließ er nicht. Bei all seiner Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit war er gegebenen Falls der Unbeugsame — das ist Grundzug seines Charakters. Stark wie der Mann war sein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort stand fest wie Granit im Gebirge. Viele der Briefe spiegeln klar diese Eigenschaften, die ihn schon an und für sich — abgesehen von seiner Begabung — zu einem bedeutenden Menschen machten. „Ein Nationalheiliger müßte er werden, dieser Anzengruber", schrieb mir eines Tages Bettelheim, als er in den hinterlassenen Papieren immer mehr Charakterwert entdeckt hatte, „ein Volksheiliger, bar aller Ziererei und Verstellungskunst, ein herrliches Vorbild der Wahrhaftigkeit und Treue."

Litterarisch von Bedeutung sind Anzengrubers Briefe an Julius Duboc und besonders die an Wilhelm Bolin, Professor und Bibliothekar an der Universität Helsingfors. Da tritt der Ernst seiner litterarischen Absichten, Studien, Pläne und Arbeiten vor. Man blickt in seine Werkstatt, man sieht die Nötigung, die Entwickelung einzelner Werke, und wie bedacht und gründlich sich alles gestaltete. — Nun aber die Briefe an seinen nachmaligen Schwager Lipka! Sie stammen aus der Zeit, da er Komödiant bei einer wandernden Schauspielertruppe war und als solcher in verschiedenen Ländern umhergeworfen wurde. Sie zeigen die wichtigste Zeit seines künstlerischen Werdens — sie zeigen schrecklich grell das noch ohnmächtige Ringen eines jungen Titanen, das schrill auflachende Elend des mit seiner Mutter unter Entbehrung, Miß-

achtung und ewig fehlschlagenden Hoffnungen umherziehenden Komödianten, der aber trotz allem auf sich selbst vertraut und bei göttlicher Laune bleibt. Wo hat die neuere deutsche Litteraturgeschichte einen Mann mit solcher Vergangenheit! — Doch diese seine Armut in den Wanderjahren war ein kindlich heiteres Elend im Vergleich zu dem, über das er viel später so wild verzweifelt aufgelacht hat. Gegen Ende seines Lebens giebt es einige Schriftstücke und Geständnisse, für deren Veröffentlichung die Zeit noch nicht gekommen ist.

Mich verband ein gutes Geschick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundschaft. Wir standen uns so nahe, daß wir über Einzelheiten sehr verschiedener Meinung sein konnten, ohne uns zu entzweien. Besonders verband uns der Tropfen Chrisam, durch den die Moral seiner Werke erst die Weihe enthielt. Der Grundzug seiner Weltanschauung war christlich; gegen Kirchliches und manches dem Volke Heiliges ging er viel rücksichtsloser vor, als mir lieb war; mich warnte er vor der Gefahr, „ein katholischer Jugendschriftsteller“ zu werden. Und trotzdem! Nicht daß ich mich prahlen wollte, aber gesagt muß es doch werden, daß ich von ultramontaner Seite immer weit mehr verlästert worden bin als Anzengruber, der „als dramatischer Dichter nicht so gefährlich, weil an den Theaterbesuchern wenig mehr zu verderben sei“.

„Lassen Sö's halt bellen,“ sagte Anzengruber einmal, und auf die Verschiedenheit unserer Art anspielend, „auf'n Tisch wern wir wohl beide g'hören. Sö als Oeltegerl, ich als Salzfassel.“ In solch schlagenden Vergleichen, wie auch die Briefe zeigen, war er stark. Ein anderer Zwiespalt zwischen uns bestand darin, daß er nicht aufs Land wollte, wo nach meiner Meinung seine Gesundheit zu finden und seine dichterische Kraft zu erhalten gewesen wäre. Er war ganz Großstadtmensch; nicht etwa der Stadtgenüsse wegen, von denen hatte er nicht viel, in seinen Verhältnissen hätte er auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt weit besser leben können. Doch den gebornen Wiener hielt das Heimatsgefühl fest, und man darf überzeugt sein, daß seine Dramen und Romane auf dem Dorfe lange nicht so gut gediehen sein würden, wie im Stadtfluidum. — Was uns weiter entzweite und verband, unzertrennlich aneinander festhielt, das ist in meinem Büchlein „Gute Kameraden“ erzählt worden.

Welche Erinnerungen erwecken seine Briefe, die jetzt gesammelt vor mir liegen! Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zur andern geflogen, die in kindlichem Scherz und trautem Ernste manche Herzensfalte aufthaten, von der die Welt nichts zu wissen brauchte — wenn solche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt erscheinen, für immer und jedermann gleichsam in Krystall gegossen die flüchtigen Schalkereien und drolligen Himmelstürmereien, wie sie junge Poetenseelen arglos getrieben haben! Ein kühles Schauern giebt es, wenn der Freund, der längst verstorbene, wieder von den Toten aufersteht und einem lachend kecke Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun!

Seinen eigenen Spuren in den alten Urkunden begegnend, fühlt man mit leisem Weh sich der Vergangenheit gegeben, während unserem armen großen Dramatiker einst weh geschah, weil er — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorschuß, und so mußte der Mann (der Familienvater) widerwillig taglöhnern, anstatt sich selbst leben und geben zu können.

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Er mußte ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid!
Man möchte Thränen lachen.

Der Verfasser des „Meineidbauer" redigierte jahrelang das Wiener Witzblatt „Figaro". Das verlohnte sich besser. Lustig wird es nicht sein, die Menge belustigen zu müssen mit ihren eigenen Thorheiten, während man den Beruf des ernsten Reformers in sich fühlt. Anzengruber glaubte an sich. Ob er nach Ruhm gedürstet hat? Nach Ruhm und Ehre für seine Person? Nach meiner Meinung dachte er dafür von sich zu groß und vom Publikum zu gering. Aber nach Erfolg verlangt die Kraft. Für das Talent, für den geistigen Führer wäre es geradezu unsittlich, nicht nach Erfolg zu streben. Nach jenem sichtbaren, kulturentwickelnden Erfolg, den von Millionen nur einer begehren darf. Daß er dabei auch sich nähren muß können, ist nebensächlich, aber selbstverständlich. Diese Stimmung durchzittert gar manchen der Anzengruber-Briefe — eine recht unheimliche Geisterstimme, mahnend, was an ihm versäumt worden ist.

Der Anzengrubersche Briefstiel sucht seinesgleichen und — findet es nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeisterdeutsch zu vergessen hat! Wenn Anzengruber hergebrachte Wort- und Satzbilder braucht, so thut er's zumeist ironisch, einen andern Sinn hineinlegend. Und wenn er dann wieder die niedlichsten und gemütlichsten Dinge in geschraubtem Pathos sagt, so wird damit stets die wohlthuendste Komik erzielt. Hat er Leides zu sagen, so geschieht es stets in den einfachsten, schlichtesten Ausdrücken, ohne Phrase. — Man könnte ja wohl Proben geben, aber das taugt hier nicht. Es würde den Aufsatz zwar amüsanter machen, aber die Knöpfe allein lassen noch lange nicht erkennen, wie der Rock sitzt, um ein Gleichnis aus meinem alten Metier zu gebrauchen. Wer es wissen will, wie diesem Manne seine Briefe stehen, den erinnere ich, daß Buchhändler willfährige Leute sind.

Das zweibändige Werk enthält 501 Briefe und Karten des Dichters. Aber es enthält noch viel mehr. Da giebt es eine übersichtliche Einleitung mit manchem Streiflicht auf Dinge, die nicht in den Briefen stehen und doch dazu gehören, und eine ganze Menge Anmerkungen vom Herausgeber. Ferdinand Kürnberger hat einst über einen Mann geschrieben, der Anzengrubers Vormund war. Dieser Artikel ist da. Dann finden wir des Dichters erste Dorfgeschichte — ein Flugversuch, der gleich das erste Mal gelang. Hernach kommt eine besonders merkwürdige Sache, solchen Kritikern empfohlen, die an einem

Dichterwerke sich über allerhand Fehler aufhalten. Man gebe dem Verfasser bloß Gelegenheit und Mittel, das Werk besser zu machen. Allemal kann man mit Geld keine Meisterschaft erkaufen, bei Anzengruber war das einmal möglich. Wer aus diesen Andeutungen klug werden will, der lese in dem Buche das Kapitel: „Die Umarbeitung des ‚Schandfleck'". Nein, nein, weiter sage ich nichts, meine Darlegung soll den Lesern des „Türmers" das Buch nicht überflüssig, sondern notwendig machen. Dann bietet der Herausgeber die erbauliche Historie, wie zu unserem Dichter der bayerische Maximiliansorden hätte kommen sollen, aber, von den Muckern verhindert, sich entschuldigen ließ. Zu einem Manne, der den „Pfarrer von Kirchfeld" geschrieben, könne ein anständiger Orden nicht gut kommen. Zuletzt erhellt im Buche Anzengrubers Verhältnis zu Grillparzer und zu Rosa Fischer, dem poetischen Bauerndirndl aus Hartberg. Mit dieser Idylle klingen die biographischen Beiträge aus. Wir sehen, wie inhaltsreich des Herausgebers fleißige Arbeit ist. Aber sie ist nicht bloß fleißig und tüchtig, sie ist mehr — ein Werk treuer Freundschaft, in welchem von der ersten bis zur letzten Seite der Herzschlag des guten Kameraden mitvibriert. Miterlebthaben, Wissen, Gewissenhaftigkeit und Takt, das sind Haupteigenschaften des Herausgebers. Zu dem Glücke, das unserem Dichter nach seinem Tode so schön und vielfach aufgegangen, gehört auch der richtige Biograph, den er gefunden hat.



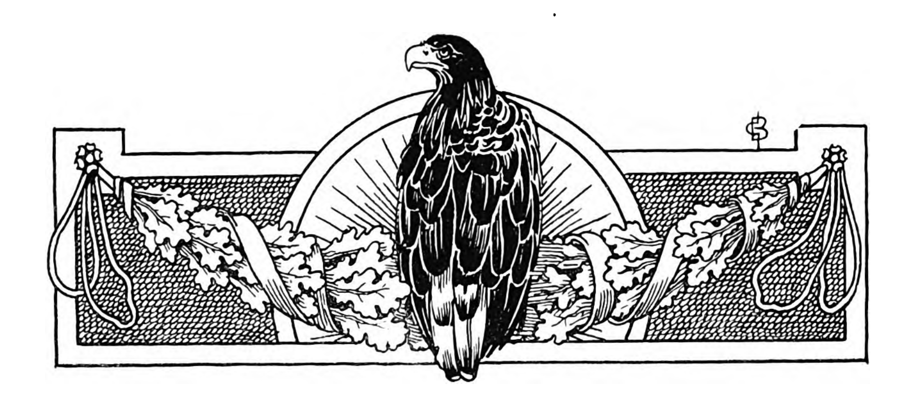
Sonnenuntergang.

Von

Hans Bethge.

Sie sah den Frühling noch. Aus Süden kamen
Die Schwäne wieder, neuen Blüten zu.
Sie hörte noch das Brausen in der Luft
Und fühlte, wie die Erde überall
Mit neuen Kräften neue Wunder schuf.
Die Menschen lachten. Doch sie wußte wohl,
Daß ihr dies holde Leben nicht mehr galt.
Sie schloß die Augen vor dem bunten Licht
Und senkte ihren müden, blassen Kopf
Tief in die Kissen, tief, und weinte lang
Und ging hinüber mit des Tages Schein.





„Ehre.“

Novelle von Max Dorning.

Hauptmann Wegner atmete tief auf, als er das Sitzungszimmer des Ehrenrats verließ. Ein Alp war ihm von der Brust genommen: Der Ehrenrat hatte gesprochen, nun war alles entschieden. Der Mensch steht einer Notwendigkeit immer gefaßter gegenüber als einer Möglichkeit, die ihn oft genug in seinen Entschlüssen unsicher und schwankend macht; die Notwendigkeit aber bereitet allen Zweifeln, aller Unsicherheit ein Ende, und alle Verwickelungen löst sie mit scharfem Schnitt, das fühlte jetzt auch Wegner. Seit gestern abend, wo bei einem Liebesmal im Kasino die Beleidigung gefallen war, hatte sich des sonst so ruhigen und kühlen Mannes eine Unruhe bemächtigt, wie er sie nie gekannt, eine Unruhe, die ihn den ganzen Vormittag über rastlos vom einen zum andern Orte, vom einen zum andern Kameraden gejagt hatte. Das war nun alles überwunden; der Ehrenrat hatte gesprochen; es gab nur einen Weg: das Duell.

Morgen früh um 8 Uhr im Sternenwald sollte es stattfinden. Es mußte sein: der Ehrenkodex des Offizierkorps verlangte es, daß schwere Beleidigungen mit der Waffe in der Hand gesühnt wurden. Und das war recht so, sagte sich Wegner. Er war Offizier mit Leib und Seele: sein Vater, längst gestorben, hatte als Oberst und Regimentskommandeur in zwei Feldzügen sein Blut für König und Vaterland vergossen und hatte dann den Rest seiner Tage als pensionierter General verbracht, und auf ihn, den einzigen Sohn, war des alten tapfern und ritterlichen Soldaten unerschrockener Sinn übergegangen.

„Junge,“ hatte der alte General mehr denn einmal zu ihm gesagt, „Junge, halt mir deine Ehre rein! Das ist das erste Gebot für jeden Mann, am allermeisten aber für den Offizier! Die Befolgung unserer Standes- und Ehrengesetze muß dir unverbrüchlich sein — es giebt nichts, was über diese zu stellen wäre!“

Und schon als blutjunger Fähnrich hatte der Sohn den Worten des Vaters mit innerster Ueberzeugung zugestimmt, und er hatte sich zugeschworen, die Gesetze der Ehre allezeit hoch zu halten. Und in der That: es gab im Regiment keinen bessern, keinen tüchtigeren, keinen gewissenhafteren Offizier als Wegner. Schon in den jüngsten Leutnantsjahren, in denen es doch so süß ist, einmal über den Strang zu hauen, hatte er mit peinlichster Ehrenhaftigkeit alles gemieden, was er irgendwie mit der Ehre seines Standes nicht vereinbaren zu können glaubte, und als ihn mal jemand gefragt hatte, nach welchen Gesichtspunkten er irgend eine, damals gerade aufgetauchte Frage für das Offizierkorps beurteilen würde, hatte er die stolze Antwort gegeben:

„Für die Beurteilung aller Fragen des Offizierkorps kenne ich nur einen Gesichtspunkt: den der Standesehre!"

Dieses Wort hatte die Runde gemacht und dem jungen Leutnant eine Anerkennung des Königs eingetragen; die vorgesetzten Offiziere aber vom kommandierenden General bis herab zum Kompagniechef prophezeiten ihm eine glänzende Laufbahn.

Vor etwa sieben Jahren hatte sich Wegner als Premierleutnant verheiratet. Eine richtige Herzens- und Liebesheirat! Die arme Tochter eines bereits verstorbenen armen Majors hatte er heimgeführt; das kleine Vermögen, welches er von seinem sparsamen Vater geerbt, ermöglichte ihm diese Heirat, in der er das reinste und vollste Glück fand. Er vergötterte seine Frau, und diese liebte ihn wieder mit der großen, warmen Liebe eines ebenso tiefen, wie edlen Frauengemüts. Im Kreise der Seinen — mit drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, hatte ihn Frau Elisabeth im Laufe der Jahre beschenkt — fühlte sich der stille, schweigsame Mann am wohlsten; da legte er allen Ernst ab, da war er Kind mit seinen Kindern, da trabte er vor den Augen der glücklichen Mutter als Bär im Zimmer herum zum unendlichen Jubel der Kleinen, da ließ er sich geduldig von seinen Buben in Zügel und Kandare spannen, um dann mit ihnen durch die Wohnung zu jagen; da ließ er sich von seinem kleinen Mädchen ebenso geduldig die Künste ihrer Puppe vorführen und lachte unter dem Jauchzen des Kindes unbändig über die zwitschernden und piepsenden Töne, die aus dem wächsernen Munde hervorquollen; da baute er den dreien, die ihm mit staunenden Augen zuschauten, aus dem Baukasten die geheimnisvollsten Wunderwerke auf, um sie dann wieder lächelnd von den zerstörungslustigen kleinen Händen zertrümmern zu lassen, und da las er endlich, wenn die müden Kinderaugen sich zum Schlummer geschlossen hatten, seiner Frau mit seiner klangvollen, wohllautenden Stimme aus den Werken der Dichter und Denker vor, die er seit früher Jugendzeit schon hochschätzte.

Nun war plötzlich in dieses Idyll der Blitz gefallen. Ein Wortwechsel im Kasino mit dem Oberleutnant R., der für Wegner einer der unsympathischsten Menschen war, hatte sich, wohl auch unter dem Einfluß des genossenen Weins, zu immer größerer Schärfe zugespitzt; schließlich waren, ehe die Kame-

raden es verhindern konnten, von der einen Seite schwere Beleidigungen gefallen, die von der andern Seite erwidert worden, und dann waren die Dinge den üblichen Weg gegangen: Herausforderung, Ehrenrat, morgen früh das Duell, und zwar unter ziemlich schweren Bedingungen.

R. war als vortrefflicher Pistolenschütze bekannt; Wegner verhehlte sich nicht, daß, obendrein bei der Gereiztheit des Gegners, die Gefahr für ihn eine bedeutende war. Aber ein Schwanken gab es nicht; es mußte so sein, eine andere Lösung war nicht vorhanden. Die Ehre gebot es.

Und warum denn ohne weiteres annehmen, daß das Schlimmste eintreten werde?

Die Sache konnte ja auch unblutig verlaufen, vielleicht eine leichte Verwundung — — ja, so konnte sie verlaufen. Aber wer war dafür Bürge? Und wenn nun das Gegenteil eintrat, wenn man ihn morgen vormittag kalt, starr heimbrachte zu den ahnungslosen Seinen, in der Schläfe oder im Herzen ein kleines, rundes Loch — ja, so konnte es auch verlaufen. Und was dann?

Wegner schüttelte sich leicht, als ihm diese Gedanken kamen, während er durch die dicke, regenschwere Novemberluft seiner Wohnung zuschritt. Trübe nur flackerten die Laternen, in den Straßen wogte der Nebel auf und nieder, und wie drohende Gespenster starrten die kahlen Linden zu beiden Seiten der Straße zum Himmel empor, während zu den Füßen des Wanderers hier und da ein einsames, welkes Blatt raschelte. Just das richtige Wetter zum Sterben.

Er fuhr zusammen. Er fühlte, daß er jetzt nicht vor seine Familie treten dürfe; ein scharfes und liebendes Frauenauge müßte ihm seine Gedanken von der Stirne ablesen können. Und niemand, am allerwenigsten aber sie, sein geliebtes, treues Weib, sollte, durfte das geringste ahnen; tiefstes Schweigen mußte über den Vorbereitungen lagern, die vielleicht den Tod eines Menschen, eines treuen Gatten, eines sorgenden Vaters einleiteten. So wollte es das Gebot der Ehre, so wollten es Sitte und Herkommen — — —

Er trat in ein an der Straße liegendes Café und bestellte sich ein Glas Wein. Einige Zeitungen wollte er lesen, um auf andere Gedanken zu kommen, und dann heim mit frohem, heiterem Gesicht, wie sonst, heim zu den jubelnden Kindern, zu der sorgenden Gattin, in das trauliche, von liebender Frauenhand gehütete Heim, wo man es vergessen konnte, daß draußen unter dem Brausen des Novembersturmes die Natur das uralte Lied von Tod und Vernichtung sang und immer wieder sang — — —

Der Kellner trat mit Zeitungen zu ihm heran und legte einiges auf den nebenstehenden Stuhl.

„Haben der Herr Hauptmann schon das neueste Extrablatt gelesen?" fragte er und hielt ihm ein Zeitungsblatt hin. „Es ist soeben herausgegeben, ganz frisch noch — —"

Wegner griff nach dem Blatt. Er las:

„Das Bankhaus X. & Y. in Z. ist fallit. Der eine Inhaber ist flüchtig,

der andere hat sich erschossen. Die Gläubiger dürften ihr Geld bis auf den letzten Pfennig verloren haben. Ins Ungeheure gewachsene Börsenspekulationen sind der Grund für das verhängnisvolle Ereignis, das den Ruin zahlreicher Familien bedeutet."

Eine leichte Blässe erschien auf dem kraftvollen, männlichen Antlitz des Hauptmanns. Schwer fiel seine Hand mit dem Extrablatt auf den Tisch.

„Das ist nicht möglich!" murmelte er. „Das kann nicht möglich sein!" Er setzte den Helm auf, während er den Mantel am Haken hängen ließ. „Ich komme wieder zurück!" sagte er zum Kellner.

Er ging hinüber zu dem nur wenige Schritte entfernten Postamt. Dort gab er ein dringendes Telegramm an einen in Z. stehenden Kameraden auf. Das lautete also: „Erbitte Drahtantwort, was ist mit Bankhaus X. & Y.? Wegner."

Die eingehende Antwort möge man ihm hinüber in das Café schicken, bat er.

Dann begab er sich dorthin zurück, nachdem er noch einen Dienstmann zu seiner Frau gesendet hatte mit der Nachricht, er werde heute abend etwas später nach Hause kommen, sie solle sich also nicht ängstigen.

Wie Ewigkeiten dünkten ihn die Minuten. So oft die Thür aufging, sah er erwartungsvoll danach hin, ob es nicht der Telegraphenbote wäre, der einträte. Niemand aber sah dem Manne an, was in ihm vorging, und doch jagte sich eine wilde Flucht der seltsamsten Gedanken in diesem so kühl dreinblickenden, charaktervollen Haupte: König und Vaterland, Regiment und Uniform, Frau und Kinder, Vergangenheit und Zukunft, heute und morgen — alles das kam und ging, flutete und ebbte, wie Welle auf Welle an das Ufer stößt und dann wieder zurückweicht, ein ewiges Kommen und Gehen, nirgends Ruhe und Stillstand.

Unberührt lagen die Zeitungen vor ihm; unberührt funkelte der Wein im Glase, unberührt stand auch der Krug mit Selterserwasser, den der Hauptmann sich hatte bringen lassen. Verwundert blickte wohl zuweilen ein Kellner nach dem Gast: ernst und schweigsam zwar war der Hauptmann Wegner ja immer gewesen, aber so, wie heute, hatte man ihn doch noch nicht gesehen.

Da endlich — zwei Stunden waren vergangen — trat der Telegraphenbote ein. Hastig erbrach der Hauptmann die Depesche.

„Alles bei X. & Y. rettungslos verloren. Bist du beteiligt?"

So telegraphierte der Kamerad.

Ruhig erhob sich Wegner und bezahlte seine noch immer unberührten Getränke. Dann zog er den Mantel über, schnallte die Schärpe um und setzte den Helm auf — beides trug er noch, da er unmittelbar aus der Sitzung des Ehrenrats kam — und ging mit freundlichem: „Guten Abend!" aus dem Lokal, nachdem er sich noch das Extrablatt zum Mitnehmen ausgebeten hatte.

Draußen fegte der Wind durch die Straßen und riß an den Tele-

graphendrähten, daß sie summten und brummten; an den Scheiben der Laternen rüttelte und klirrte er, und die Aeste der Bäume bogen sich knarrend unter seinem regenschweren Hauch.

Schnell eilte der Hauptmann vorwärts. Er hatte nur wenige Minuten zu gehen, dann trat er in ein großes, elegantes Haus ein. Eine Treppe stieg er in die Höhe, rückte nochmals Mantel und Schärpe zurecht und drückte dann auf den Knopf der elektrischen Schelle neben der Glasthür.

Gleich darauf wurde diese geöffnet; ein Offiziersbursche erschien.

„Ist der Herr Oberst zu Hause?" fragte Wegner.

„Zu Befehl!"

„So melden Sie mich in dringender Angelegenheit!"

Der Bursche ließ den Hauptmann eintreten, verschwand in einem Zimmer, um sofort wiederzukommen mit der Meldung:

„Der Herr Oberst lassen den Herrn Hauptmann bitten!"

Einen Augenblick danach stand Wegner vor seinem Regimentskommandeur, Oberst Sander.

Etwas erstaunt ließ dieser seinen Blick über den in streng dienstlicher Haltung vor ihm Stehenden schweifen.

„Es muß etwas Wichtiges sein, Herr Kamerad," sagte er, „das Sie jetzt zu dieser Stunde noch zu mir führt!"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Was bringen Sie also?"

Ein kurzer Augenblick Pause — eine Sekunde —, und dann entgegnete der Hauptmann:

„Ich habe gehorsamst zu melden, Herr Oberst, daß das vom Ehrenrat bestimmte Duell zwischen dem Oberleutnant R. und mir nicht stattfinden kann!"

„Nicht stattfinden kann! Das verstehe ich nicht! Weshalb nicht?"

„Der Grund liegt in diesen Mitteilungen, Herr Oberst!"

Dabei überreichte der Hauptmann seinem Regimentskommandeur das Extrablatt und das Telegramm des Kameraden in Z.

Der Oberst las. Dann gab er die Schriftstücke zurück. Erhöhtes Erstaunen aber drückte sich in seinen Mienen aus.

„Ich habe das Extrablatt auch schon gelesen," sagte er. „Eine heillose Geschichte, freilich! Aber ich begreife nicht, was das mit Ihrem Duell zu thun haben kann!"

Ein klein wenig hob der Hauptmann seine Stimme, als er antwortete: „Bei dem Bankhaus von X. & Y. hatte ich mein gesamtes kleines, vom Vater ererbtes Vermögen liegen. Ich bin heute ein armer Mann, der nichts hat, als seinen Gehalt! Denn meine Frau ist, wie Sie wissen, Herr Oberst, völlig vermögenslos."

„Das ist gewiß außerordentlich bedauerlich, lieber Herr Kamerad! Es kann aber nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß es einem Manne

wie Sie ein leichtes sein wird, etwaige Schwierigkeiten, die sich aus diesem bitteren Verlust ergeben, sofort zu überwinden."

„Gewiß, Herr Oberst — sofern ich leben bleibe!"

„Hm! Warum wollen Sie das Schlimmste fürchten?"

„Ich muß mit dieser Möglichkeit rechnen, daß ich falle — und was dann, Herr Oberst?"

Der Oberst versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm schlecht.

„Allerdings eine Doktorfrage, Herr Kamerad! Aber ich wiederhole: Warum denn den schlimmsten Fall annehmen?"

„Ich habe keinen Grund, den leichtesten anzunehmen, Herr Oberst — Oberleutnant R. ist ein trefflicher Pistolenschütze — — —"

„Jawohl, gewiß — das ist alles richtig! Aber, mein Gott, Sie können doch deshalb nicht ein vom Ehrenrat bestimmtes Duell ablehnen!"

„Deshalb nicht, Herr Oberst! Ich hoffe, daß mich niemand für einen Feigling halten wird! Aber ein anderer Umstand fällt hier in die Wage: meine Familie!"

„Freilich, freilich! Ich begreife jetzt: sollten Sie fallen, was Gott verhüte, so würde Ihre Familie — — —"

Er stockte.

„Hungern müssen, Herr Oberst!" fiel Wegner ein. „Und — ich bitte um Verzeihung, Herr Oberst! — aber das geht nicht!"

„Mein Gott, Sie rechnen immer mit dem schlimmsten Fall — —"

„Ich wäre von frevelhaftem Leichtsinn, wenn ich mit diesem nicht rechnen wollte! Mein Haus war bis vor wenigen Stunden für diesen Fall bestellt, wie es meine Pflicht gebot. Mein kleines Vermögen würde meiner Frau ein einfaches, aber doch sorgenfreies Leben und die Erziehung meiner Kinder zu tüchtigen Menschen gewährleistet haben — diese Aussicht ist jetzt dahin! Und darum, Herr Oberst, ich muß leben bleiben — ich darf mein Leben nicht aufs Spiel setzen!"

„Ich sehe aber keinen Weg, auf dem das zu erreichen wäre!" meinte der Oberst. „Sie werden mir doch nicht ansinnen wollen, daß ich dem Oberleutnant R. nahelege, danebenzuschießen —"

Leise klirrte der Säbel Wegners.

„Herr Oberst!"

„Nun ja, Herr Hauptmann, Sie reden wunderlich! Das Duell muß stattfinden, das fordern unsere Ehrengesetze — —"

„Und wenn darüber eine Familie in Bedrängnis und Armut geraten, wenn sie zu Grunde gehen sollte?"

„Sie sind Pessimist, Herr Hauptmann! Zu Grunde gehen! Nehmen wir wirklich einmal den schlimmsten Fall an, — glauben Sie denn nicht, daß hundert hilfreiche Hände sich Ihrer Gattin entgegenstrecken würden?"

„Almosen, Herr Oberst, Almosen! Wollen Sie es einem Ehrenmanne

verdenken, wenn er die Seinen vor diesem Elend sichergestellt wissen will? Und die Pension, die meine Frau erhielte, reichte nicht weit, sie ist nur klein —"

Eine leichte Ungeduld lag im Tone des Obersten, als er jetzt entgegnete: „Ich kann Ihre Worte jetzt nur noch dahin deuten, daß Sie sich dem Duell nicht unterziehen wollen!"

„Zu Befehl, Herr Oberst, ich will es nicht, weil ich es nicht kann! Noch heute morgen, noch vor wenigen Stunden hielt ich es für ganz selbstverständlich, daß ich mich der Waffe meines Gegners zu stellen habe, das verlangt unser Ehrengesetz, und ich wäre gewiß der letzte gewesen, der an diesem etwas drehen oder deuteln wollte. Und bis vor wenigen Stunden noch hätte ich diesen, mir von meinem Stande gebotenen Schritt vor jedermann verteidigt, selbst dann, wenn der Ausgang des Duells ein tödlicher gewesen sein sollte; ich hätte ihn vor meinem Gewissen verantwortet, denn ich hatte das beruhigende Bewußtsein, daß auch im Falle meines Todes meine Familie vor Sorge und Not geschützt sein werde. Dieses Bewußtsein, Herr Oberst, habe ich nach jenen telegraphischen Mitteilungen nicht mehr; nicht mein Vermögen ist es, sondern ich allein, ich allein und meine Arbeitskraft sind es, die jetzt meine Familie vor Not und Elend zu schützen haben, und darum, Herr Oberst, erscheint es mir als die erste Ehrenpflicht, nichts zu thun, wodurch ich meiner Familie für die unfehlbar an uns herantretenden Zeiten der Sorge und der Arbeit entzogen werden könnte. Ich bitte um Verzeihung, Herr Oberst, wenn ich die Forderungen der Ehre eines verarmten Familienvaters nicht mit den Forderungen der Ehre eines vermögenden Offiziers in Einklang zu bringen weiß, und wenn ich, vor die schwere Wahl gestellt, der ersteren den Vorzug vor der letzteren zu geben mich gezwungen sehe: mein Gewissen und meine Ehre verbieten mir, um mein Leben zu würfeln in einem Augenblick, wo ich die wirtschaftlichen Grundlagen für die Zukunft der Meinen in Frage gestellt sehe!"

Er schwieg.

Einen Moment ruhte der Blick des Obersten durchdringend auf dem Sprecher. Dann antwortete jener:

„Ich kenne Sie zu genau, Herr Hauptmann, um nicht zu wissen, daß das, was Sie sagen, Ihnen bitterer Ernst ist! Aber fragen muß ich Sie nach Pflicht und Gewissen: Haben Sie auch alle Folgen bedacht?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, alle Folgen!"

„Und fürchten Sie nicht, daß nicht vielleicht dereinst eine Stunde kommen könnte, wo diese Folgen für Sie, den mit schlichtem Abschied entlassenen Offizier, und für Ihre Kinder — eben die Kinder dieses mit schlichtem Abschied entlassenen Offiziers — in schwerer Weise fühlbar werden würden?"

Hochauf richtete sich die stattliche Figur Wegners.

„Ich habe auch das bedacht, Herr Oberst! Aber ich hoffe zu Gott, daß einst meine Söhne, wenn ihnen wirklich einmal durch die Vergangenheit des Vaters der Zutritt zu dem Stande verschlossen sein sollte, dem ihr Vater selbst

mit vollster Seele anhing, — ich hoffe, daß sie es mir mehr Dank wissen werden, daß ich mich ihnen erhielt, um sie zu tüchtigen und braven Männern zu erziehen, als daß ich mich ihnen durch einen unglücklichen Zweikampf entzogen hätte, um sie in Abhängigkeit und Armut aufwachsen zu lassen. Es kann ja sein, Herr Oberst, daß ich das Duell gesund und heil überstehen würde — das kann sein! Aber ebensowohl kann auch das Gegenteil eintreten, und, Herr Oberst, glauben Sie, daß ein ahnungsloses Frauengemüt beides zugleich ertragen könnte: den Tod des Gatten und den Verlust des Vermögens, das ihre und der ihren Zukunft sichern sollte?“

Eine tiefe Bewegung klang jetzt aus der Antwort des Obersten:

„Ich sehe wohl ein, Herr Kamerad, es ist ein schwerer Widerstreit der Pflichten, in den Sie sich gestellt sehen! Gebe Gott, daß Ihr Weg, um da herauszukommen, der rechte ist!“

Voll und klar ruhte das Auge Wegners auf seinem Vorgesetzten, als er entgegnete:

„Ich hoffe, es ist der rechte Weg, Herr Oberst!“

Dann holte er tief Atem, nahm den Säbel zur Seite und aufs neue eine streng dienstliche Haltung an und sagte:

„Und so bitte ich denn, Herr Oberst, mich von dieser Stunde ab vom Dienste zu dispensieren und an allerhöchster Stelle meine Verabschiedung zu beantragen!“

„Wenn Sie es so wollen — ich kann, ich darf Sie nicht halten! Aber der Himmel möge König und Vaterland behüten, daß sie ihre besten Offiziere auf solche Weise verlieren! Und Sie, wie glauben Sie, daß sich Ihre Zukunft gestalte?“

„Darum ist mir nicht bange, Herr Oberst! Ich habe etwas gelernt, auch außer meinem Berufswissen, und ich denke, daß der Weg sich zeigen wird, wenn der Wille da ist, ihn aufzusuchen!“

Der Oberst bot ihm die Hand.

„So gehen Sie mit Gott, Herr Hauptmann! Und vergessen Sie nicht, daß ich, wenn ich auch den Pflichten meines Dienstes, so schwer sie mir wohl auch einmal werden, nachkommen muß, doch unter allen Umständen einen Ehrenmann zu schätzen weiß! Und nun leben Sie wohl!“

Ein kräftiger Händedruck, dann entfernte sich der Hauptmann. In den Augen beider Männer aber schimmerte es feucht. — —

„Und nun noch eines!“ murmelte Wegner vor sich hin.

Nochmals trat er in ein Restaurant, verlangte Briefbogen und Couvert und schrieb:

„Herr Kamerad!

Das Duell zwischen uns kann nicht stattfinden, da Umstände eingetreten sind, in denen mir Ehre und Gewissen den Zweikampf verbieten. Ich bitte Sie um Verzeihung für etwaige verletzende Aeußerungen, die ich gestern abend Ihnen



gegenüber gethan; das aber, was Sie selbst mir gegenüber an heftigen und verletzenden Worten gesprochen, soll vergeben und vergessen sein. Wegner."

Den Brief adressierte er an den Oberleutnant R. und warf ihn in den nächsten Kasten.

Dann ging er heim. Die Seinen hatten ihn erwartet.

Frau Elisabeth trat ihm zuerst entgegen.

„Wo bleibst du so lange, Mann? Fast habe ich mich um dich geängstigt, du Böser!"

Liebevoll zog er sie an sich und küßte sie.

„Geängstigt?" fragte er. „Warum, mein Lieb?"

Sie lächelte.

„Fast geängstigt, habe ich gesagt, Richard: fast! Ich weiß es ja doch: Dir geschieht nichts, denn du trittst sicher, und der Weg, den du gehst, ist der rechte!"

Mit innigem und dankbarem Blick zog er ihr Haupt an seine Brust.

„Und nun rufe die Kinder," bat er. „Der Vater ist da, sie sollen um ihre abendliche Jubel- und Spielstunde nicht verkürzt werden! Den Ernst für morgen!"



Die still in ihrem Leid.

Von

Paul Friedrich.

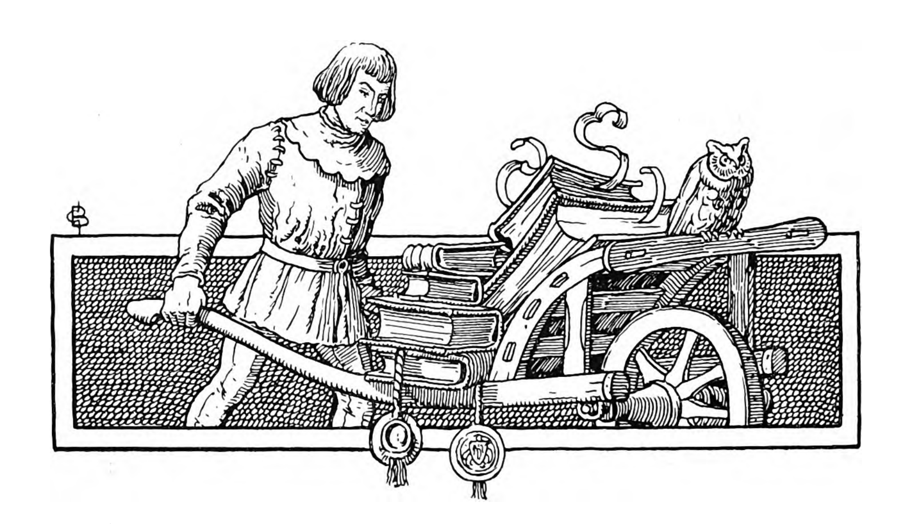
Die still in ihrem Leid um andre bluten,
Das sind nicht Uebermenschen, deren Größe
Nichts ist, als eine einz'ge, nackte Blöße;
Das sind die Edeln, sind die wahrhaft Guten.

Sie wollen nichts als Nebenmenschen sein,
Sie häufen nicht erschlagner Feinde Scharen,
Um mit Gewalt ihr großes Sein zu wahren —
Ihr Mein ist Liebe und in Liebe: Dein.

Sie wollen keinen Dank, wenn sie sich geben,
Sie werden reicher nur, je mehr sie bringen,
Ihr braucht sie nicht mit List dazu zu zwingen,
Durch Opferbringen doppeln sie ihr Leben.

O selig, die in Andern sich erlösten,
Die still in ihrer großen Liebe bluten,
Das sind nicht nur die Edeln und die Guten —
Wie matt klingt solches Lob: Das sind die Größten!





Victor Hugo.

Von

Anna Brunnemann.

Auguste Rodin, der temperamentvollste unter den französischen Bildhauern, hat sich die Aufgabe gestellt, die Persönlichkeit Victor Hugos, wie sie sein gewaltiges Lebenswerk ergiebt, zusammenzufassen und plastisch zu gestalten: Der Poet, von gigantischer Kraft, sitzt am Meeresgestade unter Felsen, an denen die Wogen zerschellen. Die Muse der Geschichte und der Sage stürzt, einem gereizten Sturmvogel gleich, ihm zu Häupten nieder. Hinter ihm taucht die „innere Stimme" aus dem Wellenschaum empor, das noch traumbefangene Werden. Der Dichter lauscht beiden; sein Antlitz neigt sich; der schöpferische Gedanke entsteht hinter seiner Heroenstirn, und mit einer gebieterischen Geste, die zugleich das rhetorische Element in seinen Werken verkörpert, weist er jede Störung der Außenwelt ab. Selten hat ein Künstler seine Aufgabe so glücklich zu lösen verstanden; das ist Victor Hugo, nicht wie er sich während eines wechselvollen Menschenlebens gezeigt, sondern wie er sich durch sein Werk der Nachwelt überliefert hat.

Heute, da man sich in Frankreich zu seiner hundertsten Geburtstagsfeier rüstet, wird, trotz der Nichtachtung, mit der sich die jüngste Generation von ihm abwendet, mit überschwenglichem Lobe nicht gekargt werden. Die ernste Kritik hat jedoch bereits genügend von ihm Abstand gewonnen, um Lob wie Unterschätzung auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Jede Würdigung Victor Hugos wird dreierlei zu beachten haben: den Menschen, den Führer der romantischen Schule und den Lyriker und Epiker.

Marie Victor Hugo wurde am 26. Februar 1802 als Sohn eines kaiserlichen Generals zu Besançon geboren und folgte von frühester Kindheit

an dem Vater auf seinen kriegerischen Expeditionen. Ein längerer Aufenthalt in Spanien, wo der Knabe in einem Adelsinstitut den politischen Fanatismus der Grandensöhne kennen lernte, hat wohl frühe befruchtend auf seine Phantasie gewirkt. Zu diesen mehr äußeren Einflüssen kam später in Paris der Einfluß jener christlich-poetischen Renaissance, die Chateaubriand, nach den Umwälzungen der Revolution der Sehnsucht der Zeit Ausdruck verleihend, mit seinem „Génie du christianisme“ heraufbeschwor. Begeistert schreibt der fünfzehnjährige Hugo als Schüler der Pension Cordier auf den Deckel seines Schulhefts: „Je veux être Chateaubriand ou rien“ (Ich möchte Chateaubriand sein oder nichts). Frühe poetische Versuche hatten ihn über seine poetische Begabung belehrt. Beinahe wäre ihm ein Akademiepreis für die zum Wettbewerb ausgeschriebene Ode „Les avantages de l'étude“ zugefallen, wenn er nicht diesen durch unkluge Erwähnung seines Alters, die man für eine Mystifikation hielt, verscherzt hätte. Dafür krönte ihn dreimal die Académie des jeux floraux zu Toulouse. Der Gedanke an die polytechnische Schule wurde nunmehr von ihm aufgegeben und die Schriftstellerlaufbahn eingeschlagen. 1822 veröffentlichte er die Odes et Ballades, die wegen ihrer königstreuen Gesinnung viel Beifall in den royalistischen Salons fanden und von Ludwig XVIII. mit einer Pension von 2000 Frs. belohnt wurden. Victor Hugo führte alsbald, kaum 18 Jahre alt, seine Jugendgespielin Adèle Foucher heim, und Geistesverwandte um sich sammelnd, suchte er die aufkeimende Dichterschule unter seiner Führung zu geschlossenem, zielbewußtem Vorgehen zu vereinigen. Das Buchdrama Cromwell (1827) bildete mit seinem bemerkenswerten „Vorwort“ das Manifest der neuen Schule. Hernani (1836) entfesselte auf der Bühne den romantisch-klassischen Entscheidungskampf. Zu gleicher Zeit bezeichnen die Orientales einen Markstein in Victor Hugos poetischer Entwickelung, während Notre-Dame de Paris als bedeutungsvollster Roman der Romantik erscheint. Die Fülle der Werke wird immer überraschender. Er giebt binnen 10 Jahren (1833—1843) in schneller Folge die Dramen: Le roi s'amuse, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, Ruy Blas und Les Burgraves, die Gedichtsammlungen: Les Feuilles d'Automne, Les Chants du Crépuscule, Les Voix intérieures, Les Rayons et les Ombres. 1841 wurde Victor Hugo zum Mitglied der Académie française, 1845 zum Pair von Frankreich ernannt. Der Mißerfolg seines letzten Dramas, ferner ein herbes Familienunglück — seine Tochter Leopoldine ertrank sechs Monate nach ihrer Hochzeit mit ihrem Gatten bei einer Kahnfahrt — ließen ihn eine Zeitlang jeder dichterischen Produktion entsagen und Ehre und Ruhm auf der politischen Tribüne suchen, wo er sich nach vielfachen früheren Schwankungen vom Royalisten, vom Sänger der Gefallenen der Julirevolution, vom Verherrlicher Napoleons endlich zum Sozialisten und Volksfreund ausbildete und dann erst Festigkeit, eine besonders große Festigkeit aber Napoleon III. gegenüber zeigte. Ihm

machte er die furchtbarste Opposition und mußte nach dem Staatsstreich ins Exil wandern. Er wählte Jersey und später Guernesey, jede Amnestie zurückweisend. Im Exil schrieb er: Napoléon le Petit und l'Histoire d'un crime, zwei Pamphlete, von denen das letztere erst 1877 veröffentlicht wurde, die Châtiments, die Contemplations, die Légende des siècles und mehrere Romane, von denen Les misérables der nennenswerteste ist. Die dritte Republik führte ihn nach Frankreich zurück, wo ihm die Schrecknisse des Kriegsjahres L'année terrible eingaben. Obwohl 1876 zum Senator ernannt, ist er politisch nur noch wenig hervorgetreten. Von den Werken seines Alters verdienen nur die Gedichtsammlungen L'art d'être grand-père und Les quatre vents de l'esprit Erwähnung. Er starb am 22. Mai 1885 und wurde mit großem Pomp im Pantheon beigesetzt.

Der Mensch, der hinter diesem schaffensreichen, ereignisvollen Leben steht, war ein mittelmäßiger Charakter, maßlos in seinem Ehrgeiz, furchtbar in seinem Zorn, unversöhnlich in seiner Rache. Da, wo sich der Dichter mit ihm verbindet, hebt ihn dieser unendlich hoch über sich selbst empor. In der sterilen Periode seines dichterischen Schaffens jedoch, während seines politischen Hervortretens, verdiente er die schärfsten Angriffe; sie sind ihm nicht erspart worden, und es liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung, diese Seite seines Lebens zu beleuchten. Begeisterte Huldigung brachte der romantische „Cénacle" seinem Führer und Meister entgegen; zudem sah er sich nach Lamartines Tode und Alfred de Mussets frühem Untergang als unumstrittenes Haupt der Romantiker und als erster Dichter Frankreichs. Was Wunder, wenn seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz das Gebiet seines Schaffens überschritten und er, der „große Poet", die „Leuchte der Menschheit" sich berufen fühlte, die Rolle eines Erleuchters und Aufklärers, die ihn ganz erfüllte, auch auf der Rednertribüne zu spielen. Als „Echo der Volksstimme" hat er, mit dieser schwankend und wechselnd, sich nur wenig charaktervoll gezeigt. Rehabilitiert hat er sich durch seine feste Haltung beim Staatsstreich und durch zwanzig Jahre Exil.

Victor Hugos Stellung als dichterischer Reformator dagegen ist von ganz anderer, schwerwiegender Bedeutung. Als neue, anregende und später umwälzende Kraft wuchs er heraus aus einer Periode der Erstarrung und seelenlosesten Nachahmung unter Waffengeklirr und strenger kaiserlicher Zensur, die auch noch während der Restauration der emporkeimende Geist des „Bourgeois" mit seinen Nützlichkeitsprinzipien bis ins Unendliche aufrecht zu erhalten drohte. Indes lebten sich Deutschland und England aus in den herrlichsten dichterischen Blütezeiten. Walter Scott, Byron, die deutschen Poeten, deren Werke Madame de Staëls „De l'Allemagne" erschlossen, wurden tiefgreifende Anregungen. Victor Hugo war nicht der einzige, in dem der Sehnsuchtsschrei nach lebendiger Kunst und Poesie laut geworden — selten wohl hat eine kurze Periode eine solche Fülle von schöpferischen Individualitäten hervorgebracht wie die Zeit der

Restauration, und unsterblich wird die Künstler- und Dichtergeneration von 1830 bleiben — aber er war der Kraftvollste unter ihnen. Seinem energischen Vorgehen ist es zu danken, daß die Pseudo-Klassiker in Nichts versanken, daß leere Schemen und Konventionalismus hinweggefegt wurden, und daß der nüchterne Geist des Bourgeois sich in Frankreich nicht durchsetzen konnte. Zwar war die Welt, die er heraufbeschwor, die an starken Kontrasten, elementaren Leidenschaften, effektvollen Scenerien, bunten Requisiten überreiche Welt des Mittelalters und des Orients, nicht das echte Menschentum; es war aber ein erfrischender, hellleuchtender Farbenfleck in einer grauen Oede; er regte die Phantasie an und trieb andere zu neuem Gestalten. Während die Odes et Ballades sich noch in ganz konventionellen Formen und Ideenkreisen bewegen, brachten die Orientales das prächtige, farbensprühende romantische Element, indem sie zugleich einen wunderbaren Verskünstler offenbarten. Auf den Brettern aber gedachte der Dichter den entscheidenden Kampf auszufechten. Das „Vorwort" zum Cromwell stellt als Produkt der neuen Zeit das Drama hin, die Verschmelzung des Erhabenen (der Tragödie) mit dem Grotesken (der Komödie). Das Drama ist erst der rechte poetische Ausdruck der christlichen Zeit, der den Dualismus zwischen Leib und Seele, himmlischem und irdischem Dasein voll erfaßt und zu einer großen Einheit vereinigt. Es übersieht das Häßliche nicht, was die Antike, nur einem bestimmten Schönheitsideale gehorchend, verwarf; es will wahr sein wie der Schöpfer selbst. Victor Hugos großes Verdienst bleibt hierbei, den ästhetischen Wert des Häßlichen, oder, wie er es nennt, des „Grotesken", hervorgehoben zu haben. Sein Fehler war es freilich, allzusehr in diesem Grotesken zu schwelgen und die beiden Gegensätze als stärkstes Licht und dunkelsten Schatten ohne vermittelnde Zwischentöne schroff nebeneinander zu stellen. Nur in diesem Sinne reizte ihn die Darstellung des Menschen, der Geschichte der Völker, der Natur.

Im Cromwell greift er ferner das eiserne Gesetz der klassischen Tragödie, die drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung an und behält nur die dritte bei. Man muß sich in die Zeiten der Pseudo-Klassiker zu versetzen wissen, um zu verstehen, welchen Sturm von Aufruhr diese reformatorische That hervorrief. Mit Hernani kam's zum offenen Kampf; die ganze litterarisch-künstlerische Bohème des Quartier latin ward ins Treffen geführt, und es gelang ihr, nach einer Reihe von ungeheuer stürmischen Aufführungen, dem edlen Banditen Hernani, der so recht nach ihrem, alle klassische Gebundenheit und Bourgeois-Gesinnung verachtenden Herzen war, zu einem glänzenden Siege zu verhelfen. Kritisch betrachtet bietet dieses Drama Victor Hugos, wie alle, die er folgen ließ, einen wundervollen Rahmen, prächtige Einzelschilderungen, ergreifende lyrische Stellen, eine fortreißende Rhetorik, aber daneben ganz unmögliche Charaktere, mangelhafte Psychologie und historische Kritik, ungeschickte Führung des Konflikts und, infolge zustark betonter Aeußerlichkeiten, selten eine echt tragische Stimmung. Seine Dramen sind beachtenswert als agitatorische Thaten,

künstlerisch betrachtet gehören sie zu den schwächsten Produktionen des Dichters. Von Hernani bis zu den Burgraves (1843), deren Fiasko ein wohlverdientes war, macht sich ein steter Rückschritt geltend.

Glücklicher war Victor Hugo mit dem Roman Notre-Dame de Paris, dem echten Roman der Romantik, des Mittelalters. Hier nur ein Rahmen; die tolle Fabel ist an sich wertlos. Aber welch ein Rahmen, diese altehrwürdige Kathedrale zu Paris, die er in ihrer vollen historischen und künstlerischen Größe zu erfassen weiß, belebt bis in ihre kleinste Einzelheit, und doch wieder reden läßt als große Einheit, als eine mächtige, allen Wechsel der Zeiten überdauernde Stimme aus der Vergangenheit! Wunderbar ist das Kapitel „Ceci tuera cela“ (Dieses wird jenes töten): allmählich verschwindet die erhabene Poesie des Steins, die gewaltige Sprache des Mittelalters, vor dem geschriebenen und gedruckten Wort. So anfechtbar die übrigen Romane Victor Hugos auch sind, Notre-Dame de Paris wird stets die größte Bewunderung erregen.

Der Dichter überragt den Menschen. Er erreicht im Lyriker und im Epiker seine höchste Entfaltung. Eine Fülle von Bänden entstand während einer nahezu 70jährigen Dichterlaufbahn, des Zuvielen selbst noch zu viel; doch auch viel Bleibendes findet sich darin niedergelegt. Eng abgrenzen, ausscheiden und wiederum ausscheiden ist schwer, da dies Werk, die unreife Jugend und das geschwätzige Greisenalter ausgenommen, nur wenig Entwicklung oder Steigerung zeigt, sondern an uns vorüberrauscht wie ein gewaltiges, auf und nieder wogendes Meer, dessen Perlen sich in endlosen Bänden verstreut finden, erdrückt von Wiederholtem, breit Ausgesponnenem, von hohler, pomphafter Rhetorik, die es besonders uns Deutschen schwer macht, das rechte Verhältnis zu dem Dichter zu finden. Dennoch scheinen zwei Sammlungen dessen stärkste Kraftentfaltung zu offenbaren und zugleich die beiden Prägungen seines Genies darzuthun: den markigen Barden und Propheten und den zartsinnigen Verherrlicher des Familienlebens. Es sind die Châtiments und die Contemplations; entstanden in der ersten Periode des Exils, bedeuten sie den kühnsten Aufschwung aller seelischen und geistigen Fähigkeiten. In den Châtiments ist er das weithintönende Echo der Entrüstung des französischen Volkes über den kleinen Nachäffer des großen Napoleon und seine Kreaturen. Er wächst über sich selbst hinaus und empor zur gigantischen Größe eines anklagenden Propheten und Rächers; er wird der Victor Hugo Rodins, den die Nähe des Ozeans stetig zu neuem Schaffen anregt. Seine flammende Empörung greift zu den stärksten Mitteln, um seine Gegner niederzuschmettern: Anklage, Rachegeschrei, Haß, beißende Satire, entsetzlicher Hohn und dabei das große prophetische Verkünden der Weltgeschichte als Weltgericht finden ihren Ausdruck in Gesängen von prunkender Rhetorik oder fein zugespitzter Satire. Zu ersteren gehört der erschütternde Cyklus l'Expiation, der uns auf die Schneefelder Rußlands, in den Kriegslärm von Waterloo, in die Verlassenheit

St. Helenas führt. Und selbst da findet der erste Napoleon keine hinreichende Strafe für den 18. Brumaire. Erst der Karnevalszug des „Banditen", der ihn nachäffte, muß ihn aus seiner Grabesnacht emporschrecken, ehe es der Lenker der Geschicke genug sein läßt. Der Beginn der Expiation wirkt erschütternd, vorwiegend durch Anwendung eines großen Kunstmittels, der Wiederholung von etwas Unerbittlichem, Unentrinnbarem:

Il neigeait. On était vaincu par sa conquête.
Pour la première fois l'aigle baissa la tête.
Sombres jours! L'empereur revenait lentement,
Laissant derrière lui brûler Moscou fumant.
Il neigeait. L'âpre hiver fondait en avalanche;
Après la plaine blanche une autre plaine blanche.
. . . .
On ne distinguait plus les ailes ni le centre;
Il neigeait. Les blessés s'abritaient dans le ventre
Des chevaux morts. . . .
Il neigeait, il neigeait toujours! La froide bise
Sifflait sur le verglas, dans des lieux inconnus.
On n'avait pas de pain et l'on allait pieds nus.
Sortira-t-on jamais de ce funeste empire?
Deux ennemis; le czar, le nord! Le nord est pire.

Es schneit. Gebeugten Haupts, vom Schnee besiegt,
Zum erstenmal der Aar am Boden liegt.
O düstre Tage, da nur langsam fand
Der Kaiser heim den Weg von Moskaus Brand!
Es schneit. Verheerend wie Lawinenwandern,
Endlos, reiht sich ein weißes Feld dem andern.
. . . .
Des Heeres Flügel sehn die Mitte nicht;
Es schneit. Nur wer verwundet niederbricht,
Im Bauche toter Pferde findet Schutz...
Es schneit und schneit. Und übers Glatteis pfeift
In unbekanntem Land der kalte Wind.
Und nirgend Brot. Und nackt die Füße sind.
Ach, endet denn dies Reich, das unglücksel'ge, nimmer?
Zwei Feinde hier: der Zar, der Nord! Der Nord ist schlimmer.

In den Contemplations erklingt neben der „erzenen Saite" schlicht ergreifend der echt menschliche Ausdruck seines Fühlens gegenüber den Seinen. Schon in den Feuilles d'Automne ertönt er warm und tief zum ersten Male. Dort widmet er der Mutter seiner Kinder und den Kindern selbst innige Verse. Zu den schönsten gehört die Ode über den Segen des Kindes: „Lorsque l'enfant paraît". Hier nun entreißt ihm der Schmerz um seine früh geschiedene Tochter ergreifende Klagelieder. Zunächst ein tief empfundenes Geleitwort zur Hochzeit, dann lange gramvolles Schweigen:

Oh! Je fus comme fou dans le premier moment,	Erst war es mir, als packte Wahnsinn mich,
Hélas, et je pleurais trois jours amèrement.	Und wohl drei Tage weint' ich bitterlich.
. . . .	. . . .
Et je n'y croyais pas, et je m'écriais: Non!	Und glaubt' es nicht und rief nur immer: Nein!
Est-ce que Dieu permet de ces malheurs sans nom?	So namenloses Weh läßt Gott nicht sein.
. . . .	. . . .
Il me semblait que tout n'etait qu'un affreux rêve,	Mir schien es alles wie ein böser Traum.
Qu'elle ne pouvait pas m'avoir ainsi quitté,	Mich so verlassen haben konnt' sie nimmer,
Que je l'entendais rire dans la chambre à côté,	Ich hört' ihr Lachen noch im Nebenzimmer,
Que c'était impossible enfin qu'elle fût morte,	Und daß sie tot, unmöglich zu verstehen,
Et que j'allais la voir entrer par cette porte!	Ich würd' durch diese Thür sie treten sehen!

Er verfolgt das geliebte Kind von den Tagen an, da es beginnt, der Sonnenschein seines Hauses zu werden, Perlen wie „Elle avait pris ce pli dans son âge enfantin“, „O souvenirs, ô printemps, aurore“ (So war sie nun mal, als ein Kind sie noch war! — O Erinnrung, o Frühling, o Morgenrot!) werden in keiner französischen Gedichtsammlung fehlen. Erschütternd ist sein endliches Beugen unter den unerforschlichen Ratschluß Gottes:

Je viens à vous, Seigneur, père auquel il faut croire,	Nun komm' ich zu dir, Herr und Vater, nicht mehr klag' ich,
Je vous apporte apaisé	Es wurde still in mir.
Les morceaux de ce cœur tout plein de votre gloire,	Von meinem Herzen, das du brachst, die Scherben trag' ich,
Que vous avez brisé.	Voll deines Ruhms, zu dir!
. . . .	. . . .
Nous ne voyons jamais qu'un seul côté des choses,	Wir sehen stets nur eine Seite von den Dingen,
L'autre plonge en la nuit d'un mystère effrayant.	Die andre ist getaucht in Dunkel, undurchsichtig.
L'homme subit le joug sans connaître les causes,	Nicht weiß der Mensch die Gründe, die ins Joch ihn zwingen,
Tout ce qu'il voit est court, inutile et fuyant.	Und alles, was er sieht, ist kurz und flüchtig, nichtig.
. . . .	. . . .
Dans vos cieux, au delà de la sphère des nues,	In euern Himmeln, hoch über dem Wolkenraum,

Au fond de cet azur immobile et dormant,	Wo unbeweglich schlummert der Azur,
Peut-être faites-vous des choses inconnues	Geschehen wohl Dinge, die ahnen wir Menschen kaum,
Où la douleur de l'homme entre comme élément.	Weilt unser Schmerz als Grundstoff der Natur.

Victor Hugo stand ein seltener Reichtum von Kunstmitteln zu Gebote; er war Meister des bildlichen Ausdrucks; Gefühl und Gedanke wurden bei ihm sofort zum Gesicht, er hat die Poesie Frankreichs um eine Fülle der köstlichsten Bilder bereichert. Nur ein Beispiel von den Tausenden: Booz endormi. Ruth liegt zu Füßen des schlafenden Boas, und sinnend die funkelnde Mondscheibe betrachtend, fragt sie sich:

Quel Dieu, quel moissonneur de l'éternel été,	O welch ein Gott, des ew'gen Sommers Mäher, dort
Avait, en s'en allant, négligemment jété	Hinweggegangen ist! Und lässig warf er fort
Cette faucille d'or dans le champ des étoiles?	Die güldne Sichel in das Feld der Sterne!

Wo er sich in maßvollen Grenzen hält, erreicht er das denkbar Vollendetste an poetischem Ausdruck, an malerischem Stimmungszauber; seiner Kunstmittel immer sicherer werdend, schwächt er sie leider ab durch Anhäufung, Wiederholung, durch zu starkes, innerlich unberechtigtes Ausnutzen der Kontrastwirkung. Seine Rhetorik wird dann pomphaft gespreizt, ein tönender, aber hohler Koloß; der erschütternde Effekt wird verdorben durch Effekthascherei. Victor Hugo war kein bahnbrechender Denker, seine Dichtungen sind erfüllt mit Begriffen von leicht verständlicher Allgemeinheit, die er mit einem prächtigen Mantel drapiert. Er wird gern lehrhaft, doch auch dann findet er noch wirklich poetische Kraft zu begeistern.

Leider belehrt er nur zu oft lediglich durch die gröbsten Antithesen von rohester Barbarei und engelhafter Güte (siehe besonders Les Misérables und La Légende des siècles). Er glaubt an den Fortschritt der Menschheit mit dem Optimismus einer naiven und gesunden Natur und berauscht sich dabei an seinen begeisterten Tiraden; nicht mit der langsam, aber schwer errungenen Ueberzeugung eines menschheitsliebenden, abgeklärten Philosophen. Schroff läßt er überall den Dualismus von Geist und Tier hervortreten, verschmilzt ihn aber gelegentlich zu einem vagen Pantheismus (Le Satyre, Légende des siècles). Seine sozialen Empfindungen, seine Liebe zum Volke halten sich auch im Rahmen einer agitatorischen Rhetorik, die nicht viel über bekannte Gemeinplätze hinauskommt. Der Denker Victor Hugo war klein und alltäglich, nur hob ihn der Dichter bisweilen auf die Schultern, und das machte ihn groß.

Sein Glaubensbekenntnis hat er in dem Gedicht Ce que dit la bouche d'ombre niedergelegt. Es ist in seiner letzten Strophe besonders charakteristisch

für die summarische Einfachheit seines philosophischen und sozialen Denkens und mag deshalb den Schluß dieser Betrachtung bilden:

Le mal expirera, les larmes
Tariront; plus de fers, plus de deuils,
plus d'alarmes;
L'affreux gouffre inclément
Cessera d'être sourd, et bégaïera:
Qu'entends-je?
Les douleurs finiront dans toute ombre; un ange
Criera: Commencement!

Das Böse stirbt, die Thränen all' versiegen;
Nicht Fesseln mehr, kein Sich-in-Trauer-,
-Unrast-wiegen;
Der finstre Schlund der Erde
Ist nicht mehr taub und lallt in Stammelworten:
Was hör' ich? Schmerzen wollen enden allerorten;
Ein Engel ruft: Es werde!



Tiefe Ruhe.

Von

Anna Ritter.

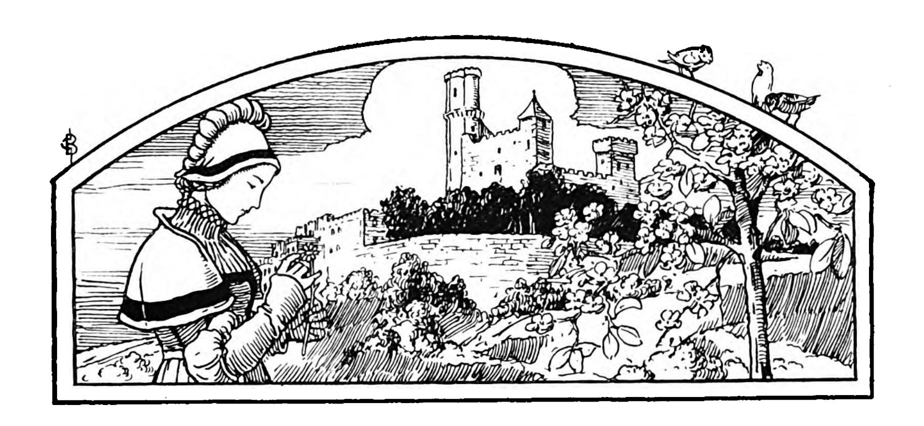
Schwerfällig geht der Knecht im Hofe
Noch her und hin und hin und her,
Verwahrt verdrossen das Geräte
Und schiebt am Thor den Riegel quer.

Ich seh' von meinem dunklen Fenster
Das wandernde Laternenlicht,
Wie es sich in den Wasserlachen
Des Pflasters trübe leuchtend bricht.

Die Fohlen scharren dumpf im Stalle,
Des Nachbars Hund schlägt leise an . . .
Dann wird's so still, daß ich das Wehen
Des eignen Atems hören kann.

Wie wunderlich — dies tiefe Schweigen,
Da weit und breit sich nichts mehr rührt,
Und man das große, reiche Leben
Nur noch am eignen Herzschlag spürt!





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Flemming war nach stundenlangem Umherirren in eine vierreihige Lindenallee gelangt, in deren Grunde die schimmernde Fassade eines prachtvollen Schlosses auftauchte. Er legte die Hand an die schmerzende Stirn. Wo war er? In Radöhl. Am Ziel. An dem Ort, wo er seine Maria wiedersehen sollte.

Aber er wollte sie ja nicht wiedersehen, ohne vorher alles genau überlegt und durchdacht zu haben. Mit der vollkommensten Ruhe, in absoluter Klarheit über das, was für sie beide zu thun wäre, wollte er ihr gegenüber treten. Hatte er diese Ruhe, diese Klarheit? Er stöhnte tief auf. Seine Empfindungen rissen ihn hin und her. Stundenlang hatte er gedacht, gerungen, gekämpft, und noch war er so friedlos, so unsicher, so schwankend wie in dem Augenblick, da das Schicksal die Binde von seinen Augen genommen und ihn sehend gemacht hatte.

Nicht weit von ihm im Schatten der breitästigen Alleebäume stand eine zierliche Gartenbank. Schleppenden Schrittes erreichte er sie und ließ sich darauf nieder. „Sie ist es ja gar nicht!“ dachte er. „Woraus schließe ich denn, daß sie es ist? Ich habe ein Bild gesehen, das hat eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Bilde, das ich von ihr im Geiste bewahre. Aber zwei Menschen können einander so ähnlich sein, daß ihre Bilder ein und dieselbe Person darzustellen scheinen. Die Maria meiner Sehnsucht und die Herrin dieses Schlosses sind vielleicht ganz verschiedene Wesen. So ist es. So muß es sein!“

Er stampfte mit dem Fuße auf. Aber zugleich empfand er mit dumpfem Schmerze das Thörichte seiner Selbsttäuschung. Nein, nein, sie war es — sein Schicksal war entschieden.

Er hatte ja von Anfang an gewußt, daß etwas zwischen ihnen stand. Oft hatte er sich das Furchtbarste vorgestellt: einen Flecken auf der Ehre ihrer Familie. Aber dies war das Allerfurchtbarste, das hatte er nicht geahnt, nicht ahnen können: den Flecken auf ihrer eigenen Ehre.

Als seine Gattin war sie unmöglich. Oder er mußte seinen Beruf aufgeben. Seinen Beruf! Wie konnte er das? Er, der mit Leib und Seele Soldat war! Sein Beruf war ihm alles. Nicht nur sein persönliches Pflichtgefühl, nicht nur die gleichsam angeborene Liebe des preußischen Junkers für den Rock des Königs, nicht etwa der Ehrgeiz, in einem besonders glänzenden Stande sich hervorzuthun, war es, was ihn so eng mit seinem Beruf verknüpfte. Nein, eine heilige Begeisterung hatte er für ihn. Aus dieser Begeisterung heraus hatte er sich, oft in langer, heißer Nachtarbeit, jene umfassenden kriegswissenschaftlichen Kenntnisse erworben, die seine Vorgesetzten an ihm bewunderten; aus dieser Begeisterung heraus hatte er sich jene körperlichen Fertigkeiten angeeignet, die er für sein Soldatenhandwerk zu brauchen glaubte und die ihm einen Weltruf als Sportsman eingetragen hatten. In seinem Berufe war ihm nichts schwer. Er liebte den verfeinerten Genuß, aber im Training versagte er sich monatelang alles. Er liebte eine gute Lektüre, geistvolle Geselligkeit, er hing unendlich an seiner geliebten Geige. Aber wenn seine soldatische Pflicht rief, war ihm das alles nur unliebsame Störung. In seinem Beruf gab es für ihn nichts Kleines, nichts Nebensächliches. Jede Schnalle, jeder Säbelgriff in der Schwadron war für ihn ein Gegenstand des höchsten Interesses.

Und das sollte er hinwerfen? Und wenn er's thäte — würde es nicht erst recht der Anfang vom Elend werden? In seiner bevorzugten Stellung hatte Flemming reichlich Gelegenheit gehabt, die Welt, die Menschen, die Herzen der Menschen kennen zu lernen. Er hatte sich überall mit offenen, klaren Augen umgeschaut. Und da hatte er die Erfahrung gemacht, daß eine Liebe, die den Beruf stört, den Mann auf die Dauer nicht zu beglücken vermag. Manche von seinen Kameraden hatten aus reiner Neigung Frauen geheiratet, die in ihren Kreis nicht hineinpaßten, aber keiner von ihnen, so viel Flemming hatte beobachten und erfahren können, war auf die Dauer wirklich glücklich geworden. Und nun vollends er! Wenn die Trauer um den verlorenen Beruf noch verschärft, noch verstärkt wurde durch den immer wiederkehrenden, nagenden, aufreibenden Gedanken, wie die Leute über seine Ehe denken, wie sie darüber reden und spötteln würden —

Nein, nein, eine Vereinigung zwischen ihnen beiden kann es nicht geben. Maria wird die arme Maria bleiben und er wird ein einsamer Mann werden.

Aber warum dann die nutzlose Qual dieses Wiedersehens? Wäre es nicht edler gegen Maria und zugleich klüger gegen sich selbst gehandelt, wenn

er sie gar nicht mehr sähe? wenn er die Sache, deren Aussichtslosigkeit, deren Unmöglichkeit jetzt klar am Tage lag, nun ein- für allemal etwas Abgethanes, etwas Begrabenes sein ließe?

Aber da schrie sein Herz laut und verzweifelt: Nein. Er konnte sein Ideal, seine Maria nicht so in Ungewißheit und Zweifel versinken lassen. Maria war ihm noch eine Aufklärung schuldig; die mußte er haben.

Die Welt beurteilte sie nachsichtig, sie sah in ihr ein beklagenswertes Opfer schlechter Menschen. Und vollends er — alles in ihm wehrte sich dagegen, ihr auch nur eine Spur von Schuld beizumessen. Er dachte an ihre erste Begegnung. An ihr Auge, in dem Güte und Herzensreinheit sich spiegelten. An ihre Worte, in denen ein tiefes Gemüt, ein reicher Geist sich offenbarten. An die Vertraulheit, mit der sie ihm entgegengekommen war. Fast, als wäre er seit Jahren der Freund ihrer Seele gewesen. Er dachte daran, wie sein eigenes Herz rückhaltlos, unaufhaltsam ihr entgegen geflogen war, als fände es in ihr die lang gesuchte Heimat. Und sie sollte mit einer Schuld befleckt gewesen sein? Mit dieser Schuld? Nimmermehr!

Und doch, und doch! Warum hatte sie sich vor ihm versteckt? Warum hatte sie ihm ihren Namen verborgen? Freilich, sie hatte jenen Brief unterzeichnet mit den Worten: Die arme Maria. Das hätte jeden anderen vielleicht auf die rechte Spur gebracht. Aber ihn doch nicht. Der sie liebte. Wie konnte er ahnen, wie konnte er auch nur von fern auf die Möglichkeit verfallen, daß seine herzige Waldfee und jene durch den Schmutz übler Nachrede geschleifte Gräfin Retzau, der die Laune eines Wohlwollenden den Beinamen der armen Maria gegeben hatte, ein und dieselbe Person wären? Lag der Flecken doch vielleicht nicht nur auf ihrem Namen, sondern auch auf ihrem Leben? Hatte es doch vielleicht etwas gegeben zwischen ihr und diesem Künwald? Nun, dann war sie schlecht bis auf den Grund ihrer Seele, dann hatte sie damals im Walde von Lonau ein frevelhaftes Gaukelspiel mit ihm getrieben.

Das Blut stieg ihm in die Schläfen, Schweiß bedeckte seine Stirn. Er will sie ja nicht besitzen, nein, nein — aber das Andenken an sie, den Glauben an ihre Reinheit möchte er sich doch bewahren. Wenn auch der dahinsänke — er glaubt es nicht ertragen zu können.

Flemming erhob sich und ging festen Schrittes nach dem Schlosse. Er betrat die Halle. Es war ein prächtiger, weißer, von dunkelbraunen Marmorsäulen getragener Raum. Ein dunkler Smyrnateppich bedeckte den Boden, Läufer führten die breite Doppeltreppe empor, durch die hohen Fenster im Hintergrunde schimmerten die Bäume des Parkes. Alles war still, kühl und vornehm.

Lautlos trat ihm der Haushofmeister entgegen.

„Ich möchte die Frau Gräfin sprechen,“ sagte Flemming, seine Brieftasche ziehend und nach einer Karte suchend.

„Die Frau Gräfin ist noch nicht zu Hause. Sie ist nach Reichertswalde zur Kirche gegangen.“

Flemming stockte der Atem. Die Entscheidung verzögerte sich. „Ich komme wieder," sagte er, indem er die Tasche, ohne dem Diener seine Karte zu geben, wieder einsteckte. „Wann wird die Frau Gräfin zurück sein?"

Der Haushofmeister sah nach der Uhr über dem mittleren Treppenbogen. „Der Gottesdienst ist längst aus," sagte er, „Frau Gräfin müssen jeden Augenblick hier sein."

„Also gut, ich komme wieder."

Flemming ging hinaus und schritt die Allee hinunter, die er gekommen war. Ein halbwüchsiger Groom begegnete ihm da. Er rief ihn an. „Welches ist der Weg nach Reichertswalde?"

Der Junge riß die Kappe vom Kopf. „Die Allee zu Ende und dann den Fußsteg, immer am See entlang."

„Danke." Flemming nickte und schritt in der angedeuteten Richtung von dannen.

* * *

Als Maria Reichertswalde verließ, ging sie links bei den letzten Häusern des Dorfes durch eine blühende Rapskoppel in den nahen Radöhler Wald. Das war die schönste Partie in der mit Naturschönheiten so reich gesegneten Gegend. Ragender Hochwald. In seinem Inneren Duft und Schweigen. Und zur linken Hand die blitzende, schimmernde Fläche des Sees.

Tausende machten alljährlich diesen Weg. Sie hatten daheim die Sorgen und Lasten ihres alltäglichen Lebens abgeschüttelt und genossen hier mit befreitem Herzen die Wonnen einer unvergleichlich lieblichen und erhabenen Natur. Maria gehörte das alles zu eigen. Oft war vor Jahren ihr Fuß auf diesem Pfad gewandelt. Aber glücklich war sie nicht gewesen. Ihrem Leben fehlte der Sonnenschein des Glückes. Selbst die Zeit, die sonst dem Aermsten das Recht giebt, sorgenlos selig zu sein, selbst die Zeit ihrer frühesten Kindheit war von dunkeln Wolken überschattet gewesen. Für sie war Schloß Radöhl mit seiner heiteren Renaissancepracht, mit seiner unermeßlichen Fülle von Naturschönheiten nur der dunkle Kerker, in dem es ihr verboten war, von Herzen fröhlich zu sein. Von Anfang an ward ihrer Kindesseele die Last aufgelegt, sich schuldlos schuldig zu fühlen, da ihre Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Und doch lebte in ihr die Frohnatur der Mutter und verlangte stürmisch nach Licht und Freiheit und Sonnenschein. Aber nur einmal hatte sie gleichsam von ferne ahnen dürfen, was echte, wahrhafte Kinderfröhlichkeit sei. Das war in jenem unvergeßlichen Sommer, da sie bei dem Oheim ihrer seligen Mutter, bei dem alten Oberförster von Lonau ein paar, ach! nur allzuflüchtige Sommermonate im duftenden Harzwald verleben durfte. Damals, bei dem stattlichen alten Herrn und bei der rührend guten Tante, die ihm nach dem Tode seiner Gemahlin die Wirtschaft führte, hatte sich Marias verwaiste Kindesseele weit aufgethan, und ihr helles Lachen erfüllte die Zimmer und den Garten der Oberförsterei und die lauschigen Plätze im weiten, dunkeln Wald. Ach! es war

nur eine kurze Seligkeit gewesen. Die Französin und die Bonne hatten untereinander davon gesprochen, daß die junge Komtesse wohl demnächst ganz nach Lonau übersiedeln werde, um dort die nächsten Jahre ihrer Kindheit zu verleben — und mit stürmischem Jubel hatte Maria diese Kunde in sich aufgenommen. Doch es war anders gekommen, schon in demselben Winter war der Großoheim plötzlich gestorben — und statt der gütigen Tante ward die Gräfin Ludmilla die Erzieherin ihrer Jugend. Seitdem war jede Spur von Frohsinn und Heiterkeit von ihr abgewischt. Und dann war das Schwere, Entsetzliche über sie hereingebrochen —

Damals, als sie, eine Geächtete, in der Abgeschiedenheit ihres Schlosses Tornowo um die Möglichkeit rang, ihr verfehltes, glückloses Leben weiter zu leben, war immer wieder die Sehnsucht in ihr wach geworden, die Stätte wiederzusehen, wo sie einst ein paar kurze Monden hindurch fröhliches Kinderglück genossen. Und sie hatte sich aufgemacht und war hingereist. Aber fremd und kalt hatte sie das alte, liebe Haus angemutet — sie hatte es gar nicht betreten. Hernach jedoch im Wald, da wachte die Kindheit in ihrem Herzen auf, da war's, als wären alle Lasten mit einem Male von ihr abgewälzt. Und da — hatte sie ihn getroffen. Mein Gott, mein Gott, landeten ihre Gedanken, wo hinaus sie sie auch schicken mochte, immer nur bei ihm! Ach! wo sollten sie hin! Er war ja der Abgott ihres Lebens, so lange sie mit Bewußtsein denken konnte.

Maria, die bis dahin rastlos fortgeschritten war, blieb stehen und seufzte schwer. Nein, nicht ihres irdischen Gottes wollte sie heute gedenken, sondern des wahren, ewigen Gottes. Was sie in der Kirche und hernach im Studierzimmer des Pastors gehört, und was sie so wunderbar ergriffen und getröstet hatte, ward wieder lebendig in ihr. Sie blickte empor. Droben zwischen den sich verschlingenden Baumwipfeln grüßte sie, wie ein freundliches und gütiges Auge, ein Stück des blauen Himmels. Aber während sie ihre Seele zu dem erhob, der über diesem sichtbaren und über allen Himmeln thronet, machte sich gerade ihre Leiblichkeit bemerkbar. Sie hatte sich auf den weiten Wegen durch das rasche Gehen überanstrengt. Ein mattes, wehes Hungergefühl überkam sie. Das Schloß war kaum noch eine Viertelstunde entfernt, aber ihre Kniee zitterten leise, und sie konnte nicht weiter. Und da fiel ihr das „Ende der Welt" ein. Noch eine kurze Strecke ging sie, und dann bog sie links auf einen Pfad, der sie durch dichtes Unterholz nach einem jäh und steil über dem See emporragenden Ufervorsprung führte. Auf seiner äußersten Spitze stand unter einer einzelnen hochragenden Buche ein schmucker, aus rohen Birkenstämmen zusammengezimmerter, offener Pavillon. Dichtes Gebüsch rahmte ihn ein, nur nach vorn gewährte er einen herrlichen Ueberblick über den weiten See.

Maria trat hinein und ließ sich auf einer der dort befindlichen Bänke nieder. Sie stützte die Füße auf einen Stamm, schlang die Hände, von denen sie längst die langen dänischen Handschuhe abgestreift hatte, um die Kniee und

lehnte das Haupt hintenüber auf den harten Balken, der die Rücklehne bildete. Der mächtige Knoten ihres blonden Haares gab ihrem Haupte trotzdem ein weiches Ruhekissen.

Wie oft hatte sie früher hier gesessen. Bis hieher hatte sie unbeaufsichtigt gehen oder reiten dürfen, daher hatte sie den Pavillon das „Ende der Welt" genannt. Hier hatte sie ihren unersättlichen Lesehunger gestillt. Weil ihr die wirkliche Welt verschlossen war, hatte sie sich aus Büchern und aus ihren eigenen phantastischen Gedanken eine andere Welt aufgebaut. Und der alles beherrschende Mittelpunkt dieser Welt war — er.

Marias Augen ruhten auf dem See. Sein Spiegel verlor sich im Geflimmer der Sonne. Dieses Sonnengeflimmer auf der Wasserfläche hatte etwas Einschläferndes. Maria fielen die Augen zu, eine sanfte Müdigkeit löste ihr die Glieder — und in diesem Halbschlaf überkam sie eine selige Empfindung, als ob er ihr nahe sei — er — und als ob er ihr immer näher käme — immer näher —

Aber nein, das war ja nicht er — das war ja der andere —

Entsetzt fuhr Maria empor, und was sie mit geschlossenen Augen zu sehen geglaubt hatte, sah sie nun wirklich: Künwald stand vor ihr. In seinem grauen Anzug, mit Reitgamaschen, den weißen Filzhut und die Reitpeitsche in der Rechten haltend, stand er demütig da mit dem Ausdruck und mit der Gebärde eines Bittenden.

„Gräfin Maria," sagte er und seine Stimme klang heiser vor innerer Erregung — „seien Sie barmherzig und hören Sie ein paar Worte von mir!"

Maria war wie gelähmt. Ein Gefühl des Abscheus und des Ekels rann durch ihre Seele und machte sie todesmatt. Aber sie fürchtete sich nicht. Dieser Mensch hatte ihr Leben vernichtet, was konnte er ihr noch anhaben? Sie sammelte sich einen Augenblick und sagte dann mit ruhiger, tonloser Stimme: „Sie beherrschen die Situation — ich muß es wohl dulden, daß Sie reden! Also, reden Sie!" Sie hatte ihre Stellung nicht verändert und blickte an ihm vorüber auf den See.

„Nein, nicht so," rief er heftig. „Ich will Sie nicht zwingen — sagen Sie nein, und ich gehe von Ihnen, um in der Einsamkeit zu verenden, wie ein angeschossenes Waldtier." Er trat, den Weg freigebend, zurück.

Maria erhob sich und schritt langsam auf ihn zu. Aber da trat er ihr, Hut und Peitsche fallend lassend, mit gerungenen Händen in den Weg.

„Ich wußte es wohl," sagte Maria kalt. „Großmut ist Ihre Sache nicht. Wen Sie in der Hand halten, mit dem machen Sie, was Sie wollen. Also, bitte, reden Sie!"

Sie ließ sich wieder nieder, doch nicht auf ihren früheren Platz, sondern so, daß sie den See im Rücken und den schmalen, im Buschwerk sich verlierenden Pfad, auf dem Künwald stand, vor Augen hatte. Ihr Blick ruhte auf ihm mit einem stolzen und verächtlichen Ausdruck. Diesen Blick konnte er

nicht ertragen. Er trat ein paar Schritte vor und lehnte sich seitwärts an die Balustrade des Pavillons, so daß er nur ihr Profil vor sich hatte. Alles, was er in der heißersehnten Stunde der Entscheidung hatte sagen wollen, hatte er sorgsam überlegt, hatte er sich in Gedanken hundertmal vorgesprochen. Aber jetzt, da die Stunde da war, versagten seine Gedanken, sie wogten wild durcheinander, und er vermochte es nicht, sie in Worte zu kleiden. Und doch fühlte er, daß er die Gelegenheit, die sich vielleicht nie wieder bot, ausnutzen mußte.

„Maria," begann er mit leiser, stockender, leidenschaftlicher Stimme, „Sie hassen mich, ich lese es in Ihren Augen. Und ich gebe zu, Sie haben Grund, mich zu hassen, der ich mit gewaltsamer und ungeschickter Hand eingriff in Ihr Leben. Aber haben Sie nie an den Beweggrund meines Handelns gedacht, daß mich zu allem, was ich that, nur die wahnsinnige Liebe trieb, die ich für Sie im Herzen trage?"

Maria machte eine heftig abwehrende Bewegung, doch er ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Als ich Sie zuerst kennen lernte, als ich Sie öfters sehen und unter dem Schutze meines Vaters, der Ihr Vormund war, mit Ihnen verkehren durfte, da war ich schon ein bis in den Grund verdorbener Mensch. Aber ich war nicht so verdorben, daß mich der Zauber Ihres Wesens nicht tief ergriffen hätte. Maria, ich schwöre es Ihnen, es war nicht Ihr reicher Besitz, es war auch nicht allein der Glanz Ihrer unvergleichlichen Schönheit, es war vor allem Ihre holde, reine Seele, die mich unwiderstehlich zu sich zog. Ich sah zu Ihnen auf, wie der Gläubige zu seiner Gottheit. Ich fühlte es, wenn ein gütiges Geschick Sie mir bescherte, es würde zu einer Art von Wiedergeburt bei mir kommen, ich würde ein neuer, ein besserer Mensch werden. Sie waren mir wie die Sonne dem Blinden, wie der Quell dem Verschmachtenden. Und ich, dessen frecher Wagemut sonst keine Grenzen kannte, ich, der ich meiner Laster mit lachendem Munde mich berühmte — ich war vor Ihnen wie ein verängstigter und verschüchterter Knabe. Mein Vater drängte mich, er verspottete mich, er ließ nicht ab, mich immer wieder darauf hinzuweisen, daß Sie bald mündig sein würden, und daß dann sein Einfluß über Sie zu Ende sei — ich aber, ich konnte nicht den Mut finden, mich Ihnen zu offenbaren. Ich verstrickte mich mehr und mehr in den Zauber Ihrer Holdseligkeit. Ihre zarte Anmut, Ihr liebenswerter, in Ihrer verstörten Jugend doppelt hinreißender Humor bezwangen mich mehr und mehr, aber ich wagte es nicht, Ihnen von Liebe zu reden. Ich wagte es nicht. Und als es doch geschah —"

Er brach ab und starrte sie an. Sie saß ruhig da, den Blick auf den Fußpfad gerichtet, mit demselben sicheren, stolzen, verächtlichen Ausdruck.

„Sie hatten mich um sich geduldet," hob er von neuem an, „Sie hatten sich meine Gesellschaft gefallen lassen, war ich doch der einzige, der eine gewisse Abwechslung in Ihr stilles, freudloses Leben brachte. Aber als die Leidenschaft mich überwältigte, als es wie Flammen aus meinem innersten Grunde herausbrach, da bebten Sie zurück — es war der Instinkt der Tugend, der

Sie, die Reine, vor mir, dem Unreinen, warnte. Und doch, Maria, wenn Sie in Gnaden Ihre Hand nach mir ausgestreckt hätten, Sie hätten mich emporrichten können aus dem Staube."

Maria blickte noch immer ruhig vor sich hin, aber der harte, verächtliche Ausdruck ihrer Züge milderte sich.

Künwald bemerkte es und fuhr zuversichtlicher fort: „Sie wiesen mich zurück, und ich sagte mir zähneknirschend, daß es für einen Menschen wie mich ein Glück, wie Sie es zu bieten vermöchten, nicht geben könne. Ich suchte meine thörichten Hoffnungen in dem Wirrwarr eines bis zur Tollheit gesteigerten Genußlebens zu ersticken und zu begraben. Es gelang mir nicht, immer wieder schlich sich in mein Empfinden die Sehnsucht nach Ihnen. Und da trat das Ereignis ein, das den schwachen Funken meines Hoffens zu heller Flamme auflodern ließ. Sie thaten das Unbegreifliche, Sie boten dem Grafen Retzau Ihre Hand, einem Menschen, der, ich darf es ohne Selbstverblendung sagen, tausendmal schlechter war als ich. Und als der verhängnisvolle Wahn, der Sie umstrickt hatte, von Ihren Augen wich, als Sie Hilfe, Rettung, Befreiung brauchten, da riefen Sie mich. Maria, mußte ich nicht daraus schließen, daß, trotz allem, was zwischen uns lag, auch trotz Ihrer früheren Zurückweisung, dennoch eine Stimme in Ihrem Herzen war, die zu meinen Gunsten sprach?"

Er schwieg und blickte gespannt zu ihr hinüber.

Maria hatte ihm anfangs nur mit Abscheu und Widerstreben zugehört. Aber sie mußte sich sagen, daß eine gewisse Berechtigung in den Folgerungen lag, die er aus ihrem damaligen Verhalten zog. In ihrem tiefen Gerechtigkeitsgefühl empfand sie die Verpflichtung, ihm völlige Aufklärung zu geben.

„Ja," sagte sie, immer die Augen vor sich auf den Waldpfad gerichtet, „es ist wahr — als das Entsetzliche vor mir stand, dem ich nur durch die Flucht mich entziehen konnte, da rief ich Sie. An wen hätte ich mich wenden sollen? Ich vertraute Ihnen. Sie hatten mir Ihre Liebe gestanden, und in den überspannten Auffassungen vom Leben, die mich damals beherrschten, war ich des Glaubens, daß einem Manne der Gegenstand seiner Liebe heilig wäre, auch dann, wenn er keine Erhörung fand. Ich fühlte nichts für Sie, als dies grenzenlose Vertrauen eines mit der Welt und ihren Läuften völlig unbekannten Herzens. Sie haben dies Vertrauen gründlich getäuscht. Sie haben die Handhabe, die ich Ihnen in meiner Arglosigkeit darbot, begierig ergriffen, um mich für immer an sich zu ketten. Ich wollte, daß Sie mich nach Hamburg brächten, aber Sie redeten mir ein, das ginge nicht, dort wäre ich nicht sicher. Es mußte Paris sein. Und dort im fremden Land, in meiner Hilflosigkeit, in meiner Ohnmacht, in meiner Zerrissenheit, da entblödeten Sie sich nicht, mir abermals von Ihrer Liebe zu reden. Und dann gingen Sie hin und thaten, was noch übrig war, um mich vollends zu verderben. Ich hatte Sie angefleht, jeden feindlichen Zusammenstoß mit meinem Manne zu vermeiden, ich hatte Sie er-

mächtigt, ihm mein halbes Vermögen anzubieten. Er hätte es mit Freuden genommen, und ich wäre frei gewesen, frei. Aber statt dessen gingen Sie hin und schossen den Menschen nieder, wie ein armseliges, sinnloses Tier. Dadurch glaubten Sie mich völlig in Ihre Gewalt zu bringen. Unsere Namen wurden ja zusammen genannt, ich war verfehmt, geächtet. Sie haben mich elend gemacht, elender, als Sie es wissen und ahnen. Beklagen Sie sich nicht, wenn ich nichts mehr seitdem für Sie empfinde als zornige Verachtung."

Er fuhr zusammen. Da war es wieder, das Antlitz, das er so sehr fürchtete, das er oft im Traume sah. Eine leise Röte war darin aufgestiegen, in den dunkeln Augen funkelte und flammte es. Einem Künstler, der die „zornige Verachtung" personifizieren wollte, müßte dieses Antlitz wie eine Offenbarung vorkommen.

Künwald seufzte tief auf. Der letzte Funke von Hoffnung, der alle diese Jahre hindurch in seiner Seele fortgeglimmt hatte, schien ihm nun zu erlöschen. Nein, dieses Weib war durch das Unglück, das er über sie heraufbeschworen, nicht gebrochen, sie war durch die Schmach, die sie unverdient getragen, nicht gebeugt. Die Zeit hatte den Abscheu, in den sich ihr früheres Vertrauen gegen ihn gewandelt hatte, nicht gemildert, sondern nur verschärft. Er würde sie nie — nie gewinnen können. Und in der entsetzlichen Qual, die diese Ueberzeugung in ihm erweckte, that er etwas Verzweifeltes. Er trat einen Schritt auf Maria zu, warf sich vor ihr nieder, umklammerte mit seinen Armen ihre Kniee und drückte sein Antlitz in ihren Schoß.

Er dachte, sie würde ihn von sich stoßen. Aber sie rührte sich nicht. Zitternd blickte er empor. Da sah er, wie ein Ausdruck seligen Entzückens in ihren Augen aufleuchtete, wie diese Augen dann in furchtbarer Angst starr wurden, wie sie sich schlossen. Entsetzt sprang er auf, und in demselben Augenblick glitt Maria wie leblos von der Bank hernieder. Ihr bleiches Haupt lag auf der Erde, die goldene Flut ihres gelösten Haares glänzte im Staube.

Wirr blickte Künwald um sich — da sah er eine Gestalt auf dem Waldpfad stehen, groß, schlank, elegant — es war Flemming. Er war völlig beherrscht. Nur der Ausdruck einer peinlichen Ueberraschung, wie sie derjenige empfindet, der wider seinen Willen Zeuge einer intimen Scene geworden ist, lag auf seinen Zügen. Er lüftete seine weiße Mütze. „Ah, Herr von Künwald," sagte er gelassen, „Sie werden mir ohne besondere Versicherung glauben, daß ich nicht im entferntesten die Absicht hatte, zu stören. Aber ich sehe, die Dame ist ohnmächtig geworden — darf ich irgend etwas zu ihrer Hilfe thun? Soll ich vielleicht nach dem nahen Schlosse zurückgehen und die Dienerschaft benachrichtigen? — Nicht? Nun, wie Sie befehlen. Also, bitte, verzeihen Sie die unbeabsichtigte Störung!"

Ehe Künwald recht zum Bewußtsein seiner selbst gekommen war, war Flemming verschwunden.

Scheu und ängstlich blickte Künwald zu Maria nieder. Er wagte es nicht, sie anzurühren. Er wagte es nicht, zu bleiben, bis sie wieder zum Bewußtsein kam. Er griff seinen Hut und seine Reitpeitsche vom Boden auf und floh eilig, als verfolge ihn jemand, durch das dichte Unterholz der nahen Schneise zu, wo er sein Reitpferd an den Stamm einer Eiche gebunden hatte.

Doch da erfaßte ihn mit einem Male eine wahnsinnige Angst, Maria könne so schwer getroffen sein, daß sie sich selbst nicht mehr zu helfen vermochte. Mit stockendem Schritt wie ein Mörder, der das Wiedersehen mit seinem Opfer fürchtet, schlich er sich zurück, in die Nähe des Pavillons. Gott sei gedankt! Da war sie! Er sah sie durch das Unterholz auf dem Waldpfad einherschreiten. Sie ging unsicher und schwankend, wie eine Nachtwandlerin. —

Und die Zähne zusammenbeißend, die Reitpeitsche in den bebenden Händen zerknickend, blickte er der rührenden Gestalt nach, wie sie sich zwischen den weißschimmernden Buchenstämmen verlor.

Zwanzigstes Kapitel.

„Ist das gnädige Fräulein noch nicht unten?"

„Nein, gnädiges Fräulein sind noch in ihrem Zimmer."

Die Frau Aebtissin schüttelte bedenklich den Kopf. Liesa war in der Nacht gegen halb eins von ihrem Ausflug nach dem Weißen Springer zurückgekehrt und hatte sich still und geräuschlos auf ihr Zimmer begeben. Aber heute, am Sonntagmorgen, hatte sie heruntersagen lassen, daß sie sich nicht wohl fühle, und sie hatte weder am Kaffee, noch am Kirchgang teilgenommen. Auch jetzt, da die Kirche aus war, war sie noch oben. Das war sonst gar nicht ihre Art. Wenn man ihr irgend ein kleines Vergnügen gewährte, so pflegte das die Spannkraft ihrer elastischen Natur auf Wochen hinaus zu verdoppeln. Wenn da nur nichts passiert war.

„Na, ich will mal nachsehen!" sagte die Aebtissin und reichte der alten, grauhaarigen, sauber gekleideten Dienerin, die zugleich Kammerfrau und Haushälterin war, Hut und Cape und Gesangbuch.

Dann schritt sie schwerfällig und pustend die altertümliche, ausgetretene Eichentreppe empor zum oberen Stockwerk und trat nach kurzem Anklopfen in Liesas Zimmer.

Es war ein großes, helles, in der einfachsten Art möbliertes Gemach, aber zahllose kleine Kunstwerke der Nadel, des Pinsels und des Brennstiftes, wie eine geschickte und fleißige Frauenhand sie herzustellen weiß, verliehen ihm den Anstrich einer gewissen anmutigen Behaglichkeit. Ueberall sah man kleine Brettchen, Tischchen und Schränkchen, die mit einer Unmasse von zierlichen Nippes bedeckt waren. Die Aebtissin hegte zwar eine große Verachtung gegen solchen bunten Flitterkram, aber sie ließ doch Liesa in diesen Dingen völlige

Freiheit und kaufte ihr selbst manch niedliches Zierstück. Der einzige, wirklich gediegene Gegenstand im Zimmer, ein prächtiger Bechstein-Flügel, war auch ein Geschenk von ihr zu Liesas jüngst verflossenem 19. Geburtstag.

Liesa war völlig angekleidet, sie schien im Zimmer auf- und niedergegangen zu sein. Sie sah zwar übernächtig, aber sonst völlig gesund aus, und nur ihre Augen hatten jene eigentümliche Beweglichkeit, die die Aebtissin an ihr als Zeichen innerer Erregung kannte.

„Na," sagte sie, „wie geht's, Herzenskind? Etwas Kopfweh, was? Ich möchte nur wissen, ob der gute Propst je etwas arrangieren kann, ohne daß alle Teilnehmer am andern Tage Kopfweh haben? Aber er kann das Schlemmen und Schlampampen einmal nicht lassen. Na, und wie war's denn sonst?"

Liesa hatte der Tante hastig die Hand geküßt und wischte nun eifrig den Staub von ihrem Flügel. „O, ganz nett," versetzte sie.

„Ganz nett?" Die Aebtissin kannte ihre Nichte zu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß ihr gestern etwas Unangenehmes begegnet sein müßte. „Ganz nett?" wiederholte sie. „Nun sage mal, Kind, was ist denn eigentlich passiert?"

„Tante," brach es aus Liesa heraus, „frage mich nicht, rede nicht, erinnere mich nicht!" Sie wandte sich um, ihr Antlitz glühte dunkelrot, ihre Augen sprühten.

Die Aebtissin trat auf sie zu, faßte sie um die Taille und führte sie nach dem winzigen Sofachen. Dort zog sie sie zu sich nieder. „Also, nun rede, Kind!"

Aber Liesa preßte die glühende Stirn gegen die Schulter der Tante und schwieg. Die Alte strich leise ihr blondes Haar mit einem mütterlichen, halb verlegenen Ausdruck, der ihre groben, roten Züge in diesem Augenblick mild und freundlich erscheinen ließ. „Du mußt dich doch aussprechen, Kind!" sagte sie sanft.

„Er hat — mich beleidigt," flüsterte Liesa.

„Wer?"

„Der Graf —"

„Wolkenstein?"

„Ja — er — er hat mich geküßt." Sie sprang auf, ihr kleiner, zierlicher Körper bebte vor Empörung. „Ist es nicht eine Schmach? Bin ich nicht eine Grütz? Sind wir Grütze nicht so alt und so ehrenwert wie die Wolkensteins? Ja, er ist reich und wir sind arm. Aber selbst der König durfte eine Grütz nicht kränken, weil sie arm ist. Tante, wie durfte er, er es wagen! Ich bin doch keine femme maculée, ich bin doch nicht vogelfrei!"

Die Aebtissin war heftig erschrocken, aber sie bemühte sich, einen leichteren Ton festzuhalten. „Kind," sagte sie, „nimm das nicht zu tragisch — nimm's als das, was es ist, als einen dummen Leutnantswitz."

„O, bitte, Tante — nein!“ versetzte sie heftig. „Der Graf ist nicht dumm, und ich — ich bin nicht die Persönlichkeit, die ungestraft mit sich Witze machen läßt.“

„Ja, Liesa,“ sagte die Aebtissin ernst, „was willst du denn thun? Eine junge Dame, die solche Affären aufbauscht, kommt selbst immer am schlechtesten dabei fort. Willst du ihn bei seinem Kommandeur verklagen? Nun, dann wird er dir einen höflichen Entschuldigungsbrief schreiben, aber du kannst dir denken, wie dann im Kasino über dich gelacht und geredet wird. Oder willst du jemand gegen ihn ins Duell schicken, etwa den Klosterpropst? Das hieße doch erst recht das Gerede der bösen Zungen provozieren. Also, laß die Sache begraben sein. Ich nehme an, daß sie ohne Zeugen geschehen ist — um so schneller wirst du sie verwinden.“

„Nein, Tante, nein, ich verwinde es nie,“ sagte Liesa heftig. Und mit einem Male, unaufhaltsam, brachen die so lange tapfer bekämpften Thränen hervor. Die Aebtissin ließ sie lange Zeit ungestört weinen und schluchzen. Endlich sagte sie in leisem, beschwichtigendem Tone: „Sieh, Liesa, du warst immer ein so heiteres, thatkräftiges Kind, gesund an Leib und Seele. Du wußtest dir immer so viel Interessen zu schaffen, und der begrenzte Lebenskreis der Pension und des Klosters genügte dir vollkommen. Es ließ dich völlig unberührt, ob es außer der Welt, die du kanntest, noch eine andere fremde Welt mit ungeahnten Genüssen und Schätzen gäbe. Aber seitdem Propstens hier sind, ist das anders geworden. Der flotte Lebemann und seine schöne, schlanke, elegante Frau haben es dir angethan — in ihrem Hause atmest du die Atmosphäre der großen Welt, des Lebens in höherem Stil. Und sie verziehen und verhätscheln dich, sie bewundern deinen Witz, deine Anmut, die Leichtigkeit, mit der du dich in jeder Lage zu bewegen weißt. Dadurch ist dein Herz unruhig geworden, es sehnt sich hinaus in freiere, lichtere, höhere Regionen. Aber, mein Kind, die Welt, nach der du dich sehnst, hat ihre Dornen und Stacheln. Du hast gestern etwas davon erfahren. Und vor allem, einem Edelfräulein, das nichts besitzt, als eine mäßige Klosterrente, bleibt sie verschlossen. Ich ahne es, Liesa, du hast in letzter Zeit oft den Gedanken in deiner Seele bewegt, ob du nicht draußen dir selber eine Stellung gewinnen und erringen könntest? Mein Kind, wenn dir, der Unabhängigen, ein solches Abenteuer passieren konnte, dann kannst du dir selber sagen, was deiner wartet, wenn du draußen, anderen dienend, um deine Existenz kämpfen willst.“

Die Aebtissin brach ab. Sonst gegen jedermann herb und unfreundlich, war sie gegen Liesa von einer rührenden Rücksicht und Zartheit. Sie scheute sich, den stolzen Sinn des Mädchens noch weiter zu demütigen und zu beugen. „Nimm's also,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „als einen Fingerzeig vom lieben Gott. Der junge Herr mit dem hochtönenden Namen hat dir anfänglich imponiert, du kannst am Ende nichts dafür, daß er sich hinterher als ein ganz gewöhnlicher, frecher Schlingel entpuppte. Das ist oft so in der Welt, mein

Kind, die größten Tiere sind da, genauer betrachtet, oft die armseligsten Viecher." Mit diesem Kraftausdruck hatte die Aebtissin ihr inneres Gleichgewicht wiedergewonnen und setzte hinzu: „Und nun, Lieselchen, wenn dich früher etwas drückte oder quälte, dann pflegtest du aufzuspringen und zu sagen: man muß etwas thun! Und so viel ich weiß, hat dies Mittel immer geholfen. Was meinst du, wenn du es heute auch anwendetest und zunächst einmal nachsähest, ob der Frühstückstisch draußen schon gedeckt ist?"

Liesa seufzte tief auf, aber sie erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie mit kühlem Brunnenwasser die Spuren der Thränen von ihrem Antlitz vertilgte. Dann kam sie, der Aebtissin mühsam zulächelnd, zurück und verließ das Zimmer.

In Nachdenken versunken, blieb die alte Dame sitzen. „Schade," dachte sie, „daß ich diesem Jüngling meine Meinung nicht persönlich sagen kann. Aber schwarz auf weiß soll er sie haben, und wahrhaftig, den Brief soll er sich nicht hinter den Spiegel stecken!"

Schweren Herzens schritt Liesa die dunkle, knarrende Treppe hinunter. Die Worte der Tante hatten sie nicht beruhigt und getröstet. Ihr war noch immer sterbensweh zu Mute. Als ihr Fuß eben die unterste Stufe berührte, erstarrte sie. Die Thür ging auf und vor ihr, als ob es sich von selbst verstünde, mit lächelndem, glückseligem Angesicht stand Kuno.

Voller Entsetzen ergriff Liesa die Flucht. Sie sah und hörte nichts. Nur der eine Gedanke beherrschte sie, ihm zu entgehen. Und so stürzte sie blindlings in den Garten — immer weiter, bis dort, wo die wohlgepflegten Blumenrabatten aufhörten und zwischen Stachel- und Johannisbeersträuchern Küchenkräuter und Kohlpflanzen ein beschauliches Dasein führten. Und mit einem Male war's ihr, als hörte sie Schritte hinter sich. Da faßte sie ein so maßloser Zorn, daß sie still stand und sich mit einer blitzschnellen Gebärde nach ihm umwandte. Ihr zierlicher Körper bebte, ihre Augen glühten. Aber sie bezwang sich. Dieser Mensch sollte nicht den Triumph genießen, sie in fassungsloser Erregtheit gesehen zu haben. „Kalte Verachtung!" rief sie sich innerlich zu, „das ist das einzige, was ich ihm zeigen darf."

Der Ausdruck triumphierenden Glückes war von Kunos Zügen gewichen, nur noch eine maßlose Bestürzung war darin zu lesen: „Liesa — gnädiges Fräulein" — stotterte er.

Sie erhob abwehrend die Rechte. „Ich bin erstaunt, Herr Graf," sagte sie kalt und schneidend, „Sie hier zu sehen. Ich habe gestern nach einer zufällig und formlos sich ergebenden Bekanntschaft mit Ihnen geplaudert, wie man wohl mit einem Fremden zu verkehren pflegt, den man seinem Stande und seiner Bildung nach für einen Gentleman zu halten sich versucht fühlen darf. Sie haben mich um die Erfahrung bereichert, daß ich eine schlechte Menschenkennerin bin. Ich bin Ihnen dafür beinahe Dank schuldig. Aber daß Sie die Liebenswürdigkeit haben würden, sich persönlich über den Eindruck zu vergewissern, den Ihre

Ritterlichkeit auf mich gemacht hat, das scheint mir denn doch — ich will mich milde ausdrücken — völlig überflüssig!"

Liesa glaubte, ihre Worte gut gewählt zu haben, aber den Erfolg, den sie hatten, hatte sie nicht vorausgesehen. Kuno wurde zornig. Eine dunkle Röte stieg ihm ins Antlitz bis unter die kurzgeschorenen, blonden Haare. „Was soll das, Liesa?" rief er kurz und scharf. „Was sollen diese Worte, deren verletzenden Ton ich empfinde, deren Sinn ich aber nicht recht zu begreifen vermag? — Meine Werbung gestern mag ja freilich etwas — etwas originell gewesen sein, und Jürgen hat mir dafür bereits gründlich den Kopf gewaschen. Aber mein Glück war mir zu Kopf gestiegen und riß mich fort. Und dafür durfte ich Verständnis und Verzeihung bei Ihnen voraussetzen, auch wenn meine Art Ihnen unsympathisch war. Sehen Sie, ich bin kein großer Frauenkenner, aber so viel vermochte ich doch in Ihren Augen zu lesen, daß das, was mich so plötzlich und gewaltsam ergriffen hat, auch in Ihrer Seele einen Widerhall fand. Und das machte mich so selig, daß ich auch den Mut fand, nach meiner Fasson selig zu werden." Sein Zorn war verflogen, er lachte wieder. „Sehen Sie," fuhr er fort, „andere mögen zuerst sprechen und dann küssen, ich habe es beliebt, zuerst zu küssen und dann zu sprechen. Und nun hole ich das Versäumte nach und frage in aller Ordnung: Baronesse, teuerste Liesa, wollen Sie mir Ihr Herz schenken und meine allerliebste kleine Gräfin werden?" Er streckte ihr glückstrunken die Arme entgegen.

Aber Liesa bedeckte ihre Augen mit den Händen. Ein unendliches Glücksgefühl überkam sie und zugleich eine tiefe Beschämung, daß sie an der Lauterkeit und Reinheit dieses Mannes auch nur einen Augenblick hatte zweifeln können. Und Ueberraschung, Scham und Seligkeit versetzten sie in eine solche Verwirrung, daß sie schwankte und ohnmächtig niederzusinken drohte.

„Um des Himmels willen, Liesa!" rief er erschrocken, „was ist das?" Er zog ihr sanft die Hände von den Augen.

Sie brach in Schluchzen aus. Ihr tiefes Schuldgefühl raubte ihr den Mut, an das Glück zu glauben, das ihr so unerwartet in den Schoß fiel. „Mein Gott," stammelte sie, „ich glaubte — ich dachte —"

Er begann zu verstehen und wurde sehr ernst. „Ach," sagte er, tief aufatmend, „du glaubtest, du dachtest? Aber bin ich denn ein solcher Mensch? Habe ich denn einen solchen Eindruck auf dich gemacht? Du liebst mich doch, wie konntest du da an mir zweifeln?" Er hielt ihre zuckenden Hände fest.

Liesa wagte es nicht, zu ihm aufzublicken. Diese stolze, männliche Art, seinem gekränkten Selbstgefühl Ausdruck zu geben, bewunderte sie mehr noch als alles andere an ihm. „Ach," sagte sie schüchtern, „ich habe ja auch eigentlich nicht an Ihnen gezweifelt, nur an mir — nur an mir. Ich darf mich ja nicht wert halten für so viel Glück. Sie bieten mir alles, und ich bin nichts. Muß ich nicht zweifeln, ob so viel Segen wirklich für mich bestimmt ist?"

„Liesa," sagte Kuno und seine Hände schlossen sich noch fester um die

ihrigen. „Es ist mit der Liebe zu einem Menschen wie mit der Liebe zu Gott, sie lebt vom Glauben — der Zweifel tötet sie."

„Und Sie," rief sie atemlos, „glauben Sie so fest an meine Liebe? Wird Ihnen nie der Gedanke kommen, daß es nur Ihre äußeren Vorzüge waren, die mich veranlaßten — Ihnen die Hand zu reichen? Ach, lieber Graf, das wäre mein Untergang! Sagen Sie's mir, glauben Sie an meine Liebe, an meine wahre, aufrichtige Liebe?"

„Wie an mich selbst!" antwortete er ruhig.

„Nun, so lehre mich, dich eben so gläubig zu lieben!" rief sie außer sich. Sie machte ihre Hände los, zog seine Schultern zu sich hernieder und hing weinend an seinem Halse.

„Du Liebe, Einzige!" flüsterte Kuno und streichelte das blonde Haar des Mädchens. Dann umschlang er sie sanft und führte sie aus dem Gemüsefeld auf den schmalen Gartenpfad. „Darf ich nun nicht nachholen, was ich gestern nur im Fluge genießen konnte?" fragte er, mühsam seine Bewegung bemeisternd.

Und sie duldete es, daß er ihr thränenüberströmtes Antlitz mit seinen Küssen bedeckte.

„Wie ist das alles nur gekommen!" sagte Liesa leise, wie im Traum.

Kuno fand den alten neckischen Ton wieder. „Nun, das ist doch einfach," sagte er. „Ich bin eben ein Sonntagskind. Weißt du, als ich geboren werden sollte, hatte mein Vater noch sein Portefeuille, und es galt, irgend ein wichtiges Gesetz, das Bismarck sehr am Herzen lag, und gegen das der alte Kaiser Wilhelm eine starke Antipathie hatte, bei diesem durchzudrücken. Bismarck und mein Vater hatten alles aufgewandt, um den Kaiser zu überreden, aber umsonst, er wollte nicht. Da wurden sie an einem Sonntag beide zu ihrer Ueberraschung ins Schloß befohlen. Meine Mutter war damals schon sehr leidend, und mein Vater wollte absagen, obgleich der Reichskanzler selber bei ihm vorgefahren war, um ihn abzuholen. Als meine Mutter hörte, um was es sich handelte, nahm sie sich zusammen, ging in den Salon, wo die beiden Herren miteinander diskutierten, und wußte durch ihre Heiterkeit und ein erheucheltes Wohlbefinden meinen Vater zu bestimmen, daß er doch noch mitfuhr. An jenem Abend gelang es den beiden, den Kaiser für das Gesetz zu gewinnen. Als nun mein Vater gegen halb elf Uhr nach Hause kam, da wurde ihm ein Bündelchen überreicht, in dem ein kleiner, zappelnder, häßlicher Kerl lag — das war ich. Da schrie mein Vater laut auf in freudiger Ueberraschung. Und wohl zehn Minuten ging er mit mir in seinem Zimmer auf und nieder und rief immer aufs neue: ‚Mein Glücksbub, mein Sonntagskind!' — Siehst du, seine väterliche Prophezeiung hat sich erfüllt, ich hab's immer geglaubt, daß ich ein Sonntagskind wäre, und — seit gestern weiß ich es gewiß."

Liesa blieb stehen und sagte, noch immer leise weinend: „Laß mich einmal deinen Schopf fassen, ich möchte dir etwas ins Ohr sagen!"

Er beugte sich lächelnd nieder, und sie flüsterte, seinen Kopf mit beiden Händen haltend: „Ja, du bist wirklich ein Sonntagskind — du hast so etwas Heiles und Unverletztes an dir, wie der Sonntag."

* * *

Die Frau Aebtissin trat in den Garten und war überrascht, Liesa nicht bei dem sauber gedeckten Frühstückstisch zu finden. „Das arme Ding," dachte sie, „sie ist so stolz und so empfindlich — eine echte Grütz. Aber sie wird doch keine Dummheiten machen?"

„Liesa," rief die alte Dame, „Liesa!" Und als sie keine Antwort erhielt, wurde sie unruhig und ging suchend durch den Garten. Sie ging weiter und weiter, fand aber niemand und wollte schon wieder umkehren, als sie plötzlich weit hinten zwischen den Stachelbeersträuchern eine Gruppe erblickte, die sie in eine völlige Erstarrung versetzte. Da stand Liesa neben einem langen, blonden, eleganten Jüngling, der zweifellos niemand anders sein konnte, als dieser unverschämte Wolkenstein. Und Liesa hielt den Kopf des Unverschämten in ihren Händen und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Die Aebtissin stand völlig starr und unbeweglich. Aber die beiden anderen bemerkten sie. Und nun kam Liesa auf sie zugeflogen, während Kuno etwas langsamer folgte.

„Gnädigste Frau Aebtissin," rief er von weitem, „wir haben das Glück erjagt, wir haben uns verlobt. Und denken Sie, neben allem noch ein besonderes Glück: Wir haben bereits unsere erste Schlacht geschlagen, und ich — ich habe sie gewonnen." Er wollte an seine Mütze greifen — besann sich aber, daß er die nebst seinem Handstock vorhin unter den Kohlköpfen verloren hatte, und lachte etwas verlegen.

Die Aebtissin sah ihn an — und er gefiel ihr. Sie dachte an den Brief, den sie ihm hatte schreiben wollen. Schade um den Brief, er hätte von der Kraft und Fülle ihres blühenden Stils gewiß rühmlichst Zeugnis abgelegt. Aber wenn sie da ihre Liesa ansah — verweint und doch glückselig — nun, so war es doch gut, daß sie den Brief nicht zu schreiben brauchte.

Es zuckte um den Mund und um die Augen der alten Dame, und sie antwortete etwas mühsam: „Ich muß gestehen, die Ueberraschung ist etwas stark für mich. Und so ganz auf nüchternen Magen. Ich schlage vor, wir frühstücken zunächst — dabei können wir die Sache ja in aller Ruhe bereden."

Kuno sprang schnell nach dem Kohlfeld hinüber und raffte seinen Stock und seine Mütze auf. Dann kehrte er zurück, bot der Aebtissin den rechten und seiner Braut den linken Arm und schritt mit ihnen dem Hause zu.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als Flemming Künwald und Maria den Rücken gewandt hatte, ging er den Fußpfad zurück, den er gekommen war, überschritt an dessen Ende den

breiteren Holzweg und schlug jenseits des letzteren die Richtung nach dem Weißen Springer ein. Er ging im gleichmäßigen Schritt, fast als wäre er auf dem Exerzierplatz. Auf seinem Antlitz lag noch der Ausdruck verächtlicher Höflichkeit und kühlen Staunens, den er jenen beiden gezeigt hatte.

Also fertig! Abgethan diese klägliche Episode seines Lebens. Er hatte nun, was er gewollt, Klarheit. Mit seinen eigenen Augen hatte er sich überzeugt: ja, sie war's. Und sie war schuldig! Sie hatte es nicht gewagt, dem Mörder ihres Gatten öffentlich die Hand zu reichen, aber sie hatte heimlich zärtliche Zusammenkünfte mit ihm. Er hatte es ja selbst gesehen, wie er zu ihren Füßen lag, mit dem Haupte in ihrem Schoß.

Und diesem Weibe war er, Flemming, zum Opfer gefallen. Was hatte ihm damals nur das Hirn verwirrt und die Sinne umnebelt? Er sah doch sonst so scharf —

Flemming blieb stehen und sah sich um. Er erkannte, daß er irre gegangen sei. Und plötzlich überkam ihn eine große Schwäche. Es war ihm, als sei er vom Schlage getroffen, alles an ihm gelähmt. Und wiederum dachte er plötzlich, er habe den Verstand verloren. Dann nahm er sich gewaltsam zusammen. „Unsinn!" sagte er, „ich bin hungrig, ich bin müde. Und dazu diese Entdeckung. Das muß den Stärksten umwerfen."

Er orientierte sich und begann wieder vorwärts zu schreiten.

Aber war es denn möglich, daß das alles nur Täuschung gewesen sein sollte? Dieses süße Gesicht mit den tiefen, klaren Augen sollte nur eine Larve gewesen sein? Ihr ganzes liebreizendes Wesen, die schönen Gedanken, die sie aussprach, ihre sanfte Schwermut, dann wieder ihr herzliches Lachen — alles nur Lüge und Täuschung? War es denn möglich?

Ja, was will er denn noch, was quält er sich noch? Er hat doch das Zeugnis seiner Augen. Und nun wird ihn diese quälende Sehnsucht verlassen. Nun wird er wieder frei sein, heiter und glücklich —

Abermals war er in verkehrter Richtung gegangen. Er biß die Zähne zusammen und stieß die Spitze seines Stockes in den weichen Waldboden. Und dabei packte ihn der Gedanke, welch eine Wollust es für ihn sein würde, wenn er so dem anderen seinen Degen durch die Brust rennen könnte. Für einen Moment verließ ihn die Besinnung, und er schwelgte nur in der dumpfen Empfindung, Künwald zu töten.

Und dann schritt er weiter. Aber nicht mehr schnell und elastisch, sondern langsam und stolpernd.

Als er endlich das Gasthaus zum Weißen Springer erreichte, übergab ihm der Wirt ein Billet, das Kuno für ihn aus dem Kloster herübergeschickt hatte. Der reitende Bote wäre noch da und wartete auf Antwort.

Flemming brach den Brief auf und las: „All right, mein lieber Alter. Erst gab es Sturm, aber nun fahren wir auf glatter und ruhiger See. Ich kehre mit dem Vieruhrzug nach Berlin zurück und denke morgen mit Mutter

und Schwestern und vielleicht ein paar der Intimsten wieder in Tramm zu sein, wo dann die Verlobung bekannt gegeben und durch ein kleines Souper gefeiert werden soll. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du, mein lieber Alter, Deine Streifereien so einrichten wirst, daß sie Dich morgen abend rechtzeitig in unseren Kreis führen. Um alles, was Du brauchst, kannst Du heute noch telegraphieren. Es giebt also keine Ausflüchte. Aber ich bin überzeugt, Du suchst auch gar keine. Addio! Der Deine, Kuno."

Flemming faltete den Brief zusammen und fuhr mit der Hand über die Stirn. Nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, beauftragte er den Wirt, eine Anzahl Rosen von jenen Sträuchern zu pflücken, in deren Nähe man gestern nacht bei der Bowle gesessen hatte, und sie mit einem Billet, das er schreiben werde, dem Boten des Grafen zu übergeben.

Dann bat er um einen Imbiß und folgte dem Wirt in das kleine, kühle, von den draußen stehenden Linden verdunkelte Zimmer, in dem ihm serviert werden sollte. Hier warf er sich finsteren Angesichts in das alte, glatte Ledersofa. Er bemerkte die Magd nicht, die hin- und herging, um den Tisch zu decken. Als der Wirt mit Billets und Schreibzeug zurückkehrte, sah er ihn verständnislos an. Was wollte er denn? Ach ja, er hatte an Kunos Braut schreiben wollen. Richtig, richtig. Aber was denn, was? Endlich warf er ein paar Worte auf ein Billet, couvertierte es und übergab es zur Besorgung. Der Tisch war fertig gedeckt, die dampfende Suppe stand vor ihm — aber er aß nicht, sondern saß regungslos da und fuhr sich nur von Zeit zu Zeit immer wieder über die Stirn.

Ja, was will er denn noch? Ist er nicht die ganze quälende Geschichte nun ein für allemal los? Oder kann er diese Gestalt nicht mehr fortwischen von der Tafel seines Gedächtnisses? Dieses Lächeln, diese Stimme, diese Augen?

Wie? Was war denn? Hatte jemand zu ihm geredet? Ja, das Mädchen, das ihn bediente. Ob er Wein befehle? Wein? Warum denn? Ach ja, sie solle Wein bringen. Was für welchen? Nun, irgend welchen —

Das Mädchen sah ihn ganz erstaunt und erschrocken an.

Und nun kam es Flemming zum Bewußtsein, wie fassungslos, wie zerrüttet er war. Und da reckte sich sein Stolz mächtig empor. Es wäre doch eine Schmach für ihn, wenn er von diesem Bilde nicht loskommen sollte. Er wird es, er muß es. Aber nur nicht denken, nur nicht grübeln, nur nicht immer wieder zurücksinken in dies schmerzliche, selbstquälerische Erinnern. Menschen muß er um sich haben, gleichviel welche — reden — sich unterhalten —

Er stand auf und sagte zu dem Wirt, der eben daherkam, um sich nach seinen Wünschen zu erkundigen: „Es ist doch nichts mit dem Alleinessen. Wie ich bemerke, haben sich Ihre Gäste drüben eben zum Diner niedergelassen, bitte, lassen Sie mir gleichfalls im Speisesaal servieren!"

Im Speisesaal saßen etwa zwanzig Personen um die sehr hübsch mit frischen Blumen dekorierte Tafel. Man war noch bei der Suppe, und die

Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen. Es lag eine gedrückte Stimmung auf der Gesellschaft, die von dem Vertreter des Welthauses Schmiedekampf & Söhne ausging. Der „verdammte Schafskopf", den jener unbekannte Reiter auf der Chaussee ihm vor so vielen Zeugen an den Kopf geworfen, hatte ihn doch zu sehr getroffen. Und er hatte sich vor den erschrockenen Berliner Damen in die Brust geworfen und seinen festen Entschluß ausgesprochen, wenn er in Erfahrung gebracht haben werde, wer jener Mensch sei, und ob er wirklich der guten Gesellschaft angehöre, dann würde er sich mit ihm schießen. Die Väter der erschrockenen Damen hatten ihm das Unsittliche und Thörichte des Duells klarmachen wollen. „Sagen Sie nichts gegen das Duell," hatte er erwidert, „es giebt Lagen, wo ein Gentleman seine Ehre auf keine andere Weise wieder herstellen kann."

Nun saß Herr Schmiedekampf lang und weiß und schweigend, wie ein Mensch, der dabei ist, sein Testament zu machen, in der ihn bewundernden Gesellschaft und freute sich der ernsten Stimmung, die sein unabänderlicher Entschluß rings um ihn ausgebreitet hatte. Auch heute hatte er sich, wie immer, nur der Gesellschaft wegen an der gemeinsamen Tafel niedergelassen. Seine Mahlzeit nahm er erst gegen 10 Uhr abends, jetzt aß er nur ein Brötchen und trank dazu etwas Wasser mit einer Idee Cognak.

Nicht weit von ihm saß der leiblich verkürzte Sekundaner mit einer hellblauen Piquéweste und einem grünen Shlips und wünschte glühend, daß der Fremde sobald wie möglich erscheinen und Herrn Schmiedekampf über den Haufen schießen möchte.

Als Flemming an der Table d'hote erschien, sich niederließ und in seiner sichern, ruhigen, sympathischen Art eine Unterhaltung mit seinen Nachbarn anknüpfte, die bald allgemein und immer angeregter wurde, ergrimmte Herr Schmiedekampf, denn er hatte sich so sehr an die Alleinherrschaft in diesem Kreise gewöhnt, daß er es kaum ertragen konnte, wenn ein anderer, auch nur vorübergehend, dessen Aufmerksamkeit erregte.

Der Sekundaner dagegen blickte bewundernd und ermunternd zu Flemming hinüber und rieb sich dann und wann einmal voller Schadenfreude die Hände.

Mitten in dem allgemeinen Gespräche fragte Herr Schmiedekampf plötzlich laut: „Also Sie haben es nicht herausbekommen, wer der Mensch war, Herr Wirt?"

„Leider nein, Herr Schmiedekampf."

„Der Herr," sagte Herr Schmiedekampf und deutete auf Flemming, „ist, wie ich höre, Offizier. Er wird Ihnen bestätigen, meine Herrschaften, daß es Umstände giebt, wo ein Duell nicht zu vermeiden ist."

Flemming hatte keine Lust, sich mit dem aufgeblasenen Krakehler einzulassen, und sagte ausweichend: „Sie wissen ja, mein Herr, daß wir Offiziere im Punkte des Duells eine besondere Stellung einnehmen, die eigentlich für die übrigen Stände nicht maßgebend zu sein braucht."

„Wie?“ sagte Herr Schmiedekampf, „Sie wollen doch nicht behaupten, daß ein Offizier oder ein Adeliger eine andere, höhere Art von Ehre besitze als irgend ein bürgerlicher Gentleman?“

„Es fällt mir nicht ein, das behaupten zu wollen,“ versetzte Flemming. „Im Gegenteil, es kann an sich betrachtet für alle Menschen nur eine Ehre geben. Das ist die Ehre des Menschen, daß er sein Handeln und Empfinden in Uebereinstimmung erhält mit seinem Gewissen. Diese Ehre kann ihm niemand rauben, er kann also auch nie in die Lage kommen, sie mit der Waffe zu verteidigen.“

„Sehen Sie,“ sagte Herrn Schmiedekampfs Gegenüber, ein alter, weißbärtiger Kanzleirat aus Berlin, „ganz dasselbe habe ich Ihnen vorhin auch schon gesagt. Wenn irgend ein ungebildeter Mensch auf der Straße Schafskopf zu Ihnen sagt, so können Sie das mit Ruhe tragen. Sie werden dadurch weder in Ihrer eigenen, noch in der Achtung der anständigen Leute sinken.“

Der kleine Sekundaner räusperte sich und sagte: „Pah!“ vor sich hin, zum Zeichen, daß er persönlich überhaupt keine Achtung vor Herrn Schmiedekampf besäße. Da aber sein Protest nicht verstanden oder nicht beachtet wurde, fuhr er fort, innerlich am Leben zu verzweifeln.

„Doch, Herr Rat, doch,“ beharrte Herr Schmiedekampf, „in der Gesellschaft würde man über mich die Achseln zucken. Fragen Sie nur den Herrn da — ich weiß leider die Charge nicht —, wie er selber sich in einem solchen Falle verhalten würde.“ Er machte eine Handbewegung nach Flemming hin.

„Nun,“ versetzte dieser, „darüber scheinen wir ja einig zu sein, daß die wahre Ehre eines Mannes durch den leichtsinnigen oder böswilligen Angriff eines Buben in ihrem Wesen nicht alteriert werden kann. Aber neben dem einen allgemein giltigen Begriff von Ehre giebt es noch verschiedene, von Standesrücksichten — ich will es zugeben — in oft recht unverständiger Weise beeinflußte Ehrbegriffe, die unter Umständen eine Verteidigung der äußeren Ehre mit der Waffe fordern. Aber es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß gerade der Ehrbegriff des Offiziers die Menge der Duelle hervorruft. In keinem Stande kommt es seltener zum Duell als unter Offizieren. Es sind meistens die anderen gebildeten Stände, die zum Duell greifen. Solche Leute sind es, die zwar den Leutnantsdünkel, nicht aber die stramme Selbstzucht des Soldaten in sich aufgenommen haben, und bei denen deshalb das, was bei einem Offizier ganz natürlich erscheint, die Form der Karikatur annimmt.“

„Aber da ist er ja!“ rief in diesem Augenblick eine helle Mädchenstimme vom unteren Ende der Tafel.

„Wer denn? Wer denn?“

„Nun, der Herr, der Herrn Schmiedekampf beleidigt hat.“

Alle Augen richteten sich auf die großen, hellen Saalfenster, und richtig, da sauste er in scharfem Trabe auf der Chaussee vorüber, der ominöse Reiter mit dem weißen Filzhut und dem feurigen Braunen.

Der Wirt war an das Fenster getreten und drehte sich nun lächelnd um. „Jetzt kann ich's Ihnen auch sagen, Herr Schmiedekampf, wer der Herr ist. Es ist der Bruder des Majoratsherrn von Schönwalde, der Leutnant von Künwald. — Derselbe, der vor sechs Jahren den Grafen Retzau erschoß. Ein gefährlicher Schütze. Man sagt, er habe seinem Sekundanten vorher genau die Stelle bezeichnet, wo er seinen Gegner treffen wollte." Er zog die Augenbrauen hoch und blickte Herrn Schmiedekampf mitleidig an, als ob er ihn bereits, aus tödlicher Wunde blutend, auf dem Rasen liegen sähe.

Der Sekundaner verschluckte sich vor Vergnügen, wurde aber gleich darauf leichenblaß und verzweifelte aufs neue am Leben, da seine Mutter ihn vom andern Ende der Tafel her ermahnte, er solle nicht so schnell essen.

Es war Flemming, als ergriffe ihn eine unsichtbare Faust und wolle ihn vom Stuhle aufziehen, hinaus, dem Reiter nach, der eben wie ein Phantom an den Fenstern vorübergesaust war. Es legte sich ihm wie ein dunkelroter Schleier vor die Augen, und kleine Lichtfunken zuckten hinter diesem Schleier auf und nieder. Aber er fühlte, wenn er diesem Drange nachgab, war er nicht mehr er. Er durfte sich mit diesem Künwald, diesem Klopffechter nicht auf eine Stufe stellen. Der Gedanke an die unselige Frau durfte ihn nicht mehr beeinflussen. Wenn sie jetzt noch die Macht besäße, ihn zu einer leidenschaftlichen That fortzureißen — er müßte sich selbst verachten. So blieb er sitzen und nahm das durch die Tiraden des Herrn Schmiedekampf unterbrochene Gespräch mit seinen nächsten Nachbarn wieder auf.

Der Vertreter des Welthauses Schmiedekampf & Söhne war völlig vergessen. Er saß still und bleich da und zerbröckelte den Rest seines Brötchens. Vor seinen Augen tanzte in verschwommenen Umrissen die Gestalt eines Mannes mit einem weißen Hut, und dieser Mann hatte eine Pistole in der Hand, und deren Mündung war auf ihn gerichtet.

Man wünschte sich gesegnete Mahlzeit und stand auf. Sonst pflegte die Gesellschaft erst gegen vier Uhr im Garten den Kaffee einzunehmen, aber da Flemming sich gleich eine Tasse bestellte, thaten es die anderen auch, und nun standen sie, wie er, mit der Kaffeetasse in der Hand und setzten die Unterhaltung fort.

Noch einmal versuchte es Herr Schmiedekampf, sich Geltung zu verschaffen. Er drängte sich an Flemming heran und sagte laut, so daß alle es hören mußten: „Es hat mich wirklich gefreut, von einem Vertreter des Offizierstandes eine so ruhige und vernünftige Ansicht über das Duell zu vernehmen. Und je länger ich darüber nachdenke, je mehr neige ich derselben Ansicht zu. Das Duell ist wirklich eine barbarische Sitte, notwendig vielleicht für gewisse Klassen der Gesellschaft, aber eine Thorheit für einen Mann, der seines Wertes und seiner Bedeutung für die Welt — ich will mal sagen für die kaufmännische Welt — sich bewußt ist. Das ist ein Held, der sich selbst bezwingt. — Nun, ich habe mich bezwungen!" Er schwieg, wie erschüttert von seiner eigenen Größe.

Flemming antwortete ihm nicht. Aber in seinen Augen erschien wieder jenes seltsame „Bis hieher und nicht weiter“, das Herrn Schmiedekampf schon gestern einmal zum Rückzug veranlaßt hatte. Er räusperte sich, verließ den Saal und setzte sich draußen in den allergrellsten Sonnenschein.

Eine Viertelstunde später fuhr Flemming mit den Pferden des Wirtes hinaus ins Land. Er hatte sich überlegt, wenn der Kutscher einigermaßen zufuhr, konnte er noch den Zug erreichen, mit dem Kuno abfahren würde. Es drängte ihn, den glücklichen Freund und seine reizende Braut zu begrüßen und ihnen die Hand zu drücken. Auch wollte er Kuno den Auftrag geben, ihm seinen Diener mit den Sachen, die er für das Souper morgen brauchte, nach dem Weißen Springer zu senden.

Die beiden Schimmel vor dem leichten Wägelchen, die jetzt unmittelbar vor der Ernte bequeme Zeiten hatten, griffen wacker aus. Freilich, es war heiß und staubig zwischen den dichten Knicks. Aber der blaue Himmel über ihm, und die köstlichen Aussichten, die sich hier und da boten, erheiterten Flemming. Er war nun wieder Herr seiner selbst. Gewiß, er fühlte noch den ganzen herben Schmerz, den man empfindet, wenn man eben eine schwere Enttäuschung erlebt hat. So etwas läßt sich nicht in ein paar Stunden verwinden. Aber das Bild, das ihn so lange begleitet, das ihn zugleich entzückt und gequält hatte, war er los. Der Gedanke daran hatte keine Macht mehr über ihn.

Nur die Leere fühlte er noch, die schreckliche Leere. Dies Bild hatte sein Herz ausgefüllt. Nun war es fort und nichts an seiner Stelle.

Und doch war er dem Schicksal Dank schuldig, daß es ihn von dieser unseligen, seine ganze Daseinsfreude lähmenden Leidenschaft befreit hatte. Nun war er wieder der Alte. Wie durfte er da eigentlich von Leere reden?! Allein wenn er nur an Kuno, an seine warme, brüderliche Freundschaft dachte! Und überhaupt an seine Stellung im Wolkensteinschen Hause. Wie gütig war die Gräfin zu ihm! Sie that alles, was den warmen Anschluß ihres Sohnes an ihn befördern konnte. Sie hinderte es nicht, daß auch die Töchter mit ihm wie mit einem Bruder verkehrten. Und auch zuletzt, da die Mädchen herangewachsen waren, und jedermann darauf zu warten schien, daß sich sein Verhältnis zur Familie noch inniger gestalten solle, sah die Gräfin mit vornehmer Ruhe über die Verwunderung und das Geschwätz der Leute hinweg.

Aber war's nicht in der That zum Verwundern, daß er das Heranblühen dieser herrlichen Mädchen hatte miterleben können, ohne jemals den Wunsch zu empfinden, eine von ihnen für immer an sich zu ziehen? Nun, wer weiß, wenn nicht jenes unglückselige Ereignis ihn so ganz gefangen genommen und sein Herz in die Irre geleitet hätte — es hätte vielleicht doch den Weg zu einer der Schwestern gefunden.

Ursula! Er dachte an die Stunde auf der Tribüne von Carlshorst. Da hatte sich ihm ihre Seele unwillkürlich offenbart. Ja, sie hatte angefangen, anders als nur ganz schwesterlich für ihn zu empfinden.

Und, Gott sei Dank, nun war der Weg zu ihr frei. Das Irrlicht, das ihn genarrt, war erloschen. Hier strahlte ein sanfter, schöner, echter Stern.

Wäre jene Frau schuldlos gewesen, er hätte ihr ewig nachgetrauert. Nun er sich aber mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß sie nicht schuldlos war, nun konnte er wieder auf Glück, auf Liebe hoffen. Es war ein scharfer Schnitt, den die Hand des Schicksals an ihm vollzogen hatte, aber es war eine Operation zur Genesung —

In einem kurzen Bogen fuhr der Wagen auf die Anfahrt des Bahnhofs von Tramm. Flemming sprang heraus und eilte auf den Perron. Richtig, da waren sie. Eine alte Dame, die niemand anders sein konnte als die Frau Aebtissin, Kuno und seine Braut mit Flemmings Rosenbouquet in der Hand.

Flemming küßte Liesa die Hände, umarmte Kuno und wurde der Aebtissin vorgestellt. Dann gingen sie alle miteinander gemächlich auf dem Perron auf und nieder.

„Es ist zu reizend von Ihnen, Herr Major," sagte Liesa, „daß Sie mir diese Rosen sandten."

„Ich glaubte, weil sie gestern zu unserem Feste ihren Duft spendeten, würden sie Ihnen heute eine angenehme Erinnerung sein."

„Gewiß, und ich danke Ihnen herzlich dafür — aber da kommt der Zug!"

„Vergiß nicht," sagte Flemming zu Kuno, „mir Eckermann mit meinen Sachen zu schicken — Gala natürlich, denn anders darf ich dem gnädigen Fräulein morgen nicht unter die Augen kommen."

Man mußte es Kuno nachsagen, er machte als Bräutigam eine gute Figur. Da war nichts von verliebter Sentimentalität. Ein decenter Kuß auf die Hand seiner Braut, eine flüchtige Verbeugung vor den übrigen — und er saß im Coupé.

„Und die Deinen werden morgen wirklich hier sein?" fragte Flemming.

„Ich hoffe es."

„So bestelle es ihnen, wie sehr ich mich darauf freue."

Der Zug fuhr ab und Flemming führte die Damen nach ihrem Wagen.

„Wo wollen Sie denn hin, Herr Major?" fragte die Aebtissin.

Flemming versetzte, daß er nach Hainau wolle, um die dortige berühmte Fischbrutanstalt kennen zu lernen.

„Das ist recht," sagte die Aebtissin, „der Mensch muß keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich zu belernen."

Eine Minute später setzte sich die Klosterequipage nach dem Städtchen zu in Bewegung, während Flemmings Wagen links in den Weg einbog, der nach Hainau führte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Jagen Sie doch nicht so, Christian!" rief die Aebtissin dem Kutscher zu. Sie war eine große Tierfreundin und der Schrecken aller Fleischerburschen

in der Umgegend. Wenn diese es sich einmal bequem gemacht und auf ihren Hundewagen Platz genommen hatten, sprangen sie entsetzt herunter, sobald sie nur von ferne die schwarze Gestalt mit dem goldenen Kreuz erblickten. Denn die Aebtissin hatte eine so kräftige Art, ihre Meinung auszusprechen, daß selbst ein Fleischerbursche vor ihr die Segel streichen mußte.

Einem Pferde schien nun die Aebtissin kaum mehr Leistungsfähigkeit zuzutrauen als einem Ziehhund. Jeder einigermaßen scharfe Trab erschien ihr als ein verwerfliches Attentat auf die Lungen der armen Tiere. „Hören Sie denn nicht, Christian?“ wiederholte sie, „Sie sollen nicht so jagen!“

Der Kutscher hatte Mühe, die beiden jungen, feurigen Braunen, die ungeduldig vorwärts drängten, in der langsamen Gangart zu erhalten.

„Dies verdammte Jagen hat der Kerl auch nur von dem Herrn Propst gelernt,“ sagte die Aebtissin zu Liesa. „Der jagt ja, als ob das böse Gewissen hinter ihm her wäre.“

„Ach, Tante, der Propst fährt ja nicht schneller als alle anderen Leute.“

„Natürlich,“ versetzte die alte Dame, „du nimmst ihn ja stets in Schutz. Und jetzt, da er durch seine Picknickeinladung gewissermaßen der Anstifter deiner Verlobung geworden ist, wird er deine alte Tante gänzlich bei dir verdrängen!“

Liesa faßte ihre Hände und lachte.

In diesem Augenblick kam ihnen ein Wagen in schärfster Gangart entgegen. „Was?“ rief die Aebtissin. „Ist das nicht der Medizinalrat? Fängt der auch schon an zu jagen? Hm! aber vielleicht ist jemand plötzlich krank geworden!“ Die Aebtissin besuchte alle Kranken der Umgegend. Sie machte dem entgegenkommenden Gefährt ein Zeichen, und es hielt an.

„Na, was ist denn los, lieber Berkemeyer?“ fragte sie besorgt. „Hat's denn solche Eile?“

„Ich glaub's fast, gnädige Frau Aebtissin,“ versetzte der alte Herr, „bin nach Radöhl gerufen — zur Gräfin Retzau.“

Die alte Dame entsetzte sich. „Ist die Gräfin krank? Was — was fehlt ihr?“

„Man hat sie vor ein paar Stunden ohnmächtig im Walde gefunden. Ich weiß nicht, was es ist. Aber Sie entschuldigen wohl, wenn ich fortmache. Fahr zu, Johann!“

Die Gräfin Retzau ohnmächtig im Walde gefunden. Noch gestern oder ehegestern wäre diese Sensationsnachricht im stande gewesen, Liesa in die höchste Erregung zu versetzen. Aber heute waren alle ihre Gedanken und Interessen bei dem eben abgereisten Bräutigam. So wandte sie sich mehr aus Konvenienz als aus Neugierde an die Aebtissin und sagte mit einem halben Seufzer: „Die arme Gräfin! Was ihr wohl zugestoßen sein mag?“

Aber die alte Dame antwortete nicht, sondern sah in ihre Gedanken versunken starr vor sich hin. Sie achtete auch nicht darauf, daß Christian die Pferde nach und nach wieder eine schnellere Gangart annehmen und schließlich im scharfen Trabe auf der Chaussee dahinsausen ließ. — —

Während sie so dem heimatlichen Kloster entgegeneilten, befand sich dieses in einer nicht geringen Aufregung. Der Zufall hatte es gewollt, daß Fräulein von Sander gerade an ihrem Fenster stand, als bald nach beendetem Gottesdienst derselbe junge Herr im grauen Anzug und weißer Sportmütze, der gestern mit Liesa das anstößige tête-à-tête unter dem Lindenbaum gehabt hatte, über den Klosterhof schritt und im Hause der Aebtissin verschwand. Die Sander rief nun die Zander herbei, und beide ergingen sich in Vermutungen, was dieser Besuch wohl zu bedeuten haben möge. Sie verzehrten, um nichts von den Vorgängen draußen zu verlieren, ihr frugales Frühstück am Fenster, wobei sie den Operngucker zwischen sich auf dem Fensterbrett stehen hatten. Aber der interessante junge Mensch kam nicht wieder.

Endlich that sich die Thür drüben auf, und man sah Bertha Bolten, das Faktotum der Aebtissin, über den Klosterplatz gehen. Die Sander machte das Fenster auf, rief und winkte. Aber Bertha, die sonst vorzüglich sah und hörte, hatte manchmal die Eigenschaft, taub und blind zugleich zu sein. Sie hielt sich auf der anderen Seite des Klosterplatzes und ging eilig die Allee hinunter, die nach dem Bauhof führte. Eine Viertelstunde später sah man Christian vorfahren, und nach weiteren fünf Minuten erschienen drüben die Aebtissin, Liesa und der fremde junge Herr. Sie bestiegen den offenen Landauer und fuhren von dannen. „Er will also mit dem Schnellzug nach Berlin," sagte die Sander. „Wer er nur sein mag?"

„Wahrscheinlich ein Verwandter," antwortete die Zander, die immer ins Blaue hineinredete.

„Es giebt gar keine Verwandte, außer dem Kalkhorster, und dessen ältester Junge kann noch keine zehn Jahre alt sein."

„Ach so," sagte die Zander kleinlaut und schämte sich über die mangelhafte Kenntnis des freiherrlichen Taschenbuches, die sie soeben verraten hatte.

„Na," sagte die Sander, „wir wollen mal hinübergehen und die Bertha fragen." Aber Bertha benahm sich merkwürdig. Sie war immer impertinent, aber heute war sie geradezu unverschämt. „Wer denn der junge Herr sei, der da bei Frau Aebtissin zum Besuch gewesen sei?" — „Ja, wie solle sie das wissen, er habe sich ihr nicht vorgestellt und Frau Aebtissin habe es auch nicht gethan." — „Was er denn gewollt habe?" — „Ja, wahrscheinlich habe er sich einmal ordentlich satt essen wollen, denn er habe nicht weniger als zwei und eine halbe Karbonade verzehrt." — „Ob sie denn gar keine Ahnung habe?" — „Ja, eine Ahnung habe sie wohl — wahrscheinlich werde der junge Herr das gnädige Fräulein adoptieren. Wenigstens habe er sie mehrmals auf den Mund geküßt und umarmt." — „Also eine Verlobung! Aber wer, wer ist er denn eigentlich?" Darauf hatte sich Bertha in dunkeln Andeutungen ergangen, wonach der junge Herr ebensowohl ein indischer Prinz wie ein reisender Handwerksbursche sein konnte.

Die Sander und die Zander eilten davon. Lona Wenkstern und Franziska Hertling mußten es wissen. Sie waren ja Liesas intimster Verkehr. Sonst wurden die jungen Klosterdamen von den alten mit Nichtachtung behandelt. Aber heute mußte man eine Ausnahme machen. Man ging nach dem Häuschen hinüber, das die jungen Damen bewohnten. Die jungen Damen fuhren entsetzt von ihren Diwans empor, auf denen sie geschlummert hatten.

Ob sie schon wüßten, daß Liesa Grütz sich verlobt habe?

„Liesa Grütz? Nicht möglich! Mit wem denn?“

Der Betreffende wurde genau beschrieben.

„Gott!“ rief Lona aus, „also mit Wolkenstein.“

„Mißbrauchen Sie nicht in so leichtsinniger Weise den Namen Gottes, Lona,“ sagte die Sander. „Sagen Sie mir lieber — was für ein Wolkenstein?“

Nun, die alte, verbissene Dame mußte es zuletzt glauben, ob sie es wollte oder nicht; es schien sich wirklich um den „Grafen“ Wolkenstein zu handeln. „Das bedeutet ein halbes Dutzend Kohlengruben, so und so viel Eisenwerke und 40 bis 50 Rittergüter,“ sagte sie schwach. „Nein, diese Liesa!“

Und so geschah es, daß die Aebtissin und Liesa, als sie vom Bahnhofe zurückkehrten, die ganze weibliche Bewohnerschaft des Klosters vor ihrem Hause versammelt fanden, zu einer Stunde, die sonst observanzmäßig dem Mittagsschlafe gewidmet war.

Liesa errötete und sagte hastig: „Sie wissen's schon, Tante — aber ich kann ihr Geträtsch nicht ertragen, heute noch nicht.“ Und als Christian hielt, sprang sie flink aus dem Wagen und eilte, nur den beiden jungen Freundinnen zunickend, vor der Aebtissin ins Haus.

„Sie berstet schon vor Hochmut!“ raunte die Sander. „Natürlich, die Gräfin Wolkenstein geht der Aebtissin des adligen Klosters zu Tramm vorauf!“ Und nun trat sie an die Aebtissin heran und sagte: „Liebe Klotilde — wie freu' ich mich — ist's denn wirklich möglich?“

Die Aebtissin sah sie an, als kehre sie aus einer fernen Gedankenwelt eben erst in die Gegenwart zurück. „Was meinst du, Herzchen? — Ach so! Ja, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Wolkenstein eine Grütz heiratet? Aber, bitte, Kinder, laßt uns heute noch in Ruhe! Wir haben unseren Kopf voll, und ihr werdet morgen alles noch zeitig genug erfahren.“ Und damit ging sie in ihrer rücksichtslosen Art Liesa nach in das Haus. — —

Eine Stunde später, als die Damen bei Tische saßen, sagte die Aebtissin zu Bertha, die eben noch hereingekommen war, um Salz und Pfeffer zu bringen, was Maschke, der alte Diener, stets zu vergessen pflegte: „Sag mal, Bertha, woher wissen denn die Leute schon, daß das gnädige Fräulein sich verlobt hat? Hast du es ihnen gesagt?“

„Ach, wo werde ich doch, gnädige Frau Aebtissin. Die Damen waren ja gleich nach dem Frühstück hier, aber ich habe ihnen nur gesagt, daß der junge Herr das gnädige Fräulein wahrscheinlich adoptieren werde.“

„Na, also! Ich hätte es nicht von dir gedacht. Ja, wenn es noch Maschke gewesen wäre, das alte Waschweib. Aber — du, ich dachte, du könntest dichthalten?"

„Kann ich auch, gnädige Frau Aebtissin, aber wissen Sie — eine Verlobung, da ist es doch nicht zu verlangen."

„Und dann deine grobe Manier. Du wirst noch mal mit deiner Patzigkeit an den Unrechten kommen."

„Ich fürchte mich nicht, gnädige Frau Aebtissin, und vor den beiden alten —"

„Na, Bertha, ich bitte mir aus —"

„Und vor den Fräuleins von Zander und von Sander nun schon gar nicht."

„Still!" sagte die Aebtissin, „du kannst übrigens gleich nach dem Essen nach dem Bauhof gehen und Christian sagen, daß er um sieben Uhr noch einmal anspannen soll."

„Wohin willst du denn, Tante?" fragte Liesa, die eben eingetreten war.

„Nach dem Medizinalrat. Ich möchte wissen, wie es mit Maria — mit der Gräfin Retzau geht."

„Nun, Tante," sagte Liesa, „ich habe doch jetzt begründete Aussicht, demnächst eine verheiratete Frau zu werden; da darfst du mich nicht mehr als reines Kind ansehen und kannst mir getrost etwas von der schönen Gräfin erzählen."

„Ach, laß es. Du bist glücklich, und dem Glücklichen ist der Anblick der Unglücklichen eine Störung."

„Ist die arme Gräfin so unglücklich?" rief Liesa, deren warmes Herz sofort in Wallung geriet. „Ach, Tante, können wir ihr denn nicht helfen?"

„Du beschämst mich mit diesem Worte, Kind. Vielleicht hätte ich ihr helfen können, wenn ich mich rechtzeitig um sie bekümmert hätte. Und das hätte ich sollen. Ich hätte Albrecht Bärenburgs Tochter nicht vergessen dürfen!"

Liesa ergriff die Hand der alten Dame und drückte sie an ihre Brust. „Tante," sagte sie herzlich, „liebes Tantchen, du hast den Vater dieser armen Maria geliebt?"

„Es ist gut, daß du es sagst und nicht ich. Denn im Munde einer so alten und häßlichen Person wie ich würde sich ein solches Bekenntnis geschmacklos ausnehmen."

„Ach, Tante, ich hab' dich so lieb, sag mir's doch, erzähle mir doch, wie's alles gewesen ist!"

Ein seltsamer Schimmer lag in den Augen der Aebtissin. „Hernach," sagte sie, „vielleicht — wenn ich zurückkomme."

Sie nahmen ziemlich schweigsam das Diner ein, und eine halbe Stunde später fuhr die Aebtissin nach der nahegelegenen Stadt Tramm, wo der Medizinalrat Berkemeyer seine Wohnung hatte. (Fortsetzung folgt.)



Winterstimmung.

Von
Hans Benzmann.

Wirbelnd weht der Sturm
Ueber die Wintererde . . .
Aus den Schluchten fährt er hervor
Mit grimmigem Heulen,
Gierigen Wölfen gleich,
Und wälzt sich umher
Und wühlt und wickelt sich ein
In das weiße, faltige Leichentuch
Des flockigen Schnees,
Der auf der Heide
Geschichtet in welligen Hügeln liegt.
Wie Meeresschaum
Am zackigen Felsen
Wirft er den eisigen,
Glitzernden Staub
Wirbelnd und sprühend empor,
Stürzt sich dann
Mit wildem Siegesgejohle
In den starrenden Wald,
Kreist und läuft umher
Wie ein tobender Kobold
Zwischen den kahlen Stämmen,
Biegt die Tannengipfel
Wie stählerne Klingen
Und bricht, aufklirrend wie Glas,
Das dürre Geäst. . . .

Tief am Himmel
Blickt aus violettem, grauem Gewölk
Die versinkende Sonne, —
Einem roten, blutrünstigen Auge gleich, —
Und wirft schwefelgelbe,
Matte Lichter über das weiße Land. . . .

Hin und wieder fliegen
Graue Dohlen,
Schweigende, flügelschlagende Schatten,
Ueber die Heide . . .





Allerlei Bücher zum Nachdenken.

Die Zeichen mehren sich, daß wir einem Aufschwung des Nachdenkens über die Kunst entgegengehen oder gar schon mitten darin sind. Dies ist ja noch nicht gleichbedeutend mit einem Aufschwung der Kunst selbst; es ist aber unausbleiblich, daß aus so viel wahrer Begeisterung für echte Kunst und so viel Belehrung über das Wesen der falschen doch am Ende auch ein Aufschwung der Kunst selbst folgen muß. Eines der am meisten zum Nachdenken, zum Weiterdenken anregenden Bücher auf diesem Gebiete ist das von Artur Seemann, dem Inhaber des bekannten Kunstverlagshauses E. A. Seemann in Leipzig, schlicht „Betrachtungen" genannte dünne Buch „Der Hunger nach Kunst". Dieser Kunstbücherverleger erweist sich darin zugleich als einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller über Kunst, auch in dem Sinne, daß er die so selten bei uns geübte Pflicht empfindet, über Fragen der Kunst in künstlerischer Sprache zu schreiben. Sein Deutsch ist musterhaft, was bekanntlich von sehr vielen Werken über Kunst, ja selbst von solchen über deutschen Stil nicht gesagt werden kann. Ich widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, ein halbes Dutzend ausgezeichneter Aussprüche wörtlich herzusetzen, bin aber überzeugt, daß das kleine Buch auch ohne solche Aussprüche seinen Weg machen und Gutes stiften wird. Das letzte Kapitel heißt: „Wie man Kunstgeschichte schreibt"; es rührt von Herrn Dr. Gensel her und beschäftigt sich mit dem Professor Richard Muther und seinen kunstgeschichtlichen Werken. Die deutsche Presse hat sich meines Wissens bisher dieser unbarmherzigen, aber durchaus verdienten, also gerechten Kennzeichnung Muthers gegenüber mäuschenstill verhalten. Auf die Dauer wird das natürlich nicht angehen, denn der Fall ist geradezu ungeheuerlich. Der Thatbestand ist dieser. Als vor einigen Jahren ein hervorragender deutscher Kunstschriftsteller, der Museumsdirektor Vollbehr, sich öffentlich gegen — sagen wir allzu starke Entlehnungen aus einem seiner Vorträge durch Herrn Muther aufgelehnt hatte und zwar in einem Schriftchen, das im Verlage von E. A. Seemann erschienen war, veröffentlichte Herr Muther einen heftigen Angriff gegen die von dem Verlagshause Seemann veranstaltete Sammlung „Alte Meister, Farbendrucke nach alten

Gemälden". Muthers Angriff war angesichts der ausgezeichneten Veranstaltung unbegreiflich, oder nur zu begreiflich, wenn man an die Vorgeschichte dieses Zwistes dachte. Jetzt kommt Herr Artur Seemann und betrachtet in dem vorletzten Kapitel den „wahren und den falschen Muther" und rechnet mit ihm ab wegen seines maßlosen Angriffs auf das jedermann außer Herrn Muther zur Freude gereichende Vervielfältigungswerk „Alte Meister". Dann aber untersucht Herr Dr. Gensel, angereizt durch die Erfahrung mit Muthers Entlehnungen aus Vollbehrs Vortrag, die Art, wie der Herr Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau bei seiner Kunstschriftstellerei verfährt. Er druckt einfach die französischen, nicht allgemein bekannten Texte ab, aus denen Herr Muther, ohne die geringsten Quellenangaben, ohne Anführungsstriche, einen großen Teil seiner Urteile in der Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts — sagen wir auch wieder milde — entlehnt hat. Gensel begnügt sich mit etwa 15 doppelspaltigen Gegenüberstellungen: sie sind nach meiner Meinung geradezu vernichtend. Dagegen waren selbst die Entlehnungen aus Vollbehrs Vortrage harmlos. Der Raum gestattet nicht den Abdruck größerer Teile dieser Zusammenstellung; wenn das, was Gensel in diesem einen Kapitel an Dutzenden von Stellen unwiderleglich beweist, auch für andere Kapitel in Muthers Werk zutrifft, so müßte seine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts als ein ungeheuerliches Plagiat bezeichnet werden.

Einigermaßen desselben Geistes wie Artur Seemann ist Ernst Linde in der Sammlung von Aufsätzen mit dem Titel: Kunst und Erziehung (Leipzig, Brandstetter). Der mäßige Band von 272 Seiten gehört zu dem Wertvollsten auf diesem jetzt so viel beackerten Gebiete. Namentlich ist alles, was er über die Kunst im Leben des Kindes sagt, so beherzigenswert, daß ich wünschen möchte, er stellte die Aufsätze über diese Einzelfrage zu einem besonderen Büchlein zusammen. Linde hat schon durch zwei frühere pädagogische Werke: „Persönlichkeitspädagogik" und „Darstellender Unterricht" seine hervorragende Befähigung für die Behandlung solcher Fragen erwiesen. Den Kern seiner Auffassung bildet etwa der Spruch: Weniger aufdringliche Moral und mehr Aesthetik in der Kindererziehung durch die Schule! Die Beispiele, die er aus den Büchern von Fachgenossen, also von Schulmeistern, für das Ueberwuchern des Moralisierens anführt, sind höchst ergötzlich und belehrend. Mit aller Entschiedenheit wendet er sich gegen die wohlweisen Moralisten, die z. B. aus dem Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geislein folgende Lehren den Kindern an den Kopf werfen wollen (wörtliche Anführungen aus einem Werke von Professor Rein): „Der liebe Gott beschützt die Kinder. — Er erweckt sie. — Jedes Kind soll seinen Eltern gehorchen. — Die Kinder sollen vorsichtig sein. — Du sollst dich nicht verstellen. — Du sollst nicht betrügen. — Wer Böses thut, wird bestraft." Linde sagt ganz mit Recht von dieser greulichen Mißhandlung unserer Märchen und der Kinder: „Wenn ein solches Herauspressen moralischer Nutzanwendungen von einer sogenannten schulmäßigen Behandlung der Märchen unzertrennlich ist, so kann man nur wünschen, diese lieblichen Dichtungen aus der Kindheit unseres Volkes der schulmäßigen Behandlung entzogen und der natürlichen, wie sie der Familie eigen ist, wiedergegeben zu sehen." Es berührt einen warm und wohlthuend, einen Lehrer so sprechen zu hören; leider sind unsere höheren Unterrichtsbehörden vielfach mit Männern besetzt, denen das äußerliche Moralpauken bei weitem

höher steht, als die künstlerische Behandlung der Kinderseele, die ja sicher nicht einer echt sittlichen Ausbildung feindlich gegenübersteht, im Gegenteil.

Widersprechen möchte ich Linde, wenn er meint, das Drama falle gänzlich jenseits des Kinderhorizontes. Nach meinen Beobachtungen ist alles Dramatische, so auch die dramatischen Bestandteile unserer Märchen, eine Lieblingsspeise vieler Kinder, besonders der lebhaften Temperaments.

Gegen Seemanns und Lindes Betrachtungen über Kunst fällt das Buch von Georg Keben: „Fackelzug durch Kunst und Kultur" (Berlin, Ernst Hofmann) recht sehr ab. Herr Keben ist einer von den Schriftstellern, die um jeden Preis geistreich sein wollen und die in äußerlich schillernder Form doch eben nur Gewöhnliches, oft sogar Plattes sagen. Sätze wie: „Die Litteraturgeschichte ist ein Teil der Kulturgeschichte eines Volkes. Jedes gebildete Volk muß neben der wissenschaftlichen Litteratur auch eine künstlerische besitzen", oder: „Unleugbar ist eine hohle, schwülstige Schreibart ebenso unschön als ein gespreiztes und steifes Benehmen" stehen denn doch außerhalb aller Schriftstellerei und wären selbst für den Leitartikel des führenden Blattes von Posemuckel überflüssig. Wer einen Fackelzug durch Kunst und Kultur unternehmen will, der muß ein Fackelträger sein, und der ist Herr Keben wahrhaftig nicht.

Nur mit einer der Künste beschäftigt sich ein 231 enggedruckte Großoktavseiten starkes Buch: „Das Stilgesetz der Poesie" von Professor Theodor A. Meyer (Leipzig, Hirzel). Ihm gegenüber erhebe ich zunächst den Einwand: wer einen starken Band über das Stilgesetz der Poesie zu schreiben unternimmt, sollte sich nicht zu erhaben dünken, erst ganz einfach Meister des deutschen Prosastils zu sein. Des Herrn Professors Satzbildung widerspricht allen guten Stilgesetzen und wirkt auf die in diesem Punkte doch allmählich empfindlicher werdende Leserwelt von höchster Bildung abschreckend. Auch inhaltlich scheint mir dieses Buch verfehlt: es behandelt eine einzige Frage, eine wichtige, wie ich zugebe, viel zu redselig. Professor Meyer will den Nachweis führen, und er führt ihn, nur eben zu ausführlich, daß, was uns in der Poesie als sinnlich, d. h. als sinnliche Anschauung erscheinen möchte, in Wahrheit doch auch nur etwas Geistiges ist. Gut, wir glauben ihm das; aber das haben recht viele vor Herrn Professor Meyer gewußt und auch schon gesagt. Die Dichtung arbeitet mit dem schönen Schein, nicht bloß die dramatische Dichtung. Diesen Schein des Sinnlichen zu erzeugen ist Kunst. Bedurfte es dazu eines so umfangreichen Buches, um uns diese ewige Wahrheit noch einmal eindringlich zu predigen? Ich weiß wirklich nicht, für wen Bücher dieser Art bestimmt sind. Der Dichter bedarf ihrer gewiß nicht; der poesiefreudige Leser ebensowenig. Es ist ein richtiges Professorenbuch, und beim Lesen solcher ästhetischen Wälzer umsummen mich immer die Worte des Mephistopheles:

> Dann lehret man euch manchen Tag,
> Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
> Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
> Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei.

Und weiter:

> Der Philosoph der tritt herein
> Und beweist euch, es müßt' so sein:
> Das Erst' wär' so, das Zweite so
> Und drum das Dritt' und Vierte so;

Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Art.
Sind aber keine Weber geworden.

Das etwas ungebührlich starke Buch von Malwida von Meysenbug, der Verfasserin der Vielen gewiß bekannten Memoiren einer Idealistin: „Individualitäten" (Berlin, Schuster u. Löffler) erwähne ich in diesem Zusammenhange hauptsächlich wegen des ersten Aufsatzes dieser Sammlung von Menschenbildnissen: Nietzsche. Ich kann im Augenblick nicht feststellen, ob die Briefe, die hier von Nietzsche mitgeteilt werden, schon früher allgemein bekannt waren; jedenfalls zeigen sie Nietzsche von einer seiner liebenswertesten Seiten und sie legen vielfach Zeugnis ab von der Seite in Nietzsches Wesen, von der ich die feste Ueberzeugung habe, sie wird dereinst, wann der Philosoph Nietzsche längst vergessen sein kann, seinem Andenken bleibende Dauer in der deutschen Geistesgeschichte bewahren: als des künstlerischen Meisters deutschen Stils. Ohne Uebertreibung möchte ich es einmal aussprechen: so oft die Frage an mich herantritt, wen hältst du für den deutschen Sprachklassiker des 19. Jahrhunderts, für den deutschen Schriftsteller mit dem besten Deutsch, — so antworte ich ohne Besinnen: Friedrich Nietzsche. Er selbst ist sich dieser seiner Bedeutung auch vollkommen bewußt gewesen und hat, da er nicht gut sich selbst als Stilmuster anbieten konnte, lediglich zur Ausbildung des künstlerischen Sprachsinnes die eingehende Beschäftigung mit einer der stilvollen Sprachen, also etwa des Griechischen oder des Französischen, empfohlen. Ich setze die Stelle aus einem seiner Briefe an Malwida von Meysenbug wörtlich her. Sie hatte Nietzsche in einem Briefe die Frage vorgelegt, ob es ratsam sei, Kinder schon früh mehrere Sprachen lernen zu lassen. Nietzsche erwiderte ihr hierauf: „Die Entscheidung dünkt mich allgemein hier nicht wohl möglich. Es kommt so sehr darauf an, welche gerade die Muttersprache ist. Leider fehlt es mir sehr an Erfahrung, aber ich sollte meinen, daß es für ein deutsches Kind ein wahres Glück sei, zuerst in einer regelrechten, strengen Kultursprache, Französisch oder Latein, erzogen zu werden, damit sich ein kräftiges Stilgefühl entwickle, das nachher auch der später gelernten, etwas barbarischen Muttersprache zu gute käme. Dagegen war es bei den Griechen und ist es bei den Franzosen freilich unnütz, eine zweite Sprache überhaupt zu lernen. Solche Völker, die ein eigenes Stilgefühl in so hohem Grade besitzen, dürfen sich bei ihrer eigenen Sprache zufrieden geben. Alle anderen müssen lernen und lernen. (Ich spreche hier natürlich nicht von dem Werte, den das Erlernen einer fremden Sprache für Kenntnisse fremder Litteraturen und Wissenschaften hat, sondern nur vom Sprachgefühl und Stilgefühl.) Warum schreibt denn Schopenhauer so vortrefflich? Weil er viele Jugendjahre hindurch fast nur Französisch oder Englisch oder Spanisch gesprochen hat. Dann hat er, wie er selbst sagt, außerordentlich Seneca zu diesem Zwecke studiert und nachgeahmt. Aber wie ein Deutscher durch deutsche Lektüre zu einem Stil kommen soll oder gar durch deutsche Unterhaltung und Geselligkeit, begreife ich nicht. Das Schwankende soll sich am Festen bilden; aber in Deutschland, im Lande der wüstesten Buch- und Zeitungsmacherei (im Jahre 1872 allein 12000 deutsche Bücher!), da sollte jemand im Sprechen und Schreiben Stil lernen? Ich glaube es nicht, bin aber gerne bereit, zu lernen."

Endlich noch ein Werk, das von Nietzsches Sprachkunst nichts aufweist: „Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben", von Professor Karl Kindermann in Heidelberg (Verlag von Gustav Fischer in Jena). Kindermann hat in diesem etwas zu umfangreichen Werke den Nachweis versucht und bis zu einem gewissen Grade mit Erfolg durchgeführt, daß alle Kulturentwicklung sich auf der Mittellinie zwischen äußerem Zwange und innerer Freiheit bewegt hat und noch bewegt. Ich finde diesen Satz nicht neu; aber bei seiner grundlegenden Wichtigkeit läßt man sich wohl einmal seine zusammenhängende Behandlung gefallen. Die Gefahr besteht bei der Abfassung solcher Bücher vornehmlich darin, daß zeitliche Einzelerscheinungen leicht verallgemeinert werden, immer zum Beweise eines bestimmten Leitsatzes. Wenn z. B. der Professor Kindermann in der gegenwärtigen Gestaltung des eigentümlichen Staatswesens, genannt Deutsches Reich, „die größte Schöpfung des 19. Jahrhunderts" erblickt, so drängt sich unwillkürlich sofort der Einwand vor: Diese größte Schöpfung des 19. Jahrhunderts besteht ja erst 30 Jahre, sie hat also die Feuerprobe der Zeit auf ihre Größe noch lange nicht ausgehalten. Mit denselben Gründen hätte ein anderer Professor — und das ist wahrscheinlich seiner Zeit reichlich geschehen — den Deutschen Bund vor 40 Jahren auch als ein Meisterwerk des 19. Jahrhunderts bezeichnen können, sogar mit etwas größerem Recht, denn damals hatte er doch schon 45 Jahre bestanden. Auch im Einzelnen sind viele Behauptungen Kindermanns recht angreifbar. Kennt der Herr Professor die Engländer wirklich, wenn er auf S. 230 gelassen den Satz hinschreibt: „Im Gegensatz zu den Engländern verbinden die Deutschen rege Wanderlust und starke Vaterlandsliebe"? Die Engländer nennen solche Urteile „sweeping judgments", Urteile mit dem ausfegenden Besen; mir scheinen sie wenig wissenschaftlich, wie man denn überhaupt bei den Urteilen von Volk über Volk viel vorsichtiger sein sollte.

Ralph Waldo Emerson gehört zu den wenigen amerikanischen Prosaschriftstellern, die unter den gebildetsten Klassen Deutschlands nahezu ebenso bekannt sind wie in ihrer Heimat. Entdeckt wurde er vor Jahren für Deutschland durch Herman Grimm. Er ist zweifellos Amerikas größter Prosaiker auf nichtdichterischem Gebiet, und er ist in den 20 Jahren seit seinem Tode noch von keinem Prosaschriftsteller englischer Zunge im Gehalt wie in der Form übertroffen worden. Er steht auf gleicher Höhe als Denker wie Stilist mit den besten deutschen, englischen und französischen Meistern der gedankenreichen Prosa.

Emerson ist schwerlich als bahnbrechender Genius zu bezeichnen; es finden sich aber in jeder seiner Schriften so viel feine und auch tiefe, wenngleich nicht umwälzende Gedanken, daß er jedenfalls bald hinter den Allergrößten, also hinter Goethe und Schopenhauer, um nur Deutsche zu nennen, mit Ehren steht. Schöneres, als was Emerson über Goethe geschrieben, ist kaum je von einem Menschen über diesen größten Menschheitsdichter gesagt worden.

In dem deutschen Emerson-Bande („Lebensführung", deutsch von Karl Federn, Verlag von Bruns in Minden) handelt es sich um die Uebersetzung der englischen, aus neun Aufsätzen bestehenden Sammlung, die Emerson 1860 unter dem Titel Conduct of Life herausgegeben hat. Eine deutsche Uebersetzung von E. S. von Mühlberg ist schon einmal, im Anfang der 80er Jahre erschienen, aber sie stand nicht auf der Höhe des Verständnisses für Emersons

eigentümliche Ausdrucksweise und wimmelte von Entstellungen, durch die vielfach reiner Unsinn herauskam. Die neue Verdeutschung von Karl Federn, die ich daraufhin mit der Urschrift verglichen habe, ist nach Verständnis wie Stil eine der besten Uebersetzungsleistungen neuerer Zeit. Dieser Emerson-Band giebt mir zugleich die willkommene Gelegenheit, auf eine frühere Arbeit Federns über Emerson und seine Weltanschauung hinzuweisen, in seinen „Essais zur amerikanischen Litteratur" (Verlag von Otto Hendel in Halle).

Eduard Engel.



Kulturgeschichtliche Monographien. Im Verlage Eugen Diederichs in Leipzig ist seit einigen Jahren ein Unternehmen im Gange, das merkwürdigerweise noch keine gebührende Beachtung gefunden hat; es sind die „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", herausgegeben von Georg Steinhausen. Im letztverflossenen Jahrzehnt haben die photographisch-mechanischen Vervielfältigungsmittel eine solche Ausbildung erfahren, daß der Gedanke nahe lag, die bildlichen Schätze unserer Kupferstichkabinette und Bibliotheken, die deutsche Vergangenheit, soweit sie uns in Originalansichten auf dem Papier erhalten blieb, aufs neue in die Gegenwart hinauszustellen, wie das oftmals mit den alten Volksliedern und auch durch getreuen Abdruck mit alter Chroniklitteratur geschehen ist. Indes, waren Versuche dieser letzteren Art, abgesehen vielleicht von „Des Knaben Wunderhorn", immer doch einem kleineren Kreise zugedacht gewesen, so konnte hier, in Anbetracht des leichter eingänglichen Bildermaterials, auf eine ungleich größere Anzahl von Interessenten gerechnet werden; und da mit gutem Recht das Schwergewicht auf das kulturgeschichtlich Wertvolle, statt auf das politisch Bemerkenswerte gelegt wurde, so durfte ein Bogen geschlagen werden, groß genug für alle Stände und wichtigeren Berufe wie für einzelne Zeit- und Sittenbilder. In diese Einzelteile zeigt sich also ein ausgezeichnetes, zum Teil seltenes Anschauungsmaterial getrennt, das der Verleger selbst mit ungewöhnlicher Umsicht und großen Kosten überall aus den Archiven zusammengesucht hat, und zwar sind es ganz überwiegend Kupferstiche und Holzschnitte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, deren Nachbildungen zu etwa je 150—160 Stück nach stofflichem Zusammenhang in Bänden vereinigt und durch einen knappen sachlichen Text bewährter Fachleute ins richtige historische Licht gesetzt sind. Neun Bände liegen vor, nämlich: Bd. 1: Der Soldat. Von Georg Liebe. Bd. 2: Der Kaufmann. Von Georg Steinhausen. Bd. 3: Der Arzt. Von Hermann Peters. Bd. 4: Der Richter. Von F. Heinemann. Bd. 5: Das Kinderleben. Von Hans Boesch. Bd. 6: Der Bauer. Von Adolf Bartels. Bd. 7: Der Gelehrte. Von Emil Reicke. Bd. 8: Der Handwerker. Von E. Mummenhoff. Bd. 9: Lehrer und Unterrichtswesen. Von E. Reicke. — Die erste Reihe, zu der noch „Fahrende Leute", „Der Geistliche" und „Das Judentum" hinzukommen, schließt demnächst mit Band 12 ab, der sehr wohlfeile Preis, jetzt 4.—, geb. Mk. 5.50, erhöht sich dann. Uebrigens werden mit dem Texte nicht Bildererklärungen gegeben, sondern zusammenfassende Schilderungen vom Anbeginn einer historisch erkennbaren deutschen Kultur ab meist bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, seltener auch

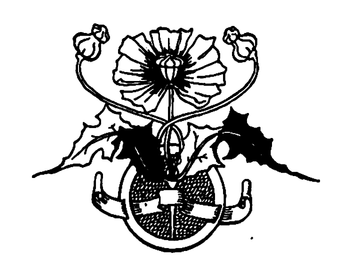
darüber hinaus und dann nur in aller Kürze. Vielleicht wäre die Mitte des 19. Jahrhunderts ein mehr natürlicher Schlußpunkt für Bild und Wort gewesen, denn erst da beginnt doch wirklich eine andere Zeit gerade auf dem allgemeineren Kulturgebiete bei uns äußerlich klar in Erscheinung zu treten. — Das „nationale Unternehmen", wie es der Verleger wohl nennen darf, sei der andauernden Beachtung nachdrücklich empfohlen. **E. Kalkschmidt.**



Englands Verbrechen an Transvaal und Mr. Chamberlains Verleumdung der deutschen Kriegführung. Von Professor W. Prosch. Verlag von J. P. Strauß, Offenbach a. M. 20 S. 8⁰. Preis 20 Pfg.

Wer sich über die Vorgeschichte des Burenkrieges in aller Kürze unterrichten will, dem wird das Schriftchen willkommene Dienste leisten. Diese Vorgeschichte reicht bis zum Jahre 1813 zurück, also genau bis zur Gründung der Burenrepubliken, da Holland die Kapkolonie für 6 Mill. Pfd. Sterl. an England abtrat und alsbald 10000 Buren infolge der sofort einsetzenden englischen Bedrückungen nach dem Norden auswanderten. Daß die politische Geschichte der beiden, richtiger der drei Burenstaaten — denn damals gehörte noch Natal zu ihnen — eine ununterbrochene Reihe englischer Treulosigkeiten und Völkerrechtsbrüche darstellt, wird aktenmäßig belegt. Und das verwendete Aktenmaterial ist um so einwandfreier, als es sich zumeist um solches handelt, wie es in England selbst von den Gegnern des Krieges gegen die Kriegspartei geltend gemacht wird.

Der zweite Teil kennzeichnet das Völkerrechtswidrige der englischen Kriegführung und die Unwahrheit der bekannten Chamberlainschen Beschuldigungen gegen die deutsche von 1870. Denen, die sich ihre englandfreundliche Gesinnung von der Furcht eingeben lassen, daß bei einer selbstbewußteren Haltung Deutschlands England gegenüber unser Handel vernichtet wäre, indem England die deutschen Waren boykottierte, hält der Verfasser noch zum Schlusse trostreich entgegen, „daß wir natürlich Gleiches mit Gleichem vergelten würden. Der Wert der vorjährigen Einfuhr Deutschlands nach England betrug 861000000, der Englands nach Deutschland 719000000 Mark, so daß, wenn wir uns gegenseitig boykottieren wollten und könnten, der Verlust auf beiden Seiten ziemlich gleich sein würde." Also nur nicht bange, so leicht setzt John Bull einen Dreiviertel-Milliarden-Handel nicht aufs Spiel. **B.**





Wunder der Elektrizität.

Beständig neue Ueberraschungen werden uns von den Physikern speziell auf dem Gebiete der Elektrizität bereitet; Wunder auf Wunder werden hier in ununterbrochener Folge seit mehr als 100 Jahren der staunenden Menschheit vorgeführt. Die Entdeckung der zuckenden Froschschenkel durch Galvani und die Erzeugung des galvanischen Stromes mittels chemischer Reaktionen von Volta können als ein Anfang der Entwicklung betrachtet werden; in den zwanziger Jahren entdeckte Oersted die magnetische Wirkung des Stromes, die alsbald nebst der von Faraday entdeckten Induktion eine praktische Verwertung in der Telegraphie fand. In den dreißiger und vierziger Jahren wurde die Telegraphie rasch ausgebaut und entwickelt; in den fünfziger und sechziger Jahren folgte die Verbindung zwischen Europa und Amerika durch das Kabel, welches die Ereignisse der alten Welt mit unfaßbarer Geschwindigkeit in der neuen verkündet und umgekehrt; in der That eine Leistung, welche die kühnsten Wunder von 1001 Nacht weit in den Schatten stellt.

Seitdem ist ein kurzes Menschenalter verstrichen, und zu immer neuen Offenbarungen wurde die Natur gezwungen, Offenbarungen, welche dem Menschen gestatten, die Kräfte der Natur stets mannigfacher in seinen Dienst zu stellen. Die Elektrizität, die nur den feinen Telegraphen- und Signaldienst versah, wurde unmittelbar als bewegende Kraft benutzt; elektrisch betriebene Wagen rollen durch die Straßen aller größeren und mittleren und selbst vieler kleinen Städte; in den Großstädten werden Hochbauten ausgeführt und Tunnels gegraben, um dem elektrischen Verkehr freie Bahn zu schaffen. Nur im Vorübergehen sei an die Entwicklung der großen Maschinen erinnert, welche den Kraftstrom für industrielle Zwecke und Strom für großartige Beleuchtungsanlagen liefern.

Daneben blieb der Schwachstrom und seine Entwicklung auch nicht zurück. Wir brauchen nur an das Telephon und Mikrophon zu denken, um mitten in der modernsten Entwicklung zu stehen. Immer neue Anwendungen fand der Fernsprecher, der in seinen Einzelheiten stets weiter vervollkommnet wurde. Aber auch zu neuen Erfindungen gab das Fernsprechwesen den Anstoß; die neuesten

Leistungen auf diesem Gebiete stehen in dem sog. Telegraphon des dänischen Ingenieurs Poulsen und in der sprechenden und singenden Bogenlampe des deutschen Professors Simon vor uns. Beide Erfindungen sind in der letzten Zeit recht viel genannt worden. Sie beruhen auf folgender Grundlage.

Zieht man einen Stahldraht zwischen den Polen eines Magneten hindurch, so unterliegt der Stahl der Einwirkung des Magneten und wird selbst magnetisch. Benutzt man einen Elektromagneten, also weiches Eisen, das von einem Strom umflossen sich als Magnet erweist, so kann man durch Oeffnen oder Schließen des Stromes den Magnetismus beliebig hervorbringen oder zum Schwinden bringen; wird der Stahldraht mit gleichmäßiger Geschwindigkeit vorüber geführt, während der Elektromagnet bald erregt, bald nicht erregt wird, so werden hernach die verschiedenen Stellen des Drahtes sich als magnetisch oder unmagnetisch erweisen, je nachdem sie den Elektromagneten passierten, als er erregt oder nicht erregt war.

Kann man den Elektromagneten in irgend welchem Takte bald stärker, bald schwächer erregen, so wird auch der vorübergeführte Stahldraht in seiner ganzen Länge ein sehr verschiedenes magnetisches Bild zeigen, in welchem stärker und schwächer magnetische Stellen miteinander abwechseln.

Eine solche Erregung eines Elektromagneten ist aber möglich. Spricht man z. B. gegen ein Mikrophon, den Apparat, der ganz allgemein als Fernsprecher benutzt wird, so werden bekanntlich entsprechend den Schwingungen, in welche die Platte durch die menschliche Stimme gerät, bald stärkere, bald schwächere Stromstöße in die zum Hörapparat, zum Telephon, führende Leitung geschickt. Ist in diese Leitung ein Elektromagnet eingeschaltet, so wird dieser ganz im Rhythmus der Schwingungen der Mikrophonplatte erregt und muß daher auch auf den automatisch vorbeigeführten Stahldraht in diesem Rhythmus wirken. So erhält man in dem Stahldraht ein magnetisch festgehaltenes Bild der menschlichen Sprache, resp. der Worte, welche man gegen das Mikrophon gerichtet hat. Leider ist dieses Bild nicht sichtbar; es ist in dem verschiedenen magnetischen Zustand der einzelnen Teile des Strahldrahtes vorhanden; doch bietet sich diese Verschiedenheit dem Auge sichtbar nicht dar.

Was aber das Auge nicht wahrnimmt, kann doch dem Ohre vernehmbar gemacht werden. Sind es doch Töne, welche die Verschiedenheit des magnetischen Zustandes hervorgerufen haben, warum sollten diese Verschiedenheiten sich nicht wieder in Töne umsetzen lassen? Und so ist es in der That. Führt man den Stahldraht noch einmal an dem Elektromagneten vorbei, so wirkt jetzt der Stahlmagnet auf den Elektromagneten und sendet entsprechend der magnetischen Stärke der vorbeigeführten Stellen bald stärkere, bald schwächere Stromstöße durch die Drahtwicklung des Elektromagneten. Ist der Elektromagnet mit einem Telephon verbunden, so wird dessen Platte genau in derselben Weise in Bewegung gesetzt, wie wenn die Stromstöße vom Mikrophon selbst unmittelbar herkämen; die Platte gerät also in Schwingungen, die den ursprünglichen analog sind, d. h. sie giebt die Töne wieder, die gegen das Mikrophon zuerst gesprochen oder sonstwie erregt wurden.

Der Vorteil dieser Erfindung liegt auf der Hand. Heute z. B. rufe ich telephonisch einen Freund an; er ist aber nicht zu Hause, und der Versuch war vergeblich. Ist aber ein Elektromagnet in die Leitung eingeschaltet, an welchem

durch ein Uhrwerk automatisch ein Stahldraht entlang geführt wird, so vertraue ich getrost der Platte, gegen die ich spreche, eine Nachricht an; der Stahldraht hält sie getreulich fest. Der Freund kommt nach Hause; er sieht, daß der Stahldraht sich bewegt hat; er stellt ihn zurück, drückt einen Knopf, durch welchen der Elektromagnet mit dem Telephon verbunden wird; wiederum tritt das Uhrwerk in Thätigkeit und führt den Stahldraht an dem Elektromagneten entlang, und sofort giebt auch das Telephon wieder, was am andern Ende der Stadt dem Mikrophon anvertraut wurde.

Sehr praktisch ist der Umstand, daß man das magnetische Bild auf dem Stahldraht, nachdem man es abgehört hat und nicht mehr braucht, wieder auslöschen kann, wie die Schrift auf irgend einer Tafel. Man braucht nur mit einem starken Magneten darüber hin zu fahren, und sofort sind alle magnetischen Unterschiede ausgelöscht, und der Stahldraht zur Aufnahme eines neuen Bildes, einer neuen magnetischen Schrift bereit.

Auf ganz anderer Grundlage beruht die sprechende Bogenlampe von Simon. Hat das Telegraphon, auch Magneto-Telephonograph genannt, vielleicht eine Zukunft, weil es das flüchtige Wort festhält und für den Abwesenden fixiert, so liegt die Zukunft der Simonschen Erfindung wohl darin begründet, daß sie die kostspielige Drahtverbindung zwischen den Sprechenden überflüssig macht, sie ist eine Telephonie (Fernsprechen) ohne Draht.

Ein elektrischer Lichtbogen, der in den Stromkreis eines Mikrophons eingeschaltet ist, reagiert, wie Simon gefunden hat, auf die Töne, die in das Mikrophon hineingesprochen werden; er giebt sie in derselben Weise wieder, wie ein Telephon, und kann daher statt desselben benutzt werden. Eine praktische Bedeutung wird das kaum erlangen; aber es ist ein überaus interessanter Versuch, von dem Lichtbogen die Worte oder Melodieen zu vernehmen, die an ganz anderer Stelle in ein Mikrophon hinein gegeben werden. Die geringen Stromschwankungen, die im Mikrophon entstehen, bewirken im Flammenbogen Temperaturschwankungen, welche trotz ihrer außerordentlichen Kleinheit auf die umgebende Luft einwirken; bei Abkühlung zieht sie sich etwas zusammen, bei Erwärmung dehnt sie sich wieder aus, und so werden von dem Lichtbogen entsprechend den Schwankungen des Mikrophons Luftwellen ausgesandt, die uns als Töne vernehmlich werden.

Schwankt die Temperatur des Flammenbogens, so muß dasselbe auch mit seiner Helligkeit der Fall sein, und der Gedanke liegt nahe, diese Helligkeitsunterschiede, die sich ja mit der gewaltigen Geschwindigkeit des Lichtes fortpflanzen, an einer entfernten Stelle noch sichtbar zu machen. Wäre unser Auge ein so fein empfindliches Instrument, daß uns die geringsten Aenderungen der Helligkeit zum Bewußtsein kämen, so brauchten wir an der Sendestation nur einen Lichtbogen mit dem Mikrophon zusammen zu schalten; ohne Hilfe eines vermittelnden Drahtes würden die Lichtstrahlen zu uns gelangen, und wir könnten das Auge anstatt des Ohres benutzen, um zu erkennen, was uns die Lichtstrahlen erzählen. Leider ist unser Auge nicht so empfindlich, und wir müssen ein künstliches Auge zu Hilfe nehmen, um die Lichtstrahlen zum Sprechen zu bringen. Hierzu erweist sich das Metall Selen als ein geeignetes Mittel. Dieser chemisch einfache Körper ändert unter dem Einfluß des Lichtes sein elektrisches Verhalten, und zwar hängt sein elektrischer Widerstand von der Stärke der Belichtung ab.

Nunmehr ist alles gegeben; die Strahlen der Bogenlampe werden an einem entfernten Orte, wohin sie durch einen Scheinwerfer gelenkt werden, von einem großen Hohlspiegel aufgefangen und in dessen Brennpunkt vereinigt. Hier befindet sich eine Selenzelle, die mit einem Telephon in denselben Stromkreis geschaltet ist. Die ganz geringen Aenderungen der Lichtstärke empfindet das Selen, es ändert seinen Widerstand, und somit entstehen im Stromkreis Schwankungen in der Stärke des Stromes, die im Telephon als Töne vernehmbar werden. Die Drahtleitung ist durch die Flamme ersetzt, welche frei ihre Strahlen überallhin entsendet. Im September des vorigen Jahres führte Prof. Simon seine Erfindung auf der Naturforscherversammlung in Hamburg vor, wobei mit Hilfe des Flammenbogens die menschliche Stimme ohne Drahtleitung bereits auf $1^1/_2$ Kilometer sehr deutlich übertragen wurde.

Wie wichtig dieses drahtlose Telephonieren z. B. für die Schiffahrt werden kann, liegt auf der Hand und braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Nur eine neue zukunftsreiche Erfindung, die sich unmittelbar an den Simonschen Flammenbogen angeschlossen hat, wollen wir noch kurz erwähnen, das sog. Photographophon von Ruhmer. Aller Welt ist der Kinematograph bekannt, in welchem ganze Serien von Bildern rasch an dem staunenden Auge vorbeigeführt werden, und so der überraschend täuschende Anblick des Lebens hervorgezaubert wird. Anstatt nun verschiedene Objekte auf das lichtempfindliche Papier, den Film des Kinematographen, wirken zu lassen, benutzt Ruhmer als Objekt den Flammenbogen, der mit dem Mikrophon zusammengeschaltet ist und beim Sprechen seine kleinen Helligkeitsunterschiede sehr deutlich auf diesen Film überträgt. Läßt man den Film während des Sprechens am Flammenbogen vorbeipassieren und entwickelt ihn nachher in gewöhnlicher Weise, so erhält man auf ihm ein photographisches Bild des Gesprochenen, das sich in dem Wechsel hellerer und dunklerer Stellen offenbart. Ein großer Vorteil besteht noch darin, daß man von diesem Bilde beliebig viele Abzüge machen kann, die sämtlich alle Feinheiten des Originals aufweisen.

Will man das Bild auf dem Film wieder dem Ohre vernehmlich machen, so führt man ihn wiederum an einer Lampe vorbei, aber diesmal an einer gleichmäßig strahlenden Lichtquelle ohne Schwankungen; hinter dem Film befindet sich wiederum eine Selenzelle in einem Stromkreis mit einem Telephon. Je nachdem hellere oder dunklere Stellen an der Lichtquelle vorbeiziehen, fällt mehr oder weniger Licht auf die Selenzelle, die daher im selben Rhythmus ihren elektrischen Widerstand ändert und das Telephon zum Sprechen bringt.

Diese photographische Festhaltung der Sprache wird für das Studium derselben sicherlich noch von hoher Bedeutung werden; die photographierten Laute werden dem künftigen Sprachforscher ein unentbehrliches Hilfsmittel werden.

Mit den großartigen Fortschritten, welche die Anwendung der Elektrizität auf allen Gebieten fand, ging Hand in Hand auch eine vollständige Umgestaltung unserer theoretischen Vorstellungen über das Wesen der elektrischen Erscheinungen, über die Art, wie die elektrischen Kräfte wirken und sich im Raume ausbreiten. Für die zwischen den Himmelskörpern wirksame Gravitation oder Schwerkraft nimmt man an, daß sie durch den leeren Raum hindurch wirkt und lediglich abhängig ist von der Entfernung der betreffenden Körper. Die Gravitation bildete das Vorbild für die elektrischen Kräfte, für die ebenfalls eine unvermit-

telte Wirkung durch den leeren Raum angenommen wurde. Aber die Vorstellungen, welche der Entdecker der Induktion, Michael Faraday, zuerst ausbildete, und die von seinem großen Landsmann Maxwell weiter entwickelt wurden, gewannen während des verflossenen Menschenalters auch auf dem Kontinent Boden und führten bald zu einem völligen Aufgeben der alten Vorstellungen. Nach der Faraday-Maxwellschen Theorie ist der Weltäther, der Träger der Licht- und Wärmestrahlung, zugleich auch das Medium, dessen die elektrischen Erscheinungen zu ihrer Fortpflanzung bedürfen. Nach dieser Theorie müssen auch elektrische Wellen existieren, welche denselben Gesetzen folgen wie die Lichtwellen, sind sie doch Wellen desselben Aethers.

Es ist bekannt, daß es im Jahre 1888 dem deutschen Physiker Heinrich Hertz gelang, solche elektrischen Wellen hervorzurufen und sichtbar zu machen. Diese Bestätigung der Maxwellschen Theorie förderte aber nicht nur unsere Erkenntnis in fruchtbarer Weise, sondern gab auch den Anstoß zu weiteren Entdeckungen und Erfindungen von weittragender Bedeutung. Wir brauchen nur an die Röntgenstrahlen und Röntgenphotographien zu denken, um die praktische Bedeutung der Hertzschen Untersuchungen sofort klar zu erkennen.

Noch in anderer Richtung haben sie den Anstoß zu wichtigen Anwendungen in der Praxis gegeben: die drahtlose Telegraphie fußt ganz und gar auf ihnen, man kann sie direkt als Hertzsche Wellentelegraphie bezeichnen. Das Prinzip der drahtlosen Telegraphie, die mit dem Namen des Italieners Marconi verknüpft ist, ist verhältnismäßig einfach: die elektrischen Wellen, die etwa von den Funken eines Funkeninduktors ausgehen, kann man, genau wie Lichtwellen, konzentriert nach einer bestimmten Richtung senden; verhältnismäßig ungeschwächt gehen sie durch Türme, Schornsteine und andere Hindernisse, die auf ihrem Wege liegen und für Lichtwellen vollkommen undurchlässig sind. Auf der Empfangsstation werden sie durch einen metallischen Hohlspiegel nach dem Brennpunkt reflektiert, in welchem gleichsam ein künstliches, für elektrische Wellen empfängliches Auge, der sog. Kohärer, angebracht ist. Im wesentlichen besteht dieser merkwürdige Apparat aus einer luftleer gepumpten Röhre, in der sich metallische Feilspäne, etwa Nickel- oder Silberspäne, auch gemischt mit Eisenfeilicht, befinden. Diese Röhre ist in den Stromkreis einer Batterie eingeschaltet; doch ist der Widerstand der Feilspäne so groß, daß der Strom nicht zu stande kommen und einen Telegraphen, etwa einen in seinen Kreis geschalteten Morseapparat, nicht in Bewegung setzen kann. Sobald aber elektrische Wellen auf den Kohärer fallen, verringert sich sein Widerstand, der Strom schließt sich und setzt den Telegraphen in Thätigkeit. In dem Rhythmus also, in welchem die Wellen ankommen, giebt der Telegraph Zeichen.

Die Verbesserungen dieser drahtlosen Telegraphie liegen einmal in der Richtung, die miteinander verkehrenden Apparate aufeinander abzustimmen, damit ein bestimmter Apparat auch nur auf Wellen von bestimmter Art anspricht; die Sicherheit des Verkehrs muß dadurch erheblich steigen.

Ein zweiter Fortschritt ist in der Richtung zu suchen, die möglichen Entfernungen zu vergrößern, indem man die Empfangsapparate selbst für schwache Wellen noch empfindlich gestaltet.

In beiden Richtungen ist in den letzten Jahren Erhebliches geleistet worden, und mit Auszeichnung werden auch deutsche Forscher an erster Stelle genannt.

Die deutsche Marineverwaltung hat diesem wichtigen Zweige der Elektrotechnik, der eine Verständigung zwischen Schiffen auf hoher See sowie eine solche zwischen Schiffen und der Küste ermöglicht, und im Kriegsfalle von ganz ungeahnter Wichtigkeit werden kann, ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet. So ist in Cuxhaven und auf Helgoland je eine Station für drahtlose Telegraphie eingerichtet, die miteinander und mit den Feuerschiffen in regelmäßigem, regem Verkehre stehen. Die Naturforscher, welche im vergangenen September ihren Hamburger Kongreß mit einem Ausflug nach Helgoland abschlossen, hatten Gelegenheit, die von Professor Braun eingerichtete Station in voller Thätigkeit zu besichtigen. Cuxhaven ist von Helgoland 60 Kilometer, 8 volle geographische Meilen, entfernt; trotzdem kamen die Depeschen mit großer Deutlichkeit an, so daß die Verständigung eine außerordentlich leichte war. Marconi soll gegenwärtig in Amerika weilen und mit Versuchen beschäftigt sein, die Wellentelegraphie für eine Verständigung über den Ozean auszubauen; ob die Verwirklichung eines solchen Planes möglich ist, kann erst die Zukunft lehren.

Die praktischen Anwendungen der Elektrizität, ihre Nutzbarmachung für die verschiedensten Bedürfnisse unseres Lebens bilden sicherlich für die meisten den wesentlichen Gegenstand des Interesses an dieser Seite der Offenbarungen der Natur. Aber gerade den ernstesten und tiefsten Forschern kommen die Anwendungen stets erst in zweiter Linie; in erster steht die Erkenntnis, die Förderung unserer Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen, und die hohe Befriedigung, welche das Eindringen in die geheimnisvolle Werkstatt der Natur gewährt. In dieser Richtung bedeuten die Maxwellsche Theorie und die Anschauungen, auf denen sie fußt, ebenfalls einen gewaltigen Fortschritt; in Einzelheiten ist sie seit Maxwells Tod (1879) natürlich modifiziert und verbessert, in ihren Grundzügen durch alle folgenden Entdeckungen nur noch bestätigt und befestigt worden. Eine sehr wesentliche Bestätigung hat sie soeben wieder durch jahrelang fortgesetzte geistvolle Versuche des russischen Physikers Lebedew erfahren, deren Bedeutung darum nicht minder groß ist, weil eine praktische Verwertung seiner Entdeckung vorläufig nicht abzusehen ist.

Aus den Grundlagen der Maxwellschen Theorie folgt, daß in der Fortpflanzungsrichtung der elektrischen Wellen ein gewisser kleiner Druck herrschen muß. Nach Maxwell sind die elektrischen Wellen von der gleichen Art wie die Lichtwellen, von denen sie sich nur durch die größere Wellenlänge, für die unser Auge nicht empfindlich ist, unterscheiden; auch die letzteren sind elektro-magnetische Wellen im Aether. Daraus folgt, daß auch im freien Aether unter der Einwirkung der Sonnenstrahlung ein bestimmter kleiner Druck herrschen muß, durch den ein Körper, auf welchen die Sonnenstrahlen fallen, von der Sonne fortgetrieben wird. Maxwell berechnete diesen Druck und fand, daß er an der Erdoberfläche für einen vollkommen schwarzen, d. h. alles auffallende Licht völlig verschluckenden Körper 0,4 Milligramm für einen Quadratmeter betragen müßte. Bei vollkommen spiegelnder, also alles Licht zurückwerfender Fläche muß er auf das Doppelte steigen; für die Erde, welche ziemlich viel Licht verschluckt, aber auch einen beträchtlichen Teil zurückwirft, könnte man einen Mittelwert von 0,6 Milligramm pro Quadratmeter annehmen.

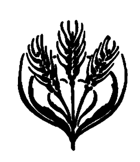
Bei dem geringen Wert dieser Größe war es wenig wahrscheinlich, sie durch unmittelbare, direkte Messung nachweisen und feststellen zu können. Und

doch ist das dem unermüdlichen Fleiße Lebedews und seiner geschickten Experimentierkunst gelungen; allerdings hat er etwa zehn Jahre auf die Durchführung dieser Versuche verwenden müssen. Als Strahlungsquelle benutzte er nicht die Sonne, sondern einen starken elektrischen Lichtbogen, an den man mit den anderen Apparaten beliebig nahe herankommen kann, wodurch der zu beobachtende Druck erheblich wächst. Freilich wird ein Teil der ausgesandten Energie zur Kontrolle der Messungen und zur Ausschließung von Fehlerquellen verbraucht; aber der zu beobachtende Druck stieg doch auf 2 bis $2^1/_2$ Milligramm pro Quadratmeter, und diese Größe konnte schließlich trotz ihrer Kleinheit als bestimmt vorhanden nachgewiesen werden. Auf die Einzelheiten der Messung kann hier natürlich nicht eingegangen werden; wir wollen nur noch auf eine wichtige Folge dieses Druckes der Lichtstrahlen, an dessen Existenz kein Zweifel mehr möglich ist, hinweisen.

Der Querschnitt der Erde beträgt etwa $12^1/_2$ Billion Quadratmeter; mithin erfährt die Erde zufolge der Sonnenstrahlung einen Druck von $12^1/_2$ Billion $\times$ 0,6 Milligramm = $7^1/_2$ Billion Milligramm oder $7^1/_2$ Million Kilogramm. Bei der ungeheuren Masse der Erde, etwa $13^1/_2$ Trillionen Kilogramm, kommt dieser Druck gegenüber der Gravitation, durch welche die Erde an die Sonne gefesselt ist, nicht in Betracht; nehmen wir aber einen sehr kleinen Körper an, so verringert sich sein Rauminhalt und mithin seine Masse, und also auch die Gravitation zur Sonne im kubischen Verhältnis des Durchmessers, d. h. wie der dreimal mit sich selbst multiplizierte Durchmesser. Ein Körper von 1000 mal kleinerem Durchmesser ist also $1000 \times 1000 \times 1000$ = eine Milliarde mal leichter. Die Oberfläche und der Druck der Sonnenstrahlung verringern sich aber nur im quadratischen Verhältnis des Durchmessers, also um 1000×1000 oder eine Million. Somit erkennt man leicht, daß bei einer bestimmten Kleinheit die Gravitation und der Druck der Sonnenstrahlung sich das Gleichgewicht halten werden, und bei noch kleineren Körpern werden die Druckkräfte des Lichtes überwiegen und den Körper von der Sonne forttreiben. Vielleicht spielen diese Kräfte bei der Bildung von Kometenschweifen, die ja stets von der Sonne abgekehrt sind, eine hervorragende Rolle.

Wie weit die Untersuchungen Lebedews hierauf sowie überhaupt zur Erklärung von Himmelserscheinungen Anwendung finden werden, steht noch dahin; jedenfalls ist durch sie ein neuer experimenteller Beweis für die Richtigkeit der elektro-magnetischen Lichttheorie und der Faraday-Maxwellschen Anschauungen über die Wirkungsweise der elektrischen Kräfte erbracht.

Dr. Bruno Borchardt.



Am Fuße des Zeus-Altars.

Es ist in den letzten Wochen in der Reichshauptstadt von Kunst und Kunstfragen mehr die Rede gewesen, als noch vor einem Jahrzehnt im Laufe von ein paar Jahren.

Die Kunst ist wirklich zu einem ständigen Element in unserem Leben und seinen geistigen Anschauungskreisen geworden. Und zwar in weiten Schichten der Bevölkerung. Wer jetzt das Pergamon-Museum besucht, der kann sich davon überzeugen. Es ist eine Freude, zu sehen, mit welchem Interesse die buntscheckigen Besucherscharen sich dem Studium des Zeus-Altars mit seiner Gigantomachie, des Telephos-Frieses, der sonstigen bildnerischen und Bautenreste aus Pergamon, Magnesia, Priene hingeben, wie sie deutscher Gelehrtenfleiß und deutsche Kunstarbeitergeduld hier zusammengetragen und unserem Empfinden und Verständnis näher gerückt haben.

Und wie sie so zwei Jahrtausende alten Kunstwerken gegenüberstehen, kommt was vom Geiste der Geschichte über sie und fühlen sie was von den Ehrfurchtsschauern, die er weckt. Da fällt alles Kleinliche, alles Parteigetriebe und Parteigezänke zu Boden, und nur die Sache selbst, die künstlerische That, des Künstlers Werk allein, ganz allein, ja schließlich vielleicht gar nicht einmal die Ausführung des Werkes, sondern nur noch die künstlerische Idee spricht zu uns. Wie Schopenhauer es meinte, wenn er sagte: „Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde."

So stehen wir bewundernd vor dem gewaltigen Werk der Blütezeit der hellenistischen Kulturepoche Kleinasiens zur Zeit der Attaliden. Unbekümmert darum, ob nicht vielleicht in den Tagen eines Königs Eumenes II. auch ein wilder Parteikampf getobt hat, etwa zwischen den Vertretern der leidenschaftlich bewegten, sinnlich temperamentvollen hellenistischen Kunst und denen des hoheitsvollen Mäßigungskanons der attischen. Wie klein erscheint uns jeder Kunststreit, wenn er in das Licht der Geschichte gerückt wird, wenn die Perspektive, in der wir ihn erblicken, durch die Jahrhunderte gebildet wird? Was sind uns heute die Kämpfe des Quattrocento? was die Anfeindungen eines Michelangelo Buonarotti? eines Rembrandt, eines Rubens?

Wie mag wohl einst auch das Urteil über die Siegesallee, die vielgelästerte und vielgepriesene, und über die Kunstrede des Kaisers vom 18. Dezember lauten? Von Eumenes II. lernen wir heute: „Er war ein prachtliebender, kunstsinniger Fürst," und es folgt etwa noch die Aufzählung der Hauptwerke, die unter seiner Regierung entstanden sind. Und das ist alles. Und aber nach zwei Jahrtausenden — wird über die meisten Fürsten unserer Zeit viel mehr zu lernen sein als eine nackte, kurze Aufzählung ihrer Hauptwerke? Wir, die wir mitten drin stehen in ihrer Zeit, sie unsere Zeitgenossen nennen, wir lassen uns nur zu sehr den Blick trüben durch alles Drum und Dran. Und vermögen wir auch natürlich nicht mit der ganzen scharfprägenden Klarheit des geschichtlichen Urteils die Dinge und Persönlichkeiten um uns zu betrachten — etwas mehr Besonnenheit und Sachlichkeit könnten wir in unserem Gerede und Geschreibe schon walten lassen. Hier und da werden ja allerdings solche Versuche gemacht,

aber im allgemeinen ist die Art und Weise, wie z. B. jene beiden Materien in den letzten Wochen behandelt wurden, von wenig erfreulicher Wirkung. Man braucht wahrlich nicht des Kaisers Meinung zu teilen, daß die Siegesallee auf die Fremden „schon jetzt einen überwältigenden Eindruck mache“; man kann sogar entgegengesetzter Ansicht sein und aufrichtig beklagen, daß der Gedanke, der Stadt Berlin ein fürstliches Geschenk zu machen und gleichzeitig ein wirklich künstlerisches Denkmal von vaterländischer Bedeutung zu stiften, nicht in glücklicherer Weise zur Ausführung gebracht wurde; man braucht wahrlich nicht des Kaisers mehr als absprechendem Urteil über die moderne Kunstbewegung und ihre Vertreter beizupflichten, und man kann doch sich eine Vorstellung davon machen, wie einst die Geschichte über diesen hochstrebenden Fürsten urteilen wird. Ja, man könnte und sollte es sich heute schon allgemein vorhalten, daß man die Höflichkeit, die man jedem gewöhnlichen Geber gegenüber beobachtet, dem fürstlichen Spender doch auch bezeugen müßte, und daß es ein nachahmenswertes und höchst erfreuliches Verhältnis ist, wenn der Kunstfreund mit den von ihm beauftragten Künstlern in enge persönliche Fühlung tritt. Und noch anderes, Bedeutsameres kommt hinzu: billig und recht wäre es, beim Urteilen über die Anschauungen seines Nächsten zu berücksichtigen, in welchen Grundsätzen — hier also Kunstansichten — er erzogen worden, in welchem Milieu er aufgewachsen, ob er überhaupt in der Lage gewesen, sich ein vielseitigeres Urteil zu bilden, solange es noch Zeit dazu war, bevor ein Kreis von Zünftigen und Unzünftigen sich dicht um ihn schloß und mit geschmeidiger Nachredungskunst und schmeichlerischem Zustimmungseifer eine Mauer errichtete zwischen den ihm anerzogenen Dogmen und der Anschauungs- und Empfindungswelt draußen. Und vor allem — man sollte sich umschauen, wo heute vom Thron herab die Bedeutung der Kunstideale so nachhaltig gepredigt und die Notwendigkeit betont wird, in die graue, düstere Atmosphäre der großen Masse etwas Kunst-Sonnenschein hineinfallen zu lassen, und daß die Kunst eine volkserzieherische Aufgabe habe, die Kunst, die ihre Kraft aus den ewigen Quellen der Mutter Natur schöpft und dann auch dem ewigen Gesetz der Schönheit und Harmonie entspricht. Und merkwürdig — berühren sich nicht gerade in all diesen letzten Punkten die Anschauungen des königlichen Spenders und Tafelredners mit dem Programm der „Modernen“, über die er den Stab brach? Nur über die Mittel, wie diese Forderungen zu erfüllen, gehen die Ansichten weit auseinander. Heute. Aber in ferner Zukunft? Wird da am Ende nicht bloß das „Was?“ der Gesinnung und nicht mehr so sehr das „Wie?“ ihrer praktischen Bethätigung im einzelnen den Ausschlag geben? Und wird man nicht vielleicht schon in näherer Zukunft zur Einsicht gelangen, daß an der wachsenden Kunstfreude und Kunstpflege in unseren Tagen das persönliche Beispiel des Monarchen, seine ganze Richtung auf das Ideale nicht zum wenigsten Teil und nicht an allerletzter Stelle mitgewirkt hat? . . .

Am Fuße des „Zeus-Altars“ mögen solche Gedanken und Bedenken wohl schon rege werden. Und ich sage noch einmal: man kann in seinem Kunsturteil ganz auf entgegengesetztem Standpunkte stehen, und doch des Kaisers Wollen und Gesinnung würdigen. Niemand wird es je mißbilligen können, wenn wir z. B. heute dem Eberleinschen Wagnerdenkmal und dem Begasschen Bismarckdenkmal jenes andere Bismarckdenkmal vorziehen, das soeben dem blutjungen Bildner Lederer und dem nicht viel älteren Baumeister

Schaudt in Hamburg den ersten Preis eingetragen hat. Ich glaube, nicht einmal die Eberlein und die Begas von heute und der Zukunft. Und gerade, wenn wir, vorgreifend, eine Perspektive von Jahrhunderten zwischen den Hamburger Roland-Bismarck und den Berliner Minister-Bismarck legen, werden wir den Wert und die Bedeutung dieser Denkmalskunst der Jungen erst recht ermessen können. Wie da die rhetorische Metapher vom „eisernen" Bismarck gedanklich und formal ins Künstlerische und gleichzeitig Geschichtliche übersetzt ist — das macht die Größe des Entwurfs aus. Man denke sich nach zwei Jahrtausenden die beiden Denkmäler ausgegraben — dann vielleicht umgekehrt von kleinasiatischen Kunstgelehrten — wie werden sie wirken? Und wenn die Schuljugend dann lernen wird: „Wilhelm II. ein prachtliebender, kunstsinniger Fürst", wird sie nicht beipflichten, obschon Begas das Bismarckdenkmal zu Berlin und Lederer das zu Hamburg gemacht hat? Oder wird sie am Ende gar nicht einmal mehr die Namen der Schöpfer kennen, wie wir ja auch heute die Namen der Künstler, die am Zeus-Altar arbeiteten, nur noch zum allergeringsten Teile kennen? . . .

Unsere kleinen Kunststreitigkeiten nehmen sich eben im Geiste der Geschichte so ganz, ganz anders aus. **J. Norden.**



Schicksalsminiaturen.

Die Kleinkunst ist nun Trumpf. Die Maler und Bildhauer machen Vasen, Schalen, Spiegel und sinnen den Linien schöngeführter Gürtelschnallen nach. Und dies dekorative Bemühn, dies Dienen um den Schmuck des Daseins bringt ihnen mehr Gunst als das Werben um die Ziele schöpferischer Großkunst. Fast das gleiche begiebt sich auf dem Theater. Ich will hier nicht etwa noch einmal vom Tandelmarkt der Ueberbrettel sprechen, davon sei nun für jetzt und künftig geschwiegen, sondern von einer andern Gattung, die in viel treffenderem Sinne als die Variétés eine Parallele zu den reizvollen Objekten der dekorativen Kunst bietet. Die Einakter des Wieners Arthur Schnitzler meine ich, die unter dem Rahmentitel „Lebendige Stunden" im Deutschen Theater aufgeführt wurden. (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.)

Zierlich geschnittene Stücke sind's, subtil ziseliert, in knappem Raum gefügt, in der Form Bijouterien, doch dabei, ähnlich wie die Objets d'art unserer immer zur Nachdenklichkeit neigenden dekorativen Künstler um eine Lebensbedeutsamkeit ringend — Schicksalsminiaturen. Schnitzler hatte schon früher mit den Bijoux indiscrets seiner Anatoldialoge sein Spezialistentum angekündigt, mit litterarischen Nippfiguren als „leichtsinniger Melancholiker" den tieferen Sinn jener Erlebnisse darzustellen, die für den unbefangenen Durchschnittsgenießer nur galante Episoden sind. Er zeigte sich dabei in einer gewissen erotischen Monotonie befangen und in der Mischung aus Flaneur und Problemjäger häufig allzu bewußt.

Er ward jetzt freier und sieht sich weiter um, wenn auch seine allzu zärtlichen Hände nicht immer fest genug den Ernst der Dinge fassen können und häufig, statt auszuschöpfen und Lösungen zu weisen, sich mit einem halben Akkordanschlag und einer eleganten Geste aus der Affaire ziehen.

Man kann diese „Lebendigen Stunden" mit Schnitzlers eigenen Worten aus dem Paracelsus, einem Einakter einer früheren Serie, charakterisieren:

> Wie ein Gewirr von Edelsteinen,
> Die einen falsch, die andern echt, so liegt
> Der letzten Stunden Fülle ausgebreitet.

Ein falscher Stein ist sicherlich das erste Stück, das dem ganzen Cyklus den Namen lieh, das Thema angab, aber statt Gestaltung nur eine schattenhafte Situation ohne Gefühlshintergrund zu Wege brachte.

„Lebendige Stunden", dies Themawort ist eigentlich ein Paradoxon, denn vom Tode wird hier gehandelt. Das alte Rätsel, das Schnitzler neben der Liebe immer am quälerischsten umworben und das er mit leidenschaftlicher Neugier immer wieder umkreist, in den Novellen „Sterben", „Die Toten schweigen", im „Schleier der Beatrice", er nimmt es hier wieder auf, aber diesmal ganz unphilosophisch, vom rein künstlerischen Standtpunkt. Ein hellsichtiges Wort des Novalis beleuchtet diese künstlerische Auffassung des Todes klarer als lange Auseinandersetzungen. Novalis sagt: „Durch den Tod wird das Leben poetisch." Die Schicksalsschauer, die das Ende eines Menschen umwittern, die tiefe Erschütterung des Gefühls durch den Gedanken, daß etwas, das atmete gleich uns, nun von einer allgewaltigen, unabwendbaren Hand verlöscht wird, dies große Geschehn trägt das Erhabene, trägt das Rauschen der Ewigkeit in unser Alltagssein. An den letzten Akt des Michael Kramer denken wir, wo der, der im Leben äußerlich und innerlich ein Mißgestalteter war, ein Unerträglicher und Vergeratener, jetzt, da er im Frieden des Todes gebahrt ruht, von allen Schlacken gereinigt scheint und nun von ihm, dem Verlachten und Verachteten, Schicksalsfeierlichkeit ausgeht. Durch den Tod wird das Leben poetisch und die Künstler ziehen ihre stärksten Lebensvorstellungen aus dem Bilde des Todes. Und wenn ihnen stirbt, was sie lieben, so verlieren sie nicht nur, wie die Alltagsmenschen, sondern aus dem Verlust erwächst innere Bereicherung, tieferes Einkehren in sich selbst, ein seelisches Erleben, das die verborgensten Gründe des Gemüts aufrührt. Und aus solchem Erleben kann, schmerzlich gezeugt, ein Kunstwerk erwachsen, das, von allem Zufälligen gereinigt, ein Abbild gesteigerter Lebensmomente giebt und uns unser im Alltag so selten fühlbares tieferes Sein offenbarend spiegelt.

So werden die Sterbestunden der Menschen den Künstlern die „Lebendigen Stunden".

Das ist fein und nachdenklich empfunden, aber zur Anschauung, zur Resonanz hat es Schnitzlers Einakter nicht gezwungen. Etwas kühl Konstruiertes hat die Art, wie hier ein dem Vorgang nach tiefbedeutsames Geschehn vorgetragen wird, und man merkt, daß dies Geschehn nicht Selbstzweck ist, sondern nur den Vorwand giebt, um den Begriff der „lebendigen Stunden" ad spectatores zu erklären. Ein junger Dichter erfährt, daß seine leidenschaftlich geliebte Mutter nicht, wie er glaubte, eines natürlichen Todes gestorben ist, sondern Selbstmord begangen hat. Und sie that es, weil sie sah, daß ihr Sohn

unter den Qualen der die Jahre hindurch krank Hinsiechenden furchtbar litt und unter dieser Schmerzenslast jede Fähigkeit zu schaffen und zu leben verlor. Sie wollte ihn erlösen und befreien. Ein Opfertod war das Sterben der Mutter.

Gegen ihren Willen erfährt es der Sohn von dem alten Freunde der Dahingegangenen. Der will durch diese Enthüllung dem Opfertod erst die richtige Bedeutung für den, um dessentwillen er begangen ward, geben; er will das Künstlertum durch diesen Blitzschlag neu in ihm wecken und doch ist er entsetzt, wie schnell der Sohn ihn erfaßt und sich die Situation formuliert: „Mir bleibt nichts übrig, als mich selbst zu töten — oder den Beweis zu versuchen, daß meine Mutter nicht vergeblich gestorben ist," und wie er von den „lebendigen Stunden" bewußt reflektierend sagt: „Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen über ihre Zeit hinaus."

Wir empfinden diesen Jüngling in diesem Moment als einen ohnmächtigen Großsprecher, in ihm vibriert nichts, in ihm ist alles tot und kalt und unfruchtbar. Da Schnitzler durch diese Gestalt sein Thema zur Darstellung bringen wollte, da sie sein Sprecher ist, kann man kaum annehmen, daß dies Hohle, Unüberzeugende an ihr beabsichtigte Charakteristik sein soll. Die Gestalt ist ihm eben nicht zur Erfüllung gelangt, und ein schlechter Herold steht am Eingang dieses kleinen Welttheaters.

Auch in dem nun folgenden Miniaturschauspiel der „Frau mit dem Dolch" herrscht das Konstruierte vor, nur tritt es nicht so trocken und nüchtern in die Erscheinung, wie beim ersten Spiel. Schnitzler hat hier die psychologischen Lücken mit prunkenden dekorativen Stoffen verhüllt und dadurch immerhin eine gewisse schwebende Stimmungsmagie geschaffen. Auf seinen liebsten Pfaden geht er hier als erotischer Dialektiker und wieder klingt's wie in jenen Anatolscenen:

Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens Heut' und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden . . .

Schnitzler zeigt eine Frau auf der Schwelle zur Untreue im Hin- und Herschwanken ungewissen Triebes. Und er kompliziert den Fall doppelt und dreifach. Diese Frau liebt ihren Gatten, aber sie weiß auch, daß sie im Leben dieses Mannes, der alle Dinge nur als Künstler ansieht, der eben erst aus seiner Untreue und ihrem Verzeihen ein Schauspiel gemacht, nur eine Rolle zweiten Grades spielt, daß sie nicht Gefährtin, sondern eigentlich nur Dienerin seiner Kunst ist. Sie wird sich darüber so klar, daß sie dem jungen Leonhard, der sie leidenschaftlich umschwärmt, auf seine bitter-zornige Bemerkung, ihr Gatte, der Dichter, sehe ihr ganzes Schicksal nur als eine Gelegenheit an, „seinen Witz oder meinethalben sein Genie zu zeigen", ruhig erwidert: „Vielleicht hat mein ganzes Leben gar keinen andern Sinn gehabt."

Daß diese Mondäne so Schnitzlerisch reflektiert, wirkt nicht unbedingt überzeugend, sei in Parenthese bemerkt.

Dies nebenbei. Jedenfalls also liebt Frau Pauline ihren Gatten und spielt dabei mit dem Feuer der Anbetung des jungen Leonhard, das sie angenehm wärmt. Doch heute will sie mit diesem gefährlichen Spiele ein Ende machen. Sie hat Angst, es könnte doch Ernst werden. Und sie giebt dem Troubadour den Abschied in einem Kabinett der Gemäldegalerie vor dem altflorentiner Bilde der „Frau mit dem Dolch", die Paulinen ähnlich sieht. Leonhard beschwört sie um ein letztes Zusammensein. Sie soll zu ihm kommen. Sie weist seine Tollheit ab. Aber während sie spricht, ist's, als ob ihre Worte träumend verschweben, sie schaut auf das Bild der Frau mit dem Dolch, und sie erkennt im Schatten des Vordergrundes die Leiche eines Jünglings, die Scene wandelt sich und der Vorgang jenes Bildes wird Erlebnis.

Am Morgen nach der Liebesnacht weist Paola, die Frau des Meisters Remigio, des großen Florentiner Malers, dem jungen Lionardo die Thür. Der Jüngling, dem sie sich gestern geschenkt, erscheint ihr heute fern und fremd, und sie denkt nur an Remigio, ihren Herrn, den Großen, Ungetreuen, der sie tausendmal verraten und immer wieder zu ihr zurückgekehrt und dessen Kunst ihr die Seele aussaugt, daß sie, wenn er sie malt, sich als Geschöpf dienend hingegeben und doch unendlich gesteigert fühlt. Sie weiß es, und als Lionardo ihr aufreizend sagt:

„Ihm ist Euer tiefstes Wesen nichts als Anlaß
Und Stachel seiner Kunst, verräterisch lockt
Aufs Antlitz Euch sein Kuß der Seele Glut
Zur Fördrung eines Bildes, das Euch gleicht.
Und glaubt mir, wenn das letzte ihm gelang,
Das unvollendet seiner Rückkunft harrt,
Schwand all sein Lieben hin" —

antwortet sie:

„Das weiß ich gut;
Denn ich bin dann nicht mehr, bin ausgeschöpft,
Und mein Lebend'ges bebt in jenem Bild."

Und als nun der zurück kommt, in dem sie den Herrn ihres Schicksals ehrt, Remigio, bekennt sie, stolz-aufrichtig, was geschehen, und als Lionardo vermessen spricht, stößt sie ihm den Dolch in den Hals. Der Gatte aber steht vor dieser Scene wie entrückt, er fühlt diesen Vorgang nicht als beleidigter Mann, sondern nur als Künstler. Beim Anblick der statuengleich erstarrten Frau mit dem Dolch in der Hand, den toten Jüngling zu ihren Füßen, geht ihm die qualvoll umworbene Vollendungsidee seines Bildes auf. Die „lebendige Stunde" erwacht in ihm, und leidenschaftlich stürzt er zur Staffelei . . .

Auf dem Theater aber wandelt sich wieder die Scene. Leonhard und Pauline sitzen wieder auf dem Diwan vor dem altflorentiner Bild. Die Frau fährt, wie aus einer schweren Versonnenheit auf, „in ihren Zügen drückt sich allmählich die Ueberzeugung aus, daß ein Schicksal über ihr ist, dem sie nicht entrinnen kann, sie reicht Leonhard die Hand, sieht ihm ernst und fest ins Auge und sagt, „nicht mit dem Ausdruck der Liebe, sondern der Entschlossenheit": „Ich komme."

Schnitzler hat in diesem effektvoll aufgeputzten Intermezzo recht die Paracelsuskunst geübt: „die Grenzen löschen zwischen Tag und Nacht und uns in Dämmerschein und Zweifel stellen". Wie sein Meister Paracelsus kennt er die

verborgenen Irrwege des Fühlens und die Labyrinthe der Brust, aber wie jener hüllt er seine Wissenschaft gern in den pomphaften Zaubermantel des Charlatans und vermischt Psychologie mit Taschenspielerei.

Er zeigt nur die Rätsel, läßt einen Zipfel der Lösung sehen, eskamotiert sie blitzschnell und weist eine andere, läßt sie ebenso jäh verschwinden und verschwindet schließlich selbst, nachdem er allen das Gefühl verwirrt.

Man kann den Problemen, die hier angedeutet werden, noch lange nachspüren. Dies verschlungene Gewirr von Künstlertum und Liebe, diese Idee, daß die Kunst ein Vampyr ist, die das lebendige Leben aussaugt, ist allein ein langes Kapitel. Unerbittlich, selbstquälerisch bekennt einmal Maupassant: Der Künstler ist nur von der Liebe zu seinem Werk und niemals von der Neigung zu Menschen beseelt, und wenn er eine Frau liebt, so zergliedert er sie wie einen Leichnam im Hospital.

Was treibt Paola zu Lionardo, was Pauline zu Leonhard, zu Männern, die ihnen im Grunde gleichgiltig sind? Was ist es für ein „Schicksal", das Pauline „über sich fühlt"? Schnitzler hat es nicht nackt ausgesprochen. Es läßt sich aber vielleicht zwischen den Zeilen lesen. Diese Frauen schaffen instinktiv, unbewußt Erlebnisse, Emotionen, Konflikte, in der Renaissance mit blutigem Ausgang, in der Gegenwart vermutlich ruhiger verklingend; sie schaffen den Künstler-Männern, an deren Seite sie wirklich stehen, zu deren Geschöpfen sie das Schicksal gemacht, „lebendige Stunden", aus denen Kunstwerke keimen. Wie es sehr unpathetisch und nicht ohne Cynismus Leonhard zu Frau Pauline ausdrückt, als sie sagt, ihr Mann würde sie umbringen, wenn sie untreu wäre: „Was fällt Ihnen ein. Er macht ein neues Stück daraus, und am Ende ist er Ihnen noch dankbar." Und sie giebt ihm recht: „Möglich, er wäre der Mann, beides zu vereinigen."

Daß diese mühsam ertüftelte Frauenpsychologie sowohl wie die Künstlerpsychologie eine einseitige ist, vielleicht so einseitig, daß sich manche schaudernd wenden, und daß hier alles „aus einem Punkt kuriert wird", das braucht nicht erst konstatiert zu werden, mir erschien es wichtiger, das Gebilde, wie es ist, unbefangen zu betrachten, Interpretation zu versuchen und künstlerisch zu bewerten. Und da scheint der Weisheit letzter Schluß, daß der Gesamteindruck doch ein recht leerer bleibt. Die Psychologie spreizt sich so anspruchsvoll und giebt doch wenig tiefe Blicke. Es ist viel Geheimnisthuerei und überhebliches Erkenntnistum; müde Augen unter einer Stirnlocke, die vieldeutig zu sagen scheinen: Ja, wir Wissenden. Im Grunde eine Gaukelei, die ihrer selbst nicht froh, mit bunten Maskenzügen sich und den anderen Wesenheiten vortäuscht. Es ist der Meister Paracelsus, wie er in Schnitzlers Buche steht, halb Charlatan, halb Seelenleser:

„Mit Menschenseelen spiele ich. Ein Sinn
Wird nur von dem gefunden, der ihn sucht.
Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns.
Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug."

Doch dieser rabulistische Erotiker kann auch einfach sein und ohne Spintisiererei eine Lebenssituation tief erfassen, und dann wirkt er wahrhafter und echter. So spricht er im dritten Stück jener Einakterreihe, den „letzten Masken".

Wieder ist es eine Sterbestunde, die zur „lebendigen Stunde" wird. Aber anders, als wir es bisher erlebten. Ein verlorener Mensch, dem Leben und Dichten zerrann, den der Daseinskampf aufgerieben in Kleinarbeit und Erniedrigung, liegt im Spital und weiß, er wird das nicht wieder verlassen. Er fühlt, daß es aus und vorbei ist, und er ist zufrieden. Nur eins quält ihn: er möchte seinem einstigen Jugendfreund, dem berühmten Erfolgsdichter, der sich auf Schleichwegen Ruhm, Ansehn, Reichtum erworben, der ihn gönnerhaft überlegen von oben herab angesehen als einen, der den Anschluß verpaßt, als einen Lebensunfähigen, seinen Haß und seine Verachtung ins Gesicht schleudern; er möchte ihm die selbstgefällige Maske abreißen, ihn vor sich selber entlarven und ihm zeigen, daß sein ganzer eingebildeter Glanz hohl und nichtig ist. Der andere, der offenbar nicht ohne Gutmütigkeit, läßt sich bestimmen, an das Sterbebett des armen Teufels zu kommen. Als er aber nun in seinem satten Wohlwollen, etwas verlegen und hilflos dasteht, ein paar inhaltlose Trost- und Zuspruchsworte murmelt und dann nicht mehr so recht weiß, was er sagen soll, da stockt in dem Sterbenden jener leidenschaftliche Haß und jener inbrünstige Wunsch. Im Schatten des Todes wächst er zu einer Ueberlegenheit, die er nie in seinem zertretenen Leben gehabt hat; der andere erscheint ihm nun so klein, so fern. Was lohnt es, an den noch ein Wort zu verschwenden, was lohnt es, zu hassen und wütend zu schrein? Er fühlt sich jenseits all dieses menschlichen Zankens und Streitens. Ja, der andere thut ihm fast leid, der seine Maske nun weiter tragen muß, während hinter ihm bald alles im wesenlosen Scheine liegen wird: „Was hab' ich mit ihm zu schaffen? Was geht mich sein Glück, was gehn mich seine Sorgen an? Was haben wir zwei miteinander zu reden gehabt? He! Was ... Was hat unsereiner mit den Leuten zu schaffen, die morgen noch auf der Welt sein werden?"

Die „lebendige Stunde" erlebt auch dieses Stiefkind, dessen Dasein immer tot und leer gewesen, der nichts geschaffen, jetzt im Tode, da er zum erstenmal über der Enge steht, da er von eigensüchtigen Empfindungen erlöst, mit weiteren Augen, zum erstenmal nicht ein Beteiligter, sondern ein Betrachter, den Dingen ins Antlitz schaut.

Den drei ernsten Zwischenspielen folgt ein Satyrspiel: „Litteratur". Die Idee, die in den Einaktern frei variierend gespiegelt wurde, daß für den Künstler Leben und Tod aus der Sphäre eigen-engpersönlicher Erfahrung sich lösen und ihre Freuden und Schmerzen ihnen zum Drange werden, zu gestalten, in Gebilde umzusetzen, diese Idee wird zum Schluß im Hohlspiegel der Karikatur gezeigt.

In glänzend gelungener Zeichnung — Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung vollendet in eins — stellt Schnitzler moderne Homunculi der Litteratur hin, jene Kaffeehausdichter und -Dichterinnen, die ihre wertlose Kleinexistenz stenographisch vervielfältigen, die ihre „Regungen" mit dem Bleistift kontrolieren und notieren, die ihre Leidenschaften sich anlesen und ihre Abenteuer ausschlachten, nicht aus zur Befreiung drängendem Künstlertum, sondern aus Litteraturfexerei.

Sehr witzig, eine moderne Paraphrase von Gottfried Kellers köstlichen „Mißbrauchten Liebesbriefen", ist's, wie der „geniale Mann" und das „geniale Weib" sorgsam praktisch ihren Briefwechsel sich heimlich voreinander zu späterer Verwendung kopieren, und zu ihrer peinlichen Ueberraschung in seinem großen „Lebensroman" dann dieselben Briefe stehen, wie in dem ihren.

Paracelsus hat hier seinen faltigen Philosophenmantel, in dem sein Schritt manchmal unsicher ging, abgeworfen und steht verwandelt in leichter Anmut da. Er jongliert mit den farbigen Bällen des Einfalls lachend überlegen, er florettiert spielend sicher mit blitzenden Stößen und, wie Rostands Cyrano auf der Sonettmensur, kann er spöttisch-sieghaft sagen: „Und beim letzten Verse stech' ich."

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Billige Reklame für England.

Eine Reklame für England ist die ganze Haltung der Kulturmächte in den Fragen, die durch den Burenkrieg aufgewühlt wurden. Trotz der Empörung aller Völker über die Gewissenlosigkeit, mit der England den Krieg heraufbeschworen hat, und über die barbarische Kriegsführung, durch die es die ganze Volkskraft seines Gegners zu vernichten sucht, hat keine Regierung etwas gethan, um England diese Entrüstung auch nur fühlen zu lassen. Die einfachen Völker in fremden Erdteilen, die bisher die europäischen Staaten als Träger der Kultur anzusehen gewöhnt waren, selbst ihre Schüler auf diesem Gebiete waren oder noch sind und viel von den Kulturaufgaben Europas haben reden hören, können sich natürlich das Schweigen der Großmächte in diesem Falle nicht daraus erklären, daß diese die Versündigung Englands an allen zivilisierten Anschauungen und Ordnungen nicht sähen, oder gar daraus, daß sie alle in Bezug auf die Anschauungen von Menschlichkeit und Ehre auf gleicher Stufe ständen mit dem derzeitigen offiziellen England; das wäre ja einerseits eine direkte Beleidigung und andererseits eine Nichtbeachtung all der feierlichen Erklärungen, mit denen Europa sich Recht und Pflicht der Weltkultur zuerkannt hat. Nein, sie können sich ein derartiges Verhalten alle nur daraus erklären, daß sich niemand getraut, England entgegenzutreten, weil — es eben das mächtige England ist. In den Augen aller in der Einflußsphäre der gegenwärtigen großen Kulturmächte liegenden Völker wird dadurch der Nimbus wieder hergestellt, den England durch den Burenkrieg sonst für immer verloren hätte, gleichviel wie das Ende gewesen wäre. Sollte nun aber das Ende für England gar — wenigstens einstweilen — glücklich sein, so wird sein Triumph erhöht werden durch das Gefühl und den Triumphruf: „Uns kann eben doch keiner." Und sollte das Ende — wie es alle ehrlichen Menschen wünschen — für die Buren glücklich sein, so wird England — zur Zeit seines Hochgefühls nach den ersten Erfolgen hat es das ja schon immer und überall gethan — darauf hinweisen, daß es selbst in seiner Schwäche,

selbst im Kampfe mit einem „einzigartig gefährlichen“ Gegner noch allen Weltmächten gegenüber zu stark gewesen sei, als daß sich eine auch nur mit berechtigten, vom ganzen Volke geforderten Beschwerden herangetraut hätte. Oderunt, sed metuunt (sie hassen, aber fürchten sich), wird es verächtlich von ihnen sagen, und an diesem Gedanken sein eigenes Selbstbewußtsein wie das Vertrauen seiner (und sein sind sie ja eigentlich alle) Kolonialvölker wieder aufrichten. Einstweilen machen die anderen europäischen Mächte für diesen zukünftigen Größenwahn ihres Konkurrenten Reklame — und zwar ganz billig; denn selbst wenn ihnen für ihre Unterstützung etwas versprochen sein sollte, bekämen sie schließlich doch nichts.

Und was so der Staat im großen in vermeintlich ganz besonders schlauer Wahrnehmung seiner „Interessen“ thut, das thut im kleinen — ohne dazu diplomatisch erzogen zu sein — der deutsche Kaufmann gegenüber seinem sonst so gehaßten hochmütigen englischen Rivalen. Allerdings nur der Kaufmann, der um keinen Preis sich einen ihm momentan darbietenden Nutzen entgehen lassen will, ohne die dauernde Schädigung in Betracht zu ziehen, die aus seiner Handlungsweise für die Gesamtheit seiner Kollegen und für die Zukunft erwächst. Da kommt z. B. ein mir befreundeter Burenoffizier in Berlin in ein Geschäft, um einen Hut zu kaufen. Sofort reicht ihm der Ladeninhaber einige Sachen: „Bitte sehr, bestes englisches Fabrikat, neueste Fasson.“ Nun kann man es unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß keinem Buren verdenken, wenn er selbst vor dem Hute sich ekelt, den eine englische Hand berührt hat, und so ließ der Bur den Hutverkäufer einfach stehen und ging — unter gegenseitiger Entrüstung — weg. Er kam aber noch in fünf bis sechs Geschäfte, wo es ihm genau so erging, bis er ausdrücklich einen deutschen Hut verlangte. Muß er da nicht die Empfindung haben, als ob Deutschland Grund hätte, seine eigenen Erzeugnisse vor denen fremder Länder zurückzusetzen?

Wiederum war es ein Bur, der mit mir im Gasthause saß und sich ein Beefsteak bestellte. „Ein deutsches oder englisches?“ fragte der Kellner. „Ein deutsches“, erwiderte der Gast. Das Beefsteak kam und fand keine besondere Anerkennung. Später sah der Bur auf jeder Speisekarte, daß als deutsches Beefsteak in deutschen Landen die geringste Sorte dieser Braten bezeichnet werde. Und als er mich fragte, wie es denn komme, daß die Deutschen selbst das Billigste und Geringste, was sie bieten können, unter deutscher Marke zum Verkaufe stellen und dadurch die Ueberzeugung nähren, als ob alles Fremde besser und teurer sein müsse, da konnte ich nur antworten: „Wir sind eben seit langem gewöhnt, für England zu arbeiten. Und heute gilt das sogar als höchste Staatsweisheit.“

Mit einem anderen Buren ging ich in einer unserer größten Städte des Ostens spazieren und gab ihm eine kleine Darlegung über Umfang und Bedeutung der deutschen Schuhindustrie. Er stritt lebhaft gegen meine Ausführungen und führte mich schließlich vor das Schaufenster eines feinen Ladens, in dem ausschließlich englische und amerikanische Fabrikate, wirklich schöne Ware, ausgestellt waren. Der einmal wachgerufene Widerspruchsgeist trieb ihn sogar, sofort in das Geschäft zu gehen und sich ein paar „amerikanische“ Schuhe zu kaufen. Um mich völlig zu widerlegen, fragte er den Verkäufer: „Setzen Sie denn (er meinte: trotz des von mir behaupteten Aufschwungs der deutschen Industrie)

viele dieser amerikanischen und englischen Schuhe ab?" „Sehr viel", entgegnete der Verkäufer, „— ich habe z. B. sechs Arbeiter, die auf diese beiden Fassons (dabei deutete er auf zwei ‚ausländische' Muster) arbeiten!" Das war dem Buren denn doch zu toll. Stillschweigend verließ er das Geschäft, aber draußen fragte er empört: „Hat denn der deutsche Kaufmann und der deutsche Arbeiter keine Geschäftsehre?"

In einer unserer bedeutendsten Industriestädte auf dem Gebiete der Lederwarenfabrikation besuchte ich mit zwei Buren eine Portefeuillefabrik. Wie staunten sie da, als sie da manches in Südafrika hochgeschätzte „englische" Fabrikat unter deutschen Händen werden sahen! Gleich entdeckten sie aber auch, warum ihnen all diese schönen Sachen so bekannt, so englisch vorkamen. Auf allen besseren Taschen waren die einzelnen Fächer und Abteilungen mit englischer Aufschrift versehen, auf vielen Kostbarkeiten prangten sogar die Namen englischer Städte. Zum Teil über England gehen solche Fabrikate auch nach Südafrika, gelten dort als Zeugnisse des einzig in der Welt dastehenden englischen Industriefleißes und helfen so Englands Prestige begründen oder erhalten. Den Gedanken, daß Deutschland etwas auch nur Aehnliches liefern könne, erklärt der englische Kaufmann draußen für einfach absurd, und der Deutsche arbeitet ihm durch den Verkauf solcher „englischen" Erzeugnisse noch in die Hand. Der englische Kaufmann arbeitet damit, daß er den Kolonialvölkern erklärt, die deutsche Ware sei so schlecht, daß sie seit Jahren sogar gestempelt werden müsse, damit wenigstens kein Engländer darauf hereinfiele — momentan wird ja allerdings die Begründung des Stempelns mit der Schlechtigkeit den Engländern sehr peinlich sein —, und nur was unter der Flagge „billig und schlecht" segelt, und was sich in den Bazaren der internationalen Juden findet, die in Transvaal unter dem Sammelnamen „Deutsche" figurieren, das läßt er als deutsch gelten. Wieviel Ursache wäre da, der guten deutschen Ware ihren Ursprungsstempel recht deutlich aufzudrücken!

Wie oft haben mir doch die Buren geklagt: „Kein Volk hält weniger von sich selbst als die Deutschen. Wir haben nie gewußt, wie wenig Deutschland nach seiner eigenen Schätzung im Völkerleben bedeutet. Vor diesem Kriege haben wir von einem Worte Deutschlands Wunderdinge erwartet, Deutschland galt in Afrika als die stärkste Militärmacht. Und nun sagen uns unsere deutschen Freunde allerorten: ‚Wir sind empört über England, wir würden gern etwas thun, aber wir können nicht, wir sind zu schwach.' Dazu sehen wir, daß es nicht einmal auf einem Gebiete, auf dem es seine Kraft sogar jeden Tag erprobt, das nötige Selbstbewußtsein hat. Daß Deutschland außer als Militärmacht auch als industrieller Großstaat in Betracht kommt, daß es ein Lehrmeister und Lieferant anderer Völker ist, das ist das Neueste, was wir jetzt lernen!" ... Die so sprachen, waren keine „dummen Buren", auch keine „hinterwäldischen Bauern", sondern hervorragende intelligente Männer, die weit in Afrika herumgekommen sind. Sie haben schon viel gute deutsche Ware verbraucht, aber nichts davon gesehen und gehört.

Teils aus traditioneller Freundschaft für England, teils im Verlangen, zu verkaufen und zu verdienen, sei es unter welcher Firma auch immer, machen unsere Kaufleute billige Reklame für England — unsere sogenannten Diplomaten allerdings auch.

Wir brauchen nicht bis nach Afrika zu gehen, um diese Erfahrung zu machen. Der Direktor der Berliner Zentrale für die Vorbereitung neuer Handelsverträge, gewiß kein Engländerfeind, erzählte ganz gelegentlich vor einem Jahre in einem Vortrage, wie er auf einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd von Amerika nach Deutschland zurückkehrte: Im Lesesalon saßen ein Amerikaner und ein Engländer und redeten in der flegelhaftesten Weise über den deutschen Kaiser. Empört ging der Direktor zu dem Kapitän des Schiffes und bat ihn, den Herren nahezulegen, sich anständiger zu benehmen, so daß auch ein Deutscher sich ohne Verleugnung seines Nationalgefühles in gleichem Raume aufhalten könne, oder sein Hausrecht gegen sie geltend zu machen. Aber der Kapitän weigerte sich, auch nur eines von beiden zu thun. Seine Direktion, erklärte er, werde ihm dieses Eingreifen, wenn es bekannt werde, schlecht lohnen; man sei eben doch auf Engländer und Amerikaner angewiesen und dürfe es nicht mit ihnen verderben. Das Geschäft verträgt also so viel Nationalstolz nicht. Dafür aber hat das Deutsche Reich — und damit jeder Deutsche — die Befriedigung, Zuschuß für diese Schiffahrtslinie zahlen zu dürfen, um Engländern und Amerikanern eine bequeme Ueberfahrtsgelegenheit zu schaffen und selber den Rücken beugen zu lernen. Wie muß da in diesen Nationen der Dünkel groß werden, daß sie Herrschervölker, die Deutschen ein Bedientenvolk seien; es giebt „deutsche" Zeitungen, die diesen Größenwahn noch stärken durch den steten Hinweis vor aller Welt, daß wir wirtschaftlich vom Auslande ganz abhängig seien. Und wenn wir so in dem Engländer die Ueberzeugung von seiner Einzigartigkeit haben großziehen helfen: wer will's ihm dann wehren, wenn er unsere Selbstdemütigung und seine „auf Erfahrung beruhende" Ueberzeugung nutzbringend verwertet und mit unserem testimonium paupertatis hausieren geht in der Kolonialwelt ...?

Ja, wir Deutschen sind doch gute Kerle.

A. Schowalter.



Die Wahrheit über die Kaiserkrönung Karls des Großen.

Von Einhard, dem Geschichtsschreiber Karls des Großen, wissen wir, daß Karl am Weihnachtstage des Jahres 800 vom Papste Leo III. völlig unvorbereitet mit der Kaiserkrone überrascht wurde. Er soll die Ueberraschung im ersten Augenblicke sogar mit recht gemischten Gefühlen aufgenommen haben; und nur die klug gewählte Gelegenheit der letzten Weihnachtsfeier des Jahrhunderts, da Karl in weihevoller Stimmung sich vom Gebete erhob, hat den Ueberrumpelten zu keinem Protest kommen lassen. Später freilich hat der Kaiser selbst in dem Vorgang, der seinem Ehrgeiz immerhin nicht unerwünscht sein konnte, eine göttliche Fügung gesehen. Was den Papst zu seinem Vorgehen veranlaßte, war bisher nicht recht aufgeklärt. Daß Karl „als Frankenkönig, als König der Langobarden und als Patricius der Römer nach Unterwerfung der

Sachsen und Avaren eine völkerumspannende, kaiserähnliche Stellung schon gehabt habe, für welche die Erwerbung der Kaiserkrone nur der Ausdruck gewesen sei," ist eine Verlegenheitserklärung. Umsomehr, als Karl gar nicht zum Kaiser eines Westreiches neben dem oströmischen gewählt wurde, sondern daß die Römer und der Papst mit der Erhebung einen Kaiser in altrömischem Sinne zu schaffen beabsichtigten.

Zu welchem Zweck? Und „warum in aller Welt hatte der Papst solche Eile, Karl zum Kaiser zu machen, daß er nicht einmal seine Zustimmung abwartete?" Diese Fragen beantwortet Ernst Sackur in einem Aufsatze der Historischen Zeitschrift, Heft 3, 87. Band (Verlag von R. Oldenbourg, München), „Ein römischer Majestätsprozeß und die Kaiserkrönung Karls des Großen" aufs überzeugendste: Der Papst und seine Partei brauchten einen Kaiser zur Ausübung des römischen Strafrechts, um ihre Herrschaft in der Stadt zu sichern. Die Eile aber war notwendig, weil Karl sonst vielleicht doch Bedenken hätten kommen können, sich mit Byzanz und dem oströmischen Kaisertum in einen unabsehbaren Streit einzulassen. In Konstantinopel regierte damals eine Frau, Kaiserin Irene, nachdem sie im August 797 ihren eigenen Sohn Konstantin gestürzt hatte. Und wie berechtigt die Vorsicht des Papstes war, zeigt der Umstand, daß Karl nach seiner Krönung sich mit dem Gedanken trug, Irene zu heiraten, um dadurch jedem etwaigen politischen Konflikt aus dem Wege zu gehen. Nur der 802 erfolgte Sturz der Kaiserin vereitelte das Projekt.

Die rein lokalrömischen Vorgänge, die nach Sackurs Erklärung zu Karls Kaiserwahl und Krönung führten, sind nun folgende:

Am 25. April 799 wurde Papst Leo III. auf dem Wege vom Lateran nach der Kirche St. Lorenzo in Lucina bei einer Prozession von Bewaffneten überfallen, zu Boden gestoßen und mißhandelt, bis er bewußtlos liegen blieb. Es handelte sich um eine Verschwörung von Würdenträgern der Kirche gegen ihn. Auf einen Mord war es vielleicht nicht einmal abgesehen gewesen: man soll versucht haben, ihm Augen und Zunge auszureißen. Dem Papste gelang es, unter dem Schutze des herbeigeeilten Herzogs Winichis von Spoleto nach dem Frankenreiche zu entkommen, um dort Karls Hilfe anzurufen. In Paderborn aber, wo er den König im Juli 799 traf, fanden sich auch Boten der Gegner Leos ein, um mit schweren Beschuldigungen über ihn bei Karl, als dem römischen Patricius (Schutzherr), Klage zu führen. Dieser ordnete eine vorläufige Untersuchung an, hielt dann aber die Sache doch für wichtig genug, noch selbst nach Rom zu ziehen, wo er am 24. November 800 eintraf. Ueber den Verlauf des Prozesses ist nur soviel bekannt, daß niemand den Beweis für die Richtigkeit der dem Papste schuldgegebenen Verbrechen führen konnte. Vollends rechtfertigte sich der Papst durch einen „Reinigungseid". Das war unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste. Als dann am 25. Dezember der Patricius der Römer, der Frankenkönig Karl, in der Peterskirche sich bei der Messe vom Gebet erhob, setzte ihm der Papst zu seiner größten Ueberraschung eine Krone aufs Haupt, während die anwesenden Römer ihm zuriefen: „Karl dem Augustus, dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Imperator der Römer Heil und Sieg!" Und nun erst, einige Tage nach diesem Akt, schritt man zum Prozeß gegen die feindliche Partei. Die Verschwörer wurden von Karl des Majestätsverbrechens nach römischem Recht schuldig befunden, worauf die Todesstrafe stand. Auf An-

suchen des Papstes selbst begnadigte Karl die Verurteilten zur Deportation. Die Häupter der Gegenpartei mußten die Stadt verlassen, Leo war wieder Herr in Rom.

Das war aber erst möglich durch die Kaiserkrönung. Denn todeswürdige Verbrechen konnten nach römischem Rechte nur vom Kaiser oder dessen Delegierten abgeurteilt werden; allenfalls noch von dessen ständigem Vertreter, dem Stadtpräfekten. Einen solchen indes gab es gar nicht mehr, und wo dieser versagte, konnte nur die kaiserliche Justiz wieder eintreten. Da aber auch kein Kaiser im Sinne des römischen Rechts da war, es sei denn, daß man die Kaiser im fernen Byzanz als solche hätte anerkennen wollen, die sich seit Jahrzehnten um Rom und die Römer nicht mehr gekümmert hatten, so mußte ein Kaiser der Römer eben geschaffen werden. Es erweist sich also Karls Erhöhung als das Werk einer römischen Partei, zu dem Zwecke, eine neue kompetente Strafbehörde zu schaffen, die Leos Feinde in Ausübung der dem Kaiser zustehenden Kapitalgerichtsbarkeit unschädlich zu machen im stande wäre. „Karl ist zum Kaiser gekrönt worden, um im Sinne der antiken Kaiser nach Aufhören der Kriminalgerichtsbarkeit der Stadtpräfekten allgemein die Kapitaljustiz in Rom auszuüben, im speziellen Falle durch Anwendung des Majestätsgesetzes den Papst von einer revoltierenden Adelsfraktion zu befreien."



Heinrich Heines Bekehrung.

War es dem „ungezogenen Liebling der Grazien" mit seiner Rückkehr zum Glauben ernst, als er elend in seiner Matratzengruft dem Tode entgegensiechte? Die meisten bezweifeln es und sehen den heillosen Spötter und freveln Cyniker in ihm bis an sein schweres Ende. So geschah's schon von seinen Zeitgenossen. Fanny Lewald meinte, „an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht". Alfred Meißner sagt, es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt und neue Witze erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm „nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probierte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben". Und Heinrich Laube, der ihn noch kurz vor seinem Tode, 1855, sah, äußerte sich: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Kreatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus." Demgegenüber erinnert der „Evangelische Gemeindebote" in Köln an verschiedene Aeußerungen Heines, die denn doch von einer tiefergehenden Einkehr Zeugnis ablegen, als er sie vielleicht in anderen, weltlicheren Stimmungen wahr haben wollte.



„Als der kranke Dichter eines Tages den Besuch eines Freundes erhielt, sagte er zu ihm: ‚Wissen Sie, wohin ich gehen würde, könnte ich mich nur mit Krücken fortbewegen? — Direkt in die Kirche!‘ ‚Sie scherzen!‘ ‚Nein, nein, gewiß! zur Kirche!‘ Ein anderer Freund, der ihn 1849 aufsuchte, berichtet folgendes: „Ich fand Heine in Paris, aber in welchem Zustande! Eine auf dem Boden ausgebreitete Matratze bildete sein Lager. Der arme Mann war fast völlig erblindet, und sein Körper zuckte vor stechenden Schmerzen. Es war ein Bild des Leidens, das ich vor mir hatte. Und doch lag auf seinem schönen und edlen Antlitz ein unsagbarer Ausdruck des Friedens und der Ergebung. Er sprach mit mir von seinen Schmerzen, als wären sie die eines anderen gewesen. Lange konnte ich mir so viel Frieden und Ergebung mitten in einer solchen Prüfung nicht erklären und dazu noch von seiten dessen, der als Gottesleugner von Beruf aufgetreten war. Er sollte mir bald selbst die Erklärung dafür geben. Während ein Lächeln um seine Lippen schwebte, unterhielt er mich noch einige Zeit von den brennenden Schmerzen, die er fühlte; und mit dem Hinweis darauf, daß er nicht mehr genesen werde, sprach er mit starker und fester Stimme, die ihm trotz seiner innersten Schwäche geblieben war: ‚Mein Freund, glauben Sie mir — es ist Heinrich Heine, der es Ihnen sagt! — glauben Sie es: nachdem ich Jahre lang nachgedacht habe, bin ich zu dem Schluß gelangt, es giebt einen Gott, der unsere Werke richtet; unsere Seele ist unsterblich und nach diesem Leben giebt es ein anderes, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft werden wird. Ja, das erklärt Ihnen Heinrich Heine, der so oft den heiligen Geist verleugnet hat. Haben Sie an diesen großen Wahrheiten gezweifelt, so werfen Sie diese Zweifel weit von sich weg und lernen Sie an meinem Beispiel, daß der einfache und nackte Glaube an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes allein Macht hat, einem Menschen die gräßlichsten Schmerzen ohne Klagen und Murren tragen zu helfen. Ohne diesen Glauben hätte ich schon lange meinem Leben ein Ende gemacht.‘ Tief bewegt erfaßte ich seine Hand. Er fügte hinzu: ‚Es giebt Thoren, die ihr ganzes Leben im Unglauben und Irrtum zugebracht und dann nicht den Mut haben, einzugestehen, daß sie sich vollständig getäuscht hatten. Für meinen Teil fühle ich das Bedürfnis, zu erklären, daß ich den Irrtum verwünsche, der mich so lange geblendet hat. Jetzt erst sehe ich hell; und wer mich kennt, muß gestehen: es kommt nicht daher, daß meine Fähigkeiten abgenommen hätten; denn niemals war mein Geist klarer und seine Kraft größer, als in diesem Augenblick.‘“

Darauf kam er, wie auch spätere Aussprüche darthun, immer wieder zurück. Am 1. Juni 1850 schrieb er an seinen Verleger Campe: „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren und alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war, ausmerzen; die schönsten Giftblumen habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Hier glaubte er freilich wieder hinzufügen zu müssen: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Und ähnlich sprach er sich auch gegen Fanny Lewald aus. Aber dann gab er doch wieder zu: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Ge-

funden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion." Auch in seinem Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero" weist er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner Bekehrung hin. Im Januar 1853 veröffentlichte er im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die krassen Religionsspöttereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner „Reisebilder", die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. Und ähnlich spricht er sich in den 1854 erschienenen „Geständnissen" aus.

Für das Andenken des Vielgepriesenen und ebensoviel Geschmähten sind solche Aeußerungen jedenfalls ehrenvoller und versöhnlicher als das viel kolportierte frivole, übrigens noch nicht einmal verbürgte: „Dieu me pardonnera, c'est son métier" (Gott wird mir vergeben, das ist ja sein Beruf).



Der Anfang der Welt.

Die Wissenschaft behauptet, daß es heute kein Geheimnis mehr sei, wohin diese thörichte Welt strebt, was ihr Endziel sein werde, nämlich ewige Ruhe, eisiges Schweigen, ein schließliches Sterben in einem ununterbrochen fortgesetzten Alterungsprozeß. Diese Erkenntnis ist einigermaßen überraschend für den, der die großen Gesetze prüft, deren Richtigkeit man im vorigen Jahrhundert erkannt hat: das Gesetz von der Konstanz der Kraft und das Gesetz von der Konstanz des Stoffes. Wo irgend eine Kraftwirkung auftritt, hat man gefunden, daß es sich dabei immer nur um einen Austausch von Kraft handelt: an einer Stelle wird solche freigegeben, an einer anderen wird sie verschluckt, um im weiteren Verlaufe wieder hervorzutreten. Dasselbe gilt aber auch von den stofflichen Veränderungen; dabei wird nie Stoff erzeugt und nie geht solcher verloren; nur eine Umwandlung von Stoff vollzieht sich ununterbrochen vor unseren Augen.

Man hat aus diesen Gesetzen das ewige Fortbestehen der Welt folgern wollen, aber mit Unrecht. Es zeigt sich nämlich, daß keineswegs alle möglichen und denkbaren Arten eines Austausches von Kräften stattfinden, sondern daß hierbei stets das Bestreben auftritt, daß die Kraftwirkungen sich auf gleiche Intensität zu bringen suchen, wobei stets ein Teil dieser Wirkungen nicht wieder in mechanische Arbeit umgewandelt wird, sondern in der Form von Wärme, als ein feines Schwingen der kleinsten Teile, auftritt und verbleibt. Diesen nicht wieder in mechanische Arbeit verwandelten Teil der Kraftwirkung der Körper nennt die Wissenschaft Entropie.

Im Laufe der Zeiten werden so die Unterschiede zwischen den Intensitäten immer kleiner, da die Entropie immer mehr anwächst. Haben sich aber die Intensitäten einmal völlig ausgeglichen, so ist zwar die Summe der in der Welt enthaltenen Kräfte immer noch dieselbe, aber diese Kräfte haben sich vollständig

in Wärme umgesetzt und sind nunmehr so gleichmäßig verteilt, daß an keiner Stelle mehr ein Ueberschuß vorhanden ist, der sich äußern könnte. Es ist dies ungefähr so, wie wenn man alles Geld auf der Erde unter alle Menschen gleichmäßig verteilen würde; dann bliebe die Summe desselben natürlich unverändert, aber, da alle Menschen gleich reich oder gleich arm geworden, wären die Begriffe reich und arm geschwunden und damit das Bedürfnis, diese Gegensätze auszugleichen.

So sehen wir das Ende der Welt, welche schließlich an Altersschwäche sterben muß, unaufhaltsam und sicher, wenn auch erst in fernen, fernen Zeiten herannahen. Auf diesem Standpunkte steht — in Uebereinstimmung mit der übrigen Wissenschaft — auch der französische Naturforscher H. Pellat. Aber er spinnt den Faden weiter.

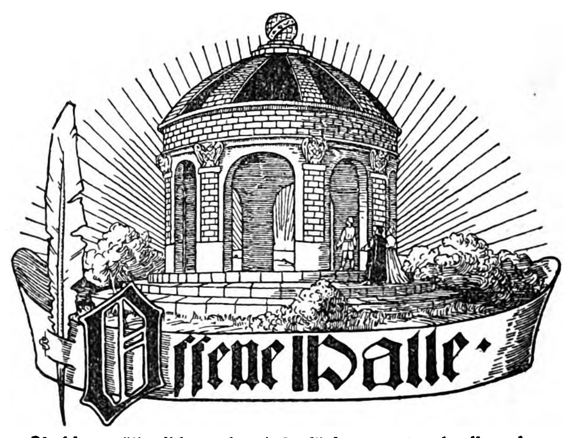
Blicken wir rückwärts in bereits durchlebte Zeiten zurück, so nehmen wir ein wunderbares Schauspiel wahr. Denn die Kraftwirkungen müssen sich nach dieser Richtung offenbar immer verwickelter und mit größeren Gegensätzen begabt gestalten: wir blicken in eine Welt großartigster Entwickelung und, je weiter wir rückwärts schauen, desto lebhaftester Entfaltung der Kräfte.

Kann diese nun, so fragt Pellat, immer bestanden haben oder sind ihr ebenfalls natürliche Grenzen gesteckt? Auch auf diese Frage giebt die moderne Physik eine klare Auskunft. Es ist nicht möglich, daß in einem endlichen Systeme von Kräften sich die Wirkung derselben unbegrenzt differenzieren kann; zu einer bestimmten Zeit muß es ein Maximum von Kraftwirkung gegeben haben, welche als thatsächliche mechanische Arbeit zur Geltung kam, und ein Minimum von Entropie. Was war nun vorher? Und Pellat antwortet: Da wir mit einer endlichen Summe von Kraft und Stoff im Universum rechnen müssen, so bleibt nichts anderes übrig als die Annahme, daß vor jenem Zeitpunkte andere Gesetze gegolten haben müssen, denen Stoff und Kraft unterworfen waren; eine Annahme, die gleichbedeutend mit der Idee einer Schöpfung ist.

So sehen wir, wie sich durch die durchdachteste Spekulation eine Rückkehr in Anschauungen vollzieht, die uns von Kindheit an vertraut sind; wir erfahren, daß unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse uns zu Schlußfolgerungen führen, die uns „dem großen Schöpfer aller Dinge“ wieder nahe bringen, der, weit entfernt, durch unsere Naturerkenntnis entbehrlich geworden zu sein, zur Erklärung des Verlaufs der Weltbegebenheiten von den Naturforschern selbst wieder zu Hilfe genommen werden muß. So ist denn hier das letzte Wort der Wissenschaft nichts anderes als das erste Wort der heiligen Schrift: „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

Dr. Joh. Schanz.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen.

Verminderung der Religionsstunden.

Da auch ich den Türmer mit großem Interesse lese und Freude empfinde, wenn er Fragen anregt, bei denen „die Geister aufeinander platzen“, so sei mir vergönnt, am vorliegenden Kampfe mich zu beteiligen. Vielleicht ist mir eine Beteiligung um so mehr gestattet, weil ich zu den erfahrenen Kämpfern gehöre, denn länger als 50 Jahre war ich in der Schule thätig, habe in allen Fächern und alle Altersklassen unterrichtet, vom ABC-Schützen bis zum Primaner; ferner war ich 30 Jahre Leiter einer zehnklassigen Volksschule...

Ob das Alte Testament bleibt oder nicht, bezw. in welchem Maße es zu berücksichtigen sein würde, wird sich erst dann ergeben, wenn die Zeit für den Religionsunterricht in der Volksschule bestimmt ist. Daß aber diese Zeit auf Kosten aller übrigen Fächer in der Volksschule übertrieben ist, wird mir jeder Fachmann zugeben. Und dennoch sind seit Dr. Falk die Religionsstunden wieder vermehrt. — Wenn man bedenkt, daß in einer Oberklasse wöchentlich 6 Religionsstunden angesetzt sind und dazu für die Konfirmanden noch 2 oder mindestens gar 4 Religionsstunden hinzukommen, so ist das offenbar eine Ueberbürdung. Jede Uebersättigung aber erzeugt Unlust und Widerwillen. In Sexta, Quinta 2c. sind wöchentlich 2 Religionsstunden festgesetzt, und bis jetzt hat man das von keiner Seite als einen Fehler bezeichnet, selbst die höchsten Kommissionen haben das nicht gerügt. Sind nun diese Knaben von der Natur mit mehr sittlichem Fonds ausgestattet als die Volksschüler, oder sind diese religionsbedürftiger als jene?

Um keinen Preis möchte ich für die Volksschule den Gegenstand „Religion“ gestrichen sehen, ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß sie Ursprung und Zweck der Erziehung ist, und daß der Mensch durch sie mehr denn durch alles andere veredelt werden kann. Wenn das aber nicht in der richtigen Weise geschieht oder

in eine Ueberladung ausartet, dann wird man das Gegenteil von dem erreichen, was man will. Da jedes Tagewerk in der Schule mit einer entsprechenden Andacht beginnt, so sind wöchentlich 4 Religionsstunden bezw. 4/2 reichlich, vielleicht würde die Zahl 3 auch genügen. Ferner ist es verkehrt, den Stand einer Schule nach der Zahl der Bibelsprüche und Liederverse zu bemessen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die gefährlichsten Verbrecher häufig sehr bibelkundig waren. Soll dagegen der Religionsunterricht fruchtbringend sein, so muß die ethische Seite desselben mehr in den Vordergrund treten. Daß aber die Religion in die Volksschule gehört, dürfte unzweifelhaft schon im Zweck der Volksschule begründet sein. Zwar giebt es in unserem Staate keine Staatsreligion, wohl aber steht unser Staatswesen auf christlichem Boden. Ist nun die Schule schon als Staatsanstalt ein Glied in diesem Organismus, so steht sie auch auf diesem Boden, folglich hat sie als Lehrgegenstand das Christentum aufzunehmen. Analog ist es mit unserem Kaisertum, und wer wollte behaupten, daß das deutsche Kaisertum nicht in die Schule gehörte. Ferner wurzelt in unseren christlichen Schulen schließlich alle Autorität des Lehrers im Christentum, und eine christliche Schule ohne Christentum, d. h. ohne Religion, ist darum nicht gut denkbar.

Hiernach würde zunächst die Zeit, d. h. die wöchentliche Stundenzahl für diesen Unterrichtsgegenstand zu bestimmen sein, und dann erst könnte die Auswahl und Verteilung des Stoffes folgen. Beides aber muß durch wirkliche Fachmänner geschehen, deren Ideen und Anschauungen nicht in einer nebelhaften Vergangenheit wurzeln, die vielmehr ein Verständnis für Wissenschaft, Bewegung und Fortschritt haben; die da wissen und verstehen, daß unsere Nation nunmehr in ein neues Stadium kulturstaatlicher Entwicklung getreten ist, weshalb neue Anforderungen an die Schule gestellt werden müssen. Es ist überhaupt eine gebieterische Forderung unserer Zeit, alles das in die historische Rumpelkammer zu verweisen, was nur in einem überlebten ancien régime begründet oder durch Sympathie damit verbunden ist, denn unser Leben hat ein anderes Tempo und andere Formen angenommen. Mancher Gedanke, der früher geächtet wurde, muß deshalb nunmehr zur That werden.

Uebrigens müssen wir Herrn Meyer dankbar sein, daß auch er diese dringende Frage der Zeit mit anerkennenswerter Entschiedenheit angeregt hat. Darum auch mutig weiter, denn nur nach einem heißen Kampfe kann ein schöner Sieg folgen.

Rinteln a. d. Weser, 21. Okt. 1901. **Struck**, Rektor a. D.

* * *

Unentbehrlichkeit des Alten Testaments.

Das Problem ist ein doppeltes, ein praktisches und ein theoretisches.

Die Praxis fragt: Habe ich Zeit, das Alte Testament in den wenigen Religionsstunden mitzubehandeln oder soll ich nicht vielmehr das Neue Testament durch gründliches Eindringen in den zu behandelnden Stoff dem Kinde recht lebendig gestalten?

Die Theorie fragt: Ist das Alte Testament zur Erreichung meines Lehrziels, meines Unterrichtszweckes notwendig, oder kann ich desselben entraten?

Als echter Deutscher meine ich, die Praxis müsse sich der Theorie anbequemen, und ich glaube, nachdem ich sieben Jahre lang an dörflichen, städtischen und großstädtischen Volksschulen wöchentlich 4 bis 8 Religionsstunden erteilt habe: die Praxis kann viel, wenn der gute Wille da ist.

So möchte ich die Sache am „theoretischen Zipfel" anfassen. Unleugbar ist in der Gegenwart eine gewisse Stimmung gegen das Alte Testament. Es erübrigt, die Gründe hiefür aufzusuchen, die teils in politischen, teils in theologisch-wissenschaftlichen Erwägungen, teils in Rasse-Instinkten liegen. Aber es ist m. E. notwendig, sich bei Untersuchungen über unser Problem völlig von diesen Stimmungen freizuhalten und scharf und klar die Frage zu stellen: Ist das Alte Testament im Religionsunterricht unentbehrlich? Wird die Frage verneint, so muß die Antwort der Praxis lauten: Also weg damit! Wird sie bejaht, dann ist uns das Alte Testament ein Faktor, mit dem wir rechnen bis in die letzten Konsequenzen, nicht etwa ein Lesebuch, aus dem wir einiges Hübsche schöpfen können, oder das wir vernachlässigen dürfen je nach Laune oder Belieben.

Jeder Pädagoge wird mit den Herren Lehrern, die sich zu unserer Frage äußerten, darin eins sein, daß oberster Grundsatz alles Unterrichtens ist: Non multa, sed multum. Nicht viel Wissensstoff, sondern gründliches Darstellen, klares Erfassen und innerliches Aneignen der wichtigsten religiösen Grundgedanken, die möglichst einfach zu gestalten sind. Wir alle, die wir durch Jugenderziehung und Jugendbildung unserem Volke eine starke, sichere Zukunft bereiten möchten, haben den glühenden Wunsch, unsern Kindern das Herz zu erwärmen, in ihren bildsamen Seelen eine Liebe zu Gott, eine freudige Verehrung Jesu Christi zu entzünden, ihre Geister zu einem aufrichtigen Ringen nach Wahrheit, Reinheit und Keuschheit, nach einem heiligen, gottseligen Leben anzuspornen. Auch wir Pfarrer, so gut wie die Herren Lehrer, wollen nicht den Kopf mit Glaubenssätzen, Religionslehren füllen, sondern wir wollen sittlich-religiöse Charaktere bilden, soweit das Schule und Religionsunterricht thun können. Wir wissen: Religion ist Herzenssache, oder wie H. St. Chamberlain sagt: Willenssache.

Aber welcher Weg führt uns zum Ziel? Die gesamte neuere Pädagogik seit Pestalozzi, Herbart und Ziller, die uns die Grundposition für unser Unterrichten geschaffen hat, hat uns hier ein für allemal den Weg gezeigt.

Ich glaube, die Herren Lehrer werden mit mir aus vollem Herzen übereinstimmen, wenn ich diesen Weg bezeichne als den Weg der Anschauung. Das Kind denkt in scharf umrissenen, körperlich greifbaren Anschauungen. Alle geistigen Erkenntnisse müssen wir ihm in einfachen, kindlich faßbaren Bildern mitteilen. Der moderne Unterricht ist Anschauungsunterricht. Und darum muß auch der Religionsunterricht Anschauungsunterricht sein. Religiöse Persönlichkeiten, religiöse Lebensbilder müssen im Kinde deutlich erweckt werden. Darum ist das Zentrum des Religionsunterrichtes die biblische Geschichte. Gesangbuchverse, Katechismussätze, Bibelsprüche sind zu verwenden als die kurze Zusammenfassung des Geschauten, Erlebten in knappen Sätzen. Sie sind das Resultat der Katechese, das „Ziel" der Besprechung (Herbart). Die im Kinde erweckten religiösen Eindrücke würden zerfließen, wenn wir sie nicht präzis zusammenfassen könnten. Der Ring trägt die Schlüssel des Schlüsselbundes; der Spruch, der Liedvers hält das Erfaßte bei einander.

Ist nun auf diesem Standpunkt das Alte Testament für uns notwendig? Ich glaube, diese Frage mit einem entschiedenen Ja beantworten zu müssen. Im folgenden meine Gründe:

1) Das Alte Testament liefert uns unentbehrliches Anschauungsmaterial, das im Neuen Testament fehlt. Die geschichtlichen Partieen des Neuen Testaments — und um diese handelt es sich für uns allein — zeigen uns Christus und seine Jünger in ihrem öffentlichen Wirken. Abgesehen von kleinen Einzelheiten, wie etwa Mark. 1, 29 f., Luk. 2, 51 f., Joh. 19, 26 f., sehen wir den Herrn und die Seinen außerhalb des geschlossenen Familienkreises. Ihr Wirken galt der Oeffentlichkeit und kam sogar in Konflikt mit dem Verweilen im Elternhause, in der Heimat, Mark. 3, 31 ff., Luk. 9, 57—62; 12, 51 ff.; 14, 26. Darum sind in den Worten Christi wohl einzelne Sätze über das Familienleben zu finden, z. B. Mark. 10, 1 ff.; 10, 13 ff. 2c., und wo der Geist Christi wohnt, wird das häusliche Leben harmonisch ausgestaltet. Aber „Worte Christi, Geist Christi" sind übersinnliche Dinge. Das Kind braucht Bilder, und diese Bilder liefert ihm nur das Alte Testament: Liebe der Kinder zu den Eltern, Bruderliebe, Freundestreue, Ernst in der Kinderzucht, Wahrhaftigkeit der Rede — das alles und sein Widerspiel ist aufs allereinfachste verkörpert in den Gestalten der Patriarchengeschichte, Erscheinungen aus der Richterzeit, der Königszeit und der Prophetenepoche. Beispiele zu geben, ist unnötig. Gerade wir Lehrer und Pfarrer auf dem Lande können diese Geschichten unmöglich entbehren. Die einfachen Lebensverhältnisse des ackerbauenden Israeliten sind unseren ländlichen Lebensgewohnheiten so analog, daß archäologische Erläuterungen meist unnötig sind. Das Bauernkind, dem jede geschichtliche Kenntnis und jede Anschauung komplizierter Verhältnisse fehlt, fühlt in den alttestamentlichen Geschichten Geist von seinem Geist.

2) Das führt mich gleich auf das zweite. Das Alte Testament liefert uns religiöses Anschauungsmaterial, das wir Erwachsenen im Neuen Testament zu finden gewohnt sind, in einfacherer, kindlich-naiver Art, während das Neue Testament dasselbe in schwieriger verständlichen, reflektierten Vorstellungen giebt. Wer sich schon Mühe gegeben hat, Jesu Predigt vom Reiche Gottes, Jesu Gnadenbotschaft, Jesu Glaubensidee Kindern von 10 und 11 Jahren deutlich zu machen, der weiß, wie unendlich schwierig das ist. Jesus ist von seinen Jüngern sehr oft nicht verstanden worden, und sie waren doch täglich um ihn. Sie waren eben Kinder. Man werfe nicht Matth. 11, 25 ein, denn dort findet Jesus seine Gläubigen bei den einfachen Leuten im Volk, die er der raffinierten und doch so äußerlich gearteten Schriftgelehrsamkeit seiner Zeit als die ursprünglich und wahrhaft Empfindenden gegenüberstellt. Zum rechten Verständnis dessen, was Jesus gewollt, erstrebt und geleistet hat, gehört eben doch viel mehr Lebenserfahrung, als unsere Schulkinder besitzen. Darum ist es selbst im Konfirmandenunterricht immer nur ein Stückwerk, was wir leisten, wenn wir einen lebendigen Eindruck der religiösen Persönlichkeit Jesu erwecken wollen. Der religiöse Grundton des Alten Testaments dagegen ist ein naives, ursprünglich-kräftiges Gottvertrauen. Uns reflektierenden Modernen oft fremd, aber stets bewundernswert, ja das Ziel unseres religiösen Sehnens, ist es durch seine kindliche Zartheit und Echtheit unsern Kindern so recht nah verwandt. Wer möchte den Goliathskampf vermissen, oder Elias bei den Raben am Bache Krith und bei der Witwe in Sarepta, Elisa und Naeman von Syrien, Hiskia auf dem

Krankenbett, Sanherib vor Jerusalem, wenn er dem Kinde das frohe Wandern durchs Erdenleid an der Hand des treuen Gottes deutlich machen will. Ein guter Kenner unseres Landvolkes, ein thüringischer Pfarrer, hat in seiner „bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“ den Gedanken geäußert (ich zitiere nach dem Gedächtnis), unser Landvolk denke alttestamentlich, seine Frömmigkeit sei die des ersten Artikels. Nun, wenn das auch nicht der Höhepunkt christlicher Frömmigkeit ist, dieses unbeugsame Gottvertrauen ist doch etwas Ergreifendes, und wir wollen uns hüten, den Quell, aus dem es fließt, zuzuschütten, wenn auch nur teilweise. Ich meine damit, daß wir nicht bloß einiges aus dem Alten Testament, gewissermaßen so nebenbei, behandeln müssen, sondern es ist unsere ernste Pflicht, den wahrhaft frommen, kindlich-naiven Geist des Alten Testaments in den Schulen lebendig werden zu lassen.

3) Aber der „rachsüchtige, zornsprühende Jehova“? Samuel, der den Agag in Stücke haut, Elias, der die Baalspfaffen schlachtet, Abraham, der seinen Sohn opfern will, Jephtha, der seine Tochter wirklich opfert — das stimmt doch nicht zu einem kindlich-frommen Geist? Das muß doch weg, und dann bieten wir doch Auslese, nicht das ganze Alte Testament.

Ich meine, auf die Gefahr hin, eine Ketzerei gegen die ganze moderne Anschauung auszusprechen, nicht einmal diese „grausigen“ Partieen sollen wir überspringen. Ich könnte zur Begründung dieses Satzes vielleicht anführen, daß die Geschichte von Isaaks Opferung schon manchem Elternpaar ein wunderbarer Trost am Sarge eines Kindes gewesen ist, wie Rade das in der „Christlichen Welt“ einmal sehr schön ausgeführt hat. Ferner, daß die Geschichte von der „Verbannung“ Amaleks die doppelte Wahrheit enthält, daß innerlich verdorbene Völker zu Grunde gehen und daß alles menschliche Mitleid diesen geschichtlichen Prozeß nicht aufhalten kann. Es könnte einem geübten Pädagogen vielleicht gelingen, vom falschen und wahren Mitleid allerlei Treffliches zu sagen. Unsere guten Leutchen auf dem Lande zeigen ja recht häufig viel falsches, und verhältnismäßig weniger wahres Mitleid. Das müssen eifrige, auf strenge Zucht in der Schule bedachte Lehrer oft zu ihrem Aerger erfahren. Und die Geschichte von Jephtha kann recht gut verwendet werden, um dem beim Landvolke viel verbreiteten starren, selbst auf die Gefahr des härtesten Unrechtes hin starren Festhalten an einem einmal ausgesprochenen Worte zu begegnen.

Aber ich will mich nicht in den Verdacht bringen, exegetische Falschmünzerei zu treiben. Ich will die Dinge nehmen, wie sie sind, und zugeben, es gehört zu dem Beschränkten der alttestamentlichen Frömmigkeit, daß die Gottesidee nicht die Reinheit und Klarheit der Gottesidee des Neuen Testamentes hat. Aber eben dies will ich den Kindern sagen: Die frommen Männer in Israel haben oft fehlgegriffen, gerade im ärgsten Glaubenseifer fehlgegriffen. Wir sehen daran, daß sie bei aller Frömmigkeit Gott doch nicht wahrhaft erkannt haben, nicht vollkommen gekannt haben. Wie notwendig, daß Christus in die Welt gekommen ist! Besonders Elias ist hierfür typisch. Denn gerade in ihm kommt das Ringen nach einer klaren, hohen und reinen Gottesidee zum ergreifenden Ausdruck. Derselbe Eiferer, der die Baalspriester am Karmel hinmordet, muß am Ende seines Lebens ahnen, daß Gott nicht im Erdbeben und Feuerbrand, sondern im stillen, sanften Sausen ist, eine Ahnung, die Joh. 3 ihre herrliche Vollendung und Klarheit gewonnen hat. Die Tragik dieses eifervollen Lebens

und die tiefe Schwermut eines sich in der Sehnsucht nach Gottes Erbarmen verzehrenden Jeremia legen einem denkenden Kinde die Frage ins Herz und auf die Lippen: Wann schlug die Stunde, da Gottes Liebe in die kämpfende Welt leuchtete? So werden in den einfachsten Umrissen die geschichtliche Notwendigkeit und die übergeschichtliche Einzigartigkeit Jesu Christi im Kindesherzen erkannt. Weltadvent und Weltweihnacht, Weltirrtum und Weltsünde gegenüber Gotteslicht und Gottesgnade, „was wär' ich ohne dich gewesen, und ohne dich, was würd' ich sein" — das müssen wir dem Kinde deutlich machen, wenn auch erst auf der höchsten Stufe der religiösen Unterweisung. Dann sind uns die Helden der Bibel nicht unfehlbare Heilige, sondern kämpfende und ringende Menschen, voll Schwachheit und Irrtum selbst da, wo sie das Höchste wollten und zu schaffen meinten. Wir schildern sie, wie sie sind, nicht wie sie nach unserem modernen Menschheitsideal sein sollten. Und damit erwecken wir im Kinde die Idee der geschichtlichen Religionsentwicklung aus dem Dunkel des bloßen Ahnens der Gottheit bis zur klaren Offenbarung Gottes in Christo Jesu, und zugleich die so notwendige, für unsere Zeit so notwendige Idee der geschichtlichen Bedingtheit der Bibel, die uns nicht ein vom Himmel gefallenes Buch ist, sondern die heilige Urkunde von dem Suchen des Menschengeistes nach dem lebendigen Gott der Gnade und Liebe und von der Antwort Gottes in seinem Sohne — das alles ohne Lehrsätze und Katechismussätze über die Bedeutung und den Wert der Bibel, einfach durch die Anschauung der Geschichte.

4) „Aber das ist Religionsphilosophie, Weltanschauung, nicht Bildung eines religiös-sittlichen Charakters. Wir müssen uns begnügen, den Willen des Kindes zu beeinflussen." Gut! Man nenne das Weltanschauung. Aber das Christentum ist eben eine Weltanschauung, und gerade in der jetzigen Zeit gehört es zum religiös-sittlichen Charakter, daß er seine christliche Weltanschauung vertreten kann, klar und sicher vertreten kann gegenüber unchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen. Wir sind einfach durch die bittere Notwendigkeit gezwungen, dem Kinde auf der höchsten Stufe der religiösen Unterweisung ein vielleicht recht schwaches, aber doch in den Hauptumrissen klares Bild unserer christlichen Weltanschauung zu geben. Es mag dies ungemein schwer sein, aber der uns aufgezwungene Kampf nötigt uns, unsere Kinder zu festigen und zu stählen. Hätten wir die Möglichkeit, unsern Kindern in reiferem Alter Unterricht zu geben, so würden wir die Schule gerne damit verschonen. Aber wenn die Kinder der Schule entwachsen sind, sind sie uns aus den Händen genommen. Und nun frage ich: Gegen welche Stücke unserer christlichen Weltanschauung richten sich die Angriffe der modernen volkstümlichen Aufklärungslitteratur? Zumeist gegen die Bibel, und hier zumeist gegen das Alte Testament. Ich erinnere nur daran, daß nach Pastor Pfannkuches Ermittelungen das Buch „Moses und Darwin" zu den meistgelesenen Büchern des deutschen Arbeiters gehört. Und „Die Bibel in der Westentasche" habe ich selbst schon in den Händen von Schulkindern gefunden. Diesen Angriffen, die das Alte Testament lächerlich machen und damit die ganze Bibel dem einfachen Manne nehmen, läßt sich erfolgreich nur begegnen durch eingehende Bibelerklärung auf Grund der Ergebnisse neuerer theologisch-historischer Forschungen. Schöpfungsbericht, Sündenfall, Sintflut, kurz, die ganze biblische Urgeschichte muß dem Kinde dargestellt werden als herrliche Poesie voll ewigen religiösen Gehalts, durch den sie die Urweltmythen anderer Völker weit über-

ragen (vgl. Loofs' Predigten über die biblische Urgeschichte). Die Religionsgeschichte Israels muß behandelt werden, weil sie die einzige Möglichkeit bietet, den gegnerischen religionsgeschichtlichen Phantasien den Boden zu entziehen. Gerade weil das Gegenwartsleben so reich geschichtlich orientiert ist und weil sich der Kampf der Geister, auch im einfachsten Bauernvolk, auf geschichtlichem Boden bewegt, müssen wir eine Ahnung der geschichtlichen Entwicklung aller Religion im Kinde erwecken. Die Bedeutung Christi als eines rein religiösen Genius muß der thörichten Vorstellung von Jesus als dem sozialistischen Reformator scharf gegenübertreten, und die alte, abgedroschene Lehre von der Sittlichkeit ohne Religion wird für unmöglich erkannt, sobald das Alte Testament uns gezeigt hat, daß jedes Volk die Sittlichkeit hat, die aus seiner Religion resultiert.

Gerade weil wir unsere rastlos vorwärts drängende Zeit verstehen und unsere Kinder zu sittlich-religiösen Charakteren bilden wollen, die auch in dieser Zeit stehen und zwar fest stehen können, dürfen wir das Alte Testament nicht als quantité négligeable betrachten oder als ein gefährliches „Rühr-mich-nicht-an“ beiseite stellen, sondern müssen mit aller Entschiedenheit und Offenheit seine zeitliche Beschränktheit darstellen und seinen ewig geltenden religiösen und sittlichen Gehalt unsern Kindern ins Herz prägen.

Neckarzimmern (Baden). **Karl Hesselbacher**, Pfarrer.

* * *

Frauenstimmen.

I.

Es ist wahr, auch der Laie sollte sich in dieser hochwichtigen Sache zum Worte melden. Aber nicht nur der Mann, auch die Frau. Wird der Türmer es ihr gestatten? Sie will, indem sie ihre Meinung äußert, nicht den Kampfesboden der Fachmänner betreten, sie übergeht diejenigen Streitfragen, die zu schlichten Sache des Schulmannes ist.

Ein Punkt nur ist es, der mir die Feder in die Hand giebt, einer Behauptung, die in dem Her und Hin der Meinungsäußerungen mehr und mehr zum Kernpunkte geworden ist, stelle ich mein Fragezeichen gegenüber.

Das Alte Testament ist für den Religionsunterricht entbehrlich?

Gewiß, der Weg zur Gotteserkenntnis, zum Bewußtsein der Heilsbedürftigkeit, der Weg zu Christus braucht nicht n o t w e n d i g durch die Erzählungen des Alten Testaments zu führen. Und dennoch! Das Alte Testament vom Unterricht ausschließen oder auch nur obenhin nachlässig behandeln, heißt unseren Kindern einen Schatz vorenthalten.

Welchen Reichtum an Lebensweisheit, an Menschenkenntnis, an Gottverstehen, an Urteilsreife wird der herangewachsene Schüler mit ins Leben hinausnehmen, dessen kindliche Seele sich hat vertiefen dürfen in die großartigen Charaktere der alttestamentlichen Heldengestalten, der gelernt hat, in ihren Lebensschicksalen die führende Hand Gottes, sei sie strafend oder segnend, zu erkennen. Keine noch so glorreiche Episode der profanen Weltgeschichte weist so hochragende Gestalten auf, deren Charakterzüge in solchem Maße einem Kinde sichtbar und verständlich wären; nirgend sonst im Leben der Völker und einzelner Menschen zeigen die Ereignisse und Schicksale in so eindringlicher Klarheit und dem kind-

lichen Verständnis so leicht nahe zu bringen, wo die Schuld des Menschen lag, wo und warum die göttliche Strafe einsetzen mußte, und wie Gottes Thun überall und immer doch nur Weisheit, Gerechtigkeit und Gnade war. — In der Macht des Lehrers liegt es, diesen Schatz zu heben, ihn der Kindesseele zugänglich zu machen, ihn als unverlierbaren Besitz dem Kinde mitzugeben ins Leben. Aber der Meinung bin ich, daß nur ein solcher es vermag, in dessen Unterricht das ganze zu Gott gewendete Herz, der ganze sittliche Wert seiner Persönlichkeit zur Wirkung kommt, ein Lehrer, der auf der Seite derer steht, von denen der Psalmist sagt: Sie werden mit viel Segen geschmückt. Solch ein Lehrer steht vor meinem Erinnern. Sein Andenken sei gesegnet! — Ein Lehrer aber, der dem Stoffe kalt und gelangweilt gegenübersteht, darf sich nicht wundern, wenn das Kind sich durch seine Religionsstunden gequält und belästigt fühlt. Er darf sich nicht wundern, wenn aus seinem Unterrichte Menschen hervorgehen, deren Wissen im späteren Alter sie nur befähigt, über Bileams Esel und den Propheten Jonas im Walfischbauch mit blasiertem Lächeln zu witzeln. —

Nun aber die vielfachen Bedenken besorgter und gewissenhafter Eltern! Die „bluttriefenden", die „unmoralischen" Geschichten! Ob wir da nicht zu weit gehen in unserer Besorgnis? Ob wir die Zartheit des kindlichen Gemüts nicht überschätzen? Ich fürchte, daß dem Ohr der meisten Kinder „Mord" und „Totschlag" schon ganz bekannte Worte sind, noch ehe sie in der Schule von Kains Brudermord gehört haben. Wir unterschätzen so leicht die wachen, scharf aufmerkenden Sinne der Kleinen, aber wie wenig entgeht ihrem Ohr, ihrem Auge! Das Straßenleben und schlechte Kameraden mögen da allerlei Kenntnisse vermitteln, aber oft genug und mehr, als wir zu meinen pflegen, sind es auch die guten und vernünftigen Unterhaltungen der Erwachsenen, aus denen das Kind unzeitige Belehrung und beunruhigende, verwirrende Eindrücke empfängt. Oft ist es weniger die Sache, als die begleitenden Kommentare, das Lächeln, Winken und der vorsichtig gedämpfte Ton, die das Interesse und das Mißtrauen des Kindes wecken und seine Phantasie in eine Richtung drängen, die ihm noch verschlossen sein sollte. Das ist ein Segen des Unterrichts — wie auch schon an dieser Stelle gesagt worden ist —, wenn solche Kenntnisse, die das Kind außerhalb der Schule und unter verderblichen Einflüssen gewinnt, ihm hier in die richtige Beleuchtung gerückt werden. — Und hätten wir wirklich den „verrohenden Einfluß der alttestamentlichen Geschichten zu fürchten? Ich kann nicht daran glauben. Ein Lehrer, ein solcher, wie er sein soll, wird mit feinem pädagogischen Takt das Interesse des Kindes nur da verweilen lassen, wo er für Gemüt, Geist und Willen einen Gewinn sieht, aber unmerklich der kindlichen Phantasie alles Verfängliche und Häßliche entrücken, nur so weit in Betracht ziehen, als der Zusammenhang der Ereignisse es fordert. Er wird bei der Behandlung des Elias die blutige Zornesthat des um Gottes Ehre eifernden Propheten nicht ausmalen, nicht in ihrer ganzen Schauerlichkeit enthüllen — wozu sollte er das! Er wird sich beeilen, des Kindes Interesse auf den Kernpunkt der Geschichte zu lenken — das ist die Strafe Gottes für diesen sündigen Zorn, das ist die Art und Weise Gottes, wie er den unmutigen, verzagenden Elias zur Erkenntnis bringt, wie er das leidenschaftliche, jähzornige Herz zur Sanftmut, Demut und Geduld erzieht! Welcher Lehrer wird denn gestatten, daß ein Kind mit Behagen und Wohlgefallen den Betrügereien eines

Jakob folgt! Aber daß es etwas Schändliches und Abscheuliches war, und daß Jakob alles Ungemach und Herzeleid seines späteren Lebens nur durch und für seine Sünde leiden muß, daß er, der Betrüger seines alten Vaters, in grausamer Weise von den eigenen Söhnen betrogen wird, und daß Rebekka, seine Mutter, die für ihren Liebling in gleicher Weise sündigt und darum ihn für den Rest ihres Lebens bitter entbehren muß — das ist's, was sich der Kindesseele unvergeßlich einprägen soll. — Die Erzählungen von Jakob, Elias, von Moses, diesem unvergleichlichen Manne (man vertiefe sich doch einmal in seinen Charakter und in die Wege, die Gott mit ihm geht!), von David, diesem Helden in der Buße — bieten einen Reichtum an erziehlichen Momenten, wie er auf keinem anderen Boden erschlossen werden kann. Auch ich muß sagen — wie schon jemand an dieser Stelle so treffend ausgesprochen hat — sie müßten erfunden werden, wenn es sie nicht gäbe! — Daß da auch manches nur halb verstandene Wort, manches unklare Empfinden aus dem Religionsunterricht mit hinausgenommen wird, sollte uns nicht beunruhigen. Tag und Gelegenheit werden kommen, wo das Verständnis erwacht. Hauptsache ist nur, daß auch das noch nicht völlig Erfaßte, diese Saat auf Hoffnung, einen Keim in sich trägt zu einer guten Frucht. Ob wir Alten nicht überhaupt in der Gefahr sind, die Bedeutung der Eindrücke, die eine Kindesseele aufnimmt, ohne sie ganz zu verstehen, zu unterschätzen? Unheil oder Segen liegt in ihnen verborgen. Denn aus ihnen fällt im späteren Leben das Licht, das der Beurteilung unserer Lebensschicksale und unserer Erfahrungen die Farbe giebt, das unsere Entschließungen beeinflußt, das Licht, das unseren Weg erleuchtet im Rückblicken und im Vorwärtsschauen.

Noch ein anderes Bedenken ist erhoben worden, das ich nicht teilen kann: der Gottesbegriff, den das Kind mit in die Schule bringt, müßte durch den alttestamentlichen Unterricht zerstört werden? Wie stellt sich der kindliche Gottesbegriff dar? Hat das Kind eine fromme Mutter, so wird es von dem lieben Gott oder dem Herrn Jesus gehört haben, der alles sieht, weiß und hört, von dem alles Gute kommt, was wir haben, Vater und Mutter, Nahrung und Kleidung, der uns lieb hat, der aber traurig ist, wenn wir Böses thun, und uns dafür strafen muß. Ich frage, wie könnte ein Lehrer Veranlassung haben, mit zerstörendem Finger in diesen Gottesbegriff hineinzufahren? Denn alle Geschichten des Alten Testaments, die für die ersten Schuljahre in Frage kommen, bestätigen und befestigen gerade diesen Gottesbegriff. Sie zeigen Gottes Allmacht und Liebe, sie lehren, daß er die Sünde straft, aber die Sünder liebt und ihnen verzeiht. Seine Gerechtigkeit und Gnade — das ist der goldene Faden, der sich durch das Alte Testament hindurchzieht und — ohne Bruch und Knoten — hinüberleitet in das Neue Testament und bis in unsere Tage.

Wie ganz anders wird der reifere Schüler die historische Bedeutung des Weltheilands und seine Mission erfassen, wenn er vertraut ist mit der Geschichte des Landes und des Volkes, dem der Messias zunächst verheißen war! Wie viel fruchtbringender wird die Thatsache des Erscheinens Jesu, „als die Zeit erfüllet war", auf das junge Herz wirken, wenn er auf diese „erfüllte Zeit", auf die Jahrtausende, auf die großen Schritte Gottes, wie sie an den einzelnen Persönlichkeiten und Ereignissen sichtbar werden, zurücksehen kann, wenn er an Simeon und Hanna, diesen alttestamentlichen Gestalten, obwohl sie die Erfüllung noch schauten, eine Ahnung bekommt von der Adventssehnsucht der alttestament-

lichen Völker! Wie ganz anders wird er die in Jesu vollendete Gottesidee erfassen, wenn er der Entwicklung des unvollkommenen Gottesbegriffs zu dieser höchsten Stufe unter Führung des Lehrers hat folgen können!

Nein, das ist meine feste Ueberzeugung: Wer im Ernst wünschen kann, das Alte Testament vom Religionsunterricht ausgeschlossen zu sehen, der hat den Schatz, den es birgt, nicht kennen gelernt. Vielleicht war er so unglücklich, einen Lehrer zu haben, der diesen Schatz selber nicht kannte, oder ihn nicht zu heben verstand. Ein Lehrer aber, dessen Herz warm und dessen Geist erleuchtet ist von dem ewigen Licht, der wird seinen Unterricht fruchtbringend gestalten, ob er das Alte oder Neue Testament behandelt. Von seinem Unterricht fällt auch in die Seele eines schwachbegabten, blöden Kindes wohl noch ein Lichtfünklein, das niemals zur leuchtenden Flamme werden mag, aber in stiller Kraft fortglimmt, als seines „Fußes Leuchte". **M. K.**

* * *

II.

Es ist zur stehenden Redensart unsrer volkstümlichen Geschichts- und Zeitungsschreiber geworden, daß der „preußische Volksschullehrer" die Kriege von 1866 und 1870 gewonnen habe. Ob nun unsre deutsche Volksbildung wirklich so hoch über der der Oesterreicher oder der Franzosen steht, überlasse ich berufenen Fachmännern zur Entscheidung. Daß aber unsre Volksbildung zurück- und nicht vorwärts geschritten ist, haben außer meiner Wenigkeit viele Volkskenner in den letzten Jahrzehnten beobachtet.

Es ist wahr: das Volk, besonders das Landvolk, hat in seinem äußeren Auftreten und Benehmen an Kultur und Schliff gewonnen. Auch der Knecht braucht jetzt sein Taschentuch — auch die Magd trägt Sonntags ihren Hut und zum Tanze ihr städtisches Kleid. Mit dem Essen, das ihre Eltern und Großeltern befriedigte, würden sie kaum mehr einverstanden sein — will der Bauer, daß sie im Dienste aushalten, muß er ihnen bessere Bissen auftischen, als er sich und seiner Familie gönnt. Dafür ist das patriarchalische Zusammenessen von Herrschaft und Gesinde überall längst zur frommen Sage geworden.

Und dabei die Klage aller besseren Elemente auf dem Lande, noch mehr als in der Großstadt, über die Unbotmäßigkeit, Roheit und Gemeinheit der Untergebenen. Reißende Fortschritte macht die „Alles-Wisserei", Halbwelt-Bildung und -Gesinnung; — wie die Berliner Zote das deutsche Volkslied verdrängt, so verdrängt eine Zeitungsbildung aus einer mehr als fragwürdigen Presse die alten Bildungselemente des Volkes — gute Geschichtsbücher und die Lektüre der Bibel — immer mehr und mehr.

Man möchte, wenn man sein Volk liebt, bitterlich weinen, sieht man dieses Volk, an dem treue Lehrer und Seelsorger jahrhundertelang gearbeitet haben, in seiner Seele verrohen und in seinem Gemütsleben verarmen. —

Eine sozialdemokratische Geschichtsforschung will zwar diesem Volke weismachen, es sei jahrhundertelang nur immer geknechtet und zertreten: daß es auch väterlich geleitet und in heilsamer Zucht gehalten worden ist, wird verschwiegen.

Alle diese Gedanken und Beobachtungen wurden wieder lebendig in mir, als ich die Ausführungen verschiedener Fachmänner im Türmer „über den Religionsunterricht in den Volksschulen" mit regem Interesse verfolgte.

Nach meiner Erziehung und Befähigung darf ich mir kein Urteil über die Art des Religionsunterrichtes an den Volksschulen von heute erlauben, nur eines über die Wirkungen desselben. — Denn wir — ich nehme mir als „unlogisch" denkende Frau das Recht, vom Besondern ausgehend auf die Allgemeinheit zu kommen — wurden schon in der uralten „Mutterschule" unterrichtet. Wir stammten aus einer „Pastorendynastie" (so nannte uns ein Freund unsrer Familie), die von der Reformationszeit an ununterbrochen im Pfarramt gestanden hatte, und wurden von klein auf „gesäugt mit der lauteren Milch des Evangeliums".

Die kleinen Finger mußten emsig stricken, indem uns unsre Mutter, eine tief-fromme Frau, an den langen dämmernden Winternachmittagen nicht nur die bekanntesten Psalmen, sondern auch die fünf Hauptstücke mit Erklärungen nach dem lutherischen Katechismus einprägte. Klang die Abendglocke und wurde es dunkel, so sang sie mit uns die schönsten Kirchenlieder, die wir längst, nach Text und Melodie, auswendig konnten, ehe wir sie im methodischen Unterricht noch einmal lernten. Dabei hielt sie stets ein „Wickelkind", wie man damals noch die „Babies" nannte, auf dem Schoß, und eine Näharbeit in den Händen, bekanntlich zwei schwer zu vereinigende Dinge. Und meine Mutter, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammend — ihr Vater war ein bedeutender Prediger Berlins —, hatte eine ebenso herrliche Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit des Erklärens und Erzählens wie ein rasches, feuriges Temperament: Gnade kannte sie nicht, wenn wir etwas nicht schnell begriffen! — Wurde die Lampe gebracht, so spielte sie zur Belohnung mit uns die schönsten Spiele als fröhliche Spielkameradin. Meine liebe, gottlob noch lebende Mutter erinnerte mich stets an die Pfarrfrau der wundervollen Hippelschen „Lebensläufe in aufsteigender Linie", mit der sie den naiven Stolz auf den geistlichen Stammbaum unsres Vaters, sowie die herrliche, klangvolle Altstimme gemeinsam hatte. Man verzeihe mir die Abschweifung und die Schilderung einer Idylle aus längst vergangener Zeit! Ich versuchte nur, das Milieu zu beleben, wie es früher oft ein evangelisches Pfarrhaus umwebte, und zu erklären, wie es kam, daß mir die bodenlose Unwissenheit in religiösen und christlichen Dingen, die mir im späteren Leben so oft bei Gebildeten und Ungebildeten entgegentrat, nicht nur unverständlich, sondern erschreckend war. —

Bei unserm, später sorgfältig von unserm Vater geleiteten Religionsunterricht bildeten die „80 biblischen Historien" von Zahn, der kleine Luthersche Katechismus, das Neue Testament und die Psalmen die Grundlage. Dieselben Bücher wurden in der Dorfschule, die unter der Leitung eines trefflichen Lehrers viel leistete, und die wir, ehe wir eine Erzieherin bekamen, eine Zeitlang besuchten, benutzt. Ich erinnere mich nicht, daß wir die ganze Bibel in die Hände bekommen hätten. Sie ist kein Buch für Unmündige, wenigstens das Alte Testament nicht. Warum entschließt sich ein hohes Konsistorium nicht endlich, eine revidierte Schulbibel freizugeben? Und warum wird der Luthersche Katechismus nicht in ein anderes, neuhochdeutsches Gewand gekleidet?

Denn die Zeiten sind andre und unser Volk ist ein andres geworden. Wenn ich auch weder begreifen noch glauben kann, daß normale, wenn auch plattdeutsch sprechende Kinder im vierten Schuljahre an einer Strophe des volkstümlichsten aller Kirchenlieder: „Nun danket alle Gott" dreiviertel Stunden lernten — zu meiner Zeit wurde es „singend" und „gesungen" mit Hilfe der Violine des

Herrn Kantors den Kindern „eingegeigt“ —, so will ich doch gern zugeben, daß der jetzigen Generation der Schulkinder die häusliche Nachhilfe und vor allem die Befähigung zur Aufnahme des religiösen Lernstoffs bedenklich abhanden gekommen ist.

Noch vor zwanzig Jahren traf man in der Provinz Sachsen — die hier als die Wiege der durch Luther ins Leben gerufenen Volksschule zumeist in Betracht kommt — auf dem Lande Leute, die ein Luthersches Kerndeutsch sprachen. Biblische Wendungen und altertümliche Ausdrücke konnte man auf allen Gassen und in allen Häusern hören. Welch eine Fülle von alten Kirchenliedern, von Kindergebeten und religiösen Volksliedern, die nicht in der Schule gelehrt und oft von hoher Poesie waren, stand den alten Mütterlein des Dorfes zu Gebote und wurde von den jungen Burschen und Mädchen, wahllos mit „Schelmenstückchen“ (wie man auf dem Lande die weltlichen Volkslieder nennt) vermischt, an schönen Sommerabenden im Dorf gesungen. Die Kenntnisse im Lutherschen Katechismus, einst durch den Bakel des Dorfschulmeisters handgreiflich demonstriert, saßen bei den älteren Leuten bombenfest.

Man halte eine Umfrage bei der heutigen sogen. gebildeten, sowie ungebildeten Jugend: kaum ein vielwissender und gelehrter Primaner, höchstens noch ein eben eingesegneter Volksschüler wird euch im dürftigsten Deutsch eine klare Erklärung der grundlegenden Verschiedenheiten zwischen dem katholischen und evangelischen Bekenntnis geben können. Ich sage mit Absicht: „im dürftigsten Deutsch“ — denn die Unbeholfenheit im Gebrauch der Muttersprache hat im Volke genau mit der Abnahme der Bibelkenntnis gleichen Schritt gehalten. Ich habe einfache Kleinbauern gekannt, die in ihrem ganzen Wesen feine und taktvolle Männer waren, ein gutes und fast fehlerloses Deutsch sprachen und schrieben. Und woher stammte ihre Bildung? Aus der gründlichen Kunde der Bibel. Sie lasen die Bibel ohne Auswahl von Anfang bis Ende. Ferner waren sie geschickte Disputanten, denn sie „konnten“ ihren Lutherschen Katechismus. Freilich mußten sich ihre Pastoren vor ihrer Kritik sowohl als Menschen wie als Prediger in acht nehmen!

Und heute? Ich habe einen nahen Verwandten, der aus einem strengen Katholiken ein treuer, eifriger evangelischer Pastor geworden ist. Einst nahm er mit seiner Frau zusammen das heilige Abendmahl in einem Nachbardorfe (in rein evangelischer Gegend) bei einem Amtsbruder. Als dies eine biedere Frau seiner Gemeinde zufällig erfuhr, that sie in größerem Kreise ebenso intelligenter Dorfdamen folgenden Ausspruch: „Nu je, unser Pastor is je auch kathol'sch, da derdrum jeht he mit seine Frau in Z . . . . zu's heilige Abendmahl.“ — Und dieser Pastor, der „kathol'sche“, hatte jahrelang im Dorfe gewirkt, in evangelischem Sinne und Geiste gepredigt!

Man sieht, welche Fortschritte die Volksbildung gemacht hat, trotz der „Ueberbürdung“ der Volksschule mit religiösen Lernstoffen. Oder vielleicht gerade wegen der Ueberbürdung der Volksschule mit religiösem und andrem Lernstoff. Die „Fortbildungsschule“ wird für unsre „vierzehnjährigen“ Staatsbürger eine immer dringendere Forderung, denn ein Lehrer, und sei er noch so tüchtig, steht hilflos den überfüllten Klassen gegenüber, denen er in fast allen Fächern die Grundelemente der Wissenschaft beibringen soll.

Noch eins. Herr Meyer-Markau und viele mit ihm drücken das Bedenken aus, daß die deutsche Schuljugend durch allzu innige Beschäftigung mit den bibli-

schen Geschichten des Alten Testaments zu Juden, und daß sie durch die Kenntnis der im Alten Testament vorkommenden orientalischen Grausamkeiten zu rohen Verbrechern werde. Wenn das Studium und die Kunde der alten jüdischen Geschichte zu Juden machte, so hätten wir längst keine Germanen mehr. — Ich halte es auch für höchst überflüssig, daß blutige Greuel des Alten Bundes so oft vor den Ohren der Kinder wiederholt werden, doch zu Verbrechern macht diese Wiederholung die Kinder nicht. Sie sind, gottlob, weder so tiefdenkend noch so nervös, daß sie sich irgendwie erregten oder auch nur nachdächten über die Kriegführung, die dem religiösen Fanatismus eines orientalischen Volkes entsprach — und über welche mehr als 3000 Jahre hingegangen sind. Sie sind es außerdem von ihren deutschen Märchen gewöhnt, daß die Bösen, resp. die „Stiefmütter" drastisch bestraft, z. B. in einem mit Nägeln ausgeschlagenen und mit Pech gefüllten brennenden Faß zur Strafe einen hohen Berg hinab ins Wasser gerollt werden. Dies erfordert die poetische Gerechtigkeit, und die Kinder sind ebenso zufrieden mit diesem Schluß, wie mit der Ermordung der „Baalspriester" oder sonst einer altjüdischen Greuelthat.

Ein denkendes Kind aber ist innerlich viel mehr beteiligt an den Schreckensscenen, welche augenblicklich durch die brutale Kriegführung eines großen christlichen „Kultur"-Volkes, noch dazu als Großthaten heuchlerisch zugestutzt, angesichts des thatenlos zuschauenden Europas an einem edlen, sittlich großen, tapferen Feinde verübt werden. Gegen solche Begebnisse unsres 20. Jahrhunderts verblassen die jüdischen Fanatiker zu Schemen — auch für den Blick eines denkenden Kindes.

Die Wahnsinnsthaten einiger Irren und verrückter Sekten kommen hierbei nicht in Betracht. Es ist bekannt, daß es wahnsinnige Schwärmer gegeben hat, die ihre Freunde ans Kreuz schlugen und den furchtbarsten Tod erleiden ließen. Was beweist dieses gegen die Kenntnis des Neuen Testaments?

Ich kannte Kinder, die beklommen seufzten, wenn sie die „schönen, interessanten" Geschichten des Alten Testaments mit dem für Kinder viel schwierigeren, weil abstrakteren Neuen Testament vertauschen mußten. Vor allem werden dem Kinderverstande wie dem Kindergemüte oft unverdaulich die Apostelgeschichte und die Episteln. Das Evangelium oder die Kunde „vom lieben Heiland" soll und muß für den Religionsunterricht der Heranwachsenden Kern und Stern sein. Schwer, sehr schwer ist der Begriff der Erlösungslehre den Kindern — denn dem kindlichen Geist ist es schier unmöglich, sich in eine tiefzerknirschte, bußfertige Stimmung hineinzulügen, die doch wohl erst das Erlösungsbedürfnis im Menschen zum Leben weckt.

Da aber diese Lehre im evangelischen Religionsunterricht durchaus nicht fehlen darf, sondern berührt werden muß, giebt es eben nur ein Mittel, sie den Schülern näher zu bringen: die Kenntnis der prophetischen Schriften des Alten Testaments, des alttestamentlichen Gottesbegriffs, der Idee der Opfers. —

Denn das Reich Gottes wirkt auch schon im Alten Testament.

Was das Neue Testament betrifft, so ist das Beste, was ein Lehrer seine Schüler lehren kann, daß „Christum lieb haben besser als alles Wissen ist". Da sie ihn als Erlöser nicht zu begreifen vermögen — und welcher Vielgelehrte könnte das? — so lehre man sie, Ihn als milden Christ, als Bruder und Freund der Menschheit lieben.



Und noch immer liegt in seinem Wesen alles verborgen, was die gedrückte, ums tägliche Brot ringende Menschheit — das arbeitende Volk — über sich hinaus sittlich und geistig heben kann. Ein in der Bibel, dem Gesangbuch und dem Katechismus wohl beschlagener einfacher Mensch kann niemals „ungebildet" genannt werden, zumal wenn er noch einen reichen Schatz von Sprüchen und Geschichten sein eigen nennt. Man kann von ihm sagen, wie es von Maria im Liede heißt:

Ihr Herze entbrannte, dies einzig zu hören,
Was Jesus, ihr Heiland, sie wollte belehren,
Ihr Alles war gänzlich in Jesum versenkt,
Und wurde ihr Alles in Einem geschenkt.

Eine deutsche Frau.

* * *

Fragezeichen.

Im letzten Türmerheft vom Januar 1902 führt Rogge in seinem Artikel über das Alte Testament unter anderm aus, daß die Geschichte von der Opferung Isaaks in ihrem tiefsten Kern darthun solle, daß Gott die bis dahin gebräuchlichen Menschenopfer nicht wolle. Gut, aber wie stimmt dazu die Fundamentallehre des Christentums, das Hauptdogma desselben, daß Gott durch nichts anderes mit der sündigen Menschheit versöhnt, daß diese durch nichts anderes erlöst werden konnte als durch ein Blutopfer, ein Menschenopfer, durch den Tod Jesu? Warum will er's dann 2000 Jahre später doch?

Noch eins, weil ich gerade dabei bin:

Man lese einmal 1. Sam. 16, 1—3! Wird da Samuel nicht von Gott selbst direkt zur Täuschung und Lüge bestimmt? Wie will Rogge dies erklären? Doch nicht mit dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel?" Nein, das ist nicht das „Wort Gottes" und kann's nicht sein, sondern Menschenwort und Menschentum. Und so ist es leicht erklärlich: Samuel hat's nicht auf Befehl Gottes, sondern aus sich selbst so gemacht, aus eitel Menschenfurcht vor dem mächtigen Saul, der noch eben gewagt hatte, dem Priester Samuel nicht Wort für Wort zu gehorchen, sondern selbständig zu handeln und in rühmenswerter Weise „Humanität" walten zu lassen, und den er (Sam.) deshalb verworfen, weil er nicht sein blindes Werkzeug sein wollte!

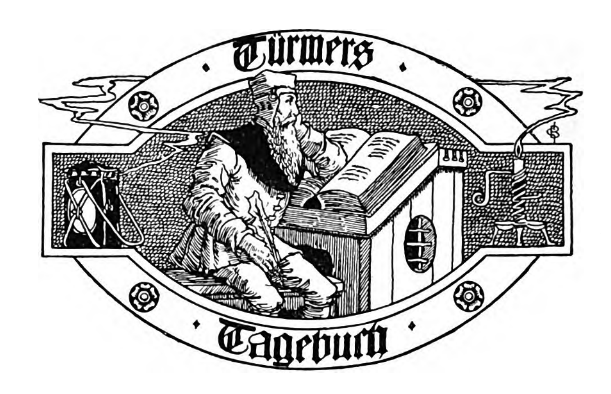
Noch eins: Unsere armen protestantischen Kinder (im katholischen Bayern) müssen lernen (und lesen):

192 biblische Geschichten	1.—7.	Schuljahr,
6 Hauptstücke	4.—7.	„
185 Sprüche und Gebete	1.—3.	„
348 „ „ „	4.—7.	„
26 Lieder mit 193 Versen	4.—7.	„

Dazu lassen die Geistlichen oft, d. h. viele von ihnen, noch eine Anzahl Psalmen u. s. w., das ganze Inhaltsverzeichnis der Bibel und Fragen und Antworten des Katechismus wörtlich auswendig lernen! Ist das kein Uebermaß?

G.





Ein Kampf um das Selbstverständliche. — Materialismus! — Der Uebergott und der Uebermensch. — Sittliche und nationale Probleme.

Nicht das ist das Trostlose, daß Menschen straucheln und fallen: die Liebe ist größer als aller Irrtum und alle Sünde, und dem redlichen Streben verheißt sie Vergebung und endlichen Sieg. Dem Einzelnen wie dem gesamten Menschengeschlechte ist es gegeben, auf der Bahn des Guten und Wahren fortzuschreiten, — es winkt ein Ziel, es winken viele Ziele noch auf dem Wege zu dem einen letzten, alle des Schweißes der Edeln wert. Und je schwerer der Kampf, um so herrlicher der Sieg. Aber schier entmutigend ist der Kampf um das Selbstverständliche, niederdrückend die Erfahrung, daß kein menschlicher Irrtum, kein schlimmer Wahn, haben ihn nur Brauch und Alter „geheiligt", böse und aberwitzig genug ist, um nicht doch zähe Anhänger und fanatische Verteidiger zu finden. Mit Verachtung der eigenen Vernunft und des eigenen Gewissens stemmen sie sich gegen den Fortschritt, verschanzen sich lieber hinter die lächerlichsten Ausflüchte, als daß sie dem gesunden Menschenverstande und den einfachsten Geboten der Sittlichkeit Gehör liehen.

Es ist begreiflicher und auch milder zu beurteilen, wenn ein in seiner Ehre sich schwer verletzt Fühlender praktisch zur Waffe des Duellanten greift, als wenn Unbeteiligte mit kaltem Blut und ruhiger Ueberlegung die Einrichtung des Duells theoretisch zu verherrlichen versuchen. Dem Totschläger, der seine That mit getrübten Sinnen in einem Augenblicke racheberauschter Selbstvergessenheit begangen, ist leichter zu verzeihen, als dem, der etwa in aller Ruhe den Totschlag als berechtigte Selbstjustiz hinstellen wollte. Schuldig werden wird die fallende Kreatur immer, aber doch kämpfen wir dagegen an, doch lehren unsere Schulen und Kanzeln von Staats und Religions wegen diesen Kampf. Nach der Logik der Duellfreunde müßten wir ihn aufgeben, da doch die menschliche Natur immer unvollkommen bleiben werde. Das erste aber, Schuld und Wahn zu bekämpfen, ist, sie als solche erkennen, gleichviel welches täuschende Gewand

sie sich erborgt haben mögen. Alle Sünden werden dem Menschen vergeben, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist. Wer aber das Böse rechtfertigt, der sündigt wider den heiligen Geist des Guten und Wahren.

Als ich meine Ansichten über den Zweikampf im letzten Tagebuche niederschrieb, da ahnte und hoffte ich nicht, daß sie so bald wieder und in so grauenvoller Weise bestätigt werden würden. Die beiden Fälle, die sich soeben abgespielt haben, sind geradezu typisch, sind schulgerechte Beispiele für den empörenden, freveln Aberwitz des Duells. Es ist, als habe mit ihnen eine höhere Macht allen denen die Augen gewaltsam aufreißen wollen, die sie geflissentlich vor den Thatsachen verschlossen halten. In dem einen Falle wird in Jena ein Student von einem jungen Leutnant wegen einer betrunkenen Sylvesterkarambolage niedergeknallt; die Thätlichkeit ist durch das Duell natürlich wieder nicht vermieden worden, sondern ihm vorangegangen. Die unfehlbare Gerechtigkeit des „Gottesurteils" stand von vornherein fest: der Student war der beste Säbelschläger, der Leutnant der beste Pistolenschütze in Jena. Je nach der Wahl der Waffen mußte auch das „Gottesurteil" ausfallen. Nachdem Pistolen gewählt waren, konnte der Student füglich sein Testament machen, gleichviel ob er der Beleidiger oder der Beleidigte, ob er im Recht oder Unrecht war. In dem anderen Falle hat der 28jährige Ehebrecher (F.) den 41jährigen Gatten (Landrat von B.), dessen blindes Vertrauen er getäuscht, dessen Hausehre er systematisch geschändet und zum öffentlichen Skandal gemacht, in den Sand gestreckt und damit fünf unmündigen Kindern den Vater geraubt, nachdem er ihre Mutter moralisch vernichtet. Dann hat er Gelder flüssig gemacht und sich nach Berlin begeben, wo er als schneidiger Kavalier in verschiedenen Balllokalen Orgien gefeiert und sich vor den Damen der Demimonde seines Verbrechens gerühmt haben soll. Bei seiner Verhaftung zeigte er keine Spur von Reue.

Und einem solchen Menschen muß ein Ehrenmann und Vater von fünf Kindern, ein Beamter des Königs und Hüter der Staatsgesetze, in offener Auflehnung gegen das Gesetz seine Brust als Zielscheibe darbieten. Und warum? Weil es dem satisfaktionsfähigen Herrn beliebt hat, die Frau des Ehrenmannes zu seiner Dirne und ihn selbst zum mitleidigen Gespött der ganzen Gegend zu machen. Mußten doch dem so schmählich Betrogenen erst durch den Honoratiorenklub des Städtchens die Augen geöffnet werden! — Und das ist „korrekt" gehandelt, so will es der „Ehrenkodex"! Als wäre es nicht schon eine Selbsterniedrigung, ein solches Individuum als gleichberechtigten Gegner anzuerkennen. Man greift sich an die Stirn, man faßt es nicht, wie dergleichen, selbst vom Standpunkte der Satisfaktion, gerechtfertigt werden soll. Kann man jemand noch höhere Ehrenrechte einräumen, ihm noch größere Hochachtung bezeugen, als indem man Leben und Tod der eigenen Person in seine Hände legt? Hier in die Hände eines Menschen, der nicht etwa im offenen Kampfe um das Weib des anderen gerungen, — das hätte immer noch den Anstrich einer gewissen Räuberromantik gehabt — nein, der ihm sein

häusliches Glück und seine häusliche Ehre auf Schleichwegen feige gestohlen, ein Dieb in der Nacht, mit Lug und Trug. Und ein solcher muß von dem Betrogenen und Geschändeten als gleichberechtigter Ehrenmann anerkannt, ihm muß das Recht eingeräumt werden, unter sogenannten gleichen Bedingungen seinen frechen Diebstahl „ritterlich" zu vertreten, sich selbst zu reinigen und das unbequeme Hindernis seiner Lüste durch eine wohlgezielte Kugel aus dem Wege zu räumen.

Nun wird aber das Bedürfnis des Beleidigten nach Genugthuung, nach Rache ins Feld geführt. Auch wenn es der Ehrenkodex nicht verlangte, so sagt man, hätte der Landrat selber den unwiderstehlichen Drang verspürt, sein Rachebedürfnis an dem Beleidiger zu kühlen und seine gesellschaftliche Ehre wieder herzustellen. Dieses Bedürfnis kann bei Menschen, die auf sich halten, in solchen Fällen übermächtig sein, es ist natürlich und darum begreiflich, wenn auch gewiß nicht christlich. Aber selbst von diesem *rein menschlichen* Standpunkte aus erweist der Fall den ganzen blanken Aberwitz des Duells. Nicht einmal die Befriedigung des natürlichen Bedürfnisses nach Genugthuung, nach Sühne, nach Rache verbürgt es auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit dem, der dafür das Höchste einsetzt, seine ganze Person, sein Leben mit allen seinen Pflichten. Welche Genugthuung hat denn der Sterbende empfunden, als er mit dem Bewußtsein, von dem Schänder seiner Ehre nun auch selbst wie ein Stück Wild niedergestreckt zu sein, die Augen für immer schloß? Und welche Genugthuung wäre ihm geworden, hätte ihn die Kugel des Gegners, statt zu töten, zum Krüppel geschossen? Wäre nicht sein ganzes ferneres Leben durch den empörenden, erbitternden Gedanken vergiftet worden, daß er das elende Siechtum, in dem er seine Tage beschließen müsse, dem Selben zu verdanken habe, der ihm sein häusliches Glück zerstört und der nun vielleicht an der Seite des ehrvergessenen Weibes, der Mutter seiner Kinder, vergnügte Stunden feiert und über den physisch und moralisch von ihm Vernichteten noch mitleidig höhnt? Wohl ihm, daß ihm das „Gottesurteil" des Duells nur in der milderen Form der Todesstrafe gesprochen wurde, daß es ihm erspart geblieben ist, über die Gerechtigkeit dieses Urteils mit zerschossenen Gliedern im Rollstuhl oder auf Krücken in seinem geschändeten Heim nachzusinnen! Ja, stünde dem höchsten Einsatze der sichere Gewinn gegenüber daß der Beleidiger auch wirklich unter allen Umständen gebührend gezüchtigt wird, dann hätte das Duell, rein menschlich-natürlich betrachtet, noch einen gewissen Sinn. Als bloßes Spiel des Zufalls, bei dem noch die besseren Chancen häufig auf Seite des Unrechts liegen, ist es völlig unsinnig, ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Hexenprozesse und der Eisernen Jungfrau. Denn es ist in der That eine Tortur für alle gesunde Vernunft und Sittlichkeit, vom Christentum, an das diese staubgeborenen Begriffe ja überhaupt nicht heranreichen, ganz zu schweigen.

Dem rein-menschlichen Gerechtigkeitsgefühl, dem natürlichen Bedürfnis nach Genugthuung, sagen wir: nach Rache, hätte es allenfalls entsprochen, wenn

der betrogene Gatte dem Ehrendiebe eine unnachsichtliche körperliche Züchtigung hätte angedeihen lassen, ja wenn er ihn in Grund und Boden geschlagen hätte. Eine solche Selbstjustiz, wo das Gesetz nicht ausreichte, wäre zwar keineswegs christlich, aber menschlich begreiflich gewesen. Denn es handelt sich nicht um Austragung eines ritterlichen Kampfes zwischen gleichberechtigten Gegnern, sondern um die Vollziehung eines Aktes ausgleichender Gerechtigkeit, um die verdiente einseitige Züchtigung eines Menschen, der dem Beleidigten gegenüber jeden Anspruch auf gleiche Ehrenrechte verloren hatte und nur noch seiner Bestrafung entgegensehen durfte. Wer drückt denn einem Diebe, einem Einbrecher, einem Räuber die Pistole in die Faust, damit er für seinen Raub im Zweikampfe „ritterlich" in die Schranken trete? Den Nagel auf den Kopf trifft ein Offizier a. D., der sich im „Berliner Courier" über den Fall ausläßt:

„Die ‚Tägl. Rundschau' ist der Ansicht, daß dieses Duell nicht zu umgehen war und schließt ihre Betrachtungen: ‚Und wenn es einen Fall giebt, wo der Zweikampf angezeigt ist, dann war es sicher die Familientragödie im Hause des Landrats von Springe.' Diese Behauptung darf nicht unwidersprochen gelassen werden. Ich bin ein alter Offizier und habe in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, meine Ansicht mit der anderer in Uebereinstimmung zu bringen, welche hohe Stellen in der Armee bekleidet haben und deren Urteil bei der ganzen Duellfrage von Bedeutung ist.

Von vornherein bemerke ich, daß sich erfreulicherweise die Ansichten über das Duell in neuerer Zeit sehr geändert haben, die Anzahl der Duellgegner in allen Kreisen stark zunimmt.

Um nun die oben zitierte Behauptung möglichst präzise zurückzuweisen, frage ich die ‚Tägl. Rundschau':

‚Ein Lump begeht an der Tochter eines angesehenen Vaters ein Sittlichkeitsverbrechen. Fordert der Vater jenen Lumpen zum Duell oder nicht?'

Ja, Bauer, das ist ganz was anderes, wird die ‚Tägl. Rundschau' sagen, mit einem Lumpen kann man sich doch nicht duellieren.

O nein. so erwidere ich, das ist absolut nichts Verschiedenes, sondern ganz dasselbe. Der eine war schon früher ein Lump, der andere ist es dadurch geworden, daß er die Ehre einer Frau geraubt und eine glückliche Familie durch seine Handlung in den Abgrund des Unglücks gestürzt hat. Was dagegen ist ein Dieb. der aus Hunger Brot stiehlt; was ein Räuber, der einen Menschen überfällt, um mit dem Raube die Not seiner Familie zu lindern?

Ich stehe auf dem Standpunkte, daß selbst bei Aufrechterhaltung der Duellsitte es unter keinen Umständen als zulässig bezeichnet werden darf, daß sich ein Ehrenmann mit einem zum Lumpen degradierten früheren Ehrenmann duelliert.

Hat jemand gelegentlich der Vorgänge, welche nach vielfachem Brauch ein Duell als unumgänglich hinstellten, sich unehrenhaft benommen, so muß ein

Duell in den Bereich der Unmöglichkeit rücken. Handelt es sich um Offiziere, so ist dies leichter, weil der Ehrenrat die Mittel hat, den Betreffenden für satisfaktionsunfähig zu erklären.

Wenn ich hieran weitere Bemerkungen an die Auffassungen über das Duell anschließe, so behaupte ich, daß es Fälle giebt, in denen viel mehr Mut dazu gehört, ein Duell abzulehnen, eine Forderung nicht ergehen zu lassen, als umgekehrt. Ich habe viele Duelle erlebt und in deren Details Einblicke gehabt. Wenn ich heute offen Farbe bekennen soll und sagen, ob mir das eine oder das andere imponiert hätte, ob ich bei diesem oder jenem von einer hervorzuhebenden Schneidigkeit sprechen könne, so muß ich einfach ‚nein' sagen. Alle Duelle haben sich unter dem Druck der allgemeinen Sitte abgespielt. Wohl aber hat mir die ‚Ablehnung' einer Forderung imponiert, weil zu solcher ein ‚persönlicher Mut' gehört. Ein in älteren Jahren stehender Herr wurde von einem sehr jungen auf Pistolen gefordert. Der Grund war ein sehr gesuchter, man wollte gewisse Vorkommnisse in der Familie des jungen Herrn verdecken, und dazu brauchte man eine Forderung, ein Duell. Der ältere Herr, in vollstem Bewußtsein gänzlicher Unschuld, lehnte die Forderung ab. Die Folge war, daß ihm die Erlaubnis entzogen wurde, die Uniform als inaktiver Offizier zu tragen. Daß bei dem herrschenden Prinzip diese Folge möglicherweise eintreten könne, war dem Betreffenden wohl bekannt, und gerade deshalb gehörte ein Mut dazu, jene Forderung abzulehnen.

Daß dem ergrauten Offizier, dessen Brust das eiserne Kreuz schmückt, es schwer geworden, dies über sich ergehen zu lassen, ist natürlich. Dieses nicht angenehme Gefühl aber ist bald gehoben worden, nachdem ihm von allen Seiten, insbesondere von seinen alten Kriegskameraden, Ehren erwiesen worden sind, welche er für sein männliches Verhalten redlich erworben hat."

Der ganze Rattenkönig von sozialen Vorurteilen, mit denen das Duell steht und fällt, wird erst recht offenbar, wenn wir die Frage der Satisfaktionsfähigkeit ins Auge fassen. Wie, wenn es der Gnädigen beliebt, nicht einen Mann aus der „Gesellschaft", sondern vielleicht — den Stallburschen oder Bedienten ihres Gatten zum Freunde zu küren? Auch dergleichen Fälle sollen in sehr, sehr vornehmen Familien schon vorgekommen sein. Wo bleibt denn da das Duell als „einzige mögliche Sühne und Genugthuung für den Beleidigten"? Oder wird der gnädige Herr seinen Lakai zum Zweikampfe herausfordern? Thäte er's, er würde sich mit dem Fluche unauslöschlicher Lächerlichkeit belasten. Man würde ihn einfach für verrückt erklären. Und zwar für die Ausübung derselben „ritterlichen" Handlung, durch deren Unterlassung er sich bei dem gleichen, nur von einer anderen Person ausgeübten Delikt gesellschaftlich vielleicht unmöglich gemacht hätte. Und es ist noch sehr die Frage, ob diese andere, „satisfaktionsfähige" Person mehr „Ehre" im Leibe haben würde, als der nicht satisfaktionsfähige Untergebene, zu dessen Gunsten immerhin anzunehmen wäre, daß er mehr der Verführte als der Verführer ist; abgesehen davon, daß man an sein Ehr-

und Pflichtgefühl geringere Ansprüche stellen müßte als an das des Gebildeten und sozial Höherstehenden. Was wird nun der beleidigte Gatte in diesem Falle thun? Er wird von der Entbehrlichkeit, ja von der Unzulässigkeit des Duells völlig durchdrungen sein und entweder auf eine Genugthuung verzichten müssen oder sich eine solche zu verschaffen suchen, die jedenfalls greifbarer und sicherer, dem Thatbestande auch angemessener wäre als die Preisgabe des eigenen Lebens an den Schänder seiner Ehre. Und es wird niemand einfallen, ihn dafür zu tadeln oder gar für ehrlos zu erklären. Ich wiederhole: Wo bleibt hier die unumgänglich notwendige Sühne, die einzig mögliche Wiederherstellung der Ehre durch das Duell? Oder ist diese Ehre deshalb weniger beschädigt worden, weil es ein plebejischer Lakai war, der sie schändete? Wird die Ehrverletzung in demselben Maße geringer, je höher die soziale Stellung ihres Schänders? Die Geschichte der Höfe beweist uns, daß es allerdings auch Anhänger dieses „Ehrenkodexes" gegeben hat, und daß die Ehrverletzung, wurde sie nur von genügender Höhe aus verübt, sogar als Auszeichnung empfunden und brünstig begehrt wurde. Unter Ludwig XIV. und XV. rissen sich französische Edelleute um die Gunst, ihre Gattinnen und Töchter an den König zu verkuppeln. Und auch an anderen Höfen, behauptet Frau Historia, soll es ähnlich gewesen sein. Ich für meine Person muß gestehen, daß mir für diese subtile Abmessung der persönlichen Ehrbegriffe nach dem Centimetermaß der äußeren gesellschaftlichen Stellung jegliches Verständnis mangelt.

Und wie ist es, wenn der an sich satisfaktionsfähige Beleidiger sich weigert, die verlangte Genugthuung zu leisten? Dann muß wohl der Beleidigte sein Leben lang den Verlust seiner Ehre betrauern, da es ihm nicht gegeben ist, sie durch den „einzig möglichen" Zweikampf wiederherzustellen? In diesem Falle findet die Gesellschaft mit einem Male Mittel, für ihn einzutreten und den Beleidiger ihre Mißachtung fühlen zu lassen. Sie wird ihm, soweit es an ihr ist, diejenige Strafe auferlegen, die er verdient hat, und dem Beleidigten dadurch diejenige Genugthuung gewähren, auf die er Anspruch hat. Also geht es auch ohne Duell? Nicht doch: erst muß sich der Beleidigte bereit erklärt haben, sich von seinem Beleidiger eine Kugel in den Leib jagen zu lassen, eher hat er keinen Anspruch auf den Schutz der Gesellschaft. Dagegen geht der Beleidiger gesellschaftlich straflos aus, wenn er, ohne sein Unrecht einzugestehen oder abzubitten, seine Waffen mit denen des Beleidigten gemessen und diesen verwundet oder totgeschossen hat. Nur ein völlig ahnungsloses Gemüt kann auf die naive Frage verfallen, was denn in aller Welt die Gesellschaft eigentlich hindert, von Anfang an und ohne Duellforderung so zu verfahren, wie sie nach erfolgter und abgelehnter Duellforderung wirksam verfährt, d. h. den frevelн Beleidiger, der sein Unrecht nicht gut machen will oder mehr kann, zu ächten und dem Beleidigten ihre unverkürzte Hochachtung zu beweisen. Warum? Credo quia absurdum! Wär's nicht zum Weinen, es wär' zum Lachen.

Die Ehre ist ein innerliches Gut, das man nur selbst verlieren

kann, niemals durch andere. Es handelt sich in solchen Fällen also nicht um Verlust oder Wiederherstellung der Ehre, sondern um ein dem Betroffenen widerfahrenes Unrecht, um die Bestrafung eines von anderen begangenen Verbrechens, um eine dem Geschädigten zu gewährende Genugthuung. Daß das Duell außer stande ist, eine solche auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit herbeizuführen, wird nicht einmal der verbohrteste Anhänger dieses Mittels leugnen können. Wenn aber das Mittel dem Zwecke nicht entspricht, so ist es eben untauglich und muß durch andere ersetzt werden. Das wird aber nicht eher geschehen, als bis die Untauglichkeit, Zweckwidrigkeit, Unvernunft und Ungerechtigkeit des Mittels allseitig erkannt ist.

Bis dahin hat's freilich noch gute Wege, aber viel, sehr viel können die Duellgegner zur Abstellung des Uebels beitragen, wenn sie ihren Einfluß bei der Presse energisch geltend machen. Insbesondere ist von Blättern, die christlich sind oder sein wollen, unter allen Umständen zu verlangen, daß sie ihre widerchristlichen, oft nur aus falschverstandener „Schneidigkeit" und „Korrektheit" affektierten Duellallüren ablegen und sich bescheiden den klaren und unzweideutigen Geboten dessen unterordnen, des Lehre und Weltanschauung sie angeblich vertreten wollen. Den evangelischen Geistlichen aber erwächst die besondere Pflicht, diesem Unfuge in den von ihnen gelesenen Blättern kräftiglich zu steuern und sich nicht von ihren katholischen Amtsbrüdern beschämen zu lassen, die derlei nimmer in ihren Organen dulden würden. Wie denn überhaupt die katholische Kirche mit ihrer unbedingten und rückhaltlosen, jeden faulen Kompromiß ausschließenden Verurteilung des Duells den einzig möglichen, einzig christlichen Standpunkt in dieser Frage einnimmt. Das ist aber kein Vorzug der katholischen Lehre als solcher, sondern nur ihrer konsequenten Durchführung. Denn das Duell läßt sich mit der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre genau so wenig vereinbaren wie mit der katholischen, weil es eben im Tiefsten antichristlich ist, sich mit dem Christentum so wenig verträgt, wie Feuer mit Wasser. Es darf den evangelischen Geistlichen, wie überhaupt überzeugten evangelischen Christen nicht nachgesagt werden, daß sie auch nur unmittelbar einem Wahne Vorschub leisten, der durch das Kreuz von Golgatha für immer gerichtet ist.

* * *

In Einem treffen Gegner und Freunde des Duells zusammen: in der einmütigen Erkenntnis, daß das bestehende Recht der persönlichen Ehre keinen ausreichenden Schutz gewährt. Nicht ohne Einfluß auf die betreffenden Bestimmungen, meint der Geh. Justizrat Goette in einem beherzigenswerten Aufsatze der Zeitschrift „Gesetz und Recht", sei offenbar der Umstand gewesen, daß das geltende Strafgesetzbuch unter dem Eindrucke des Milliardenregens der französischen Kriegskontribution entstanden sei.

„Schon der bürgerlichen Ehre", fährt der juristische Verfasser fort, „ist zunächst nicht mehr das gleiche Gewicht beigelegt wie in der früheren Gesetzgebung. Früher hatte die Zuchthausstrafe den Verlust der bürgerlichen



Ehre für immer von selbst zur Folge: jetzt kann nur noch auf vorübergehenden, höchstens zehn Jahre dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden, wobei es, abgesehen von der schweren Kuppelei und dem Meineide, völlig in das freie Ermessen des Richters gestellt ist, ob er diese Nebenstrafe verhängen will. Die Begründung des Strafgesetzbuchs hat als Leitmotiv den Grundsatz durchgeführt, daß nicht die Strafe, sondern die That mit ihren Beweggründen über die Ehrlosigkeit des Thäters entscheide, und für die Zulässigkeit der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte als entscheidenden Beweggrund die Gewinnsucht angenommen. Dementsprechend können die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt werden nicht nur bei Verurteilung wegen Diebstahls, Unterschlagung, Betrugs, Untreue — kurz bei allen Strafhandlungen, welche gegen das Eigentum, den materiellen Besitz sich richten, sondern auch in den Fällen, in denen andere Strafthaten begangen worden, zieht die hinzutretende Gewinnsucht die Zulässigkeit, die Ehrenrechte abzuerkennen, nach sich. Dagegen sind die Roheit, Bosheit, Heimtücke u. dgl. nicht als die Ehrlosigkeit des Thäters erweisende Beweggründe erachtet worden. Beispielsweise sind die Verführung und Entführung unbescholtener Mädchen, die rohesten Messerhelden, die Verhetzer zur militärischen Insubordination, ferner derjenige, welcher sein Kind oder eine hilflose Person aussetzt, wer Brandstiftung, Mord, Hoch- und Landesverrat, Ueberschwemmung, Eisenbahnentgleisung geschehen läßt, ohne sie durch rechtzeitige Anzeige zu hindern, falls nicht Menschen ums Leben gekommen, oder andere beabsichtigte unheilbar schwere Folgen eingetreten sind, vor der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte gesichert. In gleicher Weise entbehrt die persönliche Ehre durchweg des Schutzes, daß ihr Angreifer in seiner eigenen körperlichen Ehre getroffen werden könnte; und das beschränkt sich nicht auf den Menschen. Gott kann gelästert, die Kirche, auch in ihren Einrichtungen und Gebräuchen, beschimpft, Gräber können zerstört, Leichen geschändet werden, ohne daß die bürgerliche Ehre des Thäters deswegen gefährdet wird ...

„Nach alledem ist es nur folgerichtig, wenn für die wörtlichen und thätlichen Beleidigungen, für die beweislosen, aus der Luft gegriffenen übeln Nachreden, ja sogar für die böswilligsten, erlogensten Verleumdungen, auch verstorbener Personen, falls bei Verleumdungen mildernde Umstände (?) angenommen werden, das Strafgesetz als ausreichende Sühne die Verhängung einer Geldstrafe zuläßt. Diese Milde kann natürlich den Verletzten eine Genugthuung nicht gewähren. Die auch auf anderen Gebieten dringend gebotene Revision des Strafgesetzbuchs wird hier aufs kräftigste und eingreifendste einzusetzen und zu erwägen haben, ob und inwieweit noch eine Geldstrafe, die häufig genug mit voller Befriedigung gezahlt wird, zur Abgeltung von Ehrenkränkungen aufrecht erhalten werden kann."

Ehre für Geld, Geld für Ehre — auf welcher Bahn muß sich ein Volk bewegen, wenn ihm ein solches Bild aus dem Spiegel seiner Gesetzgebung entgegengrinst!

Denn mit Recht sagt Dr. Ludwig Fuld in der „Ethischen Kultur", daß sich in der Strafrechtspflege das sittliche Empfinden eines Volkes auf einer bestimmten Stufe seiner Kulturentwicklung ausspräge, deutlicher vielleicht noch als in der zeitgenössischen Poesie: „In Zeiten, in welchen eine materialistische Auffassung vorherrscht, in Zeiten, in welchen man den Wert eines Interesses hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Geldwirtschaft beurteilt, in welchen man demgemäß die nicht in Geld abschätzbaren Güter unterschätzt oder ignoriert, wird im allgemeinen auch die Strafrechtspflege innerhalb gewisser Grenzen unter dem Banne des Materialismus stehen und leiden, während in einer Entwicklungsperiode, in der man den inästimabeln Interessen, den Imponderabilien im eigentlichen Sinne, die gebührende Wichtigkeit nicht versagt, auch die Strafrechtspflege mehr den Anforderungen eines gesunden Idealismus Rechnung tragen wird."

„Materialismus!" — mit diesem einen Worte greifen wir an die Wurzel allen Uebels. Kein Gebiet, in das sie nicht ihre Polypenarme ausstreckte, um es geistig und sittlich zu entseelen und auszusaugen. Es wird ja so viel über den „Materialismus unserer Zeit" geklagt, daß sich seine bloße Erwähnung schon wie ein Gemeinplatz ausnimmt. Und doch ahnen die wenigsten, wie tief unser ganzes Leben, Denken und Fühlen, wie tief sie selbst von ihm angefressen sind. Bis in das Heiligtum der Gerechtigkeit hinein, bis in unsere privaten Beziehungen von Mensch zu Menschen macht er seine erniedrigende Herrschaft geltend.

„Wer die deutsche Strafrechtspflege innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte mit Aufmerksamkeit verfolgt hat," führt Dr. Fuld an derselben Stelle weiter aus, „wird nicht umhin können, zugeben zu müssen, daß sich in ihr die materialistische Auffassung in erheblicherem Maße Eingang verschaffen konnte, als dies im ethischen wie im staatlich-gesellschaftlichen Interesse wünschenswert erscheinen kann ... Prüft man die Strafen, welche von den deutschen Gerichten gegen die Verletzungen des Vermögens, der Person, der Ehre und Gesundheit, wie auch der staatlich-gesellschaftlichen Ordnung ausgesprochen werden, so läßt sich ohne weiteres feststellen, daß in der Hauptsache die Verletzungen des Vermögens viel strenger bestraft werden als die Verletzungen der übrigen Rechtsgüter. Daß die Ehre insbesondere zu den am wenigsten geschützten Rechtsgütern gehört, ist allgemein bekannt und anerkannt; die Verteidiger des Duells berufen sich daher auch mit Vorliebe hierauf, um die Fortdauer der Selbsthilfe mittels der Waffen zu rechtfertigen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Bekämpfung des Duells außerordentlich durch diesen Rechtszustand erschwert wird. Aber auch die menschliche Gesundheit genießt auch nicht annähernd dergleichen entschiedenen Schutz wie das Vermögen. Wer darüber im Zweifel ist, sollte sich nur einmal die Verurteilungen näher betrachten, welche wegen Verletzungen der Vorschriften über den Arbeiterschutz ausgesprochen werden. Die Fälle, in denen man auf eine in Wirklichkeit nachdrückliche Strafe erkennt, gehören zu den Ausnahmen;

zumeist hält man Geldstrafen für ausreichend, welche für den kapitalkräftigen Unternehmer wenig oder nichts bedeuten und nicht selten weit hinter dem Betrag zurückbleiben, den er durch die Uebertretung der Vorschriften erspart hat. Die Klagen der Gewerbeaufsichtsbeamten ob dieses Mißstandes sind nur allzu berechtigt; sie wiederholen sich in jedem Jahresbericht, und es ist keine Uebertreibung, wenn behauptet wird, daß mehrfach die Strafe die Wirkung hat, zu einer Mißachtung des Arbeiterschutzes geradezu herauszufordern. Und doch handelt es sich bei den verletzten Bestimmungen um nichts Geringeres, als um den Schutz der Jugend, um die Beschränkung der Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft, um die Gesundheit und Sittlichkeit der erwachsenen Arbeiter, also um Rechtsgüter, die doch unbedingt mit am höchsten bewertet werden sollten! Derselbe Richter, welcher für den Einbruch in ein Wohnhaus, für die Unterschlagung des Postbeamten, für den Betrug des Hochstaplers eine durchaus entsprechende und ernste Strafe festsetzt, zeigt durch die Strafausmessung bei den vorgenannten Delikten, daß er die hierdurch angegriffenen Rechtsgüter weder als besonders schutzbedürftig, noch schutzwert betrachtet.

„Nicht anders verhält es sich mit der Bestrafung der Körperverletzungen und Stechereien, die täglichen Brote unserer Gerichte, nicht anders mit der Ahndung verbrecherischer Angriffe auf die weibliche Sittlichkeit ...

„Die Abneigung, die in weiten Kreisen gegen die Schwurgerichte in ihrer jetzigen Gestalt besteht, hat dazu geführt, daß man den Vorwurf einer materialistischen Bewertung der Rechtsgüter in erster Linie gegen diese Laiengerichte richtete, obwohl dieselben mit der Strafausmessung gar nichts zu thun haben. Gewiß ist es richtig, daß die Geschworenen, welche ja nicht aus allen Ständen und Schichten der Bevölkerung, sondern nur aus bestimmten hervorgehen, durch ihre Wahrsprüche gleichfalls oft genug zu erkennen geben, daß sie die Verletzungen des Vermögens weit strenger beurteilen als die Verletzungen anderer Rechtsgüter. Besteht die Geschworenenbank vorwiegend aus Landwirten, so pflegt sie für die Verbrechen, welche sich gegen das Eigentum richten, viel weniger nachsichtig zu sein als für Verbrechen gegen Leben und Gesundheit, und auch bei Geschworenenbänken, deren Mitglieder hauptsächlich den städtischen Bevölkerungselementen angehören, lassen sich ähnliche Unterscheidungen wohl nachweisen. Aber in Hinblick darauf, daß die Ausmessung des Strafmaßes ausschließlich dem Berufsrichter vorbehalten ist, kann die materialistische Bewertung der Rechtsgüter doch nur bei diesem in Betracht kommen.

„Es ist psychologisch interessant, daß der gewaltige Staatsmann, welcher der Ideologie stets eine unverhüllte Verachtung entgegengebracht und andererseits die Politik auf der Grundlage des nüchternsten Realismus aufgebaut hat, daß auch er schon zu einer Zeit über diesen Materialismus in der Strafrechtspflege Klage führte, als derselbe noch nicht die heutige Bedeutung besaß: zu Beginn der siebziger Jahre führte Bismarck im Reichstage aus, es sei ihm wiederholt aufgefallen, daß derselbe Richter, welcher bei Diebstahl und Betrug so geschickt

die gebührende Strafe festzusetzen wisse, bei Ehrverletzungen, Auflehnung gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung und anderen Delikten so häufig sich mit dem Rechtsschutzbedürfnis in Widerspruch setze. Eine Erklärung dieser Erscheinung gab der geniale Staatsmann nicht, sie kann auch nicht in der Weise versucht werden, daß man nebensächliche Umstände dafür verantwortlich macht; vielmehr gelangt man zu einem richtigen Verständnis nur dann, wenn man auf die sozial-psychologischen Faktoren zurückgeht, von welchen die Rechtspflege und Rechtsprechung in Strafsachen beeinflußt wird.

„Die sozial-psychologische Untersuchung läßt aber keinen Zweifel darüber, daß nur in einer materialistischen Bewertung der einzelnen Kategorien der Rechtsgüter die letzte Ursache dieses Widerspruchs zwischen der Energie des staatlichen Schutzes und der Schutzbedürftigkeit wie auch der Schutzwürdigkeit zu erblicken ist. ‚Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.' Das Gold ist zum Maßstab aller Rechtsgüter geworden, ihr Wert wird unter dem Gesichtspunkte des Goldwertes gemessen; die ethische Bedeutung der Rechtsgüter ist zurückgedrängt und zurückgetreten, und auch das schärfere Hervortreten der sozialen Wichtigkeit eines Rechtsgutes ist bislang nicht im stande gewesen, eine Korrektur der materialistischen Anschauungen insoweit herbeizuführen. Weil es sich hierbei am letzten Ende um die Beeinflussung durch Ideen handelt, welche mit der zur Herrschaft gekommenen Denkweise ursächlich zusammenhängen, erweisen sich auch alle bisher in Vorschlag gebrachten Mittel zu einer Einwirkung auf die Strafrechtspflege als aussichts- und erfolglos; selbst die Gesetzgebung ist nicht im stande, dafür zu sorgen, daß die geflissentliche und fortgesetzte Mißachtung der Bestimmungen zum Schutze der Kinder und Arbeiter im jugendlichen Alter ebenso streng gerügt wird wie die fortgesetzte Mißachtung des Eigentums. Eine gründliche Aenderung wird erst dann zu erwarten sein, wenn die materialistische Beurteilung der ethischen Platz gemacht hat, wenn die ethische Bedeutung jedes Rechtsgutes wieder zu ihrem Recht gekommen ist, wenn der ethische Wert desselben sich wieder der ihm zukommenden Berücksichtigung erfreut."

* * *

Ja, „wenn" —! Vorläufig ist noch nirgend ein Ansatz zu solcher Umkehr bemerkbar, vorläufig geht es auf der breiten Bahn des Materialismus noch reißend abwärts. Was hilft es, daß wir ihn wissenschaftlich „überwunden" haben? Aus der Wissenschaft ist er in unser öffentliches Leben eingedrungen, in unserer Politik hat er die Zügel der Herrschaft ergriffen. Ein Zauberwort elektrisiert heute alle Schichten des Volkes, von den untersten bis hinauf zu den höchsten: Industrialismus. Gaukelt er den arbeitenden Klassen glänzende Luftschlösser von Wohlleben und sozialer Freiheit vor, so täuscht er auf den Gipfeln der Macht durch den gleißenden Schimmer eines romantischen Imperialismus. Was den eigentlich bewegenden Kräften im Grunde nur ein gutes Geschäft ist, das träumen sich nationale Schwärmer als ein Ideal von überwältigender Schönheit. „Der Industrialismus mit seinem Handels- und Ver-

kehrsaufschwung“, so kennzeichnet eine neue Zeitschrift, ‚Der Hammer‘, diesen Uebergott unserer Zeit, „hat so viel Verlockendes an sich, daß die Völker zu allen Zeiten sich blindlings seiner Führung und — Verführung anvertraut haben. Das rege Leben, das er schafft, der schnell aufblühende Wohlstand einzelner Kreise, der vermehrte Geldumlauf, die erhöhten Löhne, die gesteigerte Lebenshaltung: alles das wirkt so bestrickend, daß der naive Verstand alles Heil in dieser Richtung zu finden glaubt. Fortschritt — Entwicklung — Verkehr! — lauten die Schlagworte. Nur wer sich tiefer auf die Völkerpsychologie versteht, der gewahrt, daß hier ein Feuer angezündet wird, mit dem sich auch das Haus verzehrt. Er weiß, daß diese gewaltige Auslösung aller Kräfte den Bau erschüttert und lockert bis in die Fundamente. Dem raschen Aufschwung folgt der jähe Absturz, denn die Unstetheit des industriellen Wesens löst alle Bande und entfesselt alle Triebe. So vernichtet sie auch die sittlichen Grundlagen. Der Industrialismus zieht seine Kraft aus den aufgespeicherten Reserven der Volksseele und greift unbedenklich die heiligsten Schätze und Lebenswerte an — alles im Dienste des Augenblicks-Vorteiles. Er treibt Raubbau an den Volkskräften und läßt eines Tages die Wüste hinter sich. — Der höchste Handelsaufschwung und die üppigste Lebensentfaltung bildeten immer den letzten Akt in dem Dasein der Kulturvölker.“

Raubbau an den heiligsten Schätzen um des Augenblickserfolges willen — kürzer und treffender zugleich läßt sich der herrschende Geist nicht auf eine Formel bringen. Um des Augenblickserfolges willen mußte auch die heilige sittliche Erregung eines ganzen Volkes in der Burenfrage von oben herab mit kaltem Hohn überschüttet werden. Um des Augenblickserfolges willen wird die Flamme der tiefsten nationalen und religiösen Empfindungen wie eine Petroleumlampe nach dem jeweiligen Bedürfnis auf und nieder geschraubt: vorschriftsmäßige Begeisterung, vorschriftsmäßige sittliche Entrüstung, je nach der Konstellation des Tages und den „höheren Ortes“ herrschenden Wünschen. Und ich mache die „höheren Orte“ nicht einmal verantwortlich dafür, nein, nur den erbärmlichen Knechts- und Geschäftssinn, der nicht mehr selbständig zu empfinden und zu denken wagt, der ängstlich nach oben und unten, nach allen Seiten, aber dann immer wieder nach oben schielt, bevor er die Entscheidung darüber trifft, ob es vorteilhafter ist, sich zu begeistern oder zu entrüsten. Wenn „Deutschsein“ wirklich heißt, „eine Sache um ihrer selbst willen thun“, dann sind heute breite Schichten unseres Volkes — und nicht immer die untersten — so undeutsch wie nur möglich. Denn nichts gilt heute für lächerlicher, als eine Sache um ihrer selbst und nicht um des Vorteils willen thun, und wer es dennoch thut, dem wird's einfach nicht geglaubt. Die Ideale, so schallt es uns von den Bänken der Parlamente und von den Regierungstischen, aus den Spalten der leitenden Blätter entgegen, sind eine schöne Sache und müssen heilig gehalten werden. Aber selbstverständlich dürfen wir nicht so thöricht sein, sie auch im öffentlichen Leben oder gar in der Politik bethätigen zu wollen. Schon der Versuch ist strafbar. Das

Zeitalter des Industrialismus kennt nur ein Ideal: den Nutzen, den greifbaren Vorteil. Es läßt sich geradezu, auch in gewissen öffentlichen Organen, ein ehrlicher Haß gegen diejenigen beobachten, die an Staat, Regierung und Gesellschaft das Ansinnen richten, die von ihnen bekannten religiösen, rechtlichen und sittlichen Grundsätze auf die Praxis zu übertragen, wenigstens den Versuch dazu zu machen, die Bethätigung jener Grundsätze wenigstens als erstrebenswert anzuerkennen. „Ideologen" dieser Art sind gefährlich und lästig, sie schädigen den ruhigen Geschäftsgang. Und außerdem sind sie im modernen Gesellschaftsbilde ein Schönheitsfehler, sie fallen aus dem allgemeinen Rahmen heraus und beleidigen durch ihr Dasein und die Geltendmachung ihrer vermeintlichen Ansprüche den sozialen Gleichheitssinn der Gesellschaft. Mußte dieser Uebergott des alles nivellierenden Industrialismus nicht notwendig sein Gegenstück, den Uebermenschen, erzeugen? „Du kommst mit neuen Idealen und willst eine Zukunft für ein besseres Menschentum erkämpfen?" so schreibt der „Hammer" an einer anderen Stelle, „halt, spricht der Staat der Gleichheit und Brüderlichkeit, dafür habe ich keinen Platz und keine Nummer in meinem Regal. Unterscheidungen kann ich nicht zulassen; ihr steht alle auf einer Stufe und habt alle hübsch gleich zu sein; ihr erschwert mir sonst die Numerierung, und mein ganzes Register gerät in Konfusion." —

„Alles, was über das normale Lumpentum hinausragt, hat kein Daseinsrecht. Ich kann mich nur mit dem Durchschnitt befassen, sonst müßte ich ja verschiedene Maßstäbe anwenden, und das erschwert die Massenabfertigung! Und die Masse muß es bringen! .... Eine Ausnahme kann ich höchstens mit denjenigen machen, die besonders gut zahlen können und mir die meisten Steuern entrichten. Die Steuern sind heute das, was den alten Göttern die Opfer waren: wer die höchsten Opfer bezahlt, dem wendet sich die Gunst der Götter zu.

„So etwa spricht die stumme Vernunft unseres ‚Rechtsstaates' — wenn auch solche Gedanken sich nicht immer zur vollen Klarheit durchringen. Und nach diesen Grundsätzen sind denn auch die Leistungen dieses Staatswesens beschaffen: sie führen zur Nivellierung der Geister, zur Schablonenhaftigkeit, zum Spießbürgertum und schließlich — zum Siege der Gemeinheit. Wer etwas mehr Urteil und sittliches Bewußtsein besitzt, als es die Massenunvernunft erlaubt, der sieht sich überall getreten und gestoßen, überall in seinen heiligsten Empfindungen verletzt, in seinen Idealen verhöhnt. Er sieht allerlei Dinge um sich her geschehen, die ihn demütigen und verbittern müssen. Ekel erfaßt ihn; er empfindet es als einen Schimpf, zu dieser stumpfen Masse gezählt zu werden und mit ihr den gleichen Namen zu führen. Er möchte sich auf ein höheres Niveau retten, — aus reinerer Höhe auf diesen Erdenjammer herabzuschauen. Und siehe: da grüßt der Uebermensch herunter aus luftigen Sphären, — von einem Piedestal, von dem aus alles Menschentum nur noch ‚ein Gelächter' erscheint und eine ‚schmerzliche Scham'."

Und doch verleugnet der „Uebermensch“, wie er auch ohne Nietzsche in vielen Köpfen spuken würde und spukt, seine Abstammung vom „Uebergotte“ nicht. Es ist der in der Retorte des Industrialismus und Materialismus gezeugte Homunculus, ein gespenstisch-unnatürliches Wesen, das über sich selbst und alle Natur hinausstrebt und doch aus dem engen Glase, in dem es erzeugt worden, nicht hinaus kann. Materialismus, der Idealismus sein möchte, das ist, im Grunde, der Uebermensch. Vielleicht nicht so, wie Nietzsche ihn sich geträumt hat, wohl aber, wie er dem großen Haufen der „Zeitgenossen“ einen neuen Menschentypus, halb Bestie, halb Gott, unklar vorgaukelt.

* * *

... Doch der Schatz an Idealismus in unserem Volke scheint unverwüstlich. Durch all den Nebel von Begriffsverwirrung, durch alle die Halbheiten und Widersprüche hindurch ringt sich ein grundehrliches, muskelstarkes Sehnen nach Klarheit und harmonischer Weltanschauung zum Lichte empor. Es ist doch immer noch ein Volk der Dichter und Denker, unser deutsches Volk. Das mit tiefer Freude und Genugthuung zu beobachten, haben wohl wenige so oft Gelegenheit wie der Türmer. Wie gründlich und fein zugleich hat z. B. der Leserkreis die Losung des Türmers erfaßt und sich zu eigen gemacht: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.“ Der Türmer hatte, als er ohne wesentlich ein anderes „Programm“ als dieses vor die Oeffentlichkeit trat, nicht gehofft, so schnell und tief verstanden zu werden. Aber in zahlreichen Zuschriften spiegelte sich ein Verständnis für die gewünschte Deutung und Anwendung dieses tiefsinnigen Denker- und Dichterwortes, das mich geradezu überrascht hat. Dergleichen soll man erst bei anderen Völkern suchen! Und zu diesen erfreulichen Kundgebungen echt deutschen Strebens, in den Kern der Dinge einzudringen und sich nicht mit Halbheiten und Phrasen abspeisen zu lassen, gehört auch ein Brief, den ich, einem Wunsche des Verfassers entsprechend, gern zur Erörterung stelle: die Bemerkungen, die ich ihm hinzufüge, können und sollen jene nicht unnötig machen:

„Der Burenkrieg wird von der ganzen Kulturwelt einstimmig im Namen von Recht und Gerechtigkeit verurteilt — abgesehen von der bei diesem ‚finanziellen Unternehmen‘ beteiligten Kapitalistenpresse —, und sonderbarerweise stoßen diesmal diejenigen, welchen eingestandenermaßen jede politische Frage nur eine Machtfrage ist, die also in der Macht den einwandfreisten und einzigen Rechtstitel für jede politische Operation sehen, mit in dasselbe Horn. Fragt man sich nun: Was war denn eigentlich die Grundlage, auf die man seine entrüsteten Proteste stützte? so findet man keine andere Antwort, als die, daß sich das Rechtsgefühl der Völker auflehnte gegen die Vergewaltigung der politischen und nationalen Selbständigkeit der Buren, die allen instinktiv als höchstes und unantastbares Gut erscheint. — An diesem Punkt nun fangen die logischen Konsequenzen an, aufdringlich zu werden. Wenn die nationale ‚Eigenart eines Volks‘ (vgl. S. 361 des Dezemberheftes) ein Recht auf selbständige unabhängige Existenz begründet, woher nehmen wir Deutschen z. B. das Recht, diese den

Polen vorzuenthalten? Ist es nicht geradezu tragikomisch, zu sehen, wie eine unserer bekanntesten Zeitungen im Leitartikel der preußischen Regierung eine Philippika hält wegen ihrer schwächlichen Nachgiebigkeitspolitik gegenüber den polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen und auf der zweiten Seite nicht Worte der Entrüstung genug finden kann über die Behandlung der Deutschrussen durch die russische Politik oder der Deutschen Siebenbürgens durch die Magyaren? Wenn wir die Polen germanisieren wollen, d. h. allmählich auf friedlichem Wege systematisch ihre Nationalität in der unsrigen aufgehen zu lassen suchen, dann können wir nichts dagegen einwenden, wenn die Magyaren magyarisieren und die Russen russifizieren. Meist wird diese prinzipielle Frage gänzlich unberücksichtigt gelassen, eine Rechtfertigung wird fast durchgehends nur für die Mittel einer solchen Politik versucht, ohne daß man eine Prüfung ihrer selbst für der Mühe wert erachtet. Wird überhaupt darauf eingegangen, so begründet man unser Recht etwa mit der durch die Geschichte erwiesenen Unfähigkeit und Unwürdigkeit der Polen, ein eigenes Staatswesen zu besitzen. Dies scheint mir aber denn doch eine Art der Geschichtsphilosophie zu sein, die auf gleicher Stufe steht mit der des preußischen Kriegsministers, welcher für das deutsche Volk — wohl als von der Vorsehung dazu auserkoren — den Beruf in Anspruch nahm, die Rolle des Vergelters auf Erden zu spielen.

„Ich verwahre mich nun aber ausdrücklich dagegen, als blind gegen die vielfach verlogene und giftige Wühlerei der Polen angesehen zu werden, ich entschuldige keineswegs alles, was dort geschieht, aber das betrifft alles die Frage nicht, von der ich allein spreche. Es handelt sich abstrakt genommen um die rein theoretische Frage: Welches ist die Grenzlinie, welche die Politik nicht überschreiten darf, ohne mit der Moral in Konflikt zu kommen? Stellt man sich auf den Standpunkt, daß im Völkerleben allein die Macht entscheide, und schließt man die Moral grundsätzlich bei der Entscheidung politischer Fragen aus, so führt das zu der Konsequenz, daß es in der Politik überhaupt kein ‚Gut und Böse' giebt. Warum sucht man dann aber seinen politischen Maßnahmen überhaupt noch den — oft so fadenscheinigen — Mantel des Rechts umzuhängen, wenn die größere Zahl oder bessere Qualität der Kanonen Beweis genug ist?

„Andererseits, wenn die Politik Halt zu machen hat vor den Schranken, durch welche die Moral die Rechte anderer schützt, wie soll es dann gehalten werden, wenn durch die Verletzung dieser Rechte von früheren Geschlechtern gesündigt worden ist, für die wir zwar nicht verantwortlich sind, durch die aber in der Gegenwart noch die Betroffenen bezw. ihre Nachkommen geschädigt sind? Wenn es in diesem Fall unsre Pflicht wäre, das geschehene Unrecht wieder gut zu machen, dann könnten wir schließlich die ganze Weltgeschichte rückwärts revidieren und der Vergewaltigten wäre kein Ende.

„So führen schließlich beide Theorieen zu bedenklichem Ende, das Problem scheint überhaupt allen Bemühungen Hohn zu sprechen. Ich glaube nun, geehrter Türmermeister, Sie werden sehr vielen einen großen Dienst leisten, wenn

Sie diese Gedankengänge einmal im Türmer zur öffentlichen Diskussion stellen wollten. Ich weiß, offen gestanden, keinen rechten Ausweg, und vielen wird es ebenso gehen, das Problem scheint mir aber doch eine Gewissensfrage zu sein, welche die Weltgeschichte an die Kulturvölker stellt, und ich halte es für sehr bedenklich, daß man so selten wagt, ihr offen ins Gesicht zu sehen."

Es liegt hier in der That ein Problem d. h. eine Frage vor, die bisher noch allen Lösungsversuchen widerstanden hat und auch auf absehbare Zeit hinaus widerstehen wird. So lange, bis die sittliche Entwicklung der Menschheit eine Höhe erreicht haben würde, auf der es für sie einen Konflikt zwischen sittlichen Möglichkeiten und politischen Notwendigkeiten nicht mehr giebt. Damit würde freilich das Problem auch nicht gelöst worden, sondern nur beseitigt, verschwunden sein. Ob die Menschheit jemals eine solche Höhe erreichen wird, ist wieder ein Problem, dessen Lösung im erwünschten Sinne nicht eben wahrscheinlich ist. Der Konflikt zwischen Moral und Politik ist kein anderer, als der zwischen dem göttlichen Sittengesetz und unseren unzureichenden Kräften, es zu verwirklichen.

Wenn wir nun aber auch außer stande sind, das Sittengesetz oder göttliche Gebot in seiner Vollkommenheit zu erfüllen, so überhebt uns diese Erkenntnis weder der Verpflichtung, seine Erfüllung nach Möglichkeit anzustreben, noch berechtigt sie uns, es aus irgend einem Gebiete menschlicher Bethätigung auszuschalten. Denn wenn wir überhaupt ein Sittengesetz über uns anerkennen, so kann dieses nur für alles und alle maßgebend sein, und es steht nicht in unserem Belieben, es in dem einen Falle als zu Recht bestehend anzuerkennen, in dem anderen aber außer Kraft zu setzen, seine Giltigkeit überhaupt zu leugnen.

Es kann sich also nur um Unterschiede in der Auslegung und Handhabung des Gesetzes handeln, wie ja auch der Richter solche Unterschiede macht, je nach dem vorliegenden Thatbestande, den Beweggründen, und nicht zuletzt auch nach der jeweilig gebotenen Rücksicht auf das gemeine Wohl. Wir sehen also schon im bürgerlichen Leben diese Rücksicht mit der Maßgabe Platz greifen, daß dieselbe Handlung verschieden beurteilt wird, je nachdem ob ein öffentliches Interesse in Frage kommt oder nicht. Dasselbe Vergehen wird zu einer Zeit, wo es nur selten auftritt, z. B. milder bestraft werden, als zu einer solchen, wo es in erschreckender Häufigkeit verübt wird. Andererseits wird der Richter bei einem an sich schweren Verbrechen die äußerste Milde walten lassen, wenn es nicht aus Eigennutz, sondern etwa aus falschverstandener Rücksicht auf das Wohl anderer begangen wurde.

Um wieviel vorsichtiger werden wir die Handlungen des Staatsmannes beurteilen müssen, der die ungeheure Verantwortung für das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes trägt, und der dabei doch nicht nur selbst ein fehlbarer Mensch ist, sondern auch mit unzulänglichen äußeren Mitteln und mit einer Welt von Hindernissen zu rechnen hat. Ohne einen Konflikt der Pflichten wird

es selten abgehen, irgend ein sittliches Gebot wird er in schwierigen Fällen, in Fragen, wo die Existenz seines Volkes auf dem Spiele steht, häufig verletzen müssen. Ihm ist es dann nicht mehr anheimgestellt, den sanften Pfad tadelloser bürgerlicher Korrektheit zu wandeln, sondern er hat nur die Wahl zwischen verschiedenen Pflichten, von denen keine erfüllt werden kann, ohne daß die andere verletzt wird. Seinem Gewissen liegt dann die Entscheidung ob, welche Pflicht er für die höhere, welches von den unvermeidlichen Uebeln er für das kleinere erachten muß. Hat er sich redlich geprüft, seine Wahl nach bestem Wissen und Gewissen getroffen und darnach verfahren, so hat er sittlich gehandelt.

Wie sehen also weiter, daß auch die bitteren Notwendigkeiten der Politik nicht zu einer Ausschaltung des sittlichen Prinzips, der Begriffe Gut und Böse, zwingen, sondern nur zu ihrer Vertiefung und höchsten Ausgestaltung. Nicht die Notwendigkeit, Gut und Böse aus seinen Rechnungen zu streichen, tritt an den verantwortlichen Staatsmann heran, sondern nur die allerdings unter Umständen fast übermenschliche Aufgabe, die sittlichen Pflichten gegeneinander abzuwägen, das höhere sittliche Gebot unter den andern, mit denen es im Streite liegt, zu erkennen und zur Ausführung zu bringen. Dieser Standpunkt hat nichts gemein mit dem landläufigen, oberflächlichen, zu dem sich leider auch Graf Bülow im Reichstage bekannte: daß die Moral mit der Politik nichts zu schaffen habe. Ich meine aber, das wird nur eine rednerische Entgleisung des Grafen gewesen sein, die allerdings um so verhängnisvoller wirkte, als sie Wasser auf die Mühlen der ohnehin tonangebenden „voraussetzungslosen" Geschäftspolitiker lieferte.

Was kann und soll denn nun für den Staat wie für den Staatsmann in einem solchen Konflikte der Pflichten der maßgebende Gesichtspunkt sein? Ich meine, einzig und allein die klar erkannte Notwendigkeit, das Lebensbedürfnis des Staates, nicht der bloße vermeintliche Nutzen, nicht der Augenblicksvorteil, nicht der Profit. Sittliche Pflichten verletzen darf der Staat nur dann, wenn ihn die höhere und höchste Pflicht der Selbsterhaltung dazu zwingt. Es war nicht notwendig, den Präsidenten Krüger wie einen lästigen Bettler abzuschieben und die Engländer moralisch zu soulagieren, eine Haltung von merkwürdiger Neutralität einzunehmen, um das deutsche Vaterland zu retten. Und Deutschland hätte seine Existenz auch nicht aufs Spiel gesetzt, wenn man den Buren gegenüber eine freundlichere Haltung eingenommen und es auf einen Versuch hätte ankommen lassen, ihr fürchterliches Los wenigstens zu erleichtern.

Je nachdem man die Germanisierung der Polen als eine absolute staatliche Notwendigkeit, als ein unumgängliches Mittel zur Erhaltung der Integrität Preußens und Deutschlands erkennt oder nicht, wird man sich zu dieser Frage zu stellen haben. Bevor das Deutsche Reich seiner Zerstückelung oder seinem Untergange entgegenginge, hätten seine polnischen Staatsbürger ihre Nationalität zu opfern, wäre mit allen Mitteln der Staatsgewalt der Versuch

zu machen, die Polen zu germanisieren. Ein freies mächtiges Deutschland auf den Gipfeln der Kultur ist der Menschheit ersprießlicher, als ein lüderliches polnisches Staatswesen mit seiner historisch, wenn nicht erwiesenen, so doch wahrscheinlichen Unfähigkeit, sich selbst zu behaupten und zum Heile zu führen. Aber ich glaube, es ist nicht an dem. Ich halte das Deutsche Reich denn doch für fester gefügt, als daß es an seinen Polen zu Grunde gehen könnte. Und ich glaube weiter nicht, daß eine gewaltsame Germanisierung Aussicht auf Erfolg hätte; ich meine, die Germanisierung der Polen, die auf friedlichem Wege vielleicht, wenn auch nur sehr langsam fortschreiten könnte, würde durch den Widerstand, den die brutale Gewalt immer hervorruft, nur aufgehalten, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Wir Deutschen sind nur zu leicht geneigt, in der Nationalitätsfrage nach uns selbst zu urteilen, nach unserer erbärmlichen Fähigkeit, aus unserer eigenen Haut in aller Geschwindigkeit in eine fremde zu schlüpfen. Ueber diese affenartige Geschicklichkeit verfügen aber andere Völker nicht in dem Maße, und ganz zuletzt die Polen. Man kennt die Polen zu wenig; ich kenne sie und weiß, daß, wenn etwas an ihnen zu bewundern, dies die geradezu einzigartige, die alles, aber auch alles aufopfernde Treue gegen ihr Volkstum ist. Die wird man durch Gewaltmittel, die doch nur mit der Unzulänglichkeit oder mit der Ueberspannung des bösen Gewissens zur Ausführung gebracht würden, gewiß nicht brechen, sondern nur zum äußersten Widerstand aufreizen, zu einem fanatisch-religiösen Haß, der dann nimmermehr versöhnt werden könnte. Täuschen wir uns nicht über die Unzulänglichkeit äußerer Mittel gegen Mächte, die, wenn sie auch in ihrer Gebahrung ausarten, im Grunde doch sittliche sind. Auch ein Bismarck mußte im Kulturkampfe zurückweichen, und doch waren's nur wehrlose Priester, vor denen er die Waffen streckte.

Schärfste Zurückweisung aller polnischen Uebergriffe, rücksichtslose Ahndung aller hoch- und landesverräterischen Kundgebungen und Umtriebe, aber Achtung und Schonung der nationalen und religiösen Gefühle, soweit sie nicht den Staatsgesetzen ins Gehege kommen. Der preußische Staat hat keine Veranlassung, etwa polnische Schulen zu errichten und diese mit Rechten auszustatten, er dürfte es aber den Polen nicht verwehren, sich aus eigenen Mitteln polnische Bildungsanstalten zu schaffen, auf die Gefahr hin, sich dadurch ihr Fortkommen zu erschweren und der staatsbürgerlichen Rechte, die der deutsche Unterricht gewährt, verlustig zu gehen. Als das wenigst würdige Mittel zur Förderung politischer Zwecke — und ein solcher ist die Germanisierung — erscheint mir die Religion und der Unterricht in der Religion. Nachdem die betreffenden Verordnungen bestanden, mußte in Wreschen verfahren werden, wie geschehen. Eine andere Frage ist, ob diese Verordnungen zweckmäßig, ob sie sittlich berechtigt, ob sie eines Staatswesens wie das deutsche würdig waren.

Die wahrhaft beispiellose Dreistigkeit und Verlogenheit, die anläßlich dieses Falles von den Polen aller Länder an den Tag gelegt wurde, soll uns zwar Augen und Waffen schärfen, darf uns aber nicht über den Kern der

Frage täuschen. Die ist und bleibt eine Frage des sittlichen Prinzips, und nur die unerbittliche Notwendigkeit und die ersichtliche Möglichkeit des Erfolges kann einem Staate die Berechtigung gewähren und die Verpflichtung auferlegen, sittliche Rücksichten einem höheren sittlichen Zwecke zu opfern. Bloße Experimente an dem Körper eines lebendigen Volkes vorzunehmen, dazu hat kein Staat die sittliche Berechtigung. Nicht so sehr die Thatsache an sich, daß England die Burenstaaten sich einverleiben wollte, hat den Fluch der gesitteten Menschheit auf sein Haupt geladen. Es wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein großes Reich eines kleinen Gebietes in seiner Mitte unumgänglich zu seiner und der anderen Völker Wohlfahrt bedürfte, und dann hätte das kleine Gemeinwesen seine Selbständigkeit dem höheren Interesse zu opfern, wie ja auch im bürgerlichen Leben das Recht des einzelnen hinter die Bedürfnisse des Gemeinwohles zurücktreten muß. Aber daß England auch ohne die Burenstaaten reich und mächtig genug war, alle seine berechtigten Wünsche und Interessen zu befriedigen, und daß es dennoch, aus bloßer schmutziger Profitsucht, ohne irgend einen äußeren oder inneren Zwang, ohne irgend einen höheren sittlichen Zweck, über das Burenvölklein herfiel, das hat seinem Verfahren das unauslöschliche Brandmal des gemeinen Raubmordes aufgeprägt.

Es fehlt uns Deutschen in nationalen Dingen leider noch immer alles Maß, das vornehme Gleichgewicht, die selbstbewußte Würde. Wir sind noch immer nationale Parvenüs, die ihre Herkunft aus der dumpfen Kellerwohnung der Kleinstaaterei und Fremdherrschaft nicht verleugnen können. So haben wir uns auch den Polen gegenüber bald in ganz überflüssigen Verbeugungen und Liebenswürdigkeiten erschöpft, für die sie die dummen „Niemzi" nur ausgelacht haben, bald wieder sie unsere Uebermacht mit der brutalen Anmaßung des Emporkömmlings gegen den Untergebenen fühlen lassen. Und doch ist sittlich gefestigte nationale Selbstachtung und damit auch nationale Kraftentfaltung nur möglich bei Achtung fremder Rechte, und es wird so lange kein echtes und starkes deutsches Nationalgefühl aufkommen, als dieser Widerspruch von Rechten und Pflichten, die man sich selbst einräumt, anderen aber verweigert, fortdauert, die Köpfe und Gemüter zu verwirren. Notwendig muß unser vermeintliches Recht, fremde Völker in unseren Grenzen zu germanisieren, uns dazu führen, auch die sittliche Berechtigung anderer Staaten, unsere deutschen Stammesgenossen zu entnationalisieren, anzuerkennen. Was ist das aber für ein Nationalgefühl, das folgerichtigerweise genötigt ist, über die Entnationalisierung edelster Volkskräfte teilnahmslos hinwegzusehen, indes es sich mit aller Gewalt angelegen sein läßt, minderwertiges fremdes Blut seinen Adern zuzuführen! Das mag Staatsgefühl sein, Reichsgefühl meinetwegen, aber beileibe nicht Nationalgefühl. Dem Nationalgefühl ist der Deutsche im Auslande genau so Volksgenosse und Bruder, wie der im Reiche, und es liegt ihm viel mehr daran, den Bruder seiner Familie zu erhalten, als den Fremden für sie zu pressen. Ja, es ist ihm nicht einmal immer erwünscht, daß das fremde Blut

sich mit dem seinen vermischt. Und so können wir's denn in der That alle Tage erleben, daß der biedere Durchschnittsdeutsche den Kamerunneger für einen „Deutschen“ hält, während er den westfälischen Niedersachsen jahrhundertelanger reinster Rassenzüchtung aus den baltischen Provinzen unweigerlich für einen „Russen“ erklärt und sich von dieser seiner nationalen Ueberzeugung durch keinerlei Gründe der Logik und Wissenschaft abbringen läßt. Ich frage: Kann da noch von einem Nationalgefühl die Rede sein, wo die Stimme der Natur, wo jeder Instinkt des Blutes schweigt, schweigen muß? Und es sind vielfach dieselben: die den Augenblick nicht erwarten können, wo der deutsche Lebenssaft wieder so und so viel fremdes Blut aufgenommen hat, und für den Todeskampf von Millionen Volksgenossen in Oesterreich, Ungarn u. s. w. nur ein Achselzucken und ein paar kühle Worte des Bedauerns haben. Und mit diesem „Nationalgefühl“ wollen wir den Polen imponieren, sie germanisieren?! Dem liegt, mit Verlaub, ein kleiner Irrtum zu Grunde: die Verwechslung unseres ja sehr löblichen, polizei-loyalen, aber jeder *nationalen Expansion* unfähigen *Staatsbürgergefühls* mit dem rasseechten *National*gefühl des Polen. Blut ist dicker als Wasser. Das werden wir, ob der Reichsphilister seine Schlafmütze noch so tief über die Ohren zieht, an dem Tage erleben, wo die österreichische Frage die wichtigste *deutsche* Frage sein wird.

Wehren wir uns gegen die Polen, halten wir ihre landesverräterischen Umtriebe mit eiserner Faust darnieder, schützen wir vor allem unser eigenes bedrohtes, schwaches Volkstum vor der Polonisierung; diese Gefahr ist leider viel näherliegend als die Aussicht auf eine Germanisierung der Polen. Aber lassen wir den Polen in Gottes Namen ihre Sprache und Nationalität. Und tasten wir vor allem nicht an ihre religiösen Gefühle, mögen sie immerhin glauben, daß Christus polnisch gesprochen habe. Was sie glauben, geht den Staat nichts an. Mehr als die Achtung vor seinen Gesetzen und die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten kann er von ihnen nicht verlangen. Die Gewissen zu prüfen, in die Herzen zu schauen, ist nicht seine, ist Gottes Sache. Wichtiger als die Aufpfropfung unserer Nationalität auf fremdes Gewächs ist, daß wir selbst ein sittlich aufrechtes Nationalgefühl gewinnen, mit freier Stirn Alldeutschland über Länder und Meere hinweg, soweit die deutsche Zunge klingt, die reinen Hände zu brüderlichem Gruße entgegenstrecken dürfen! Dann kann vielleicht der Traum von einem „größeren Deutschland“ Wahrheit werden. Mit einem *solchen* Nationalgefühl, das zu teilen ein begehrenswerter *Vorzug* ist, das *zu stolz* ist, nach fremdem Blute zu gieren, würden wir vielleicht auch dermaleinst die Polen gewinnen. Mit dem gesenkten Blick, der nicht einmal über die Grenzen schweifen darf, mit dem lendenlahmen, geographisch abgesteckten „Staatsbürgerbewußtsein“ — nimmer.



Jan Steen: Die Kindstaufe.

Zu unserer Kunstbeilage.

Bei keinem Volke und zu keiner Zeit hat sich das sogenannte Genrebild, die Darstellung von Vorgängen und Zuständen aus dem Privatleben aller Arten von Menschen, so reich und kräftig entwickelt wie bei den Holländern und Vlamen des siebzehnten Jahrhunderts. Diese ebenso gemütlichen wie kraftvollen, dem Humor und dem derben Scherz, aber auch der feinsten Geselligkeit geneigten, das Haus und das Behagen besonders schätzenden Niederdeutschen besaßen damals in höherem Grade als ihre südlicheren Stammesgenossen eine Gabe, die den Franzosen und Italienern fast völlig abging: nämlich den Sinn für das schlechthin Malerische auch an solchen Gegenständen, die an und für sich anspruchslos, gewöhnlich, ja gemein sind. So vermochten Maler wie Jan Steen, die Ostade, die Teniers, ter Borch, de Hooch, Dou, Metsu, Mieris und viele andere die verräucherten Kneipen der Bauern und ihre Höfe, die saubern Küchen, Wohnzimmer und Gärten der Wohlhabenden künstlerisch aufzufassen und mit unvergleichlich feinem und geistreichem Vortrage interessant zu machen; sie füllten diese Räume mit der entsprechenden Gesellschaft, die, mag sie nun aus häßlichen, schmutzigen Bauern bei Kartenspiel und Rauferei oder aus harmlos vergnügten Bürgerfamilien, aus fleißigem Gesinde oder wohlgeputzten Herrschaften bestehen, immer lebendig und wirksam, in jedem Sinne wahr und echt dargestellt ist.

Unter diesen Malern ist Jan Steen (aus Leiden, 1626—1679) einer der vielseitigsten, lustigsten und witzigsten. Mit unverwüstlicher Laune beherrscht er die ganze Stufenleiter der holländischen Sitten und Unsitten: seine Thätigkeit erschöpfend schildern wollen, hieße einen Ueberblick über das gesamte Genrebild zu geben versuchen. Hier sei nur auf das aus der Berliner Galerie stammende Gemälde hingewiesen, dessen Wiedergabe in Photogravüre unsere Kunstbeilage ist. Es kann als eines der am sorgfältigsten komponierten und am besten gemalten des Meisters gelten, während es weniger ausgelassen ist als seine übrigen, meistens etwas satyrischen Darstellungen dieser Art. Es geht unter dem Namen „Die Kindstaufe", obgleich es genauer „Der Taufschmaus" hieße. In einer geräumigen Halle, an die ein niedriger Anbau stößt, wird das Familienfest gefeiert. Die nächsten Angehörigen des stattlichen Täuflings, der zufrieden in seinem Wiegenkorbe liegt, haben sich links im Vordergrunde zusammengesetzt und lauschen trinkend und rauchend der Flöte, die ein junges Mädchen spielt; Papagei und Hündchen, zwei beliebte Hausgenossen, fehlen nicht. Im Anbau schmaust, bei den Klängen eines Dudelsacks, die übrige Gesellschaft, der die Magd den mächtigen Taufkuchen zuträgt. Die Komposition wird rechts abgeschlossen durch die hübsche Gruppe zweier Kinder, die der Weinkanne zusprechen. An der Wand der Halle hängt eine große Landschaft zwischen Bildern von Frans Hals, auch im Anbau sehen wir Bilder angebracht, und so ist die Vermutung wohl zulässig, daß wir hier das Haus des Malers selbst, der eine Zeitlang eine Wirtschaft betrieb, vor uns haben.

W. v. S.





W. R., S. i. Th. — M. H., R. — Fr. S., W., (P. B. i. O.). — M. L., B. — F. M. B., G. — **Dr. B., H.** — A. W., M. — Th. K., H. b. U. — E. S., B. — M. D., H. P. — H. v. S., L. — A. R. in M. — W. H. R. i. M. O. — H. A. de B., C. — R. D., S. (E.) Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Dr. B. N. Den Artikel wollen wir gern prüfen. Die beiden Gedichtproben eignen sich leider nicht zum Abdruck im T. Vielleicht treffen Sie es mit anderen besser.

H. Sch., H. Vielen Dank für den prächtigen Neujahrsbrief mit seinen freundlichen Wünschen. D. T. erwidert herzlich Ihren Gruß und Handschlag.

Vik. R., R., P. A., W. Zu „theologisch" dünken uns Ihre Auslassungen nicht, wohl aber zu scharf und auch ein wenig zu lang. Wenn es uns gelingt, die persönlichen Stellen ohne Schädigung des Inhalts zu streichen, hoffen wir Ihre Ausführungen in der „Offenen Halle" des nächsten Heftes zum Abdruck bringen zu können. Verbindl. Gruß!

Evangelisches Arbeiterblatt, Berlin N. Mit bestem Dank bestätigen wir den Empfang der beiden Nummern Ihres Organs der Evangelischen Arbeiterverbände Nord- und Ost-Deutschlands und wünschen dem Blatte, das der sozialen Arbeitersache auf dem Boden des Christentums dienen will, die weiteste Verbreitung.

P., L. — J. de W. — J. B., F. a. M. — Ch. v. R., W. Für Ihre anteilnehmenden Zuschriften verbindlichsten Dank! Leider war es wegen Raummangels nicht mehr möglich, sie zum Abdruck zu bringen, und der notwendige Abschluß der Erörterung verbietet bis auf weiteres eine Fortsetzung des Meinungsaustausches. Im übrigen dürfte das Wesentlichste in den bisher zur Veröffentlichung gelangten Zuschriften und nicht zum letzten auch in dem Aufsatze Rogges „Der Christ und das Alte Testament" (im Januarheft) bereits zum Ausdruck gebracht worden sein. Ihnen allen Dank und freundl. Gruß!

H. S., C.-W. R., W. Auch von Ihrer Einsendung haben wir gern Kenntnis genommen. Sie war aber doch so persönlich, daß wir von einer Veröffentlichung glaubten Abstand nehmen zu müssen, zumal sie ja auch weniger darauf ausgeht, zu dem Thema Neues vorzubringen, als dem Verfasser des nunmehr genugsam erörterten Aufsatzes Ihre unbedingte und begeisterte Zustimmung auszudrücken. Legen Sie Wert darauf, so wollen wir ihm gern Ihre „stillen Wünsche" übermitteln, die ihn am liebsten gleich zum „Kreisschulinspektor, Schulrat und noch mehr" gemacht hätten. Freundl. Gruß!

M. St., L. K. Aus Ihrer freundl. Zuschrift sei wenigstens an dieser Stelle noch wiedergegeben, was Sie aus Ihrer Erfahrung als Mutter zu der Frage des Religionsunterrichts in unseren Volksschulen zu sagen haben: „Ich glaube, keine Kindheits- — jedenfalls keine Schulerinnerung hat sich meinem Gedächtnis so fest eingeprägt, wie meine ersten

Religionsstunden. Ich kann es ruhig aussprechen, daß sie mir die liebsten Stunden von allen waren, daß ich in keiner Religionsstunde je Thränen vergossen habe, was in andern Stunden wohl hier und da vorgekommen ist, und daß ich nie Schwierigkeiten hatte, mein Pensum für dieses Fach zu bewältigen. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß eine meiner zahlreichen Mitschülerinnen besonders darüber geklagt hätte, während dies in andern Fächern gar nicht so selten der Fall war. Gesegnet seien meine Religionsstunden, deren keine ich aus meinem Gedächtnis streichen möchte! Nichts von dem, was ich in ihnen gelernt habe, sei es nun Katechismus oder biblische Geschichte Alten und Neuen Testamentes, Sprüche oder Lieder — ist mir je zur Last gefallen. Ehre sei dem Andenken meiner Lehrer und Lehrerinnen, denen ich wohl einzig den Dank für diese meine Eindrücke schulde! Später im Leben hatte ich Gelegenheit, den Religionsunterricht als Lehrende, zwar nicht an einer Volksschule, aber an Kindern des Volkes kennen zu lernen. Das war nun ungleich schwerer, meine Schülerinnen — es waren zwar nicht viele, aber dafür Kinder, die in ihrer geistigen Entwickelung nicht sehr gefördert waren, sondern nur Dialekt sprachen und sprechen hörten — haben die ihnen gestellten Aufgaben, wie ich genau weiß, gern und auch leicht bewältigt, und das Resultat war das gewünschte, was beides in den andern Unterrichtsgegenständen nicht immer der Fall war. Auch jetzt noch unterrichte ich einige Kinder in diesem schwierigen Fach, aber ich freue mich jedesmal, zu sehen, wie sich die Gesichter erhellen, wenn nach den anderen Stunden nach der biblischen Geschichte — wir sind im Alten Testament — gegriffen wird. Dann kommt wohl bisweilen mein $3^1/_2$jähriges Büblein gesprungen — wohlverstanden: kein Wunderkind — und fragt: Mütterchen, erzählst du jetzt biblische Geschichte? Darf ich jetzt zuhören? Ich glaube, bis der kleine Schelm in die Schule kommt, kennt er in den Hauptsachen schon alle Geschichten Alten und Neuen Testaments, und — was nun ganz und gar nicht beabsichtigt war — auch einige Gebote, deren Sinn ihm natürlich vollständig fremd ist, hat der kleine Mann sich auswendig eingeprägt. Dies erwähne ich nur, um zu beweisen, daß eine jede Mutter ganz leicht die Möglichkeit hat, ihrem Kinde späterhin Thränen und dem armen Lehrer manche Mühe zu ersparen. Nun lerne ich den Religionsunterricht von einem dritten Standpunkte kennen. Ich muß als Mutter zusehen und anhören, wie meine beiden ältesten Jungen im Alter von neun und zehn Jahren biblische Geschichten und Katechismus lernen. Die Jungen sind ganz gewöhnlich begabt. Es giebt Aufgaben, die ihnen besonders leicht fallen, aber auch solche, die ihnen Schwierigkeiten bereiten und sogar hier und da Thränen erpressen. Bisweilen thut es mir recht leid, wenn ich sehe, daß eine schwerere Aufgabe nicht so leicht in die kleinen Köpfe hinein will, aber gottlob, noch hatte ich zu solchem Bedauern nicht Ursache, wenn die Kinder für die Religionsstunde lernten. Ich fürchte auch nicht, daß es sich noch einstellen wird."

A. P., G. Wie Sie aus vorliegendem Hefte ersehen, hat der T. Ihr gef. Schreiben entsprechend verwertet. Derlei Aussprachen und Anregungen sind ihm immer willkommen. Freundlichen Dank und Gruß!

J. R., R.-W. i. E. Frdl. Dank für Ihre gefl. Zuschrift.

„Einsam". Ihr Brief zeugt von erfreulicher Anteilnahme, aber sehr viel mehr, als das „deutsche Volk" (im Gegensatz zu seiner Regierung) für die Buren gethan, kann man von ihm nicht verlangen. Was Sie von ihm fordern: Volksversammlungen und Reden, Kollekten u. s. w., das alles ist reichlich geschehen, wenn es natürlich auch nicht reichlich genug geschehen kann. Ließe sich die Regierung auch nur zu der allerbescheidensten, rein humanitären Fürsprache für die gemarterten Menschen in den Lagern, für die Greise, Weiber und Kinder herbei! Aber nicht einmal für die Ausübung barmherziger Samariterwerke auf dem Kriegsschauplatze, für Wahrung des Völkerrechtes und der internationalen Konventionen, für angemessene Verwendung der für die Unglücklichen gespendeten Gaben ist ausreichender Schutz zu erlangen. Und inzwischen dauert der schmähliche „neutrale" Pferdehandel u. s. w. munter fort! Nein, das „deutsche Volk" trifft keine Schuld; seitdem es zuletzt für seine eigene Freiheit zu den Waffen griff, ist es von keiner so tiefen Bewegung erschüttert worden, wie von der für die blutsverwandten Buren, und es hat dieser Bewegung auch deutlich genug durch Wort und That Ausdruck gegeben; es liegt nicht an ihm, wenn man seine Stimme nicht hören will. Es wäre eine schwere Ungerechtigkeit, aus falschverstandener „Loyalität" die Verantwortung einem Volke aufzubürden, das rechtschaffen seine Pflicht gethan. Unser Volk ist eben in seiner Bethätigung nach außen (und vielfach auch nach innen) noch immer unmündig und wird dementsprechend behandelt. Erst wenn Not an Mann ist, läßt man sich seine Teilnahme gefallen, dann aber gern. Sein Gut und

Blut hinzuschütten, ist es reif und mündig genug. So war es immer in der deutschen Geschichte. Kein Verständiger wird verlangen, daß die Regierung ihre Karten vor aller Welt aufdeckt und ihre Politik den jeweiligen Stimmungen und Wünschen des Volkes anpaßt. Es ist kindisch und unwürdig, den deutschen Burenfreunden derartige thörichte Bestrebungen unterzustellen. Etwas anderes ist es aber, wenn die einmütige Stimme des Volkes gänzlich überhört, ihm überhaupt kein Einfluß auf die Art seiner Gebahrung und Vertretung nach außen eingeräumt werden soll. Welcher Wert und welche Bedeutung der Volksstimme beigemessen wird, konnte gar nicht deutlicher gemacht werden, als durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Lord Roberts, zu einer Zeit, wo dieser Mann samt seinem „ruhmreichen“ Heere vom ganzen deutschen Volke ehrlich verwünscht wurde. Und es läßt sich daraus nicht einmal ein Vorwurf ableiten, denn die Art, wie sich das „Volk“ zu gebahren und zu äußern pflegt, sobald es nur mit „höheren Orten“ in persönliche Berührung kommt, ist in der That derart, daß sie unmöglich Achtung und Wertschätzung einflößen kann. Ist es denn so schwer, Höher- und Höchststehenden gegenüber eine Haltung einzunehmen, die von unwürdiger Rückgratlosigkeit und ersterbender Devotion gleich weit entfernt ist, wie von dummdreister Respektlosigkeit und Protzenhaftigkeit?! Auch auf solche Betrachtungen müssen wir zurückgreifen, wenn wir die letzten Gründe verstehen wollen, warum die Stimme des deutschen Volkes in der Burensache so völlig ohne jeden Eindruck auf seine offizielle Vertretung verhallt ist, daß ihr nicht einmal in dem bescheidensten Maße durch passive Schonung Rechnung getragen wurde. — Haben Sie in Ihrer Einsamkeit mal wieder etwas auf dem Herzen, so steht der Türmer gern Rede und Antwort. So gut er kann. Freundl. Gruß!

Ad. P., B. Ihrem Wunsche wird nach Möglichkeit Rechnung getragen werden, soweit das nicht schon bisher geschehen sein sollte. Der wirklichen Ereignisse auf musikalischem Gebiete sind eben nicht allzu viele; alles was irgend von Bedeutung war, hat der T. immer besprochen. Das schließt freilich nicht aus, daß der edlen Frau Musika noch auf andere Weise ausgiebiger gehuldigt werden kann. Jedenfalls ist Ihre Anregung, wie Sie sich bald überzeugen werden, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme, auch für Ihre freundliche Zustimmung.

Rud. Th. J., J. Mit Ihren, so ehrliches geistiges Streben offenbarenden Zuschriften haben Sie den T. in der That aufrichtig erfreut. Denn was sollte ihn mehr freuen, als daß die bescheidenen Samenkörner, die er — mit seinen getreuen Helfern, nicht zu vergessen! — auszustreuen sich angelegen sein läßt, auf so fruchtbaren Boden fallen. Und daß die Saat gerade in jugendlichen Gemütern, die, im Zeichen der Widersprüche und Halbheiten, in ihren Gewissenskämpfen dem Indifferentismus zu verfallen drohen, so empfänglichen Boden findet, ist doppelt erfreulich. Der T. ist weit davon entfernt, sich das als Verdienst anzurechnen; er bemüht sich nur, wie andere auch, seiner Pflicht als schlichter Land- und Arbeitsmann zu genügen. Der Dank und die Ehre gebühren allein Dem, der aus unserem Volke noch immer einen so herrlichen Gottesboden schafft, daß alles vom bösen Feinde ausgestreute Unkraut ihn nicht zu erschöpfen vermag. Der T. schaut getrost in die Zukunft: es grünt eine junge kräftige Saat. Auch Ihr entschiedenes Eintreten für den T. hat ihn erfreut. Dank und herzlichen Gruß!

G. B., L. — E. H. W. Auch Ihnen sagt der T. für Ihre sympathischen Kundgebungen in der bewußten, wenig erquicklichen Angelegenheit verbindlichsten Dank.

H. W., K. In der unbedingten Wertschätzung der Persönlichkeit des leider zu früh verstorbenen Herrn von Egidy, dieses an Reinheit der Gesinnung vorbildlichen deutschen Edelmannes, stimmt der T. durchaus mit Ihnen überein. Ob Sie die praktische Bedeutung seines, von den edelsten Beweggründen geleiteten Wirkens nicht doch etwa überschätzen, ist freilich eine andere Frage, die hier nicht erschöpfend beantwortet werden kann. Auch seine Kraft dürfte an der Lösung von Widersprüchen gescheitert sein, die sich nun einmal nicht vereinigen lassen, am wenigsten auf religiösem Gebiet. Er verlangte von den Menschen zu viel und erreichte deshalb zu wenig von ihnen. Einen nachhaltigen Einfluß hätte er in seiner Art nur ausüben können, wenn er eine neue Weltanschauung gelehrt hätte. Die Verkündigung einer solchen war aber ebenso ausgeschlossen, wie die von ihm erstrebte Verschmelzung verschiedener, einander feindlicher Weltanschauungen. Er rechnete zu wenig mit den gegebenen Verhältnissen und beging den edeln, ihn ehrenden Irrtum, bei der großen Menge dieselbe vornehme Kulturhöhe, dieselbe weitherzige Duldung und großzügige Menschenliebe vorauszusetzen, die ihm eigen waren. Charaktere wie er wirken vorwiegend durch

ihr persönliches Beispiel, durch den Protest, den schon ihr bloßes Dasein allem Gemeinen und Niedrigen gegenüber bedeutet, weniger durch ihre Theorien. Um aber in diesem Sinne durchschlagend zu wirken, sind sie leider zu spärlich gesät. Vielleicht fehlte ihm auch bis zu einem gewissen Grade der Sinn für das natürliche Bedürfnis der Menschen, in Formen zu schauen und zu denken. Auf seiner rein-idealistischen Höhe lösten sich ihm die geschichtlich gewordenen und notwendigen Formen, ohne die der Mensch nun einmal auch geistig nicht leben kann, in eine höhere, aber doch nebelhafte, abstrakte Einheit auf, indes die Leute da unten scharf abgegrenzte Realitäten sahen, „Sachen", die sich „hart im Raume stießen". Sie wollen diese dürftigen Bemerkungen, zu denen ja Ihr liebenswürdiges Schreiben die Anregung gab, natürlich nicht als abschließendes Urteil über den edeln Menschenfreund ansehen. Sollte sich einmal eine Gelegenheit finden, ihn näher zu betrachten, vielleicht im Vergleich mit ähnlichen Bestrebungen, so wird solche Gelegenheit gern wahrgenommen werden.

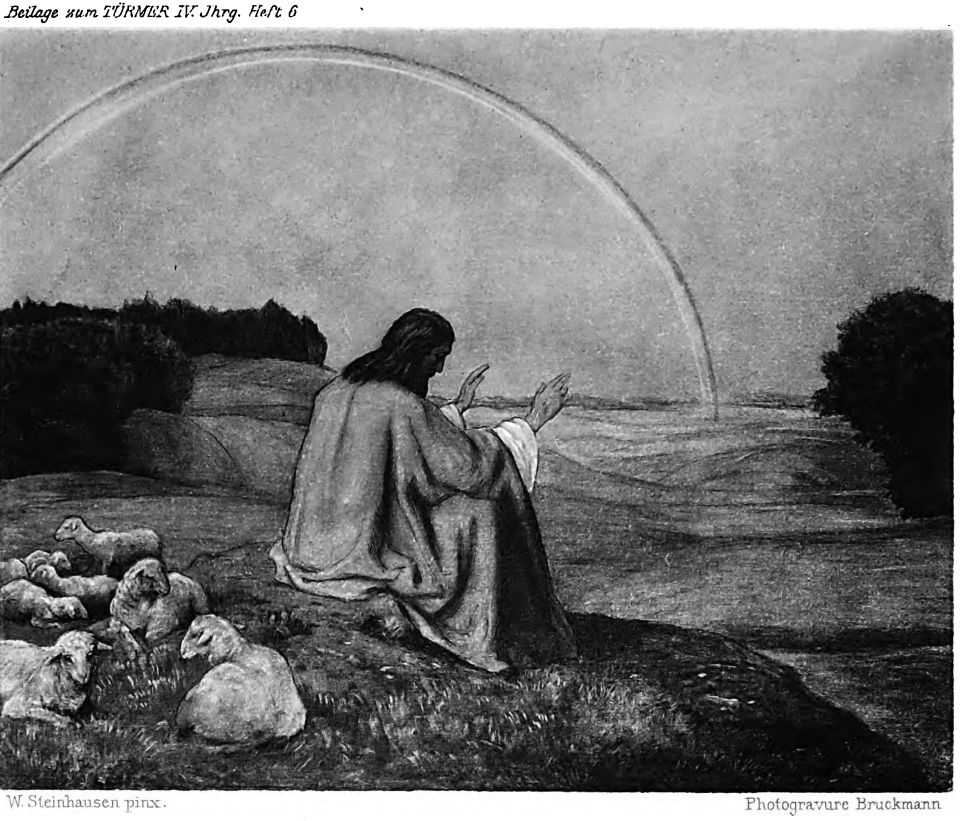
August Flemming, Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 87. Glückauf zu Ihrem „Der Meister, unabhängige Zeitschrift für Handwerk, Kunstgewerbe und Kleinindustrie". Soweit die in schmuckem Gewande vorliegenden Hefte ein Urteil gestatten, wollen Sie mit der Weltanschauung, die auch der Türmer vertritt, die von Ihnen vorzugsweise gepflegten Gebiete durchdringen, ohne einseitiger Fachsimpelei zu huldigen und an den großen Fragen der Menschheit, dem großen Zusammenhange aller Dinge vorüberzugehen. Daß Sie dem T. längst als Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter nahe stehen, aus dieser Stellung auch kein Hehl machen, darf für den T. kein Grund sein, derartige verwandte Bestrebungen totzuschweigen. Thut es doch an solchen gerade auf den Einzelgebieten praktischer Bethätigung noch bitter not! Gelingt es Ihnen auch nur, in die vielfach verrotteten und verschrobenen Verhältnisse des Handwerks und Kunstgewerbes einen frischen Zug tapferen individuellen Lebens und Schaffens und einen Hauch idealen deutschen Geistes hineinzubringen, so würde Ihr „Meister" schon dadurch seine Daseinsberechtigung voll erwiesen haben. Gewiß werden sich auch Türmerleser bereit finden, Ihren eigenartigen Bestrebungen näher zu treten. Für jene sei bemerkt, daß Ihr „Meister" in der Zeitungs-Preisliste für 1902 unter Nr. 4851 eingetragen ist, und daß Sie Probehefte auf Wunsch gern versenden. Der T. seinerseits kann dem „Konkurrenten" — und was wird heute nicht unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt! — nur fröhliches Gedeihen, ja, er kann sich gar nicht genug „Konkurrenz" wünschen!



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen" des „Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



W. Steinhausen pinx. | Photogravure Bruckmann

CHRISTUS, DIE FELDER SEGNEND



IV. Jahrg. März 1902. Heft 6.

Frühlingsghasel.

Von
Karl Hunnius.

Aus nächt'gem Lenzessturm ringt neues Leben, —
Der erste Sonnenstrahl bringt neues Leben. —
Es barst der See und aus befreiter Woge
Lazurblau, ätherklar blinkt neues Leben.
Der Himmel über uns im Brautgesange
Des fernen Lerchenchors singt neues Leben.
Geheimnisvoll frohlockend aus den Tiefen
Des jungen Birkenwalds klingt neues Leben.
Ich beug' mich zu den Gräbern meiner Lieben:
Grasduft und Vogelsang winkt neues Leben.
Die Knospe treibt im Auferstehungsdrange
Und aus verschlaf'nem Keim dringt neues Leben.
Ein Osterhauch sogar aus Todesmälern
In dieser Wunderzeit zwingt neues Leben! —





In der Osternacht.

Eine Erzählung von Wladimir Korolenko.

Es war am Samstag der Stillen Woche des Jahres 187*.

Längst schon lag der düstere Abend auf der schweigenden Erde. Tagsüber hatten die Sonnenstrahlen den Boden etwas erwärmt, nun aber wehte der kühle Atem des Frühlings-Nachtfrosts über die Ebene und die Erde schien aus voller Brust zu seufzen; weißliche Nebel umspielten die Strahlen des prächtig funkelnden Sternenhimmels und zogen wie Weihrauchwölkchen dem kommenden Festtag entgegen.

Alles war still. Das kleine, in dämmrige Kühle gehüllte Provinzstädtchen schien im Vorgefühl des ersten Glockenschlags vom Turme der Kathedralkirche verstummt zu sein. Aber es schlief nicht. Unter der feuchten Hülle der Dunkelheit, im Schatten der verödeten, schweigsamen Straßen lag es wie verhaltene Erwartung. Nur wenige verspätete Arbeiter, die der Feiertag bei ihrem schweren, mühseligen Tagewerk fast noch ereilt hatte, zogen heimwärts, oder eine rasselnde Mietsdroschke fuhr vorüber, — dann herrschte wieder lautlose Stille. Das geräuschvolle Leben war einstweilen verstummt, es hatte sich aus der Gasse in die Häuser, in die bescheidenen Hütten der Armen und in die Luxuszimmer der Reichen geflüchtet, deren helle Fenster die Straße beschienen. Ueber dem Städtchen, den Feldern und der ganzen Erde war das unsichtbare Wehen des herannahenden Festes wahrnehmbar.

Der Mond schien nicht. Die Stadt lag im Schatten einer Anhöhe, auf der ein großes, finsteres Gebäude stand. Die gradlinigen Konturen hoben sich düster vom Sternenhimmel ab; die dunkle Pforte trat fast unbemerkbar aus der beschatteten Mauer hervor und die scharfen Spitzen der vier massiven Ecktürme ragten zum Firmament empor.

Endlich erscholl von der Höhe des Turmes der Kathedralkirche der erste dröhnende Klang und durchzog die melancholische Nachtluft; ein zweiter, dritter

folgte. Nun ertönten, sangen und klangen von allen Seiten, in allen Tonarten die Glocken ringsum. Die einander durchschlingenden Töne flossen in eine mächtige, eigenartige Harmonie zusammen und schienen im Aether zu kreisen. Auch aus dem finsteren Gebäude, das die Stadt beschattete, hörte man ein heiseres, schrilles Dröhnen, das, in den Lüften zitternd, sich kläglich abzumühen schien, die in des Aethers Höhe emporsteigenden, mächtigen Akkorde einzuholen.

Nun verstummt das Geläute. Die Töne zittern noch in der Luft nach, das nächtliche Schweigen tritt nur allmählich ein; ein dumpfes, langsam ersterbendes Echo verhallt in der Dämmerung wie das Vibrieren einer unsichtbaren, straffgespannten Saite . . . In den Häusern verlöschen die Lichter, die Fenster der Kirchen erstrahlen im Kerzenglanz. Die Erde rüstet sich zur abermaligen Verkündigung der alten Botschaft vom Siege des Friedens, der Liebe und der Brüderlichkeit.

* * *

An der dunklen Pforte des düsteren Gebäudes rasselt der Riegel. Eine halbe Rotte Soldaten, deren Waffen im Finstern klirren, treten hervor, um die Nachtwache abzulösen. Sie marschieren zu den an den Ecktürmen befindlichen Schilderhäuschen und bleiben eine Weile bei den Posten stehen; dann trennt sich mit taktmäßigen Schritten ein Mann von dem dunklen Häufchen und der Abgelöste vereinigt sich mit den Angekommenen. Die halbe Rotte marschiert weiter, um das große, hohe Gefängnis herum, und verschwindet dann wieder in der Pforte.

An der westlichen Seite tritt an die Stelle der hier abgelösten Schildwache ein junger Rekrut. Seinen ungelenken Bewegungen sieht man es an, daß er erst unlängst das Dorf verlassen hat. Sein jugendliches Gesicht trägt noch den Ausdruck der gespannten Aufmerksamkeit des Neulings, der zum erstenmal einen verantwortlichen Posten bekleidet. Er wendet sich mit dem Gesicht zur Mauer, schultert rasselnd das Gewehr, marschiert zwei Schritte vorwärts, macht eine halbe Wendung und steht nun Schulter an Schulter neben der bisherigen Schildwache, die ihm die auswendig gelernte, bekannte Instruktion giebt:

„Von einer Ecke bis zur andern . . . ordentlich aufpassen . . . weder schlafen noch einnicken!“ . . . so apostrophiert der Soldat den Rekruten; dieser hört ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an und in seinen Augen schimmert eine gewisse Unruhe.

„Verstanden?“ fragt der Gefreite.

„Zu Befehl!“

„Nun, paß' gehörig auf!“ fügte jener streng hinzu. Dann schlug er einen anderen Ton an und sagte gutmütig:

„Macht nichts, Fadejew, brauchst dich nicht zu ängstigen: bist ja doch kein altes Weib! . . . oder fürchtest du vielleicht den Teufel?“

„Ach was, warum nicht gar!“ erwiderte Fadejew und fügte dann nachdenklich hinzu: „Aber es ist mir so schwer ums Herz, so beklommen . . .“

Auf dieses treuherzige, naive Geständnis folgte ein ironisches Lachen aus den Reihen der Soldaten.

„Bist wahrlich noch ein rechtes Dorfkind!“ meinte der Gefreite, verächtlich-mitleidig lächelnd; dann kommandierte er:

„Gewehr über. Marsch!“

Taktmäßig entfernte sich die Mannschaft und verschwand um die Ecke; bald waren auch ihre Schritte verhallt. Die Schildwache warf das Gewehr über die Schulter und schritt langsam an der Mauer entlang.

* * *

Nachdem der letzte Glockenton verklungen war, begann es sich im Innern des Gefängnisses zu regen. Schon lange hatte die düstere, trübselige Kerkernacht ein so bewegtes Leben nicht gesehen. Es war, als ob die Glockentöne die frohe Botschaft von der Freiheit wirklich hierher getragen hätten. Die schwarzen Thüren der Zellen öffneten sich, Männer in langen grauen Kitteln, mit dem verhängnisvollen farbigen Fleck auf dem Rücken, traten paarweise in die Korridore und dann in die lichtstrahlende Gefängniskirche. Sie teilten sich links und rechts, stiegen die Treppe hinauf und hinab, und zwischen dem dumpfen Fußgetrappel hörte man das Klirren der Gewehre und das Rasseln der Fußfesseln. Als sie die geräumige Kirche betraten, verteilten sie sich in den vergitterten Plätzen; dann wurde es still. Auch die Kirchenfenster waren mit soliden Eisenstäben versichert.

Die Zellen waren nun leer. Nur in den festverschlossenen, engen, runden Räumen der vier Ecktürme rannten in fieberhafter Hast vier Einzelhäftlinge umher und lehnten zuweilen das Ohr an die Thür, um eifrig auf die zu ihnen herübertönenden Bruchstücke des Kirchengesangs zu lauschen.

In einer von den gemeinschaftlichen Zellen war ein Kranker auf der Pritsche liegen geblieben. Der Aufseher, den man von der plötzlichen Erkrankung benachrichtigt hatte, trat zu ihm heran und blickte ihm in die fieberhaft brennenden und stumpfsinnig in die Leere starrenden Augen.

„He, Iwanow! . . hörst du! . . . Iwanow!“ rief er den Kranken an.

Dieser rührte sich nicht; er murmelte nur unverständliche Laute, seine Stimme war heiser, die glühenden Lippen bewegten sich kaum.

„Morgen ins Lazareth!“ befahl der Aufseher, ging hinaus und ließ außen an der Thüre die Korridorwache stehen. Diese betrachtete den Fiebernden und schüttelte den Kopf.

„Armer Landstreicher! Dein Vagabundenleben hat nun wohl bald ein Ende!“ Als der Wächter dann sah, daß hier für ihn nichts mehr zu thun sei, ging er den Korridor entlang zur Kirche, blieb an der geschlossenen Thüre stehen und lauschte dem Gottesdienst, wobei er sich häufig bis zum Boden niederbeugte.

In der Zelle, wo der Kranke nun allein lag, hörte man von Zeit zu Zeit sein unverständliches Murmeln. Dieser noch nicht alte, feste und starke

Mann durchlebte in seinen Fieberphantasien die Vergangenheit, sein Gesicht war qualvoll verzerrt.

Das Schicksal hatte ihm schlimm mitgespielt. Von bohrendem Heimweh geplagt und von der einzigen Hoffnung geleitet, nur einmal noch einen Monat, eine Woche lang bei den Seinen zu weilen und dann, wenn es sein mußte, denselben Weg zurückzulegen, war er tausend Werst weit gewandert, hatte er dichte Wälder und wilde Gebirgsschluchten passiert, tausend Gefahren und Entbehrungen ertragen — und nun, nur hundert Werst vor dem ersehnten Ziel, seinem Heimatsdorf, war er festgenommen und in dies Gefängnis gebracht worden . . .

Nun verstummt plötzlich das unverständliche Gemurmel. Der Kranke reißt die Augen weit auf, seine Brust atmet freier, tröstliche Phantasiebilder ziehen durch sein glühendes Hirn.

. . . Er hört das Rauschen der öden Wildnis . . . Er kennt dieses eintönige, summende Geräusch der Freiheit . . . Er hat die Stimmen des Waldes, das Flüstern der Bäume unterscheiden gelernt. Dort, hoch oben, klingen die Gipfel der majestätischen, dunkelgrünen Fichten; die Tannen flüstern bald leise, bald toben sie laut; der heiteren, hellgrünen Lärche biegsame Zweige schaukeln im Winde; die Espe zittert und schwankt mit ihren unruhig-ängstlichbebenden Blättern . . . Die freien Vöglein trillern, der murmelnde Bach stürzt schäumend über felsige Abhänge, und die Spione der Wildnis, die schwatzhaften Elstern, ziehen hoch oben in den Lüften über die Stellen hinweg, wo unsichtbar im Dickicht des Waldes der Vagabund dahinschleicht.*)

Dem Kranken scheint es, als ob ein Hauch der freien Luft des Waldesdickichts ihn anwehe. Er richtet sich auf und atmet tief: seine Blicke streifen vorsichtig umher — und plötzlich kehrt sein Bewußtsein zurück. Der ans Desertieren gewöhnte Vagabund erblickt etwas längst Vermißtes und heiß Ersehntes — eine offene Thür.

Sein mächtiger Instinkt rüttelt den durch Krankheit erschütterten Organismus auf. Die Fieberphantasien schwinden, nur eine einzige Erscheinung steht, wie ein das Chaos durchbrechender, glänzender Strahl, vor ihm: — er ist allein, die Thür ist offen! . . .

Er steht auf. Die ganze Glut seines entzündeten Gehirns konzentriert sich in den Augen; fürchterlich und hartnäckig starrt er vor sich hin.

Jemand hatte, aus der Kirche kommend, die Thür geöffnet. Die Wogen des harmonischen, durch die Entfernung gedämpften Gesangs berührten des Vagabunden Ohr und verstummten dann wieder. Das bleiche Antlitz wurde von einem Zug der Rührung gestreift, der ihm die Augen feuchtete; ein längst gehätschelter Traum erwachte in seinem Gedächtnis: nächtliche Stille, Geflüster

*) Die sibirischen Landstreicher erzählen, daß Flüge von Elstern den in den dichten Wäldern lautlos und furchtsam dahineilenden Wanderer begleiten. Als das Gesetz die Vagabundenjagd noch gestattete, da verrieten die über den Wipfeln fliegenden Elstern durch ihr lautes Geschrei die Flüchtlinge den burätischen Jägern.



der dunklen Fichtenzweige über der alten Kirche des Heimaldorfes . . . die Jugendgenossen . . . flimmernde Lichter jenseits des Flüßchens . . . und dann, dieser nämliche Gesang . . . Fort, fort von hier, um dies alles daheim, bei den Seinen zu hören und zu sehen.

Der Wächter betete unterdessen dort im Korridor an der Kirchenthür und beugte eifrig sein Haupt bis auf den Boden.

* * *

Der junge Rekrut schreitet mit geschultertem Gewehr längs der Mauer auf und ab. Vor ihm breitet sich das flache, erst kürzlich vom Schnee befreite, in die weite Ferne reichende Feld aus. Ein leichter Windzug streicht darüber hin, raschelt mit dem vertrockneten Steppengras, fegt das vorjährige Laub vor sich her und regt in des Soldaten Seele friedliche und schwermütige Gedanken an.

Er bleibt an der Mauer stehen, stellt sein Gewehr an die Erde, stützt sich auf die Mündung des Laufs, legt seinen Kopf auf die Hände und versinkt in tiefes Nachdenken. Noch immer kann er sich nicht recht erklären, weshalb er eigentlich in dieser feierlichen Nacht vor dem heiligen Feste, angesichts des öden Feldes, mit dem Gewehr an der Mauer steht. Er war ja wirklich noch ein rechter Bauer, der manches, was dem Soldaten selbstverständlich war, nicht begreifen konnte; deshalb wurde er auch stets geneckt und „einfältiger Dorflümmel" genannt. Unlängst war er noch ein freier Mensch, ein selbständiger Arbeiter mit eigenem Acker . . . und jetzt ist er von der Furcht, von einer unerklärlichen, vagen Furcht übermannt, von der er sich keine Rechenschaft ablegen kann; jede seiner Bewegungen, seine junge, ungelenke Dorfnatur ist in des strengen Dienstes Joch gespannt.

Jetzt ist er allein. Die vor ihm ausgebreitete öde Fläche, des Windes Pfeifen im Steppengras wiegen ihn in leisen Schlummer, und nun erwachen vor seinen inneren Augen heimatliche Bilder. Auch er sieht sein Dorf und der nämliche Wind weht darüber hin; auch dort schimmern die Fenster der Kirche im Kerzenlicht, und die dunkeln Fichten wiegen ihre grünen Wipfel überm Kirchendach.

Ab und zu scheint er zu erwachen, und dann sieht man den grauen Augen an, daß er seine Umgebung, das Feld, das Gewehr und die Mauer, nicht begreift. Schließlich dämmert ihm die Erinnerung an die Wirklichkeit wohl wieder auf, aber das leise Geräusch des Nachtwindes weht ihm von neuem seine heimatlichen Bilder vor die Seele und dann schlummert er, aufs Gewehr gestützt, abermals ein.

Nicht weit von der Stelle, wo die Schildwache steht, erscheint nun über der Mauer ein dunkler Gegenstand — es ist ein Menschenkopf . . . Der Vagabund späht in die weite Ferne, zu dem kaum erkennbaren Saum des dunkeln Waldes hinaus. Seine Brust weitet sich, er atmet mit Wonne den frischen, freien Hauch der mütterlichen Nacht ein. Dann läßt er sich langsam von der Mauer herab und gleitet zur Erde nieder.

* * *

Freudige Glockentöne schallen durch die nächtliche Stille. Die Thür der Gefängniskirche wird geöffnet, eine Prozession tritt heraus und harmonischer Gesang wogt aus dem Innern des Tempels hervor. Der Soldat fährt zusammen, richtet sich hoch auf, nimmt seine Mütze ab, um sich zu bekreuzen, und . . . bleibt erstarrt mit der zum Gebet erhobenen Hand stehen . . . Der Vagabund hatte den Boden erreicht und lief eilends davon.

„Halt, halt! . . . Liebster, Bester! . . . Halt!" . . . rief die Schildwache, erschrocken ihr Gewehr emporreißend. Was er gefürchtet, wovor er gezittert hatte, das war nun über ihn gekommen: das Unfaßliche, Grausige — diese vor ihm fliehende graue Gestalt. Seine Verantwortlichkeit, der Dienst fiel ihm ein, er legte das Gewehr an und zielte auf den Flüchtling. Aber bevor er den Hahn abdrückte, schloß er mit kläglicher Grimasse die Augen.

Abermals schwebt und wirbelt im Aether das harmonisch singende und melodisch erklingende Glockengeläute über der Stadt, und abermals zittert dazwischen der schrille Ton der gesprungenen Gefängnisglocke, wie das Gestöhn eines angeschossenen Vogels. Von jenseits der Mauer erschallen die Töne des triumphierenden Gesanges „Christ ist erstanden!" weit in die Ferne hinaus.

Plötzlich kracht, alles übertönend, ein Schuß. Leises hilfloses Stöhnen, wie ein gegenstandloses Klagen, folgt darauf, dann ist alles wieder still.

Nur das schwach verhallende Echo wiederholt wie ein Weheruf den letzten krachenden Schall des Flintenschusses.



Meiner toten Mutter.

Von

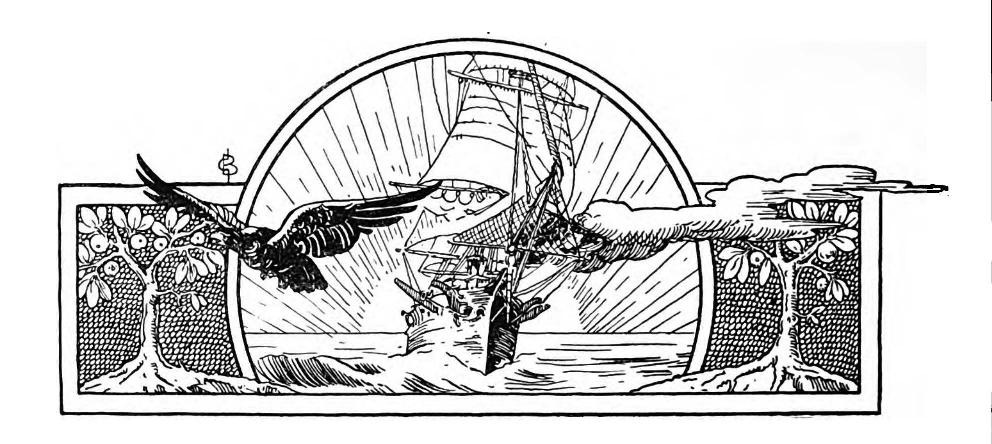
Fritz Lienhard.

Hab' ich den Wunsch in deiner Todesnacht,
Als sie den Knaben an dein Bett gebracht,
Den Wunsch, ein Prediger des Herrn zu sein —
Hab' ich ihn treu erfüllt, lieb Mütterlein?

Wohl schweif' ich weithin durch die weite Welt,
Der Stift mein Werkzeug und der Wald mein Zelt!
O Mutter, dennoch sollst du fröhlich sein:
Auf Berge baut' ich meine Kanzel ein!

All was da unten lebt, — es lebt mir nicht,
Schau' ich es nicht in Gottes großem Licht!
Und was ich schaute, bring' ich voll und klar
Als Sänger meinem ganzen Volke dar!





Sprache und Weltsprache.

Von

F. Bettex.

Ein Alltägliches und Wunderbares ist die Sprache, das Größte und das Gewöhnlichste am Menschen. Bloße Luftwellen sollen Liebe und Haß, Verehrung, Verachtung, Hohn und Spott, Witz und Geist von einer Seele zur andern tragen, sie erquicken und betrüben, erregen und erzürnen?! — Und vollends das Telephonieren ohne Draht, von dem schon einige Versuche vorliegen! — Nicht mehr undenkbar ist es, daß noch in diesem Jahrhundert ein Europäer am Ufer des Atlantischen Ozeans steht und dort Worte spricht, die sein Sohn oder sein Freund an der amerikanischen Küste hört, und wobei er die bekannte Stimme erkennt.

Wunderbar auch, daß zu Hunderten von Sprachen auf der ganzen Erde seit Jahrtausenden nur immer dieselben Vokale und Konsonanten, und deren so wenige, genügen. Sind diese geheimnisvollen Töne Urkräfte der Seele, daß kein Mensch einen neuen dazu erfinden kann?

Sprechen ist eine Arbeitsleistung, die für die gesamte Menschheit Tausenden von Pferdekräften gleichkommt, und Schweigen ist eine Kraftersparnis. Sicherlich trägt es nicht nur zu der von deutschen Offizieren Anno 70 bewunderten Geistesheiterkeit und Gemütsruhe, sondern auch zu der vorzüglichen Gesundheit der Trappisten bei, daß sie . . . schweigen. Als jemand Mönche, die nur am Donnerstag reden dürfen, fragte, ob sie sich nicht die ganze Woche darauf freuen, antworteten sie offen: „Wir freuen uns auf das Sprechen, und wir freuen uns wieder auf das Schweigen.“ Sie fühlten, daß auch im Schweigen eine Kraft und wie in aller Kraft ein Genuß liegt.

Doch soll hier nicht von dem doch aus der Mode gekommenen, unsern Leserinnen ohnehin unsympathischen Schweigen, sondern vom Sprechen die Rede sein. Auch wollen wir hier nicht betrübende Betrachtungen darüber anstellen,



wie sehr und beständig gegen das Sprechen gesündigt wird, wobei ich zunächst nicht einmal an das, *was* gesprochen, sondern *wie* gesprochen wird, denke. — Wie wenige Männer — und selbst Frauen — können ... sprechen! Zunächst fehlt es bei den meisten an einer klaren Aussprache, sie bemühen sich weder, ihre Sprechorgane auszubilden, noch ihre Rede zu modulieren, sondern hastig, formlos schütteln sie aus dem Mund den ganzen Schatz oder Kehricht ihres Denkens oder ihrer Denklosigkeit. Sie bemühen sich nicht, das treffende Wort zu finden, die Sache beim rechten Namen zu nennen, dem richtigen Hauptwort das richtige Eigenschaftswort beizulegen, sondern mit „reizend" und „gräßlich" oder „brillant" und „famos" reichen sie aus für eine Unzahl von Dingen, die weder „reizend" noch „gräßlich", wenig glänzend, ganz unberühmt und nicht rühmenswert sind. — Noch weniger können sie erzählen, fangen am unrechten Ende oder in der Mitte an, gliedern weder ihren Satz noch ihren Bericht, vergessen Wichtiges und holen es nachträglich ein; kurz, wie selten hört man Geringfügiges oder Bedeutendes in richtiger, klarer, plastischer Darstellung mit angemessenem Vortrag. — Und doch ist richtiges Berichten so eine schöne Gabe. Wer kennt nicht Menschen, bei denen, wenn sie zu erzählen anfangen, bange Furcht sich der Zuhörer bemächtigt, und andere, wenige freilich, bei deren Wort Stille entsteht und jeder freudig lauscht? — Ebenso beim Lesen. Wie wenige Gebildete können wirklich lesen! Fast ebensowenig wie solche, die wirklich schreiben können. — Doch genug der melancholischen Betrachtung.

Also die Sprache ist ein wunderbarer Baum, der, aus kleinem Samen gewachsen, weittragende, mit unzähligen Blüten und genießbaren und ungenießbaren Früchten beladene Aeste trägt, der, tief im vergangenen und jetzigen Leben eines Volks wurzelnd, durch diese Wurzel die Lebenskraft schöpft, die ihn befähigt zu grünen und zu blühen und nicht nur stets wieder frische Blätter und Früchte zu treiben, sondern das Veraltete und Verdorrte abzustoßen.

So ist es eine für die ganze französische Litteratur, also für das gesamte geistige Leben der Nation bedeutsame Aufgabe der französischen Akademie, der vierzig „Unsterblichen", durch das stets erneuerte Dictionnaire de l'Académie nicht nur in maßvoller und berechtigter Weise Fremdwörter der französischen Sprache einzuverleiben (so erst seit drei Jahren anarchie und anarchiste u. s. w.), sondern ebenso veraltete, überlebte Wörter auszuscheiden; und Bismarck hat bedauert, daß er, durch politische Kämpfe und Partikularismus verhindert, diesen Gedanken Richelieus nicht auch in Deutschland verwirklichen konnte.

Eine Sprache kann der Mensch ebensowenig *machen*, wie einen lebendigen Baum. Eine willkürlich, noch so kunstvoll fabrizierte wäre jenen vom Flaschner hergestellten Zinkpflanzen, Aloe oder Yucca, vergleichbar, die, hübsch grün angestrichen, früher oft die Pfeiler von Hofthoren schmückten. Vor echten Pflanzen haben solche manches voraus; sie bedürfen der Pflege und des Begießens nicht, werden nicht unbequem groß und verwelken nicht; aber sie haben einen Nachteil: es sind eben keine Pflanzen.

Die Sprache ist ein Baum und auch ein Bau, dessen Steine aus dem bald mit granitenen, bald mit Kalk- oder Sandsteinquadern, bald mit künstlichen oder einfachen Backsteinen gefüllten Wörterschatz eines Volks entnommen sind und der nach einem „Stil", nach einer Architektur aufgeführt wird, welche die Individualität dieses Volks offenbart. Schon dieser Wortschatz, langsam angehäuft, kritisch vom unbewußten Volksgeist geprüft, der mit untrüglicher Schärfe bald manche Worte aufnimmt, bald andere ausstößt, enthält bei Licht besehen die ganze Lebensgeschichte dieses Volks, berichtet dem Kundigen, ob es einst aus Nomadenhirten oder am Meer aus Fischern und Seewickingern sich bildete, ob ackerbautreibend oder kriegerisch, und was es im Laufe der Jahrhunderte hindurch getrieben; erzählt schon mit der Wahl seiner Vokale und Konsonanten, sodann mit seinen Endungen, mit seinem Satzbau, seinen Redensarten und Sprichwörtern von seiner Poesie und seiner Prosa, von seiner Kunst und seinem Geschmackssinn, von seinen Gesetzen und seinen Sitten, seiner Moral und seiner Religion, und stellt uns ein gesamtes, großartiges Charakterbild dar. Verschwänden plötzlich die Germanen vom Erdboden und bliebe von ihnen nur das Wörterbuch der Gebrüder Grimm, so wären immer noch daraus trefflich und gründlich ihr Wesen, Thun und Lassen, ihr Geist und ihr Gemüt, ihre Fehler und ihre Tugenden zu erkennen.

Wie groß ist denn dieser Wortschatz des einzelnen Volks? — Er ist natürlich in dem Maße bedeutender und größer, als eben dieses Volk groß war und je mehr es eine bedeutsame Rolle in der Geschichte der Menschheit spielte. Daß Wortschatz und Sprache der Griechen und Römer hoch über dem der Turkomanen oder Hottentotten und Feuerländer stehen, ist selbstverständlich, wenn auch den wildesten Völkern oft überraschende Feinheit und Reichtum des Ausdrucks, so in Bezug auf die Natur, in der sie leben, und ihre Erscheinungen eigen sind.

Ueber die Wortzahl selbst der eigenen Sprache haben viele Gebildete höchst unklare Vorstellungen; sagte mir doch ein sonst belesener Deutscher, die deutsche Sprache habe 500000 Wörter, die französische aber nur 100000! — Wäre dies der Fall, so müßte nicht nur der Deutsche durchschnittlich fünfmal gescheiter, wissender und geistreicher sein, müßte eine fünfmal größere und umfassendere Weltanschauung haben als der Franzose, was doch kaum der Fall; sondern es wäre nicht möglich, ein deutsches Buch ins Französische zu übersetzen, da dazu von fünf Ausdrücken immer vier fehlten. Daß jedes Buch so ziemlich in allen europäischen Sprachen zum Gemeingut der Gebildeten gemacht werden kann, ist vielmehr der Beweis, daß diese Sprachen nahezu denselben Wortschatz besitzen, nämlich an 80000 Grundwörter; und der Irrtum des obigen Deutschen bestand darin, daß er Zusammensetzungen wie: ankommen, verkommen u. s. w. als selbständige Wörter aufzählte.

Aber ein anderes als der Wortschatz seines Volks ist der des Einzelnen. Wie kein Mensch sich rühmen kann, sein eigenes Volk, und wäre es noch so

klein, mit all seinem Dichten und Trachten zu kennen, so kennt auch nicht einer alle Wörter seiner Muttersprache. Selbst der Lehrer, der Gelehrte, der Schriftsteller braucht davon nur einen unglaublich kleinen Teil. Es haben sich verschiedene Männer, darunter Landpfarrer in England und in Deutschland, die Arbeit nicht verdrießen lassen, in langen Jahren festzustellen, wie vieler Grundwörter sich der Landmann von der Wiege bis zum Grabe bedient, und übereinstimmend fanden sie, daß diese Zahl zwischen 800 und 1000 schwankt. Ja, Russen, die ähnliche Untersuchungen angestellt, behaupten, daß der russische Bauer lebenslänglich nur 300 Grundwörter braucht(!) Weitere Arbeiten haben ergeben, daß Städtebewohner, und selbst Gebildete, durchschnittlich mit 2000 bis 2500 Wörtern vollkommen ausreichen, und der Schriftsteller wird schon als allseitig betrachtet und ihm eine Meisterschaft über die Sprache zuerkannt, welcher deren 3—4000 benützt. Der um den richtigen Ausdruck so besorgte Goethe soll über 5—6000 verfügen. Shakespeare, der alle Gebiete des menschlichen Lebens behandelt, rühmt man nach, sein Wortschatz bestehe aus 8000 Wörtern und er sei der größte aller Schriftsteller. Also hantiert der Bauer mit nur einem Hundertstel seiner Muttersprache, und auch der große Shakespeare läßt neun Zehntel derselben unbenutzt! Um diese verblüffende Thatsache zu verstehen, muß man sich darüber klar werden, daß, wie jeder Mensch innerhalb des oft sehr kleinen Kreises lebt, den sein Beruf, seine Spezialität, seine Gesellschaft, seine Gewohnheiten um ihn ziehen, und von sehr vielem, was andere Kreise bewegt, nichts weiß, noch wissen will, er auch im engbegrenzten Kreis der eigenen Sprache lebt. Juristen oder Aerzte gebrauchen schon ganz andere Ausdrücke als Künstler oder Schauspieler. Noch mehr ist das der Fall bei technischen Berufen, und jeder kann bei einem Schlosser oder Flaschner, Färber oder Optiker der unverständlichen Ausdrücke und Namen unbekannter Werkzeuge genug hören. Und noch verschiedener ist die Sprache des Bergmanns von der des Seemanns u. s. w. So fangen wir an, uns für die Marine zu interessieren und Marineausdrücke zu verstehen; aber noch vor zwanzig Jahren konnte man gelehrte Professoren in Verlegenheit bringen, fragte man sie, was eine Großwante oder eine Marsraa sei, Wörter, jedem Schiffsjungen so geläufig, wie uns die Bezeichnung von Tisch oder Stuhl.

Wir müssen uns also die gesamte Sprache eines Volks als einen großen Kreis vorstellen, der viele andere ungleich große, stets ineinandergreifende Kreise enthält. Alle diese Kreise haben aber dabei einen kleinen Mittelkreis von allen Menschen bekannten Wörtern gemein.

Nicht anders verhält es sich mit den Sprachen der Menschheit; jedes Volk hat, wie seinen Gedanken-, so auch seinen mehr oder weniger den anderer berührenden Sprachkreis und seinen derjenigen Natur, in der er lebt und webt, entlehnten Wortschatz; die Worte und Bilder, mit denen der Tatar sein Seelenleben ausdrückt, sind andere und müssen andere sein, als die des Fidschiinsulaners oder des Grönländers. Niemals wird sich der Eskimo der Sprache

des Arabers, oder der Tunguse der des Alpensennen oder des Indianers der Prärie oder des malajischen Seeräubers bedienen, schon weil Hunderte von Naturerscheinungen, Pflanzen und Tiere und darauf bezügliche Vorstellungen mit Land und geographischer Breite wechseln. So hat wohl der Isländer 120 Namen für „Insel“ und der Eskimo zahlreiche für alle die Bildungen von Schnee und Eis, unter denen er lebt, aber keine für die glühende Sandwüste oder den heißen Samum, die Oasis, die Palme und den Löwen, und hinwiederum hat der Araber 100 Namen für den Löwen, aber für das Meer und alle seine Formen nur ein Wort: Bahr, das zugleich auch „Fluß“ bedeutet.

Damit ist schon die Unmöglichkeit einer Weltsprache gegeben, wenn darunter eine solche verstanden wird, die allen Völkern zum Ausdruck ihres gesamten Lebens und zum Organ einer Weltlitteratur dienen soll. — Niemals werden die so verschiedenen Völker, und ebensowenig die verschiedenen Klassen und Individualitäten innerhalb eines Volks (man sehe z. B. die vielen Dialekte in der kleinen Schweiz, oder die Sprache des Volks und der Wissenschaft in Deutschland) sich ganz und voll derselben Sprache bedienen, um ihr ganzes Denken auszudrücken. Wie die Bibel die Sprachverschiedenheit von einem Abfall von Gott ableitet, so müßte die Menschheit vor allem zuerst wieder an einen Gott glauben, um eine Sprache zu sprechen. Vom philologischen Standpunkt aus aber betrachtet, müßte als notwendige Vorbereitung zu einer gebildeten Weltsprache ein Weltbildungsverein gegründet werden, der sich die akademische Ausbildung von etlichen Millionen Chinesen, Tungusen, Feuerländern, Negerlein und Papuanern zur Aufgabe machte, ehe man an die Einführung einer „Panlingua“ denken könnte, die, wie im Mittelalter das Lateinische, wenigstens den Gebildeten zum allgemeinen Verständnis diente. Aber eine solche müßte immer noch auf die historische Thatsache einer weltbeherrschenden Macht wie das römische Reich aufgebaut werden.

Und doch stehen wir im Zeichen des Weltverkehrs und des Welthandels, und wie eine Weltpost und eine Weltmarke werden wir in diesem Jahrhundert auch nur ein Maß, ein Gewicht und eine Weltmünze haben und werden es nicht fassen können, wie man so lang an der in jeder Hinsicht unpraktischen, überaus lästigen, nur Banquiers und Geldwechslern Vorteil bringenden Verschiedenheit des Geldes, dieses allgemeinen Tauschmittels unter den Völkern, festhalten konnte. — Sollte da nicht auch eine Weltsprache zu stande kommen? Sollten Völker sich nicht ebenso über ein allgemeines Wörterbuch und über dieselben gemeinschaftlichen Schriftzeichen einigen können, wie jetzt schon so viele sich desselben Dezimalsystems und fast alle derselben sog. arabischen Ziffern bedienen?

Diese Frage ist ebensogut einer bejahenden wie einer verneinenden Antwort fähig.

So läßt obiger Satz, die Menschheit müsse an einen Gott glauben, um eine Sprache zu sprechen, einen Schimmer von Hoffnung für die Zukunft

zu. Denn mehr und mehr glaubte die Menschheit an den Gott Dollar, dessen Hohepriester weltbekannte Firmen, dessen Gottesdienst verschiedene trusts und rings, dessen Tempel, Kontore und Bankhäuser, in allen Ländern und Kolonien wie Pilze aufschießen. Auf dieser Basis ließe sich etwas machen, und für die so zahlreichen Gläubigen und Diener des Gottes Money um so eher eine gemeinschaftliche Verkehrssprache finden, als gerade die angloſächſiſche, mehr oder weniger weltbeherrschende Rasse diesem Kultus am eifrigsten huldigt. Nur darüber muß man sich klar sein: Diese lediglich dem Welthandel, Weltgeschäft und Weltverkehr dienende Sprache soll und kann nicht alle andern ersetzen, sondern müßte neben ihnen bestehen, etwa wie Stenographie neben der gewöhnlichen Schrift; soll bestimmten praktischen Zwecken dienen und sich nicht einfallen lassen, daneben auch Idealität oder Poesie, Philosophie oder gar Religion, es sei denn amerikanischen Scientismus zu treiben.

Das haben diejenigen übersehen, die in letzter Zeit derartige Versuche anstellten und die „Lingua Pura“, die „Panlingua“ und besonders „Volapük“ aufbrachten. Wie zu erwarten, gingen diese Versuche hauptsächlich von deutschen Ideologen aus, und man erinnert sich noch der Volapük-Begeisterung. Es entstanden an 800 Volapükvereine, Zeitschriften brachten unter „Allerlei“ Volapükgedichte und -rätsel vor, und ein ehrlicher Deutscher machte sich an die völlig überflüssige Uebersetzung von Hegels Werken ins Volapükische. — Aber wie gewonnen, so zerronnen. Wer spricht heute noch Volapük? — Indessen braucht man nur die Volapükgrammatik von dem Erfinder und Fabrikant derselben, dem badischen Pfarrer Schleyer, zu öffnen, um die Ursachen dieses raschen Verfalls darin zu finden. Mit deutscher Gründlichkeit und Pedanterie behaftet, litt dieser Mann an der Pietät, die nicht den Mut hat, rücksichtslos mit dem Althergebrachten zu brechen. Wohl hat er einige Lichtblicke, so über die untergeordnete Rolle des Geschlechts in der Sprache; aber wie viel Ballast und Plunder behält, ja erfindet er! — So schon im Alphabet 2 neue Buchstaben; so in seinem Wortschatz, und obgleich er vorgiebt, das Englische als Grundstock anzunehmen, allerlei unbekannte und unmotivierte Wörter wie limèp, Kaiser; labem, Vermögen; pöfüd, Gewinn. So verfertigt er neue und ganz unnötige Länder- und Völkernamen: Nolamelop, Nordamerika; Nelij, England; Löstan, Rußland; Silop, Asien; dazu noch Ausdrücke wie: Blechköpfigkeit! — Hätte da nicht das altbewährte, vielseitige, von ihm noch gesteigerte: Esel, cuk, cukum, cukün, Esel, Eseler, Eselster genügt?

Ebenso unpraktisch ist seine Grammatik. Er kennt „phonetische Gründe“, „einen höheren Stil“, „Ausnahmen für die Dichter“, und spricht von: „öfters“, „in der Regel“, „nur selten“ u. s. w.! Er nimmt nicht nur alle möglichen und unnötigen Endungen an, sondern auch große Buchstaben für gewisse Hauptwörter (!), sodann eine jeweilige, auch „poetische“ Adverbialendung o am Adjektiv, und was noch mehr des unnötigen und schädlichen Luxus ist. Doch nicht genug! Neben dem schon, wie Süddeutsche beweisen, ziemlich überflüssigen

Konjunktiv erfindet er sich einen Optativ oder Wunschform! — und zum Imperativ einen Jussiv, verstärkte Befehlsform! — Ja, er fabriziert sich noch eine extra Höflichkeitsform des Zeitworts! macht dazu Höflichkeitsfürwörter und schreibt naiv: „Warum muß auch für die höfliche Ausdrucksweise eine besondere Fürwortform vorhanden sein? — Weil wir aus tausendfacher Erfahrung wissen, daß zahllose (?) Volapükisten sich durch ol, du, beleidigt fühlen, aber kein wahrer Volapükist irgend jemand absichtlich beleidigen soll." — O edle deutsche Seele, zu gut für die Jetztzeit und unser hartes, prosaisches Jahrhundert! Man stelle sich vor, wie Engländer und Amerikaner, damit „sie ja niemand absichtlich beleidigen", neue sprachliche Höflichkeitsformen mühsam erlernen, um Buren, Philippinern, Negerstämmen und Insulanern in der Südsee mitzuteilen, daß sie sie annektieren und zusammmenschießen werden, wenn sie sich nicht freiwillig ihrer gerechten, fried- und freiheitliebenden Regierung unterwerfen.

Wenn Pfarrer Schleyer seinem Volapük nachrühmt, es sei „unter allen die sinnreichste Sprache", so stellt er ihr unbewußt das Zeugnis aus, daß sie zur Weltsprache die alleruntauglichste ist; und war er genial, wie seine Volapükisten hervorhoben, so war dies sein größter Fehler. Zum Erfinder und Fabrikanten einer brauchbaren Weltsprache kann man ein Genie so wenig brauchen, wie einen Klopstock zum Gründer und Direktor einer Aktiengesellschaft für Margarinefabrikation. Nicht Theoretiker, gelehrte Philologen und deutsche Philosophen, die, wie Heine sagt, vor lauter Denken zu keinem Urteil kommen, sondern zehn der trockensten, herz- und gemütlosesten, matter of factesten, geriebensten und hartgesottensten Geschäfts- und Geldmenschen, die auf Erden, etwa in Amerika, zu finden, bringe man zusammen und stelle ihnen die Aufgabe, mit möglichst wenig Wörtern, möglichst wenig Veränderungen dieser Wörter und durchaus einförmigem Satzbau alles zu sagen, was heutzutage der echte Geschäftsmann zu sagen hat, aber nichts darüber — das kann eine praktische, kompendiöse Weltsprache und „Alang" geben. Und wollen sie wider Erwarten durchaus „etwas Höflichkeit", so schreibe man bei der Korrespondenz oben: Vs! = Vossignoria! Your Lordship! Hochverehrtester, Hochwohlgeborener! u. s. w. und am Schluß: Sv! (Salve! servus!) = Es grüßt Sie Ihr unterthänigster, ergebenster, gehorsamster Diener! — Ja nicht aber sollen sich diese Männer unterstehen, eine wissenschaftliche, historisch begründete oder poetische oder wohlklingende, philosophische oder religiöse Sprache zu fabrizieren. (Etwas unvermeidliche Poesie und Symbolik wird ja immerhin auch dieser Sprache dadurch anhaften, daß durch Geschäftsausdrücke auch Familienereignisse und Verhältnisse, so Heirat als Association mit oder ohne Fonds, Geburt als Ankunft eines lebendigen Kolli in gutem Zustand, der Tod aber als Geschäftsaustritt oder Bankrott, u. s. w. ausgedrückt werden.)

Wir können keine lebendige Pflanze machen, wohl aber zweckmäßig auf einen Wildling ein anderes Reis einpfropfen. So wäre es Bedingung

einer zukünftigen Weltsprache, daß sie sich auf einer schon bestehenden lebenskräftigen aufbaue. Dazu ist nur, und so wenig man auch für englisches Wesen zu schwärmen braucht, die englische Sprache geeignet als die eines kurz angebundenen, selbstsüchtigen und rücksichtslosen Volks, welches weiß, was es will, es klar sagt, sehr viele einsilbige Wörter besitzt (If you can go with me at ten to the play and bring your son with you, I shall be glad to see him, 2c. = Wenn Sie zu mir um zehn Uhr zum Spiel kommen können und Ihren Sohn mitbringen, werde ich mich freuen, ihn zu sehen) und dazu durch chinesische Agglutination beliebige Zusammensetzungen herstellt: Orientsteamnavigationcompanydirector (Direktor der Orient-Dampfschiffahrtsgesellschaft).

Nach dem Obengesagten, sowie in Anbetracht, daß Volapük bei vielen unnötigen Wörtern doch mit 2400 solchen alle Anforderungen einer gebildeten Sprache zu erfüllen glaubte, genügen zu einer im obigen Sinne brauchbaren Weltsprache vollauf 800 Grundwörter, also ein Wortschatz, den ein einigermaßen Begabter in 8 Tagen oder weniger völlig bemeistern kann, zumal sehr viele davon schon international sind. Womöglich sollen alle einsilbig sein, und wie der Londoner für omnibus „bus“ und für Zoological Garden „Zoo“ sagt, genügte auch „bac“ für tabacco, „gum“ für Gummi arabicum, „choc“ für Chocolade, „cau“ für Kautschuk, „El“ für Elektrizität, u. s. w.

Ohne hier eine langweilige Grammatik einer solchen Weltsprache zu schreiben, möchte ich nur über eine praktische Vereinfachung der Sprache einige Winke geben und mit Zuhilfenahme von Französisch und Englisch zeigen, wie so viele Sprachformen, die wir uns angewöhnt haben, in Wahrheit entbehrlich sind; denn es ist ein Irrtum zu glauben, daß eine gebildete Sprache alle logischen Formen besitzen müsse. Der Engländer entbehrt viele und auch der Deutsche sagt: Sie gehen und wir gehen auch. Wissen sie, daß sie angekommen ist? Die meisten Sätze sind streng genommen elliptisch und auch bildlich; wir sagen die Hälfte und denken die andere dazu. — Maßgebend wären etwa folgende Gesichtspunkte.

Alle nicht lautbaren Zeichen sollen wegfallen. So z. B. die Pluralendungen wie die auf s und x im Französischen, maisons, bijoux; ferner die verschiedenen Formen in cent, sans, sens, s'en, sang; in saint, ceint, cinq u. s. w., ebenso alle Doppelbuchstaben: Haar, Schatten, und alle gedehnten: Mohr, Wiese u. s. w.

Veränderliche Endungen sind abzuschaffen, und Plural, Kasus und Personen mit Vorsilben (Präfixen) zu geben. Die veränderlichen Endungen sind es, die das Lernen einer Sprache erschweren und die Lernenden verwirren; von 100 Schreibfehlern im französischen Diktat z. B. sind bei Schülern und Schülerinnen 75 Endungsfehler. Präfixen sind praktischer und leichter zu behalten und anzuwenden.

So bedarf man beim Hauptwort nur entweder der Endung (oder besser Vorsilbe) oder des Artikels, aber nicht beider. Der Lateiner dekliniert: homo, hominis, homini, hominem und bedarf keines Artikels; der Franzose hat nur

den Artikel und keine Endung; der Engländer sagt: man, of man, to man, man und braucht keine Endungen und oft keinen Artikel; der Deutsche aber gönnt sich den Luxus der Deklination und des Artikels: der Mann, des Mannes, dem Manne. Ebenso läßt sich ein für allemal der Plural beim unveränderten Hauptwort durch Artikel oder Präfix, etwa le, einfach und zweckmäßig angeben.

Das Geschlecht sollte, zumal wegen der zukünftigen Gleichberechtigung der Geschlechter, in einer solchen Weltsprache keine Rolle spielen, wie auch ein Geschlecht der Dinge wenigstens praktisch ein Unding ist. Kein Deutscher weiß, warum er der Tisch, die Feder und das Zimmer sagt; und mit spöttischem Erstaunen vernimmt der Ausländer, daß es im Deutschen drei Geschlechter giebt, nämlich ein männliches: der Mann; sodann ein weibliches, also: das Weib und endlich ein sächliches, also: die Sache! — (Die Bezeichnung des Geschlechts beim Tier kann, wenn nötig, durch Vorsetzen von „la“ im Femininum angezeigt werden; englisch: a wolf, a shewolf.)

Auch die Steigerung mit more und most ist zweckmäßiger als eine solche durch Endungen, und ebenso können sämtliche Kasusendungen der Fürwörter durch Vorsetzen von of und to ersetzt werden.

Das Englische my son, my wife, my house, my houses zeigt, daß besitzanzeigende Fürwörter weder der Geschlechts- noch der Mehrzahlsform bedürfen; wenn diese aber nicht, dann ebenso wenig die hinweisenden; und so ist das französische relative qui zugleich männlich und weiblich, Einzahl und Mehrzahl. Von den persönlichen Fürwörtern gebraucht das Englische du, dich, deiner nicht; wie es „du“ durch you ersetzt, ließe sich „ich“ durch „wir“, wie schon im Geschäftsstil und sonst ausdrücken. Der Deutsche hat dieselbe Form für „sie“ Einzahl weiblich, „sie“ Mehrzahl und „Sie“ in der Anrede und gebraucht „ihr“ für die französischen Formen vous, votre, son, sa, leur. Auch diese Formen sind also entbehrlich, und dasselbe persönliche Fürwort für Mann und Frau wäre um nichts unvernünftiger als: das Weib, das Mädchen. — Auch die Adverbialendungen „ment“ und „ly“ sind, wie am Deutschen zu sehen, überflüssig. Der Mann ist gut; er hat gut gesprochen.

Endlich ist das so wichtige Zeitwort, das durch seine zahlreichen Unregelmäßigkeiten, sowie durch Mode, Zeiten und Personen die größten Schwierigkeiten im Erlernen einer Sprache bietet, einer großartigen Vereinfachung fähig, wie am Englischen einigermaßen zu sehen. Selbstverständlich müßten alle Zeitwörter nach einer Konjugation regelmäßig konjugiert werden. Nebst dem Infinitiv, der auch das Präsens giebt: ich lernen, du lernen u. s. w. ist nur noch das Mittelwort der Vergangenheit, das zugleich Imperfekt, notwendig: ich gelernt, du gelernt, wir gelernt u. s. w. Das Futurum kann mit „will“ gebildet werden (englisch J will go). Zum Konditionalis bedarf's nur des „Wenn“; wenn ich thue; ich thue, wenn ... Der Konjunktiv kann entbehrt werden, wie mancher Süddeutsche so gut wie nie einen braucht. Endlich läßt sich die Befehlsform à la Friedrich dem Großen durch den Infinitiv geben. Somit

wäre in der neuen Welt- und Handelssprache für die ganze Konjugation aller Zeitwörter nur eine und dieselbe Endung, etwa ed, zu merken.

Mit diesen manchen gar kühn erscheinenden, aber durch Beispiele aus gebildeten Sprachen durchaus zu rechtfertigenden Vereinfachungen läßt sich eine verständliche und brauchbare Weltverkehrssprache von verblüffender Einfachheit herstellen. Alle Wörter sind unveränderlich. Mit drei Artikeln, dem männlichen, dem seltenen weiblichen und der Mehrzahlsform, vier persönlichen Fürwörtern und einer Perfektform für das Zeitwort reicht man aus. Also eine in einer Stunde zu lernende Formenlehre.

Nicht minder läßt sich der Satzbau vereinfachen. Eine Form des Hauptsatzes genügt nach der einzigen Wortfolge: Subjekt, Zeitwort, Accusativ, entferntes Objekt, Umstand. Jeder bejahende Satz wird zum verneinenden durch Vorsetzen von ne oder ni oder no gemacht. Kein Fragesatz! Die Frage wird nur, wenn gesprochen, durch Betonung, wenn geschrieben, durch das Fragezeichen ausgedrückt. — Du kommen heute? — Kein Relativsatz! er ist, wie am Telegrammstil zu sehen, überflüssig. Alles kann in Hauptsätzen ausgedrückt werden, und die ganze Satzlehre reduziert sich auf obige Reihenfolge im Hauptsatz.

Dem Entrüstungsgeschrei zartfühlender Seelen und Sprachkundiger über eine so mechanische, eintönige, geistlose Weltsprache entgegne ich: qui veut la fin, veut les moyens (wer das Ziel will, will die Mittel), und time is money (Zeit ist Geld). Genügt eine solche Sprache dem geschäftlichen Weltverkehr, und das thut sie, dann ist vernünftigerweise nichts gegen ihren Gebrauch einzuwenden, und ich halte keineswegs für ausgeschlossen, daß in diesem Jahrhundert ein Weltkongreß der Haupthandelsfirmen der Erde über Mittel der Vereinfachung des Verkehrs und dabei über eine ähnliche Sprache beraten wird.

Daß allmählich eine Anbahnung dazu auf dem Wege einer stenographischen Weltschrift stattfinden wird, ist nicht unwahrscheinlich. Interessant ist es, daß der erste Optiker Deutschlands und vielleicht der Welt, was Mikroskope betrifft, Zeiß in Jena, schon diese Bahn betreten hat. In seinem Prospektus giebt er für jeden noch so komplizierten Apparat je nur ein an sich sinnloses Telegramm- und Korrespondenzwort, so „Balador", „Balagar", „Balahu", in einer Abteilung mit „Ba", in der nächsten mit „Be" anfangend 2c. und ersetzt damit völlig eine weitläufige Beschreibung. Man sieht, auf diese Art läßt sich durch systematisches Anreihen der Vokale und Konsonannten allen Korrespondenzbedürfnissen einer Handelsbranche mit einfachsten Mitteln genügen.

Daß unsere sämtlichen modernen Sprachen mehr oder weniger unbewußt einer Vereinfachung, freilich oft einer Versteinerung entgegengehen, ist unleugbar. So stößt alljährlich die deutsche Sprache überflüssige Konsonanten und gedehnte Vokale aus; ebenso die englische. So werden alljährlich zahlreiche Bittschriften an die französische Akademie gerichtet, sie möchte die Unveränderlichkeit des Part. passé endlich dekretieren, dieses Kreuz aller Schüler, und ebenso die Abschaffung aller Doppelkonsonanten. Am schwersten werden sicherlich die unregelmäßigen Zeit-



wörter sich abschaffen lassen; indessen auch hier fängt der Deutsche an „fragte“ anstatt „frug“, „gärte“ anstatt „gor“, „saugte“ anstatt „sog“, „schnaubte“ anstatt „schnob“, „verwirrte“ anstatt „verworr“ u. s. w. zu gebrauchen. So soll die praktische japanesische Regierung schon vor dem Krieg mit China in Oxford und Cambridge angefragt haben, ob für den Fall, daß sie das Englische zur offiziellen Umgangssprache mit Fremden mache, ihr gestattet würde, sämtliche Zeitwörter regelmäßig zu konjugieren, eine Anfrage, auf welche ihr freilich eine verneinende Antwort zu teil wurde.

Viele uns jetzt kaum glaublich dünkende Veränderungen wird das beginnende Jahrhundert uns bringen, durch den gebieterischen Drang erzeugt, mit der blitzschnellen Elektrizität und den dadurch so beschleunigten Verkehrs- und Lebensformen Schritt zu halten. Ob darunter auch eine verkürzte und allgemeine Telegrammsprache?



Asyl.

Von

M. Herbert.

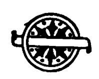
Ich sprach zu dir: O sieh, mein Leid ist groß
Und ohne Worte darf ich's dir erzählen,
Du kennst das Schweigen und den Frieden bloß
Und wirst mich nie mit lauten Fragen quälen.

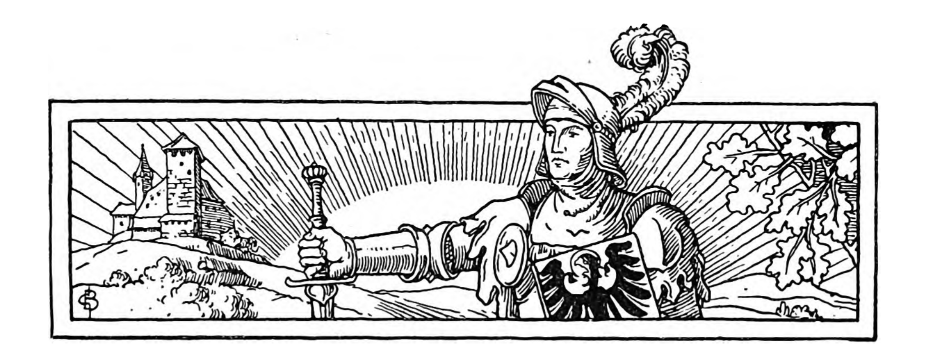
An deinem Grab steht eine grüne Bank,
Und dunkler Epheu wächst um deinen Namen.
Ich kannte dich vom Sturm gebeugt und krank,
Bis deines Friedens sel'ge Stunden kamen.

Nun ist bei dir ein wunderstill Asyl,
Du schläfst in Mauern, die vom Leben trennen;
Und lächelnd fragst du mich vom sel'gen Ziel,
Weshalb vom Streit noch meine Wangen brennen.

Und fassest still nach meiner heißen Hand:
„So tief wie du hab' ich im Leid gestanden,
„So heiß wie dich traf mich des Lebens Brand,
„So schwer wie du lag ich in Kummers Banden.“

Und alles schwand. — Hier ist so süßer Fried' —
Hier ist so wunderſel'ges Abendschweigen.
Ich liege still und hör' das Amsellied
Und lausch' dem Wiegen in den Weidenzweigen.





Die arme Maria.

Erzählung von Paul Bergenroth.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Als die Aebtissin eine Stunde später zurückkehrte, kam Liesa, die einen Augenblick bei Lona und Franziska gewesen war, gerade recht, um der alten Dame aus dem Wagen zu helfen.

Sie gingen in das zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer. Die hohen Fenster des Gemaches standen weit offen, und auf den Kronen der Gartenbäume draußen lag noch der rote Glanz der scheidenden Sonne. Im Zimmer selbst brannte bereits die große kupferne Hängelampe. Liesa setzte sich an den runden, mit Büchern bedeckten Tisch in der Mitte, während die Aebtissin nach ihrer Gewohnheit auf dem weichen Teppich auf und nieder schritt.

„Nun, Tante?"

„Wieder eine ganz seltsame Geschichte. Also, Maria ist heute morgen ganz allein und zu Fuß nach Reichertswalde in die Kirche gegangen — zu Brandt. Das war recht von ihr. Brandt ist doch der einzige Pastor weit und breit, der einem das Evangelium nicht nur vorpredigt, sondern auch vorlebt. Wenn ich an unseren lieben Klosterprälaten denke mit seinen 7000 Mark Einkünften, na! — Aber sieh mal den großen Nachtfalter, der da immer an unsere Lampe stößt. Das macht mich ganz krank. Vielleicht kannst du das dumme Ding fangen und wieder an die Luft setzen? Und dann schließe, bitte, die Fenster! Wir haben den Tag über frische Luft genug gehabt, und es ist nicht nötig, daß um unsertwillen die Motten ins Feuer fliegen."

Liesa that, wie ihr geheißen war, und die Aebtissin fuhr fort: „Ja, was wollte ich sagen? Also, die Gräfin ist nach Reichertswalde zur Kirche gegangen und kommt nicht wieder. Die Dienerschaft wird unruhig, man geht in den Park und sucht. Aber man findet sie nicht. Endlich kommt der Kastellan auf

den vernünftigen Gedanken, ihren großen Hund los zu lassen. Und richtig, kaum ist der Hund draußen, da giebt er laut. Und nun findet man die Aermste dicht am Wege hinter einem wilden Rosenbusch — ausgestreckt und regungslos, wie eine Tote. Man schickt nach dem Medizinalrat — wir begegneten ihm ja — und will die Gräfin ins Schloß tragen. Aber der Hund, ein Riesentier, läßt es nicht zu, daß man seine Herrin anrührt. Es geht nicht anders, man muß eine Flinte holen und das Tier totschießen."

„Und die Gräfin, Tante?"

„Ja, der Medizinalrat weiß auch nicht recht, was ihr zugestoßen ist. Er meint, sie muß eine große Aufregung gehabt haben. Der anstrengende Marsch in der Mittagshitze bei nüchternem Magen möge sie auch angegriffen haben. Sie müsse mehrmals auf dem Wege ohnmächtig geworden und gefallen sein. Nun liege sie in einem zwar nicht bewußtlosen, aber völlig apathischen Zustande. Es sei nicht ausgeschlossen, daß sich ein Nervenfieber oder was Aehnliches daraus entwickele. Jedenfalls muß fürs erste jede Erregung vermieden werden, und sie darf zunächst auch niemand sehen."

„Nun, Tante, sie wird sich erholen."

„Ach, Kind, wer weiß, ob es nicht besser für sie wäre, wenn sie unter dem Rosenbusch ihr Grab gefunden hätte!"

„Tante!" rief Liesa entsetzt.

Die Aebtissin blieb vor ihr stehen und streichelte liebevoll ihren blonden Scheitel. „Wir wollen nicht davon reden, mein Liebling," sagte sie. „Heute ist dein Verlobungstag, und da hast du ein Recht auf heitere und angenehme Gedanken. Also wollen wir von dir sprechen, oder noch besser von deinem Kuno. Ich glaube wirklich, mein Kind, du hast das große Los gezogen."

„Wie das nun wieder klingt, Tante! Ich habe ihn doch nicht gezogen, höchstens könnte es doch nur umgekehrt gewesen sein."

„Nun, gewiß, du hast recht. Es war auch nur so eine Redensart. Aber ich glaube wirklich, daß dein Kuno ein völlig reiner und unbefleckter Mensch ist. Man findet zuweilen gerade in den Kreisen, die durch Geburt und Reichtum bevorzugt sind, solche idealen Charaktere. Tugend und Laster gedeihen beide am besten auf der Höhe. Bärenburg war auch solch ein Idealmensch —"

Liesa hatte die Empfindung, daß die Aebtissin sich, trotz ihrer gegenteiligen Versicherung, einmal gegen sie aussprechen wolle, und so hütete sie sich, deren unwillkürlichen Gedankengang durch eine Bemerkung ihrerseits zu unterbrechen.

„Ich kannte ihn ja von Kind auf," fuhr die alte Dame fort. „Dein Großvater hatte, wie du weißt, von dem alten Grafen den Hof Kattenbusch gepachtet. Kattenbusch liegt dicht bei Radöhl, und Albrecht und ich waren als Kinder viel zusammen. Er war grundgut, wie dein Kuno. Aber ihm fehlte die Initiative. Nun, daß es Kuno nicht an Initiative fehlt, das haben wir gestern ja erlebt. Er hat dich ja im Sturm erobert."

Die Aebtissin schwieg einen Augenblick und lächelte. Dann wurde sie wieder ernst und begann von neuem. „Albrecht war eine völlig passive Natur. Er wollte viel, aber er faßte nichts recht an. So hatte er immer was Freudloses, Unbefriedigtes. Ihm fehlte die Freude der That. Der Geist überwog den Willen. Er war ein Grübler.

„Das Schicksal hatte ihn so gestellt, wie es nur wenigen Menschen zu geschehen pflegt. Er war reich und dabei von großer körperlicher Schönheit. Wenn Maria wirklich so blendend schön aussieht, wie deine Freundinnen dir berichtet haben, so hat sie das vom Vater ebenso sehr wie von der Mutter. Und doch schien Albrecht trotz allem dazu prädestiniert, unglücklich zu sein. Er fühlte sich allen Menschen überlegen. Und doch fühlte er sich auch wieder kleiner als die meisten. Das trieb ihn in die Einsamkeit.

„Mit seinem lockigen Haar und seinem Hang zu den Büchern machte er als Soldat keine gute Figur. Aber auch mit der Beamtenlaufbahn, die er hernach einschlug, wollte es nicht gehen. Der junge Referendar wußte vieles oder glaubte wenigstens vieles besser zu wissen als seine Räte. Aus der Unfähigkeit einiger höherer Beamten schloß er auf die Verdorbenheit des ganzen Staatswesens und zog sich grollend auf seine Güter zurück. Sonderbar, er hatte so ausgesprochen aristokratische Neigungen und Empfindungen, aber nun schrieb er Zeitungsartikel und Broschüren, die sich kaum noch von den Brandschriften der enragierten sozialdemokratischen Parteiführer unterschieden. Mit seinem warmen Herzen wollte er die Welt glücklich machen, und da er in der Praxis nicht einmal den Geruch der Armut vertragen konnte, wollte er wenigstens theoretisch für sie eintreten. Man fing an, zu glauben, daß er auf dem Wege sei, überzuschnappen, und daß ihm nur eines noch helfen könne, nämlich, wenn er eine tüchtige Frau gewänne, die dazu im stande wäre, ihn auf den rechten Weg zu führen. Es gab natürlich viele Damen, die sich für befähigt hielten, diese schwierige, aber dankbare Aufgabe zu lösen. Unter ihnen war auch Ludmilla Bärenburg, Albrechts entfernte Verwandte. Du hast sie ja neulich auf unserer letzten Eisenbahnfahrt gesehen, und ich habe dir einiges von ihr erzählt. Ludmilla hat es immer so darzustellen gewußt, als ob meine Abneigung gegen sie aus Eifersucht entsprungen wäre. Aber sie log. Ich wußte es genau, daß Albrecht sich nichts aus ihr machte.

„Und doch ist sie es gewesen, die uns getrennt hat."

Die Aebtissin unterbrach ihre Wanderung durch das Zimmer und setzte sich dicht neben Liesa in den hellen Schein der Lampe.

„Albrecht", fuhr sie fort, „war damals mein Abgott. Gerade seine Schwächen, seine innere Weichheit, sein Hang zum Grübeln machten ihn groß in meinen Augen. Alle seine verkehrten Anschauungen teilte ich oder bildete mir ein, sie zu teilen. Ich verachtete und bemitleidete die Menschen, die diesen einsamen und großen Geist nicht verstehen, die an ihm mäkeln und ihn belachen wollten. Und Albrecht that meine rückhaltlose Bewunderung wohl. Er hing

sehr an mir. Ich hatte schon damals die Ansätze zu meiner heutigen, nicht gerade klassischen Nase, und meine Augen lagen damals um keinen Zoll tiefer in ihren Höhlen als heute — aber Albrecht in seiner Idealität war der Mann, um über solche Aeußerlichkeiten hinwegzusehen. Doch nun kam Ludmilla mit ihren Insinuationen. Und dagegen bäumte sich mein Stolz auf. Ich war eine Grütz. Und eine Grütz stirbt lieber arm und einsam, als daß sie sich nachsagen läßt, sie hätte sich einem reichen Mann an den Hals geworfen. Ich wurde, während mein Herz von Zärtlichkeit überquoll, hart und abweisend gegen Albrecht. Er war verletzt und ging auf Reisen. Von einer dieser Reisen kehrte er als Bräutigam zurück.

„Er hatte sich mit der Tochter eines Kölner Regierungspräsidenten verlobt. Eine bildschöne, kluge, gewandte, lebenslustige Rheinländerin. Nun, Kind, was soll ich sagen, ich versank damals in Gram und Schmerz, aber ich überlebte es. Ich lernte Marie Charlotte kennen und mußte mir gestehen, daß Albrechts Glück bei ihr in besseren Händen ruhte als bei mir. Man hält mich für einen männlichen Geist. Du liebe Zeit, ich habe mir eine gewisse façon de parler angewöhnt, die die Leute in Choc hält, aber im Grunde bin ich doch nur ein Weib, ein armes, unsicheres, hilfloses Frauenzimmer. Mit meiner kindischen Anbetung konnte ich Albrecht keine Stütze sein. Bei Marie Charlotte dagegen war alles Klarheit, Thatkraft, Lebensfreude.

„Es war im März 1870, als Albrecht sich mit Marie Charlotte verlobte, und im Juli wurde der Krieg erklärt. Natürlich machte ihn Albrecht mit. In der Schlacht von St. Privat wurde er schrecklich verwundet. Anfangs lauteten die Nachrichten günstig, aber dann erhielt Marie Charlotte eines Tages einen Brief von ihm, worin er ihr mitteilte, daß er lebenslang ein Krüppel sein werde, und daß er ihr ihr Jawort zurückgebe. Marie Charlotte antwortete nicht auf diesen Brief, aber sie reiste noch in derselben Stunde nach Frankreich ab und wich nicht von der Seite des Bräutigams, bis er außer Lebensgefahr war.

„Gegen Ende Oktober kehrte Albrecht als Invalide nach Radöhl zurück."

Die Aebtissin, deren Stimme schwankend geworden war, hielt inne. Sie stützte den Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte die Augen mit der Hand. „Laß mich von meinem Schmerze schweigen, als ich ihn zum erstenmal wiedersah!" fuhr sie endlich fort. „Sein Gesicht, namentlich der Mund, war durch Narben furchtbar entstellt, an der rechten Seite hatte man ihm mehrere Rippen gelöst, dadurch war seine Haltung gebeugt und sein Gang müde und schleppend geworden. Man glaubte allgemein, daß sein Siechtum rapid zunehmen werde, und daß er nur noch wenige Jahre zu leben habe.

„Ich hatte Marie Charlotte nie gehaßt, ich hatte sie von Anfang an gewürdigt, aber jetzt mußte ich sie verehren. Mit einer Zartheit ohnegleichen wußte sie tausend Freudenblumen in das verdüsterte Leben ihres Mannes hineinzuweben. Sie hatten bald geheiratet, und trotz seines Siechtums lernte

Albrecht nun das Glück kennen. Er war offener, froher und herzlicher, als er je gewesen war. Obgleich er sehr geschont werden mußte, erschien er sogar hier und da in Gesellschaften, und dieselben Leute, die den grübelnden Philosophen früher bespöttelt hatten, brachten dem Helden, der sich für sein Vaterland hatte zum Krüppel schießen lassen, ihre volle Huldigung entgegen. Bei ihrem heiteren, lebenslustigen Temperament verzichtete Marie Charlotte doch auf alles, was ihrem Gatten verschlossen war, und auch der größte Zwang, den sie sich auferlegte, war nicht im stande, ihre sonnige Fröhlichkeit zu verdunkeln, die Albrechts Lebenslicht war.

„Aber gerade ein Jahr nach der Schlacht, in der Albrecht so schwer verwundet war, starb Marie Charlotte bei der Geburt ihres Töchterchens.

„Liebes Kind, ich wurde damals völlig irre in meinem Glauben an eine göttliche Vorsehung. Ich konnte es nicht begreifen, wie eine höhere Hand, die wir doch als die gütige Hand eines Vaters dankbar erkennen und verehren sollen, so viel Leid auf das Haupt eines vielleicht schwachen und eigensinnigen, doch aber im Grunde seiner Seele guten Menschen zusammenhäufen konnte. Albrecht hatte, wie in den meisten Dingen, so auch im Punkte der Religion und des Glaubens, immer eine eigentümliche und zwiespältige Stellung eingenommen. In der Theorie war er eigentlich ein vollkommener Atheist, in der Praxis konnte er aber den Glauben an eine überweltliche Macht nie ganz verleugnen. Jetzt, nach dem Tode seiner Frau, schlugen seine Gedanken ganz absonderliche und verhängnisvolle Wege ein. Es wurde in der ganzen Gegend viel darüber geredet. Es hieß, daß er in einem beständigen Verkehr mit dem Geiste seiner Frau lebe. Wenn er zu Tische ging, war auch für sie ein Couvert aufgelegt, und in den Abendstunden las er die ihn interessierenden Stellen aus Büchern und Zeitschriften laut vor, als ob Marie Charlotte noch wie früher neben ihm in ihrem Schaukelstuhl säße und ihm zuhörte. Ich sah ihn wenig, aber ich habe ein paarmal über diese Dinge mit ihm gesprochen. Verstehen konnte ich seine gelehrten Auseinandersetzungen nicht, aber mir war doch, als ob er die Ansicht hatte, daß wir Menschen alle schon einmal auf einem anderen Stern gelebt hätten und nur in diese Welt hineingeboren würden, um alte Sünden abzubüßen und durch Selbstentäußerung einen Schritt vorwärts zu thun zu unserer endlichen Vollendung.

„Ich werde es mir nie verzeihen, was ich in jener Zeit an Albrecht verfehlt und gesündigt habe. Ich sah, daß er mehr und mehr vereinsamte und in die Hände schlechter Menschen geriet. Ich wußte, daß ihm sein unschuldiges Kind beinahe ein Gegenstand des Abscheus und des Hasses war. Damals hätte ich mich ihm nähern sollen, ich hätte sogar vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken, ich hätte ihm sagen sollen: Nimm mich zum Weibe! Ich kann dir zwar Marie Charlottens unvergleichlichen Liebreiz nicht ersetzen, aber ich liebe dich wie sie, und ich will es versuchen, dein verdüstertes Herz den Schatz erkennen zu lassen, den sie dir in ihrem und deinem Kinde zurückgelassen hat.

Doch da war es wieder Ludmilla, die es mir in ihrer teilnahmsvollen, freundlichen Weise nahe legte, nun doch noch das verlorene Glück wiederzugewinnen, und die mich mit ihren heuchlerischen Insinuationen in einen solchen leidenschaftlichen Hochmut hineinhetzte, daß ich das nicht zu thun vermochte, wozu Liebe und Mitleid mich drängten. Ich hatte damals völlig Schiffbruch gelitten an meinem Glauben und war innerlich haltlos und zerrissen. Das soll keine Entschuldigung sein. Und mein einziger Trost ist auch heute nur der Gedanke, daß es doch wohl nach Gottes Willen so hat kommen sollen, wie es gekommen ist.

„Du kannst dir denken, eine wie freudlose Jugend die arme Maria unter diesen Umständen verlebte. Die ersten beiden Jahre ihres Lebens war sie bei der Großmutter in Köln, dann, als diese starb, wurde sie nach Radöhl gebracht. Aber sie sah den Vater nur selten, und in seiner Gegenwart durfte sie nicht lachen. Albrecht lachte selbst nicht, und er konnte es auch bei anderen nicht ertragen. Er verkehrte am liebsten nur noch mit Schatten. Ein paar Herren aus Wien und Leipzig, von denen niemand recht wußte, ob sie verdrehte Gelehrte oder bewußte Charlatane waren, erschienen damals regelmäßig in Radöhl. Bald gesellte sich auch der alte Künwald hinzu. Ob sein Interesse für die vierte Dimension nur ein erheucheltes war, oder ob er, wie das bei solchen liederlichen Menschen öfters vorkommt, wirklich vom absoluten Unglauben zum krassesten Aberglauben übergeschnappt war, habe ich nie ergründen können. Endlich kam noch Ludmilla hinzu, die Marias Erziehung zu leiten berufen wurde. Sie verstrickte Albrecht vollends in seine traurigen Hirngespinste. Natürlich — sie war ja ein ganz exquisites Medium. Und sie war klug genug, den vergeblichen Versuch, Gräfin Bärenburg zu werden, gar nicht erst zu machen. Für die langweiligen Monate in Radöhl hielt sie sich dann durch kleine Erholungsreisen nach Paris und Monaco schadlos. Sie ist noch bis auf den heutigen Tag eine unverbesserliche Jeuratte —

„Maria, die ich nur selten sah, war ein kleines, hageres, unscheinbares Mädchen. Erst in der Zeit von ihrem 16. bis 18. Jahr hat sie sich zu ihrer vollendeten Schönheit entwickelt. Sie war scheu, ängstlich und verlegen, aber bei jedem freundlichen Wort oder Blick, der ihr zu teil wurde, brach die sonnige Natur der Mutter bei ihr durch. Ich habe keine Ahnung, wie sie erzogen wurde. Aber jedenfalls ist an dem armen Kinde damals unendlich viel gesündigt worden. Sie lebte wie in einem von Spukgestalten bevölkerten Kerker. Und diejenigen, die Albrecht ein frühes Ende prophezeit hatten, irrten sich; er starb erst ein Jahr nach der Konfirmation seiner Tochter —"

Die Aebtissin hielt wiederum inne und kämpfte einen Augenblick mit ihrer inneren Erregung. Dann fuhr sie in derselben ruhigen Weise, mit der sie bisher gesprochen hatte, fort: „Man hatte geglaubt, daß Maria nach Ablauf des Trauerjahres der Gesellschaft zugeführt werden würde; aber ihr Vormund, der fromm gewordene Herr von Künwald, dachte anders. Er hatte selber die Gefahren der großen Welt zu genau kennen gelernt, um nicht über-

zeugt zu sein, daß die engen Mauern des Hauses der beste Zufluchtsort für ein junges, schönes und reiches Mädchen seien. Natürlich verfolgte er dabei nur den Plan, die reiche Erbin seinem Sohne Gerd zu sichern. Aber wenn Künwald schlau war, so war Ludmilla verschmitzt, und schließlich heiratete Maria doch nicht den Gerd, sondern den Konstantin Retzau. Durch welche Teufeleien das arme Kind zu diesem Verzweiflungsschritt getrieben wurde, wer kann es ergründen? Auch das habe ich nie zu begreifen vermocht, wie der alte Künwald seine Zustimmung zu dieser Heirat, die doch seine eigenen Pläne zu Wasser machte, hat geben können. Nun, vielleicht hatte er sich in der Verwaltung der Vormundschaft eine Blöße gegeben, und Ludmilla hielt ihn in der Hand. Genug, eines Tages wurde die Welt durch die Kunde von der Verlobung des Grafen Konstantin Retzau mit der Gräfin Maria Bärenburg in das höchste Erstaunen versetzt.

„Konstantin Retzau war ein großer, starker Mensch mit einem roten, runden Knabengesicht und ein Paar gelblichen, hervorquellenden Fischaugen. Er hatte das duckende, geschmeidige Wesen seiner Mutter und konnte wie sie irgend eine Rolle ganz vorzüglich spielen, aber es fehlte ihm bei seinen niedrigen Leidenschaften an jeder Spur von Selbstbeherrschung, und so verdarb er sich immer wieder alle seine Positionen durch die plötzlichen Ausbrüche seiner Brutalität. Er war auf Albrechts Kosten bei den Gardekürassieren eingetreten, wurde schon nach Jahresfrist zur Linie abgeschoben und konnte sich auch da nur kurze Zeit halten. Man gab ihm den Rat, da er sich für die militärische Sphäre nicht eigne, seine Kräfte irgend einem anderen Berufe zu widmen. Er studierte Landwirtschaft auf verschiedenen Universitäten und verwaltete zuletzt eines von Albrechts Gütern. Die ganze Welt kannte ihn als einen brutalen Menschen von schlechten Sitten und schmutzigen Gewohnheiten. Als er um Maria warb, muß er sich ihr wohl in einem günstigeren Lichte gezeigt haben. Aber bereits acht Tage nach der Hochzeit — du weißt ja — gingen ihr die Augen auf. Und du kannst dir auch denken, mit welchem Schmerz, mit welchem Entsetzen mich das erfüllte, was nun folgte. Maria war mit Künwald geflohen, Retzau wurde im Duell erschossen. Die Unglückselige hatte sich selbst zu Grunde gerichtet. Und ich — ich fühlte mich mit dafür verschuldet."

Die Aebtissin erhob sich und nahm ihre Wanderung durch das Zimmer wieder auf. „Ich habe nach Albrechts Tode alles versucht," fuhr sie endlich fort, indem sie mit verschränkten Armen vor Liesa stehen blieb, „ich habe nach Albrechts Tode Künwald und Ludmilla überlaufen, um einen Einfluß auf Marias Leben zu gewinnen. Sie wichen mir aus, Maria selbst war steif und verschlossen, man hatte ihr auf irgend eine Weise ein Mißtrauen gegen mich beigebracht — ich konnte nichts machen! Und doch, als das Schreckliche eintrat, machte ich mir die schwersten Vorwürfe, daß ich Maria nicht davor bewahrt hatte.

„Gleich nach der Katastrophe schrieb ich an sie. Mehrmals. Aber ich erhielt keine Antwort. Sie hatte sich auf ihre Güter in Posen zurückgezogen.

Die Geschichte mit Künwald schien völlig aus. Und wie die Welt Maria vergaß, vergaß auch ich sie. Du kamst damals in mein Haus, mein Lieselchen, und über dir hatte ich die andere vergessen." Sie rang die Hände.

„Und nun dies! — Als ich vorgestern hörte, daß Maria wieder in Radöhl sei, und als ich Künwald selber auf dem Bahnhof erblickte, da wurde es mir zur Gewißheit, daß dieser Mensch doch noch irgend einen bestimmenden Einfluß auf Marias Leben ausübe. Ich hätte sie sofort aufsuchen sollen. Vielleicht hätte ich Schlimmes dadurch verhütet. Denn ich bin überzeugt, daß Marias Unfall gestern durch Künwald verschuldet ist. Aber da kam deine Verlobung dazwischen!"

Auch Liesa hatte sich erhoben. Sie legte beide Hände auf die Schultern der alten Dame und sagte eindringlich: „Du mußt sie aufsuchen, Tante, morgen, gleich in der Frühe."

„Es geht nicht, Kind, Berkemeyer hat es mir ausdrücklich verboten. Niemand darf zu ihr. Aber er hat mir versprochen, daß er mich benachrichtigen will, sobald eine Besserung ihres Zustandes meinen Besuch ermöglicht."

„Nun, Tante, so wollen wir Geduld haben und für die arme Maria beten."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Im sausenden Galopp kam Gerd von Künwald auf dem Feldweg dahergerast, der an dem alten, verfallenen Forsthause vorüberführte. Caspzick hatte den Hufschlag längst vernommen und stand erwartungsvoll vor der Thüre.

Gerd hielt den mit Schweiß, Schaum und Staub bedeckten Hengst an und stieg ab.

„Na, Jungchen!" fragte der Alte, „wie ist's? Hast du sie richtig festgekriegt?"

Gerd war's, als müßte er mit der Reitpeitsche in das grinsende Gesicht schlagen. Aber die Reitpeitsche fiel ihm aus der Hand, er taumelte und lehnte sich völlig erschöpft gegen den morschen Gartenzaun.

Erschrocken sprang der Alte hinzu, um ihn zu umfassen.

„Laß!" sagte Gerd. „Ich will hier einen Augenblick sitzen. Hier."

Unmittelbar an der epheubewachsenen Wand des Hauses stand eine schmale Holzbank. Darauf fiel Gerd nieder. Seine Brust keuchte, sein Hirn wirbelte, seine Augen blickten stier vor sich hin.

Caspzick band den Hengst an den Zaun, stürzte hinein und kam gleich darauf mit der wohlbekannten Flasche wieder. Mit zitternder Hand goß er ein. „Da, trink!"

Aber Gerd trank nicht. „Kannst du mir etwas Geld borgen?" fragte er. „Ich will weg!"

„Geld? I, den Teufel auch, einen ganzen Batzen! Seit zehn Jahren hab' ich für dich gespart: Sechstausend Mark. Ich dacht' mir, du solltest es

mal bei mir finden, wenn ich tot bin. Aber besser ist besser! Soll ich's dir holen?"

„Hernach. Bringe erst den Hengst hinüber!"

„Na, weißt du, Jungchen, es ist gut, daß du sie nicht gekriegt hast. Weißt du, die is anders. Die hätte es dir beigebracht, daß du auch so'n winselnder Hund geworden wärst. Du, die Jette —"

„Bringe den Hengst hinüber!"

Casprzick kratzte sich den Kopf, pfiff vor sich hin und zog die Schultern hoch. Dann band er den Hengst los und führte ihn fort.

Gerd war allein. Er saß im Schatten, aber vor ihm auf dem Feldweg brütete die Sonne. Eine Schar von Spatzen badete sich mit lautem Geschrei im Staub des Weges. Jenseits desselben, in der Viehkoppel, standen im Schatten weniger Bäume die jungen Rinder. Sie fanden keine Ruhe. Fortwährend schüttelten sie die Häupter, schlugen mit den Schwänzen, stampften bald mit einem Vorder-, bald mit einem Hinterfuß auf die Erde. Hinter der Koppel erhob sich, in Sonnenglut gebadet, die dichte Baumwand des Parkes.

Gerd that mühsam einen tiefen Atemzug. Nun war sie also aus, die wüste Farce seines Lebens. Fehlte nur noch der Schlußeffekt mit dem leichten Knall.

Denn was ihn bisher nach seiner Meinung am Leben gehalten hatte, war nicht mehr da: die Hoffnung, daß auf dem Grunde von Marias Herzen doch etwas für ihn spreche, daß er diese Stimme doch endlich erwecken und die Heißbegehrte für sich gewinnen werde. „Wenn sie erst dein ist —!" Dieser Refrain all seiner bisherigen Wünsche war nun verstummt auf dem Grunde seiner Seele für immer.

Maria konnte ihn nicht lieben.

Und er weiß jetzt auch — weshalb.

Er hatte es wohl beobachtet. Nicht sein wahnsinniger Fußfall war es gewesen, was ihr die Besinnung geraubt hatte, sondern Flemmings Dazwischentreten. Ihn hatte ihr qualvoller Blick umfaßt. Es mußte etwas zwischen den beiden sein. Was, das kann er nicht ergründen. Aber eins ist ihm klar: Marias Herz gehört jenem.

Und sonderbar — diese Erkenntnis erfüllt ihn nicht mit Wut. Eigentlich, wie er ist, müßte doch jetzt nur der eine Gedanke in seiner Seele Raum haben, Flemming zu beleidigen und über den Haufen zu schießen. Aber nein, im Gegenteil, der dringende Wunsch beseelt ihn, zu ihm zu gehen und ihm zu bekennen, daß er Maria gegen ihren Willen überfallen hat. Und Maria? Liebt er sie? Hat er sie je geliebt? Dann hätte er sie nicht vernichtet. Aber daß er das gethan hat, daß er dieses edle, reiche Leben in den Staub getreten hat, das erfüllt ihn mit Trauer.

Und die rührende Gestalt Marias bleibt nicht allein. An Wilhelm Beckers unglückliche Schwester, an das arme Hannchen muß er denken, und seine Trauer wächst. Und sonderbar — da ist auch der Konstantin Retzau mit seinen im

Tode gebrochenen, stieren Augen. Und auch für ihn — es ist seltsam — hat er einen Seufzer des Bedauerns.

Das alles hatte er auf sich geladen. Und nun wollte er hingehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Und dann wäre alles vorbei? Dann wäre er alles los?

Was wäre das für eine Weltordnung! Nein, vielleicht giebt es doch so etwas wie eine Art Vergeltung. Er besinnt sich, daß er vor Jahren einmal einen Prediger gehört hatte, der vom jüngsten Tage geredet und dabei das Wort gebraucht: „Du sagst, ich kann dir nicht beweisen, daß es wahr ist. Gewiß nicht, aber kannst du es denn beweisen, daß es nicht wahr ist?“ Das war ihm damals aufgefallen. „Eigentlich hat der Mann recht,“ hatte er sich gesagt, „mit allem Aufwand von Wissen läßt es sich nicht beweisen, daß es keinen Gott und keine Ewigkeit giebt.“

Es könnte doch sein —

Gerd lachte leise und spöttisch in sich hinein: „Altweibergedanken!“ Er griff nach der Flasche, die Casprzick neben ihm auf die Bank gestellt hatte, und trank mehrmals daraus. Sogleich rollte der geliebte Feuerstrom wieder durch seine Adern. Aber seine Gedanken blieben dieselben.

Es könnte doch sein! Und es wäre ein Segen, wenn es wäre. Von Verbrechern hat man ja gehört, daß ihnen erst wieder leicht und wohl zu Mute wurde, wenn sie durch Erleiden der gesetzlichen Strafe ihre Unthat büßen konnten. Für ihn wenigstens traf das zu. Er hätte sich gefreut, wenn er für das, was er begangen hatte, irgend eine Strafe als Sühne hätte auf sich nehmen können.

Aber daß er nun da hineinging — da in Casprzicks Stube — und sich ein Gewehr aus dem Schrank nahm und sich eine Kugel durch die Stirn schoß, das war doch keine Sühne. Ihm ward es ja nicht schwer, dies elende Leben, das er führte, zu verlassen. Und vor dem kurzen Ruck, der in dem bewußten Augenblick durch seinen Körper gehen würde, fürchtete er sich auch nicht.

„Altweibergedanken!“ wiederholte er und trank von neuem. Der Feuerstrom in seinem Innern wurde mächtiger, aber die Gedanken blieben dieselben.

Es liegt nichts Versöhnendes in seinem Tode. Denn auch sein Tod ist Egoismus. Er wirft das Leben fort, weil er es nicht mehr tragen kann.

Er blickte sich um. Nein, nicht hier, nicht im Hause des Alten.

Dieser Alte! Also wirklich — das war das Stückchen Liebe, mit dem das Schicksal ihn ein- für allemal abgespeist hatte? Er lachte wieder leise in sich hinein, aber nicht mehr bitter und spöttisch. Es wurde ihm heiß ums Herz und in den Augen. Er griff mit der Hand an die Augen und besah sie. Ein Tropfen war auf der Hand. Gerd von Künwald starrte diesen Tropfen an wie etwas Wunderbares, Unglaubliches. —

In diesem Augenblick schlugen die Hunde, die hinter dem Hause in einem Zwinger untergebracht waren, an. Gerd fuhr auf und sah einen kurzhaarigen Bernhardiner gemächlich auf dem Feldwege dahertrotten. Hinter ihm im weißen,

blaugestreiften Kleide, den breiten Strohhut auf dem blonden Haar, ein zierliches Körbchen am Arm, ging Alma.

Künwald sah sie, ohne sich recht über sie klar zu werden. Er sah wieder den Tropfen auf seiner Hand an und wischte ihn dann langsam ab.

Erst als Alma ihn grüßte, kam er zu sich. Er stand schwerfällig auf und sagte mechanisch: „Sie, Alma? Wo kommen Sie her?"

„Ich komme von der Scharpenhufe," versetzte sie. „Der Müllerknecht hat ein krankes Kind."

„Ah," sagte er, „die heilige Elisabeth! Aber was sagt denn der Landgraf dazu?" Er sprach wie gewöhnlich, aber es fehlte das mokante Lächeln zu seinen Worten. Sein Antlitz war blaß und ernst.

Sie bemerkte die Flasche neben ihm auf der Bank, und ein so schmerzlicher Ausdruck trat in ihre Augen, daß er es bemerken mußte. Es berührte ihn eigentümlich. Alma galt für kalt und dumm. Daß sie nicht dumm war, hatte er bereits erkannt. War sie vielleicht auch nicht kalt?

Er forschte in ihrem Antlitz. Nein, da war keine Spur von dem, was er in Frauengesichtern sonst sogleich zu erkennen vermochte, Und wenn auch — für ihn hätte Frau Venus in Person keine Reize mehr gehabt. Er ist eben innerlich völlig ausgebrannt. Er hat sich erschöpft im Bösen, er hat sich daran übernommen. Nun ist er nur noch wie ein wandernder Leichnam. Was geht ihn Alma an? Und doch. Dieser Ausdruck von Schmerz, der noch immer in ihren Augen zu lesen ist, thut ihm wohl. Fast so wohl und so weh zugleich, wie vorhin die einzelne Thräne, die er auf seiner Hand fand.

„Kommen Sie, Gerd!" sagte sie. „In einer halben Stunde essen wir, und Sie müssen sich doch umziehen."

„Ich wollte eigentlich, meine Gnädigste, ebenso plötzlich und unerwartet, wie ich gekommen bin, auch wieder davongehen. Ich wollte von hier aus gleich nach der Station und mit dem Abendzuge zurückfahren."

Der schmerzliche Ausdruck war aus Almas Augen verschwunden. Dafür glaubte er zu bemerken, daß sie blaß wurde. Sie sah jetzt an ihm vorüber nach der leuchtenden Parkwand hinter der Koppel. Ihr Bernhardiner trat heran und rieb seinen Kopf mit der ernsthaften schwarzen Maske an Gerds Knieen.

Sie schwieg wie unschlüssig. Endlich hub sie an: „Sie sollten das nicht thun, Gerd. Sie sollten ein paar Tage Ihres Urlaubs hier bei uns verleben."

Er nahm seinen weißen Hut ab und verbeugte sich steif und förmlich.

Einen Augenblick standen sie schweigend. Dann begann Alma ebenso zögernd und unschlüssig von neuem: „Ich kann Ihnen nachfühlen, wie bitter weh Ihnen die Enttäuschung thun muß, die Sie eben erlebt haben."

„Es ist nicht das!" versetzte er.

Sie sah ihn forschend an. „Was ist es denn?" fragte sie.

„Ja, was?" Er hieb mit der Reitpeitsche ein paar Butterblumen ab.

„Vielleicht ist es der Wunsch, diese zerschlagenen Blumen wieder heil zu machen!" sagte er. Er blickte zu Boden und sah sie nicht an.

In ihre Augen trat ein Leuchten. „Kommen Sie!" sagte sie.

Und er begleitete sie. Warum auch nicht? Es war ja alles egal.

Sie gingen durch die Koppel in den Park nach dem Schloß. Keines von ihnen sprach. Und während des ganzen Weges hatte Gerd nur den einen bestimmten Gedanken: „Wenn ich irgend eine Sühne bieten könnte für das, was ich gethan!"

Im Flur des Schlosses trennten sie sich.

Es fiel ihm ein, daß Alma vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an eine gewisse gemessene Freundlichkeit gegen ihn gehabt hatte. Er hatte über ihre gönnerhafte, herablassende Art gespottet. Aber nun fühlte er, daß sie es wirklich gut mit ihm meinte. Jeder freute sich, wenn er ging, sie nötigte ihn zum Bleiben. Oder war das nur die weibliche Neugier, etwas über seine interessanten Herzensangelegenheiten zu erfahren?

„Also, auf Wiedersehen zum Diner," sagte Alma und reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen!" versetzte er, und eine Art von Verwirrung und Verlegenheit überkam ihn. Hastig eilte er die breite Treppe nach seinem Zimmer empor. Während er sich umkleidete, fühlte er beständig jene tiefe, trostlose Traurigkeit, die ihn seit seiner Trennung von Maria überkommen hatte. Bisweilen fühlte er einen Druck in der Kehle, als ob er laut herausweinen müßte. Und doch war ihm wieder, als sei es ihm freier und leichter ums Herz. „Es ist die Erleichterung," dachte er, „daß die Komödie nun nicht mehr lange dauert." —

Alma fand Bernd im Salon, wo er aufgeregt auf und ab lief. Er war schon völlig angekleidet, in Frack und weißer Binde. Ein Gefühl der Befriedigung überkam ihn, daß er die Stresows als Gäste in seinem Hause sehen sollte. Die Stresows gehörten zweifellos zu den ersten Familien der Provinz. Der Graf hatte eine langjährige diplomatische Carriere, zuletzt als Gesandter, hinter sich und war nach seiner Pensionierung das unbestrittene Haupt des kirchlich rechtsstehenden holsteinischen Adels. Er präsidierte einer Anzahl von wohlthätigen Vereinen, war Johanniterritter und Mitglied der Synode und eine weithin bekannte und respektierte Persönlichkeit. Dergleichen Leute waren dem Künwaldschen Hause lange fern geblieben, und Bernd wußte es Alma Dank, daß sie sie wieder heranzuziehen verstand. Wenn nur Gerd mit seiner furchtbaren Manier die Leute nicht wieder vor den Kopf stieß. Bernd hatte vorher im Stall gehört, daß er zurückgekehrt sei — natürlich, wie er annahm, ohne Erfolg. Und er wußte, wie unausstehlich Gerd sein konnte, wenn ihm eine Sache schief gegangen war.

Er sprach seine Bedenken Alma gegenüber aus, aber sie schien ihnen keinen Wert beizulegen. „Jedenfalls können wir Gerd nicht ausschließen," sagte sie ruhig.

Er rieb sich nervös die roten, knochigen Hände. „Nein, leider nicht!“ sagte er, „ich meine nur. — Aber du bist noch nicht in dress, Kind?“

„Es ist ja noch lange Zeit.“

„Hm, ja.“ Er lächelte. „Freilich, du brauchst keine lange Zeit, um dich schön zu machen. Bei dir ist alles Natur, alles frisch, rein und exquisit — du bedarfst keiner Toilettenkünste.“ Er schritt auf sie zu, um sie zu umarmen. Aber dicht vor ihr blieb er stehen und ließ die Arme sinken. Er kannte diesen kühlen, freundlich erstaunten Blick. Mit dem scheuchte sie ihn immer zurück, wenn er zärtlich werden wollte. Dummheit, daß er sich das gefallen ließ! —

Eine halbe Stunde später trafen die Stresows ein, Graf und Gräfin mit Komtesse Tochter, alle drei stattliche, ansehnliche Figuren, die Komtesse eine etwas nüchterne, hellblonde Schönheit. Unmittelbar darauf kamen auch die beiden anderen Gäste, die Pastoren Brandt und Müller.

Gerd fehlte noch, und Bernd stand auf Kohlen, daß er würde warten lassen. Es war aber bekannt, daß Stresow nichts so sehr haßte, wie ein langes Herumstehen und Herumreden vor Tisch. Doch gerade in dem Moment, als der Diener die Flügelthür zum Speisesaal öffnete, trat auch Gerd durch die entgegengesetzte Thür herein.

Man setzte sich um die reich und geschmackvoll gedeckte Tafel, Alma sprach das kurze Tischgebet, und gleich danach redete Stresow, dem eine große persönliche Liebenswürdigkeit nachgerühmt wurde, Bernd auf seine wundervollen Tafelgläser an. Sie waren alle von dem gleichen Stil. Auf blattdünnen Untersätzen und fast stecknadelfeinen Füßen erhoben sich hohe, mit dicken Buckeln versehene Kelche. Bernd erklärte umständlich, wie und wo er diese von Tiffany erfundenen Gläser habe herstellen lassen. „Da muß ja ein Vermögen drin stecken!“ sagte Stresow und gewann mit dieser Bemerkung Bernds ganzes Herz.

Die Gräfin, etwas steif und formell, schien sich anfangs nicht recht gemütlich zu fühlen. Sie kam sich an einer Künwaldschen Tafel einigermaßen deplaciert vor. Sie hatte sich auch anfangs gesträubt, der Einladung Folge zu leisten, aber ihr Gemahl, der gewiegte frühere Diplomat, hatte sie durch folgende Gründe überzeugt: „Erstens, meine Liebe,“ hatte er gesagt, „ist Künwald drei Millionen schwer. Das gilt bei dem lieben Gott gar nichts, aber bei den Menschen sehr viel. Du glaubst gar nicht, wie schwer es ist, solche Leute, wenn sie den Fisch nur nicht mit dem Messer essen, zu schneiden. Zweitens hat ja wohl der gute Künwald früher etwas locker gelebt, aber das ist passé, und überhaupt entspricht es unserem christlichen Standpunkt, die Vergangenheit nicht allzu genau auf die Wagschale zu legen. Drittens ist Alma von Künwald eine Frau von Haltung, und solange die in Schönwalde regiert, kannst du gewiß sein, daß dir dort nichts passieren wird. Endlich will ich Brandt kennen lernen. Der Mann scheint hier das, was man eine Erweckung nennt, hervorrufen zu wollen, und zu dieser Bewegung muß ich notgedrungen Stellung nehmen.“

Dem Gewicht dieser Gründe hatte sich die Gräfin ergeben müssen und saß nun mißtrauisch und abwartend zwischen Bernd und Brandt. Aber der letztere wußte sie bald in ein so angenehmes Gespräch zu verwickeln, daß sie ihre steife Reserve nach und nach aufgab.

Auch Stresow gefiel Brandt ungemein. Aber er mußte dessen Ansichten genau kennen lernen, ehe er sich näher mit ihm einließ. Bei seiner Abneigung gegen alles Auffallende und Ungewöhnliche war ihm auch im kirchlichen Leben nichts so sehr verhaßt wie das, was er „methodistische Treiberei" zu nennen pflegte. Er legte den höchsten Wert auf das Dogma, die Rechtgläubigkeit, die äußere kirchliche Form. Damit ließ sich eine recht flotte persönliche Lebensführung bequem verbinden.

Brandt hielt nicht viel von dieser Art Kirchlichkeit, die der Graf Stresow und die Künwalds vertraten. Er hatte sich ihnen lange fern gehalten. Aber Alma hatte ihn zuerst aufgesucht und war dann öfters zu ihm gekommen, um dieses oder jenes mit ihm zu besprechen. Dabei hatte er, dem eine starke Dosis von der Gabe, Geister zu unterscheiden, zu eigen war, erkannt, daß doch mehr in ihr steckte, als er anfangs vorausgesetzt hatte. Was niemand sonst ahnte, daß Alma nicht die in sich gefestete und geschlossene Natur war, die sie zu sein schien, daß sie vielmehr in einer inneren Gärung, in einem Kampfe mit sich selbst begriffen war, das war Brandt nicht verborgen geblieben. Und lediglich weil er glaubte, ihr in diesem Kampfe hilfreiche Hand leisten zu können, hatte er die heutige Einladung angenommen.

Das Gespräch, das die Herrschaften führten, drehte sich zuletzt um den Begriff des Glaubens. Der formalen Orthodoxie des Grafen gegenüber betonte Brandt mit großer Wärme die persönliche Glaubenserfahrung. Es komme weniger auf die dogmatischen Gesichtspunkte an, unter denen wir Christum ergriffen, als vielmehr darauf, daß wir ihn überhaupt ergriffen und im Herzen mit ihm eins würden.

„Natürlich, natürlich," gab Stresow zu, „die persönliche Erfahrung darf nicht fehlen. Aber —" er dachte einen Augenblick nach über das, was er erwidern wollte.

Hier beteiligte sich Gerd, der bis dahin geschwiegen hatte, an der Unterhaltung. „Persönliche Erfahrung?" rief er aus. „Sollte es sich nicht vielmehr um persönliche Täuschung handeln? Diese ganze Lehre von dem alleinseligmachenden Glauben scheint mir eine solche zu sein. Sie entbehrt doch jeder tieferen sittlichen Grundlage."

Stresow war einfach starr, diesen Künwald, dessen Ruf ihm nicht unbekannt war, von sittlichen Grundlagen reden zu hören. „Wie das, lieber Herr Leutnant?" fragte er.

„Nun," meinte Gerd, „wenn man weiter nichts nötig hat, als an Jesum zu ‚glauben', um selig zu werden, so scheint mir das doch ein etwas zu leichter Weg in die oberen Regionen zu sein. Glauben ist Kinderspiel. Ich kann

alles mögliche glauben. Aber darin liegt doch nichts Verdienstliches, nichts Sühnendes."

„Sie scheinen", versetzte der Graf, „eine recht sonderbare Anschauung von dem zu haben, was unsere Kirche Glauben nennt. Es handelt sich doch da nicht um eine bloße fides, mein Lieber, sondern um fiducia, fiducia."

„Das sind Vokabeln, Herr Graf."

„Ja, mein Lieber, aber Vokabeln lassen sich doch übersetzen."

Bernd rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her in der Befürchtung, Gerd werde den Grafen durch eine seiner gewohnten mokanten Bemerkungen noch weiter provozieren. Er sah Alma an, aber die blickte stumm vor sich nieder in ihren Teller.

„Die Ansicht, die Herr von Künwald eben aussprach," mischte sich Brandt ein und faßte dabei Gerd fest ins Auge, „darf um so weniger befremden, als sie die dem Menschen natürlichste ist. So verdorben ist kein Mensch, daß ihm nicht einmal in seinem Leben eine Stunde käme, früh oder spät, wo ihm seine Sünden bitter leid thun. Dann möchte er sie irgendwie sühnen und wieder gut machen. Dieser natürlichen Empfindung des Menschenherzens kommen die Religionen aller Völker entgegen. Aber gerade je ernster es der Mensch mit seinem sittlichen Streben nimmt, um so schneller gelangt er zu der Erkenntnis, daß er damit nicht zum Frieden kommt, weil er in seinem sündigen Zustande gar nicht in der Lage ist, Gott irgendwie eine ausreichende Sühne zu bieten."

„Und so", warf Gerd ein, „lasse ich einen anderen für mich büßen. Aber ich begreife nicht, wie das meinem Gewissen Frieden geben soll?"

„Gewiß, Herr von Künwald," versetzte Brandt, „gerade da ist der Friede, wo ich nicht bin, außer mir, in Gott."

„Und so brauche ich nur auszusprechen: Ich glaube an Jesum, um diesen Frieden zu finden?"

„Nein, etwas mehr gehört denn doch dazu," sagte Brandt. „Der Glaube, durch den ich mir Gottes Versöhnungswerk, die einzige ausreichende Sühne, die uns gegeben ist, aneigne, ist eine ernste, sittliche That, die größte, die es giebt. Schon die Alten wußten es, daß der Sieg der schwerste ist, den der Mensch über sich selbst erringen will. Und hier beim Glauben handelt es sich nicht nur um einen solchen Sieg über das eigene Herz, sondern um ein völliges Aufgeben der eigenen Persönlichkeit. Erst dann, wenn der Mensch so völlig von sich und seinem Eigenen abkommt, vermag er die Liebe Gottes, die ihm in Christo entgegenkommt, in ihrer ganzen Tiefe zu ergründen."

„Und so ist uns jedes eigene sittliche Streben erlassen?"

„Nicht doch, es wird von uns gefordert, nur nicht als Sühne, sondern als Dank für die vollzogene Sühne. Wer dieses ernstliche, sittliche Streben nicht hat, wer vielmehr im Herzen die Sünde hegt und mit ihr spielt, der hat, mag er ihn auch beständig auf den Lippen führen, den Heiland noch nicht gefunden."

Ein Schweigen trat ein. Alma sah noch immer vor sich auf ihren Teller. Es schien, als wäre sie bei den letzten Worten um eine Nuance blässer geworden.

Alle empfanden, daß die Unterhaltung für ein Tischgespräch eigentlich einen etwas zu überweltlichen Charakter angenommen habe. Auch Brandt fand sonst keinen Gefallen daran, bei Braten und Wein über die Geheimnisse des Glaubens zu reden. Aber er hatte noch etwas auf dem Herzen und fuhr daher fort, indem er sich direkt an Gerd wandte: „Ja, Herr von Künwald, so ist es! Der Sünder, dem seine Sünden wirklich leid sind, der wirklich nach Sühne und Erlösung sucht, wird erst dann auf den rechten Weg kommen, wenn er einsieht, daß er Gott nichts zu geben, sondern nur von ihm zu nehmen hat, und wenn er sich also in seinem ganzen Leben umgeben und getragen fühlt von dem Segensstrom der göttlichen Liebe."

Er brach ab und wandte sich mit der größten Unbefangenheit an Alma: „Gnädige Frau, ich habe gehört, Sie haben in Ihren Gewächshäusern so wunderbare Orchideen. Darf man die nach Tisch nicht einmal sehen?"

Alma atmete auf. Die Unterhaltung schlug wieder bequemere Pfade ein, und bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Den Kaffee nahmen die Herrschaften unter der großen Linde im Park. Dann begaben sich Bernd und der Graf in die Ställe, während die beiden Pastoren mit den Damen nach den Treibhäusern gingen.

Gerd blieb allein auf seinem Platze unter der Linde zurück. Er hatte keine geordneten Gedanken, aber merkwürdige Träume und Hallucinationen. „Umgeben und getragen von der göttlichen Liebe" — so klang es in seinem Herzen nach. Und es hieß, diese Liebe wäre auch da noch stark und gewaltig, wo alle menschliche Liebe sich abwandte? Wunderbares Märchen — man möchte wieder Kind werden, um es glauben zu können!

Ein Diener und zwei Mädchen kamen aus dem Hause, um den Kaffeetisch abzuräumen. Eines der Mädchen war die schöne Henriette. Sie sah sich verstohlen nach Künwald um, und in ihrem Blick war nichts mehr von spröder Zurückweisung.

Aber er starrte vor sich hin und schien nichts von dem zu merken, was um ihn her vorging. —

Die Leute waren ins Haus zurückgegangen, der große Rasenplatz war still und leer. Gerd saß noch immer und träumte.

Mit einem Male erhob er sich. Er wollte zu Casprzick gehen und ihm den Auftrag geben, daß er Flemmings augenblicklichen Aufenthaltsort erkundigen solle. Er wollte Flemming über sein Verhältnis zu Maria aufklären. Nicht schreiben wollte er ihm, er wollte ihm selbst in die Augen sehen. Die Stunde würde ihn demütigen. Aber warum nicht? Es ging ja doch alles zu Ende.

Während er ins Haus ging, um sich umzukleiden, kamen die Herren von den Ställen zurück. „Großartig," sagte der Graf, „ist ja einfach ein Genie, dieser Cas— Cas—, wie heißt er doch? Wie lange ist er schon bei

Ihnen? Sechsundzwanzig Jahre? Und was? Hat noch nicht die Medaille für langjährige treue Dienste? Wollen wir ihm besorgen! Und Sie selbst, lieber Künwald? Hm — ich treffe übermorgen den Oberpräsidenten. Will ihm doch sagen, daß Sie einer unserer intelligentesten und erfolgreichsten Landwirte sind. Aber da kommen ja auch unsere Damen gerade von ihrer Expedition ins Reich der Flora zurück. Wir haben Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft schon zu lange mißbraucht, lieber Künwald. Hoffen, Sie bald auch mal bei uns zu sehen. Und nun Adieu! Mein Wagen ist schon vorgefahren."

Bernd schwamm in Entzücken. Der Nachmittag war glänzend verlaufen. Triumphierend näherte er sich nach der Abfahrt der Gäste seiner Gemahlin. „Nun?" sagte er.

„Wo ist Gerd?" fragte sie.

Er wurde ärgerlich. „Ja, mein Himmel," sagte er, „wie soll ich denn wissen, wo der wieder herumstreicht?!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als Flemming am nächsten Morgen — es war der Montag — gegen acht Uhr erwachte, fühlte er sich wunderbar gestärkt und erfrischt. Er hatte wider Erwarten die ganze Nacht hindurch fest geschlafen. Das Gefühl drückender Oede und Leere war von ihm gewichen, und nur die Wunde brannte, die sein Stolz empfangen hatte. Sie brannte heute heftiger als gestern. Es empörte ihn, daß eine romantische Verirrung seines Herzens ihn zwei Jahre hindurch zum ruhelosen Manne hatte machen können. Aber indem sein Stolz sich heute gewaltiger aufbäumte, ward es ihm leichter, alle Gefühle sentimentalen Schmerzes, die er gestern empfunden hatte, von sich abzuschütteln.

Er machte einen Spaziergang durch den Wald und dachte während der ganzen Zeit an Kuno, an die Schwestern, besonders an Ursula. Kaum konnte er die Stunde erwarten, wo er sie begrüßen würde.

Er beschloß, nach dem Schwarzen Adler in Tramm überzusiedeln, wo Kuno schon gestern für seine Familie Quartier bestellt hatte.

Nachdem er gefrühstückt, bezahlte er seine Rechnung und fuhr mit demselben Wagen, den er schon einmal benutzt hatte, nach der Stadt.

Eine halbe Stunde nach seiner Abfahrt versammelten sich die Berliner Sommerfrischler im Garten zum zweiten Frühstück. Herr Schmiedekampf ging wie gewöhnlich neben dem Tische hin und her, nippte an seinem Wasser mit der Idee Cognac und balancierte seine Hände anmutiger denn je vor seiner Brust.

Auch der kleine Sekundaner war da — diesmal mit einem lachsfarbenen Shlips — und verzehrte viele Buttersemmel. Er hatte unter den anwesenden Damen in dieser Nacht seine Wahl getroffen und sich für die jüngere Tochter des Kanzleirates entschieden. Daher starrte er sie unentwegt an. Aber gerade unter diesem Anstarren that sie den Mund auf und fragte Herrn Schmiede-

kampf, wie es heute mit seinen Nerven ginge. Der Sekundaner erblaßte und riß Fräulein Rosa, als völlig unwürdig, sofort aus seinem Herzen heraus.

In diesem Augenblicke klirrte die Gartenpforte, und Gerd von Künwald, im grauen Anzuge wie gestern, mit Reitgamaschen, Peitsche und weißem Filzhut, kam um das Haus herum.

Eine atemlose Spannung legte sich auf die Gesellschaft. Aller Augen hingen an dem gefährlichen Menschen, von dessen Abenteuern ihnen der Wirt gestern abend noch schaurige Dinge erzählt hatte. Und dann flogen alle Augen zu Herrn Schmiedekampf herüber. Dessen Unterkiefer waren bedenklich herabgesunken, und auch die sonst stets vor der Brust schwebenden Hände hingen schlaff an seinem Körper nieder. Der kleine Sekundaner stieß innerlich ein Triumphgeheul aus und maß Fräulein Rosa mit einem höhnischen Blick.

Gerd kam ganz nahe heran, beachtete die Gesellschaft gar nicht und setzte die Glocke auf dem Nebentische in Bewegung.

Der Wirt kam. Auch er erschrak über Gerds Anwesenheit und blickte bald ihn, bald Herrn Schmiedekampf an.

„Wohnt der Herr Major von Flemming bei Ihnen?"

„Der Herr Major sind eben nach Tramm übergesiedelt."

„Ah!" Gerd war enttäuscht. Er blickte einen Augenblick stumm und nachdenklich vor sich nieder.

„Was hat denn der Herr Major in Tramm vor?" fragte er alsdann.

„Ja, ich habe keine Ahnung! Herr Major sagten, es wäre heute ein großes Fest im Kloster und er erwarte mit dem Dreiuhrzuge Herrschaften aus Berlin."

„Mit dem Dreiuhrzuge? So, so!" Dann konnte er Flemming doch nicht mehr sprechen, wenn er ihm auch sofort nachritt. Dann also morgen. Er hatte sich einmal darauf capriciert, seine Bekenntnisse Flemming selber ins Gesicht zu sagen. Wieder blickte er vor sich nieder. „Bringen Sie mir einen Cognac!" befahl er.

Er blieb stehen und schlug mit der Peitsche auf seine Reitgamaschen. Plötzlich bemerkte er Herrn Schmiedekampf und ging auf ihn zu.

Die Gesellschaft erstarrte. Herr Schmiedekampf fiel kraftlos auf einen Stuhl.

Gerd lüftete den Hut und fragte: „Sie waren der Herr, der gestern mein Pferd scheu machte?"

Der Garten begann sich um Herrn Schmiedekampf zu drehen.

Er erhob sich langsam und stotterte gewohnheitsmäßig mit einer halben Verbeugung: „Schmiedekampf & Söhne."

„Nun," sagte Gerd, „mit Ihren Söhnen habe ich nichts zu schaffen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß mir das unfaire Wort, das ich Ihnen gestern in der Erregung zurief, leid thut, und daß ich es zurücknehme."

Er lüftete abermals den Hut, machte kurz Kehrt, nahm dem Wirt, der ihm eben entgegentrat, den Cognac ab, trank, bezahlte und verließ den Garten.

Herr Schmiedekampf, halb noch von dem ausgestandenen Schrecken, halb aber schon vor Freude zitternd, wandte sich an die Gesellschaft. „Haben Sie

gehört, meine Herrschaften, er hat abgebeten? Nun, ich hätte es ihm auch nicht anders raten mögen."

„Bah!" sagte der kleine Sekundaner und stand auf, um Herrn Schmiedekampf zu ohrfeigen.

„Kind," sagte seine Mutter, „was ist dir denn? Du hast wieder zu viel gegessen!"

Der Sekundaner schlug den Weg nach dem See ein. Er wollte sich ertränken. Auf alle Fälle wenigstens wollte er das Wasser in seiner Nähe haben. — —

Während so im Garten des „Weißen Springers" sich für Herrn Schmiedekampf alles zum Besten kehrte, war Flemming im „Schwarzen Adler" zu Tramm angelangt. Er frühstückte gemächlich, las die Zeitungen und begab sich dann gegen halb drei Uhr zu Fuß nach dem nicht ganz nahe gelegenen Bahnhof.

Liesa und die Aebtissin waren nicht anwesend. Bei der allgemeinen Abneigung gegen Bahnhofsempfänge hatte man beschlossen, daß die Begrüßung erst im Kloster stattfinden solle. Aber der Perron war doch mit Menschen überfüllt. Die Aebtissin und ihre schöne, heitere Nichte waren populäre Figuren in der Umgegend. Man wollte den Bräutigam der beliebten jungen Dame sehen. Zudem hoffte man vielleicht, daß die Berliner Herrschaften, deren Eintreffen sich herumgesprochen hatte, in großem dress erscheinen würden. So hatten sich viele Spaziergänger nach dem hübsch gelegenen Bahnhofsgebäude aufgemacht.

Der Zug traf pünktlich ein. Kuno stieg zuerst aus, begrüßte sich kurz und herzlich mit Flemming und überließ es ritterlich dem letzteren, den Damen beim Verlassen des Coupés behilflich zu sein. Die Damen trugen alle graue Reisekleider, dunkelbraune Hüte und weiße Schleier. Sie sahen zweifellos sehr aristokratisch aus, enttäuschten aber die Trammer Neugierigen durch die große Einfachheit ihrer Toiletten. Auch die Herren, die aus demselben und dem nächsten Coupé stiegen, trugen weder Uniformen noch Ordenssterne, sondern bequeme Reiseanzüge. Ihrer waren fünf: nämlich außer Ehrenberg und dem Minister, Exzellenz von Recklingshausen, nur noch der schwäbische Graf Geiersberg und zwei jüngere Offiziere von den Gardeulanen, welche Kunos täglichen und intimen Verkehr bildeten.

Die Herrschaften verließen sofort den Perron und bestiegen die drei Landauer, die das Kloster zu ihrer Verfügung gestellt hatte. In scharfem Trabe ging es nach dem Hotel.

Die Trammer waren etwas unbefriedigt. Man war sich nicht einmal darüber einig geworden, welcher von den vier jüngeren Herren eigentlich der Bräutigam gewesen sei. „Heutzutage wird das alles so sans façon abgemacht, meine Liebe," sagte die Stadtsekretärin zur Steuerrätin, „früher konnte man es doch einem jungen Manne gleich am Gesicht absehen, wenn er sich verlobt hatte."

„Ja, Teuerste," versetzte die Stadtsekretärin, „das ist eben das Vornehme. In den Kleidern liegt es nicht. — Sehen Sie, wir würden unsere Töchter doch kaum in so einfachen Kostümen auf Reisen schicken. Das Vornehme liegt vielmehr darin, unter keinen Umständen Gefühl zu zeigen."

Inzwischen beluden die vier oder fünf Bedienten, die mit den Herrschaften gekommen waren, den Hotelomnibus mit den mitgebrachten Reiseeffekten. Diese erregten allerdings den Respekt der Trammer. Diese prächtigen, teilweise ganz absonderlich gestalteten Koffer und Schachteln von stark duftendem Leder, mit den blanken Beschlägen und den silbernen Schildern strömten einen unbeschreiblichen aristokratischen Zauber aus. Selbst Herr Wendt, der Handlungsreisende, der in dem Omnibus saß und über die verzögerte Abfahrt fluchte, mußte gestehen, daß dieses Gepäck sich durch ein undefinierbares Etwas von dem der gewöhnlichen Sterblichen unterscheide.

Und nun trat gar Demoiselle in die Erscheinung. Demoiselle war ganz zuletzt ausgestiegen und man bemerkte sie jetzt erst. Aber sie sehen und bewundern war auch eins. Demoiselle war eine wirklich vornehme tiefdunkle Schönheit von geradezu königlicher Figur und Haltung. Sie bewegte sich langsam und sprach leise. Aber was sie noch so leise hinhauchte, wurde von den Bedienten sofort verstanden und ausgeführt. Demoiselle trug ein dunkelblaues Kostüm, das auch dem blödesten Auge einleuchten mußte. Es war einfach entzückend.

„Was meinen Sie?“ fragte die Stadtsekretärin ganz perplex. „Die Kammerzofe? Um des Himmels willen, ich möchte die nicht in meiner Mädchenkammer sitzen haben.“ Und sie wurde ganz blaß bei diesem Gedanken.

Demoiselle setzte mit ihrer unnachahmlichen Grazie den schlanken Fuß im braunen Leder auf den Tritt des Omnibus. Sie sah Herrn Wendt darin sitzen. Sie sah ihn nur einen Moment an und Herr Wendt wußte sofort, was er zu thun hatte: er schleuderte seine Zigarre in weitem Bogen aus dem Fenster und zog seine Kniee ängstlich an sich.

Demoiselle setzte sich in die gegenüberliegende Ecke — schlank, schmal und duftig. Sie legte die kleinen behandschuhten Hände übereinander und sah über Herrn Wendt und über alles andere hinweg, als ob es einer Sphäre angehörte, die für sie nicht existierte.

Der Omnibus setzte sich in Bewegung und fuhr davon, die Bedienten folgten, und die guten Trammer atmeten auf und wurden redselig, wie es Leute zu werden pflegen, die eben etwas sehr Hübsches gesehen haben. Demoiselle hatte zu Gunsten des Hauses Wolkenstein den Ausschlag gegeben.

Inzwischen hatten die Herrschaften das Hotel erreicht, und Flemming führte die Gräfin hinter dem aufgeregten Wirte die Treppe empor. Als sie ihr Zimmer betreten hatte, lud sie Flemming durch eine Handbewegung ein, ihr zu folgen. Er trat ein und schloß die Thür.

Das schöne, sanfte Antlitz der Gräfin hatte einen Ausdruck von Sorge und Spannung. Flemming bemerkte es, küßte ihr die Hände und sah sie fest und zuversichtlich an.

„Es ist mir so überraschend gekommen, lieber Flemming,“ hub sie an, „und ich weiß nicht recht, was ich davon denken soll.“

„Das Beste, meine liebe verehrte Gräfin,“ versetzte er warm, „nur das Beste!“

„Sie beruhigen mich sehr. Ich muß gestehen, ich habe mich etwas vor der Begegnung mit der Baronesse gefürchtet. Ich würde so unglücklich sein, wenn ich der Wahl meines Sohnes nicht von ganzem Herzen zustimmen könnte. Und es war doch eine so schnelle, gar nicht bedachte und überlegte Wahl."

„Die trotzdem aufs glücklichste gelungen scheint," warf Flemming ein.

„Wirklich, mein lieber Flemming? Nun, das beruhigt und tröstet mich sehr. — Ich gehe nun der Begegnung viel zuversichtlicher entgegen. Aber wie selbstsüchtig bin ich!" unterbrach sie sich. „Nur an mich zu denken! Und Trost und Beruhigung von Ihnen zu verlangen, wo Sie doch zuerst ein Wort der Teilnahme von mir erwarten durften. Ja, mein lieber Major, Kuno hat uns alles erzählt. Seine Majestät hat Sie in überaus ehrenvoller Weise ausgezeichnet. Sie haben eine große Zukunft vor sich. Ich wünsche, daß es auch eine glückliche sein möge."

Flemming verfärbte sich. Wie eine Vision stand plötzlich das Bild der unglücklichen Frau vor ihm, wie sie ohnmächtig hingesunken am Boden lag. Und zum erstenmal empfand er etwas wie Mitleid für sie. Aber er nahm sich zusammen. Eine Ohnmacht? Nun ja, man weiß doch, was solche Ohnmachten bei einer Frau von ihrer Art zu bedeuten haben. Er dankte der Gräfin für ihre Teilnahme und begann wieder von Kuno und Liesa zu sprechen. Es gelang ihm, den leisen Groll des sich hintangesetzt fühlenden Mutterherzens allmählich zu zerstreuen, und als er ein paar Minuten später das Zimmer verließ, blieb die Gräfin in einer viel besseren und zuversichtlicheren Stimmung zurück.

Auf dem Korridor kam ihm Ehrenberg entgegen. Der packte ihn beim Arm und sah ihm gespannt ins Gesicht. „Nun sag mal, mein Lieber, ist dir nichts passiert? Das heißt, du bist Major geworden, das weiß ich. Aber ist dir sonst nichts passiert?"

„Doch!" Flemming stieß das Wort zwischen den zusammengepreßten Zähnen kurz hervor.

Ehrenberg öffnete die nächste Thür. „Bitte, dies ist mein Zimmer — tritt ein!" Er schob Flemming einen Stuhl hin und blickte ihn noch einmal aufmerksam an. — Der Major war zwar ernst, und zwischen seinen Brauen lag eine leichte Unmutsfalte, aber er schien völlig ruhig und gelassen. „Na also?" fragte der alte Herr.

„Also? Nun, ich habe in einer Angelegenheit, die mir so lange dunkel und verborgen war, völlige Klarheit gewonnen."

„Also wirklich? Und wie trägst du es?"

„Ich denke, wie ein Mann."

Ehrenberg legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Wie mich das freut, Jürgen, wie mich das freut! Sieh mal, ich ahnte es gleich, wie du mir die Geschichte erzähltest. Die arme Maria — das ging mir gleich wie ein Blitz durch den Kopf. Und hernach erhielt ich durch Deichmann einen Brief von ihr — es war dieselbe Handschrift, wie in deinem. Aber ich mochte es

dir nicht sagen. Und dann kam der ominöse Distanzritt, der dich durch Radöhl führen mußte. Ich wußte, daß die Gräfin sich dort aufhielt, aber ich konnte mich nicht entschließen, dich aufzuklären. Ich wollte das Schicksal reden lassen. Und nun hat es geredet, und alles ist günstiger verlaufen, als ich je gehofft. Du hast überwunden —"

„Nun ja," sagte Flemming ruhig, „ich habe eine Sache von mir abgeschüttelt, die völlig aussichtslos ist. Sie hat mich lange genug gequält — sie soll nun ferner nicht mehr das Bleigewicht sein, das an meinen Füßen hängt."

„Recht so, Jürgen, recht so. Es mag dir furchtbar schwer geworden sein. Aber deine herrliche Zukunft durfte dies Märchen aus dem Walde nicht verdunkeln. Sieh mal, du weißt ja, es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich an dir berauschen. Gewiß nicht! Aber das Vaterland braucht Männer wie dich. Sittliche Persönlichkeiten! Namentlich die Armee. Wir dürfen uns doch nicht verhehlen, daß da manches faul ist. Der Sport mit seinen beiden widerlichen Auswüchsen, dem Spiel und der käuflichen Liebe, richtet in unserem Offizierskorps Unheil genug an. Um da zu bessern, braucht es Männer wie du. Du greifst schon jetzt ein. In deiner Gegenwart nehmen sich diese Herren zusammen, dir wagen sie mit diesen Dingen nicht zu kommen. Und du beweist ihnen, daß man ein hervorragender Sportsman sein kann, auch ohne ein Spieler zu sein, und ein tadelloser Kavalier, ohne sich mit der Schminke untergeordneter Theaterprinzessinnen befleckt zu haben. Wenn du hoch gestiegen bist, wirst du später noch kräftiger eingreifen; denn niemand wird dir, wie das leider bei so manchem Kommandierenden der Fall ist, vorwerfen können, daß du in deinen Leutnantstagen auch ein toller Passagier gewesen seist. Das ist die Aufgabe, die du zu lösen hast. Du hast sie zu lösen für unsere preußische Armee, für das Heer Wilhelms des Siegreichen. Ich glaube, dieser Gedanke muß dich fest und standhaft machen und dir auch über eine Niederlage des Herzens hinweghelfen. Und wenn du mir damals an jenem Frühlingsabend sagtest, du würdest einst, in deinen Feldherrnmantel gehüllt, mit dem Bewußtsein sterben, ein verfehltes Leben hinter dir zu haben — so laß mich vielmehr der Hoffnung Ausdruck geben, daß an deiner Bahre einst nicht nur das deutsche Heer, sondern auch eine teure Familie trauern wird."

„Du lieber Seher, du!" sagte Flemming und drückte dem Alten die Hand.

In diesem Augenblicke klopfte es, und auf Ehrenbergs „Herein" betraten die jüngeren Offiziere, die mit Kuno gekommen waren, das Zimmer.

Sie langweilten sich und fragten, was man bis zum Abend anfangen sollte.

„Nun," sagte Ehrenberg, „ich denke, wir stecken uns jeder eine Zigarre ins Gesicht, promenieren ein wenig und trinken dann in irgend einem Wirtsgarten ein Glas Bier. Seid ihr blasierten Herren noch für so harmlose Genüsse empfänglich?"

Die Offiziere sprachen ihren Beifall aus, und Graf Geiersberg sagte: „Ja, lassen Sie uns in Freie gehen. Dies Holstein mit seinen Seen und

Wäldern soll einmal gelten. Es ist hier fast eben so hübsch wie im Tiergarten. Und wie die Vögel singen! Alles in allem kann ich es begreifen, daß Kuno hier so mir nichts dir nichts in Hymens Bande geraten ist."

„Na, denn avanti," sagte Ehrenberg, „und gehe einer hinüber zu Recklingshausen und frage, ob Exzellenz an unserer Bierreise teilnehmen wollen."

Exzellenz waren bereit, und bald darauf verließen die sechs Herren das Hotel und gingen die Hauptstraße hinunter, von deren Ende eine stattliche Allee nach dem See hinabführte. (Fortsetzung folgt.)



Ostermorgen.

Von

Else Franken.

Oesterlicher grüner Hauch hängt in Busch und Baume,
Süßer leiser Vogellaut zirpt noch wie im Traume.
Still im Dörfchen steigt der Rauch aus verstreuten Essen,
Winter hat am Grabenrand Häuflein Schnee vergessen.

Huscht das Mägdlein in die Thür, will mit beiden Händen
Stübchens österliche Zier, Weidenzweiglein spenden;
Schlanken Schaft mit Seidenglanz — schimmernd graue Kätzchen —
Und am Himmel segeln flink lichte Wolkenfetzchen.

Schafft Urahne still am Herd bei rußschwarzem Topfe,
Raunt und murmelt altes Lied, nickt mit greisem Kopfe:
„Freyja, segne Wies' und Feld — weine deine Zähren —
Daß sie aus den Schollen neu uns erstehn als Aehren!

Schüttle du dein Federkleid und in warmem Regen —
Freyja — Fraue — sende uns fruchtbar deinen Segen. —
Pocht des Hähnleins Fuß im Ei — seh' ich Häslein springen,
Soll der alte Weihespruch raunend zu dir dringen."

Ahne! ruft das junge Blut: hier die Festgewänder,
Kirchenhaub' und Blumentuch hol' ich Euch vom Ständer;
Hört Ihr Osterglockenklang — Auferstehungslieder?
Kommt, im Kirchlein vor dem Lamm knieet mit mir nieder!

Und die Alte huschelt, eilt, hastet von der Stelle,
Neigt sich vor dem Drudenfuß auf der Hüttenschwelle —
Läßt durch ihre Greisenhand Rosenperlen gleiten,
Wie sie fromm, im Festtagskleid, hin zum Kirchlein schreiten.

Doch die Junge blinzt zurück, wo mit leichten Schritten
Jägerbursch, den Zweig am Hut, geht in Kirchsteigs Mitten.
Heil'ger Gott — durch Kreuzestod kannst all Wunden heilen —
Menschenherzen mußt du — ach! — mit der Erde teilen.





Musiklitteratur.

Die hohe Steigerung unseres Musiklebens in den letzten Jahren ist auch der Musikschriftstellerei zu gute gekommen. Während früher die musikwissenschaftlichen Bücher, die außerhalb des Kreises der Fachgenossen Teilnahme fanden und auch verdienten, nur sehr selten waren, hat gerade in den letzten Jahren sich endlich auch in musikalischen Kreisen die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß eine heilsame Musikpflege sich nicht auf die ausgeübte Tonkunst beschränken darf, sondern auch in der ästhetischen Vertiefung des Musikgenusses und der Erkenntnis der musikalischen Künstlerpersönlichkeit beruht. Glücklicherweise geht damit Hand in Hand die Einsicht, daß es mit einer trockenen, einseitig auf das rein Musikalische zugespitzten Darstellung nicht genug ist, sondern daß auch die Musikschriftstellerei eine darstellende Kunst sein muß, daß ferner die rechte Erkenntnis musikalischer Darstellung nur auf dem Hintergrund der gesamten Kulturgeschichte zu geben ist. So bietet die neuere Musiklitteratur gerade für den Musikliebhaber in den letzten Jahren eine viel reichere Ausbeute als früher.

Die klaffende Lücke nach einer Musikgeschichte, die vor allem die Bedürfnisse des musikalischen Hauses berücksichtigte und voller Kunstbegeisterung Liebe zur Musik zu erwecken vermöchte, mit sicherem Urteil geschmackvolle Darstellung vereinigte, ist auch in diesem Jahre nicht ausgefüllt worden. Man wird sich einstweilen noch an Köstlins „Grundriß der Musikgeschichte“ oder Dommers altes „Handbuch“ halten müssen. In seiner Art sehr wertvoll ist der soeben in zweiter Auflage erschienene „Katechismus der Musikgeschichte“ von Hugo Riemann (Leipzig, Max Hesse, Mk. 3,50). Das ist allerdings ein unsagbar trockenes Buch und behandelt den Stoff in 172 Fragen und Antworten. Außerdem ist der Stoff auseinandergerissen und behandelt getrennt die Geschichte der Musikinstrumente, der Tonsysteme und Notenschrift und der Tonformen. Aber in aller Knappheit sind hier die Ergebnisse der Forschung zusammengefaßt und man erhält klipp und klar auf alle Fragen Bescheid. Das geht ausgezeichnet, bis die ganze Entwickelung breiter und innerlicher wird. Für die Neuzeit versagt das Werkchen, wie auch desselben Verfassers achthundert Seiten starke „Geschichte der Musik seit Beethoven“ (Berlin, W. Spemann, Mk. 10)

ein verfehltes Buch ist. Gewiß zeigen sich auch hier Riemanns ungeheurer Fleiß und große Stoffbeherrschung. Aber es fehlt ihm die Kunst, in das Wesen der Persönlichkeit einzudringen, es fehlt ihm der feinere Geschmack. Hinzu kommt nun seine parteiische Voreingenommenheit gegen die Programmmusik im weitesten Sinne. Bei Richard Strauß z. B. läßt er sich sogar zu einer groben Verdächtigung der künstlerischen Ehrlichkeit dieses Mannes hinreißen. Dann fehlt die Kraft, die inneren Zusammenhänge aufzuspüren, und so hilft er sich mit einer Art geographischer Betrachtungsweise, die gerade bei der Musik am unfruchtbarsten sein muß. Kommt noch hinzu die Trockenheit der ganzen Behandlung, so bleibt dann wenig mehr übrig als ein Nachschlagebuch. Das haben wir aber von Riemann selber besser in seinem „Musiklexikon“ (Max Hesse, Leipzig, Mk. 12 gebunden), das für jeden Musiktreibenden eigentlich zum unentbehrlichen Rüstzeug gehört. Ganz zuverlässig ist es allerdings auch gerade in den Urteilen für die neuere Zeit nicht, und da der Verfasser in allen theoretischen Fragen nur seine bekanntlich von der allgemeinen sehr abweichende Auffassung vorträgt, kommt eine Einseitigkeit in das Werk hinein, die gerade in einem Lexikon am wenigsten am Platze ist. Immerhin, das Werk steht unter seinesgleichen weitaus an erster Stelle und verdient für Geschenke ganz besonders berücksichtigt zu werden.

Dem an erster Stelle genannten Werke Riemanns in der Absicht verwandt ist das „Kompendium der Musikgeschichte“, das der Wiener Professor Adolf Prosniz (Wien, Alfred Hölder) veröffentlicht. Bis jetzt sind es zwei Bände, die bis 1750 reichen. Der Preis von 8 Mark ist für ein Buch hochgegriffen, das durchaus Lehrbuch sein will. Scharfe Einteilung, knappe Fassung, Verzichtleistung auf eingehendere Biographie und schärferes Erfassen der Persönlichkeiten, dafür Betonung der sachlichen Entwickelung der Musik geben dem Werke den Charakter, das seinen Zweck, „ein festes Fachwerk für das Gedächtnis herzustellen“, erreicht. Für die Genießenden kommt das Buch, das in der Benutzung aller einschlägigen Quellen sehr zuverlässig ist, nicht in Betracht. Als eigentliches Lehr- und Lernbuch der Musikgeschichte behauptet es dagegen die erste Stelle in der ganzen vorhandenen Litteratur.

Nach Absicht, Anlage und Darstellung ein ganz anderes Buch ist die „Illustrierte Geschichte der Musik im neunzehnten Jahrhundert“ von Hans Merian (Verlag von Hermann Seemann in Leipzig, geb. Mk. 15). Das Buch giebt mehr und weniger, als der Titel sagt. Mehr, insofern fast zwei Fünftel auf die Zeit vor Beethoven kommen. Es handelt sich im Grunde um eine Geschichte der Musik seit Palestrina. Andererseits bekommen wir auch weniger, indem gerade die neueste Zeit nicht so eingehend behandelt ist, wie man es von einem Spezialwerke erwarten sollte. Als Nachschlagewerk wird das Buch den, der über die Größen des heutigen Musiklebens gern unterrichtet sein möchte, häufig im Stich lassen. Aber Merians Darstellungskunst geht weit über die der Vorhergenannten hinaus. Er ist ein künstlerischer und geistreicher Schilderer, der auch auf die Darstellung der gesamten Kulturentwickelung, aus der die Musik nur als Einzelerscheinung hervorragt, Bedacht nimmt. Dagegen ist ihm leider der mehr seelische Tiefblick versagt und auch jene Wärme der Darstellung fehlt, die gerade bei der Musik allein das tiefere Verständnis suggerieren kann. Immerhin verdient das schön ausgestattete Buch warme Empfehlung, zumal

der Verfasser bemüht ist, auch jenen künstlerischen Erscheinungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die seinem persönlichen Geschmack nicht genehm sind.

Nach rückwärts schließt an das Buch Merians ein auf zwei Bände berechnetes Werk des Benediktinerpaters Molitor an, von dem der erste Band unter dem Titel: „Die Choralreform unter Gregor XIII." erschienen ist (Leipzig, F. E. C. Leuckart, Mk. 10). Wenn man bedenkt, daß die Geschichte der abendländischen Musik bis ins 16. Jahrhundert im wesentlichen eine Geschichte der Kirchenmusik ist, so erhellt die Bedeutung dieses Buches, das in Rück- und Ausblicken die vorangehende Entwickelung umfaßt, seine Hauptaufgabe aber in der Darstellung der endgiltigen Fassung des Chorals durch Palestrina sieht. Daraus ergiebt sich dann das weitere, daß Palestrina die Ideen dieser Reform auch für die mehrstimmige Musik zur Geltung brachte und so jenen knappen und ausdrucksvollen Stil der Polyphonie schuf, dessen mystischer Gewalt auch der Mensch von heute sich nicht entziehen kann.

Molitors Buch steht auf der Höhe der Wissenschaft. Der Verfasser ist zumeist auf die ursprünglichen Quellen zurückgegangen und bekundet in ihrer Erforschung höchsten Scharfsinn. Seine Darstellung, insbesondere der zumeist fesselnde Abschnitt über Palestrina bringt denn auch in manchen Punkten eine neue Auffassung. Das Werk ist aber mehr, als eine bloß gelehrte Arbeit; es ist auch ein geschmackvolles Buch. Der umfangreiche, leicht auseinanderfallende Stoff ist sehr gut disponiert, die Schreibweise lebendig, und der Verfasser verfügt über jene Klarheit des Ausdrucks bei schwierigen ästhetischen Fragen, die man gerade bei Musikschriftstellern nur selten findet. So kann das Werk aufs beste empfohlen werden.

Nicht so unbedingt zustimmen kann ich Kurt Meys umfangreichem Buche „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst" (Leipzig, Hermann Seemann Nachf., Mk. 10), trotzdem gleich von vornherein gesagt sei, daß es nicht nur unter den vorhandenen Darstellungen des Meistergesanges die lebendigste und allgemeinste ist, sondern daß es auch in der Gesamtauffassung des Stoffes über das historisch-philologische Element hinauskommt. Aber darin liegt andererseits eine große Gefahr. Gerade die Bücher der eingeschworenen Wagnerianer zeigen die bedenkliche und jede gerechte Beurteilung vereitelnde Absicht, alle Erscheinungen der Vergangenheit und womöglich der Zukunft nicht nur im Geiste ihres Meisters zu betrachten, sondern auch auf das Schaffen Richard Wagners zu beziehen. So ist hier die Betrachtung des Stoffes keine vorurteilslose, sondern mehr darauf angelegt, zu zeigen, wie herrlich Richard Wagner nun eigentlich alles gemacht habe. Das letzte Drittel des Buches gehört ohnehin Wagners „Meistersingern von Nürnberg". Darunter leidet zunächst die Bewertung aller anderen künstlerischen Verwertung des Stoffes bei Deinhardstein, Reger-Lortzing u. a.; zahlreiche Ausfälle auf Andersdenkende sind auch herzlich überflüssig. Aber das Schlimmere ist doch, daß auch die Betrachtung der eigentlichen Meistersingerzeit durchaus nicht nach allen Seiten Stich hält. Der Verfasser zeigt sich in der mehr philologischen Litteratur nicht überall beschlagen, und auch in musikhistorischer Beziehung sind ihm böse Irrtümer unterlaufen. Ich kann hier natürlich nicht auf Einzelheiten eingehen. Aber die Ermahnung zur Vorsicht in der Benutzung des trotz allem empfehlenswerten Buches scheint mir doch geboten.

Auf dem Gebiete der Musikbiographie ist zu vermelden, daß der Beet-

hoven von Adolf Bernhard Marx (Berlin, Otto Janke, 2 Bände, Mk. 16) in neuer fünfter Auflage verbessert und vermehrt vorliegt. Dieses Buch war von Anfang an das beste für die Erkenntnis des Titanen gewesen. Marx, dessen künstlerische Persönlichkeit von Beethoven selber anerkannt wurde, vereinigte in seltenem Maße eine intuitive Kraft für die Erkenntnis der Gefühlswelt eines Kunstwerkes mit höchstem theoretischen Wissen. Nun hat in den Neuauflagen Professor Gustav Behnke das ganze biographische Beiwerk, das zunächst etwas kurz geraten war, auf den Stand der heutigen Forschung gebracht. So ist Marx' „Beethoven" das Werk über den Meister.

Die seit einigen Jahren bei der Verlagsgesellschaft Harmonie zu Berlin erscheinende Sammlung „Berühmte Musiker" ist um zwei neue Bände vermehrt worden. Die Sammlung, bei der der Preis von 4 Mk. für den Band gering bemessen ist, ist nur allzu reich mit Bildern ausgestattet. Es wäre besser, wenn man dafür dem Text einen etwas breiteren Raum zuwendete. Denn so bekommen die Verfasser im allgemeinen nur ein abgerundetes äußeres Lebensbild fertig, und die tiefer dringende Entwickelung des Charakters, die psychologische Erklärung des Künstlerwerkes kommt um so mehr zu kurz, als die Mehrzahl der Verfasser natürlich doch danach strebt, so viel wie möglich die Ergebnisse der Forschung alle mitzuteilen. So muß sich auch Richard Heuberger damit begnügen, für Franz Schubert alles Bekannte in abgerundeter Form und warmherziger Darstellung neu zu sagen. Er muß völlig darauf verzichten, einmal zu zeigen, wie unendlich viel Schubert gerade unserer Zeit bedeutet, wie viel mehr er ihr werden müßte, als er bereits ist. Leichter fällt es Georg Münzer, die einfache Persönlichkeit Heinrich Marschners, der ja leider auch schon anfängt historisch zu werden, zu entwickeln. Er vermag auch auf diesem von der Forschung weniger bebauten Felde eine Fülle neuen Materials aufzubringen.

Fast durchaus Neuland bearbeitete Ludwig Landshoff in seinem Buche „Johann Rudolf Zumsteg" (Berlin, S. Fischer), das zum hundertsten Todestage dieses viel zu sehr vernachlässigten Musikers erschienen ist. Durch ein gleichzeitig im Verlag „Drei Lilien" zu Halensee-Berlin veröffentlichtes Liederheft bringt Landshoff jedermann die Ueberzeugung bei, daß zahlreiche der anspruchslosen, aber von tiefstem Empfinden beseelten Lieder dieses Schwaben auch heute noch gesungen zu werden verdienten. Sie werden vor allem im deutschen Hause warme Aufnahme finden. Noch bedeutsamer aber ist die Stellung, die dieser Jugendfreund Schillers in der Geschichte des Liedes einnimmt, wo er von starkem Einfluß auf den ihn ja allerdings riesenhaft überragenden Schubert geworden ist. Das Buch ist aber außerdem ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, indem Karl Eugens üppige Hofhaltung eine lebendige Darstellung erfährt.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß die Ausgabe der Briefe Franz Liszts an die Fürstin Wittgenstein (Leipzig, Breitkopf & Härtel) jetzt vollständig vorliegt. Ueber das für Liszt so bedeutsame Verhältnis zu der hervorragenden Frau ist von mir an dieser Stelle nach dem Erscheinen der ersten Bände des Briefwechsels eingehend berichtet worden (Heft 7 und 8, III. Jhrg.). Ich kann heute mich darauf beschränken, auf jenen Aufsatz zurückzuverweisen und bemerke nur, daß dieser dritte und vierte Band, die mit dem 27. Januar 1861 einsetzen und bis in den Sterbemonat Liszts reichen, 451 neue Briefe ent-

halten, die wieder den vollen Wert von Offenbarungen eines reinen Menschentums mit der Bedeutung dokumentarischer Berichte über eine bedeutsame Periode unserer Musikgeschichte vereinigen. In den Briefen dieses Musikers offenbart sich eine so herrliche Persönlichkeit, daß wir ihnen um so eifriger zahlreiche Leser wünschen, als sie geeignet sind, das ungerechte Vorurteil, unter dem der edle Mensch Liszt noch immer zu leiden hat, endgiltig zu bekämpfen.

Dr. Karl Storck.



Lord Byron. Von Richard Ackermann. Heidelberg, Winter, 1901.

Die Schrift ist mit Fleiß gearbeitet unter Verwendung eines bedeutenden Teiles der nicht unbeträchtlichen Byron-Litteratur. Auch die neue große Byron-Ausgabe von Coleridge und Prothers scheint, wenigstens soweit sie bei Beendigung des Buches (April 1901) vorhanden war, benutzt worden zu sein. Dagegen scheint der Verfasser die alte 17bändige Mooresche Ausgabe, die ein 6bändiges Leben des Dichters enthält, eine niemals versagende Quelle, nicht gekannt zu haben. Er nennt sie in seiner Bibliographie nicht. Die sachlichen Angaben dieses Lebensabrisses sind nicht immer richtig.

Der Großvater Byrons hat nicht den Schiffbruch der „Juno" beschrieben, welcher die Anregung zu gewissen Partien im zweiten Gesange des „Don Juan" gegeben hat — dieses Buch erschien 1795, und Byrons Großvater war schon 1786 gestorben; er hat vielmehr den in den fünfziger Jahren stattgehabten Untergang der „Wager" geschildert. Byrons Geburtsort ist jetzt nicht mehr zweifelhaft; er ist London, nicht Dover. Chelsea, wo Byrons Mutter 1799 eine Wohnung bezog, ist nicht „ein lieblicher Ort am südlichen Westend", sondern ein Teil des Westend. In den „Müßigen Stunden" hat Byron niemals „daktylische Strophen" angewandt, dagegen hat er eine besondere Vorliebe für eine Strophe aus vierfüßigen Anapästen gezeigt. Des Dichters Vorliebe für Pope vorzugsweise auf ihre beiderseitige Krüppelhaftigkeit zu gründen, ist ein starkes Stück; es war hierin wohl die nämliche widerspruchsvolle Neigung zu engbegrenzter Regularität zu finden, welche den im übrigen jede Norm und Regel verschmähenden Menschen zum Verehrer der Corneille, Racine und Voltaire machte, und die Gleichartigkeit der pessimistisch-satirischen Lebensbetrachtung. Medwin war nicht Byrons, sondern Shelleys Vetter; und das Urteil über seine erste Liebe, Mary Chaworth, schrieb Byron nicht kurz vor seiner Abreise nach Griechenland (1823) — an wen? — er sprach es vielmehr zu Medwin aus, der es in seinen bekannten „Gesprächen mit Byron" (1821/22) verewigt hat.

Zu tadeln ist der Stil, der salopp, öfters inkorrekt und infolgedessen unklar ist. Wer ein Beispiel dafür haben will, wie hier ein Fehler den andern nach sich zieht, der lese die Analyse von „Manfred", die allerdings, da es sich um eine seelische Entwicklung handelt, nicht leicht ist.

Der Verfasser verbreitet sich über die Quellen der verschiedenen Dichtungen, über ihren Stil, ihre Ausführung und giebt von jeder eine kurze Inhaltsangabe. Zum Schlusse bringt er sogar ein Kapitel über die Einwirkungen Byrons auf die deutsche Litteratur, das eine anerkennenswerte Vertrautheit mit der letzteren verrät. So darf denn das Büchlein für den Zweck der Orientierung, den es wohl allein verfolgt, allen empfohlen werden. —r.





... Und ihre Werke folgen ihnen nach.

Sie schelten dich, du armes Christentum, und sagen: „Du seist jetzt fast 2000 Jahre in der Welt und hättest noch nichts geleistet.“ Sie machen es mit dir wie ungeduldige Lehrer mit einem unbegabten Jungen: „Nun habe ich dir dreimal die Lektion gesagt, mein Junge, und du kannst sie noch nicht; schere dich weg, ich kann dich nicht brauchen!“ Aber sie vergessen dabei, daß du, Herr Christus, der Meister bist und die Menschheit im ganzen ein nur zu oft widerspenstiger und nicht mehr denn mittelmäßig begabter Schüler, der seinen Lehrern allen das Leben so blutsauer macht, daß die Geschichte der großen Erzieher der Menschen mit Herzblut und Thränen geschrieben ist. Als ob man mit Welt und Menschheit sechsspännig in den Himmel fahren könnte! Du hast nichts geleistet, du armes Christentum, du Prügelknabe für alle Weltverbesserer, die heute wie Pilze aus dem Boden wachsen? Nun gut, macht doch einmal das Experiment! Setzt den Fall, Jesus habe nicht gelebt und gelehrt, nicht geliebt und gelitten, von jenem Berge wären keine Worte geredet, auf Golgatha hätte kein Kreuz gestanden. Nehmt die Bücher der Weltgeschichte — wohl gemerkt nicht die, welche fein säuberlich in Leder mit Goldschnitt gebunden im Bücherschranke stehen, sondern den vollen Strom der Weltgeschichte, wie sie im Völkergetümmel und Herzensleben einhergerauscht ist — und streicht alle Partien aus, die von jenem göttlich reichen Leben Inhalt und Kraft empfangen haben, ich wäre neugierig, wieviel lesbare Seiten im Buche der Menschheit übrig blieben! Sicherlich viele von denen, die heute sehr von oben herab über das Christentum reden, wären die ersten, die es wieder herbeisehnten. Gar zu kalt ist eine Welt ohne Glauben und Liebe, als daß es nicht auch den selbstzufriedensten Weltverbesserer darin frieren sollte.

Aber das Christentum hat nicht genug geleistet, so sagen sie. Schwer zu entscheiden, fruchtloser Streit. Wichtiger scheint mir zu sein, daß wir statt rückwärts nach vorwärts schauen, da werden wir zusammenstimmen: Das Christentum hat noch viel, sehr viel zu leisten, so viel, daß uns zu Zeiten bange werden könnte vor der Größe der Aufgabe. Aber Geduld muß haben, wer sehen will,

wie Eichen wachsen. Und das Christentum ist gleich einer Eiche, nein noch mehr: es ist der Weltenbaum. Langsam wächst der Baum, langsam, aber fest und stark. Alle hundert Jahre treibt er einen Sproß, der sich dann ausbreitet, auswächst und verästelt. Auch im neunzehnten Jahrhundert hat der alte Baum wieder zu knospen begonnen: Johann Hinrich Wichern hieß der Zweig, der zu grünen begann, und der Lebenssaft, der durch ihn in die Welt drang und darin nun weiter wirkt und treibt und schafft, ist in Worte gekleidet eine einfache Wahrheit, wie alles Große einfach ist: das Christentum ist nicht nur eine Botschaft an den einzelnen Menschen, sondern es muß auch im sozialen Leben eine treibende Kraft werden.

Johann Hinrich Wicherns Briefe und Tagebuchblätter, die neuerdings in zwei Bänden vom Verlag des Rauhen Hauses herausgegeben sind (von seinem Sohne D. J. Wichern. Mk. 7.20 und 7.80. Die Brautbriefe und Tagebuchblätter sind auch allein verkäuflich), lassen Schritt für Schritt deutlich verfolgen, wie Wichern in eine immer größere Auffassung vom Christentum hineingewachsen ist. Selbst diejenigen, welche die Biographie W.s von Oldenberg kennen, unter den Lesern des „Türmer" doch wohl nur ein kleinerer Kreis, werden immer noch gerne zu diesen Briefen als originalen und erfrischenden Quellen greifen.

Aus dem Pietismus, der sich auch hier wieder als der fruchtbare Mutterboden der Kirche erweist, geht Wichern hervor; von ihm hat er Liebe zu den Schwachen und Unterdrückten, Neigung zu einem praktischen Christentum empfangen. Aber zugleich läßt er Herder und Goethe, Mozart und Beethoven auf sich wirken und erhält dadurch ein starkes Gegengewicht, das ihn vor Engherzigkeit bewahrt. Eine Predigt über den Umgang mit Kindern erweckt in ihm zum ersten Male den Wunsch, Erzieher zu werden. Schon dem Jüngling lag „der Gedanke einer Rettungsanstalt für arme, unglückliche Kinder der Vaterstadt so sehr in der Seele, daß ich oft halbe Nächte darum schlaflos zugebracht habe". In den Briefen an die Braut entwirft er einmal in herzbewegender Schilderung das Zukunftsbild einer Erziehungsanstalt, in dem der mit den Verhältnissen vertraute Leser unschwer das Idealbild des späteren Rauhen Hauses erkennt. Dabei eignet ihm frühe ein scharfer Blick für soziale Dinge. Der junge Student schreibt, nachdem ihn im ersten Augenblicke „die Größe und Pracht Berlins fast stutzig gemacht" hatten, schon vierzehn Tage später: „Hinter glänzendem Schein versteckt sich hier bittere Armut und tiefe Sittenverderbnis, die mir zum Teil mit aus der Art des Zusammenwohnens herzustammen scheint." Der 22jährige Jüngling hat also schon ganz spontan einen Blick für eins der wichtigsten sozialen Probleme, an das damals fast niemand dachte, für die Wohnungsfrage. In welchem Geiste er diese Fragen anfaßt, zeigen seine Aeußerungen, daß er Gottes Reich unter den Armen seiner Vaterstadt bauen wolle und entschlossen sei, „um der Reichen willen nichts, um der Armen willen alles zu thun".

Im Jahre 1833 gründete Wichern das Rauhe Haus, aber sein reger Geist trug ihn schnell über den scheinbar engen Rahmen dieser Thätigkeit hinaus. Vom Jahre 1837 an begleiten wir ihn fortwährend auf Reisen durch alle Teile Deutschlands bis nach England hin, und immer sind es die sozialen Verhältnisse, welche seinen Blick auf sich ziehen. Von größter Bedeutung wurde dabei die Reise, die er im März 1848 in die vom Hungertyphus heimgesuchten Distrikte Oberschlesiens

machte. Die Erinnerung an jene Tage ist neuerdings gelegentlich der Virchow-Feier wieder aufgefrischt. Höchst charakteristisch ist es, die Haltung beider Männer dem Notstand gegenüber zu vergleichen. Virchow, der ebenfalls als Sachverständiger nach Oberschlesien gesandt war, benutzte die Gelegenheit, um sich die politischen Sporen zu verdienen und eine furchtbare Anklageschrift gegen die Regierung zu schleudern, die in erster Linie politische, demokratische Reformen forderte. Ganz anders Wichern. Auch er war für die politische Seite des Notstandes nicht blind, aber bei ihm richtete sich der Grimm gegen den lärmenden Liberalismus. Fast wie ein Abschnitt aus Carlyles Französischer Revolution liest sich seine Bemerkung: „Inzwischen debattieren die Kammern über die Verfassung, während im Lande das Elend seinen Weg geht. Nun, das Volk ist ‚vertreten' und soll sich darüber freuen! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich diese Lage anekelt, wo das Volkswohl in aller Munde und die Lieblosigkeit in den Herzen waltet, wo so viele Kräfte am Schein vergeudet werden und für die großen Notstände kein Tropfen Balsam vorhanden ist."

Wicherns Bestreben ging darauf hin, durch praktische Maßnahmen zu lindern und zu helfen, soviel er konnte. Viele Leser gerade des „Türmers" wird es interessieren, zu verfolgen, wie er hierbei mit dem Fürstbischof von Breslau zusammenarbeitete, und wie evangelische und katholische Liebesthätigkeit sich die Hand reichten, um zu helfen, wo die andern — redeten.

War die schlesische Hungersnot eine akute Krankheit am sozialen Organismus, so sind Verbrechen und Verbrecher chronische Geschwüre. Von der Studentenzeit an verfolgte Wichern mit Aufmerksamkeit alles, was auf das Gefängniswesen Bezug hatte, und seit Friedrich Wilhelm IV., für dessen Kenntnis die Briefe viel wertvolles Material bringen, ihm seine Zuneigung schenkte, gewann Wichern starken Einfluß auf die Behandlung dieser Frage im preußischen Staat. Nach dieser Seite geben seine Briefe klassische kulturgeschichtliche Schilderungen. Sollte man glauben, daß kaum 50 Jahre vor uns „es in den Gefängnissen so greulich aussah, wie ich (Wichern) es mit Augen im Graudenzer Gefängnis (1852) gesehen, wo die eingesperrten Diebe und Räuber mit zwei und drei Ketten und sogenannten eisernen Hörnern, die den Gefangenen wie Stierhörner um den Hals genietet sind, einen unauslöschlichen Eindruck in mir hinterlassen haben"? Wicherns Gedanke gegenüber solchen Erscheinungen war Heranziehung eines durchgebildeten christlichen Pflege-Personals, das durch die Macht einer ernsten und doch liebevollen Persönlichkeit auf die Verbrecher, zumal auf die Erstfälligen und die Uebelthäter aus Leidenschaft, rettend einwirken könne. Jahrelang hat er um diesen Gedanken gekämpft, nicht mit dem gewünschten Erfolg. Mangel an geeignetem Personal und vor allem das in der Bureaukratie liegende Trägheitsmoment boten zu starke Widerstände. Welch ein tragisches Moment für eine so feurige, auf individuelle Erziehung arbeitende Persönlichkeit, wie Wichern, daß er sich bestimmen ließ, 15 Jahre seines Lebens als Geheimrat in einem preußischen Ministerium zu arbeiten, wo er doch „mit einem wahren Ingrimm gegen diese Papier-Wirtschaft" erfüllt war und den „rohen Unverstand des von allem Leben und Lieben gleich weit entfernten Bureaukratismus" gründlich kennen gelernt hatte!

Durch seine Reisen und sozialen Studien wurde Wichern ein genauer Kenner des Volkslebens. Wo er hinkam, erschlossen sich seinem liebenswürdigen Wesen die Herzen. „Ich habe recht viel aus dem Leben der pommerschen Bauern

kennen gelernt," schreibt er einmal, „indem ich meine Postillone und Fuhrleute alle bis aufs Mark abkatechisierte. In lauter lebenswahren Farben habe ich mir Hochzeit, Kindtaufe, Leichenbegräbnis, das tägliche und abendliche Leben der Bauern aus dem Munde dieser schlichten Leute erzählen lassen." Dadurch bekam er einen klaren Blick für die geheimen Regungen der Volksseele, und während die Aufmerksamkeit der meisten sich lediglich den damaligen politischen Kämpfen zuwandte, erkannte er deutlich das Herannahen großer sozialer Bewegungen. In demselben Jahre 1848, in dem Marx sein Kommunistisches Manifest schrieb mit der Losung „Proletarier aller Länder vereinigt euch!", erhob Wichern auf dem Wittenberger Kirchentage die Fahne des christlichen Sozialismus. Er verstand, fast allein unter seinen Zeitgenossen, daß den Bestrebungen der Sozialisten ein berechtigter Kern zu Grunde lag, so sehr, daß er gelegentlich ausruft: „Ich könnte es wohl begreifen, wenn alle Nichtchristen Sozialisten würden". Das Christentum sollte nach ihm die Macht sein, welche den Kampf wider die leibliche und geistliche Not im Volke aufnahm im umfassendsten Maße. Er ist der erste gewesen, der die Bildung großer Organisationen und Verbände, ungefähr nach Art der Gewerkschaften, anregte, nur daß sie Arbeitgeber und Arbeiter vereinigen sollten. Christ sein und sozialen Sinn haben (er nannte es „Innere Mission treiben") war ihm gleichbedeutend, und wie er in Oberschlesien nicht nur Beseitigung eines unmittelbaren Notstandes erstrebte, sondern den „Christenglauben zur Umwandlung eines versunkenen Volksstammes, zur Erhebung einer ganzen Bevölkerung aus dem physischen und sittlichen Koth aufzurufen" sich bemühte, so wollte er im ganzen Volke das Christentum zu dem belebenden, die Herzen einenden Band des sozialen Organismus machen, zum Sauerteig, der alles durchdringt und Ausbeutung und Bedrückung verhindert. Die Volkskirche als der einigende Boden und das mahnende Gewissen im Gewühl der politischen und sozialen Kämpfe, die ein Volk zu zerklüften drohen, das war Wicherns Ideal.

Weit war die Kirche seiner Tage von diesem Ideal entfernt. Ganz traurig kam Wichern zuweilen aus Konferenzen mit ödem, parteipolitischem Gezänk nach Hause: „Es ist eben eine Theologen- oder Pastorenkirche. An die Menge der Verlornen, Blinden, Stummen, der Abgefallnen, der Toten hat in allen Verhandlungen, die ich nun vier Wochen angehört, auch nicht einer erinnert." Sehr langsam ging auch später die Saat auf, die Wichern ausgesät hatte. Das Ziel war zu groß, die Zeit dafür noch nicht reif. Erst mußte die große Abwendung von der Kirche in den sechziger und siebziger Jahren die Gemüter aufrütteln; Propheten werden leider meist erst zu spät erkannt. Auch die innere Mission ist etwas Anderes geworden, als Wichern dachte und wollte. Wir bezeichnen heute mit diesem Namen die Summe der christlichen Liebesthätigkeit; Wichern verstand darunter die Gesamtarbeit des Evangeliums an der Volksseele. Große Gedanken sind eben wie Samenkörner, sie müssen erst begraben werden und eine Weile im Dunkel verborgen ruhen, ehe sie keimen. Aber dann sprießen sie zu neuem Leben hervor. Stöcker, der Vielverehrte und Vielgehaßte, und, wenn auch nur in den ersten Jahren seiner öffentlichen Thätigkeit, Friedrich Naumann, der Bruder vom Rauhen Hause, haben die Wichernschen Gedanken von der Volkskirche und von den sozialen Aufgaben des Evangeliums wieder ans Tageslicht geholt und in die Diskussion geworfen, und nun leben sie wieder und wirken fort, umstritten, bekämpft, weiter fortgebildet, in den Herzen gärend und die Geister beschäftigend.



Sie wirken fort und werden siegen, ein grüner Zweig am alten Baume des Christentums.

* * *

Ganz anders ist die Grundstimmung eines zweiten großen, aus kirchlichen Kreisen stammenden Memoirenwerkes, das uns das vergangene Jahr gebracht hat. G. Kögel löst darin in trefflicher, taktvoller, von Liebe getragener und doch möglichst objektiver Darstellung die für den Sohn nicht leichte Aufgabe, eine Biographie seines Vaters, des Oberhofpredigers Kögel, zu schreiben (Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Bisher zwei Bände; der dritte folgt. Berlin bei Mittler & Sohn. Je Mk. 7.50). Galt Wicherns Lebensarbeit in erster Linie den Enterbten der Menschheit, danach dem Volke, im weitesten Sinne des Wortes, so war der aristokratischen Natur Kögels ein reiches Wirken auf den irdischen Höhen der Menschheit beschieden. Zeitlich folgen die beiden Werke ungefähr aufeinander. Wicherns Briefe bringen sehr reichhaltiges Material zur Beurteilung Friedrich Wilhelms IV., Kögel ist als der Hofprediger und Seelsorger Kaiser Wilhelms bekannt. Er hat vom Jahre 1863, in dem er an den Berliner Dom berufen wurde, bis an den Anfang der neunziger Jahre mit seinen Predigten im großen Stil alle bedeutenden Ereignisse dieser einzigartigen Zeit rednerisch begleitet, gleichsam wie der Chor den Gang der Handlung im Drama. Vielleicht niemals sonst haben geschichtliche Thaten einen Widerhall in der Rede gefunden, wie bei diesem Manne, der, nach seinem eigenen Wort „ein Royalist, kein Byzantiner", glühende Liebe zum Herrscherhaus und Vaterland mit offenem, männlichem Freimut verband. Unvergessen ist die Art, wie er am Sterbebette Kaiser Wilhelms seines Amtes waltete, dem Sterbenden zum Trost, dem ganzen im Geiste um dieses Sterbelager gescharten Volke zur weihevollen Erhebung.

Was Kögel zu einem der bedeutendsten Prediger des 19. Jahrhunderts stempelte, war neben dem „Herzen, das den Theologen macht," seine ungewöhnliche Beherrschung der Sprache. Nietzsche, der ja auch ein Meister der Sprache war, betont irgendwo den großen Unterschied zwischen dem gesprochenen und geschriebenen Wort, um dann fortzufahren: „Der Prediger allein wußte in Deutschland, was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft, ausläuft; er allein hatte Gewissen in seinen Ohren." An diesen Satz wird der Leser Kögelscher Predigten unwillkürlich erinnert. Von Jugend an hatte Kögel danach gestrebt, Deutsch zu können, was gar nicht so leicht ist, wie viele denken. Dem Studenten machte besonders ein Ausspruch Jakob Grimms tiefen Eindruck. „Goethe — so hatte der Altmeister der deutschen Sprache gesagt — war nicht nur erstaunt über die Pracht und Macht des Straßburger Münsters, sondern zugleich schmerzlich befremdet darüber, daß die meisten achtlos an dem herrlichen Bauwerk vorübereilten. So ist es mit der Schönheit unserer Muttersprache; sie ist ebenso groß, wie unbeachtet und unverstanden." Kögel teilte als Redner von Anfang an die Anschauung des Demosthenes und wollte keine unvorbereitete Rede gelten lassen. Er hielt es, sicher einseitig, für einen Frevel an seinen Zuhörern, eine Predigt oder Rede zu halten, die nicht bis auf den Punkt vorher ausgearbeitet gewesen wäre. Nietzsche, um ihn noch einmal heranzuholen, klagt, „daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. — An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten —: es ist ihm, als ob man ihm aus dem Fabelland vorerzählte." Man könnte dem antichristlichen

Philosophen als ungewohnten Partner seinen Antipoden Kögel an die Seite stellen, wenn er die Sprache als „den einzigen, aber darum heiligen Stoff bezeichnet, den der Dichter handhabt wie der Bildhauer den Marmor". Ja, er fügt sogar hinzu: „Jeder Mensch, behaupte ich, kann eher Marmor und Farben irgendmal glücklich brauchen, als wirklich das korinthische Erz, jene Wundersammelmasse der Sprache."

Freilich hat Kögel dabei auch von der Sprödigkeit des Marmors sein Teil abbekommen. Ein Anflug von Steifheit und Unnahbarkeit, von vornehmer, zurückhaltender Korrektheit liegt über der ganzen Persönlichkeit, gab auch dem Aeußeren des ungewöhnlich großen, doch hageren Mannes das Gepräge. Der Knabe schreibt die Briefe an die Eltern meist erst ins Konzept, so daß sie mehr geistreiche oder pathetische Ausführungen, als Mitteilungen von Herz zu Herzen sind. Von dem vierundzwanzigjährigen Kandidaten erzählt ein Jugendfreund: „Er war ein ernster Mann geworden; war er auch immer freundschaftlich noch in alter Weise, der altgewöhnte Ton heiterer Lebensauffassung wollte doch nicht mehr so voll an- und ausklingen." Sein Sohn bekundet von dem Vater, er habe sich „während seines ganzen, an Erfolgen so reichen Lebens nie eine nennenswerte Unbesonnenheit vorzuwerfen gehabt". Jedenfalls ist Kögel sehr früh ein „fertiger Mensch" gewesen. Das soll nicht von vornherein ein Tadel sein, denn die Vorsehung kehrt sich gottlob nicht an die pedantische Schablone, wonach ein Mensch immer erst in vier Jahrzehnten, und vielleicht auch dann nicht, mühsam zur Reife gelangt, indem er sorgsam nachspricht, was „kluge Männer" ihm vorreden und sich von jedem beliebigen Eindruck möglichst nachhaltig bestimmen läßt. Nein, wie auf dem Gebiete der Kunst, so giebt es auch im Reiche des Geistes allzeit Männer, die gleich beim ersten Auftreten in ihrer Art Vollendetes leisten. Zu derartigen Persönlichkeiten gehört Kögel in so hohem Maße, daß er es wagen konnte, eine Predigt, die er als junger Kandidat in Dresden gehalten hatte, ohne weiteres in den letzten Predigtband aufzunehmen, den er als fast siebzigjähriger Greis herausgab.

Dies Licht bleibt natürlich nicht ohne Schatten. Die Bibel enthüllt einmal das Geheimnis der Einwirkung, die von Person zu Person geht, indem sie von Christus sagt: „Darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden." Die heilige Sympathie mit Suchenden und Ringenden, die der Reflex eigener innerer Kämpfe ist, konnte einer fertigen Natur, wie Kögel sie besaß, wenigstens für die Kämpfe auf dem Gebiete der Weltanschauung, nur in beschränktem Maße gegeben sein. Innerlich fremd standen ihm Zweifler gegenüber, die von den Arbeiten der Naturwissenschaft oder der kritischen Theologie in ihrem Glauben erschüttert waren. Ihnen vermochte er für ihre Kämpfe wenig zu bieten, so reiche Anregungen sonst von seiner lauteren und künstlerisch durchgebildeten Persönlichkeit ausgingen. — Aber auch dieser Mangel sollte ihm an der Stelle, die er auszufüllen hatte, fast zum Vorteil werden. Als gänzlich ungebrochene, in seinem innersten Glaubensleben nie von des Gedankens Blässe angekränkelte Persönlichkeit warf er sich der Flut des atheistischen und irreligiösen Radikalismus entgegen, die in den siebziger Jahren das kirchliche Leben Berlins verwüstete. Dadurch stand er an der Spitze der Männer, die durch ihre Charakterfestigkeit und ihren Glauben die Volkskirche hindurchtrugen durch die Zeit des Materialismus. Aber das geht über die vorliegenden beiden Bände hinaus,



die ihre interessanten Mitteilungen aus der kleinen Welt des Kögelschen Hauses mitten in der großen Welt des Vaterlandes und der Kirche mit dem Friedensdankfeste am 18. Juni 1871 beschließen.

Eine so festgefügte Persönlichkeit wie Kögel wird am besten hingenommen und verstanden, wie sie ist. Müßten wir aber doch ein Urteil über ihn abgeben, so würden wir es vielleicht dahin zusammenfassen: Wir können dankbar sein, daß er unser war, aber mit seinen begeisterten Anhängern ihn für einen idealen Typus eines evangelischen Geistlichen zu erklären, geht nicht an, wäre auch kaum nach seinem Sinne gewesen, haftete doch in seinem Herzen bis an sein Ende unvergänglich fest der letzte Gruß, den ihm seine Mutter vom Sterbebette sandte: „Sage Rudolf, er soll nicht hochmütig werden."

Christian Rogge.



Christliche Kunst.

(Wilhelm Steinhausen.)

In manchem deutschen Hause hängt ein Bild, das auf den ersten Blick wie die Darstellung des Abendmahls anmutet. Sehen wir aber schärfer hin, so entdecken wir eine ganz andere Situation: nicht Christus und die Apostel, nein! Eine einfache Tischgemeinschaft tiefergriffener Menschenkinder, die etwas Neues, Großes gehört, das sie ins Gewissen getroffen hat. Der an der Mitte der Tafel sitzt, hat ihnen offenbar ein seltsames Wort gesagt. Sie sind erschrocken und doch nicht verzweifelt. Christus hat ihnen die Größe der Schuld geoffenbart und zugleich vergeben. Und die Menschen, denen dieses Erlebnis zu teil wird, kennen wir. Wir sehen sie, sobald wir auf die Straße treten; sie begegnen uns zu Hunderten. Es ist Fleisch von unserem Fleisch. Doch ist alles wirklich Gewöhnliche oder gar Schmutzige in einfachster Linienführung entfernt, ohne daß man dabei Tendenz merken würde. Das alte Problem hat hier zu einem neuen, fein gelungenen Versuch geführt: Christus in die eigenste, heutige Gegenwart zu versetzen, ohne unnatürliche Vermengung von traditionellen und modernen Ansprüchen und ohne Abzug des Heiligen, das sich wie von selbst ohne Pose und Reklame innerhalb dieser Umgebung geltend macht. Es ist das Bild von der sündenvergebenden Liebe Christi. Herman Grimm hat darüber in seinen Fragmenten geurteilt: „Diese Komposition Steinhausens, welche in der Anordnung die breite Gestaltung der Darstellungen des Abendmahls innehält, gehört zum religiös Tiefsten, was die neuere Kunst geleistet hat. Der Gedanke, Christus als den Freund und Tröster aller sündigen Menschen erscheinen zu lassen, bewegt die sich zum Inhalt der Evangelien heute zurückweichende Zeit in seltsamer Weise. Ich erinnere daran, welchen Eindruck das begonnene Gemälde von Gustav Richter machte, als er eine Fülle von Menschen in eleganter Gesellschaftstracht zusammenstellte, unter denen Christus erscheint. Bis in die äußersten Konsequenzen hat ein Pariser Maler diesen Gedanken verfolgt. . . Zwischen diesen beiden Gemälden

sind viele gleicher Tendenz in den letzten beiden Jahren entstanden. Man kennt die Meister, die diese Art moderner Evangelienillustrierung als Geschäft betreiben. Ich zitiere sie nur summarisch, aber auch, um auszusprechen, daß Steinhausens Komposition nichts mit ihnen gemein hat. Er rückt in dem Werke das Ereignis uns nah und doch wieder fern. Wir merken nur auf die seelische Bewegung: auf die Gruppen der Einzelnen, die zu Christi Tisch sich herandrängen und von denen er keinen zurückweist . . . ."

Auch in meinem Hause hängt dieses Bild von Steinhausen an einer Wand und an der andern das berühmte Abendmahl von Leonardo. Eines Morgens sehe ich mein Dienstmädchen Steinhausens Bild lange betrachten. Um sie zu erproben, sagte ich: „Sehen Sie doch das andere Bild an! Das ist doch viel schöner!" Da antwortete sie stehenbleibend: „Aber dieses verstehe ich besser." Und ich freute mich dieses ungesuchten Lobes, das den Meister einer deutschen Volkskunst hier herausspürte.

Sehr zu begrüßen ist es, daß uns Leben und Schaffen dieses Künstlers neuerdings zugänglich geworden ist. Wir erstaunen über ein Doppeltes. Dieser Steinhausen hat angeknüpft an die beste deutsche Tradition: an Richter und Dürer. Manche seiner Bilder würde man bei oberflächlichem Sehen ohne Zaudern Richter zuweisen, und Steinhausen würde sich darüber wohl freuen. Er schämt sich nicht, eine gute Tradition zu pflegen. Durch dieses bewußte Pietätsgefühl unterscheidet er sich wohlthuend von manchen seiner Kunstgenossen. Freilich: Tradition ist nichts bloß Formales, nichts bloß Technisches. Er hat seine eigenen Gedanken; er geht seine eigenen Wege. Und das führt uns auf das andere, was uns überrascht. Blättern wir das Buch mit seinen zahlreichen, sehr gut ausgeführten und trefflich ausgewählten Bildern durch, so mutet uns die verschiedene Malweise und die außerordentlich mannigfaltige Auffassungsart zunächst fremdartig an. Manchem Bilde würden wir es zunächst nicht ansehen, daß es von Steinhausen kommt. Es fehlt dem Künstler scheinbar die Einheitlichkeit der Auffassung. Aber auch nur scheinbar. Die Einheit ist vollständig da; sie liegt in dem unablässigen Bemühen, schlicht-evangelische Gedanken mit einfachsten Mitteln dem gläubigen Bewußtsein nahe zu bringen, und das alles für die Gegenwart und aus der Gegenwart. In immer neuen Formen und Wendungen sucht er diesem Gedanken Ausdruck zu geben. Jene scheinbar auseinanderfallende Mannigfaltigkeit wird so zum Zeugen reichen Formengefühls. Selbst komplizierte Gedankengänge versteht Steinhausen bildlich zu beherrschen und ohne symbolistische Manieriertheit auf einfache Vorgänge zu reduzieren, welche dem Beschauer verständlich werden müssen. Erinnern wir uns daran, wie er in dem Bilde von der „Kreuzigung" Kierkegaards Individualismus verkörpert, oder an das merkwürdige Verfahren, Doppelworte der Bergpredigt in einem Doppelbildnis und doch im Rahmen einer einheitlichen Scenerie darzustellen, oder an die eigenartigen Kreidezeichnungen über die sieben Gleichnisse. Aus diesem Cyklus ist das Bild: C h r i s t u s, d i e F e l d e r s e g n e n d (1897), mit dem das vorliegende Heft geschmückt ist. Die Monographie über Steinhausen sagt darüber: „Die Grundidee stammt aus der Münchener Zeit. Christus sitzt auf blumiger Anhöhe, auf beiden Seiten vom Walde umgeben. Wogende Felder thalauf, thalab. Segnend breitet der Herr darüber die Hände. Glückverheißend strahlt der Regenbogen. . . . Christus, der Herr der Geister, der Bruder der Menschen, muß auch die Natur

für seine Brüder segnen. In ihm ist die Fülle der Gottheit — in der Natur und doch über der Natur: der Pantheismus erhoben in den Theismus."

Und doch ist in diesen religiösen Malereien die Bedeutung des Künstlers keineswegs erschöpft. Manchen Freund gewinnt er vielleicht mehr durch seine Landschaftsmalerei. Seine „Morgensonne im Waldwinkel" ist ein entzückendes Bild. Er geht aus vom Naturalismus, und äußert sich selbst folgendermaßen über ihn: „Der Naturalismus muß etwas Einfaches und Großes zugleich sein. Und heute, nachdem das naturalistische Prinzip der modernen Kunst so viel genützt hat, ist es wieder an der Zeit, von Naturbeseelung und Poesie zu reden. Und das ist die Domäne der Deutschen. . . . Ich möchte zeigen, daß die Welt aus feinem Stoff gemacht ist. Ich möchte ein Gefühl davon geben, wie wunderbar, das alles von einer höheren Hand mit zarten Mitteln gewoben ist. Meine Bilder wollen, daß man näher und näher hinzutritt. Sie wollen nicht dekorativ sein." In diesem Sinne singen uns seine Waldstudie und seine Morgenlandschaft etwas von Duft und Sinnigkeit und auch von ungemein viel latenter Kraft. Dann denken wir noch, wie herzig des Künstlers „Schneewittchen" uns anmutet und wie er uns die Märchenwelt in feinem Humor wieder erschlossen hat, welch vielseitiges Können seine Porträtkunst aufweist, und wir verstehen, daß Schumann und Meißner in ihm den Mann gefunden haben, dem deutschen Volke eine Bilderbibel zu geben, und Herman Grimm so hohe Worte über ihn findet.

Neben Uhde und Gebhardt wird er stets dem modernen religiösen Empfinden etwas zu sagen haben. Wir sind deshalb dem Schreiber der Monographie, David Koch, der sich schon in verschiedenen Zeitschriften durch anregende Artikel über Kunst, speziell christliche Kunst, einen guten Namen gemacht hat und dem Künstler persönlich befreundet ist, sehr dankbar, daß er uns Steinhausen nahe gebracht hat. Gerade die einzelnen Bilder Steinhausens verdeutlicht uns Koch mit begleitendem Wort und nachführender Hand. An den einzelnen Bildern erleben wir die Gedankenwelt des Künstlers mit. Es ist Koch trefflich gelungen, den Gedankeninhalt dieser Werke darzustellen. Sie vergessen sich nicht mehr. Möge das vornehme Buch (Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler. Von David Koch. Mit 116 Abbildungen. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer, 1902. Preis 3 Mk.) recht weite Verbreitung finden! **G. Traub.**



Leben, Tod und Theater.

Das große dramatische Erlebnis des vorigen Winters, die Aufführung der „Orestie", die Wiederbelebung der Riesenschicksale und Riesenfrevel, gewaltig geschauter, dunkelglühender Leidenschaften rief eine moderne Dichtung wieder in die Erinnerung, die in einer Sondervorstellung der Lessinggesellschaft, von Dr. Hans Oberländer insceniert, auf die Bühne gebracht wurde: Gabriele d'Annunzios „Tote Stadt"*).

*) Deutsch von Linda von Lützow. Berlin, S. Fischers Verlag.

Aus den Schauern, die im antiken Drama wehen, und die alle, auch die jener Welt lang Entwöhnten, mit unwiderstehlicher, erschütternder Macht treffen, ist diese Dichtung geboren worden. Sie ist das Werk eines Menschen, der mit fast schmerzhaft-peinigender Intensität die Geschicke jener mythischen Zeiten, wie sie die eherne Hand des Aeschylos gigantisch gestaltete, in sich erlebte, der mit ihnen rang, sich künstlerisch an ihnen entzündete, und fieberte, diesen Gewalten einen Nachhall zu schaffen.

Im Roman „Fuoco" waren schon in hastigen und bewegten Sätzen Vorklänge solcher Vorstellungen gegeben. Von einer großen Konzeption wurde gesprochen, von einem Drama, in dem „die lebendige Seele die antike Seele berührt und mit ihr zu einer einzigen Seele verschmilzt"; in dem die Bilder, Scenen und Gestalten der heroischen Welt in innerlichen Schicksalszusammenhang gebracht werden zum Schicksal moderner Menschen.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff sagt in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Orestie": „Das Gedächtnis an eine größere und reichere Zeit, mächtige Fürsten und schöne Frauen in goldreichen Sälen, blutige Thaten und die Feuersbrünste der Zerstörung, durch die jene Herrlichkeit zu Grunde gegangen war, lebte mit den Trümmern und Gräbern weiter. Die Vergangenheit war eine Macht"...

Diese Macht der Vergangenheit aus dem Abgrund der Jahrhunderte heraufzubeschwören, ist das künstlerische Ziel des Dramas von der „Toten Stadt". Auf der sandigen, sonnenverdorrten Ebene von Argos, auf dem Boden, der die Atridengräber birgt und die ungeheuren Greuel übermenschlicher Geschlechter, sollten Menschen von heute wandeln, die ganz im Bannkreis jener Sagen und Gestalten leben. Ein Forscher, Leonardo, der nicht nur Gelehrter ist, sondern durch den Umgang mit dem Dichter Alessandro ein leidenschaft-gesteigertes, alle Dinge schmerzlich tief erfassendes Gefühl in sich hat übermächtig wachsen lassen, sollte im Mittelpunkt stehen. Der geht nach Argos, nach der Heimat seiner Seele, gepackt von dem einen Gedanken, die Königsgrüfte zu finden und ans Licht zu bringen, der verschütteten Riesenwelt in das Medusenantlitz zu sehen, die ihm, dem Freunde und den beiden Frauen, Leonardos blühender Schwester Bianca Maria und Alessandros blinder Gattin Anna, aus den Büchern der Antike vertrauter Umgang ist. Und er findet sie. Die Grüfte öffnen sich mit ihren Schätzen — in kühner Fiktion stellt der Dichter das dar —, dem goldenen Hort, den Leichnamen der Fürsten unter goldenen Masken, die die Gräber über die Zeit hinaus erhielten und die nun, da die Luft sie berührt, in Staub zerfallen. Ein Erlebnis über die Kraft ist es, dies Gegenwärtigfühlen von Jahrtausenden, dieses Geistersehen, dies Aufsteigen begrabener majestätischer Verbrechen. Wie ein Gift, verwirrend und voll ansteckenden Fluches weht es aus jener Unterwelt und umwittert den, der solche Toten geschaut, der verwegen an jenes verschüttete Reich voll blendendem Glanz und nächtiger Schuld gerührt. Es ist der Weg des Todes, den er tritt, und sein Freund, der Dichter, sagt von ihm die Unheilswahrheit: „Seit zwei Jahren atmest du die tötlichen Ausdünstungen dieser verborgenen Grüfte ein unter dem beständigen Einfluß des Entsetzens über das grauenhafteste Geschick, das je ein Menschengeschlecht vernichtet hat," und derselbe sagt zu den geängsteten Frauen: „Ich begreife, daß Leonardo, der ein solch gesammeltes, innerliches Leben lebt, bis zum Wahnsinn davon erregt sein muß. Ich fürchte, die Toten leben in seinem Innern wieder auf, mit dem ganzen ent-

setzlichen Leben, das Aeschylos ihnen eingeflößt, ungeheuerlich, ohne Unterlaß verfolgt von dem Schwert und der Fackel ihres Geschicks."

Diese Vorstellung von der Erneuerung des antiken Schicksals an dem Menschen, der sich in seinen Bannkreis begeben und gefahrvolle Beschwörungskunst getrieben, ist groß, es ist eine Konzeption, die von dem Dichter das stärkste an Gestaltung fordert. Das freilich hat d'Annunzio nicht erfüllt. Er ist kein Menschenschaffer, und einen Charakter menschlich-psychologisch auf der Bühne sich entwickeln zu lassen, ist ihm nicht gegeben. Voll Schönheit der Klänge und der Farben ist das Präludierende, alles Verweilende der Schilderung, die auf Stimmung und lyrischen Austausch gestellten Anfangssituationen, mit einem Wort, das Malerische und Musikalische. Als aber das Drama sich nun aufrollen soll, als der Dichter die Menschen, die er vorher mit einer Fülle dichterischen Lebens in ihrer Gefühlswelt zeigte, nun in Schicksalsketten verstricken will; als keine Zeit und keine stille Ruhe für Hingabe an die Schönheit mehr ist, als statt der Leiertöne von goldenen Saiten der Aufschrei der gepeinigten Kreatur ertönen muß, da stockt die Ueberredungskraft des Künstlers. Das Ungeheuerlichste der Leidenschaften läßt er geschehen, er läßt in Leonardo frevle Leidenschaft für die eigene Schwester sich entzünden, er führt die fürchterliche Katastrophe herbei, daß der Bruder die Schwester tötet, um sie rein zu erhalten, rein vor seinen Gedanken und rein auch vor dem andern, dem Dichter Alessandro, dem gleichfalls das Gefühl in dieser Atmosphäre verwirrt ist, und der von der blinden Anna, der Lebensabsteigenden, zu der Blühenden, Leuchtenden, zu Bianka Maria, die verlangenden Hände streckt.

Doch diese Verwickelungen voll Tragik und Schauer lassen kalt. d'Annunzio besitzt nicht die Kraft, ihre Notwendigkeit und ihren unerbittlichen Zwang unwiderstehlich zu uns sprechen zu lassen. Wir merken zu sehr die Konstruktion des Aufbaus, wir erkennen in den Freveln, vor allem in dem Gedankeninceſt die bewußte Absicht, eine Parallele zu den Sagen der Antike zu geben. Das Schema merkt man in Situationen, wo erstarrendes Grauen die Sinne lähmen müßte.

Schon beim Lesen erhält man diesen Eindruck, die Aufführung bestätigte ihn, sie war die Probe auf das Exempel.

Diese Aberkennung der Fähigkeit, Menschen zu schaffen und zu gestalten, nimmt diesem Künstler jedoch nichts von der Gabe, die man im Gegensatz zur gestaltenden die bildnerische nennen könnte. Die Beziehungen zwischen Menschen darstellerisch zu zwingen, scheint ihm versagt, die Beziehungen aber von Menschen zu Kunstwerken, zu Bildern, zu Statuen, zu Landschaften, zu reichen vergangenen Kulturen, zu ihren eigenen Phantasievorstellungen, zu ihren Träumen, das ist ganz seine Sache. Und das gelang auch hier in reicher Anschauung mit überquellender Fülle. Ein Wort Annas giebt dazu das Leitmotiv: „Es besitzt diese Erde wie keine andere die Kraft, seine Gedanken zu steigern. Die Quelle seiner dichterischen Phantasie war so überströmend, daß er sie fortwährend ergoß, beinah in jedes Wort, das er sprach."

In den Gesprächen dieser Wesen, die ganz in einer künstlerischen Sphäre leben und daraus auch die logische Berechtigung empfangen, „schön" zu reden und sich darin hinzugeben, spiegelt sich alles gesteigerter, bedeutungsvoller, assoziativer voll Mit- und Nachhall der Erinnerungen und der Auslegungen. Und Situationen voll Resonanz giebt es, wenn Bianka Maria auf der Loggia, ange-

sichts der cyklopischen Mauern und des Löwenthors, die Klage der Antigone liest, und plötzlich von draußen das Brausen der Menge ertönt und Leonardo hereinstürzt und in stammelnder Ekstase die Wunder der Grüfte, die Wunder des Todes und des Goldes verkündet, den einen Moment, da er im Schauen der Tantaliden ein uraltes und gewaltiges Leben mitgelebt.

Die erstickende Atmosphäre der Landschaft fühlt man: die Ebene von Argos am glühenden Augustnachmittag ein Flammenmeer, dumpfe Trauer versengter Dürre, vertrocknete Gräser, fahle Bergabhänge, gelbrötlich wie Löwinnen. Das ausgetrocknete Bett der Flüsse leuchtet, die ausgedörrte Landschaft gleicht einem Verdurstenden und die Falken schreien in der glühenden Luft vom Euböischen Gebirge.

Und dann immer das Klingen der Vergangenheitsstimmen in die Gegenwart hinein zu seltsamer Mischung. Allabendlich entzündet sich die Spitze des Arachneion und weckt die Erinnerung an die Bergfeuer, an die stolze Reihe der Flammenbotschaften vom Ida bis zum Arachneion, die den Wachen Klytämnestras einst den Fall Trojas verkündeten. Und voll visionärer Kraft ist die Schilderung der erlauchten Schätze, der Gefäße, der Spangen, der Siegel, Scepter und Schwerter. Die leblosen Dinge beseelen sich und erhalten verkündigende Gewalt. Die Gestalten, die sie getragen, sind geisterhaft mit und in ihnen gegenwärtig: der König der Könige, Agamemnon mit der Schulter von Elfenbein, und sie, „die Blume der Kriegsbeute", Kassandra mit den goldenen Schmetterlingen auf dem Gewande, mit dem kettengeschmückten Halse und der goldenen Wage auf der Brust. Und wenn nun ein geheimnisvoller Rapport zwischen diesen Zeugen verschütteter, in Staub zerfallener Vergangenheit mit den Menschen der Gegenwart beginnt, wenn die blinde Anna die Asche Kassandras durch ihre Finger rieseln läßt, und Bianka Maria sich den Schmuck der Seherin ins Haar heftet, den Agamemnon aus der Kriegsbeute mit für sie gewählt, wenn der Berg aufleuchtet wie in jener Nacht der Flammenpost, so fühlt man etwas von jenem Flug über Jahrtausende, und es scheint wirklich, als bewegten sich die dunklen Schatten der Tantaliden im Hintergrunde und neigten sich vor, um die Zwiegespräche zu belauschen.

Solche Gefühlserlebnisse zu schaffen ist nichts Kleines, freilich werden sie für den Leser erfüllungsreicher sein als für den Zuschauer. Er kann die langen Perioden wie Gedichte genießen und die Phantasie kann die Gestalten dazu träumen; die Bühne mit ihrem hastigerem Rhythmus giebt der verweilenden Stimmung spröde nur nach, und unsere Schauspieler, die in der Wirklichkeitskunst so echt sein können, finden sich nur gezwungen in die Sphäre dieser aus Aesthetengefühl geborenen stilisierten Geschöpfe, der Personifikationen künstlerischer Vorstellungen.

* * *

Während es bei d'Annunzio trotz allen kritischen Witterns immer etwas zum Lauschen und Mitschwingen gab, lieferte das neue Stück von **Sudermann**, „**Es lebe das Leben**"*), nur eine cause célèbre. Kein Nachfühlen und Versenken ist ihm gegenüber am Platz, nicht empfängliches Aufgehen, sondern die scharfgeschliffene Sonde des litterarischen Advokaten, der die Fäden bloslegt, das Gewebe zertrennt und die Flicknähte aufzeigt. Denn nicht um inneres Geschehn handelt es sich hier, sondern um die skrupellose Zustandebringung greller theatralischer Katastrophensituationen. Diese Situationen fühlen wir nicht unheilvoll reifen und schicksalsvoll notwendig nahen, sondern durch Triks, die nicht immer

*) Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart.



geschickt sind, werden sie herbeigeführt, und der ganze dramatische Aufbau ist ein Kartenhaus, das beim Schreien und heftigen Gebärden der Personen bedenklich wackelt und das ein Windstoß zusammenbläst.

Konflikte des privaten Lebens werden mit Konflikten des öffentlichen Lebens kompliziert, die Beziehungen tragisch verwickelter Menschen werden dadurch verwirrender geschürzt, daß sich diese Menschen nicht als Menschen gegenübertreten können, sondern daß sie unter der starken Verantwortung einer öffentlichen politischen Aufgabe im Dienste ihrer Partei stehen, und daß ihnen diese Rolle wertvoller und bestimmender sein muß, als die Forderungen ihres eigenen Wesens.

Um die Kompromittierung des Vertrauensmanns und der Hoffnungsstütze der konservativen Partei handelt es sich. Gerade als Baron Völkerling in dem ihm von seinem Freund dem Grafen Kellinghausen abgetretenen Wahlkreis über den Sozialdemokraten siegt, als die Partei und der Freund sich freuen, daß der glänzende Redner, die starke geistige Persönlichkeit als Vorkämpfer ihrer Ziele sich den ihm zukommenden Platz erobert hat, wird in Reden und Zeitungsartikeln der unterlegenen Partei von einem gewissen Meixner, einem früheren Sekretär Völkerlings, deutlich ein schlimmer Klatsch verbreitet: Völkerling, der Vertreter der Sitte und Ordnung, der schon in den nächsten Tagen, in der Ehescheidungsdebatte, für die Heiligkeit und das feste Band der kirchlich sittlichen Gemeinschaft sprechen soll, unterhalte unlautere Beziehungen zu der Frau seines Freundes Kellinghausen, der Gräfin Beate.

Der Klatsch hat einen nur zu wahren Hintergrund. Der Baron und Beate, die sich geistig in ihrer Lebensauffassung und ihren Interessen, in ihrem Wunsch, das Leben sich durch große Aufgaben zu erweitern, verwandt sind, haben allerdings vor Jahren, er von seiner oberflächlichen Frau und sie von ihrem mittelmäßigen Bonhomme sich zu einander gefunden. Wie sie die Schuld auf sich genommen, so haben sie aber auch zu sühnen versucht. Sie kämpften ihre Leidenschaft nieder und resignierten und genügten sich in der Freundschaft und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen. In ihren Kindern, Beatens Tochter und Völkerlings Sohn, hoffen sie eine Erfüllung dessen, was ihnen versagt war. Da tauchen nun jetzt, nach fünfzehn Jahren, die Gespenster der Vergangenheit auf. Es sind aber keine seelischen Erinnyen, die uns erschüttern und zum Miterleben zwingen, es sind nur Klopfgeister, denen man mit einer gewissen Neugierde zusieht und denen man scharf auf die Finger paßt.

Die äußere Spannung scheint die Hauptsache. Ganz allmählich wird die Schraube angezogen. Zunächst handelt es sich darum, daß der Graf den Klatsch erfährt. Sudermann, der alle Situationen doppelt und dreifach pfeffert, läßt ihn die Sache während einer Duelldebatte durch Völkerlings eigenen Sohn hören. Dieser Sohn dient, wie man noch sehen wird, überhaupt als enfant terrible, als tragischer Prellbock um jeden Preis. Die Schraube wird nicht sofort wieder angezogen. Das ist nämlich der Trik, daß immer retardiert wird in dieser Technik, daß immer Katz- und Mausspielen stattfindet. Der Graf lacht zuerst über die Dummheit, und nur der Form halber will er den Verleumder belangen. Und heiter und sorglos kommt er auch von der Konferenz mit seinem Rechtsanwalt nach Haus. Wieder eine Retardierung, die beiden Schuldigen, die in krampfhafter Spannung auf den Eintritt des Grafen, der sie vernichten kann, warten, atmen auf; sofort nach dem Aufatmen rückt aber die Schraube an. Der Graf will

Völkerlings Ehrenwort, daß er in dieser Angelegenheit rein sei und daß man unbesorgt den Prozeß beginnen könne. Völkerling ist bereit, das Wort zu geben und sich zu opfern, da gesteht die Gräfin selber ein, was damals geschehen. Die Scene der geballten Fäuste und des leidenschaftlichen Aufschreis folgt. Aber für Gemütsbewegungen ist nicht viel Zeit und Raum. Das Eisen muß geschmiedet werden, so lange es heiß ist, und zu neuen Situationen muß geheizt werden. Jetzt tritt die Komplikation der privaten und der öffentlichen Interessen in die Erscheinung. Kellinghausen und Völkerling wüßten, wenn sie Mann gegen Mann stünden, genau, was sie zu thun hätten. Aber der Waffenaustrag ist, dafür hat Sudermann gesorgt, nicht möglich. Er läßt das Interesse der Partei sich zwischen beide stellen, ja er hat sogar den Grafen, der ein tüchtiger Choleriker ist und der fanatisch sein Recht vertrat, „mit seinem Kadaver vor die Heiligtümer seiner Ehre" zu treten, so zahm gemacht, daß er den Parteifreunden sein Ehrenwort gab, nichts zu thun, was die Partei und ihre Tadellosigkeit kompromittieren könnte. Daß dieser Steifnackige so freundlich-nachgiebig in seiner intimsten Angelegenheit ist, scheint nicht sehr logisch aus der Charaktervoraussetzung. Daran liegt aber Sudermann gar nichts, er braucht die Verwicklung, und zu diesem Zweck ist ihm jedes Mittel recht.

Das Duell ist also nicht möglich und die beiden Männer stehen sich starr gegenüber und wissen nicht, was werden soll. Sudermann schlägt alsobald Kapital aus der Situation und zieht eine Scene an den Haaren herbei, die deutlicher als vieles Demonstrieren die Kaltherzigkeit und Skrupellosigkeit dieser nur auf den Momentaneffekt ausgehenden dramatischen Zinseszinsberechnung illustriert.

Der Graf ruft Völkerlings Sohn, das Enfant terrible, um mit ihm die Duelldebatte fortzusetzen, und er fragt ihn, der sich zum Gegner des Zweikampfes bekennt, was der denn nach seiner Meinung thun solle, der die Ehre eines andern verletzt und keine Genugthuung mit der Waffe geben wolle oder könne. Und der junge Mann sagt, solch ein Mann müsse an sich selbst die Sühne vollziehen und sich töten. Der Sohn verurteilt also den Vater zum Tode.

Völkerling ist auch bereit, dieser Stimme zu gehorchen. Doch die Gräfin kommt ihm zuvor. Sie opfert sich, sie, die Herzkranke, die immer dem Tode nahe ist, nimmt eine zu starke Dosis ihrer Mittel und stirbt in einem Herzkrampf. Nun — darin besteht die letzte Komplikation — muß nämlich Völkerling leben bleiben; wenn er ihr folgte, wäre die Wahrheit des Gerüchtes besiegelt, er muß leben bleiben, er muß weiter wirken (Sudermann hat sogar dafür gesorgt, daß ein „sehr hoher Herr" schon von ihm sagt: das ist der Mann, den ich brauche), und der Graf muß weiter mit ihm befreundet bleiben.

Dies Drama wäre psychologisch, wenn aus dem Inneren der Menschen sich die Konflikte ergäben, wenn Völkerlings Zwiespalt, die Last einer alten Schuld zu tragen und dabei seine neue sittliche Mission zu verwalten, im Vordergrund stände, und lockend ausgiebig dieser Männergestalt gegenüber, die im Banne des Schuldbegriffs steht, wäre die Frauengestalt, die über ihre Schuld hinausgewachsen ist in einem starken Persönlichkeitsgefühl und die in Freiheit nicht für sich, sondern für den Mann die letzte Buße leistet. Angedeutet wird das ja in ein paar Gesprächen, aber auswachsen läßt das Sudermann nicht. Kein seelischer Zwiespalt schürzt in diesem Drama den Knoten, sondern unterschlagene Briefe. Der Genosse Meixner hält in seinen Händen den Strick, an dem sie alle zappeln.

Hätte er den nicht, so würde in dieser Welt alles wunderschön zugehen. Kein Mißton störte das herrliche Fest.

Ein gutes Kriterium der Aeußerlichkeit und Zufälligkeit der Mittel liefert noch eine Scene, in der sich Sudermann windet und dreht und sich mehr als nötig dekouvriert.

Die große Rede über die Ehe, die Völkerling im Reichstag hält, macht merkwürdigerweise den tiefsten Eindruck auf den Genossen Meixner, einen so tiefen, daß er sofort zu dem Baron läuft, um ihm die kompromittierenden Briefe zurückzugeben. Mit diesem Edelmut kommt er einen Posttag zu spät, wodurch vermutlich tragische Ironie erweckt werden soll. Begründet aus dem Charakter dieses Parteifanatikers ist dieser Schritt voll peinlicher Demütigung nicht. Er muß also wohl von der dramatischen Vorsehung für einen Effekt vorbehalten sein. Sicher, denn sonst würde doch wohl auch Völkerling, der genug gewarnt sein dürfte, diese gefährlichen Briefzeugen sogleich in das lockende Kaminfeuer werfen und sie nicht im Bausch des Gewandes bergen. Um eine Gefühlsscene auf die Bretter zu bringen, werden diese umständlichen Vorbereitungen getroffen. Um eine Gefühlsscene auf die Bretter zu bringen, begeht Sudermann weiter den Faux-pas, die Gräfin in Völkerlings Wohnung kommen zu lassen. Man bedenke, in dieser Welt dreht sich alles, Leben und Sterben, doch um das äußerliche Kompromittieren, das durchaus vermieden werden muß. Das ist der Nerv des Stückes, nur darum lebt Völkerling am Schluß weiter, „ob er gleich gestorben ist". Und trotzdem die Sache so liegt, geschieht das Kompromittierendste, die Gräfin geht zu Völkerling und Völkerling sagt zu seinem Diener in ihrer Gegenwart, wenn seine Frau käme, solle er nicht sagen, daß die Gräfin da sei. Hm, hm!

Aber was kümmert's Sudermann, durch welche brüchige, geflickte Notgeleise eine Situation zu stande kommt, wenn diese Situation nur spannend oder schmelzend ist. Diese wird nun schmelzend, und auf das Stichwort „Erinnerung", das die Gräfin spricht, tauchen die alten Briefe (darum mußte Genosse Meixner den unbequemen Weg thun) aus der Tiefe der Gehrocktasche und werden mit verteilten Rollen verlesen.

Hierbei wäre die Anmerkung zu machen, daß, so zweifelhaft und unecht diese Schicksalssituationen fundiert sind, eben so zweifelhaft und unecht die Sprache ist, mit der sie gefüllt werden. Der Alltags- und Gemütlichkeitsjargon geht noch an, aber wenn Sudermann seine Puppen gefühlvoll und poetisch werden läßt, dann wird es arg. Wenn die Gefühle ihnen fehlen, stellt ein Citat zur rechten Zeit sich ein. Sie sprechen aber auch papieren und geschraubt in Momenten, wo der Mensch verstummt, und als Beate vor dem Tode, bevor sie sich die Tropfen von ihrer Tochter bringen läßt (die armen Kinder werden gewaltsam zur Tragik gepreßt), zum Fenster hinaussieht, sagt sie: „Adieu, Tag."

Sudermann zeigt in diesem Stück eine Abwesenheit jedes Gefühlstaktes, jedes aufrichtigen seelischen Miterlebens. Wie sollte sich das aber auch einstellen solchen Figuren gegenüber, die nicht mit lebendiger Gegenwart und der Illusion eigener Existenz und eigener Schicksalsmöglichkeit ihn umschweben, sondern die nur unpersönliche, von einem Katastrophenbureau dirigierte Weichensteller auf einem fatalen Rangierbahnhof sind, auf dem es durchaus ein Unglück geben muß.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Ritterliche Ehre.

Die Wurzel und der Ursprung des jedem nicht ganz verdorbenen Menschen einwohnenden Gefühls für Ehre und Schande, wie auch des hohen Wertes, welcher ersterer zuerkannt wird, liegt in folgendem. Der Mensch für sich allein vermag gar wenig und ist ein verlassener Robinson: nur in der Gemeinschaft mit den andern ist und vermag er viel. Dieses Verhältnisses wird er inne, sobald sein Bewußtsein sich irgend zu entwickeln anfängt, und alsbald entsteht in ihm das Bestreben, für ein taugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu gelten, also für eines, das fähig ist, pro parte virili (für seinen männlichen Teil) mitzuwirken, und dadurch berechtigt, der Vorteile der menschlichen Gesellschaft teilhaft zu werden. Ein solches nun ist er dadurch, daß er, erstlich, das leistet, was man von jedem überall, und sodann das, was man von ihm in der besondern Stelle, die er eingenommen hat, fordert und erwartet. Eben so bald aber erkennt er, daß es hiebei nicht darauf ankommt, daß er es in seiner eigenen, sondern daß er es in der Meinung der anderen sei. Hieraus entspringt demnach sein eifriges Streben nach der günstigen Meinung anderer und der hohe Wert, den er auf diese legt: beides zeigt sich mit der Ursprünglichkeit eines angeborenen Gefühls, welches man Ehrgefühl und, nach Umständen, Gefühl der Scham (verecundia) nennt. Dieses ist es, was seine Wangen rötet, sobald er glaubt, plötzlich in der Meinung anderer verlieren zu müssen, selbst wo er sich unschuldig weiß; sogar da, wo der sich aufdeckende Mangel eine nur relative, nämlich willkürlich übernommene Verpflichtung betrifft. Und andrerseits stärkt nichts seinen Lebensmut mehr als die erlangte oder erneuerte Gewißheit von der günstigen Meinung anderer, weil sie ihm den Schutz und die Hilfe der vereinten Kräfte aller verspricht, welche eine unendlich größere Wehrmauer gegen die Uebel des Lebens sind, als seine eigenen.

Aus den verschiedenen Beziehungen, in denen der Mensch zu andern stehen kann und in Hinsicht auf welche sie Zutrauen zu ihm, also eine gewisse gute Meinung von ihm, zu hegen haben, entstehen mehrere Arten der Ehre. Diese Beziehungen sind hauptsächlich das Mein und Dein, sodann die Leistungen der Anheischigen, endlich das Sexualverhältnis: ihnen entsprechen die bürgerliche Ehre, die Amtsehre und die Sexualehre, von welchen jede noch wieder Unterarten hat ...

Die Ehre, wie ich sie bis hieher betrachtet habe, findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten als allgemein geltend; wenn gleich der Weiberehre sich einige lokale und temporäre Modifikationen ihrer Grundsätze nachweisen lassen. Hingegen giebt es noch eine, von jener allgemein und überall giltigen gänzlich verschiedene Gattung der Ehre, von welcher weder Griechen noch Römer einen Begriff hatten, so wenig wie Chinesen, Hindu und Mohammedaner, bis auf den heutigen Tag, irgend etwas von ihr wissen. Denn sie ist erst im Mittelalter entstanden und bloß im christlichen Europa einheimisch geworden, ja, selbst

hier nur unter einer äußerst kleinen Fraktion der Bevölkerung, nämlich unter den höhern Ständen der Gesellschaft und was ihnen nacheifert. Es ist die ritterliche Ehre, oder das point d'honneur. Da ihre Grundsätze von denen der bis hieher erörterten Ehre gänzlich verschieden, sogar diesen zum Teil entgegengesetzt sind, indem jene erstere den Ehrenmann, diese hingegen den Mann von Ehre macht, so will ich ihre Prinzipien hier besonders aufstellen, als einen Kodex, oder Spiegel der ritterlichen Ehre.

1) Die Ehre besteht nicht in der Meinung anderer von unserm Wert, sondern ganz allein in den Aeußerungen einer solchen Meinung, gleichviel ob die geäußerte Meinung wirklich vorhanden sei, oder nicht, geschweige, ob sie Grund habe. Demnach mögen andere, infolge unsers Lebenswandels, eine noch so schlechte Meinung von uns hegen, uns noch so sehr verachten, so lange nur keiner sich untersteht, solches laut zu äußern, schadet es der Ehre durchaus nicht. Umgekehrt aber, wenn wir auch durch unsere Eigenschaften und Handlungen alle andern zwingen, uns sehr hoch zu achten (denn das hängt nicht von ihrer Willkür ab), so darf dennoch nur irgend einer, — und wäre es der Schlechteste und Dümmste, — seine Geringschätzung über uns aussprechen, und alsbald ist unsere Ehre verletzt, ja, sie ist auf immer verloren, wenn sie nicht wieder hergestellt wird. — Ein überflüssiger Beleg dazu, daß es keineswegs auf die Meinung anderer, sondern allein auf die Aeußerung einer solchen ankomme, ist der, daß Verunglimpfungen zurückgenommen, nötigenfalls abgebeten werden können, wodurch es dann ist, als wären sie nie geschehen: ob dabei die Meinung, aus der sie entsprungen, sich ebenfalls geändert habe und weshalb dies geschehen sein sollte, thut nichts zur Sache: nur die Aeußerung wird annulliert, und dann ist alles gut. Hier ist es demnach nicht darauf abgesehen, Respekt zu verdienen, sondern ihn zu ertrotzen.

2) Die Ehre eines Mannes beruht nicht auf dem, was er thut, sondern auf dem, was er leidet, was ihm widerfährt. Wenn, nach den Grundsätzen der zuerst erörterten, allgemein geltenden Ehre, diese allein abhängt von dem, was er selbst sagt, oder thut, so hängt hingegen die ritterliche Ehre ab von dem, was irgend ein anderer sagt, oder thut. Sie liegt sonach in der Hand, ja, hängt an der Zungenspitze eines jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick auf immer verloren gehen, falls nicht der Betroffene, durch einen bald zu erwähnenden Herstellungsprozeß, sie wieder an sich reißt, welches jedoch nur mit Gefahr seines Lebens, seiner Gesundheit, seiner Freiheit, seines Eigentums und seiner Gemütsruhe geschehen kann. Diesem zufolge mag das Thun und Lassen eines Mannes das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüt das reinste und sein Kopf der eminenteste sein, so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehen, sobald es nämlich irgend einem, — der nur noch nicht diese Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagedieb, Spieler, Schuldenmacher, kurz, ein Mensch, der nicht wert ist, daß jener ihn ansieht, sein kann, — beliebt, ihn zu schimpfen. Sogar wird es meistenteils gerade ein Subjekt solcher Art sein, dem dies beliebt; weil eben, wie Seneka richtig bemerkt, ut quisque contemtissimus et ludibrio est, ita solutissimae linguae est (in dem Maße, wie einer zufrieden und fröhlich ist, er eine lockere Zunge hat). Auch wird ein solcher gerade gegen einen, wie der zuerst geschilderte, am leichtesten aufgereizt werden, weil die Gegensätze sich hassen und

weil der Anblick überwiegender Vorzüge die stille Wut der Nichtswürdigkeit zu erzeugen pflegt; daher eben Goethe sagt:

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist? W. O. Divan.

Man sieht, wie sehr viel gerade die Leute der zuletzt geschilderten Art dem Ehrenprinzip zu danken haben, da es sie mit denen nivelliert, welche ihnen sonst in jeder Beziehung unerreichbar wären. — Hat nun ein solcher geschimpft, d. h. dem andern eine schlechte Eigenschaft zugesprochen, so gilt dies, vorderhand, als ein objektiv wahres und gegründetes Urteil, ein rechtskräftiges Dekret, ja, es bleibt für alle Zukunft wahr und giltig, wenn es nicht alsbald mit Blut ausgelöscht wird: d. h. der Geschimpfte bleibt (in den Augen aller „Leute von Ehre") das, was der Schimpfer (und wäre dieser der letzte aller Erdensöhne) ihn genannt hat: denn er hat es (dies ist der terminus technicus) „auf sich sitzen lassen." Demgemäß werden die „Leute von Ehre" ihn jetzt durchaus verachten, ihn wie einen Verpesteten fliehen, z. B. sich laut und öffentlich weigern, in eine Gesellschaft zu gehen, wo er Zutritt hat u. s. w. — Den Ursprung dieser weisen Grundansicht glaube ich mit Sicherheit darauf zurückführen zu können, daß (nach C. G. von Wächters „Beiträge zur deutschen Geschichte, besonders des deutschen Strafrechts" 1845) im Mittelalter, bis ins 15. Jahrhundert, bei Kriminalprozessen, nicht der Ankläger die Schuld, sondern der Angeklagte seine Unschuld zu beweisen hatte. Dies konnte geschehen durch einen Reinigungseid, zu welchem er jedoch noch der Eideshelfer (consacramentales) bedurfte, welche beschworen, sie seien überzeugt, daß er keines Meineides fähig sei. Hatte er diese nicht, oder ließ der Ankläger sie nicht gelten, so trat Gottesurteil ein und dieses bestand gewöhnlich im Zweikampf. Denn der Angeklagte war jetzt ein „Bescholtener" und hatte sich zu reinigen. Wir sehen hier den Ursprung des Begriffs des Bescholtenseins und des ganzen Hergangs der Dinge, wie er noch heute unter den „Leuten von Ehre" stattfindet, nur mit Weglassung des Eides. Eben hier ergiebt sich auch die Erklärung der obligaten, hohen Indignation, mit welcher „Leute von Ehre" den Vorwurf der Lüge empfangen und blutige Rache dafür fordern, welches, bei der Alltäglichkeit der Lügen, sehr seltsam erscheint, aber besonders in England zum tiefwurzelnden Aberglauben erwachsen ist. (Wirklich müßte jeder, der den Vorwurf der Lüge mit dem Tode zu strafen droht, in seinem Leben nicht gelogen haben.) Nämlich in jenen Kriminalprozessen des Mittelalters war die kürzere Form, daß der Angeklagte dem Ankläger erwiderte: „das lügst du," worauf dann sofort auf Gottesurteil erkannt wurde: daher also schreibt es sich, daß, nach dem ritterlichen Ehrenkodex, auf den Vorwurf der Lüge sogleich die Appellation an die Waffen erfolgen muß. — So viel, was das Schimpfen betrifft. Nun aber giebt es sogar noch etwas Aergeres als Schimpfen, etwas so Erschreckliches, daß ich wegen dessen bloßer Erwähnung in diesem Kodex der ritterlichen Ehre die „Leute von Ehre" um Verzeihung zu bitten habe, da ich weiß, daß beim bloßen Gedanken daran ihnen die Haut schaudert und ihr Haar sich emporsträubt, indem es das summum malum, der Uebel größtes auf der Welt, und ärger als Tod und Verdammnis ist. Es kann nämlich, horribile dictu, einer dem andern einen Klaps oder Schlag versetzen. Dies ist eine entsetzliche Begebenheit und führt

einen so kompletten Ehrentod herbei, daß, wenn alle andern Verletzungen der Ehre schon durch Blutlassen zu heilen sind, diese zu ihrer gründlichen Heilung einen kompletten Todschlag erfordert.

3) Die Ehre hat mit dem, was der Mensch an und für sich sein mag, oder mit der Frage, ob seine moralische Beschaffenheit sich jemals ändern könne, und allen solchen Schulfuchsereien, ganz und gar nichts zu thun; sondern wann sie verletzt, oder vorderhand verloren ist, kann sie, wenn man nur schleunig dazu thut, recht bald und vollkommen wiederhergestellt werden durch ein einziges Universalmittel, das Duell. Ist jedoch der Verletzer nicht aus den Ständen, die sich zum Kodex der ritterlichen Ehre bekennen, oder hat derselbe diesem schon einmal zuwider gehandelt, so kann man, zumal wenn die Ehrenverletzung eine thätliche, aber auch wenn sie eine bloß wörtliche gewesen sein sollte, eine sichere Operation vornehmen, indem man, wenn man bewaffnet ist, ihn auf der Stelle, allenfalls auch noch eine Stunde nachher, niedersticht, wodurch dann die Ehre wieder heil ist. Außerdem aber, oder wenn man, aus Besorgnis vor daraus entstehenden Unannehmlichkeiten, diesen Schritt vermeiden möchte, oder wenn man bloß ungewiß ist, ob der Beleidiger sich den Gesetzen der ritterlichen Ehre unterwerfe, oder nicht, hat man ein Palliativmittel an der „Avantage". Diese besteht darin, daß, wenn er grob gewesen ist, man noch merklich gröber sei; geht dies mit Schimpfen nicht mehr an, so schlägt man drein, und zwar ist auch hier ein Klimax der Ehrenrettung: Ohrfeigen werden durch Stockschläge kuriert, diese durch Hetzpeitschenhiebe; selbst gegen letztere wird von einigen das Anspucken als probat empfohlen. Nur wenn man mit diesen Mitteln nicht mehr zur Zeit kommt, muß durchaus zu blutigen Operationen geschritten werden. Diese Palliativmethode hat ihren Grund eigentlich in der folgenden Maxime.

4) Wie Geschimpftwerden eine Schande, so ist Schimpfen eine Ehre. Z. B. auf der Seite meines Gegners sei Wahrheit, Recht und Vernunft; ich aber schimpfe, so müssen diese alle einpacken, und Recht und Ehre ist auf meiner Seite; er hingegen hat vorläufig seine Ehre verloren, — bis er sie herstellt, nicht etwa durch Recht und Vernunft, sondern durch Schießen und Stechen. Demnach ist die Grobheit eine Eigenschaft, welche, im Punkte der Ehre, jede andere ersetzt, oder überwiegt: der Gröbste hat allemal Recht: quid multa (was weiter)? Welche Dummheit, Ungezogenheit, Schlechtigkeit einer auch begangen haben mag, — durch eine Grobheit wird sie als solche ausgelöscht und sofort legitimiert. Zeigt etwa in einer Diskussion oder sonst im Gespräch ein anderer richtigere Sachkenntnis, strengere Wahrheitsliebe, gesünderes Urteil, mehr Verstand als wir, oder überhaupt, läßt er geistige Vorzüge blicken, die uns in Schatten stellen, so können wir alle dergleichen Ueberlegenheiten und unsere eigene durch sie aufgedeckte Dürftigkeit sogleich aufheben und nun umgekehrt selbst überlegen sein, indem wir beleidigend und grob werden. Denn eine Grobheit besiegt jedes Argument und eklipziert allen Geist; wenn daher nicht etwa der Gegner sich darauf einläßt und sie mit einer größeren erwidert, wodurch wir in den edelen Wettkampf der Avantage geraten, so bleiben wir Sieger und die Ehre ist auf unserer Seite: Wahrheit, Kenntnis, Verstand, Geist, Witz müssen einpacken und sind aus dem Felde geschlagen von der göttlichen Grobheit. Daher werden „Leute von Ehre", sobald jemand eine Meinung äußert, die von der ihrigen abweicht, oder auch nur mehr Verstand zeigt, als sie ins Feld stellen können, sogleich Miene

machen, jenes Kampfroß zu besteigen; und wenn etwa, in einer Kontroverse, es ihnen an einem Gegen-Argument fehlt, so suchen sie nach einer Grobheit, als welche ja denselben Dienst leistet und leichter zu finden ist: darauf gehen sie siegreich von dannen. Man sieht schon hier, wie sehr mit Recht dem Ehrenprinzip die Veredelung des Tones in der Gesellschaft nachgerühmt wird. — Diese Maxime beruht nun wieder auf der folgenden, welche die eigentliche Grundmaxime und die Seele des ganzen Kodex ist.

5) Der oberste Richterstuhl des Rechts, an den man, in allen Differenzen, von jedem andern, soweit es die Ehre betrifft, appellieren kann, ist der der physischen Gewalt, d. h. der Tierheit. Denn jede Grobheit ist eigentlich eine Appellation an die Tierheit, indem sie den Kampf der geistigen Kräfte oder des moralischen Rechts für inkompetent erklärt und an deren Stelle den Kampf der physischen Kräfte setzt, welcher bei der Spezies Mensch, die von Franklin ein toolmaking animal (Werkzeuge verfertigendes Tier) definiert wird, mit den ihr demnach eigentümlichen Waffen, im Duell, vollzogen wird und eine unwiderrufliche Entscheidung herbeiführt. — Diese Grundmaxime wird bekanntlich mit einem Worte durch den Ausdruck Faustrecht, welcher dem Ausdruck Aberwitz analog und daher, wie dieser, ironisch ist, bezeichnet; demnach sollte, ihm gemäß, die ritterliche Ehre die Faust-Ehre heißen. —

6) Hatten wir, weiter oben, die bürgerliche Ehre sehr skrupulös gefunden im Punkte des Mein und Dein, der eingegangenen Verpflichtungen und des gegebenen Wortes, so zeigt hingegen der hier in Betrachtung genommene Kodex darin die nobelste Liberalität. Nämlich nur ein Wort darf nicht gebrochen werden, das Ehrenwort, d. h. das Wort, bei dem man gesagt hat „auf Ehre!“ — woraus die Präsumtion entsteht, daß jedes andere Wort gebrochen werden darf. Sogar bei dem Bruch dieses Ehrenworts läßt sich zur Not die Ehre noch retten durch das Universalmittel, das Duell, hier mit denjenigen, welche behaupten, wir hätten das Ehrenwort gegeben. — Ferner: nur eine Schuld giebt es, die unbedingt bezahlt werden muß, — die Spielschuld, welche auch demgemäß den Namen „Ehrenschuld“ führt. Um alle übrigen Schulden mag man Juden und Christen prellen, das schadet der ritterlichen Ehre durchaus nicht. —

Daß nun dieser seltsame, barbarische und lächerliche Kodex der Ehre nicht aus dem Wesen der menschlichen Natur oder einer gesunden Ansicht menschlicher Verhältnisse hervorgegangen sei, erkennt der Unbefangene auf den ersten Blick. Zudem aber wird es durch den äußerst beschränkten Bereich seiner Geltung bestätigt: dieser nämlich ist ausschließlich Europa und zwar nur seit dem Mittelalter, und auch hier nur beim Adel, Militär und was diesen nacheifert. Denn weder Griechen noch Römer, noch die hochgebildeten asiatischen Völker, alter und neuer Zeit, wissen irgend etwas von dieser Ehre und ihren Grundsätzen. Sie alle kennen keine andere Ehre als die zuerst analysierte. Bei ihnen allen gilt demnach der Mann für das, wofür sein Thun und Lassen ihn kundgiebt, nicht aber für das, was irgend einer losen Zunge beliebt von ihm zu sagen. Bei ihnen allen kann, was einer sagt oder thut, wohl seine eigene Ehre vernichten, aber nie die eines andern. Ein Schlag ist bei ihnen allen eben nur ein Schlag, wie jedes Pferd und jeder Esel ihn gefährlicher versetzen kann: er wird, nach Umständen, zum Zorne reizen, auch wohl auf der Stelle gerächt werden; aber mit der Ehre hat er nichts zu thun, und keineswegs wird Buch gehalten über

Schläge oder Schimpfwörter, nebst der dafür gewordenen oder aber einzufordernden versäumten „Satisfaktion". An Tapferkeit und Lebensverachtung stehen sie den Völkern des christlichen Europas nicht nach. Griechen und Römer waren doch wohl ganze Helden; aber sie wußten nichts vom point d'honneur. Der Zweikampf war bei ihnen nicht Sache der Edeln im Volke, sondern feiler Gladiatoren, preisgegebener Sklaven und verurteilter Verbrecher, welche, mit wilden Tieren abwechselnd, auf einander gehetzt wurden zur Belustigung des Volks. Bei Einführung des Christentums wurden die Gladiatorenspiele aufgehoben; an ihre Stelle aber ist, in der christlichen Zeit, unter Vermittelung des Gottesurteils, das Duell getreten. Waren jene ein grausames Opfer, der allgemeinen Schaulust gebracht, so ist dieses ein grausames Opfer, dem allgemeinen Vorurteil gebracht; aber nicht wie jenes, von Verbrechern, Sklaven und Gefangenen, sondern von Freien und Edeln.

Daß den Alten jenes Vorurteil völlig fremd war, bezeugen eine Menge uns aufbehaltener Züge. Als z. B. ein teutonischer Häuptling den **Marius** zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ dieser Held ihm antworten: „wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, möge er sich aufhängen", bot ihm jedoch einen ausgedienten Gladiator an, mit dem er sich herumschlagen könne. Im Plutarch lesen wir, daß der Flottenbefehlshaber Eurybiades, mit dem Themistokles streitend, den Stock aufgehoben habe, ihn zu schlagen; jedoch nicht, daß dieser darauf den Degen gezogen, vielmehr, daß er gesagt habe: *παταξον μεν ουν, ακουσον δε*, „schlage mich, aber höre mich." Mit welchem Unwillen muß doch der Leser „von Ehre" hiebei die Nachricht vermissen, daß das Athieniensische Offizierkorps sofort erklärt habe, unter so einem Themistokles nicht ferner dienen zu wollen! — Ganz richtig sagt demnach ein neuerer französischer Schriftsteller: si quelqu'un s'avisait de dire que Démosthène fut un homme d'honneur, on sourirait de pitié; — — — Cicéron n'était pas un homme d'honneur non plus (wenn jemand sich's einfallen ließe, zu sagen, daß Demosthenes ein Mann von Ehre war, man würde mitleidig lächeln; . . . Cicero war auch kein Mann von Ehre). Ferner zeigt die Stelle im Plato über die *αικια*, d. h. Mißhandlungen, zur Genüge, daß die Alten von der Ansicht des ritterlichen Ehrenpunktes bei solchen Sachen keine Ahnung hatten. **Sokrates** ist, infolge seiner häufigen Disputationen, oft thätlich mißhandelt worden, welches er gelassen ertrug; als er einst einen Fußtritt erhielt, nahm er es geduldig hin und sagte dem, der sich hierüber wunderte: „würde ich denn, wenn mich ein Esel gestoßen hätte, ihn verklagen?" — Als ein andermal jemand zu ihm sagte: „schimpft und schmäht dich denn jener nicht?", war seine Antwort: „nein; denn was er sagt, paßt nicht auf mich" — Stobäos hat eine lange Stelle des **Musonius** uns aufbewahrt, daraus zu ersehen, wie die Alten die Injurien betrachteten: sie kannten keine andere Genugthuung als die gerichtliche; und weise Männer verschmähten auch diese. Daß die Alten für eine erhaltene Ohrfeige keine andere Genugthuung kannten als eine gerichtliche, ist deutlich zu ersehen aus Platos Gorgias, woselbst auch die Meinung des Sokrates darüber steht. Dasselbe erhellt auch aus dem Berichte des Gellius von einem gewissen Lucius Veratius, welcher den Mutwillen übte, den ihm auf der Straße begegnenden römischen Bürgern, ohne Anlaß eine Ohrfeige zu versetzen, in welcher Absicht er, um allen Weitläuftigkeiten darüber vorzubeugen, sich von einem Sklaven mit einem Beutel Kupfermünze begleiten ließ, der den also Ueber-

raschten sogleich das gesetzmäßige Schmerzensgeld von 25 Aß auszahlte. Krates, der berühmte Kyniker, hatte vom Musiker Nikodromos eine so starke Ohrfeige erhalten, daß ihm das Gesicht angeschwollen und blutrünstig geworden war; darauf befestigte er an seiner Stirn ein Brettchen mit der Inschrift Νικοδρομος εποιει (Nicodromus fecit), wodurch große Schande auf den Flötenspieler fiel, der gegen einen Mann, den ganz Athen wie einen Hausgott verehrte, eine solche Brutalität ausgeübt hatte. Vom Diogenes aus Sinope haben wir darüber, daß die betrunkenen Söhne der Athener ihn geprügelt hatten, einen Brief an den Melesippus, dem er bedeutet, das habe nichts auf sich. Seneka hat im Buche de constantia sapientis die Beleidigung, contumelia, ausführlich in Betracht genommen, um darzulegen, daß der Weise sie nicht beachtet. Kapitel 14 sagt er: „at sapiens colaphis percussus, quid faciet?“ quod Cato, cum illi os percussum esset: non excanduit, non vindicavit injuriam: nec remisit quidem, sed factam negavit (aber was soll der Weise thun, wenn er Faustschläge erhalten? Das, was Cato that, als ihm jemand ins Gesicht geschlagen hatte: er entbrannte nicht vor Zorn und ahndete das Unrecht nicht: er schlug nicht einmal wieder, sondern leugnete, daß ihm ein Unrecht widerfahren sei).

„Ja,“ ruft ihr, „das waren Weise!“ — Ihr aber seid Narren? Einverstanden. —

Wir sehen also, daß den Alten das ganze ritterliche Ehrenprinzip durchaus unbekannt war, weil sie eben in allen Stücken der unbefangenen natürlichen Ansicht der Dinge getreu blieben und daher solche sinistre und heillose Fratzen sich nicht einreden ließen. Deshalb konnten sie auch einen Schlag ins Gesicht für nichts anderes halten als was er ist, eine kleine physische Beeinträchtigung, während er den Neuern eine Katastrophe und ein Thema zu Trauerspielen geworden ist, z. B. im Cid des Corneille, auch in einem neueren deutschen bürgerlichen Trauerspiele, welches „die Macht der Verhältnisse“ heißt, aber „die Macht des Vorurteils“ heißen sollte; wenn aber gar einmal in der Pariser Nationalversammlung eine Ohrfeige fällt, so hallt ganz Europa davon wieder. Den Leuten „von Ehre“ nun aber, welche durch obige klassische Erinnerungen und angeführte Beispiele aus dem Altertume verstimmt sein müssen, empfehle ich als Gegengift, in Diderots Meisterwerke, Jaques le fataliste, die Geschichte des Herrn Desglands zu lesen als ein auserlesenes Musterstück moderner ritterlicher Ehrenhaftigkeit, daran sie sich letzen und erbauen mögen.

Aus dem Angeführten erhellt zur Genüge, daß das ritterliche Ehrenprinzip keineswegs ein ursprüngliches, in der menschlichen Natur selbst gegründetes sein kann. Es ist also ein künstliches, und sein Ursprung ist nicht schwer zu finden. Es ist offenbar ein Kind jener Zeit, wo die Fäuste geübter waren als die Köpfe. . . . Damals nämlich ließ man für sich den lieben Gott nicht nur sorgen, sondern auch urteilen. Demnach wurden schwierige Rechtsfälle durch Ordalien oder Gottesurteile entschieden; diese nun bestanden, mit wenigen Ausnahmen, in Zweikämpfen, keineswegs bloß unter Rittern, sondern auch unter Bürgern; — wie dies ein artiges Beispiel in Shakespeares Heinrich VI. (T. 2, A. 2, Sc. 3) bezeugt. Auch konnte von jedem richterlichen Urteilsspruch immer noch an den Zweikampf, als die höhere Instanz, nämlich das Urteil Gottes, appelliert werden. Dadurch war nun eigentlich die physische Kraft und Gewandtheit, also die tierische Natur, statt der Vernunft, auf den Richterstuhl gesetzt, und

über Recht oder Unrecht entschied nicht, was einer gethan hatte, sondern was ihm widerfuhr, — ganz nach dem noch heute geltenden ritterlichen Ehrenprinzip. Wer an diesem Ursprunge des Duellwesens noch zweifelt, lese das vortreffliche Buch von J. G. Mellingen, the history of duelling. 1849.

Abgesehen von diesem Ursprunge des ritterlichen Ehrenprinzips, ist seine Tendenz zunächst diese, daß man, durch Androhung physischer Gewalt, die äußerlichen Bezeugungen derjenigen Achtung erzwingen will, welche wirklich zu erwerben man entweder für zu beschwerlich oder für überflüssig hält. Dies ist ungefähr so, wie wenn jemand, die Kugel des Thermometers mit der Hand erwärmend, am Steigen des Quecksilbers darthun wollte, daß sein Zimmer wohlgeheizt sei. Näher betrachtet ist der Kern der Sache dieser: wie die bürgerliche Ehre, welche den friedlichen Verkehr mit andern im Auge hat, in der Meinung dieser von uns besteht, daß wir vollkommenes Zutrauen verdienen, weil wir die Rechte eines jeden unbedingt achten, so besteht die ritterliche Ehre in der Meinung von uns, daß wir zu fürchten seien, weil wir unsere eigenen Rechte unbedingt zu verteidigen gesonnen sind. Der Grundsatz, daß es wesentlicher sei, gefürchtet zu werden als Zutrauen zu genießen, würde auch, weil auf die Gerechtigkeit der Menschen wenig zu bauen ist, so gar falsch nicht sein, wenn wir im Naturzustande lebten, wo jeder sich selbst zu schützen und seine Rechte unmittelbar zu verteidigen hat. Aber im Stande der Zivilisation, wo der Staat den Schutz unserer Person und unseres Eigentums übernommen hat, findet er keine Anwendung mehr und steht da wie die Burgen und Warten aus den Zeiten des Faustrechts, unnütz und verlassen, zwischen wohlbebauten Feldern und belebten Landstraßen, oder gar Eisenbahnen. Demgemäß hat denn auch die ihn festhaltende ritterliche Ehre sich auf solche Beeinträchtigungen der Person geworfen, welche der Staat nur leicht, oder nach dem Prinzip de minimis lex non curat (um Kleinigkeiten kümmert sich das Gesetz nicht) gar nicht bestraft, indem es unbedeutende Kränkungen und zum Teil bloße Neckereien sind. Sie aber hat in Hinsicht auf diese sich hinaufgeschroben zu einer der Natur, der Beschaffenheit und dem Lose des Menschen gänzlich unangemessenen Ueberschätzung des Wertes der eigenen Person, als welchen sie bis zu einer Art von Heiligkeit steigert und demnach die Strafe des Staates für kleine Kränkungen derselben durchaus unzulänglich findet, solche daher selbst zu strafen übernimmt und zwar stets am Leibe und Leben des Beleidigers. Offenbar liegt hier der unmäßigste Hochmut und die empörendste Hoffart zu Grunde, welche, ganz vergessend, was der Mensch eigentlich ist, eine unbedingte Unverletzlichkeit, wie auch Tadellosigkeit, für ihn in Anspruch nehmen. Allein jeder, der diese mit Gewalt durchzusetzen gesonnen ist und demzufolge die Maxime proklamiert: „wer mich schimpft oder gar mir einen Schlag giebt, soll des Todes sein“, — verdient eigentlich schon darum aus dem Lande verwiesen zu werden. Da wird denn, zur Beschönigung jenes vermessenen Uebermutes, allerhand vorgegeben. Von zwei unerschrockenen Leuten, heißt es, gebe keiner je nach, daher es vom leisesten Anstoß zu Schimpfreden, dann zu Prügeln und endlich zum Todschlag kommen würde; demnach sei es besser, anstandshalber die Mittelstufen zu überspringen und gleich an die Waffen zu gehen. Das speziellere Verfahren hiebei hat man dann in ein steifes, pedantisches System mit Gesetzen und Regeln gebracht, welches die ernsthafteste Posse von der Welt ist und als ein wahrer Ehrentempel der Narrheit dasteht. Sodann aber wird behauptet, der gute Ton

und die feine Sitte der Gesellschaft hätten zum letzten Grundpfeiler jenes Ehrenprinzip mit seinen Duellen, welche die Wehrmauer gegen die Ausbrüche der Roheit und Ungezogenheit wären. Allein in Athen, Korinth und Rom war ganz gewiß gute und zwar sehr gute Gesellschaft, auch feine Sitte und guter Ton anzutreffen, ohne daß jener Popanz der ritterlichen Ehre dahinter gesteckt hätte. Freilich aber führten daselbst auch nicht wie bei uns die Weiber den Vorsitz in der Gesellschaft, welches, wie es zunächst der Unterhaltung einen frivolen und läppischen Charakter erteilt und jedes gehaltvolle Gespräch verbannt*), gewiß auch sehr dazu beiträgt, daß in unsrer guten Gesellschaft der persönliche Mut den Rang vor jeder andern Eigenschaft behauptet, während er doch eigentlich eine sehr untergeordnete, eine bloße Unteroffizierstugend ist, ja, eine, in welcher sogar Tiere uns übertreffen, weshalb man z. B. sagt: „mutig wie ein Löwe". Sogar aber ist, im Gegenteil obiger Behauptung, das ritterliche Ehrenprinzip oft das sichere Asylum, wie im großen der Unredlichkeit und Schlechtigkeit, so im kleinen der Ungezogenheit, Rücksichtslosigkeit und Flegelei, indem eine Menge sehr lästiger Unarten stillschweigend geduldet werden, weil eben einer Lust hat, an die Rüge derselben den Hals zu setzen.

Alle jene Vorgeben halten also nicht Stich. Mit mehr Recht kann urgiert werden, daß, wie schon ein angeknurrter Hund wieder knurrt, ein geschmeichelter wieder schmeichelt, es auch in der Natur des Menschen liege, jede feindliche Begegnung feindlich zu erwidern und durch Zeichen der Geringschätzung oder des Hasses erbittert und gereizt zu werden; daher schon Cicero sagt: habet quendam aculeum contumelia, quem pati prudentes ac viri boni difficillime possunt (die Beleidigung hinterläßt einen Stachel, den kluge und gute Männer am allerschwersten ertragen können); wie denn auch nirgends auf der Welt (einige fromme Sekten beiseite gesetzt) Schimpfreden oder gar Schläge gelassen hingenommen werden. Jedoch leitet die Natur keinenfalls zu etwas weiterem als zu einer der Sache angemessenen Vergeltung, nicht aber dazu, den Vorwurf der Lüge, der Dummheit oder der Feigheit mit dem Tode zu bestrafen, und der altdeutsche Grundsatz „auf eine Maulschelle gehört ein Dolch" ist ein empörender ritterlicher Aberglaube. Jedenfalls ist die Erwiderung oder Vergeltung von Beleidigungen Sache des Zorns, aber keineswegs der Ehre und Pflicht, wozu das ritterliche Ehrenprinzip sie stempelt. Vielmehr ist ganz gewiß, daß jeder Vorwurf nur in dem Maße, als er trifft, verletzen kann; welches auch daran ersichtlich ist, daß die leiseste Andeutung, welche trifft, viel tiefer verwundet als die schwerste Anschuldigung, die gar keinen Grund hat. Wer daher wirklich sich bewußt ist, einen Vorwurf nicht zu verdienen, darf und wird ihn getrost verachten. Dagegen aber fordert das Ehrenprinzip von ihm, daß er eine Empfindlichkeit zeige, die er gar nicht hat, und Beleidigungen, die ihn nicht verletzen, blutig räche. Der aber muß selbst eine schwache Meinung von seinem eigenen Werte haben, der sich beeilt, jeder denselben anfechtenden Aeußerung den Daumen aufs Auge zu drücken, damit sie nicht laut werde. Demzufolge wird bei Injurien wahre Selbstschätzung wirkliche Gleichgiltigkeit verleihen, und wo dies, aus Mangel derselben, nicht der Fall ist, werden Klugheit und Bildung anleiten, den Schein davon zu retten und

*) Die weniger galanten als grotesken Betrachtungen Schopenhauers über ihr Geschlecht werden den Leserinnen wohl noch in heiterer Erinnerung sein. D. T.

den Zorn zu verbergen. Wenn man demnach nur erst den Aberglauben des ritterlichen Ehrenprinzips los wäre, so daß niemand mehr vermeinen dürfte, durch Schimpfen irgend etwas der Ehre eines andern nehmen oder der seinigen wiedergeben zu können, auch nicht mehr jedes Unrecht, jede Roheit oder Grobheit sogleich legitimiert werden könnte durch die Bereitwilligkeit, Satisfaktion zu geben, d. h. sich dafür zu schlagen, so würde bald die Einsicht allgemein werden, daß, wenn es ans Schmähen und Schimpfen geht, der in diesem Kampfe Besiegte der Sieger ist, und daß, wie Vincenzo Monti sagt, die Injurien es machen wie die Kirchenprozessionen, welche stets dahin zurückkehren, von wo sie ausgegangen sind. Ferner würde es alsdann nicht mehr, wie jetzt, hinreichend sein, daß einer eine Grobheit zu Markte brächte, um Recht zu behalten; mithin würden alsdann Einsicht und Verstand ganz anders zum Worte kommen als jetzt, wo sie immer erst zu berücksichtigen haben, ob sie nicht irgendwie den Meinungen der Beschränktheit und Dummheit, als welche schon ihr bloßes Auftreten allarmiert und erbittert hat, Anstoß geben und dadurch herbeiführen können, daß das Haupt, in welchem sie wohnen, gegen den flachen Schädel, in welchem jene hausen, aufs Würfelspiel gesetzt werden müsse. Sonach würde alsdann in der Gesellschaft die geistige Ueberlegenheit das ihr gebührende Primat erlangen, welches jetzt, wenn auch verdeckt, die physische Ueberlegenheit und die Husarenkourage hat, und infolge hievon würden die vorzüglichsten Menschen doch schon einen Grund weniger haben als jetzt, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen. Eine Veränderung dieser Art würde demnach den wahren guten Ton herbeiführen und der wirklich guten Gesellschaft den Weg bahnen in der Form, wie sie ohne Zweifel in Athen, Korinth und Rom bestanden hat. Wer von dieser eine Probe zu sehen wünscht, dem empfehle ich das Gastmahl des Xenophon zu lesen.

Die letzte Verteidigung des ritterlichen Kodex wird aber ohne Zweifel lauten: „Ei, da könnte ja, Gott sei bei uns! wohl gar einer dem andern einen Schlag versetzen!“ — worauf ich kurz erwidern könnte, daß dies bei den $^{999}/_{1000}$ der Gesellschaft, die jenen Kodex nicht anerkennen, oft genug der Fall gewesen, ohne daß je einer daran gestorben sei, während bei den Anhängern desselben in der Regel jeder Schlag ein tödlicher wird. Aber ich will näher darauf eingehen. Ich habe mich oft genug bemüht, für die unter einem Teil der menschlichen Gesellschaft so fest stehende Ueberzeugung von der Entsetzlichkeit eines Schlages, entweder in der tierischen oder in der vernünftigen Natur des Menschen, irgend einen haltbaren oder wenigstens plausibeln, nur nicht in bloßen Redensarten bestehenden, sondern auf deutliche Begriffe zurückführbaren Grund zu finden; jedoch vergeblich. Ein Schlag ist und bleibt ein kleines physisches Uebel, welches jeder Mensch dem andern verursachen kann, dadurch aber weiter nichts beweist, als daß er stärker oder gewandter sei, oder daß der andere nicht auf seiner Hut gewesen. Weiter ergiebt die Analyse nichts. Sodann sehe ich denselben Ritter, welchem ein Schlag von Menschenhand der Uebel größtes dünkt, einen zehnmal stärkern Schlag von seinem Pferde erhalten und, mit verbissenem Schmerz davonhinkend, versichern, es habe nichts zu bedeuten. Da habe ich gedacht, es läge an der Menschenhand. Allein ich sehe unsern Ritter von dieser Degenstiche und Säbelhiebe im Kampfe erhalten und versichern, es sei Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Sodann vernehme ich, daß selbst Schläge mit der flachen Klinge bei weitem nicht so schlimm seien wie die mit dem Stocke, daher vor nicht langer

Zeit die Kadetten wohl jenen, aber nicht diesen ausgesetzt waren; und nun gar der Ritterschlag, mit der Klinge, ist die größte Ehre. Da bin ich denn mit meinen psychologischen und moralischen Gründen zu Ende und mir bleibt nichts übrig, als die Sache für einen alten, festgewurzelten Aberglauben zu halten, für ein Beispiel mehr zu so vielen, was alles man den Menschen einreden kann ... Einer Nation, oder auch nur einer Klasse, aufzubinden, ein gegebener Schlag sei ein entsetzliches Unglück, welches Mord und Totschlag zur Folge haben müsse, ist eine Grausamkeit. Es giebt der wahren Uebel zu viele auf der Welt, als daß man sich erlauben dürfte, sie durch imaginäre, welche die wahren herbeiziehen, zu vermehren; das thut aber jener dumme und boshafte Aberglaube ...

Durch Beförderung des besagten Aberglaubens arbeitet man aber dem ritterlichen Ehrenprinzip und damit dem Duell in die Hände, während man dieses andrerseits durch Gesetze abzustellen bemüht ist, oder doch es zu sein vorgiebt. Infolge davon treibt denn jenes Fragment des Faustrechts, aus den Zeiten des rohesten Mittelalters bis in das 19. Jahrhundert herabgeweht, sich in diesem, zum öffentlichen Skandal, noch immer herum; es ist nachgerade an der Zeit, daß es mit Schimpf und Schande hinausgeworfen werde. Ist es doch heutzutage nicht einmal erlaubt, Hunde oder Hähne methodisch auf einander zu hetzen (wenigstens werden in England dergleichen Hetzen gestraft); aber Menschen werden, wider Willen, zum tödlichen Kampf auf einander gehetzt, durch den lächerlichen Aberglauben des absurden Prinzips der ritterlichen Ehre und durch dessen bornierte Vertreter und Verwalter, welche ihnen die Verpflichtung auflegen, wegen irgend einer Lumperei wie Gladiatoren mit einander zu kämpfen. Unseren deutschen Puristen schlage ich daher für das Wort Duell, welches wahrscheinlich nicht vom lateinischen duellum, sondern vom spanischen duelo, Leid, Klage, Beschwerde, herkommt, — die Benennung Ritterhetze vor. Die Pedanterei, mit der die Narrheit getrieben wird, giebt allerdings Stoff zum Lachen. Indessen ist es empörend, daß jenes Prinzip und sein absurder Kodex einen Staat im Staate begründet, welcher, kein anderes als das Faustrecht anerkennend, die ihm unterworfenen Stände dadurch tyrannisiert, daß er ein heiliges Vehmgericht offen hält, vor welches jeder jeden, mittelst sehr leicht herbeizuführender Anlässe als Schergen, laden kann, um ein Gericht auf Tod und Leben über ihn und sich ergehen zu lassen. Natürlich wird nun dies der Schlupfwinkel, von welchem aus jeder Verworfenste, wenn er nur jenen Ständen angehört, den Edelsten und Besten, der ihm als solcher notwendig verhaßt sein muß, bedrohen, ja, aus der Welt schaffen kann. Nachdem heutzutage Justiz und Polizei es so ziemlich dahin gebracht haben, daß nicht mehr auf der Landstraße jeder Schurke uns zurufen kann „die Börse oder das Leben", sollte endlich auch die gesunde Vernunft es dahin bringen, daß nicht mehr, mitten im friedlichen Verkehr, jeder Schurke uns zurufen könne „die Ehre oder das Leben". Und die Beklemmung sollte den höhern Ständen von der Brust genommen werden, welche daraus entsteht, daß jeder jeden Augenblick mit Leib und Leben verantwortlich werden kann für die Roheit, Grobheit, Dummheit oder Bosheit irgend eines andern, dem es gefällt, solche gegen ihn auszulassen. Daß, wenn zwei junge, unerfahrene Hitzköpfe mit Worten an einander geraten, sie dies mit ihrem Blut, ihrer Gesundheit, oder ihrem Leben büßen sollen, ist himmelschreiend, ist schändlich. Wie arg die Tyrannei jenes Staates im Staate und wie groß die Macht jenes Aberglaubens sei, läßt sich daran ermessen, daß

schon öfter Leute, denen die Wiederherstellung ihrer verwundeten ritterlichen Ehre wegen zu hohen oder zu niedrigen Standes, oder sonst unangemessener Beschaffenheit des Beleidigers unmöglich war, aus Verzweiflung darüber sich selbst das Leben genommen und so ein tragikomisches Ende gefunden haben. — Da das Falsche und Absurde sich am Ende meistens dadurch entschleiert, daß es auf seinem Gipfel den Widerspruch als seine Blüte hervortreibt, so tritt dieser zuletzt auch hier in Form der schreiendsten Antinomie hervor: nämlich dem Offizier ist das Duell verboten, aber er wird durch Absetzung gestraft, wenn er es vorkommendenfalls unterläßt.

Ich will aber, da ich einmal dabei bin, in der Parrhesia noch weiter gehen. Beim Lichte und ohne Vorurteil betrachtet, beruht bloß darauf, daß, wie gesagt, jener Staat im Staate kein anderes Recht als das des Stärkeren, also das Faustrecht, anerkannt und dieses, zum Gottesurteil erhoben, seinem Kodex zu Grunde gelegt hat, der so wichtig gemachte und so hoch genommene Unterschied, ob man seinen Feind im offenen, mit gleichen Waffen geführten Kampf, oder aus dem Hinterhalt erlegt habe. Denn durch ersteres hat man doch weiter nichts bewiesen, als daß man der Stärkere, oder der Geschicktere sei. Die Rechtfertigung, die man im Bestehen des offenen Kampfes sucht, setzt also voraus, daß das Recht des Stärkeren wirklich ein Recht sei. In Wahrheit aber giebt der Umstand, daß der andere sich schlecht zu wehren versteht, mir zwar die Möglichkeit, jedoch keineswegs das Recht, ihn umzubringen; sondern dieses letztere, also meine moralische Rechtfertigung, kann allein auf den Motiven, die ich, ihm das Leben zu nehmen, habe, beruhen. Nehmen wir nun an, diese wären wirklich vorhanden und zureichend, so ist durchaus kein Grund da, es jetzt noch davon abhängig zu machen, ob er, oder ich, besser schießen oder fechten könne, sondern dann ist es gleichviel, auf welche Art ich ihm das Leben nehme, ob von hinten oder von vorne. Denn moralisch hat das Recht des Stärkeren nicht mehr Gewicht als das Recht des Klügeren, welches beim hinterlistigen Morde angewandt wird: hier wiegt also dem Faustrecht das Kopfrecht gleich; wozu noch bemerkt sei, daß auch beim Duell das eine wie das andere geltend gemacht wird, indem schon jede Finte beim Fechten Hinterlist ist. Halte ich mich moralisch gerechtfertigt, einem das Leben zu nehmen, so ist es Dummheit, es jetzt noch erst darauf ankommen zu lassen, ob er etwa besser schießen oder fechten könne als ich, in welchem Fall er dann umgekehrt mir, den er schon beeinträchtigt hat, noch obendrein das Leben nehmen soll. Daß Beleidigungen nicht durch das Duell, sondern durch Meuchelmord zu rächen seien, ist Rousseaus Ansicht, die er behutsam andeutet in der so geheimnisvoll gehaltenen 21. Anmerkung zum 4. Buche des Emile. Dabei aber ist er so stark im ritterlichen Aberglauben befangen, daß er schon den erlittenen Vorwurf der Lüge als eine Berechtigung zum Meuchelmorde ansieht, während er doch wissen mußte, daß jeder Mensch diesen Vorwurf unzähligemal verdient hat, ja, er selbst im höchsten Grade. Das Vorurteil aber, welches die Berechtigung, den Beleidiger zu töten, durch den offenen Kampf mit gleichen Waffen bedingt sein läßt, hält offenbar das Faustrecht für ein wirkliches Recht und den Zweikampf für ein Gottesurteil... Wollte man sagen, daß ich, bei der Tötung meines Feindes im Zweikampf, dadurch gerechtfertigt sei, daß er eben sich bemühe, mich zu töten, so steht dem entgegen, daß ich durch die Herausforderung ihn in den Fall der Notwehr versetzt habe.

Dieses sich absichtlich gegenseitig in den Fall der Notwehr versetzen heißt im Grunde nur, einen plausibeln Vorwand für den Mord suchen. Eher ließe sich die Rechtfertigung durch den Grundsatz volenti non fit injuria (dem Wollenden geschieht kein Unrecht) hören, sofern man durch gegenseitige Uebereinkunft sein Leben auf dieses Spiel gesetzt hat; aber dem steht entgegen, daß es mit dem volenti nicht seine Richtigkeit hat, indem die Tyrannei des ritterlichen Ehrenprinzips und seines absurden Kodex der Scherge ist, welcher beide, oder wenigstens einen der beiden Kämpen vor dieses blutige Vehmgericht geschleppt hat.

Arthur Schopenhauer.*)



Rede von William Pitt, Earl of Chatham,

gehalten im Parlament am 18. November 1777.

Lord Suffolk hatte gesagt, daß die Verwendung von Indianern im Prinzip erlaubt sei, denn es sei „vollkommen gerechtfertigt, alle Mittel zu benutzen, die Gott und Natur in unsere Hand gelegt haben". Darauf erwiderte Pitt:

„Ich erstaune! Ich bin empört, solche Prinzipien eingestanden zu hören, ausgesprochen zu hören in diesem Hause und in diesem Lande — Prinzipien so verfassungswidrig wie unmenschlich und unchristlich!

Mylords, ich hätte Ihre Aufmerksamkeit nicht wieder in Anspruch genommen, aber ich kann meine Entrüstung nicht unterdrücken, ich fühle mich durch jede Pflicht getrieben, Mylords, wir sind berufen als Mitglieder dieses Hauses, als Männer, als Christen, gegen solche Ideen zu protestieren, wie sie sich hier dicht am Thron ausbreiten, das Ohr der Majestät beflecken —. ‚Die Gott und Natur in unsere Hand gelegt haben!' — ich weiß nicht, welche Vorstellung jener Lord von Gott und Natur hat, aber ich weiß, daß so abscheuliche Grundsätze mit Religion und mit Menschlichkeit gleich unverträglich sind. Wie? Die heilige Weihe durch Gott und Natur sollen wir den Metzeleien des indianischen Skalpiermessers beilegen, dem wilden Kannibalen, der die verstümmelten Opfer seiner barbarischen Schlachten foltert, abschlachtet, brät und aufißt, buchstäblich aufißt, Mylords! Solche schrecklichen Ideen empören jegliches Gebot göttlicher und natürlicher Religion, jegliches edle Gefühl von Menschlichkeit. Und, Mylords, sie empören jegliche Empfindung von Ehre, sie empören mich als einen Freund ehrlichen Krieges und als Feind mörderischer Barbarei.

Diese abscheulichen Prinzipien und dies noch abscheulichere Zugeständnis derselben fordern die entschiedenste Entrüstung. Ich rufe die hochehrwürdige Bank

*) Auszug aus dem Kapitel: „Von dem, was Einer vorstellt" („Parerga und Paralipomena").



hier zur Rechten auf, die heiligen Diener des Evangeliums und frommen Prediger unserer Kirche, ich beschwöre sie, sich zu dem heiligen Werke zu vereinigen und die Religion ihres Gottes zu schützen; ich appelliere an die Weisheit und Gesetzlichkeit der Bank der Gelehrten, die Gerechtigkeit ihres Landes zu verteidigen und zu halten; ich rufe die Bischöfe auf, die unbefleckte Reinheit ihres Talars vorzubringen, die gelehrten Richter, die Makellosigkeit ihres Hermelins, und uns vor dieser Befleckung zu schützen; ich rufe die Ehre Eurer Lordschaften auf, die Würde Ihrer Vorfahren zu achten und die eigene zu behaupten; — ich rufe den Geist und die Menschlichkeit meines Vaterlandes auf, seinen Nationalcharakter zu schützen; ich flehe den Genius der Verfassung an! . . .

Wir sollen in unsere Ansiedlungen, unter unsre alten Verbindungen, Freunde und Beziehungen den erbarmungslosen Kannibalen schicken, der nach dem Blut der Männer, Frauen und der Kinder dürstet! Wir sollen den treulosen Wilden hetzen — gegen wen? gegen unsere protestantischen Brüder, ihr Land zu verwüsten, ihre Häuser zu zerstören, ihre Rasse und ihren Namen auszutilgen mit diesen schrecklichen Höllenhunden des wilden Kriegs — ich wiederhole: Höllenhunden des wilden Krieges! Spanien gebrauchte Bluthunde, die schlimmen Eingebornen Amerikas zu vernichten, und wir übertreffen dies unmenschliche Beispiel spanischer Grausamkeit noch; wir lassen diese wilden Höllenhunde gegen unsre Brüder und Landsleute in Amerika los, die gleiche Sprache, Gesetze, Freiheiten und Religion mit uns haben, die uns durch jegliches von der Humanität geheiligte Band verknüpft sind.

Mylords, dies gräßliche Thema, so wichtig für unsre Ehre, unsre Verfassung, unsre Religion, erfordert die ernsteste, eindringendste Untersuchung. Und noch einmal rufe ich Eure Lordschaften und die vereinigten Mächte des Staates auf, es durch und durch und entscheidend zu prüfen, und ein unverlöschliches Brandmal öffentlichen Abscheus darauf zu drücken. Und noch einmal flehe ich die heiligen Prälaten unserer Religion an, diese Ungerechtigkeit unter uns fortzuschaffen. Laßt sie ein Sühnopfer darbringen, laßt sie dies Haus und dies Land von jener Sünde reinigen.

Mylords, ich bin alt und schwach, und gegenwärtig unfähig, mehr zu sagen, aber meine Empfindungen und meine Entrüstung waren zu stark, als daß ich weniger hätte sagen können. Ich hätte heut nacht in meinem Bett nicht schlafen und mein Haupt nicht ruhig auf mein Kissen legen können, hätte ich nicht meinem ewigen Abscheu vor so unnatürlichen und ungeheuerlichen Prinzipien Ausdruck gegeben."



Intimes von Leo XIII.

Die katholische Welt hat den 20. Februar d. J. zum Anlaß einer Feier genommen, die nach sonstiger Gepflogenheit eigentlich erst ein Jahr später hätte begangen werden dürfen. Am 20. Februar 1878 wurde der damalige Kardinal-Kämmerer Joachim Pecci zum Nachfolger Pius IX. gewählt und am 3. März als Leo XIII. gekrönt. Man hat also statt des Tages, an welchem der Papst sein 25. Regierungsjahr vollenden würde, bereits den Tag des Eintritts in das Jubeljahr zum Feste gestaltet. Aus der gewiß nicht unbegründeten Ueberlegung heraus, ob der im 93. Lebensjahre stehende Greis bei all seiner geradezu wunderbaren Lebenszähigkeit das Ende dieses Jubeljahres, den eigentlichen Jubiläumstag, noch erleben oder doch in so körperlicher und geistiger Frische erleben wird.

Im Hinblick auf das Festjahr haben italienische Blätter über eine Reihe von Einzelheiten aus dem Leben und den Gewohnheiten Leos berichtet, die bisher wenig bekannt geworden sind. Fast ganz unbekannt geblieben ist z. B. die Prälatenzeit des jetzigen Papstes. Als blutjunger Gouverneur von Benevento eroberte sich Gioacchino Pecci im Sturm das Wohlwollen seiner Vorgesetzten durch die schneidige und umsichtige Weise, in welcher er Banditen, Raubrittern, Schmugglern, die vereint die schöne Provinz in steter Angst und Sorge hielten, endgiltig das Handwerk legte; ein Unternehmen, bei welchem viele ältere und erfahrenere Monsignori Schiffbruch gelitten hatten.

Als Nuntius in Brüssel — er war damals erst 33 Jahre alt — zeigte er sich den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen gewachsen, kein noch so unerwarteter Zwischenfall vermochte ihn aus der Fassung zu bringen. Er vereinigte in jeder Lage die unerschütterlichste Ruhe mit echt weltmännischem savoir vivre. Dafür nur ein Beispiel. Der Graf von Baillet hatte ihn zu einem diplomatischen Diner eingeladen. Als er abends seine Equipage wieder besteigen wollte, rempelte ihn ein Mann aus dem Volke in gröbster Weise an und überhäufte ihn mit den gewöhnlichsten Beschimpfungen. Die Dienerschaft bemächtigte sich des Beleidigers, und ohne das prompte Dazwischenkommen des Prälaten wäre es ihm übel ergangen. Graf Pecci (auf diesen Titel hat er immer gehalten) befahl, den Mann freizulassen, rief ihn zu sich und sagte: „Warum denn so grob zu mir? Keiner meint es besser mit Ihnen als ich! Sollten Sie etwas brauchen, kommen Sie nur zu mir!“ Sprach's, drückte ihm einen Thaler in die Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Kurze Zeit darauf ließ sich derselbe Mann thatsächlich bei dem Nuntius melden und leistete mit bewegten Worten Abbitte. Dann wurden seine Besuche immer häufiger, bis Graf Pecci ihm die Stelle eines Kammerdieners antrug, die er dankbar annahm. Dieser pflegte gern seine erste Begegnung mit seinem Herrn voll Selbstgefälligkeit zu erzählen. Der Herr erfuhr davon und verbot es ihm mit der Drohung, ihm im Wiederholungsfalle zu kündigen; trotzdem erzählte der gesprächige Diener den Vorfall ruhig weiter, wobei er nie unterließ, die Münze zu zeigen, die ihm Pecci gereicht hatte; nach seinem Tode ging sie in den Besitz einer Gräfin C. über, bei der sie ehrfurchtsvoll aufbewahrt wird.

Als Gioacchino Pecci im Jahre 1846 der schwierige Posten eines Erzbischofes von Perugia anvertraut wurde, empfand König Leopold I. von Belgien die Trennung so schmerzlich, daß er dem scheidenden Nuntius folgendes Autograph als Begleitschreiben mit nach Rom gab: „Ich kann nicht umhin, den Erzbischof Pecci dem ganz besonderen Wohlwollen Eurer Heiligkeit zu empfehlen: er verdient es in jeder Hinsicht, selten habe ich in der Ausführung der übernommenen Pflichten größere Selbstverleugnung, selten lauterere Absichten, selten eine loyalere Handlungsweise wahrgenommen. Sein Aufenthalt in Belgien ist ihm von größtem Nutzen gewesen und wird ihn in den Stand setzen, Eurer Heiligkeit um so besser zu dienen. Ich bitte Eure Heiligkeit, sich von ihm einen eingehenden Bericht über seine Eindrücke und die Verhältnisse in Belgien erstatten zu lassen. Er urteilt über alles mit der größten Zuverlässigkeit, und ich bitte Eure Heiligkeit, ihm unbeschränktes Vertrauen zu schenken." — Wäre der neuernannte Erzbischof mit diesem Schreiben in der Tasche schnurstracks nach Rom gefahren, so würde ihn Gregor XVI. ganz gewiß bei der ersten Gelegenheit wie üblich zum Kardinal ernannt haben. Statt dessen fuhr er nach London, um den Prinzgemahl und die junge Königin Viktoria, für die er die größte Sympathie hegte, endlich kennen zu lernen. Es entstand zwischen Gioacchino Pecci und der englischen Herrscherin ein außerordentlich freundliches Verhältnis. Noch anläßlich ihres 50jährigen Regierungsjubiläums und seines 50jährigen Priesterjubiläums tauschten sie schriftlich die wärmsten Glückwünsche aus. Keinen anderen nichtkatholischen Herrscher hat Pecci öffentlich so innig betrauert wie seine Jugendfreundin. Aber der Wunsch, sie kennen zu lernen, brachte ihm den Kardinalshut volle sieben Jahre später, als er ihn sonst erhalten hätte. Das Schreiben Leopolds I. stellte er Ende Mai 1846 Gregor XVI. zu, und am 2. Juni brachte man diesen schon zur letzten Ruhe. Sein Nachfolger, Pius IX., antwortete Leopold I.: „Das so freundliche Zeugnis, das Ew. Majestät dem Erzbischof Pecci ausstellen, gereicht diesem Prälaten zur größten Ehre, und er wird seiner Zeit die wohlthuenden Folgen der so gnädigen Verwendung Ew. Majestät ebenso sicher genießen, als ob er als Nuntius bei Eurer Majestät geblieben wäre." Aber Pius IX. stand schon ganz unter dem Einflusse des Kardinals Antonelli. Dieser konnte seinen engeren Landsmann Pecci, in dem er wahrscheinlich einen gefährlichen Nebenbuhler fürchtete, nicht leiden, und so erhielt der Erzbischof Pecci erst 1853 den roten Kardinalshut.

Als Erzbischof von Perugia (1846—1878) hatte er viel durch die Revolutionen zu leiden; er erlebte zweimal die Erstürmung der Stadt — 1859 —, zuerst durch die päpstlichen, dann durch die italienischen Truppen. Er wurde auch einige Wochen gefangen gehalten, und ein übereifriger Staatsanwalt leitete sogar ein Verfahren gegen ihn ein, wegen der Art, in welcher er seines Amtes als Seelenhirt waltete. Folgende Anekdote zeugt am besten für den Geist, in welchem er die Thätigkeit eines Seelenhirten auffaßte. Er hatte erfahren, daß der jugendliche Pfarrer eines Gebirgsnestes nur am Sonntag die Messe selbst las, die ganze Woche aber sich im Gebirge auf der Jagd herumtrieb, während ihn zu Hause ein altersschwacher Kollege so gut, wie es ging, vertrat. Eines schönen Tages erschien der Erzbischof in aller Herrgottsfrühe in dem weltentrückten Gotteshause, gerade als der alte Geistliche sich anschickte, die Messe zu lesen, und bat ihn, dies ihm zu überlassen. Als der Pfarrer heimkam, war es ihm nach der Beschreibung

des fremden Geistlichen sofort klar, daß dieser kein geringerer als der Erzbischof gewesen war. Ohne zu zögern, begab er sich zu ihm, sank vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, lieber Bruder," antwortete ihm väterlich sein Vorgesetzter, „wenn Sie sich aber wieder entfernen wollen, benachrichtigen Sie wenigstens mich, damit ich Sie vertreten kann!"

Am Schlusse seiner irdischen Laufbahn ließ Pius IX., nunmehr frei von dem Einflusse Antonellis, Gioacchino Pecci Gerechtigkeit widerfahren. Er ernannte ihn zum Kardinal Camerlengo und nötigte ihn dadurch, nach 31 Jahren seinen Aufenthalt von Perugia nach Rom zu verlegen, um im Falle seines Hinscheidens unverzüglich die Regierung des Vatikans und die Führung des Konklaves übernehmen zu können.

Als im Konklave bei der zweiten Abstimmung, statt 19 wie in der ersten, 29 Stimmen auf seinen Namen fielen, wurde der Kardinal Pecci von größter Seelenunruhe befallen. „Ich kann nicht anders," sagte er zu dem Kardinal Bartolini, dem Haupturheber seiner Wahl, „ich fühle ein unüberwindliches Bedürfnis, dem heiligen Kollegium zu erklären, daß es einen Fehler begeht. Man hält mich für einen Weisen, für einen Gelehrten, und ich bin es nicht; man mutet mir die Eigenschaften eines guten Papstes zu, und ich habe sie nicht! Dies ist es, was ich den Kardinälen sagen muß!"

„Was das Können Eurer Eminenz anbetrifft," antwortete Bartolini ernst, „so kommt es nicht Ihnen, sondern uns zu, hierüber zu urteilen. Was die Eigenschaften anbetrifft, deren ein guter Papst bedarf, so kennt sie Gott — lassen Sie uns auf ihn vertrauen!"

Der erste Brief des neuerwählten Papstes war an seine Familie gerichtet und lautete:

Vatikan, 20. Februar 1878.

Liebe Brüder!

Hierdurch teile ich Euch mit, daß bei der heutigen Abstimmung das heilige Kollegium meine unwürdige Person auf den Thron Petri erhoben hat. Mein erster Brief ist dieser an die Familie; ich erflehe für sie von Gott jedes denkbare Glück und erteile ihr voller Liebe den apostolischen Segen. Betet nur viel zu Gott für mich. Leo P. P. XIII.

* * *

Aus dem Privatleben des Papstes hat der Türmer schon im 2. Jahrg., Heft 1 einiges mitgeteilt. In Ergänzung jener Mitteilungen noch folgendes:

Bis vor ein paar Jahren stand Leo XIII. ohne Unterschied der Jahreszeiten um sechs Uhr auf. Sein treuer Kammerherr Centra, den er von ihrem gemeinsamen Geburtsort Carpineto schon nach Brüssel mitnahm, pflegte ihn durch Klopfen an der Thür zu wecken, trat ein, riß das Fenster auf und entfernte sich wieder. Wenn nicht Krankheit ihn hinderte, vollzog der Papst seine Toilette ohne jeden Beistand; niemand darf seine Zimmer betreten, bevor er klingelt. Um sieben liest der heilige Vater die Messe, unter dem Beistande zweier seiner geheimen Kapläne, deren Zahl sechs beträgt. Dann wohnt er einer zweiten Messe, der sogenannten Messe di ringraziamento, bei, die von einem seiner Kapläne (diese dienen ihm auch als Sekretäre) gelesen wird. Nach den zwei

täglichen Messen nimmt Leo sein Frühstück — Milchkaffee — zu sich, dann kommen die Audienzen an die Reihe; zuerst der Staatssekretär, der ihm sowohl die am Tage vorher eingelaufenen Schriftstücke, sowie diejenigen zur Unterschrift vorlegt, die am selben Tage erledigt werden müssen. Diese Audienz, die über eine Stunde dauert, fällt Dienstags und Freitags aus; an diesen Tagen empfängt Leo XIII. das diplomatische Corps. Die zweite Audienz gilt den Kardinälen, den Leitern der „Congregazioni" (so heißen die vatikanischen Ministerien), den Generälen der religiösen Orden. Ist das Wetter schön, dann unterbricht Leo XIII. auf eine halbe Stunde die Audienzen, um etwas frische Luft in den vatikanischen Gärten zu schöpfen. Das Mittagessen wird nach altem Brauch um ein Uhr serviert — Suppe, überwiegend die nationale Nudelsuppe, Braten und Gemüse, Obst, dazu ein Schluck alten, möglichst alkoholfreien Bordeaux — und das ist alles. Im allgemeinen liest der Papst während des Mittagsmahls die Zeitungen. Die vatikanische Etikette gestattet nicht, daß irgend ein Sterblicher an demselben Tische mit ihm speist. Will Leo XIII. einem römischen Prinzen oder irgend einer anderen Persönlichkeit eine besondere Auszeichnung zu teil werden lassen, dann ladet er den Betreffenden zum Frühstück — Milchkaffee! — ein; dies darf jedoch nicht geschehen, wenn der Gast der von dem Papste vorher gelesenen Messe nicht beigewohnt und aus dessen Händen das Abendmahl empfangen hat. Bei solchen Gelegenheiten wird für den Gast ein kleiner Tisch neben den Leos XIII. gestellt. Früher leistete dem heiligen Vater während des Hauptmahles dessen Bruder, der Kardinal Pecci, Gesellschaft, aber mit dessen von dem Ueberlebenden so tief empfundenem Hinscheiden hörte auch diese so wohlthuende Zerstreuung auf. Nach Tische ruht der Papst eine Stunde auf einem Armsessel, unternimmt dann, wenn das Wetter es zuläßt, einen zweiten Spaziergang oder auch eine Wagenfahrt in den vatikanischen Gärten, wo er überhaupt mit immer größerem Behagen weilt. Die fahrbare Allee mißt ungefähr anderthalb Kilometer. Der Hauptgärtner, der die Kompetenz Leos XIII. in Bezug auf Blumenzucht in empfindlicher Weise kennen lernen mußte, überreicht ihm jedesmal ein Sträußchen, an dem er sich während des ganzen Spazierganges erfreut; bis vor kurzem pflegte Leo in seiner Leidenschaft für diese duftigen Geschöpfe das Sträußchen eigenhändig zu vergrößern. Begleitet wird er auf diesen Spaziergängen von einem seiner camerieri segreti — er hat deren über 600! — und von dem diensthabenden Offizier seiner Leibgarde — Guarda nobile. Von vier bis sechs Uhr werden die Audienzen fortgesetzt und Vorträge entgegengenommen, wobei er eine Tasse Bouillon und einen Schluck Bordeaux zu sich nimmt. Auch die Zeit von acht bis zehn Uhr abends war bis vor zwei Jahren Audienzen und der Arbeit gewidmet, um zehn Uhr betete der heilige Vater Tag aus Tag ein den Rosenkranz mit Monsignore Marzolini, der unter seinen Sekretären ihm schon aus der Perugia-Zeit her am nächsten steht.

Um halb elf Uhr stärkt er sich für die Nacht durch eine weitere Tasse Bouillon und ein Stück kaltes, vom Mittag übriggebliebenes Fleisch und begiebt sich um 11 Uhr zur Ruhe. Eine Unterbrechung dieser Tageseinteilung tritt nur ein, wenn der heilige Vater eine besonders wichtige Arbeit, z. B. eine seiner so durchdachten Encykliken vorhat. Dann pflegt er sich in sein Schlafzimmer zu schließen und duldet keine Störung.

Er vertieft sich dann so in seine Arbeit, daß er nicht selten die Feder an den Aermeln seiner weißen Soutane abwischt, und der treue Centra immer Ersatz bei der Hand haben muß.

Der Vatikan hat 10 000 Gemächer, von denen Leo XIII. nur drei mittelgroße Zimmer im zweiten Stock bewohnt. Verspürt er keine Lust, in den vatikanischen Garten hinunterzugehen, dann weilt er, wie früher Pius IX., mit Vorliebe in einem Raume, den er als seine Privatbibliothek eingerichtet hat. Hier unterhält er sich, neben einer großen Volière, in der die verschiedensten Singvögel ein friedliches Dasein führen, zwanglos mit den intimsten Prälaten. Leo XIII. hat von jeher eine ausgesprochene Neigung für die geschwätzigen, gefiederten Geschöpfchen gehabt, die der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge sind. Er ist an ihr Zwitschern so gewöhnt, daß sie, obschon manchem seiner Gäste lästig, ihn nicht im geringsten bei der Unterhaltung stören. Bei seiner ungewöhnlichen Mäßigkeit bedarf Leo XIII. nicht einmal eines Eßzimmers, er nimmt seine Mahlzeiten auf einem Klapptischchen ein, das er in irgend ein Zimmer, meistens in das Arbeitszimmer tragen läßt.

Nach den beunruhigenden Nachrichten, die jüngst über den Zustand des Papstes in Umlauf waren, ist das Zeugnis seines erprobten Leibarztes, des Commendatore Giuseppe Lapponi, von besonderem Interesse. Gewöhnlich ist dieser Herr in richtiger Würdigung seiner großen Verantwortung stumm wie ein Fisch. Gewiß mit Absicht hat er sich diesmal einem italienischen Journalisten gegenüber auf Mitteilungen über seinen hohen Patienten eingelassen, die durch die ganze italienische Presse gingen, bei der auswärtigen jedoch wenig Beachtung gefunden haben. „Seine Heiligkeit (es sind dies seine Worte) hört ausgezeichnet und sieht so gut, wie ich selbst; er trägt zwar eine Brille, schiebt sie jedoch meistens auf die Stirn zurück, weil sie ihn belästigt; nicht selten treffe ich ihn beim Lesen ohne Brille. Sein Gedächtnis hat mit dem, ich möchte beinahe sagen rückgängigen Gedächtnis der Greise, die sich nur an längst Vergangenes erinnern, nichts gemein; Seine Heiligkeit interessiert sich für alles Neue, erörtert und behält alles, Verwechselungen sind bei ihm ausgeschlossen. Meine größte Sorge ist sogar seine viel zu große geistige Regsamkeit. Besonders nachts ist sein Geist thätig. Eines Nachts, da er vor einigen Monaten keinen Schlaf finden konnte, stand er trotzdem schon um sechs Uhr auf, ließ seinen Sekretär rufen und diktierte ihm neunzig lateinische Verse, die er wachend verfaßt und genau im Gedächtnis behalten hatte, in die Feder. Sonst pflegt er, wenn er eine schlaflose Nacht hinter sich hat, bis neun Uhr und darüber im Bett zu bleiben und holt das Versäumte nach. Die Audienzen, der Empfang ganzer Pilgerzüge, selbst die großen Zeremonien in der Kapelle Sistina und in der Peterskirche, scheinen ihn aufzufrischen statt zu ermüden; er braucht Anregungen, und da ich weiß, wie wundervoll er sich trotz der Evvivas und des unbändigen Zurufens der Gläubigen zu beherrschen vermag, lasse ich ihn gewähren." Ueber die Ciste befragt, die er zusammen mit dem Professor Pappafava beseitigte, erwiderte der Leibarzt: „Wir hatten da die beste Gelegenheit, uns von der noch immer wunderbar guten Konstitution Seiner Heiligkeit zu überzeugen. Hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, in derselben Nacht nach der Operation ganz allein das Bett zu verlassen, wäre die Wunde innerhalb 24 Stunden vernarbt. Auch dies war übrigens eine Ausnahme. Wenn er sich nicht ganz wohl

fühlt, ist der heilige Vater der gefügigste Patient der Welt, die verkörperte Folgsamkeit und die leibhaftige Geduld. Nur einmal, 32 Jahre alt, war Monsignor Pecci als Gouverneur von Benevento krank, gefährlich krank. Er verdankt, wie er selbst mir oft erzählt hat, seine Rettung einem kalten Bad, das er gegen den Willen eines behandelnden Arztes nahm. Seitdem ist er ein begeisterter Anhänger der Wasserkur. Als Pfarrer Kneipp ihn aufsuchte, überschüttete er ihn mit Freundlichkeiten. Es hat mir damals große Mühe gekostet, ihn von der Kneippschen Kur abzuhalten, die mir zu angreifend für ihn schien."

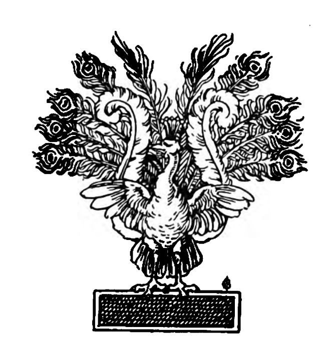
„Ist es wahr," fragte die Persönlichkeit, der diese interessanten Mitteilungen zu teil wurden, „daß Seine Heiligkeit Zeitungen liest?"

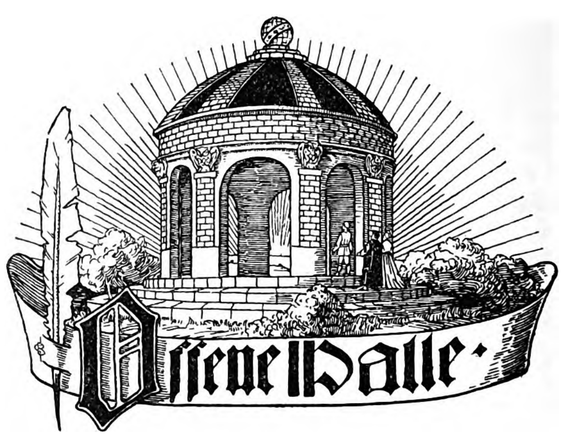
„Gewiß, und wenn sie etwas zu Aufregendes enthalten, lasse ich es mir angelegen sein, ihn auf die eine oder andere Art darauf vorzubereiten."

„Ist Seine Heiligkeit dichterisch viel thätig?"

„Ja, das Dichten ist seine Lieblingsbeschäftigung, die einzige Erholung, die er sich bei seiner aufreibenden Thätigkeit von jeher gönnt; mir überreicht Seine Heiligkeit selbst stets seine neuesten poetischen Erzeugnisse zur Durchsicht und fordert mich auf, ihn offen zu fragen, falls mir etwas dunkel bleiben sollte. Sie sind aber so klar, so durchsichtig, sein Latein ist so klassisch, daß ich nie müde werde, sie immer von neuem zu lesen."

E. Gagliardi.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Eine Stimme aus Oesterreich.

In der Februarnummer des Türmers wird vom „Todeskampfe von Millionen Volksgenossen in Oesterreich" gesprochen, und „der Tag, an welchem die österreichische Frage die wichtigste deutsche sein wird", wie es scheint, als ein der näheren Zukunft angehöriger Tag behandelt (S. 603).

Es läge mir nun durchaus ferne, gegen noch so weitgehende, auf unsere politischen Verhältnisse Bezug nehmende Schlüsse Einspruch zu erheben, wenn sie sich auf Thatsachen-Material stützen oder zu stützen suchen würden.

Aber jener Gedankensplitter, den ich im Auge habe, ist — ich bitte, meine Offenheit zu verzeihen — durchaus dem mir sattsam bekannten Gedankengange der alldeutschen und liberalen Presse entnommen und dabei ganz beweislos hingestellt. Und doch ist die Thätigkeit dieser Presse — zuvörderst der österreichischen, dann aber auch der reichsdeutschen — auf dem fraglichen Gebiete eine ebenso tendenziöse und verderbliche wie jene, vom „Türmer" schon gegeißelte — auf dem Gebiete der sogenannten Aufklärung in naturwissenschaftlicher Beziehung. Für einen ehrlichen Deutschösterreicher, d. h. guten Deutschen und guten Oesterreicher, der sein Urteil aus eigener Kenntnis der Verhältnisse schöpft, stellt sich vielmehr die Sache etwa wie folgt:

Die in Oesterreich sich abspielenden politischen Kämpfe gelten der Austragung der Frage, ob die österreichischen Deutschen, obwohl gegenüber den nichtdeutschen Volksstämmen in entschiedener Minderzahl, ihre bisherige Präponderanz über diese Volksstämme unter wesentlich geänderten Umständen behaupten können.

Diese „wesentlich geänderten Umstände" bestehen darin, daß Oesterreich seine Stellung als deutsche Vormacht verloren und ziemlich gleichzeitig die parlamentarische Regierungsform — welche doch ihrem Wesen nach das Gesetz der Herrschaft der größeren Zahl verkörpert — erhalten hat. Von einem Todeskampfe deutscher Volksgenossen kann in Oesterreich nicht die Rede sein; ja selbst die gänzliche Ausschaltung der Präponderanz der Deutschen wird nur von

einer Minderzahl ihrer politischen Gegner angestrebt. Der Mehrzahl handelt es sich nur um eine Einschränkung dieser Präponderanz. Die Annahme, die jetzigen politischen Kämpfe in Oesterreich seien gleichbedeutend mit dem Erscheinen der österreichischen Frage, beruht teils auf der maßlosen, übertriebenen Beurteilung, welche die Presse diesen Kämpfen angedeihen ließ, teils auf der — gelinde gesagt — höchst bedenklichen Art, in welcher die Deutschen den Kampf um ihre Vorherrschaft in Oesterreich mit der Ordnung des Verhältnisses zur ungarischen Reichshälfte verquickt haben.

Mitgewirkt mag auch haben das Sinken des öffentlichen Geistes, welches in Europa allenthalben bemerkbar ist und sich in Oesterreich aus Gründen, die mit dem Nationalitätenstreite übrigens nicht zusammenhängen, in accentuierter Weise bemerkbar gemacht hat. Diese Erscheinung hat namentlich verhindert, daß vernünftige und zielbewußte Staatsmänner den gebührenden Einfluß auf die Entwicklung der österreichischen Politik erlangten.

Alle diese Momente machen aber nur das Entstehen obiger Annahme im Auslande begreiflich, rechtfertigen sie jedoch nicht; insbesondere ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß durch die jetzige politische Entwicklung der Entscheidung der sogenannten österreichischen Frage im Sinne des Aufgehens der deutsch-österreichischen Lande im Deutschen Reiche vorgearbeitet werde.

Dabei sehe ich ganz von einer Erörterung der Frage ab, ob eine derartige Zurichtung der europäischen Landkarte im Interesse des deutschen Volkes wäre, ja ob sie nicht geradezu die Weltstellung des deutschen Reiches gefährden würde; sicher ist, daß die gewaltige Lebensarbeit Bismarcks verfehlt war, wenn dieses Ziel für uns Deutsche das richtige sein sollte.

Geschmiedet werden solche Dicta von den Alldeutschen, d. h. von jener Partei, welche meines Erachtens die Hauptschuld daran trägt, daß der Kampf der Deutschen um die Präponderanz in Oesterreich in den letzten Jahren minder günstige Aspekte bietet.

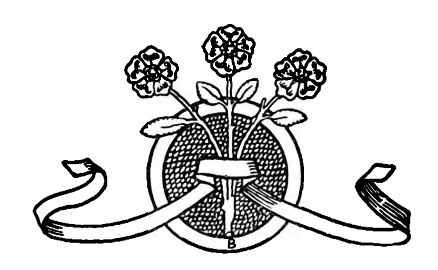
Denn wie kann eine Partei in einem solchen Kampfe segensreich wirken, die eingestandenermaßen ihre politischen Ziele (Ziele, nicht nur Ideale) außerhalb Oesterreichs erreichen will?

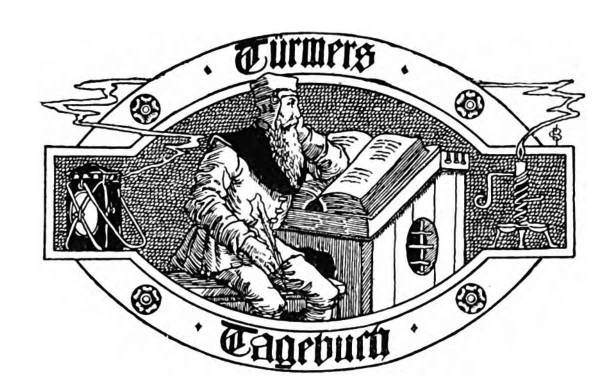
Ich wiederhole übrigens, daß ich gegen eine sachliche Auseinandersetzung im „Türmer“, die zu den entgegensetzten Resultaten als den hier entwickelten kommt, meine Stimme nicht erhoben hätte; auch bin ich aus Liebe zum „Türmer“ zur Mitwirkung bei einer solchen Auseinandersetzung bereit, wenngleich ich nicht verkenne, daß sie bei der außerordentlichen Kompliziertheit der österreichischen Verhältnisse und dem ungeheuren Einflusse der Tagespresse auf die Bildung der politischen Anschauungen nur schwer zu einem wirklich befriedigenden Resultate führen kann.

Denn mehr als irgendwo gilt hier der Bismarcksche Standpunkt, nach welchem das geschriebene Wort immer zu viel sagt und „so leicht weiter gedeutet und mißverstanden“ wird.

Aber das dürfen die österreichischen Leser des „Türmers“ verlangen, daß die österreichischen politischen Verhältnisse entweder gar nicht oder in einer Weise behandelt werden, die dem reichsdeutschen Leser ein objektives Urteil ermöglicht. Das liegt vor allem auch im Interesse des „Türmers“ und seiner Losung „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“.

Nachschrift des Türmers: Da der T. die Frage gestreift hat, so fühlt er sich verpflichtet, auch den obigen Ausführungen von geschätzter Seite Raum zu geben, obgleich der Herr Einsender der Bemerkung des T.s eine aktuelle politische Tendenz beimißt, die diesem fern gelegen hat. Nicht ein politisches Programm wollte der T. aufstellen, sondern eine historische Möglichkeit ins Auge fassen, die sich dermaleinst vielleicht — mit oder gegen unsern Willen — aus der geschichtlichen Entwicklung ergeben könnte oder werde. Ein Urteil über die von den Deutschen in Oesterreich befolgte oder zu befolgende Politik wollte der T. überhaupt nicht abgeben. Freudig bekennt er, daß er die Erhaltung der deutschen Nationalität und Kultur für eine heilige Pflicht der Volksgenossen in Oesterreich ansieht. Aber ein politisches Programm für sie aufzustellen, geht über den Rahmen seiner auf allgemein-menschlichem und nationalem Gebiete liegenden Aufgaben hinaus. In diesem und nur in diesem Sinne möchte der T. auch die Frage erörtert sehen, falls sich an sie noch ein Meinungsaustausch knüpfen sollte.





Im Spiegel der Wahrheit. — Ein Fest des Todes. — Christlicher Macchiavellismus. — Göttliche und weltliche Majestät.

Im Größenwahn würde unser Geschlecht zu Grunde gehen, im Sumpfe der Tierheit würden wir stecken bleiben, risse nicht von Zeit zu Zeit eine strenge, aber wohlthätige Hand den Schleier vom Angesichte der Wahrheit, den wir in ebenso ruhmrediger wie feiger Selbsttäuschung über sie breiten. Entsetzt schaudern wir dann wohl vor unserem eigenen Bilde zurück: Das sollen wir sein? Diese einander zerfleischenden Bestien, diese fühllosen, selbstsüchtigen Zuschauer namenloser Greuel — wir, die Träger der höchsten Kultur und Gesittung, die Bekenner der erbarmenden Liebe? Dieses wahnverzerrte, von wilden Leidenschaften und niedrigen Instinkten durchpflügte Antlitz — das Bild der Menschheit des 20. Jahrhunderts, der Träger höchster Intelligenz und Aufklärung?

Solange die Menschheit der Verübung und Duldung solcher Schandthaten, wie z. B. der in Südafrika, fähig ist, bleibt es vom Standpunkte der höchsten Sittlichkeit und Gerechtigkeit notwendig, daß sie auch in die Erscheinung treten. Wäre jener Krieg nicht ausgebrochen, durch irgend welche äußeren Umstände im Keime erstickt worden, — würden wir darum besser sein? Gewiß nicht. Die Gesinnung, unsere ganze geistige Verfassung, giebt den Ausschlag, nicht die That. Nicht, was wir thun, ist der wahre sittliche Maßstab, sondern was wir im gegebenen Falle thun würden. Es kann einer in einem langen Leben alle bürgerlichen Ehren auf seinen Scheitel häufen und doch ein Lump sein; träte die Versuchung an ihn heran, so würde er vielleicht vor keiner Schlechtigkeit zurückscheuen. So liegt auch das äußere Schuldigwerden der Menschheit im Plane der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit: die „himmlischen Mächte" lassen uns „schuldig werden", weil wir schon innerlich schuldig sind. An unseren Früchten sollen wir uns erkennen, aber nicht die Frucht ist schuldig und wird gerichtet, sondern der Baum. Menschen richten nach der

That, Gott richtet nach dem Geiste. Nicht weil er ein Wohlgefallen an den Greueln und Leiden der Menschheit hat, läßt er die sündige That geschehen, nur damit wir in unseren Thaten uns selbst erkennen und aus dem Leiden lernen. Wären nicht die Versuchung und die Schuld, wir würden nie die Abgründe in uns erschauen. Würden wir nicht schuldig, wir könnten nicht besser werden. Die That ist nur der Spiegel der Schuld.

Es ist uns heilsam, in diesen Spiegel zu schauen, doppelt heilsam in einer übermütigen, erfolgtrunkenen Zeit, die sich über alle anderen Zeiten erhaben dünkt. Wie groß auch immer die „Errungenschaften der Neuzeit" sein mögen, — in der Hauptsache müssen wir doch bekennen:

„Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher!"

Oder doch? Sind wir nicht mit Aufklärung gesättigt? Haben wir nicht Kraft und Stoff erkannt, das, „was die Welt im Innersten zusammenhält"? Haben nicht unsere Professoren die „Lebensrätsel" spielend gelöst, und wenden sich nicht immer größere Kreise vom alten „Aberglauben" des „finsteren" Mittelalters ab und der klaren naturwissenschaftlichen „Erkenntnis" zu?

Ja, wenn der Spiegel nicht wäre, von dem eine strenge, aber gerechte Hand mitten in unseren Orgien der Selbstvergötterung den Schleier reißt! Der Spiegel der Schuld nicht nur, sondern auch des Wahnes, der unter einer glänzend gefirnißten dünnen Schicht von höchster Aufklärung und feinster Bildung in aller Stille sein Wesen treibt, bis er plötzlich sein finsteres Haupt erhebt und uns mit den irren Blicken geistiger Umnachtung anstarrt.

Es ist wahrlich keine schlechte Satire auf unsere bildungswütige und aufklärungsprotzige Zeit, wenn Kaiser Wilhelm II. sich genötigt sah, ein Machtwort zu sprechen, um einen wüsten abergläubischen Unfug von den Stufen seines Thrones zu verscheuchen. Und es ist auch kein übler Witz der Weltgeschichte, daß die „Stadt der Intelligenz" ihre zu Bildungszwecken bestimmten offiziellen Anstalten für „Unterrichtskurse" hergiebt, in denen die „christliche Wissenschaft" des „Gesundbetens" pro Mark und Stunde gelehrt wird!

„Die Gemeinde der Gesundbeter nennt sich", wie der „Reichsbote" ausführt, „auch die ‚Neue Kirche Christi' oder ‚Die erste Kirche Christi des Scientisten'. Die Begründerin dieser ‚Kirche' ist bekanntlich Mary Baker G. Eddy, eine wunderliche Heilige. Von Jugend auf war sie phantastisch, schwärmerisch, mystisch. Schon als Kind hörte sie wunderbare Stimmen in ihrem Innern, der Gott der Liebe war ihr immer gegenwärtig. Als sie sich später infolge eines Falles eine schwere innerliche Verletzung zuzog, kam es ihr wie eine Erleuchtung von oben, daß ‚alle physischen Wirkungen auf geistigen Ursachen beruhen'. Sie verlangte nach einer Bibel und wandte eine der Verheißungen Jesu im Matthäus-Evangelium auf sich an. Da ward sie gesund und sprang aus dem Bette. Die Geburtsstunde der Neuen Kirche Christi hatte geschlagen. Nun zog sie sich

drei Jahre in die Einsamkeit zurück, um sich noch tiefer in den Geist der Schrift zu versenken, bis sich ihr die Wunder der Bibel als natürliche Beweise einer Kraft offenbarten, die sich hinter allen Dingen als das schöpferische Prinzip verberge. Dies geistige Prinzip allein besitzt Realität. Die sichtbare Welt, die Materie, ist nur Schein. Zu diesem Scheinwesen gehört auch der menschliche Körper, die Krankheit, das Böse, die Sünde. All diesen Schein und Aberglauben soll der Mensch dadurch bekämpfen, daß er sich in die Allgegenwart des Allgeistes, des guten Prinzips versenkt. Denn tritt nur das Böse, die Krankheit aus dem Bewußtsein, so empfindet man es nicht, so existiert es überhaupt nicht mehr. Nur ein solches Bewußtsein lügt dem Menschen den Schmerz vor, denn sonst könnten schmerzhafte Operationen nicht durch narkotische Mittel aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Um zur wahren Glückseligkeit zu gelangen, muß man sich nur klar darüber werden, daß das materielle Leben nur ein Scheinleben und der Mensch nicht Körper, sondern nur ein Teil des Allgeistes und als solcher unzerstörbar ist.

„Die ‚Christliche Wissenschaft‘ leugnet die Persönlichkeit Gottes. Sie kennt nur ein pantheistisch gedachtes Prinzip des Guten, von dem der Mensch ein vollkommener Teil ist. Leider glauben viele noch an den persönlichen Gott; darum können sie sich nicht von dem Wahn des Bösen, der Sünde und Krankheit freimachen. Man sieht, diese Weltanschauung — wenn anders so verworrene Ideen diesen Namen verdienen — steht in direktem Widerspruch zum Christentum.

„Die Scientisten sind sehr gute Geschäftsleute. Sie wissen in echt amerikanischer Weise die Kunst ihrer ‚Metaphysischen Heilmethode‘ zu Geld zu machen. Sie berufen sich auch hierfür auf Jesus, der Matth. 10 seine Jünger ohne Geld ausgesandt habe, denn der Arbeiter sei seines Lohnes wert. Und doch sagt der Herr gerade in demselben Kapitel: ‚Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.‘ Das ist ein Beweis davon, wie die Scientisten das Wort Gottes auf den Kopf stellen. Umsonst Heilung zu verlangen, ist nach den Scientisten Sünde, und dieser darf man keinen Vorschub leisten, weil dadurch eine Heilung unmöglich gemacht wird.“

Jedenfalls eine für ihre ausübenden Vertreter höchst lukrative Wissenschaft. Daß es „sündhaft“ sei, „umsonst“ Heilung zu verlangen, ist geradezu köstlich und entbehrt nicht eines gewissen unverfrorenen Humors, der an den trockenen Cynismus Mark Twains, des Landsmannes der Miß Eddy, erinnert. Nachdem ihre Wissenschaft in Amerika abgewirtschaftet hat und die in Geldsachen keine Gemütlichkeit kennenden Yankees in ihrem schnöden Realismus Miene machten, die Jünger dieser Wissenschaft nach der Väter altem Brauche zu teeren und zu federn, wurde sie nach dem lieben Deutschland verpflanzt, das ja seit je ein vortreffliches Versuchskaninchen und Ausbeutungsobjekt für allerlei ausländischen Unfug abgegeben hat. Aber auch wir haben im Zeitalter des Industrialismus gelernt, und so hat die „Christliche Wissenschaft“ in Deutschland

nicht nur zahlende Bekenner, sondern auch kassierende Apostel gefunden, die das einträgliche Geschäft des Gesundbetens mit ebensoviel metaphysischem Eifer als metallischer Resonanz betreiben. In der Stadt der Intelligenz ist es ein Schwesternpaar Sch., dessen Gebetsfirma sich eines besonderen Renommees erfreut, so daß es zur Eröffnung einer Filiale schreiten konnte. Die vornehmen Equipagen, die davor halten, lassen darauf schließen, daß es nicht gerade die „unteren" Schichten sind, die dort Proben ihrer Bildung oder ihrer religiösen Reife ablegen.

Mit den Schwestern Sch. und deren Kliniken ist aber, wie die „Nationalzeitung" erzählt, die Zahl der metaphysischen Heilkünstlerinnen und ihrer Schlupfwinkel in Berlin leider nicht erschöpft. „Die ‚Christian science' hat hier eine geradezu erschreckend große Zahl von ‚Vertreterinnen' . . . Um die sogen. ‚christliche Wissenschaft' doppelt auszubeuten, werden im Viktoria-Lyceum, dessen erste Bestimmung es ist, Frauen und Mädchen einem Lebensberufe zuzuführen, sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache ‚Unterrichtskurse' abgehalten, und zwar jeden Freitag von 7—8 Uhr abends englisch, von 8—9 Uhr abends deutsch und jeden Sonntag von 10—11 Uhr vormittags englisch und von 11—12 Uhr deutsch.

„Damit die verderblichen Lehren den Schülerinnen des Viktoria-Lyceums so recht zugänglich und verständlich gemacht werden, sind nicht weniger als drei Damen thätig: Mrs. S., eine Amerikanerin, und Fräulein B., eine Deutsche, welche den Unterricht leiten und selbst Gebetsheilungen vornehmen, sowie Fräulein L., eine Amerikanerin, welche als ‚Assistentin' fungiert und die Uebersetzungen der Bücher der Mrs. Eddy, sowie anderer, das metaphysische Verfahren behandelnder Schriften aus dem Englischen besorgt. Diese drei Damen unterhalten zwei ‚Kliniken', am Lützowplatz 3 und in der Luitpoldstraße 26, die sich eines außerordentlich großen Zulaufs erfreuen und brillant ‚rentieren' sollen. Aehnlich wie die Behandlungssäle der Schwestern Sch. sind auch hier die Räumlichkeiten luxuriös ausgestattet. Biblische Sprüche zieren die Wände, und aufdringlich zur Schau getragene Frömmigkeit soll das Vertrauen der bedauernswerten Kranken, die hier allerdings vergeblich Heilung suchen, erwecken.

„Was die geschäftliche Seite des Unternehmens betrifft, so sind die Amerikanerinnen ihren deutschen Kolleginnen entschieden über. So erklären sie, daß die Strahlen des göttlichen Geistes, welchen sie den Kranken ‚zuleiten', nur dann wirken, wenn der Patient nicht nur physisch, sondern auch moralisch gesunden will. Wer nur geheilt werden will, um wieder sündigen zu können, werde vergeblich die Hilfe des göttlichen Geistes anrufen. Bleibt der Erfolg also einmal aus, so sind nicht die ‚Heiler' daran schuld, sondern die ‚Sündhaftigkeit' des Patienten.

„Wer sich bei den Amerikanerinnen der Heilung durch das Gesundbeten unterziehen will, muß zunächst eine kleine Broschüre „Antworten auf Fragen über die christliche Wissenschaft" von Edward A. Kimball kaufen. Das Heftchen kostet 50 Pfennige. Das wäre noch zu erschwingen. Dann aber kommt erst

die Ausbeutung. Um die Wirkung der göttlichen Strahlen zu unterstützen, ist es unbedingt notwendig, eines der beiden Bücher der Mrs. Eddy zu kaufen. Das eine kostet vierzehn, das andere zweiundzwanzig Mark! Das letztere ist um so empfehlenswerter, als es erstens in Taschenformat hergestellt, und zweitens, weil nach der Versicherung der drei Damen die bloße Lektüre des Buches oft allein schon genügt, um die Krankheit zu bannen. Der Absatz dieses Buches soll geradezu ins ungemessene gehen. Das Honorar für eine einmalige ‚Zuleitung‘ göttlichen Geistes beträgt mindestens drei Mark und steigt mit den Vermögensverhältnissen der Patienten.

„Die Damen geben zwar zu, daß Christus für die von ihm vollbrachten Heilungen kein Geld genommen habe, sie wenden jedoch zu ihrer Rechtfertigung ein, daß Christus keine Spesen hatte! Auch was ihren ‚Nachwuchs‘ anbelangt, sind die amerikanischen ‚Heiler‘ vorsichtiger als die deutschen. Sie behaupten nämlich, daß es nicht allein genüge, durch göttliche Kraft geheilt worden zu sein, um dann ebenfalls die heiligen Strahlen anderen vermitteln zu können. Dazu sei es notwendig, vorerst ganz in dem Geiste Gottes aufzugehen und dann an der Bostoner metaphysischen Universität den Doktorgrad (Christian scient) zu erlangen.“

Leider ist es diesmal nicht allein der „Wasserkopf Berlin“, der solche Blasen treibt —: im ganzen Reiche hat die heillose Seuche um sich gegriffen. In Königsberg ist es nach der dortigen Lokalpresse eine kleine, aber vornehme Gruppe, die den sonderbaren Kultus betreibt. An der Spitze dieser Gruppe soll eine noch jugendliche, hohen Adelskreisen angehörende verheiratete Dame stehen. Die Königsberger Gemeinde unterhält mit der Berliner enge Beziehungen. Telegramme unterrichten die Königsberger Vertrauten von den in Berlin bevorstehenden „Séancen“, und alsbald versammeln sich auch hier die „Gläubigen“, um ihre Gebete mit denjenigen, die zu gleicher Zeit in Berlin verrichtet werden, zu vereinigen. Man will wissen, daß die Methode der Heilung durch höhere Geisteskräfte nicht bei den vernunftbegabten Ebenbildern Gottes stehen bleibt, sondern daß auch bereits an besonders edeln und intelligenten Rossen Experimente mit dem Gesundbeten gemacht worden sind. Ob mit Erfolg, darüber schweigt die Fama, die Thatsache gesundbeterischer Pferdekuren wird aber verbürgt. In Stettin hat ein Prediger P. mit seiner Gattin die Sache in die Hand genommen. Sie muß bereits einen guten Aufschwung erreicht haben oder doch versprechen, denn Herr P. hat kürzlich ein Grundstück käuflich erworben und will es durch einen Flügelanbau vergrößern lassen. In diesem Anbau soll ein großer „Krankensaal“ eingerichtet werden. In Hannover betreibt, wie der dortige „Courier“ berichtet, eine Frau G. das Geschäft. Den ganzen Tag über bis in die Nacht redet und betet sie ohne Unterlaß. Jedes Taggebet kostet zwei Mark, ein Nachtgebet ist noch teurer. Die Dame stellt ganz kaufmännisch korrekte Rechnungen für „Metaphysische Behand-

lungen" aus, der erste Besuch wird teurer berechnet als die späteren. Tritt keine Heilung ein, so ist der Unglaube der Kranken oder ihrer Umgebung daran schuld. In Cannstatt besteht ein von einem Fräulein von S. gegründetes Gebetsheilungs-Unternehmen. An der Dame selbst hat sich das Verfahren nicht bewährt, da sie bereits dieser Welt des Wahnes entrückt ist. Aber sie hat die Quelle ihres Einkommens, ihr „Gebetshaus", ihrer Bediensteten vermacht, die das Unternehmen nun mit ihres Bruders Hilfe weiterbetreibt und es so rentabel zu gestalten wußte, daß letzten Sommer in Stetten i. R. ein Filialbau in Angriff genommen werden konnte. Die Thätigkeit in der „Villa S." beschränkt sich, wie der „Beobachter" mitteilt, nicht darauf, Kranke durch Gebete zu „heilen", sondern es wird auch eine Art Sündenabsolution erteilt. Die Zuläufer werden darüber belehrt, daß man sicher „in den Himmel komme", wenn man der ehemaligen Zofe alle Sünden beichte und sich im übrigen den Vorschriften des Hauses unterwerfe. Auch soll schon damit Reklame gemacht worden sein, daß ein Amerikaner, der einmal in der Villa S. war, das Jahr darauf wiederkam, um sein Gewissen und wahrscheinlich auch seinen Geldbeutel zu erleichtern, und dann erlöst von hinnen zog. Ob, wie der böse Volksmund behauptet, auch Teufelsaustreibungen vorgenommen werden, konnte der „Beobachter" nicht kontrollieren. Die fleißige Gesundbeterin scheint auch „Offenbarungen" zu haben, und gelegentlich soll sie mitteilen können, wer von hohen und namhaften Persönlichkeiten in den Himmel gekommen ist und wer nicht — nebst den Gründen hiefür! Uebrigens sind Anhaltspunkte für die Annahme vorhanden, daß die Villa S. auch schon aus hochadeligen Kreisen Besuche erhalten hat.

Von den thatsächlichen Erfolgen dieser „Heilmethode" nur ein Beispiel: In der „Magdeburger Zeitung" wird von einer jungen Frau aus den höheren Ständen erzählt, die für ihre kranke Mutter nach dem erwähnten Institut der Fräuleins Sch. in der Flottwellstraße fuhr. Die Vorsteherin, Fräulein Ida Sch., sagte zu ihr: „Seien Sie ruhig; wenn Sie nur den Glauben nicht aufgeben, denke ich, die Sache wird sich machen lassen; es wäre ja nicht das erste Mal, daß wir auch aus der Entfernung, selbst in äußerst schweren Fällen geheilt hätten." Und nach einem warmen Händedruck und einem zutraulichen, gewinnenden Lächeln nimmt sie die amerikanische Gebetsstellung an, hält die rechte Hand vor die Augen und bleibt während einiger Minuten, die der Frau vor ihr eine Ewigkeit dünken, ganz in sich versunken, ohne daß sich ihre Lippen bewegten; der Wartenden war es mehrmals, als müßte sie bitten und flehen: „Beten Sie laut, damit ich mitzubeten vermag!" aber ihr versagte die Sprache. Und endlich, endlich nahm die Heildame ihre natürliche Haltung wieder ein und sagte triumphierend: „Glauben Sie nur, Ihre Mutter wird gesund!" Freudig bewegt griff die Angeredete in ihre Tasche, legte alles Geld, das sie bei sich hatte, in die zum Abschied dargereichte Hand der liebenswürdigen Helferin

und — — nach wenigen Stunden lag ihr Mütterchen in den letzten Zügen.

Wer mag den Schaden ermessen, den dieser beschämende Blödsinn bei seinen unglücklichen Opfern an geistigen, religiösen, physischen und materiellen Gütern anrichtet! Dankbar ist es zu begrüßen, daß Se. Majestät der Kaiser in der gewohnten entschlossenen Art Stellung gegen den Unfug genommen hat, indem er erklärte, Anhänger der neuen „Wissenschaft" an seinem Hofe nicht dulden zu wollen. Gewissen Leuten gilt ja des Kaisers Gnade wohl mehr als die Gnade ihres Gottes, und die Hofluft ist ihnen so nötig zum Atmen und Leben, daß sie sich auch von den wirksamsten „Kuren" nichts versprechen könnten, wenn ihnen jene Lebensluft entzogen würde. Bei anderen wird der fanatische Wahn tiefer sitzen, und da ist dem Polizeipräsidenten von Berlin in gewissem Sinne recht zu geben, wenn er zum Kaiser sagte, er wolle „keine Märtyrer schaffen". Andererseits aber hat der Staat die Pflicht, auch diejenigen zu schützen, die aus eigener Thorheit oder Verblendung ins Verderben rennen. Auch der Selbstmörder wird an seinem Vorhaben, wenn möglich, verhindert. Und Betrug, grober Unfug, Kurpfuscherei und unlauterer Wettbewerb sind unter allen Umständen zu bestrafen, auch wenn dadurch „Märtyrer geschaffen" werden sollten. Es ist eine „Vorspiegelung falscher Thatsachen", also Betrug, wenn jemand für schweres Geld Bücher verkauft unter dem Vorgeben, daß die bloße Lektüre dieser Bücher etwa den Krebs oder die Diphtherie zu heilen vermöge. Wenn den verehrlichen Praktikanten der famosen „Wissenschaft" verboten würde, Geld für ihre Manipulationen zu nehmen, so würden sie bald von der Bildfläche verschwinden. Denn sicher muß ihnen die unentgeltliche Ausübung ihrer wunderbaren Kräfte ebenso als „Sünde" erscheinen wie das Verlangen, „umsonst" behandelt zu werden, und sie würden sich mit Berufung auf Christus wohl hüten, die „Spesen" aus eigener Tasche zu bezahlen. Wer von ihnen also aus unbegrenzter Menschenliebe die „Sünde" auf sich nehmen will, „umsonst" zu arbeiten, den lasse man gewähren; es werden ihrer nicht viele sein. Die Geldschinder aber fasse man mit derber Schutzmannsfaust energisch beim Kragen und erinnere sie nachdrücklichst daran, daß es außer ihrer „metaphysischen" Welt noch eine mit sehr realen Gesetzen giebt, welche die gewissenlose Ausbeutung der Thorheit und Leichtgläubigkeit und den schändlichen Mißbrauch religiöser Instinkte zu ganz gemeinen Geschäftszwecken empfindlich zu ahnden wissen. Hier sind die Sammethandschuhe höfischen Tones wirklich nicht am Platze, sondern allein die derben weißledernen des Schutzmannes. Seid ihr wirklich so begeisterte Wohlthäter der Menschheit, so thut eure Thaten um Gottes und der Nächstenliebe willen und lebet meinetwegen wie Christus mit seinen Jüngern von den Almosen, die euch die Gläubigen nach erfolgter Heilung freiwillig spenden. Sollte bei der hier geübten, in Preußen doch recht ungewöhnlichen Toleranz „gefährlicher" Umtriebe nicht ein wenig die Rücksicht auf die soziale Stellung der Kreise mitsprechen, die dem wüsten Wahne vor-

wiegend Hekatomben opfern? Bei dem Vorgehen gegen sozialdemokratische Anschauungen pflegt man doch wenig nach den „Märtyrern" zu fragen, die man sich dort allerdings in verhängnisvoller Verblendung schafft.

Das bißchen Wahres, das an der Sache sein mag, beruht ohne Zweifel auf dem hypnotischen Prinzip. So stellt sich das „metaphysische Verfahren" auch nach dieser Richtung hin als ein Mißbrauch und eine Täuschung dar, indem ein bekanntes wissenschaftliches Gesetz als unerhörte Wunderkraft ausposaunt, völlig unwissenschaftlich angewandt und zu Geschäftszwecken ausgenützt wird.

Es ist schmerzlich, aber schon fast bezeichnend, daß der Unfug gerade in den sogen. „höheren" Kreisen die meisten Opfer gefunden hat. Wer auf solchen plumpen Schwindel hineinfällt, darf sich die Führung des Volkes nicht anmaßen. Es herrscht leider in gewissen vornehmen Konventikeln eine aus falschverstandener und oberflächlicher Frömmigkeit hervorgehende souveräne Verachtung der „modernen Wissenschaft", eine Verachtung, die oft ans Groteske streift. Der tote Buchstabenglaube ist aber ebenso gefährlich wie der süffisante Unglaube. Aus den Buchstaben der heiligen Schriften kann man allerlei herauslesen, zur Not auch die „christliche Wissenschaft". Dieser tote Glaube verfällt dem Aberglauben ebenso leicht wie der Unglaube:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt."

Gott ist ein Geist, und wir sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, nicht im toten Buchstaben. Welche scharfsinnigen Lehren haben nicht die Scholastik und die blendende Logik der Jesuiten aus den Buchstaben der Heiligen Schriften herausgelesen. Da braucht denn nur ein geschickter Spiegelfechter zu kommen, um dem weniger Geübten die Klinge der einen Schriftstelle mit der einer anderen aus der Hand zu schlagen, und den größten Trugschlüssen und Verirrungen sind Thür und Thor geöffnet ...

* * *

Aber unsere „Intellektuellen" haben keinen Grund, über das Fiasko der „Frommen und Feudalen" zu jubeln. Ganz abgesehen davon, daß selbst unter den „aufgeklärten" sozialdemokratischen Arbeitern, ebenso wie in den devot respektierten Kreisen des Berliner Tiergartenviertels vielfach ein gröberer Aberglaube herrscht (Kartenlegen u. s. w.) als die „christliche Wissenschaft" ist, sieht es in zahlreichen Köpfen auch der führenden „Intellektuellen" doch auch recht wüst und leer aus. Ist der Glaube an ein selbstverfertigtes wissenschaftliches System, durch das angeblich alle Rätsel gelöst sind, nicht ebenso ein Aberglaube, wie der

andere, auf falsche religiös-mystische Bahnen verirrte? Und der „wissenschaftliche" Aberglaube der Intellektuellen ist gefährlicher als jener. Er begrenzt mit fertigen, selbsterfundenen „Wahrheiten" den Horizont seiner Anhänger, schneidet ihnen alle weiteren Ausblicke und seelischen Entwicklungen ab, während er ihnen angeblich doch alle Weiten kosmischer Unendlichkeit erschließen will. Eine entseelte, entgottete Welt, der mit dem Gottesbegriff auch der Urquell aller sittlichen Notwendigkeiten versiegt. Und da es sie selbst in ihren verödeten Tempeln fröstelt, so suchen sich deren Gläubige durch ein blendendes Feuerwerk von Kunst und Wissenschaft über die innere Leere und Kälte hinwegzutäuschen. Ach, es sind doch nur Gase, die über Gräber von verwesenden Leichnamen aufsteigen!

Die Majestät des Todes ist ihnen ein Spiel, denn seinem Ernste sind sie nicht gewachsen, er würde sie zermalmen. Vor mir liegt ein Blatt aus dem „Vorwärts", in dem ein „Fest des Todes" geschildert wird, das die sogenannte „Neue Gemeinschaft", eine Gründung der „intellektuellen" Gebrüder Hart, in der Nacht zum Totensonntage des vorigen Jahres gefeiert hat. Die geistvolle, höchst charakteristische Schilderung ist — leider! — noch nicht veraltet, sie ist heute vielleicht noch „aktueller" als an dem Tage, an dem sie geschrieben wurde. Man vergegenwärtige sich: „Ein Fest des *Todes*", und dann lese man:

„In der elften Stunde drängten sich vor der Urania in der Taubenstraße die Droschken, denen vergnügte und elegante Leute entstiegen. Man sah hellviolette Sammetkleider, Diamanten, sezessionistische Hemdkrägen, geniale Haarwälder, die bei den Frauen über die Ohren dunkle Gießbäche fluten ließen oder bei den Männern schneckenförmig aufgeforstet waren. Sie alle waren gekommen, sich stilgemäß zu gruseln, der moderne Tod wollte seine Premiere erleben, und das ganze nervöse, unruhige, neugierige, sensationell gestimmte, sammlungslose Premieren-Publikum war erschienen, darunter viel junges künstlerisches Knieholz. Groß-Berlin beginnt die Pariser Kulturfruchtbarkeit zu zeigen, für *jede* spirituelle Gründung eine hinreichende Menge Teilnehmer zu gebären.

„Die Neue Gemeinschaft beruht auf einer tiefen Sehnsucht — nach einer einigenden gedankenfreien Weltanschauung, nach einem gleichgesinnten Leben harmonischer Höhenmenschen, nach aktiven Mitgliedern und zahlenden Gästen. Die Neue Gemeinschaft verschließt die Schätze ihrer Stimmung nicht esoterisch, sie verschleißt sie an jeden, der gewillt ist, einen Parkettplatz zu erstehen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vereinigten sich die von der hellen Aufklärung Unbefriedigten zu zahllosen Orden. Jeder hatte seine besondere Verrücktheit und sein besonderes Ritual. Das tausendjährige Reich war in allen. Aber die Ordensbrüder hielten darauf, sich abzuschließen, in strenger Aussperrung der Profanen mit selbsterzeugter Zeichensprache in dem Reichtum ihrer Gefühle zu schwelgen, und es bedurfte langer Prüfungen und allmählicher stufenweiser Annäherungen, ehe ein Neuling würdig befunden wurde, in dem Kreise der Erlauchten aufgenommen zu werden. Unsre Neue Gemeinschaft ist minder

grausam: Man tritt in sie ein, wie man einen Straßenbahnwagen besteigt. Man bittet, die Billets aufzubewahren und auf Verlangen dem Kontrolleur vorzuzeigen. Das ist die einzige Bedingung. Es ist offenbar, daß auf diese Weise die intime Seelenverbindung unbeschreiblich innig werden muß.

„Und dennoch kann man über diese Gemeinschafts-Antichristen nicht herzhaft lachen. Es liegt eine stille Tragik in ihrem Wirken, wenn auch eine tragische Unzulänglichkeit. Diesen Schriftstellern und Künstlern ist es furchtbar klar geworden, daß sie als Ueberflüssige im Bagno der bürgerlichen Gesellschaft arbeiten müssen, die längst nur für zinstragende Ideale ernstlich interessiert ist, und von der die ganze intellektuelle Sippe höchstens als dekorativer Tafelschmuck geduldet wird. So zur sozialen Ohnmacht verurteilt und nicht stark und reif und unabhängig genug, den Uebergang zur klaren, nüchternen, strengen Welt des Proletariats zu vollziehen, flüchten sich die künstlerischen Lustig- und Traurigmacher des bourgeoisen Publikums vor lauter Klarheit über ihr parasitäres Schicksal in das Nebelheim der absoluten Unklarheit, in eine flitternde Coulissenpracht farbenträchtiger Gefühle und geheimnisvoller, original geschweifter Seelenlinien. Der wissenschaftliche Rationalismus, der in der proletarischen Bewegung lebt, scheint ihnen zu dürr und einfach; den kirchlichen Dogmatismus haben sie abgestreift. So suchen sie nach unerhörten Dämmerzuständen und phantastischen Schleiertänzen der modernisierten Seele, und indem sie alle Grenzen wissenschaftlichen Denkens und Forschens verwischen, tauchen sie hinab in das alte romantische Chaos, lassen sie den ersten, ruhigen Arbeitsertrag der zielsicher schaffenden Vernunft in religiösschweifende Wolken einer wissenschaftzerstörenden Kunstmagie verdampfen. Sie vermögen nicht, all die neuen gewaltigen Erkenntnisse der Menschheit zu einem modernen künstlerisch gesättigten, harmonischen Ritus des Lebens zu gestalten — danach strebt in der That unser aller tiefstes Bedürfnis —, sondern sie suchen abseits des Reiches der tagthätigen Vernunft ein romantisches Revier dunkler Sensationen und flackernder Erfüllungen als Jagdbezirk ihrer unzufriedenen Begehrlichkeit zu pachten. So nähert sich die Neue Gemeinschaft, die stolz darauf ist, am Born der neuesten Wissenschaft zu schöpfen, wider ihren Willen den Isolierzellen, in denen die Blumenmedien kühnere —, reichere und glücklichere Welten der Wunder aus Phosphor und weißem Tüll materialisieren ...

„Die Mitternacht war nahe schon. Der Theatersaal ist pechschwarz verdunkelt. Das Publikum hustet, plaudert, jede Minute öffnet sich eine Thür, ein Keil grellen Gaslichts dringt in die Todesnacht des Saales, und zugleich stolpert mit hinlänglichem Geräusch ein Nachzügler in das Parkett. Jetzt tönen feierliche düstere Signale von der Bühne. Langsam hebt sich der Vorhang. Ein Totenhain, vorn ein weißes Portal, schwarze lebendige Cypressen füllen den Raum, deren Duft die Todesstimmung der Nasen zu wecken sucht, — in blauer, leuchtender Unendlichkeit verschwebt die Scenerie. Aus der Nacht klingt, von einem unsichtbaren Künstler gespielt, ein Harmonium. Einen Augenblick gerät

man in Stimmung. Da tönt ein unterdrücktes Mädchenkichern aus einer Ecke, das sich bald mit einem soliden Mannsschnarchen mischt. Ein neuer Gemeinschaftler muß plötzlich hinaus, er thut das mit großer Lebhaftigkeit. Andere kommen herein, es ist eine ewige Unruhe — Pst! rufen in Pausen von zwei Minuten die entrüsteten Andächtigen. Es ist hinreißend stimmungsvoll, bezaubernd gruselig.

„Auf dem dunklen Rednerpult erscheint ein Schauspieler, nur die Blätter, von denen er abliest, sind beleuchtet. Er trägt die tiefsinnige indische Legende von den Senfkörnern vor. Das Publikum wird ersucht, sich in indische Nirwana-Stimmung gebührend zu versetzen.

„Der Saal wird erhellt. Die Neue Gemeinschaft reibt sich die Augen, reckt die fröstelnden Glieder, erkennt, daß sie noch lebt, erhebt sich von den Sitzen, nimmt die Operngläser an die Augen und beschaut, wer alles da sei. O, wie viel Bekannte giebt es doch auf dieser Erde! Die Lichtpause dauert etwas lange. Man gerät ins Schwatzen. Die jungen hübschen Frauen und Mädchen werden munter, die Herren geistreich. Man flirtet und kokettiert ein wenig. Man wird vergnügt. Ein Fest des Todes . . .

„Pst! — die Nacht senkt sich wieder auf den Saal. Holbeins Totentanz zieht in Lichtbildern vorüber. Man gerät in die lehrhafte Stimmung eines dankenswerten künstlerischen Anschauungsunterrichts. Leise Harmoniumakkorde versuchen die ruhige Anschauung zu dämonisieren.

„Nach Bachs Air das hebräische Schicksalslied Kol Nidrei, ein Weltzusammenbruch und eine Weltschöpfung in Tönen. Die Neue Gemeinschaft gedenkt prozentual ihrer Väter und der schaurigen Macht des Schofar-Horns.

„Es werde Licht! Julius Hart hat das Wort. Mit einem bewundерungswürdigen Ernst und der Inbrunst eines Offiziers der Heilsarmee hält er eine ‚cheſechnete‘ Predigt über das Leben des Todes. Aus allen Behältern des Universums sucht er sich die prunkendsten Bilder und Gleichnisse zusammen. Unter einem Haufen Fixsternen thut er's nicht. Als er von dem Wachsen des Embryo entzückt schwärmt, grinsen und zirpen etliche Jungfrauen der Neuen Gemeinschaft. Er schwelgt in der ältesten Mystik pantheistischer Schwärmereien und verkündet als moderne Lehre eine Art konfuser Seelenwanderung der Atome.

„Nach dieser Beleuchtung hat der Tod seine indisch-hebräisch-christlichen Schrecken endgiltig verloren. Es darf hell im Saale bleiben; und das Publikum langweilt sich enttäuscht bei einer musikalischen Novität . . . Endlich naht die Schlußmimik. Des alten Romantikers Novalis Gesang der Toten wird scenisch dargestellt, ein Schattenspiel in verschleierndem Dämmer, violettem — natürlich! — Helldunkel. Ein Kind sogar hat in der Loge als Kleinster der Neuen Gemeinschaft die müden Augen wach halten müssen, um in dem lebenden Bild des Todes stumm mitzuwirken . . . Gegen zwei Uhr nachts stirbt Isolde den Liebestod auf dem Harmonium. Uebernächtig erstürmt die Neue Gemeinschaft die alten Garderobenräume. Auf den fahlen Gesichtern zeigen sich die Kratz-

furchen eines energischen Katers. Den Sensationslüsternen ist die Sache bei weitem nicht gespenstisch, beinerschütternd genug gewesen. Andere trauern, daß ein so vorzügliches Konzert durch ein so mühseliges Brimborium verunstaltet wurde. Da die Neue Gesellschaft den guten Geschmack hat, in den Vororten zu hausen, und Herr Thielen keinen Extrazug des Todes zugestanden hatte, blieb man den Rest der Nacht in der Kneipe. So endigte das allermodernste Fest des Todes — der Neuen Gemeinschaft."

Ernst Haeckel hat in seinen „Lebensrätseln" darzulegen versucht, wie er sich etwa den Ersatz der kirchlichen Gottesdienste dächte: als ein Zusammenwirken der Künste und Wissenschaften. In diesem „Feste des Todes" ist der Haeckelsche Traum bis zu einem gewissen Grade Wahrheit geworden. Ist er wirklich so verführerisch? Reichen derartige Veranstaltungen auch nur an bloßem Stimmungsgehalte, an symbolischem Reichtum an die christlichen Feste heran, an das Weihnachts- und Osterfest mit ihren Ewigkeitsschauern und ihren unergründlichen Liebesmysterien? Selbst ein Organ wie das „Berliner Tageblatt" gab der „Neuen Gemeinschaft" zu verstehen, daß sie besser daran gethan hätte, abends zeitig zu Bett und dann am Sonntagmorgen hübsch artig in die Kirche zu gehen. Sie würde dann viel nachhaltigere seelische Eindrücke gewonnen haben. Der Mitarbeiter des „Vorwärts" beleuchtet die Sache natürlich von seinem Standpunkte aus und so bemüht er sich, eine mächtige Grenzlinie zwischen der Weltanschauung der Neuen Gemeinschaft und der seiner Partei zu finden, deren angebliche streng vernunftgemäße Klarheit in Gegensatz zu der Unklarheit der „Intellektuellen" gebracht wird. In Wahrheit sind die Unterschiede nicht so groß. Es ist derselbe öde, unfruchtbare Materialismus, dem beide huldigen. Nur empfinden die mehr künstlerisch veranlagten Intellektuellen die innere Leerheit und Kälte ihrer Welt stärker, als die ganz aufs Nüchterne und Prosaische gerichteten „Genossen". Ist doch der bourgeoise Materialismus die geistige Nährmutter der sozialdemokratischen Theorien. In der Praxis freilich kann die Partei mit diesen Theorien nichts ausrichten, und so ist sie genötigt, immer und immer wieder auf das Christentum zurückzugreifen. Und auch darin wieder zeigt sich die absolute Unentbehrlichkeit und Unüberwindlichkeit des Christentums.

* * *

So ist es denn auch nur eine nachgeschwätzte Fabel, daß die „moderne Wissenschaft" die Grundlagen des Christentums zerstört habe. Diese Grundlagen werden von der Wissenschaft überhaupt nicht berührt. Ins Unendliche reicht der Arm der Wissenschaft nicht, ihre Herrschaft hat dort ein Ende, und es beginnt das Reich des Gemütes. Und das Gemüt wird sich von keiner Wissenschaft vorschreiben lassen, was es notwendig braucht und was nicht. Das Gemüt ist souverän, seine Herrschaft ist mit ihm zur Welt gekommen, und was es braucht, nimmt es sich frei und fröhlich von Gottes Gnaden. Aber es ist auch ein Irrtum, etwa zu glauben, die Wissenschaft könne dem Christentum ernstlichen Abbruch thun, wenn sie hier oder dort einen Stein aus

seinem kirchlich-dogmatischen Gefüge loslöst. Das Christentum hat nicht nur einen solchen, sagen wir körperlichen Leib, sondern auch einen rein geistigen, einen göttlichen, der unzerstörbar und unverletzbar ist. Das sind die ewigen Wahrheiten des Christentums, die unveränderlichen sittlichen Gesetze, welche die eigentlichen Realitäten des Lebens ausmachen, die sich am Ende immer durchsetzen und deren Verkennung und Bruch sich an der Menschheit immer auf das schwerste gerächt haben.

Nicht die Wissenschaft hat die Herrschaft des Christentums im Volke untergraben, sondern die Verkennung und der Bruch jener Realitäten, ihre Entstellung und Verfälschung durch die führenden und herrschenden Klassen, durch die, welche als die offiziellen Wächter und Vertreter des Christentums gelten. Kann man vom Volke Christentum verlangen, wenn man es ihm in der Verzerrung unlöslicher Widersprüche, in der Verfälschung mit den allermenschlichsten Nützlichkeitsgründen vorführt und vorlebt? Wenn, wo es sich nur immer um einen Konflikt zwischen Christentum und menschlicher Bequemlichkeit handelt, immer das Christentum sich demütig unterordnen muß? Wie will man für dieses, jeder beliebigen noch so ungöttlichen und unsittlichen Nützlichkeit liebedienerisch sich beugende Christentum Verehrung und Begeisterung verlangen? Wo sollten die wohl herkommen? Kann man es dem Volke verdenken, wenn es einem solchen, vor jedem niedrigen menschlichen Gelüst zurückweichenden „Christentum" mit Verachtung den Rücken kehrt? Seien wir gerecht: es ist gut, es ist ein Zeichen für die Gesundheit des Volkes, daß es von einem solchen Christentum nichts wissen will. Gebt ihm das wahre Christentum, reicht ihm das echte Lebenswasser, und ihr werdet sehen, mit wie durstigen Zügen es den köstlichen Trank schlürfen wird. Das Volk dürstet und lechzt nach dem Christentum, aber es wendet sich mit Ekel von dem verunreinigten Brunnen, der ihm so häufig als Christentum ausgegeben wird. Man denke an die Stellung hochchristlicher Kreise, ja sogar evangelischer Geistlicher in der Duellfrage, an gewisse Kundgebungen von hoher Stelle über Religion und Politik, an die christliche Glorifizierung einer „Hunnenpolitik" und des Militarismus als ewig „gottgewollter" Ordnung, an die bestialischen Greuel in den Kolonien, nicht nur den englischen, und an so vieles, vieles andere, das jeder von uns täglich im öffentlichen und privaten Leben mit seinen eigenen Augen und Ohren sehen und hören kann. Ja Christen sind's leider heute schon, öffentliche Bekenner des Christentums, welche die ewigen Realitäten ihrer Religion den vermeintlichen Wahrheiten ihrer selbstkonstruierten „realpolitischen" Systeme unterordnen. Es giebt evangelische Pfarrer, die den Anschauungen eines Nietzsche nicht mehr allzu ferne stehen, die auf ihre Visitenkarten drucken: „N. N., Stadtvikar und Reserveleutnant im X. Regiment", und die es, wie ein alter Offizier in der „Täglichen Rundschau" kürzlich bezeugt hat, „bedauern", durch ihr Amt verhindert zu sein, vorkommenden Falles an ihren „geliebten Brüdern in Christo" im Duell zum Totschläger zu werden! Wer kann's da dem Manne aus dem Volke verdenken,

wenn er sich etwa von einem Seelenhirten, von dem ihm solche Gesinnungen bekannt sind, keine heilige Amtshandlung verrichten lassen will? Ich thät's wahrlich auch nicht und würde solchem Wolfe im Schafspelze die Thür weisen, wenn er die Dreistigkeit haben sollte, mir seinen geistlichen Beistand leihen zu wollen. — —

„Ich versichere dir, daß ein Land, welches z. B. eine ungerechte Eroberung gemacht, genommen hat, was ihm nicht gehört, die ganze Gesellschaft zum Mitschuldigen macht, die Moral jedes einzelnen lockert, die Feder des Gesetzverdrehers, das Brecheisen des Diebes, das harte Wort des Vorgesetzten zuspitzt — ach, es hebt das Herz aus seinem Rechte, in der Familie wie in der Gesellschaft."

Mit diesen so schönen, wie wahren und beherzigenswerten Worten Björnsons leitet Fr. W. Foerster-Zürich einen Aufsatz über „christlichen Macchiavellismus" ein, der kürzlich in dem von Wilhelm Schwaner herausgegebenen „Volkserzieher" (Berlin N., 54) erschienen ist. Möge der treffliche Aufsatz meine obigen Ausführungen ergänzen und zu reiflichem Nachdenken anregen. Möge er zur Klärung der leider so furchtbar aktuellen Frage „Moral und Politik" beitragen, die stumpfen Gewissen schärfen, und denen, die sich den Blick für die einzig wahren Realitäten nicht trüben lassen, den Rücken stärken. Es ist hoch an der Zeit, daß das Christentum gegen das Surrogat, das man statt seiner einschieben will, mobil macht.

„Wenn ein Christ weltlicher Politiker wird," schreibt Herr Foerster, „so vollzieht sich in ihm meist eine interessante psychologische Entwicklung. Er wird von den äußerlichsten und oberflächlichsten Realitäten und Sophismen des politischen Machtkampfes weit mehr gefangen genommen als der Ungläubige. Denn da das Sittengesetz zu ihm nur aus altehrwürdigen Urkunden und Gleichnissen und aus den Legenden einer weit zurückliegenden Kultur spricht, so kommt er gar nicht auf den Gedanken, daß dieses Sittengesetz selber ein Ausdruck fundamentaler Realitäten des menschlichen Gemeinschaftslebens sein könne, sondern er betrachtet die sittliche Forderung als etwas, was aus einer andern Welt in das Diesseits hineinragt, trostreich und wertvoll vielleicht für das intimste Innenleben des Menschen — aber verwirrend und verderblich, wenn es in die Auseinandersetzung der großen sozialen und wirtschaftlichen Interessengruppen eingreift.

„Es ist darum höchst bezeichnend, daß der Macchiavellismus neuerdings von keiner Seite so prinzipiell und mit einer so naiven Unkenntnis der realpolitischen Bedeutung ethischer Gesichtspunkte verteidigt und gepredigt worden ist, wie von einer Reihe deutscher Politiker, die aus dem christlichen Lager kommen. Was der ‚Hunnenpastor' Naumann in dieser Beziehung geleistet hat, ist ja weiteren Kreisen bekannt geworden. Ich möchte mich heute einmal mit einem jüngeren Anhänger auseinandersetzen, der in der ‚Christlichen Welt' (Nr. 44) einen Artikel über ‚Christentum und Nationalismus' veröffentlicht hat, der wegen seiner typischen Bedeutung zu einer Entgegnung einladet.

„Dr. Maurenbrecher beklagt sich zunächst mit anderen Genossen darüber, daß die Unterordnung der Politik unter die christliche Ethik notwendig den Christen aus der Politik hinaustreibe. Man nahm mit solchen Forderungen einfach dem politisch thätigen Menschen das gute Gewissen, daß auch er in seiner politischen Aktion in einer sittlich berechtigten Arbeit stehe. Das heißt auf gut deutsch: diese Christen fühlen, daß das Gewissen ‚feig' macht, daß es dem Menschen die gesunde Energie der Aktion raubt, und darum möchten sie gern von diesem Gewissen gründlich erlöst werden, um ungestört ihren ‚Machtinstinkten' dienen zu können — natürlich nur in der Politik; denn im Privatleben gedenken sie durchaus Christen zu bleiben: sie glauben daran, daß der Mensch mit zwei Gewissen leben könne. Ich möchte demgegenüber zunächst fragen, warum man dann nicht überhaupt den Eintritt des Christentums in die heidnische Welt als ein höchst bedauerliches Ereignis betrachtet? Denn in der heidnischen Welt war ja das absolute Aufgehen des individuellen Gewissens in der Staatsräson nur Thatsache. Erst das Christentum mit seiner Lehre vom Heil der Seele und vom unendlichen Wert jeder Einzelseele hat den Zwiespalt in die Welt gebracht. Darum auch die Abneigung der römischen Imperialisten gegen die ersten Christen. Die Christen machten keine Tierhetzen und Gladiatorenspiele mit; sie predigten sogar dagegen, obwohl diese blutigen Veranstaltungen nach dem Urteile des Plinius zur Sozialpädagogik, zur richtigen Anpassung der individuellen Seele an die Machtpolitik des römischen Weltstaates gehörten. Dem Christen aber war die Loslösung seiner Seele von aller passiven und aktiven Mitschuld an bestialischem Treiben höchstes Gebot. Diese Trennung der Einheit des individuellen Gewissens und der Staatsräson hat gewiß zunächst zu einer schweren sozialen Krisis geführt. Es schien den damaligen Imperialisten genau so unverantwortlich und gemeingefährlich wie den heutigen Imperialisten. Aber es ist doch eine unbestreitbare Thatsache, daß die Heiligsprechung des individuellen Lebens, das vertiefte Erbarmen und Mitgefühl, was durch das Christentum damals in Widerspruch mit der Staatsräson in die Welt gebracht ist, daß das allein das geistige Ferment einer neuen und reicheren sozialen Formation wurde, die sich aus dem Zusammenbruch der alten Ordnungen allmählich erhob. Und eine Politik, die sich von diesen Lebensfundamenten aller modernen Gesellschaft trennen und wieder die heidnische Skrupellosigkeit gegenüber dem individuellen Leben zurückwünscht — die schwebt buchstäblich in der blauen Luft, und wenn sie mit noch so viel realpolitischen Phrasen einherstampft.

„Doch hören wir genauer, in welchem Sinne und in welchem Maße Dr. Maurenbrecher die Politik von den sittlichen Mächten emanzipieren will! Er sagt u. a.:

„Sobald man sich selbst gebunden fühlt an eine höhere Verantwortlichkeit, die über die Achtung des individuellen Wertes des Nächsten hinausgeht, hat man die Freiheit, mit gutem Gewissen alle Mittel zu gebrauchen, deren

Gebrauch bei der Politik durch die Natur der Sache gefordert wird. Es ist möglich, daß man im Einzelfalle den Konflikt der pflichtgemäßen Rücksichtslosigkeit mit dem Ideal der zarten Rücksichtnahme auf die anderen selber bitter empfindet. Aber man wird diesen Konflikt immer als eine Versuchung beargwöhnen, die geeignet ist, einen vom rechten Wege abzubringen. Wenn man es religiös ausdrücken will, so kann man sagen: der Politiker hat das Bewußtsein, daß er gerade darin Gott dient, daß er die Zwecke der Gemeinschaft über die des einzelnen Individuums hinaushebt.'

„Sehr schön. Ob sich wohl Herr Maurenbrecher klar darüber ist, daß jeder Bombenwerfer sich diese Argumentation zu eigen machen kann? Die höhere Verantwortlichkeit, die über die Achtung des individuellen Wertes des Nächsten hinausgeht, diese ist beim Terroristen einfach das Bewußtsein, einer neuen Gesellschaftsordnung zum Heile aller den Weg zu bahnen. Darum sagt auch der Attentäter in Björnsons ‚Ueber die Kraft' mit blendender Sophistik: ‚Das Christentum empfing sein Leben vom Kreuze, das Vaterland von den Gefallenen. Keine Erneuerung außer durch den Tod.' Ist das nicht scheinbar so einleuchtend, wenn wir bedenken, daß wir doch auch sonst die Aufopferung des Individuellen für die Gesamtheit preisen und als den Kern alles echten Heldentums preisen? Aber es ist ein ungeheurer Unterschied, ob dieses Individuum sich selbst zum Opfer darbringt oder ob es vergewaltigt und von anderen geopfert wurde. Christus wurde ans Kreuz geschlagen, gerade weil er den Versucher von sich gewiesen hatte und sein Reich nicht durch gewaltsamen Eingriff in das Leben der anderen aufrichten wollte. Aber eben durch die geistig-sittlichen Kräfte, die er durch dieses Beispiel in der Welt erzeugte, wurde er der Begründer einer neuen Gesellschaft, die das alte römische Weltreich überwand.

„Wer aber auch nur ein einziges Menschenleben zertritt, um damit ein Hemmnis neuer sozialer oder politischer Ziele aus dem Wege zu räumen, der nimmt damit ja der neuen Ordnung gerade das Element ihres inneren Zusammenhaltes, nämlich die Heiligung des Menschenlebens, die Scheu vor rohem Eingriff in die Sphäre des Nächsten — geistige Mächte, ohne deren Walten das Dämonische in der Menschennatur das Uebergewicht über das Soziale erhält und widerstandslos in alle Lebensordnungen einbricht. Als Faust schonungslos das Eigentum und das Leben von Baucis und Philemon aufgeopfert hat, um Raum für seine gewaltigen Pläne zu schaffen, da erscheinen ihm die düsteren Gestalten, die Sorge und die Not — ein tiefes Symbol für die uralte Wahrheit, daß jede noch so hohe soziale Schöpfung den Keim des Zerfalles in sich trägt, wenn sie errichtet wird auf Kosten des konsequenten Erbarmens und der gewissenhaften Sorgfalt mit dem ärmsten Menschenleben — also der Seelengewalten, die allein die Basis aller höheren sozialen Ordnung — alles reicher entwickelten Ineinandergreifens der Kräfte bilden.

„Wenn ich einen Menschen niederschlage, der mir im Wege steht, so ist das ein sehr realer Erfolg. Das Hemmnis ist fortgeräumt. Bei dieser Rea-

lität bleiben nun die Realpolitiker vom Schlage des Herrn Naumann und Maurenbrecher stehen. Und doch ist es klar, daß der reale Effekt meiner Handlung mit dem Niederschlagen des Hemmenden noch keineswegs zu Ende ist. Die eigentliche Wirklichkeit, nämlich das Weiterwirken dieser Handlung, beginnt nun erst: die Rückwirkung, welche dies Niederschlagen auf mein eigenes Innere hat, welche Kräfte da geweckt und welche zerstört werden, und wie diese innere Veränderung etwa meine Leistungsfähigkeit für kompliziertere Aufgaben affiziert, welche Gegenwirkung mir ferner aus dem Niederschlagen erwächst seitens meiner ‚Umwelt', und ob diese Gegenwirkung vielleicht weit hemmender auf meiner Aktionsfähigkeit lasten wird als das ursprüngliche Hindernis. Die Erkenntnis dieser ‚Wirklichkeiten' gehört doch wohl unzweifelhaft auch zu derjenigen umfassenden Abschätzung des realen Lebens, auf der meine Handlungen beruhen müssen, wenn sie mich wirklich an die Wahrheit des Lebens ‚anpassen' sollen. Und da eben taucht die Frage auf, ob nicht vielleicht *das, was wir Sittengesetz nennen, auf einer viel tieferen und gründlicheren Deutung des realen Gesamteffektes bestimmter Handlungsweisen ruht* als die oberflächliche und fragmentarische Interpretation des Lebens, auf welche sich die sogenannten Realpolitiker berufen. Und damit komme ich auf den wesentlichen Gesichtspunkt, der von den christlichen Machtpolitikern unserer Tage mit einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit behandelt wird: der ethische Standpunkt gegenüber den großen Aktionen der Politik ist kein Standpunkt außerhalb der Erde und außerhalb der Realitäten unseres gegebenen Daseins, sondern er ist ein Standpunkt, von dem aus die Wirkungen unserer Handlungen weiter in den Gesamtzusammenhang der Dinge verfolgt und demgemäß auch in ihrem Werte oder Unwerte für die Grundlagen unseres Lebens sorgfältiger festgestellt und tiefer erkannt werden, als das von dem Standpunkt des im Fieber der Aktion stehenden Politikers geschehen kann. Für Aristoteles besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Ethik der Politik übergeordnet werden müsse — eben weil alles menschliche Handeln nur dann den richtigen Ansatzpunkt in der Wirklichkeit finden kann, wenn es mit der breitesten Orientierung über die Thatsachen und Verkettungen des Lebens in Einklang gesetzt wird. Unsere Politiker aber scheinen um so mehr von der Hand in den Mund leben zu wollen, je verwickelter die menschlichen Wechselbeziehungen sich gestalten.

„Treitschke äußerte einmal die Ansicht, daß die Politik moralischer werden könnte, wenn die Moralisten politischer würden, d. h. wenn sie begriffen, daß die Grundsätze für das politische Handeln aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates genommen werden müssen. Sehr richtig, aber wenn nun gerade aus einer tieferen soziologischen Analyse dieser Lebenszwecke und ihrer Bedingungen folgte, *daß die ethischen Kräfte die eigentlichen Fundamente des staatlichen Lebens* sind und daß *der Existenzkampf einer Gemeinschaft heute geradezu abhängt von der Stärke und Unantastbarkeit der sittlichen Empfindungen*, welche den

Menschen mit dem Menschen verbinden und die ungemessene Selbstsucht niederhalten? Treitschke gilt den meisten Deutschen als der Typus des Wirklichkeitskenners, und doch giebt es nichts Abstrakteres als seine politischen Theorien. Er sucht Dinge miteinander zu vereinigen, die das wirkliche Leben niemals vereinen kann. Er ist im Grunde auch der geistige Vater der lebensunfähigen Abstraktion, welche die deutschen Nationalsozialen zur Grundlage ihres Programms gemacht haben, nämlich der Idee, daß man nach außen rücksichtslose Machtpolitik treiben und dabei nach innen sozial und sittlich wirken, also gleichzeitig das Recht des Stärkeren proklamieren und den Schutz der Schwachen und den Gedanken der Solidarität fördern könne. Es heißt in den ‚Vorlesungen über Politik': ‚Im Innern des eigenen Staates dagegen muß die Moral unendlich viel reiner und reizbarer sein; denn die Ordnungen des eigenen Staates sind mir heilig.'

„Wenn eine solche Isolierung der weltpolitischen Grundsätze vom Volksleben möglich war in den Zeiten, als die hohe Politik allein von den Kabinetten gemacht wurde und als der Fluch der Gewaltthat demgemäß auf einen engeren Kreis beschränkt blieb — so kann heute im Zeitalter der Demokratie an eine solche Isolierung des Infektionsherdes absolut nicht mehr gedacht werden; heute, wo die politischen Entscheidungen in der Seele des Einzelnen mitvollzogen werden und ihn mitschuldig werden lassen durch sein Ja oder Nein, wo im blitzschnellen Nachrichtendienst mit sensationellen Photographien das ganze Volk unmittelbar vor die Bühne des Welttheaters rückt und mit der Anbetung des Erfolges alle sittlichen Werte auch für seine eigenen kleinen Lebensverhältnisse umwertet. Oder glaubt man etwa, daß die Gewissenhaftigkeit, die auf einem Gebiete lächerlich gemacht wird, nicht auch auf allen anderen Gebieten an ihrer Berechtigung irre werden wird? Ob sich Treitschke wohl jemals die Frage vorgelegt hat, welche unermeßliche Bedeutung es gerade für die Heiligkeit jener ‚inneren Ordnungen' haben würde, wenn der verantwortliche Leiter eines Staatswesens die universelle Bedeutung von Rechtsgefühl, Wahrhaftigkeit und Selbstbeschränkung einmal durch die ganze Führung seiner Politik und den ganzen Ton seines Redens sanktionieren würde, statt offen zu proklamieren, daß Unrecht zu Recht wird je nach der Zahl der Menschen, die eine Aktion ins Werk setzen! ‚Der Staatsmann', sagt statt dessen Treitschke, ‚hat nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen; das ist die Tugend des Mönches' — das klingt sehr schön, ist aber doch unendlich kurzsichtig. Die Geschichte weiß von keinen Völkern zu berichten, die infolge von Wahrhaftigkeit und Rechtssinn zertreten worden sind, und wo das so schien, da hat ihre höhere Kultur nur zu schnell die rohere der Eroberer in sich aufgesogen und nachträglich besiegt. Rauchende Trümmer sind vielmehr immer das Ende jeder Politik des Uebermutes und der treulosen Selbstsucht gewesen, und es ist wahrlich der Gipfel der Verblendung, wenn uns da Realpolitiker wie

Treitschke mit dem bekannten ‚Die Geschichte lehrt uns‘ die politische Bedeutungslosigkeit der sittlichen Werte nachweisen wollen.

„Zum Schluß seiner Ausführungen behauptet Dr. Maurenbrecher noch, daß eine durch ethische und christliche Bedenken gebundene Politik das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Zukunft in den Wind schlage. ‚Politik‘, so heißt es da, ‚ist Arbeit der gegenwärtigen Generation für die zukünftige, heißt Schaffung der Lebensbedingungen, unter denen unsere Kinder und Enkel ihr Dasein verbringen müssen. Hier nur eine Spur von Vorteil aus der Hand geben, den man im gegenwärtigen Augenblick erringen kann, ist ein Frevel an der Zukunft der Völker. Ihr wollt die Leute christliche Politik lehren, und ihr macht sie direkt unsittlich, indem ihr ihnen das tiefste Motiv der Sittlichkeit aus dem Herzen reißt, das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Zukunft der eigenen Kinder.‘

„Gemach! Gemach! Zunächst wollen wir bemerken, daß auf Grund dieser Argumentation, dieser kopflosen Panik gegenüber der Zukunft der eigenen Kinder, jeder Kapitalist, Hauseigentümer oder Fabrikant ‚zur Schaffung der Lebensbedingungen seiner Kinder‘ die skrupellosesten Mittel zu gründlicherer Bereicherung ergreifen dürfte. Der Fabrikant kann sich aus diesem ‚tiefsittlichen Motiv‘ weigern, gegenüber seinen Arbeitern auch ‚nur eine Spur von Vorteil aus der Hand zu geben‘; der Hausbesitzer kann arme Mieter auf die Straße setzen und der Kapitalist gewagte Spekulationen machen ‚ohne Rücksicht auf den Wert des individuellen Lebens.‘ Wollen Sie das, Herr Maurenbrecher? ‚Nein, ich meine das nur für die äußere Politik.‘ Ach so. Ich glaube, über eine solche Hokuspokus-Psychologie brauche ich kein Wort mehr zu verlieren. Und solch *Hinwegsetzen über die allerrealsten Zusammenhänge des Lebens* nennt man dann ‚*Realpolitik*‘!

„Einen Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Zukunft kann man gerade in jeder Art von Macht- und Gewaltpolitik sehen, die da *zu Gunsten augenblicklicher Erfolge Raubbau triebe an dem nationalen Grundkapital des Rechtsgefühls und des Gewissens.* Hätten unsere Urgroßväter und Großväter in einer äußerlichen Machtpolitik ihre Aufgabe gegenüber der Zukunft erblickt, so hätten wir wahrscheinlich jetzt keine weltbeherrschende Industrie. Unsere industriellen Erfolge ruhen auf der großen wissenschaftlichen Vergangenheit Deutschlands, und diese wissenschaftliche Kultur wiederum ruhte auf jenem deutschen Idealismus, der jetzt zu Gunsten des Erfolges und des robusten Zugreifens lächerlich gemacht wird. Verteidigen wir nur die sittlichen Fundamente aller menschlichen Gemeinschaft gegen die Politiker mit dem kurzen Blick und der raschen Hand und wahren wir den Schatz des Erbarmens und des Rechtsgefühls in der menschlichen Gesellschaft — dann braucht uns um die Zukunft unserer Kinder nicht bange zu sein. Auch nicht um die materielle Zukunft. Denn *nicht als Raubtiere, sondern als Menschen* haben wir unsere Triumphe über die Naturkräfte gewonnen, und

jede Bändigung der Dämonen im menschlichen Innern bedeutet einen Zuwachs an geistiger Kraft und kollektiver Energie für die Menschheit und damit auf die Dauer auch einen Zuwachs an Herrschaft über Natur und Leben.

„Alle Spekulation auf ‚Machtinstinkte‘ und niederstampfende Selbstbehauptung aber ist eine Spekulation auf die Welt der untermenschlichen Kräfte — und die alte Volkssage hat recht, wenn sie meint, daß schließlich jeder vom Teufel geholt wird, der sich seiner zum Lebenserfolge bedient — auch eine ganze Nation. Denn der Teufel schert sich nicht um die Zahl.“

Die Stimme eines Predigers in der Wüste! Es ist bezeichnend, daß sie nicht aus Deutschland, sondern aus der „freien“ Schweiz ertönt. Fast unsere gesamte „patriotische“ und „unparteiische“ Presse schwimmt im seichten Fahrwasser eines geist- und gewissenlosen Opportunismus, predigt „Raubbau an den heiligsten Gütern um des Augenblickserfolges willen.“ Aus der Zeitschriftenlitteratur, in der man früher noch dann und wann ein Wort der Selbstbesinnung verderblichen Tagesströmungen gegenüber hören konnte, schallt uns dieselbe Weise entgegen. Aber eben das Schlimmste ist, daß sie auch in Blättern ein Echo findet, die dem Volke und den Gebildeten als Vertreter christlicher Weltanschauung gelten. Jeder frisch von der Schule kommende junge Fant, der in politischen Broschüren und Geschichtswerken ein Weniges herumgeschmökert hat, will heute schon ein kleiner Bismarck sein und dünkt sich als großer „Realpolitiker“ über den „rückständigen“ Idealismus seiner Väter erhaben. Und doch waren's diese Idealisten und nicht der realpolitisch schmökernde junge Fant, welche die Freiheitskriege geschlagen und das Deutsche Reich begründet haben. Bismarck würde für eine solche altkluge, blasierte Jugend, die an alle Dinge nur noch den Maßstab des Nutzens legt, bestens danken. Er hat, wenn er auch selbst stets das Reale im Auge behielt, seine Politik doch wesentlich auf den deutschen Idealismus gestützt und durch ihn seine größten Erfolge errungen. Und er würde den jungen überklugen Realpolitikern von gestern abend drastisch zu Gemüte führen, daß sie ihm gar keinen besseren Dienst erweisen, und daß sie gar keine bessere Realpolitik treiben könnten, als indem sie sich selbst die jugendliche Begeisterung für alles Große, Gute und Schöne, den Schatz des alten deutschen Idealismus bewahrten. Wenn schon an den verantwortlichen Staatsmann der Konflikt zwischen politischen Notwendigkeiten und sittlichen Möglichkeiten herantreten mag, so berechtigt das noch lange nicht jeden beliebigen Herrn X. oder Y., aus seinem politischen Glaubensbekenntnis die Moral als etwas Ueberflüssiges und mit der politischen Bethätigung Unverträgliches auszuschalten. Quod licet Jovi, non licet bovi.

* * *

Kaiser Wilhelm hat seiner Zeit zur Erinnerung an die Opfer des Chinakrieges ein eigenhändig entworfenes Gedenkblatt gestiftet. Darauf ist u. a. die

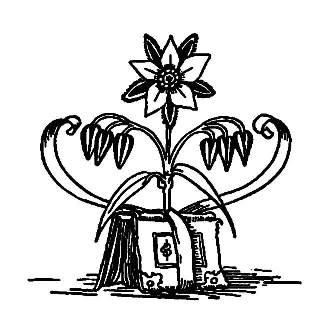
Germania im Purpurmantel dargestellt, mit der hocherhobenen Linken einen Lorbeerkranz haltend und mit der Rechten auf den mit dem Reichsadler geschmückten Schild gestützt. Am unteren Ende der Widmung befindet sich die Reichs-Kriegsflagge mit dem Eisernen Kreuz, sowie ein Christuskopf in Medaillonrahmen, neben welchem auf Goldgrund die Worte stehen: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Ev. St. Joh. 15, Vers 13.“

Ich muß gestehen: meinem Empfinden hat diese Zusammenstellung von Christus mit den Emblemen des Krieges und der weltlichen Macht nicht entsprochen. Purpur und Lorbeer sind Symbole weltlicher Eitelkeit, die Kriegsflagge bauscht sich über vergossenem Menschenblut — mit alledem hat Christus nichts zu schaffen. Und auch das wundervolle Wort aus dem Johannes-Evangelium hätte ich in einer anderen Anwendung lieber gesehen, als in dieser. Denn nicht so verstehe ich es, daß die „große Liebe“ für die „Freunde“ sich durch das Töten irgend welcher „Feinde“ erweisen sollte oder auch nur könnte, sondern der Heiland preist den Opfertod, den wir in der Befolgung seines Gebotes der Liebe duldend für unsere Freunde erleiden, gleichwie er selbst ihn erleiden werde und erlitten hat, wie ihn seine Jünger für ihn und sein Evangelium erleiden würden. Lautet doch der vorhergehende Vers: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe.“ Und der auf das kaiserliche Zitat folgende: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete.“ Christus aber gebietet unter keinen Umständen die Tötung des Nächsten, er verbietet sie aber unter allen Umständen. Kein einziges christliches Blatt, kein Diener am Wort hat sich gemeldet, die gegen diese Theologie ihres Summus Episcopus irgend etwas einzuwenden gehabt hätten.

Des Kaisers ehrliche Ueberzeugung von der Möglichkeit seiner Auslegung, seine gute Absicht bei der Komposition des Entwurfs sind ja über jeden Zweifel erhaben. Aber welch eine verschiedene Auffassung des Christentums von der, die wir anderen sogenannten Christen aus dem Evangelium gewonnen haben. Wird jenes Christentum jemals im Volke noch Eingang finden? Kann es dazu beitragen, dem Volke die Religion zu erhalten? Ich glaub's nimmer. Welche Wirkung die Feinde des Christentums von einer solchen Auslegung unserer Religion erwarten, bekundet der „Vorwärts“, der sie seinen Lesern mit den üblichen Unterstreichungen vorsetzt.

Die gefallenen Krieger haben die von ihrem Kaiser ihnen zugedachte Ehrung gewiß verdient. Es wäre gegen eine solche Ehrung an sich nichts zu erinnern. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß Christus aus diesem Zusammenhange fortblieb. Sollte er aber auf dem Blatte vertreten sein, so mußte er als alleiniger Herrscher über Leben und Tod erscheinen, so durfte er seine Majestät nicht mit dem vergänglichen Purpur und Lorbeer irdischer Macht und Herrlichkeit teilen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ — —

Solange der Krieg ein notwendiges Uebel bleibt, ist es unser aller Pflicht und Schuldigkeit, an diesem Uebel mitzutragen, und sind diejenigen, die Freiheit und Vaterland mit Leib und Leben decken, aller irdischen Ehren wert. Aber wir dürfen aus der Not nicht eine Tugend machen, und wenn auch der Einzelne gegen das bestehende Uebel machtlos ist, so sind wir doch in unserer Gesamtheit alle vor Gott verantwortlich für jeden Tropfen Blutes, der vergossen wird. Uns diese unsere Verantwortung tragen zu helfen, gnädig mit uns ins Gericht zu gehen, uns unsere notgedrungene Schuld zu vergeben, dazu sollen wir Gott anrufen, nicht aber als eine heidnische Gottheit, die, nach Art der griechischen Götter im trojanischen Kriege, selbst parteinehmend für ihre Helden eingreift und ein leidenschaftliches Wohlgefallen an dem Gemetzel hat. Wir müßten uns denn in der That das Wort zu eigen machen, daß „Gott stets auf seiten der stärkeren Bataillone“ stehe, ein Wort, das darum nicht minder frevelhaft bleibt, weil es ein großer König gesprochen hat. Die Religion wird auch unserer irdischen Wohlfahrt je mehr Segen stiften, je weniger wir sie mit weltlichen Interessen verquicken, je eifersüchtiger wir über ihre ungetrübte ideale Reinheit wachen. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen.“



Der Rechtfertigungsversuch des Kunstwarts.

Im zweiten Februarhefte seines Kunstwarts macht Herr Avenarius den Versuch, sich mit der Abfertigung auseinanderzusetzen, die der Türmer ihm notgedrungen hat angedeihen lassen. Der Versuch wird nicht nur — was ja vorauszusehen war — mit unzulänglichen, sondern leider auch — was ich denn doch nicht erwartet hätte — mit nicht einwandsfreien Mitteln unternommen, Mitteln, deren richtige Benennung ich aus Gründen der Höflichkeit den Lesern überlassen möchte. Ueber den verzweifelten Versuch, die fortgesetzten Gehässigkeiten des Kunstwarts gegen den Türmer und seinen Herausgeber zu beschönigen und mit einer tragischen publizistischen „Pflicht" zu bemänteln, kommt Herr Avenarius nicht hinaus. Aber was viel schlimmer, was geradezu bedauerlich: Herr Avenarius hat nicht den Mut, seinen Lesern mitzuteilen, was ich denn eigentlich zur Abwehr seiner Angriffe gegen mich und zur Kennzeichnung seiner eigenen Gepflogenheiten geschrieben habe. Bis auf einzelne wenige herausgerissene Sätze und besonders Vokabeln hat Herr Avenarius meine ganzen Ausführungen seinen Lesern geflissentlich — vorenthalten und verschwiegen. Wie man ein solches Vorenthalten und Verschweigen noch anders und zutreffender bezeichnen kann, will ich abermals aus Gründen der Höflichkeit und — Schonung den Lesern anheimstellen. Denn Herr Avenarius kann einem in der heillosen Lage, in die er sich durch seine engherzige Scheelsucht und seine anmaßenden Uebergriffe selbst hineingeritten hat, wirklich schon leid thun!

Freilich mußte Herr Avenarius das von ihm beliebte Verfahren einschlagen, wollte er seinen Lesern thatsächliche Unwahrheiten suggerieren, wie die, ich hätte auf seine Gründe gegen das Verwerten einzelner Stellen aus Privatbriefen — nur darum handelte es sich — sachlich „nichts" geantwortet. Er hat noch die Kühnheit, dieses „nichts" gesperrt zu drucken! Jeder, der meine Ausführungen gelesen hat, weiß, daß das eine Unwahrheit ist. Nur um das Gedächtnis des Herrn Avenarius aufzufrischen, zitiere ich aus meiner Abwehr:

„Ich hatte um so weniger Anlaß, der Anregung der Verlagshandlung nur wegen der bloßen Nichtüblichkeit des Verfahrens zu widerstreben, als diesen Zuschriften von gänzlich unbeeinflußten, wildfremden Privatleuten aus der Elite des deutschen Lesepublikums, aus den besten Kreisen des deutschen Volkes in sehr vielen Fällen sehr viel mehr Wahrhaftigkeit und innerer Wert beizumessen ist, als den Besprechungen eines gewissen Teils der Presse, deren Aeußerungen doch auch der Kunstwart in seinen Reklamen ausgiebig verwertet. Wie dort nach Partei- und Geschäftsrücksichten, mit oberflächlichen Phrasen und gedruckten Waschzetteln, mit Kameraderie und Clique vielfach gewirtschaftet wird, das weiß ja niemand besser als Herr Avenarius, und gerade Herr Avenarius. Muß das Urteil eines dem Herausgeber völlig unbekannten gebildeten Privatmannes in angesehener Lebensstellung durchaus niedriger eingeschätzt werden als das Urteil irgend eines Schmoks, als die Kritik der Clique über das Cliquenmitglied u. s. w. u. s. w.? — da giebt es ja, wie Herr Avenarius wiederum ganz genau weiß, die sonderbarsten Spielarten. Herr Avenarius legt hier denn doch auf das gedruckte Wort ein Gewicht, das er ihm sonst nicht beizulegen pflegt."

Ist das „nichts“? Ist das keine „sachliche“ Erwiderung? Aber Herr Avenarius hat es mit seinen Grundsätzen als oberster Wächter und Richter über den Anstand der deutschen Presse und Litteratur für vereinbar gehalten, diese doch wohl kaum zu widerlegenden Gründe seinen Lesern zu verschweigen und ihnen statt dessen eine objektive Unwahrheit aufzutischen.

Das Weitere in seinen Ausführungen sind im wesentlichen unfreiwillige Bestätigungen meiner auf dokumentarische Beweise gestützten Behauptungen. Herr Avenarius versucht die Gehässigkeit der Kunstwart-Angriffe gegen mich und den Türmer dadurch abzuschwächen und zu verdunkeln, daß er die betreffenden Stellen mit dem ganzen, nicht zur Sache gehörigen Brimborium drum und dran noch einmal abdruckt, während ich nur den „süßen“ Kern wortgetreu herausgeschält hatte. Dazu steht Herrn Avenarius Raum genug zur Verfügung, der ihm offenbar für eine ehrliche Mitteilung der Ausführungen seines Gegners fehlt. Aber es hilft ihm nichts. Herr Avenarius ist nicht in der Lage, mir auch nur in einem einzigen Falle nachzuweisen, daß der Sinn der betreffenden Stellen in meiner Wiedergabe im geringsten gelitten habe. Bei einer Stelle macht er den Versuch, indem er nämlich behauptet, das Wörtlein „fromm“, das Herr Bartels meinem Namen anzuhängen beliebt hat, sei als Gegensatz etwa zu ungläubig und unchristlich gebraucht worden, ungefähr in dem Sinne, wie „Sozialdemokrat“ und „national“ Gegensätze bezeichnen sollen. Das mag schon sein, schließt aber keineswegs den beabsichtigten Beigeschmack frömmelnder Beschränktheit aus, der mit dem Wörtlein „fromm“ bekanntermaßen verbunden wird, zumal wenn man es auf eine Persönlichkeit anwendet, für die man offenbar kein übermäßiges Wohlwollen hegt. Oder hatte Herr Bartels wirklich das Bedürfnis, mir damit das höchste Lob zu erteilen, das man einem Menschen zollen kann? Denn wer hat das Recht, für fromm zu gelten? Ich halte Herrn Bartels für ehrlich genug, selbst zuzugeben, daß ihm ein solcher Beigeschmack des Wörtleins wohl bewußt gewesen ist, als er es mit mir in Verbindung brachte, und ich stelle Herrn Avenarius hiemit anheim, Freund Bartels selbst darüber zu befragen.

Die Berechtigung meiner Zurückweisung: Herr Avenarius habe allen Grund, vor seiner eigenen Türe zu kehren, wird von ihm selbst auf das bündigste bestätigt. Er mag wohl eingesehen haben, daß gegen die Fässer von selbstverspundetem Weihrauch und auf Gegenseitigkeit beruhender Anerkennung, die ich ihm aus seinem wohlassortierten Lager auf Wunsch gern herangerollt hätte, doch nicht anzukämpfen ist. Und er zieht daher ein notgedrungenes Geständnis vor. Freilich tänzelt er dabei an meinen „Vorwürfen“ mit etwas gezwungener Leichtigkeit vorüber —: er jodelt sein Geständnis mit der urwüchsigen Unbefangenheit und Harmlosigkeit des naiven Naturburschen in die Welt, als handle es sich eben um etwas ganz „Selbstverständliches“. Ich hatte geschrieben:

„Ich gestehe, daß ich zu solchen privaten Urteilen fremder Leute mehr Vertrauen habe, als etwa zu den Empfehlungen der Werke des Herausgebers in dessen eigenem Organ, wie solche in manchen Blättern, z. B. in Avenariussens ‚Kunstwart‘, — ja, leider Avenariussens Kunstwart! — verzapft werden. Dort empfiehlt nämlich der Bartels den Avenarius, und der Kunstwart-Avenarius den Bartels



Und dann empfiehlt der Bartels seine eigenen Sachen und der Kunstwart-Avenarius thut desgleichen. Wünschen Sie Proben, Herr Avenarius, mehr als eine? Ich kann Ihnen damit aufwarten und noch mit manchem andern mehr. Ihr ‚Kunstwart' ist ja eine wahre Fundgrube für wohlwollende Selbsteinschätzung, und Sie reden ja, ach, so gern von Ihren eigenen Tugenden, Verdiensten und Erfolgen! Aber damit werden Sie sich nicht ‚reinigen', daß Sie zur Empfehlung Ihrer Werke im redaktionellen Teile Ihres Blattes Fußnoten bringen, in denen Sie mit ‚gerührter Gebärde' oder, wie Sie so hübsch zitieren, ‚mit einem heitern und einem traurigen Auge' beklagen, daß der liebe böse Bruder Bartels den löblichen Brauch des ‚Kunstwarts' durchbreche, im ‚Kunstwart' nie über die Werke seines Herausgebers und seiner Mitarbeiter zu sprechen. Mit solchen Scherzen werden Sie bei mir und wohl auch bei andern — ‚kritiklosen' Leuten wenig Glück haben."

Damit sucht sich nun Herr Avenarius wie folgt abzufinden:

„Und was wirft er uns vor? Daß im ‚Kunstwart' selber die Werke des Herausgebers und seiner Mitarbeiter empfohlen werden. Der Kunstwart ist eines der ganz wenigen Blätter, die über Bücher seiner Mitarbeiter keine scheinbar unparteiischen Rezensionen bringen (auch diese Behauptung ist mit Vorsicht zu genießen! D. T.), aber empfohlen, klar und offen von uns aus empfohlen, selbstverständlich, das werden sie, wenn's am Platz ist, denn für die Kunstwart-Leser vor allen übrigen sind unsre Bücher bestimmt. Was ist dabei vorzuwerfen? Und was ist vorzuwerfen daran, daß wir uns, nachdem wir zehn Jahre lang für unsre Ziele kaum beachtet gekämpft, der endlichen Erfolge freuen? Nach Goethe sind's die Lumpen, die den Bescheidenen spielen, wenn sie auf Thaten zurücksehen dürfen, und daß wir das dürfen, wer bestreitet's uns?"

Herr Avenarius drückt sich wirklich sehr gemäßigt aus, wenn er die männiglich bekannte, schier unerträgliche Selbstbespiegelung und gegenseitige Beweihräucherung,, die er in seinem Kunstwart u. s. w. seit Jahren betreibt und zu einer wahren, seine Leser hypnotisierenden Virtuosität ausgebildet hat, bescheiden ein „Sichfreuen" am Erfolge nennt. Goethe-Avenarius meint, nur die Lumpe spielten den Bescheidenen. Ich möchte Herrn Avenarius gewiß nicht unterschätzen, aber ich glaube, um mit so großen Worten um sich werfen zu dürfen, müßte er schon selbst so eine Art Goethe sein; und dazu fehlt ihm vielleicht doch noch einiges. Wenn Herr Avenarius den Bescheidenen nur „spielen" kann, so ist das sehr bedauerlich. Wahre Bescheidenheit hat noch niemand geschändet, und ich kann trotz meiner „Kritiklosigkeit" in litterarischen Dingen Herrn Avenarius mit voller Bestimmtheit versichern, daß Wolfgang Goethe viel, viel bescheidener war als Ferdinand Avenarius.

Herr Avenarius hält Empfehlungen seiner eigenen Werke in seinem eigenen Blatte für „selbstverständlich". Der — nach Herrn Avenarius — „den Ton unserer anständigen Presse verderbende" Herausgeber des Türmers hält dergleichen nun nicht für selbstverständlich, sondern für eine durchaus ungehörige und eo ipso parteiische Ausbeutung der publizistischen Machtbefugnisse für persönliche Interessen. Herr Avenarius kann den ganzen redaktionellen Teil sämtlicher Jahrgänge des Türmers durchstöbern, — er wird auch nicht eine einzige Empfehlung der Schriften des Herausgebers finden. Dieser leitet aus seiner Vertrauensstellung nicht das Recht für sich her, den Lesern seine Bücher fortwährend auszuhängen und aufzudrängen.

Nicht einmal in den Litteraturberichten des Türmer-Jahrbuchs wird der Name des Herausgebers auch nur erwähnt, trotzdem dessen Roman („Die Halben") in die behandelte Zeitspanne fällt und also schon deshalb wenigstens hätte genannt werden dürfen. Sehen Sie, Herr Avenarius, so können die Ansichten sogar über das, was „selbstverständlich" ist, auseinandergehen, — um wieviel mehr über die ästhetische Zulässigkeit eines durchaus loyalen Verfahrens in einem sich ehrlich und offen als Werbeschrift gebenden buchhändlerischen Prospekte. Für sich selbst nehmen Sie ja das Recht, mit allen polizeilich erlaubten Mitteln für Ihre Unternehmungen Tamtam zu schlagen, im weitesten Umfange in Anspruch, und die Art z. B., wie Sie Sich mit Freund Bartels gegenseitig lobhudeln, wirkt doch schon geradezu unästhetisch. Ich hätte Sie aber in Ihren naiven „Freuden" nicht gestört, hätte Ihnen Ihre kleinen Menschlichkeiten gewiß nicht aufgemutzt, wenn Sie mich nicht gezwungen hätten, Ihnen den Besen, den Sie mir darzureichen so aufmerksam waren, mit höflichem Danke zurückzureichen, damit Sie doch zunächst einmal gründlich vor Ihrer eigenen Thüre kehrten.

Herr Avenarius droht mir mit Veröffentlichung von Briefen aus dem Leserkreise des Türmers, die ihrer „Entrüstung" über mein „Gerede" gegen ihn Ausdruck geben sollen. Ich glaub's ihm gern. Der Leserkreis des Türmers ist groß, es lesen ihn auch solche mit, die noch kein innerliches Verhältnis zu ihm gewonnen haben, und es mögen ihn wohl auch Leute mitlesen, die von der langjährigen — Selbstzufriedenheit des viel älteren Kunstwarts fanatisiert sind. Ich bin nun aber in der Lage, ihm mit gleichem aufzuwarten, mit Briefen aus dem Leserkreise des Kunstwarts, die mir zum Teil allerdings auch ihre Mißbilligung aussprechen: darüber nämlich, daß ich so lange zu den Anzapfungen des Kunstwarts geschwiegen, daß ich eine solche unbegreifliche Lammsgeduld an den Tag gelegt, und daß ich in meiner Abwehr den Kunstwart viel zu sanft und rücksichtsvoll angefaßt und ihn nicht so behandelt habe, wie's ihm von rechtswegen für seine anmaßenden und scheelsüchtigen Uebergriffe gebührt hätte. Und da spricht Herr Avenarius von persönlichem „Beschimpfen" in meiner Abwehr! Ihr „Selbstgefühl", Herr Avenarius, muß doch in der That gar sehr „überreizt" sein, wenn Sie sich zu solchen Behauptungen versteigen. Wo habe ich Sie beschimpft? Sie dagegen bekommen das unerhörte „Kunststück" fertig, wörtlich über mich zu schreiben: „Er sieht im Kunstwart nichts als — den Konkurrenten, der ihm das Geschäft verderben will." Das in die Welt zu schleudern, hat derselbe Mann die Stirn, aus dessen boshaftem Ausfall gegen den Türmer der ganz gewöhnliche grüne Neid förmlich phosphoresziert. Ein stärkeres Stück als diese auf die Arglosigkeit der Leser berechnete Umkehrung und Auf-den-Kopf-Stellung der Thatsachen ist wohl kaum denkbar. Wann hat je der Türmer bis zu seiner notgedrungenen Abwehr im Januarhefte 1902 auch nur ein einziges unfreundliches Wort über den Kunstwart oder dessen Herausgeber gesagt? Thatsache dagegen ist, daß wo der Kunstwart und sein Herausgeber im Türmer erwähnt wurden, dies nur in freundlichem und wohlwollendem Sinne geschehen ist. Damit vergleiche man die Behandlung, die der Türmer im Kunstwart erfahren und schweigend bis zum äußersten über sich hat ergehen lassen. Und da wagt es Herr Avenarius, diese unanfechtbaren, notorischen Thatsachen in ihr direktes Gegenteil zu verkehren und mich als den hinzustellen, der aus

schmutzigem Geschäftsneide in **ihm** den Konkurrenten bekämpft!! Ich bedaure, für ein solches Verfahren keinen parlamentarischen Ausdruck finden zu können. Ich glaube aber, es ist darüber nur **ein** Urteil möglich.

Wenn der Kunstwart zum Schluß den Türmer für ein Blatt der „geistig Reifenden" erklärt — jedenfalls doch im Gegensatze zum Kunstwart, dem Blatt natürlich der geistig Erwachsenen und Ausgereiften, der „Gefestigten"! — und wenn er dabei auf das Goethewort von den „Werdenden" anspielt, die „immer dankbar" sind, so, meine ich, können wir Türmerleute uns das wohl gefallen lassen. Wo noch ein Werden, da ist noch eine Zukunft. Nur mit den Fertigen sieht's traurig aus, da ist keine Hoffnung mehr. Ich finde auch den anderen Teil der Sentenz im vorliegenden Falle durchaus angebracht: „Wer **fertig** ist, dem ist **nichts recht zu machen**". Dem Türmer gegenüber hat's der Kunstwart reichlich bewiesen. Ich will jedoch im Interesse des Herrn Avenarius selbst und seiner an sich verdienstlichen Sache aufrichtig hoffen, daß er doch noch nicht **ganz** „fertig" ist, daß er in der Sonne der Selbsterkenntnis und milder, neidloser Mitfreude und Menschlichkeit noch ein wenig nachreift und dann nur edlere Früchte zeitigt als Verunglimpfungen ehrlich strebender Berufsgenossen. „Kunst" **allein** thut's freilich nicht, und das Gottähnlichkeitsbewußtsein des „Fertigseins" erst recht nicht.

J. E. Frhr. v. G.



Briefe.

H. A. de B., C. — L., U. a. D. — M. S., J. — Friedi. — H. G., B. — A. B., W. — P. R., B. — O. D., C. a. H. — T., M. (Rhenanus). — **B. W. (B. J.), B. — H. M. G., A. (B.). — v. H., O. a. D., D. — H. N., Schloß A. (B. H.) — Dr. R., M. a. D. — E. R. — Fr. S., W., Post B. i. O. — E. F., L. i. S. — H. E.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

R. S., Z. Ihr Schriftchen werden wir der Beachtung unseres Referenten für Pädagogik empfehlen. Für die freundl. Zustimmung besten Dank!

Dr. C. B., R. Auch Ihnen verbindlichsten Dank für Ihre Kundgebung. — Die kleine Probe ermöglicht überhaupt kein Urteil. Freundl. Gruß!

E. L. geb. v. S., A. b. H., Schl. Ihr Brief, in dem Sie sich über unsere Ausführungen zur Polen- und Duellfrage äußern, hat uns recht erfreut. Verbindlichen Dank und Gruß!

Dr. A. S., W. — W. v. B., H. a. S. — O. C., K.-L. Verbindlichen Dank für die freundl. Zuschriften, die wir gelegentlich in der einen oder andern Weise hoffen verwerten zu können. Jedenfalls müssen wir uns das Weitere noch vorbehalten.

Prof. M. S., P. b. M. Ihrer Absicht dürfte am besten entsprochen werden, wenn wir Ihre Karte im vollen Umfange hier mitteilen. Sie schreiben: „In seiner sonst vorzüg-

lichen Zurückweisung des ‚Antichrist' (Türmer-Jahrbuch 1902) meint Prof. Heman, wir sollen Nietzsche danken, daß er uns das Bild Jesu nicht besudelt hat. Ich für mein Teil finde zu solchem Danke keine Veranlassung; denn im ‚Antichrist' finden sich folgende, wenn auch nur indirekt angreifende Stellen: ‚Ich habe vergebens im N. T. auch nur nach Einem sympathischen Zuge ausgespäht; nichts ist darin, was frei, gütig, offenherzig, rechtschaffen wäre .... es giebt nur schlechte Instinkte im N. T. .... Habe ich noch zu sagen, daß im ganzen N. T. bloß eine einzige Figur vorkommt, die man ehren muß? Pilatus .... der vornehme Hohn eines Römers, vor dem ein unverschämter, Mißbrauch mit dem Worte Wahrheit getrieben wird ....' Zudem hat Zarathustra sich eine direkte Besudelung zu schulden kommen lassen, wenn er Jesus eine ‚Pöbel-Art' nennt (4. Teil, ‚Vom höheren Menschen'). — Vielleicht findet der Türmer es für gut, auf diese empörenden Stellen im Briefkasten hinzuweisen, da sie zweifellos die weiteste Verbreitung verdienen und geeignet sind, sogar Uebermenschlein an ihrem Meister irre zu machen." — Verbindlichen Gruß!

M., M. Eine große wissenschaftliche Goethe-Biographie in der Art von Weltrichs Schiller-Torso fehlt bislang noch. Von den bekannten Biographien ist die von Heinemann gerade die am wenigsten wissenschaftliche. Herman Grimms Vorlesungen über G. sind wohl das subjektiv, Bielschowskis Biographie, deren zweiter und Schlußband nicht vor Jahresfrist erscheint, das objektiv beste, was wir haben. Auch R. M. Meyer ist subjektiv gefärbt, ein anregendes, aber auch recht anfechtbares Buch. Vortrefflich, doch nicht erschöpfend ist G. Witkowskis Goethe (Band I der Sammlung „Dichter und Darsteller").

A. L. v. L., M. Besten Dank für Uebersendung der „Meraner Zeitung" mit den Aufsätzen „Gegen den englischen Strom", in denen die Ausführungen des T. so kräftigen Widerhall gefunden haben. Freundl. Gruß!

Prof. Dr. A. F., W. i. H. Verbindlichen Dank für die Sendung. Bei Gelegenheit, d. h. sobald es im Zusammenhange mit anderen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete geschehen kann, wollen wir eine Besprechung des Buches gern veranlassen.

P. Z., E. b. A. Daß die kleine Novelle „Der Regenschirm des Herrn Konrektors" so schwere Zweifel in Ihnen wachgerufen hat, bedauern wir; vielleicht lassen sich aber Ihre Bedenken doch zerstreuen. Sie haben darin recht, daß es sich um keine landläufige Ehebruchsgeschichte handelt. Das Delikt ist überhaupt nicht die Hauptsache in der Novelle, es veranlaßt nur die völlige Aenderung in der Lebensauffassung des Konrektors, der durch das bitterste Leid hindurchgehen muß, um zu gesunden. Schon aus diesem Grunde ist Ihre Meinung, als rede die Novelle der Geringschätzung oder gar der Mißachtung des Weibes das Wort, sicherlich irrig. Die Frau Konrektor ist ganz als Nebenfigur gehalten, die Frage nach dem Wert oder Unwert des Weibes auch nicht einmal gestreift. Der Verfasser will weder, wie Sie vermuten, vor übereilten und ungleichen Ehen warnen, noch sonst dergleichen nützliche Mahnungen aussprechen. Höchstens eine Aufforderung zu lebendigerem Naturgefühl im allgemeinen läßt sich aus seiner Erzählung herauslesen. Keineswegs sagt er aber, wir sollten leben wie das Reh im Walde, der Tiger im Dschungel. — Und wenn es schon durchaus auf eine Lehre, eine „Moral von der Geschicht" hinauskommen soll, so ist es etwa folgende: Kehrt zur Natur zurück, stellt euch nicht hochmütig über sie, lernt alle Erscheinungen, lernt euch selbst und euer ganzes Leben aus den natürlichen Bedingungen verstehen und laßt das Gefühl von der Einheit alles Lebendigen in euch stark werden. Wollte man bei jedem Kunstwerk nach der Nutzanwendung, dem „fabula docet" forschen, so könnte man — cum grano salis — ja auch fragen, was wohl die Schöpfer der Venus von Milo oder des Apollo von Belvedere hätten beweisen wollen.

Berichtigung. In das Faustcitat Seite 542 hat sich ein bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. Die Zeile lautet bekanntlich: „Das preisen die Schüler allerorten" und nicht: „aller Art".

❧

D. L., N. Der I. Jahrgang des Türmers ist vergriffen, ein Nachdruck ausgeschlossen; dagegen konnten wir vom Türmer-Jahrbuch 1902 rechtzeitig eine neue Auflage herstellen, so daß wir noch eine Zeit lang mit Vorrat versehen sind.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


Digitized by Google

